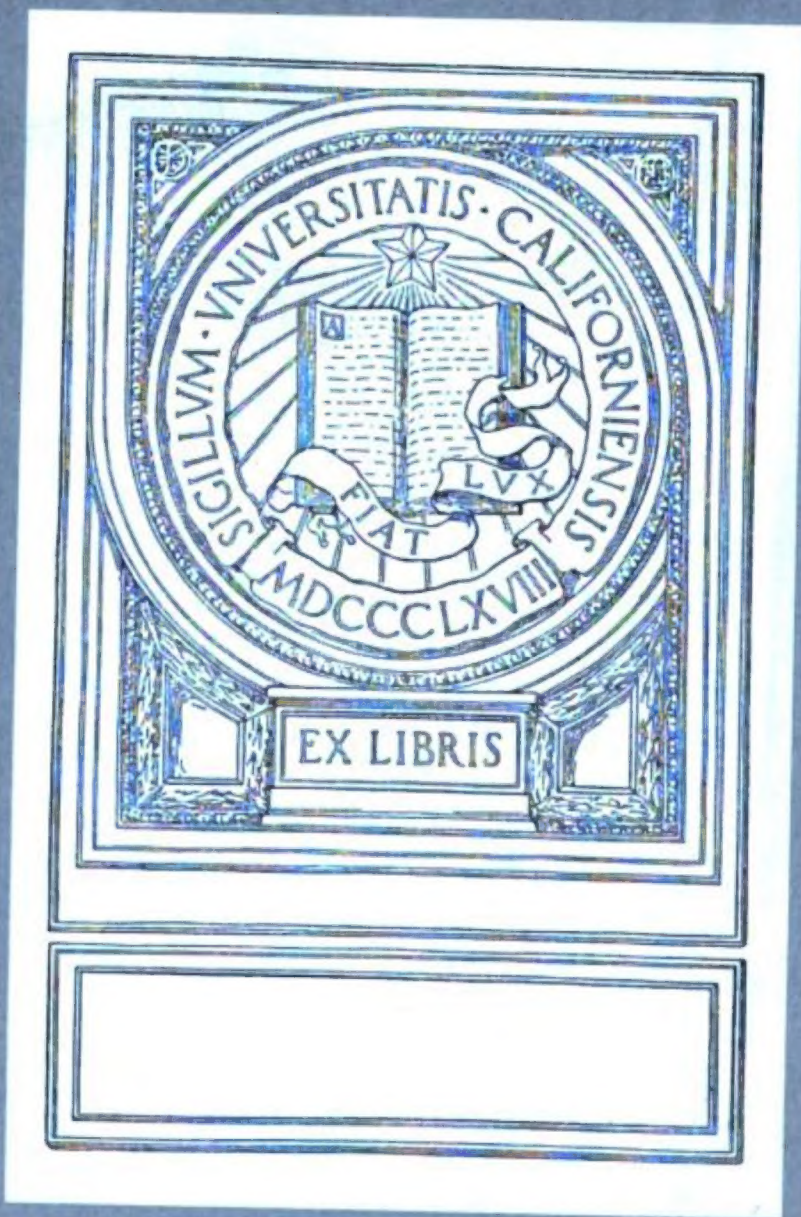




Nord un Süd





Siebzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1894.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Rudolf von Bennigsen, Ida Boy-Ed, Lord Rosebery.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

AP 30
N 6
1894:2

TO THE
MEMBERS

Inhalt des 70. Bandes.

Juli. — August. — September.

1894.

	Seite
Friedrich Althaus in London.	
Lord Rosebery. Ein Charakterbild	293
Friedrich Boettcher in Berlin.	
Rudolf von Bennigsen	36
Jda Boy-Ed in Lübeck.	
Die Letzten. Novelle	139
Georg Brandes in Kopenhagen.	
Das Buch Hiob. Autorisirte Uebersetzung von A. Neustädter ..	306
Moritz Brasch in Leipzig.	
Der Begründer der Völkerpsychologie. Eine Studie zu Moritz Lazarus' 70. Geburtstage	339
Alfred Freiherr von Eberstein in Wiesbaden.	
Feld-Telegraphie	52
Ludwig Fuld in Mainz.	
Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens	108
Bruno Gebhardt in Berlin.	
Kurd von Schlözer als Geschichtschreiber	383
Rudolf von Gottschall in Leipzig.	
Adolf Friedrich Graf von Schack	90
Alfred Holzbock in Berlin.	
In der dänischen Hauptstadt	118
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik	352
Richard Koehlich in Breslau.	
Der Crappist. Eine Skizze	112

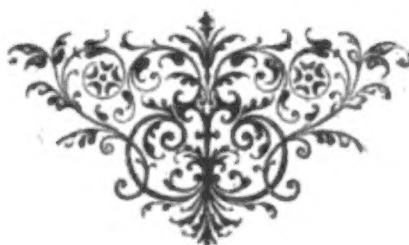
M48427

— Inhalt des 70. Bandes. —

	Seite
L. Lindemann in München.	
Ein fest. Skizze.....	402
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.....	217
Fr. Rubinstein in Berlin.	
Von Zeit und Ewigkeit. Ein Beitrag zur Psychologie des täglichen Lebens.....	193
Caesar Schoeps in Breslau.	
Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur.....	222
Franz Servaes in Berlin.	
Die Herkunft der modernen Malerei.....	202
Henryk Sienkiewicz in Warschau.	
Sei gelobt. Eine indische Sage. Uebersetzung aus dem Polnischen von Bronislawa Neufeld.....	399
August Silberstein in Wien.	
Der blaue Mayl. Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte.....	279
Alexander Swientochowski in Warschau.	
Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine Posner-Garfein.....	66. 162
Heinrich Teweles in Prag.	
Ida Boy-Ed.....	154
E. Vely in Berlin.	
Wohlthätigkeit. Novelle.....	1. 228
Bibliographie.....	128 264. 404
Bibliographische Notizen.....	134. 273. 412

Mit den Portraits von:

Rudolf von Bennigsen, radirt von Wilhelm Rohr in München; Ida Boy-Ed, Lord Rosebery, radirt von Johann Lindner in München.



Band 70. — Heft 208.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1894.

18.
Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlander.

Juli 1894.

Inhalt.

	Seite
<u>E. Dely in Berlin.</u>	
Wohlthätigkeit. Novelle.....	1
<u>Friedrich Boettcher in Berlin.</u>	
Rudolf von Bennigsen	36
<u>Alfred Freiherr von Eberstein in Wiesbaden.</u>	
Feld-Telegraphie	52
<u>Alexander Swientochowski in Warschau.</u>	
Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine Posner. Garfein	66
<u>Rudolf von Gottschall in Leipzig.</u>	
Adolf Friedrich Graf von Schack	90
<u>Ludwig Fuld in Mainz.</u>	
Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens	108
<u>Richard Koehlich in Breslau.</u>	
Der Trappist. Eine Skizze	112
<u>Alfred Holzbock in Berlin.</u>	
In der dänischen Hauptstadt	118
Bibliographie.	128
Besuch bei den Kannibalen Sumatras. (Mit Illustrationen.) — Culturbestrebungen der deutschen Juden im Mittelalter.	
Bibliographische Notizen.	134

Hierzu ein Portrait: Rudolf von Bennigsen.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF
CAMBRIDGE



P. v. Jerniqsen

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXX. Band. — Juli 1894. — Heft 208.

(Mit einem Portrait in Radirung: Rudolf von Bennigsen.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Wohlthätigkeit.

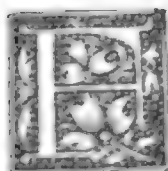
Novelle

von

E. Delg.

— Berlin. —

Verlag von
C. F. W. Müller



ritz!"

„Frau Commerzienrätthin!"

Die Frauenstimme erklingt aus dem Nebenraum, der Antwortende sitzt am Kamin und hat dem Glimmen der Kohlen im Dämmerlicht zugehört. Er ist eine breitschultrige, mächtige Gestalt, die sich behaglich zurückgelehnt hat in den tiefen Sessel, ein Kopf mit ergrauenden Haaren und klugen, blauen Augen, große Hände, die, wenn sie jetzt auch weich und gepflegt sind, doch nicht verleugnen, daß sie einst praktisch zugegriffen bei körperlicher Arbeit — das ist der Commerzienrath und vielfache Millionär Fritz Derffner.

Den Titel hat er erst kürzlich erhalten, und es macht ihm große Freude, ihn so oft als möglich angewendet zu hören oder ihn selber auszusprechen. Ein leichter Schritt kommt über den Teppich zu ihm heran.

„Noch im Dunkeln, Fritz?"

„Ja — mit mir und meinen Gewissensbissen!" giebt er zurück und wendet den Kopf nicht einmal zu ihr hin.

Sie lacht, es ist ein wohlthuender Laut. „Ach, Du, der Beste und Weichherzigste der Menschen!"

„Das ist es eben, daß Du mich für so gut hältst," protestirt er, und das kommt fast polternd heraus. „Aber — daß ich heuchle, kannst Du wenigstens nicht behaupten, ich sage es Dir immer, jeden Tag, Du überhäufst mich, Olga!"

Sie streicht ganz leise mit der schmalen Hand über sein Haar.

„Nun denn, mein Sünder, mein Tyrann und was Du sonst noch sein willst, laß mich bei meinem Glauben! So lange ich Dich für das halte, was ich in Dir zu sehen glaube, bist Du es mir ja —“

Er fängt ihre Finger mit einer raschen Bewegung und läßt sie dann ebenso hastig wieder los, als brennten dieselben bei der Berührung.

„Du hast für Alles Deine klugen Auslegungen, Olga —“ sagt er zwischen den Zähnen hin, und dann ist es nur ein undeutliches Gemurmeln, das nachkommt. Sie stützt sich auf die Lehne seines Sessels; sie ist eine ungewöhnlich große und sehr schlanke Frau, ihr graublasses Antlitz hat nicht den mindesten Reiz, ihre grauen Augen sind von mildem und klugem Ausdrucke, aber doch solche, die weder gefallen noch abstoßen, das einzig Hübsche können nur Kenner feinerer Art schätzen, es ist das reiche, aschblonde Haar, das sich in seltener Fülle um ihren Kopf legt, der so schwer daran zu tragen hat, daß sie ihn immer ein wenig nach vorn geneigt hält.

Sie mag dem Ende der dreißiger Jahre nahe sein und gehört zu den weiblichen Wesen, die niemals jung und frisch ausgesehen haben; der Commerzienrath zählt zwanzig mehr, und doch passen sie zu einander, ist der Unterschied nicht einmal bemerklich.

„Fritz,“ küstert sie, „dies wird Dir nun bald zur fixen Idee. Und ich meine, es ist nicht gut, wenn ich so weit fort gehe und Du die Räume leer findest. Soll ich Licht anzünden lassen?“

„Nein — es ist behaglicher so,“ sagt er, den lispelnden Laut seiner westfälischen Heimat nicht verleugnend.

„Setz Dich auch her. Du bist eben erst nach Hause gekommen?“ fragt er dann, als sie den Stuhl ihm gegenüber gerückt. Die aufzuckenden Lichtflammen beleuchten sie Beide.

„Und habe nur oben mein Kleid gewechselt,“ erzählt sie. „Der Aufenthalt in der Volksküche ist nicht gerade der behaglichste, und ich bringe immer ein Kochparfüm in den Kleidern mit — aber Du solltest sehen, wie ich bereits gelernt, die Fleischrationen sicher abzutheilen, es ist Alles im Leben Übung und guter Wille —“

„Und Deine Fabrikshule?“

„Oh, vortrefflich, namentlich ruft es eine lustige Stimmung hervor, wenn ich, wie kürzlich zu Deinem Geburtstage, ihnen ein Fest gebe.“

„Machst mich wohl gar zu einem nationalen Helden?“ jagt er, zwischen Lust und Unlust kämpfend.

„Zu einem populären Namen hast Du den Deinigen gewiß gemacht,“ entgegnet sie, „und es hat mir gar nicht schlecht gefallen, als der Lehrer Dich den Kindern als „Kind aus dem Volke“ rühmte und an Deinem Beispiel zeigte, zu welcher Hochachtung und Wohlhabenheit man durch Fleiß und Energie gelange. Und wie dann die jungen Kehlen in ein schmetterndes Hoch auf Dich ausbrachen — ach, Fritz“ — ihre Stimme zittert vor Be-

wegung, und sie greift mit der Hand über die Lehne des Sessels und umfaßt mit ihren schlanken Fingern seine breiten.

„Weißt Du, Fritz, daß ich an alles Andere eher gedacht hätte, als daß ich eine „wohlthätige Frau“ werden würde. — Aber Du hast es so haben wollen, vor zwei Jahren meintest Du, es sei nun an der Zeit, auch in irgend eins der Comités zu treten — Wir sind ja unter der Hand in Deinen Arbeiterfamilien wohlthätig genug gewesen, so daß ich die Nöthigung nach außen nicht recht einsah. Aber — Dein Wunsch — Du kennst mich ja und mußt nun auch zugeben, daß ich mich auf dem neuen Posten recht gut mache.“

„Wo thätest Du das nicht, Olga!“ sagt er halblaut.

Sie überhört das und biegt sich noch ein wenig mehr herüber: „Gesteh' mir nun aber auch Eins, die Eitelkeit sprach bei Dir mit — Du wolltest mich in dem Comité sehen, wie jene anderen Frauen unseres Kreises auch, und ganz in der Ferne schwebt Dir die „herkömmliche Auszeichnung“ vor, die allerhöchsten Orts einmal diesen unermüdblich für das Wohl Anderer wirkenden Damen wird. Ja, Du bist eitel für und auf mich! Obwohl ich in unseren vier Wänden bekenne, daß es heute noch nichts Herrlicheres für mich giebt, als allein Dir zu leben, für „Dein Wohl“ zu sorgen.“

„Du — bist ein Engel, Olga!“

Sie lacht, und das klingt erfrischend und humorvoll.

„Keine Ueberschwänglichkeiten, Fritz. Als ich damals meine Hand in Deine legte, gelobte ich mir vielerlei — ich habe einsehen lernen, das war noch längst nicht genug!“

„Damals!“ sagt er, wie in Träumerei an Vergangenes verloren, und dann schweigen sie Beide, in ihrem harmonischen Einverständnis wissend, daß ihre Gedanken sich mit dem gleichen Stoff beschäftigen.

Damals!

Ein Arbeiterkind, aus sehr unerfreulichen häuslichen Verhältnissen stammend, hat er von der Pike auf gedient, als Schlosserlehrling an den Eßen und Schraubstühlen gearbeitet, mit unsäglich herben Entbehrungen sich die Mittel zu einer Fachschule errungen, mit der Technik am Tage gekämpft und sich den Schlaf gestohlen, um theoretische Bildung einzubringen. — Und dann kam „ein Anfang“ mit kleinen Mitteln und sehr wenig Aussicht, aber mit eisernem Fleiß und gleichem Willen.

Und so hat er's zum wohlhabenden Fabrikherrn, dann zu Reichthum und Ansehen gebracht, wie ein König geehrt in der Fabrikstadt, wie ein Vater geliebt von seinen Arbeitern.

Lange ist er einsam durch's Leben gegangen. Freunde und Fremde haben gespottet:

„Für das Umschauen nach einer Frau nimmt er sich keine Zeit.“

Da hat er in einer Abendgesellschaft, zu welcher er nur ganz gezwungen ging, Olga Wantrup getroffen. Sie war aus dem Süden gekommen, eine

Cousine der Hausfrau, von Beruf eine „angehende, nützliche Tante“, wie sie ihm nach den ersten fünf Minuten mit dem liebenswürdigen Humor erzählte, der an ihr so erfrischend wirkte.

„Ohne Talent zu irgend einem Talent“, ziemlich weltlich erzogen als Tochter eines Bildhauers, besaß sie Mittel genug, unabhängig zu sein, und die Laune, nützen zu wollen, wo es nicht als „Muß“ von ihr verlangt wurde. Im elterlichen Heim, das sie früh durch den Tod von Vater und Mutter verlor, hatte sie das „Können“ in jeder Beziehung schätzen lernen, durch den Umgang mit Menschen von jeder Berufs- und Lebensklasse hatte sie große und freie Anschauungen gewonnen.

So, ein „Ich“, das nicht nach außen reflectirte, sondern „für sich“ — „in sich“ sich ausleben wollte, trat sie dem Mann der Arbeit gegenüber. Und er, der manchmal noch befangen war, fühlte sich frei und leicht beim Plaudern mit ihr. Sie wußten aber gegenseitig nicht, wie viel sie sich schon geworden, bis die Stunde des Scheidens kam.

Als ihre Hände in einander lagen und ihre Blicke sich trafen, da kam die Erkenntniß über sie. Sie war die Tapfere, sie lachte und wollte über den Augenblick hinscherzen, aber ihn übermannte er.

„Gehen Sie nicht, Olga, ich kann Sie nicht entbehren — bleiben Sie bei mir, seien Sie mein Weib!“

Das war keine schlichte, aus dem Herzen kommende Werbung gewesen. Erstaunt sahen die Mütter hübscher, jüngster Mädchen, die immer noch auf eine Befehung des Millionärs gehofft hatten, ihn die zweiunddreißigjährige blasse Olga Wantrup vorziehen.

Die Thatsache, daß ein gastliches Haus sich aufthat, in dem sie die Honneurs so machte, daß selbst Fritz Derffner nach kurzer Zeit die ihm noch anklebende Schüchternheit an ihrer Seite überwand, ließ alle kritischen Zungen, die ihr sonst wohl den Anfang und die Stellung erschwert hätten, zu ihrer Lobpreisung übergehen — sie wurde für eine „musterhafte Frau“ erklärt.

„Olga!“

„Fritz!“

Etwas Hohles ist in seiner Stimme, „Du sagst, man ist das, wofür der Andere uns hält — wenn Dir nun einmal die Augen aufgingen und Du erkennen müßtest, daß Du in einer Selbsttäuschung befangen warst —“ er hüstelt, als werde es ihm schwer — „in Bezug auf mich!“

„Närrischer Mensch, Du sprichst ja doch nicht im Ernst!“

Ein Ruck, der Sessel kracht unter dem Gewicht seines Körpers.

„Wenn — wenn ich Dir ein Geständniß zu machen hätte —“

„Du?“

Ein rother Flammenschein zuckt über ihr Gesicht, es sieht jünger und beinahe schön so aus. „Mußt Du etwa, um Dein Gewissen zu erleichtern, bekennen, daß Du mir ein wenig gegrollt hast, weil ich nicht ganz so selig wie Du über „den Commerzienrath“ war?“

Sie legt den Arm um seinen breiten Nacken. „Als ob es Etwas in der Welt gäbe, das Dich größer in meinen Augen machen könnte, zu höheren Ehren zu erheben vermöchte, als Du sie für mich besitzt.“

„Und wenn es nun gar etwas gäbe, daß mich kleiner, — sogar wie erbärmlich erscheinen ließe?“

Er wartet in dem Dämmerlicht auf ihre Frage, seine Finger haben sich tief in die Atlaspolster des Sessels gegraben, ein leichtes Keuchen ist in seiner Stimme, eine Unruhe in seinen Füßen, die auf dem persischen Teppich scharren.

„Frit!“ — was sie sagen will, bleibt ungesprochen. Der Diener tritt ein und entzündet die Gaslampen, erst am Kamin, dann den blickenden Venetianischen Kronleuchter — nun taucht sich auch das Nebenzimmer in die Lichtfluth, dann der dritte Raum.

Der Commerzienrath Derffner beschattet die Augen mit der Hand, als thue ihm die Helle weh, aber was soll er dagegen sagen, es ist sein eigener Befehl, stets Licht um sich verbreitet zu sehen, und der Diener hat sich schon um drei Minuten über die bestimmte Zeit verspätet.

„Es ist ein unangenehmes Schneegestöber,“ sagt Frau Olga, mit einem Blick nach den Fenstern, vor denen jetzt die Vorhänge niedergelassen werden. Alles ist wohllich in diesen Räumen und wohnlich, nichts überladen, nichts von zu großem Reichthum redend. Gute Bilder, hübsche Marmorgruppen geben etwas künstlerisch Ausschmückendes, charakterisiren die Bewohner.

In dem hellen Licht ist der Commerzienrath ein Anderer geworden, das Unsichere, Erregte weicht plötzlich aus seinem Wesen.

„Ich muß noch einen Gang durch die Fabrik machen,“ sagt er.

„Ohne Deinen Thee, nein, das dulde ich nicht!“

Sie giebt dem Diener einen Wink und schiebt dann ihren Arm durch den des Gatten. So gehen sie ein paar Mal in dem großen Zimmer mit einander auf und nieder, tactgemäß ist's — sie hat sich ja in allen Dingen ihm angepaßt. Die Commerzienrätthin ist schmucklos und einfach gekleidet, sie weiß, äußere Zuthat macht weder ihre Person hübscher, noch gilt sie etwas in den Augen ihres Mannes — aber auf den „Nahmen“ für sich und ihn, auf das Heim hält sie. Nun lassen sie sich wieder auf dem alten Plätzchen nieder.

Der Diener rückt den kleinen Porzellantisch an ihre Seite, die Flamme flackert schon unter dem silbernen Kessel. Sie hat feingeformte Hände und es sieht gut aus, wenn sie sich in häuslicher Beschäftigung bewegen.

Dann bleibt der Diener stehen, während sich ihr Gatte mit Ergebenheit fügt, zuvor den Nachmittagstrank zu nehmen.

„Gnädige Frau, es ist auch Jemand draußen, der Sie zu sprechen wünscht — eine Frau.“

„Wer?“

„Jemand von meinen Armen?“

„Ich kenne sie nicht, Frau Commerzienrath,“ erwidert der Diener, welcher erst seit Kurzem im Haus ist. „Sie meint, ich solle nur sagen: Die Mutter von der Toni — Toni Baumann — hieß es, glaub' ich.“

„Ach!“ der Laut kommt aus Fritz Derffners Munde, und er scheint selber davon überrascht, denn er schweigt eben so schnell wieder.

„Toni — freilich, meine Näherin — sie soll krank sein,“ sagt die Hausfrau, ohne den Kopf zu heben und die Einmischung des Gatten zu bemerken. „Ich möchte Deinen Thee nicht vernachlässigen, Fritz, hast Du etwas dagegen, wenn ich hier ein paar Worte mit der Frau spreche? ich habe das Mädchen immer gern gehabt.“

„Ich, wie sollte ich!“ erwidert der Commerzienrath, aber es ist mit so erstickter Sprache, daß Olga nach ihm hinüber sieht.

„Doch nicht Dein Herzklopfen, Fritz?“

„Nein — nein!“

Nach wenigen Secunden schiebt sich mehr, als sie geht, eine kleine Gestalt durch die Thüre, welche der Diener hinter ihr schließt. Sie sieht in dem braunen Mantel mit dem großen Kragen kugelrund aus, rund und gedunsen ist auch das Gesicht, das aus einer schwarzen Kapuze blickt.

„Gu'n Abend!“ sagt die Frau kurz und schweigt dann wieder. Vielleicht macht sie der Raum mit der ungewohnten Helle befangen; ihre kleinen, listigen Augen gleiten über die Spiegel, die Bilder, die Möbel mit einem tarirenden Ausdruck und suchen dann die beiden Menschen an dem silberblitzenden Theetisch.

Wie sie keinen Muth zur Anrede findet, — so deutet nämlich Frau Olga ihr Schweigen, — fragt diese: „Sie sind die Mutter der Toni — also —.“

„Ja!“

Der Commerzienrath sitzt, sein Gesicht mit der Hand beschattend, regungslos auf seinem Platz.

„Und Sie kommen?“ — hilft die Dame nach.

„Ich komm' — ja —“, — wieder stoßt die Zunge, und die Blicke wandern durch den Raum, prüfend, schäbend, und um den breiten Mund zuckt es, und dann schieben sich die Hände hervor unter dem Mantel. Sie stecken in wollenen Handschuhen und falten sich über der Magengegend. Es ist etwas Drolliges und Widerwärtiges zugleich in der Erscheinung des Weibes. „Ich habe nämlich immer schon kommen wollen,“ fährt sie fort, „aber die Toni hat es nich' gelitten. Und daß ich hier bin, weiß sie auch nicht.“ Ein krächzendes Lachen. „Na ja, die Toni is ein hübsches und zierliches Ding, um ich habe oft schon Noth mit den Leuten gehabt, daß sie nicht glauben wollten, daß es meine Tochter wäre. Na, ich habe es ja im Taufschein, Toni, Tochter der Wittwe Minna Baumann. Was ihr Vater war, der konnte sich sehen lassen, Fassbinder is er gewesen, von dem hat

ſie's mit dem Ausſehn. Na, er war ein ſchlechter Kerl un is nach Amerika, un ich habe das Barm aufzubringen gehabt."

„So!“ etwas gedehnt klingt dies eine Wort, und die Commerzienrätthin ſendet dabei einen prüfenden Blick über die ſeltſame Geſtalt hin.

„Wie die Männer ſind,“ fährt die Frau fort, „erſt beſchwaten, dann in's Unglück ſtürzen, und dann gehen ſie ihrer Wege! — Es is 'ne Sorte, hat ſchon meine Mutter geſagt.“

„Ich meine,“ fällt Frau Olga ein, um den Redestrom zu unterbrechen, „die Toni muß Ihnen Freude machen — ſie iſt fleißig, beſcheiden —“

„Na ja — na ja,“ gluckſend kommt das über die breiten Lippen, „daß hat ſich auch man ſo!“

Der Löffel klinkt in der Taſſe des Commerzienraths, während Frau Olga jagt: „Ich habe mehrmals nach Ihrer Tochter geſchickt, und ſie hat ſtets ſagen laſſen, ſie ſei krank —“

„Na, ja —“

„Was fehlt ihr denn, kann man etwas thun?“

Die Wittwe Baumann kommt mit trippelnden Schritten bis in die Mitte des Zimmers.

„Na — die ſchwache Geſundheit hat ſie von ihrem Vater — was mein Sohn is, der is aus beſſerm Holze, denn wenn mein Mann nich vom Zimmergerüſt ſo unglücklich geſtürzt wäre, lebte er heute noch, und es ſähe anders für mich auf der Welt aus.“

„Das ſind ja recht traurige Erlebnisse,“ erwidert die Commerzienrätthin und kommt zu dem Motiv zurück, das die Frau hergeführt.

„Haben Sie den Arzt geſragt?“

„Ach, was halte ich darauf,“ fällt die rundliche Frau ein. „Wenn ſie ſich gut pflegen könnte, das wäre die Hauptsache — aber bei Unſer-einem ſieht es nich ſo aus, wie hier, und was wir über die Lippen zu bringen haben, das is auch darnach — Hunger un Kummer, wie es immer bei armen Leuten is.“

„Ihre Toni iſt ſtets ordentlich und fleißig geſeſen,“ lobt die Dame noch einmal.

„Na ob! Ich habe ihr auch immer geſagt: die Männer ſind 'ne Sorte!“

„Thun, ich will ſehen, was ſich für ſie thun läßt!“

„D,“ fährt die Mutter fort, „thun läßt ſich ſchon was, und die Frau Commerzienrätthin is ja für wohlthätig bekannt. Und in dieſem Falle — na, ich habe immer ſchon hergewollt, aber Toni hat es nich gelitten. Sie kann ja nu auch nich ganz beſonderen Staat mit mir machen,“ ſetzt ſie cyniſch lächelnd hinzu, denn ihre Augen ſind ihrem Spiegelbilde begegnet. „Aber ich bin nu doch mal die Mutter!“

Olga Derffner ſieht ein, daß ſie neben der eigenen Geduld die ihres Gatten noch mehr auf die Probe ſetzt — ſie bittet ihn mit einem freund-

lichen Blick um Verzeihung. Wie hat sie wissen können, daß die hübsche Näherin eine solch unangenehme Mutter hat.

„Vielleicht seh' ich selber einmal nach!“

„Ne, um die Welt nich,“ protestirt die Wittwe, „dann schämt sich Toni die Augen aus dem Kopfe — bei uns sieht es nich so aus — ne, aber wenn ich wirklich um 'ne kleine Unterstützung —“

Die Geduld des Commerzienraths ist erschöpft, er springt auf und drückt der Frau eine Münze in die Hand.

„Gehen Sie, nun ist es genug!“ ruft er und faßt sie an der Schulter und schiebt sie der Thür zu. Und erschreckt oder beherrscht von seinem Blick und seiner entschlossenen Art gehorcht sie — ihre Lippen bewegen sich wohl noch, als wolle sie etwas sagen, dann aber zieht sie vor, so schnell als möglich das Zimmer zu verlassen.

Aufathmend steht Fritz Derffner da, aber sein Gesicht ist sehr blaß.

Dlga schüttelt den Kopf. „Du warst vielleicht ein wenig zu schroff in Deiner Art, ‚wohlthätig‘ zu sein,“ meint sie.

„Aber — das Weib war ja betrunken,“ ruft er, „hast Du denn das nicht bemerkt?“

Und er eilt zum Fenster und reißt es auf, als habe der Athem der sonderbaren Besucherin den Raum verpestet. Die Schneeluft dringt ein, die Vorhänge blähen sich auf, das Licht flackert — er scheint das Alles eine Weile gar nicht zu spüren und steht und starrt in die Nacht hinaus.

Endlich kommt Dlga in ihrer geräuschlosen Weise heran, schließt die Flügel und tritt neben ihn.

„Sieh, Fritz, selbst in Deinen Erregungen muß ich Dich bewundern — und jetzt habe ich wieder den Beweis, wie Alles in Dir edel und rein ist — das Weib widerte Dich an, Du kannst nur in geistig reiner Luft athmen!“

* * *

Das letzte Haus in der Vorstadtstraße, die in's freie Feld führt und wunderbarer Weise den Dichter Wieland als Taufpathen erhalten hat, obwohl die Fabrikarbeiter, welche es bewohnen, schwerlich je die Bekanntschaft des Mannes gemacht haben, wird ganz besonders heftig von dem Schneesturm umbraust.

Das rüttelt, raffelt, ächzt und kracht um Dachfirst, Bodenkufe, an Haus- und Hofthür und an den Fenstern — es ist, als wollte der Wind an dem letzten „Object“ sich noch einmal recht austoben.

Das Haus ist nur zweistöckig, aber mit einem unverhältnißmäßig großen Schornstein versehen, es steht frei, rechts stößt ein kleiner Garten daran, aus dem drei kahle Obstbäume ihre Aeste in die Luft strecken, die, bei jedem Windstoß leise knarren. Links liegt ein niedriges Stallgebäude aus dem ab und an das klägliche Meckern einer Ziege erschallt.

Eine dünne Schneeschicht hat sich gegen die Vorderwand geworfen, somit würde man sehen, wie überall der Kalk abgefallen ist und große Lehmflecke hervorschauen zwischen dem Holzfachwerk — auch die eingeschnittene Inschrift des einen Längsbalkens: „Gah in, gah ut in Gottes Gut,“ ist schwer noch lesbar — dem Aeußeren des bescheidenen Bauwerkes muß lange nicht nachgeholfen sein.

Hinter den buntgeblühten Mattenvorhängen der rechts von der Haus- thür liegenden beiden Fenster schimmert Licht. Den Schnee abschüttelnd und fest mit den Füßen aufstampfend, kommt ein breitschulteriger Mann quer über die Straße auf das Haus zu, zögert dann ein paar Secunden, versucht durch die Fenster zu schauen, wer in dem Raum, wo das Licht brennt, anwesend ist, und als ihm das nicht gelingt, drückt er rasch auf die Klinke der Thür.

Ein einziger, schriller Glockenlaut schallt durch den dunklen Eingang, wieder wartet der Mann, als solle Jemand kommen, der nach dem Eintretenden frage oder ihn willkommen heißt, und wie auch das vergeblich ist, geht er auf die Zimmerthür zu, durch deren Schlüsselloch ein Lichtstrahl fällt, und pocht bescheiden an.

Vorgebeugt lauscht er, ganz leise sagt eine Frauenstimme: „Herein.“

Nun öffnet er, er bleibt jedoch auf der Schwelle stehen, indem er spricht: „Ich komme aber aus dem Unwetter!“

„Bitte, das macht ja nichts!“ wird ihm geantwortet.

Der junge Mensch, augenscheinlich dem Arbeiterstande angehörend, hat erst seinen Anzug gewechselt, ehe er hierher kam; es ist Alles nett und sauber an ihm.

Neben dem Eingang steht ein Stuhl, auf den legt er seine nasse Mütze, den dicken Ueberrock, in welchem noch Schneeflocken hängen, und ein Packet, das mit Bindfaden umschnürt ist. Dann reibt er seine Hände, die ein wenig erstarrt sind, und macht ein paar Schritte weiter in das Zimmer, in dem es noch immer still geblieben.

„Einen Schirm kann man nicht offen halten, und durch muß man doch,“ meint er, nach der Richtung sprechend, wo sich in dem Lampenschein ein blondhaariger Kopf über eine Näharbeit beugt. „Und nun guten Abend auch endlich!“

„Guten Abend!“

„Sie scheinen ja allein zu sein, Toni! Wo sind denn die Andern — bei dem Sturm?“

Indem er fragt, kommt er näher und streckt der Sitzenden seine Hand hin, in die sie ganz flüchtig, als dürfe sie keinen Augenblick bei ihrer Arbeit säumen, die Fingerspitzen legt.

„Wohin die Mutter gegangen ist, hat sie nicht gesagt, und Hans — nun, der kommt ja nie direct von der Arbeit nach Hause.“

„Om!“

Der Besucher muß wissen, daß er hier willkommen ist, denn er nimmt sich unaufgefordert einen Stuhl und setzt sich unweit der Nähenden. Auf seinem kräftigen Körper bewegt sich ein gut geformter Kopf mit blonden Haaren und braunen Augen, seine Gesichtsfarbe ist frisch, und selten schöne Zähne blißen unter seinem Schnurrbart hervor, wenn er lächelt, wie jetzt.

Ueber den blonden Scheitel des Mädchens spielt der Lampenschein, er ist dicht, und das Haar fällt wellig von ihm nach den Seiten ab. Wie sie vorhin aufschaute, sah der Gast in ein blaßes Gesicht mit braunen, schwärmerischen Augen, einem kirchrothen Mündchen und einer feingebogenen Nase.

„Wie geht es denn, Toni?“ fragt er.

Sie macht eine fröstelnde Bewegung unter dem großen Tuch, das sie kreuzweise um die Schultern geschlungen hat.

„Mich friert immer!“

„Und es ist hier doch so warm,“ meint er mit einer Bewegung nach dem Ofen, dessen eine eiserne Wand glühend roth herüber leuchtet.

„Es mag wohl sein!“ erwidert sie leise. Etwas wunderbar Apathisches ist über dem jungen Geschöpf, das kaum achtzehn Jahre zählen mag.

„Ich meine, Toni, Sie sitzen zu viel im Hause und haben keine Bewegung, und das immerwährende Nähen —“ leicht grollend stößt er das hervor und stockt dann.

„Man muß doch verdienen,“ flüstert das Mädchen. „Und seit ich nicht mehr in die fremden Häuser geh’ — die Leute sehn nur gern ganz Gesunde um sich — muß ich hier arbeiten — das Leben ist theuer — Herr Konrad!“

„Ja doch —“ giebt er zu.

„Und das ist auch nicht so schlimm mit dem Ueberarbeiten, die Leute fangen schon an, mich zu vergessen, seit ich zu Hause bleibe, und nicht immer habe ich zu thun.“

„Um!“ er geht nach dem Stuhl an der Thür zurück und bringt ihr das Paket.

„Da, wenn ich nicht zu dumm eingekauft habe, davon sollte die Mutter Schürzen haben, so hübsch, wie Sie sie machen können.“

Sie prüft den Stoff. „Gut und billig — und sehn Sie, nun sorgen Sie ja selber für Arbeit“ — etwas Nührung klingt doch aus ihrer Stimme — „und, Konrad, was für ein braver Sohn Sie sind!“ Er wird roth bei ihrem Lobspruch und geht nicht darauf ein.

„Wenn Ihr Bruder seinen Lebenswandel änderte, Toni, — der hat einen großen Wochenlohn!“

Sie seufzt nur.

„Und die Mutter hält auch wohl nicht Alles so zusammen, wie sie könnte!“

Toni giebt keine Antwort, der Faden gleitet nur noch schneller durch die weißen, kleinen Finger.

„Sie müssen nicht böse sein — aber wenn ich daran denke, wie es bei uns zu Hause ist, am Rhein — man macht so unwillkürlich seine Vergleiche. Seien Sie mir nicht böse, Toni,“ wiederholt er gutmüthig.

„Ach nein!“

Der überheiße und dumpfe Raum, in dem es ihm so warm wird, daß er mit seinem Tuch über die Stirn fahren muß, ist nun zwar in Ordnung gehalten, und Konrad Eierke mag wissen, daß das Tonis Hände thun — aber behaglich und anheimelnd ist es trotzdem nicht darin.

Ein Ledersopha schaut von der Wand herüber, es weist Risse an dem Fußende auf, die von schweren, nagelbeschlagenen Männerstiefeln herrühren mögen, und das weiße gehäkelte Deckchen, das auf der Lehne liegt, täuscht über jenen Defect nicht hinweg. Auf einer Commode daneben, an der sämtliche Schösser fehlen, stehen ein paar Blumenvasen, die am Rande zerichlagen sind, das Prachtstück im Zimmer ist ein Glaschrank, aber was hinter seinen Scheiben geborgen ist, hat eine unruhige Hand durcheinander gewürfelt, Porzellan, Frauenhauben, Schürzen. Beim Ofen ist ein gepolsterter Großvaterstuhl, Toni sitzt an einem kleinen Tisch, neben ihr steht die Nähmaschine. Ueber dem Wolltuch, das Schultern und Taille verbirgt, kommt ein weißer Leinenkragen zum Vorschein, den eine kleine Korallenbrofche zusammenfaßt; sie hat ein braunes Kleid und eine saubere bunte Schürze an.

„Wir, die Mutter und Schwestern sind ja auch auf die Arbeit angewiesen, aber es ist doch anders,“ fährt Konrad fort und reibt seine breiten Hände an den Knien, „und wir sind lustig mit einander — wenn ich in den Feiertagen hinüber geh, da sollten Sie einmal dabei sein, Toni — das ist eine Freude!“

Der blonde Kopf senkt sich noch tiefer auf das weiße Linnen.

„Das glaube ich wohl,“ murmeln die rothen Lippen.

Die Finger des jungen Arbeiters machen ungeschickte Bewegungen.

„Sehen Sie, Toni, hier muß ich immer denken, Sie paßten gar nicht zu den Andern!“

„Es sind doch meine Angehörigen,“ wirft sie hin.

„Ja, aber — zum Kuckuck — Goldlack und Disteln stehen auch auf einem Beet, wenn ich so sagen soll, und wachsen dicht nebeneinander aus derselben Erde heraus.“

Die Röthe steigt Konrad bis an die Haarwurzeln, und nun räuspert er sich.

„Sehen Sie mal, Toni, es ist oft ganz wunderbar im Leben! Dazu, um das einzusehen, braucht man kein Professor zu sein, das kann ein schlichter Arbeiter auch. Und darum sage ich: Sie gehören hier gar nicht her — und, Toni, möchten Sie nicht auch fort?“

„Nein!“ Es ist ein Geräusch dabei, als schlugen ihre Zähne aufeinander, als schüttle sie ein kalter Frost.

„Toni —“ er springt auf, macht ein paar Schritte nach dem Ofen hin und kommt dann, denn da wird's ihm ja noch heißer, rasch wieder zurück, „das kann ich nicht glauben, das kann nicht Ihr Ernst sein! Sie haben es in sich, das Verlangen nach dem Besseren, und dann — die“, seine Miene ist dabei verächtlich, „die — sind ja noch nicht mal gut mit Ihnen, so daß man's begreifen könnte, daß Sie hier nicht fort möchten!“

Wie aus wunder Brust kommt die Bitte empor: „Ach, Herr Konrad, hören Sie damit auf — es thut mir weh, so weh!“

Nun ballt sich die eine der rothen Fäuste, und es ist, als wolle sie mit donnerndem Geräusch auf die blanke Tischplatte niederfallen, dann besinnt sich aber der junge Riese und schluckt den ausbrechenden Zorn hinab.

„Toni — Sie haben sich doch mal fortgesehnt, Sie fühlen den Unterschied, sagen Sie mir das nur —.“

Sie hebt den Kopf, und die schönen braunen Augen sehen ihn eine Secunde lang mit einem so flehenden und doch zugleich lieben Ausdruck an, daß er noch tiefer bewegt wird.

„Ach, Konrad, warum soll ich nicht die Wahrheit sagen, Sie sind ja so theilnahmsvoll gegen mich!“ bringt sie langsam und tonlos hervor. „Es ist mal so mit mir gewesen, daß ich mich fortgesehnt habe — aber das ist vorbei, und nun ist ja doch Alles zu spät — Alles! und was hilft es d'rum, d'rüber nachzudenken, wie es anders sein könnte!“

Ganz nah kommt sein Kopf dem ihrigen.

„Toni, Sie meinen Ihre Krankheit.“

„Ja!“ den Laut glaubt er zu vernehmen, ihre Lippen schließen sich aber so fest, als hätten sie nichts geäußert, und alles Blut weicht plötzlich aus ihnen.

„Ach, an die Krankheit glaube ich nicht recht — die vornehmen Fräulein sehen jaust so blaß aus, wie Sie. Und da haben die Aerzte denn den Namen Blutarmuth erfunden — meine Mutter lacht immer darüber. „Blutarme“ Leute wie unsereins, sagt sie, die haben zu so etwas keine Zeit. Den Andern verschreibt dann der Doctor Luftveränderung und Bewegung.“ Er lacht mit frohem Laut. „Ich will mal Ihr Arzt sein, Toni! Hier können Sie nicht froh werden, das sehe ich ganz gut ein — ich —“ er blickt nach den Balken der Zimmerdecke, an denen sich Wolken vom Qualm der Lampen gebildet haben — „ich käme gewiß nicht hierher, wenn — na, erst bin ich ein ganz guter Kamerade für Euren Hans gewesen, aber auf die Länge gefiel es mir doch nicht —“ er schnippt mit dem Daumen durch die Luft und überläßt der jungen Zuhörerin die Ergänzung und Auslegung seiner Worte.

„Toni, meine Mutter ist eine brave Frau, die viel durchgemacht hat auf der Welt, die wird Sie gern aufnehmen, das behaupte ich, und da leben Sie auf und dann — dann —.“

Er macht eine Bewegung mit den Armen in die Luft hinein, die zierliche Gestalt da vor ihm würde ja doch jeder Berührung ausweichen, das weiß er.

„Nein, o nein,“ schaudert sie, „niemals. Ich passe nicht zu denen, ich will nicht!“

„Sie sind verischüchtert,“ besänftigt er, „Hans seine Roheit und dann das mit der Mutter, Sie wissen ja, was ich meine, das bedrückt Ihren redlichen Sinn — meine Mutter wird das verstehen und es Ihnen austreden. Und nun gar die Mädchen, die Schwestern — kerngesund sind sie und lustig und waschen und bügeln und singen dabei, und wenn am Sonnabend das Geschäft vorbei ist, fängt's am Montag wieder an, gleich unverdrossen.“ Er kann es gar nicht genug ausmalen, das Leben daheim und sieht die verischüchterte Sinnpflanze schon dazwischen. Und wenn nun die leere Luft unarmut ist und er doch ihren blonden Scheitel so faßbar nahe hat und die Lödchen am Halse über dem Krageu und dem häßlich verhüllenden Tuch und die weiche Rundung der Schultern, da kommt ein heißes Verlangen über ihn, und er nähert seinen Mund der rofigen Ohrmuschel und flüstert hinein, was er lange noch hat verschweigen wollen, bis sie geneesen und erstarrt wäre am heimischen Strom unter gesund denkenden Menschen:

„O Toni, Toni, sag' mir auch nur, daß Du mir gut bist, ein wenig gut nur, Mädchen — denn guck, ich bin Dir's von ganzem Herzen.“

„Oh — oh —“ ein langgedehnter Schmerzensschrei, und dann gleitet das Nähzeug zu Boden, und sie schüttelt sich und hebt abwehrend die Hände.

„O Konrad, Konrad, sieh, warum hast Du mir das gesagt, warum? ach!“ kommt es von ihren Lippen.

„Toni! Mädchen!“ Er kann ihr Gebahren nicht fassen.

Bis in die Nähe des Ofens gleitet sie, und dort vor dem Stuhle sinkt sie zusammen und birgt das blasse Gesichtchen in den Händen und ächzt und schluchzt.

Das ist ein seltsames Resultat seines ehrlichen Geständnisses. Er steht rathlos, verlegen und wagt nicht, ihr zu folgen, und hat auch nicht den Muth, zu gehen.

„Ja — warum habe ich es gesagt —“ spricht er in die dumpfge, bedrückende Luft hinein.

Sie hebt sich ein wenig auf den Knien. „Konrad, das — das kann niemals sein, das schlag Dir aus dem Sinn,“ fleht sie, „Du bist ein guter und ehrlicher Mensch, das paßt nicht hierher, nein, nicht hierher — und Du —“ sie streckt wieder abwehrend die Hände aus, „Du kannst ein ganz anderes Mädchen bekommen — und sollst es auch!“

„O je!“ macht er und schüttelt den Kopf, „das lasse ich mir nun nicht so vorschreiben!“

Mergerlich ist er jetzt freilich, mit sich und mit ihr. Wenn sie schwach und krank ist, er sieht es ja nun eben, wie sie sich nur zitternd wieder erheben kann, dann war es gewiß nicht die rechte Stunde, da konnte er seine Wünsche und Pläne noch für sich behalten. Aber — so kurz braucht sie auch nicht zu thun — er ist ein Mensch, dem schon mehr als ein Mädchen gezeigt hat, daß es ihn möchte, daß es ihm gut sein wollte.

Er tritt auf den Stuhl zu, wo sein Rock liegt, und beginnt ihn anzuziehen, sehr umständlich verfährt er freilich damit, aber endlich muß er doch fertig werden.

An den Armstuhl mit dem großblumigen Rattunbezug gelehnt, blickt sie starr zu ihm hinüber, sie weiß ja, daß er nun gehen wird, muß —

Ja, wenn sie nur ein Wort sagte, aber sie bleibt so stumm, wie drüben die Holzbank, auf welche sie ihre Füße beim Nähen setzt!

Nun greift er nach seiner Mütze mit dem Lederschirm und biegt sie ein paar mal hin und her, als könnte er nicht unterscheiden, wie sie aufgesetzt wird.

„Gm!“

Sie legt beide Hände gegen die Brust, wie das da drin klopft, er muß es hören können — weiß er denn nicht weshalb? weil sie ihm gut ist — und es doch nicht sein darf!

„Ja — und nun guten Abend auch, Toni!“

Er ist in der Thür, da stößt sie einen Schrei aus und stürzt ihm nach.

„Konrad, Konrad, geh so nicht, sag' mir um Gottes Barmherzigkeit willen, daß Du mir nicht böse bist — sag's doch — o sag's doch!“

Darum läuft sie ihm nach mit diesem geisterbleichen Gesicht, den erhobenen Armen.

„Das ist Alles?“ fragt er spöttisch, verlegt, „das kann Dir hernach ja auch gleich sein, Toni Baumann!“ und dann schlägt er die Thüre zu.

Sie lehnt sich an den Pfosten derselben, seine tappenden Schritte verklingen auf der Hausflur, nun kommt der schrille Klang der Glocke — o, wie der in ihren armen Kopf einschneidet — jetzt tritt er über die beiden Steine draußen, und nun ist nichts mehr hörbar, gar nichts — Todtenstille —!

Die schönen, braunen Augen sehen angstvoll durch den Raum — lebt sie denn noch, kann sie denn noch leben? warum hat der liebe Gott kein Erbarmen und sendet ihr den Tod, den sie täglich ruft. —

Wie lieb hat sie Konrad, wie lieb, nun weiß sie es erst recht! Sie wankt, im Gellen unsicher und tappend, wie er vorhin draußen im Dunklen, ihrem Plaze zu und nimmt die Arbeit zur Hand.

„Ein anderes Mädchen,“ murmelt sie, „ein anderes, das besser ist als ich —“ und dann sinkt sie ohnmächtig zurück.

*

*

*

Die Sonntagsglocken erklingen von allen Thürmen gleichzeitig durch die klare Frostluft über die schneebedeckten Dächer hin —, die Kirchengänger treten aus den Häusern, die Schloten rauchen nicht, die Hände und Fäuste, welche in der Woche arbeitsmüde geworden, ruhen aus — Sonntagsfeier für fromme Seelen, Arbeitsruhe für angestrengte Körper, Eitelkeitsfest für puzsüchtige Geschöpfe — die Glocken schwingen und klingen.

In dem Hause der Wittwe Baumann ist's auch „sonntäglich“ nach gewohnter Art. Toni hatte gepuzt und gefegt und weißen Sand auf Flur- und Stubenboden gestreut und tritt jetzt an's Fenster und sieht durch die Scheiben hinüber auf's Nachbarhaus, ob sich die Anna dort wohl schon zeigt, mit der sie sonst gemeinsam zur Kirche gegangen. Ja, da ist sie — aber sie schaut nicht einmal mehr herüber nach dem letzten Hause, wie in alter Gewohnheit wartend, ob man sich ihr anschließt — sie sind nun schon lange nicht mehr miteinander gegangen.

Die Mutter sitzt am Tisch und trinkt zum zweiten Male Kaffee, und Hans Baumann liegt auf dem Sopha, des Sonntags halber in Pantoffeln, gähnt, blickt die Decke an und meint, daß er noch viel zu früh aufgestanden sei.

„Na,“ sagt die Frau, in deren Schoße eine schwarzweiße Kaze schnurrt, und führt die Untertasse an die breiten Lippen: „den lieben, langen Tag kann man doch nicht schlafen!“

„Wenn man die liebe, lange Nacht wacht — doch!“ ruft der Sohn. Er gleicht ebenfalls nicht der Mutter, er ist ein hübscher, braunhaariger Mensch, nur ein roher Zug liegt auf seinem Gesicht.

„Ja, das is Dein Fall,“ brummt die Wittwe, beide Ellenbogen auf den Tisch legend, „ich mag gar nicht wissen, wann Du diese Nacht wieder gekommen bist!“

„Ist auch gar nicht von Nöthen, Du alter Drache!“ ruft Hans, seinen einen Filzpantoffel in die Luft schleudernd und ihn dann wieder mit der Fußspitze auffangend.

„Und was Du verzecht und verjubelt vom Wochenlohn —“ spricht sie wieder hinüber und schüttelt den ergrauten Kopf, um den die noch ungekämmten Haare hängen.

„Ist auch am Ende die Sache von dem, der es verdient!“ ruft der Sohn und macht das Experiment des Schleuderns und Auffangens mit dem andern Fuße und Pantoffel.

„Oho — Du bist von Rechts wegen der Ernährer der Familie und kannst dazu angehalten werden,“ meint die Frau gelassen, den fetten Hals über der blau und weiß gestreiften Nachtjacke hin- und herdrehend.

„Ja, doch! Angehalten —“ lacht der Bursche, „sie soll'n mal den anhalten, der auf und davon geht. Und das könnte ich doch an jedem Tage.“

„Freilich, das könntest Du,“ giebt die Mutter zu und schließt die blinzelnden Augen secundenlang, „aber Du bist ein viel zu guter Junge,

als daß Du das thätest.“ Und nun streichelt sie zärtlich das Thier auf ihrem Schoße.

„Kommt darauf an!“ Er pfeift den Anfang eines Gassenhauerz, giebt sich eine andere Lage und sagt dann: „Und zwei Frauenzimmer wie Ihr, die sollten sich doch durch die Welt bringen können, ganz behaglich.“

Toni setzt sich an ihre Maschine, welche sie sofort rasselnd und surrend läßt.

„Die Toni müßte es ganz anders verstanden haben — und Du auch!“ ruft der Bursche.

„Ach, das halstarrige Geschöpf, das will ja von seinem eigenen Vortheil nichts wissen!“ Zorngeröthet sagt die Wittwe das und macht eine Faust hinüber nach der Richtung, wo das schwächliche Mädchen sitzt.

„Nichts mehr zu fischen von der Seite?“ fragt Hans bedeutungsvoll nickend.

„Wenn sie wollte, das müßte eine Goldquelle sein — aber, die dumme Hans!“ Und wie nun der letzte Tropfen aus der Untertasse geschlürft ist, schüttelt die Frau die Nase ab und tritt neben den Sohn.

„So dumm ist noch keine gewesen, wie die da!“ ruft sie hämisch.

„Ja —“ er wirft den lockigen Kopf herum, „wozu bist Du denn da, Alte?“

„Ich sage Dir ja, todtschlagen kann man sie eher, als daß sie ihren Vortheil wahrnimmt. Und das wäre doch so leicht,“ flüstert die Wittwe.

Der Liegende giebt sich eine andere Lage.

„Um! — dem von dort oben ist das Spiel bald leid geworden — na ja — aber nun müßte es ausgenützt werden mit der Heimlichkeit — laß uns mal drüber nachdenken, Mutter, ob Du oder ich, siehst Du, ich, das ist so 'ne Sache, die Collegen könnten dahinter kommen —“

Ein Nichern und Lachen der Frau, ein Schwanken und Ueberlegen, dann liegt doch die Eitelkeit; sie schiebt die Hand in die Tasche, und als sie sie wieder hervorbringt, läßt sie ein Goldstück vor seinen Augen blißen.

„So klug, wie Du, mein Junge, bin ich auch noch —“

„Donnerwetter!“ zischelt er und stützt sich auf den Ellenbogen, „alte Hure!“

Sie freut sich der kindlichen Anerkennung und verbirgt ihre Münze wieder.

„So, so,“ nickt er, „dann kommst Du es ja wohl diese Woche allein bestreiten. —“

„Ne, so ist es nich gemeint — rück nur raus — wenn's nur dazu is. daß wir uns einen guten Punsch heute Abend machen,“ grinst die Alte.

Der Sohn greift schnell in die Tasche und schnellt kunstfertig ein Silberstück auf den Tisch. „Mehr setzt es diesmal nicht!“ ruft er. Und verständnißvoll die Mutter anblinzeln, fügt er hinzu:

„Das Fräulein da muß ja ein Heidengeld mit ihrer Näherei verdienen, stoß die nur auch an.“

„Ach, die!“ brummt die Alte und schlürft nach dem Tische, um die Münze zu betrachten. „Drei Mark — ne, das is doch 'ne Sünde. Toni, von drei Mark trennt er sich!“

Das Mädchen giebt keine Antwort, die Maschine rasselt weiter.

Toni trägt dasselbe braune Wollkleid und das große Tuch, für sie ist kein Sonntag mehr — und sie hat sich doch so gern einmal gepuht, genau wie die Andern auch.

Ihre Stirn senkt sich, sie hat ein Bild vor Augen, sich selber in dem dunkelblauen Kleid, das ihr wirklich so gut stand. Es ist dasselbe, in dem sie Konrad zuerst gesehen hat. Ein stöhnender Laut will sich auf ihre Lippen drängen, aber sie unterdrückt ihn gewaltsam und beschäftigt sich um so eifriger mit ihrer Arbeit.

Mit einem Ruck springt der Liegende empor und kommt an die Seite der Schwester. Sein schlanker, nerviger Körper steckt in einem abgeschabten schwarzen Sammetjacket; ein buntes Halstuch hängt mit langen Enden auf die Brust herab. Er scheint es zu lieben, sich einen etwas flotten Anstrich im Aeußeren zu geben.

„Laß doch das Ding mal in Ruhe,“ sagt er, „das nimmt Einem ja den Kopf ein; mir thut meiner ohnehin schon weh!“ Und dann stüßt er sich gegen die Fensterwand und fragt: „Hast Du „den Rheingrafen“ lange nicht gesehen?“ und wie sie verständnislos dieser Bezeichnung gegenüber thut, fügt er hinzu, „den Eierke, den Konrad mein' ich!“

Toni preßt die Lippen zusammen und fragt dann statt einer Antwort: „Warum willst Du das wissen?“

„Ah, man hat doch für die was übrig, die hinter unseren Schwestern her sind —“ lacht er roh, und dann schnippt er die Daumen zusammen. „Na, oder is es damit vorbei?“

„Vorbei!“ wiederholt sie tonlos, zu sich selber.

Hans Baumann fährt durch seine lockigen Haare.

„Berstell Dich nur nicht, Mädchen, — der „lange Peter“ will ihn gestern Abend hier auf's Haus haben zugehen sehen.“

Keine Antwort, sie beugt den Kopf tiefer, vergißt aber, die Maschine zu bewegen.

Die Wittwe hat sich in den Armstuhl am Ofen niedergelassen und streckt die in ausgetretenen Schuhen steckenden Füße weit von sich. Sie gähnt und hat kein Interesse an dem, was dort am Fenster die Halbgeschwister mit einander reden.

„Und der „hinkende Teufel“, Christi Lieb, behauptet, Konrad hätte mal in 'ner mittheilsamen Stunde gesagt, Du hättest es ihm angethan, und wenn Du nicht wärst, hätte er schon längst eine Rauferei mit mir gehabt und mir ein paar Dinge ausgezahlt. Ich gelte nun zwar als der Stärkste von all den Jüngern, aber das weiß der Henker, der Konrad is mir über, und wenn ich unter dem seine Häufte unverlangt käme — da kennte ich schon was

Angenehmeres. Und das ist auch wahr, daß ich ihn gehänselt habe, weil er deutlich zeigte, daß er mit mir nichts mehr zu thun haben wollte —“ Er lacht roh auf und legt seine Hand auf die Schulter der Sitzenden. „Da muß ich mich wohl gar noch bei dem Fräulein bedanken, he!“

Sie zuckt unter seiner Verührung zusammen und macht damit eine schüttelnde Bewegung.

Der Bursch versteht sie wohl, aber er zieht seine Hand nun erst recht nicht zurück.

„Oho — Fräulein Zimperlich,“ höhnt er, „seit wann thust Du denn so vornehm? hast früher manche Ohrfeige hinnehmen müssen, und so lange ich hier Herr im Hause bin, steh' ich nicht dafür, daß das sich nicht noch mal ereignet. Und wenn ich nicht will, daß Du mit dem Rheinländer schön thust und mit ihm herumstehst, — dann will ich es eben nicht — hast Du mich verstanden?“

Die Alte macht ihm von ferne ein Zeichen, diese lauten Worte hat sie vernommen, und so ist's recht, dem Mädchen einmal wieder zeigen, daß es keinen eigenen Willen hat.

Nun wendet Jene aber dem Bruder das Antlitz zu, und die braunen Augen, die sonst solch sanften Ausdruck haben, flammen, und jähe Röthe schießt auf Wangen und Hals.

„Ich steh' nicht mit ihm herum — ich thu' nicht schön mit ihm!“ sagt sie, aber es ist in einem Ton herzbrechenden Jammers.

„So ein Lump, solch ein Mädchenjäger, der sich was auf sein glattes Gesicht einbildet,“ poltert Hans.

Nun wird Toni's Stimme feiter: „Ich leide aber auch nicht, daß Du ihn schmähst — Dir kommt's nicht zu, Dir gewiß nicht!“

„Hohoho — seh' mal Einer, das ist ja ganz aus dem Häuschen!“ ruft der Bursche. . .“ Sieht ja wahrhaftig aus, als hätte die stille Mamsell selber einen Narren an ihm gefressen! Aber das leide ich nicht, das paßt mir nicht!“ Wild und roh kommt das heraus, und er stampft mit dem Fuße auf. „Nein, das paßt mir gar nicht! Der Rheinbruder, der sich in der Fabrik überall gut anzuschwätzen weiß und sich für einen Tugendbold aufspielt — der, der soll nicht sein Getändel mit meiner Schwester haben — und mich dann auslachen!“

Auf und nieder rennt er im Zimmer, Drohungen und Anschuldigungen hervorstoßend, während seine Wuth immer noch mehr zunimmt. Es ist, als hat die Alte ihre Freude daran, sie nicht zustimmend mit dem grauen Kopfe. Toni's zierliche Gestalt steht unbeweglich da, soviel er auch mit den Fäusten in der Luft herumfuchteln mag.

„Er will nicht mit mir tändeln —“ sagt sie gelassen.

„So — und kommt bei Nacht und Nebel, wenn ich und die Alte nicht da sind! — Warum kommt er denn? — Was wollte er denn? was wollte er gestern, he?“

Er faßt nach ihrem Handgelenk, als wollte er seinem Gebot Nachdruck geben, aber sie entweicht ihm mit einer schnellen Bewegung.

„Rühr' mich nicht an,“ sagt sie leise, aber es klingt wie eine Drohung aus dem Ton, und dann setzt sie hinzu:

„Was er wollte? er kam nicht, um mich zu erniedrigen und in den Staub zu ziehen, wie die Mutter und Du es mir wollt — und es thatet —“ sie schlägt eine Secunde lang die zitternden Hände vor das Gesicht, und dann hebt sich ihre Brust unter einem freien Athemzug, und ein ihr Leidensgesicht fast verklärender Ausdruck kommt in dasselbe. Ein seltsames Verlangen wird in ihr wach, — sie hat das Glück, das wunderbare, das ihr so nah' war, nicht erfassen dürfen — aber einmal möchte sie diesen Menschen, die sie quälten und martern, doch sagen, daß es ihr erschien, einmal vor ihnen in dem Glanze dastehen, den es, obgleich entweichend, über ihr Leben geworfen.

„Was er wollte?“ ihre schönen Augen sind in einen feuchten Schimmer getaucht.

„Er war da, um mich zu fragen, ob ich ihm gut sein könnte, so gut — ihn zu heirathen!“

Nun das gesagt ist, fällt sie auf den Stuhl zurück, auf welchem sie vorhin gesessen und der derselbe ist, auf dem sie gestern gelehnt, als sie die Worte gehört: „Ich bin Dir gut aus ganzem Herzen!“

Unwillkürlich weicht der neben ihr Stehende ein paar Schritte von ihr zurück — es ist so etwas Sonderbares in ihrem Wesen, das ihn zu einer Art von Respect zwingt.

„Seine Frau — Du?“ ruft er.

„Ich!“ kommt es nochmals, aber tonlos empor aus ihrer wogenden Brust — „ich!“ und ein Zittern geht durch ihre Glieder.

Der Glanz, in dem sie sich eine Secunde sonnen wollte, ist nun plötzlich verschwunden und Nacht, dunkle, einsame, um sie her. Sie legt den Kopf gegen die Stuhllehne, o, wie es ihr in den Schläfen pocht, wie es ihr den Athem nimmt!

„Alte, hörst Du?“ ruft Hans jetzt, als muß er noch immer an der Wahrheit der Worte zweifeln, „der Rheinländer, das Musterbild, von dem sie Alle sagen, daß er es noch mal zu was bringt, der will sich Deine Tochter langen —“

„Ja, doch, was is denn dabei?“ fragt die zurück und schlägt die Arme übereinander. „Daß das Mannsvolk albern is über ihr Milchgesicht, das wissen wir ja wohl —“

„Na —“ er guckt in den Spiegel über der Commode, welcher als Schmuck eine kleine bunte Fahne trägt und sagt: „Daß er mit Dir und mir als Verwandtschaft besonders prahlen würde, das glaube ich nich —“

Die Frau stößt einen grunzenden Laut aus, sie und ihr Erstgeborner verstehen sich immer.

„Un wann is denn die Hochzeit?“ fragt Hans nun und schwenkt sich mit einer Tanzbewegung herum.

„Alte, da soll's hoch hergehn, was meinst Du — unsre Jüngste, Einzige. Na, so red doch; Frau Sierke in spe.“

„Hans!“ nur das sagt Toni, aber ein unendliches Weh liegt in dem Wort, und der Ausdruck verfehlt diesmal seine Wirkung nicht.

„Na — guck nur, Mutter, — die is im Stande gewesen und hat Nein gesagt!“

Die Wittve Baumann löst ihre Arme und kommt zu der Gruppe.

„Wenn Du das gethan hättest, Mädchen, die ordentliche Versorgung, und daß man Dich auf einmal los würde, denn Deinen Vorthail hast Du doch nicht verstanden! Mir sollte das mal geboten gewesen sein, als ich jung war! — So red' doch nur! — „Nein“ hast Du doch nicht gesagt?“ sie blickt förmlich angstvoll in das blasse Gesichtchen.

„Ich habe gethan, was ich mußte, einem ehrlichen, redlichen Menschen gegenüber —“

Eine Pause; Hans Baumann lacht, spißt den Mund, pfeift einige Töne, wie er aber sieht, daß die Mutter die Faust ballt, zieht er sich zurück.

„Laß doch, an der ist Hopfen und Malz verloren.“

„Daß wohl gar —“ roth ist die Frau im Gesicht, und Wuth verzerrt ihre Züge, „gesagt —“

„Nein!“

„Und warum willst Du nich — glaub nur, der da oben hätte sich gefreut und Dir noch 'ne Ausstattung gegeben —“

„Mutter,“ sagt das Mädchen plötzlich und faltet die Hände wie zum Gebet, „den Konrad hätt' ich nicht betrogen, gewiß nicht, aber ich hätte die Stunde auch nicht überlebt — die mir wie in einem Spiegel vorgehalten hat, wie glücklich ich 'mal hätte werden können. In den Fabrikteich wäre ich noch gestern Abend gelaufen —“

„Hu!“ macht Hans und schüttelt sich mit einer Grimasse, als spüre er das eilig kalte Wasser auf seinem lebenswarmen Körper.

„Mein Leben ist werthlos, und für Alle wäre es eine Erlösung gewesen,“ spricht die sanfte Mädchenstimme weiter, „wenn ich ihm ein Ende hätte machen dürfen!“

„Na!“ die erboste Alte macht eine schleudernde Handbewegung, „warum hast Du es nicht gethan?“ schreit sie in gellendem Tone.

Ein ächzender Laut. „Ich konnte es nicht, durfte — keine Mörderin werden!“ Die Wittve reißt die Augen weit auf.

„Papperlapapp — schöne Redensarten!“ stößt sie hervor. „Das ist, weil Du so viel Bücher gelesen hast und so gern in vornehmen Häusern warst, wo's übertrieben zugeht, da lernt sich das, daß man spricht, was kein Mensch verstehen kann.“

Hans kommt vom Fenster zurück, ein sonderbares Lächeln spielt um seinen Mund, und er faßt nach dem Arm der Mutter.

„Na, Alte, gieb Dich nur. Ich habe die Mamsell Zimperlich schon verstanden, und das kann Dir am Ende noch lieber sein, wie so'n Schwieger-ohn von Rheinländer! Hahaha! Angelhaken kennst Du ja, und was so'n Fisch für lustige Sprünge macht, dem der Haken in's Fleisch gegangen ist, weißt Du auch. Br! Der kommt nicht wieder los! Nein — gewiß nicht. Kuck, und nochmal Kuck, — Mutter, wir haben einen Hecht gefangen, dem die Jagd im Karpfenteich schlecht bekommen ist —“

„Dummer Junge!“ sagt die Wittwe und stößt dem Sprößling mit den Knöcheln ihrer Hand leicht in die Rippen. „Bist Du denn auch närrisch geworden? Wer kann denn nun wieder daraus klug werden?“

Da legt er seine beiden Arme um ihre Schultern und wirbelt sie in der Stube herum, daß der weiße Sand aufsteigt, und dann raunt er ihr ein paar Worte zu. Das Gesicht der Frau wird einen Augenblick wie starr, und Toni wankt hinaus.

* * *

Sie haben eines der kleinen Mittagsmahle gehabt, die so vornehm sind im Hause Derffner bei aller Anspruchslosigkeit nach außen, die ihnen Frau Olga zu geben weiß. Jetzt hat sie die Gäste, von denen der dritte, ein junger Arzt, der Sohn des anwesenden Sanitätsraths, eben abberufen worden ist, in das Arbeitszimmer ihres Gatten treten lassen, wo sie den Kaffee nehmen.

Die verwitwete Regierungspräsidentin von Börner, eine ehemalige Hofdame, bleibt in der Mitte des Gemaches stehn und sagt, liebenswürdig wie immer: „Wissen Sie, theure Freundin, daß dieses der anziehendste Raum in Ihrem Hause ist? ich lasse mir das nicht abstreiten.“

„Und ich opponire auch nicht,“ erwidert Frau Olga mit ihrem weichen Lächeln.

„Es sollte so sein, ich habe es gewünscht!“

Sie hat zusammengetragen und gefällig aufgestellt zwischen den eichenen Stühlen mit den schweinsledernen Bezügen, was erfreulich und beziehungsvoll mit Beruf und Arbeit des Gatten zusammenhängt. Da sind die Bilder der ersten kleinen Maschinenhäuser, die er baute, und jener, die zu einem Stadtcomplez anwuchsen, Ehrengeschenke und Diplome, Arbeiteripenden und fürstliche Gaben, hier ein Maschinenmodell, dort ein Plan von der Hand des Gatten: es ist ein Museum seines Fleißes und seiner Kunstfertigkeit, ohne Absicht, zu prahlen, mit der Absicht, dem Besitzer dieses Raumes zu sagen: Du hast keine Stunde Deines Lebens verloren. —

Wie sie den breitschultrigen Mann jetzt an der Seite seines besten Freundes, des weit älteren Sanitätsraths, stehen sieht, kommt ein leiser Seufzer von ihren Lippen. Der ist, eine eiserne Natur von Haus aus,

ein rechter Lebenskünstler gewesen, mit Egoismus und Rücksichtslosigkeit hat er sich ausgelebt, und zufrieden lächelnd blickt sein kluges Gesicht mit dem sarkastischen Zug auf seine Mitmenschen: Wühlt, grabt, rast in Vergnügen oder müht Euch ab in qualvoller Arbeit und mit der Sucht nach Erwerb — ob Ihr mit siebzig wohl so zufrieden zurückblickt auf die Spanne Dasein, wie ich.“

Wird Fritz Derffner einmal beschaulich die Früchte seines arbeitsreichen Lebens genießen? Und für wen schafft er und speichert er auf? Bringt plötzlich das Bewußtsein, daß sein Haus ohne Kinder blieb, den verdrossenen Zug in sein ehrliches Gesicht, den sie seit Kurzem darin forschend wahrgenommen? Und warum weicht sein Blick, den sie sonst nur liebevoll auf sich ruhend wußte, ihr jetzt öfter aus?

Sie weiß, er hat an ihrer Seite vollauf das häusliche Glück gefunden, das er erwartete, als er um sie warb — nur die hellen Kinderstimmen fehlen, die das Haus beleben sollten, nur der Sohn, dem er die Hand auf das Haupt legen könnte: Bau weiter, erwirb, was Du ererbt — und die Tochter, die ihm einst wieder Enkel zuführen würde.

Wunderbar, wie oft hat er ihr mit wärmstem, überzeugendstem Tone die Versicherung gegeben, daß an seinem Glücke nichts fehlt, daß sie ihm Alles sei!

Sie vergißt fast die Aufmerksamkeit für ihre Gäste über dem Grübeln nach dem, was ihren Gatten bedrückt.

Der Sanitätsrath zieht ihre Hand an seine Lippen.

„Bona dea, das war heute wieder eine reizende Tischstunde — und da diese jetzt das „bewegendste Element“ in meinem Leben geworden, werden Sie einmal das Bewußtsein haben, daß der alte Zelting Ihnen seine „lehen Freuden“ dankt. Ich hoffe, das ist doch auch etwas werth, vom Standpunkt wohlthätiger Menschenliebe, in der Sie jetzt excelliren, aus!“

„Welch eine Frau Sie aber auch haben!“ sagt in der gleichen Secunde die Präsidentin dem Hausherrn, „ein Engel!“

„Ja!“ stößt er hervor, und sein Blick sucht den Boden.

„Sie geht völlig nur in Ihnen auf — doch, das wissen Sie ja besser, als ich's Ihnen vorsingen kann.“

„Ja — ich weiß, meine Gnädigste!“ sein Auge trifft das lebensgroße Bild Olga's, das über seinem Schreibtisch hängt, und irrt dann wieder in die entfernteste Ecke.

„Neben dem großen Glück von Erfolgen und Reichthum — auch noch dies ideale häusliche Leben,“ meint die Dame und blickt an ihrem grauseidenen Kleide hinab, das schon seit fünf Jahren bei „großen und kleinen Gelegenheiten“ hat mitthun müssen — je nachdem, kurz oder lang, mit echter Spiße und dem Familienschmuck des gräflichen Hauses Beyberg, dem sie entstammt.

Frau Olga Derffner ist in Wolle, dunkelblau und unscheinbar, aber Frau von Börner ist Kennerin genug, um zu wissen, daß die anspruchlosen

Toiletten der Fabrikantenfrau bei den ersten Firmen ein kleines Vermögen kosten. Sie ist nicht neidisch — aber bitter. Sie war nicht glücklich in ihrer Ehe und wurde „schlecht versorgt“ als Wittwe mit drei hübschen Töchtern und einem talentvollen Knaben hinterlassen. Für sich erwünscht sie nichts mehr, all ihr Denken und Empfinden bezieht sich auf ihre Kinder. Aber mögen ihre Mädchen, wohlerzogen und geschickt, auch unter hundert Anderen hervorragen, sie haben schlechte Aussicht, irgend eine gute Heirath zu machen.

Sie hat sie jetzt nach drei verschiedenen Orten zu Verwandten reisen lassen, vielleicht bietet sich doch eine Chance. — Und nun ihr Knabe, so ähnlich dem Mann, den sie aus Liebe erwählt, so talentvoll und geweckt — und sie so machtlos, sein Lebensschicksal äußerlich günstig zu gestalten, und zu stolz, fremde Hilfe für sich in Anspruch zu nehmen. Je mehr sich ihre spärlichen Mittel erschöpfen, um so banger blickt sie in die Zukunft, und um so klagloser lächelt sie ihre Kinder an.

Der Commerzienrath steht auf, geht an's Fenster, sieht hinaus, als wolle er das Wetter prüfen, und dann nach der Uhr, die neben der Skizze, welche sein ärmliches Geburtshaus darstellt, steht und das Geschenk eines Herzogs ist, der seine Fabriken besuchte.

„Oho,“ fällt der Sanitätsrath ein, „lieber Freund, um diese Stunde des Plauderns beim Lieblingstrank der Orientalen lassen wir uns nicht bringen.“

„Das ist auch ein Symptom, diese stete Unruhe,“ sagt Frau Olga und bittet ihren Gatten mit einem Blick an ihre Seite.

Er gehorcht, und die ehemalige Hofdame fragt, erstaunt zu ihr tretend: „Symptom“ — um des Himmels willen, das soll doch nicht etwa gar eine Consultation bedeuten? In dieser Heimstätte der Gesundheit und des Glückes!“

„So etwas!“ entgegnet Frau Olga, nach der Hand des Commerzienraths fassend, „wir sind ja unter den intimsten Freunden des Hauses. Derßner klagt nicht, aber er fühlt sich nicht wohl!“

„Doch, doch!“ protestirt der Genannte, „Zelting, bestätige das!“ fast heftig kommt das heraus.

Ehe jedoch der Sanitätsrath, seinen klugen Kopf neigend, eine Aeußerung machen kann, fällt Olga schon wieder ein: „Dann ist es seelisch, dann drückt Dich etwas! Aber, Fritz, komm nun nicht mit der Entschuldigung: Geschäft, Entwürfe, Pläne. Die sind Dein Lebenselement — seit ich an Deiner Seite bin, bist Du rastlos thätig gewesen, und sie können nicht plötzlich die Herrschaft über Dich gewinnen — es wäre gegen Deine Natur!“

„Ja — Frauenaugen!“ sagt der Arzt, der ein Kenner, wie ein Bewunderer des weiblichen Geschlechts gewesen ist und es bleiben will.

„Wenn ich versichere —“ Derßner stockt, es ist, als will er den Kampf aufgeben, dann wischt er über sein Gesicht, das sich geröthet hat. „Du hast mich niemals bisher gequält, Olga.“

In ihren Mienen zuckt es. „Es ist das Letzte, was ich möchte! Aber — da ich vielleicht Dein Vertrauen nicht ganz mehr besitze oder verdiene — oder Du mich endlich schonen willst — hier sind die Freunde des Hauses!“ und wie nun keine Antwort kommt, beugt sie sich vor. „Ich will Dir sagen, was Dir fehlt — Du denkst an Dein, an unser kinderloses Alter —.“

„Mein Gott, nein!“ — es ist aber ein seltsamer Ton, und sein Blick weicht wieder dem ihren aus.

„Das ist nun mal eine fixe Idee, bei sonst ganz gescheidten, glücklichen Ehefrauen,“ fällt Zelling ein. „Ich sage, es ist ein schattenreiches Glück, Kinder zu besitzen, gar keine Bedingung zur Daseinsfreude — und Krisz und ich haben oft über diesen Punkt gesprochen.“

Er, der eiserne Mensch, der den ältesten Sohn eines geringen Vergehens halber ganz verstieß und nie darnach gefragt hat, ob er in der Fremde verdarb oder starb — der freilich ist in Frau Olga's Augen in dieser Beziehung nicht competent.

„Ich habe allen Ernstes daran gedacht, mit meinem Mann die Frage zu erörtern, ob wir nicht ein Kind adoptiren sollen!“ sagt jetzt ihre klare Stimme.

„Olga!“ ruft der Commerzienrath.

„Ha!“ macht der Arzt und wiegt nach seiner Gewohnheit das weiße Haupt. Die Präsidentin schnell in eine kerzengrade Haltung — „ah,“ sagt sie langgedehnt.

„So, so, so! Knabe oder Mädchen, obscurer oder nachweisbarer Herkunft? mit ererbten Anlagen zum Verbrechertum oder aus einem höheren Luftkreise mit denen zu behaglichem Lebensgenuß und Nichtsthuerie. — Dazwischen ist ja allerdings noch eine Auswahl — ich male nur die beiden äußeren Grenzen!“ spricht der alte Doctor, nachdem die Pause des Erstaunens für sie Alle vorüber ist.

Der Herr des Hauses sitzt da und starrt auf das Teppichmuster, und Olga macht dem Sanitätsrath ein Zeichen, eine wehmüthige Freudigkeit liegt auf ihren Zügen — sie bedeutet, daß sie das Richtige getroffen zu haben glaubt.

„Das Wie und Was,“ sagt sie, den Sarkasmus völlig ignorirend, „tritt erst dann auf die Tagesordnung, wenn man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat. Sie, lieber Freund, haben den Sohn, der die ärztliche Kunst, wie Sie, zu seinem Beruf gemacht hat. Sie finden das ganz natürlich! Wenn nun Derffner all seine Schöpfungen auch gerne in den Händen eines Wesens sähe, das ihm attachirt ist, dem er seine Pläne vertrauen kann?“

Der Sanitätsrath giebt sich eine noch bequemere Lage in dem breiten Sessel. „Tatata! Wenn Sie wüßten, verehrte Frau, wie Ralph und ich uns über den „Geist der Medicin“ streiten, wie alte und neue Methoden mit einander kämpfen — und wir Beide sehr schwer das Wahre einsehen wollen, daß wir nichts wissen können.“

Sie hebt die schlanke Hand. „Frits ist aus anderem Stoff, als Sie! Worüber Sie sich ärgern, darüber freut er sich vielleicht.“

Der Fabrikant hat die Hand gegen die Stirn gelegt, sein Gesicht ist dadurch halb verborgen.

Die Präsidentin bekommt eine plötzliche Unruhe in die Finger, sie machen zuckende Bewegungen. Sie war am Hof ihrer tadellosen Haltung halber ein Vorbild, das verleugnet sich auch jetzt noch nicht. Der feine Mund athmet nur leise, die blauen Augen behalten ihren sanften Ausdruck, nur die zierlichen Nasenflügel vibriren etwas.

„Also — doch auf einen Knaben reflectirt!“ murrte der Sanitätsrath. „Soll'n wir mal ausschreiben oder nachlesen: Ein schöner Knabe zu ver-schenken?“

„Schlimm genug,“ sagt die energische Hausfrau, „daß das grausame Leben Mütter zwingt, sich solch kostbaren Gutes, wie es ein Kind ist, auf die Weise zu entäußern!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber heute finde ich Sie zum ersten Male, seit all der langen Zeit, in welcher ich die Ehre habe, Sie zu kennen, romantisch,“ ruft der alte Arzt.

„Mag sein — man kann nie für sich einsehen, wie man noch wird,“ giebt sie zurück. „Ich habe mich schon in die Lage gedacht, daß ich ein ganz kleines Kind persönlich ziehen könnte!“

„Aus reinem Behagen an schlaflosen Nächten?“ forscht Zeltling.

Und nun lacht auch der Hausherr, wiewgleich sein Ton etwas un-natürlich lustig klingt.

„Meine beste Olga, das ist in der That ein wenig romantisch auf-gefaßt — verzeih mir!“

Nur die Präsidentin bleibt ernst — sie hat plötzlich ganz sonderbare Ideen bekommen. Sanft ihre Finger auf die Hand der Hausfrau legend, sagt sie:

„Sie müssen ein verwaistes Kind aus gutem Hause finden — das wäre die erste Bedingung!“

Und ihr ist, als schöbe man ihr ein Spiel Karten zum Mischen zu — warum soll nicht eine höhere Fügung walten — und ihrem Knaben „das Glück“ zu Theil werden. „Oder“ — fährt sie überlegend fort — „ein solches, das Ihnen von selbstlos denkenden Eltern anvertraut würde — derartige Beispiele kenne ich aus Erfahrung!“

Es ist nur hingeworfen, absichtslos, ein Samen Korn auf aufgewühlten Acker — wer weiß aber, ob es nicht keimt und Wurzel schlägt! Die Kunst der „Anregung“ hat sie auch bei Hofe geübt, wo sie den Namen die „kluge Betsberg“ trug.

Eine Erwiderung von irgend welcher Seite wird abge schnitten, denn der Diener meldet den Schlitten.

Wie erlöst springt der Commerzienrath auf und faßt den Arm des Arztes.

„Eine herrliche Luft, sie wird uns gut thun!“

„Hm!“ Der Freund hat selber die hier drinnen in den letzten Augenblicken bedrückend gefunden.

Während sich Frau von Börner in einen Pelzmantel der Hausfrau hüllen läßt, die vorsorglich diesen Befehl gegeben, flüstert sie: „Fast scheint es mir, als hätten Sie Recht, wie in allen Dingen, meine Liebe! Es mag ja solch eine Sehnsucht über diesen rastlos thätigen Mann gekommen sein — und wenn das das Mittel wäre, mein Himmel, das ist nicht schwer zu erhalten.“

„Glauben Sie, glauben Sie wirklich?“ fragt Olga — „o, wenn er würde, wie früher. Er ist wirklich sehr verändert!“

„Nur consequent, nur immer wieder auf die Sache zurückkommen,“ mahnt die wohlklingende Stimme neben ihr, während den feingeforneten Füßen Pelzstiefel übergezogen werden. Sie hat es gern, in dem Hause hier verwöhnt zu werden, es behaglich zu haben, wie einst bei Hofe.

„Mein Kuno wartet sicher schon auf den Augenblick, in welchem der Schlitten an unserem Hause vorüber sausen wird,“ sagt sie, als man sich zu dem Gefährt begeben. „Ach, der gute Junge, das Prachtkind —“ und dann kommt ein wehmüthiger Seufzer über ihre Lippen. „All der Freude, welche mir der kleine Bursche bereitet, wird sein armer Vater nicht theilhaftig! Wie sehr ich das oft beklage!“

„Hm! hm!“ die Lippen des Arztes pressen sich zusammen, er macht seine Wahrnehmungen.

Der Schlitten gleitet durch die belebten Straßen — überall fliegen den Insassen höfliche Grüße zu — die bekannteste und beliebteste Persönlichkeit der Stadt ist der Commerzienrath, die wohlthätigste Frau seine Gattin.

Die Bahn ist spiegelglatt, die großen und kleinen Gebäude tragen malerischen Schmuck, krystallne Zapfen hängen von den Dächern in den wunderlichsten Formationen, eine weiße Kappe hat der eine Kirchturm, Schneemänner in den verschiedensten Gestalten machen die Honneurs, und jubelnde Kindergruppen umgeben sie und wirbeln die Schneebälle durch die Luft. —

„Mein Kuno!“ sagt die Präsidentin und drückt Frau Olga die Hand, als sie an einem freundlichen Hause der Vorstadt vorüber gleiten. Hinter den Scheiben eines Fensters wird ein blonder Kopf sichtbar. „Sehen Sie, nicht draußen beim Spiel, wie die anderen Knaben, obwohl er nichts Schöneres kennt, als sich im Freien herum zu tummeln — aber er weiß auch seine Pflichten, der kleine tapfere Mann, und nimmt auch die Bücher vor.“ — —

Die Frau an ihrer Seite nickt zerstreut zu diesem Ausdruck mütterlicher Freude, sie blickt auf den Gatten, dem sonst nichts entgeht, was groß oder klein ist in der Natur, in der Staffage — er sitzt still, in sich versunken da.

Nun kommt das Arbeiterviertel, nette, jaubere Häuschen, hinter manchem Fenster blühende Blumen — Olga Derfner weiß, wie Einzelne sich aufrafften, die das Schicksal und die Verhältnisse gebeugt gehabt, auf den Zuspruch ihres Mannes, auf seine eingreifende Hülfe materieller und moralischer Art. Zwei Frauen stehen schwabend und lebhaft gesticulirend neben einander, den braunen Mantel mit dem großen Kragen der einen hat sie schon gesehen, wo doch? Nun wendet sich der Kopf mit der verhüllenden Kapuze — ein rundes, grinsendes Gesicht sieht nach den Insassen des Schlittens herüber.

Die Mutter der kleinen Näherin! — wie einer Unterlassungssünde schuldig erscheint sie sich. Sie vergaß, sich nach Toni Baumanns Ergehen zu erkundigen. Freilich griff an jenem Abend ihr Gatte selber helfend ein — aber mit Geld ist doch nicht Alles gethan, vielleicht hätte ein Trostwort von ihr das arme Mädchen aufgerichtet.

„Laß den Schlitten halten, Friß!“ bittet sie und winkt dann die Frau heran. Breitspurig kommt die Wittwe über den Schnee.

„Wie geht es Ihrer Toni?“

„O die!“ sagt das Weib und kneift die Augen zu und reißt sie dann plötzlich wieder weit auf. „Die kann sich ja nicht beklagen. Wenn Einer das kann, so bin ich es, die sie allein im Hause hat sitzen lassen!“

„So ist sie fort — wohin?“ forcht Olga, „es muß ihr also besser gehen?“ —

„Zur Erholung, bei Verwandten — da unten wo, in Bayern liegt es ja wohl!“ Die Frau bringt das in Pausen vor und blickt die Damen und Herren im Schlitten der Reihe nach unverschämt an.

„Nun, das ist doch eigentlich erfreulich für Sie,“ meint die Commerzienrätthin. Das Weib zuckt die Achseln.

„Wie man's will. Unserer bringt die Kinder auf, und dann hat man nichts von ihnen, als Aerger. Na, ja doch! Sie können sich das nicht vorstellen, Herr Commerzienrath,“ fügt sie unverschämt hinzu. „Was aber mein Hans is, der hat sich über den Inspector beklagt, der immer so grob mit ihm is — dem könnten Sie das auch mal jagen! Mein Junge is ordentlich, das kann ich behaupten, gerade weil ich seine Mutter bin! Und Sie wissen das ja auch wohl, Herr Commerzienrath!“

Sie bekommt keine Antwort, der Kutscher hat den Wink erhalten, weiter zu fahren, und Frau Minna Baumann schleudert von dem Platze, auf dem sie so unbeachtet stehen gelassen ist, dem dahinfliehenden Gefährt eine Verwünschung nach.

* * *

Der „launige April“ hat diesmal Beständigkeit gezeigt, er hat so beharrlichen Sonnenschein gebracht, daß man den hohen Winterschnee zeitig vergessen hat, und die Pflanzen sprießen hervor und künden den Frühling

an; Vögelschaaren sind früh aus dem Süden gekommen und erfüllen die Luft mit zwitschernden Stimmen — und Hoffnungen werden in den Menschentherzen wach, so bunt und verschieden, wie die ausblühenden Blumen.

Um die Villa Derffner grünt es überhaupt zeitiger als irgendwo sonst — Frau Olga kennt die Vorliebe ihres Gatten für Strauch, Baum und Blüthe, und darnach ist mit dem Gärtner die Vereinbarung getroffen, das Fröheste und Dankbarste in die Nähe des Hauses zu bringen. Und diesmal hat sie ganz besonders das Kommen der besseren Jahreszeit herangesehnt, ihm wird's ja auch gehen, wie anderen Menschen, er wird aus dem Winterschlaf der Grübelelei zur Daseinsfreude wieder erwachen.

Ihre anderen Pläne, die Gedanken an Reisen und an Hausbesuch sind von ihm nicht gebilligt, und auf jenes Thema, das sie an dem Tage der Schlittenfahrt angeregt, hat sie noch nicht zurückkommen mögen, trotz des Rathes der Frau von Börner. Derffner hat zu wenig Neigung für die Erörterung desselben gezeigt, und der ganz offen kundgegebene Widerstand des Sanitätsrathes muß vor Allem besiegt werden.

Inzwischen hat die Präsidentin so oft als möglich ihren Blondkopf Kuno in die Villa gesandt — seine frischen blauen Augen sollen fröhliche Umschau halten und ihr Ausdruck dem Ehepaar sagen: seht, wenn man sich kindlich-harmlos freut, das ist denn doch noch eine ganz andere Sache!

Aber trotz allen Sonnenscheins und aller lauten Anerkennungen zu Ehren des Aprilmonds, fällt's ihm doch in einer Nacht ein, zu zeigen, daß er wandelbar zu sein vermag. Da heult plötzlich der Sturmwind an den Mauern entlang, fährt in die Schlotte, rüttelt an den Scheiben, und endlose Regengüsse prasseln herab, schlagen auf die Steine, waschen den Kies fort, reißen und wühlen, wo sich ein Widerstand bietet. Es ist, als ob eine neue Sintfluth kommen wollte — und wenig Menschen werden in dieser Nacht sich eines ungestörten Schlafes erfreut haben.

Auch Olga Derffner nicht; sie hat den plötzlichen Ausbruch des Unwetters, das sie aus einem beängstigenden Traum erwachen ließ, zuerst fast dankbar begrüßt, dann aber ist ihr zum Bewußtsein gekommen, wie zerstörend der Regenguß um Haus und Garten gewüthet haben muß — und mit einem Blick auf ihren ruhig schlafenden Gatten hat sie seiner anerkennenden Worte gegen den Gärtner gedacht. Wenn er heute aufsteht, wird von der reizenden Anlage vor dem Fenster seines Arbeitszimmers wenig mehr existiren, und die neue Grotte dort unten, wo der Garten in Parkanlagen übergeht, wird ebenfalls sehr gelitten haben.

Und sie stellt sich das Gesicht des „alten Johann“ vor, wie er jetzt staunt, horcht, dann wohl, die Gefahr für seine Schöpfungen ermessend, auch flucht.

Und immer weiter heult's und braust's und strömt's und prasselt's — sie denkt an die Fabriken und die Feuergefahr, an die Einwohner der Stadt, die eine Unvorsichtigkeit in solcher Sturmnacht in Asche legen kann.

Ihr Gatte schläft — regelmäßige, ruhige Athemzüge sind's. Keine qualenden Träume — wie sollten ihm die auch nahen? Ein besserer Mensch hat noch nicht sein ergrauendes Haupt auf die Kissen gebettet.

Und endlich dämmert der Morgen, und um ein Geringes läßt der Sturm nach, sie erhebt sich und schlüpft in das Ankleidezimmer und rollt die Jalousie auf und zieht die Vorhänge auseinander — genau, wie sie's erwartet, die Sträucher geknickt, die Blumenbeete vernichtet, das Erdreich aufgewühlt, fortgeschwemmt. — Eine tüchtige Arbeit, bis Alles wieder hergerichtet sein wird!

Sie kleidet sich an — im ganzen Hause ist's noch still, aber drüben im Pavillon, wo der alte Johann mit seiner rundlichen, betagten Gattin haust, sind auch die Läden aufgeslogen. Den Gärtner werden Zorn und Ungeduld ebenfalls nicht länger auf dem Lager gelassen haben — und kopfschüttelnd wird seine Sanna bei ihm gestanden und mit ihm geklagt haben.

„Wir haben kein Kind, aber viele, viele schöne Kinder,“ jagt sie oft mit ihrem weltfremden Lächeln, „all' die herrlichen Blumen, welche mein Johann pflegt und die stolzen Bäume, die er gepflanzt hat und die nach dem Himmel weisen, in den wir einmal miteinander kommen wollen!“

Und Olga Derffner freut sich an der Idylle im Gärtnerhause, und Johann und Susanne haben ihr Philemon und Baucis in's Moderne übersetzt.

Nun steht sie in ihrem dunklen Morgenkleide und überlegt, ob sie sich nicht, ein Tuch um das Haupt geschlungen, hinaus wagen soll nach dem Pavillon, gleich mit dem Alten Rücksprache zu nehmen. Im Park, am Wasserfall, da wird der Sturm noch ärger gehaust haben. Vielleicht sind bald tüchtige Hände nöthig und kann sie sich dann an ihren Mann wenden.

Die Villa empfängt im Innern das Licht durch eine große Glaskuppel, im Erdgeschoß ist so eine Blumenhalle gebildet mit plätscherndem Springbrunnen, ein kühler, reizender Aufenthalt auf kostbarer Steinmosaik für den Sommer, im ersten Stock ist eine rundlaufende Gallerie, auf welche sämtliche Thüren münden. Statuen stehen daselbst in Nischen, und Fresken in pompejanischem Stil schmücken die Wände.

Olga öffnet leise die Thür des Toilettenzimmers. Bang! es ist noch so still im Hause, daß der Laut schrill und scharf wiedertönt — ihr Blick sucht das gläserne Kuppeldach, nein, da ist nicht das mindeste Unheil angerichtet — aber, indem sie weiterschreiten will, bietet sich ihrem Fuß dicht an der Schwelle ein Hinderniß. Ein Korb hier? sie bückt sich erstaunt, da gleitet durch den verursachten Stoß der Deckel von dem länglichen Weidengeflecht und —

„Nein,“ sagt sie laut in den ergrauenden Morgen hinein, und ihre tappende Hand sucht eine Stütze an der Wand, „nein!“ und dann stockt ihre Stimme, und ihr Blick irrt von der Höhe, wo er sich dem einfallenden Licht zuwendet, wieder auf den Gegenstand am Boden, und ihre zitternde

Rechte wischt über das Antlitz, als wolle sie augentäuschende Dinge aus dessen Gesichtskreis scheuchen.

Aber es ist doch Wirklichkeit!

Langsam gleitet sie auf den Boden nieder und beugt sich dicht, dicht über das weiße Kissen mit den rosa Schleifen, das der herabfallende Deckel hat sichtbar werden lassen — erst ist sie blaß, nun kommt eine heiße Röthe in ihre Züge.

„Mein Gott,“ stammelt sie und faltet unwillkürlich die Hände, dann, sie lösend, fährt sie mit sanftem Finger über die kleine Wange — weich und warm, und dicht ihr Ohr an den geschlossenen Mund haltend, fühlt sie einen winzigen Athemzug —

„Es lebt, es ist Wahrheit,“ murmelt sie und staunt und staunt auf's Neue.

Weich, fein die Umhüllung des Kindchens, mit einer Zierlichkeit sind Spitzen und Bänder um die kleine Gestalt gehäuft, einer Weihnachtspuppe gleich, wie sie in wohlhabenden Häusern unter den Christbaum jauchzender Kinder gelegt wird.

„Und nun hier, auch wie ein Christgeschenk an meiner Schwelle,“ sagt Frau Olga, ebenfalls bewundernd.

Lichtbraune Härchen umkränzen den kleinen Kopf, die Häustchen sind geballt an die Wangen gezogen.

„Wenn ich nur wüßte, welche Farbe die Augen haben,“ sagt die Frau, immer noch auf den Knien liegend, vor sich hin und hat alles Andere vergessen, den Sturm, den schlafenden Gatten, das Seltsame dieses Fundes — nur fern dämmert ihr eine Kindheitserinnerung auf, ein Bild, vor dem sie lange entzückt gestanden: hohes Schilf, ein grünschimmernder Strom, ein gleitendes Körblein mit schneeigen Tüchern darauf und ein rosiges Kind in denselben, und dann von der andern Seite, in schillernde Stoffe gehüllt, mit goldenen, flirrenden Ketten behängt, die stolz einerschreitende FINDERIN des Knäbleins. Und durch ihre Kinderträume ist der Wunsch gezogen, auch einmal eine solch lebendige Puppe finden zu dürfen!

Und in derselben Secunde kommt ein Laut über die Kindeslippen, und die Augen öffnen sich, groß und blau, und suchen den Lichtschein.

„Oh — oh!“ ruft Olga und nimmt den Korb empor, als ergreift sie Besitz von ihm und seinem Inhalt — und dann gleitet eine glänzende Thräne auf das flatternde Band.

Es raschelt leise bei der Bewegung, ein Papier ist's.

Nun kommt sie mit ihren Gedanken zurück in die Gegenwart: nicht der Wunsch ihrer Kindheit hat sich erfüllt, den sie vor dem Mosesbilde gehabt — es ist eine jener „Wirklichkeiten“, wie sie das moderne Leben täglich hervorrufen — man hat in das reiche, kinderlose Haus ein verlassenes, junges Wesen getragen, dessen Dasein Niemandem zur Freude gereicht — um ihm die Möglichkeit einer besseren Existenz zu verschaffen. Eine Kinderaussetzung, wie man häufig von solchen liest — und nun, wo eine kühlere Empfindung

bei Frau Olga aufzukommen sucht, faßt sie auch nach dem Blatt, das irgend eine Aufklärung bringen wird.

Es ist dickes Papier, auf das eine beinah zierliche Hand, der es wenig gelungen ist, sich zu verstellen, geschrieben:

„Der wohlthätigsten Frau!“

Das Blatt zittert in Olga Derffners Hand, dann entziffert sie eine halb von Thränen verwischte Nachschrift:

„Wenn der Knabe „Konrad“ heißen dürfte.“

„Eine gewöhnliche, ganz klug berechnete Kindesaussetzung,“ wieder will sich die Frau das in dem grauen Licht des Regentages sagen — und wiederum durchzieht ein seltsam weiches Gefühl ihr Herz — die Nachschrift rührt sie, nicht der Appell an ihre Adresse — „Konrad“, sagt sie flüsternd, auf das kleine, verlassene Geschöpf niederblickend, das sie mit den großen Augen anzuschauen scheint.

Ob der Name der Mutter, die sich dieses „kostbaren Gutes“ — ja, sie erinnert sich, diesen Ausdruck neulich in der Polemik mit dem Sanitätsrath gebraucht zu haben — entäußern mußte, besonders theuer war?

Ob so der Mann heißt, an den der Knabe die Kindesrechte besitzt?

Ein Geräusch! in der Halle wird eine Thür geöffnet — sie zuckt zusammen, sieht sich wie furchtiam um, hebt dann den Korb wieder empor, trägt ihn in das Gemach, auf dessen Schwelle er stand.

Zwischen den mächtigen Spiegeln, den mit roßigen Spitzenwolken überhängten Tischen, setzt sie ihn nieder — es war ihr eben, als käme die rauhe Wirklichkeit und wollte ihr ihren Fund entreißen. Wie sie nun aber da steht, nur ein Vorhang trennt das Schlafzimmer von diesem Raum, wird es doch wieder ein wenig nüchtern in ihr.

Was wird Friß sagen, und wie kommt es, daß man es verstanden hat, gerade auf jener Stelle den Fund geschehen zu lassen? Muß es nicht Jemand gewesen sein, der genaue Kenntniß von den Einrichtungen und Gewohnheiten ihres Hauses hat? Und dann gleitet ihr Blick nach der verhängten Thür — ganz andere Fragen werden noch über die Lippen des Mannes dort drinnen drängen — sie macht förmlich eine schützende Bewegung über den Weidenkorb hin: armer, kleiner Findling!

Dann überlegt sie, ob sie mit der Nachricht von dem seltsamen Ereigniß an das Lager ihres Gatten treten soll — noch hat Niemand im Hause Kenntniß davon, aber irgend ein Zufall kann jeden Augenblick die Entdeckung herbeiführen — hat er nicht das erste Anrecht?

Sie lauscht — sein Schritt! er ist also schon aufgestanden — jenseits des Schlafzimmers rauscht das Wasser im Badebassin, dann wird er hierher kommen. —

Sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Kopf brennt, — an ihre Schwelle gelegt, wie der erfüllte Wunsch ihrer Kindheit, ist's nicht zugleich wie ein Fingerzeig, daß ihr Plan von neulich sich ebenfalls erfüllen soll?

Secunden, Minuten vergehen, sie kommt sich wie eine Schulbeladene vor! Ob sie nicht das corpus delicti an der Stelle hätte lassen sollen, wo sie es fand — Andre zu Zeugen herbeirufend? Bage Ideen von allerhand abenteuerlichen Ereignissen ziehen durch ihr Hirn — da — fängt plötzlich die zarte Kinderstimme an hörbar zu werden — ein leises Wimmern ist's, ein Klagen scheint's ihr. —

Sie beugt sich wieder über das kleine Wesen, dessen Köpfchen sich röthet — still, ach nur still! — beinah hätte sie den Namen geflüstert, um welchen das Papier bittet — still, still! —

Aber schon ist die dünne Stimme beharrlich durch die Vorhänge gedrungen. — Während sie, den Korb schüttelnd, halb ungeschickte Bewegungen macht, den Rücken dem Eingang des Nebengewaches zugewendet, erscheint dort plötzlich Fritz Derffner.

„Olga! — Olga?“ klingt es erschreckt, fragend zu ihr hinüber.

Sie wendet sich wie bei einem Unrecht ertappt — aber wie sie in sein Gesicht sieht, gewahrt sie, daß er ebenfalls sehr blaß, fast verstört ist.

„Olga — was ist, was soll denn das?“ fragt er, während das Gewimmer fort klingt durch den Raum, in welchem noch nie eine Kinderstimme laut geworden ist. Sie huscht zu ihm hin, faßt nach seiner Schulter und dreht sich dann sein Antlitz zu.

„Fritz — wie ein Wunder ist's — und doch ein häufig vorkommendes Ereigniß — dies Kind ist bei uns ausgelegt — ich fand es vorhin auf der Gallerie, dicht vor dieser Thür. —“

„Ah —“ lang gedehnt, mit einem sehr schweren Athemzuge kommt das heraus.

„Nicht wahr, das ist sehr sonderbar? — ich habe mich auch noch gar nicht erholen können!“ fährt sie fort. Und wie er nun nichts sagt, keine Bewegung macht, schlingt sie die Arme um die in der Sammetmorgenjade steckende Gestalt und sagt: „Um Gotteswillen, Fritz, Du denkst doch nicht etwa, weil ich vor ein paar Monaten davon sprach? — o Fritz, nur das nicht — nur nicht!“

Er legt die Hand auf ihr Haupt, und es ist fast etwas darin von einer segnenden Geberde: „Nein, mein liebes, ehrliches Weib — solche Gedanken kommen nicht in meine Seele!“

Sie lacht fast convulsivisch: „Oh Du kamst, sieh, da fiel der Gedanke plötzlich mit solcher Schwere auf mich nieder — nun ist's gut, o, nun ist Alles gut.“ Und sie zieht ihn mit sich, bis dicht an den auf dem Tisch stehenden Korb heran. „Sieh nur, wie reizend er ist, der kleine Konrad — aber, wenn er nur nicht schreien wollte — es klingt, als fühlte er sich nicht behaglich hier —“ und sie streichelt das Gesicht und die kleinen, geballten Hände.

Ob sich der Commerzienrath den Inhalt des Korbes anieht und wie seine Mienen dabei sind, das zu beobachten nimmt sie sich keine Zeit. Sie

nebelt an den Schleifen, glättet die Spitzen, zupft an den Riemen. „Du kleiner Schelm, sei doch nur wieder gut.“

Das Papier, das ihm Olga darreicht, lange betrachtend, sagt endlich Fritz Derffner: „Das giebt keinen Anhalt, gar keinen — und nun muß etwas geschehen! Hast Du im Hause suchen lassen? Sind Spuren gefunden?“

„Aber Fritz! — erstens weiß es Niemand, dann — in dieser Nacht —“

Er wendet sich nach dem Fenster. „Freilich, die ist ganz besonders geschickt benützt. Aber — wie kam man in's Haus — hier, bei uns? Nun, das wird die Polizei schon ausfindig machen.“

„Die Polizei?“ sie fragt es erstaunt, ängstlich, „ja, warum denn die?“ —

Er richtet sich steif empor.

„Nöthige Formalitäten! Man muß doch nach der gewissenlosen Mutter forschen — auf derartige Vergeh'n steht Strafe, natürlich — und —“
Es klingt schroff.

Sie legt eine Hand auf den Findling und faßt mit der andern nach seiner Rechten.

„Fritz, weil eine unglückliche Mutter — sag' mir, nur eine Unglückliche oder Betrogene trennt sich auf diese Weise von ihrem Kinde, nicht wahr? — Gieb mir das zu — Du mußt es thun!“

„Ja, ja,“ murmelt er, als sei er auch von dem Gedanken ergriffen.

„Also dafür, daß die uns das Vertrauen schenkt und unserer Fürsorge ihr Kind übergibt, sollen wir polizeilich nach ihr forschen, sie wohl gar verfolgen — bestrafen lassen — sie in Schande stürzen und dies unschuldige Kind dazu? Nein, nie, nie!“

„Eine Unglückliche, Betrogene,“ wiederholt der eisenfeste Mann, und es zuckt in seinem wetterharten Gesicht, und er fährt mit der Hand durch sein Haar.

„Ja —“ und sie streichelt eins der kleinen Händchen, „wer könnte sich denn sonst von solch einem kleinen Wunder trennen!“

Daß er gar nichts zu bewundern findet, erzürnt sie fast.

„Sieh doch nur, Fritz, das sollen Finger sein, das will eine große Hand werden, und der Mund da vielleicht einmal befehlen — kann man's nur denken?“

Er geht auf und nieder, hörlos auf dem dicken Teppich; plötzlich ist sie neben ihm.

„O Fritz, wenn uns, uns solch ein Geschöpfchen geschenkt wäre, damals, als wir jung waren und uns wohl Beide darnach sehnten! Wie wir's angestaunt hätten! Und das Ding da fragt mit kläglichem Stimmchen: Warum hab ich nicht Vater und Mutter, die mich an ihr Herz nehmen?“

Er antwortet mit einem dumpfen Laut, sie meint, er will Einwürfe machen und küßt ihn rasch, seine Lippen schließend. „Nein, ich will Dir

nicht in der Uebereilung ein Versprechen abringen — nur die „Arme“ nicht verfolgen, nur von den Formalitäten möglichst abstehn!“

„Dein gutes Herz!“ sagt er, in den grauen Morgen sehend.

„Und Deine humanitären Gesinnungen!“ wirft sie ein.

„Ich weiß aber kaum, was zu thun ist!“ meint er.

„Für das Kind zu sorgen, das Natürlichste!“ sagt Frau Olga bestimmt. „Er hat sich schon ganz in mein Herz hinein geweint, der kleine Konrad,“ dabei macht sie wieder allerhand Versuche, das Anäblein zum Schweigen zu bringen, und wie sie auf's Neue nichts fruchten, wendet sie sich lächelnd an den Gatten.

„Nun schilt mich nur die unpraktische Person, ich denke nicht an das Nächste, daß der kleine Burische hungrig sein wird!“ Und dann drückt sie auf die Klingel. „Der Sanitätsrath muß, und mag er mich noch so sehr verwünschen, seine Kaffeestunde unterbrechen und hierher kommen — ich will mich sofort unterrichten lassen.“

Und wenige Minuten später weiß Jeder in der Villa Derffner, welcher ein Gast über Nacht eingekehrt ist, und Herr Johann Müller findet zum ersten Male kein Gehör für seine Klagen über die Verwüstung, welche der Sturm angerichtet, die Commerzienrätthin hat Wichtigeres zu thun — den Findling zu besorgen.

Kurze Zeit, nachdem zu ihm gesandt, ist der Sanitätsrath die wenigen Schritte herübergekommen, er hat mit kundiger Hand das Kind ohne Rücksicht auf Spitzen und Bänder, in denen es, einer Matraze gleich, emporgehoben, gewogen und geschätzt und es für kerngesund und etwa zwei Wochen alt erklärt. Dann hat er augenblinzeln gemeint:

„Gut ausgewählt, der bringt seine Anwartschaft auf die Lebensdauer ‚Achtzig‘ mit auf die Welt.“

„Ausgewählt?“ fragt Frau Olga.

„Meine Allergnädigste, Sie trugen ja doch ein merkwürdiges Verlangen nach schlaflosen Nächten, frühenden Stimmchen und dergleichen zur Schau, und ein alter Skeptiker, wie ich bin, glaubt gar zu leicht an Correcturen des Zufalls!“

„Herr Sanitätsrath!“ ruft sie, zurückweichend.

Fritz Derffner aber faßt den Arm des Freundes und sagt fast heftig: „Keinen solchen Scherz mehr! — Ich werde Alles thun, das Dunkel zu lichten! Olga weiß, daß ihr jeder Wunsch erfüllbar ist — hier waltet der Zufall, wie im Märchen —“

„Om! Und warum nicht auch mal ‚Märchenleben‘,“ sagt der alte Herr. „Jedenfalls ist Alles von der Hauptperson, sei sie nun Mutter oder Helfershelfer, gut construirt. Und vor der Hand behalten Sie wohl das Kind, Frau Commerzienrätthin!“

„Fritz — das ist doch natürlich?“ fragt sie.

„Vor der Hand!“ wiederholt der Fabrikant.

Und der Arzt fügt hinzu:

„Halten ihm eine Amme, sind entzückt von seinem Gedeihen — und die ‚hinter den Couliſſen‘ lachen ſich in's Fäuſtchen!“

Er ſieht über die Sachen hin, in denen man das Kind fand. „Geſchmack ſogar — und der kommt mir in dieſem Falle beinahe zum erſten Mal vor, na, die Variationen entzücken ja!“

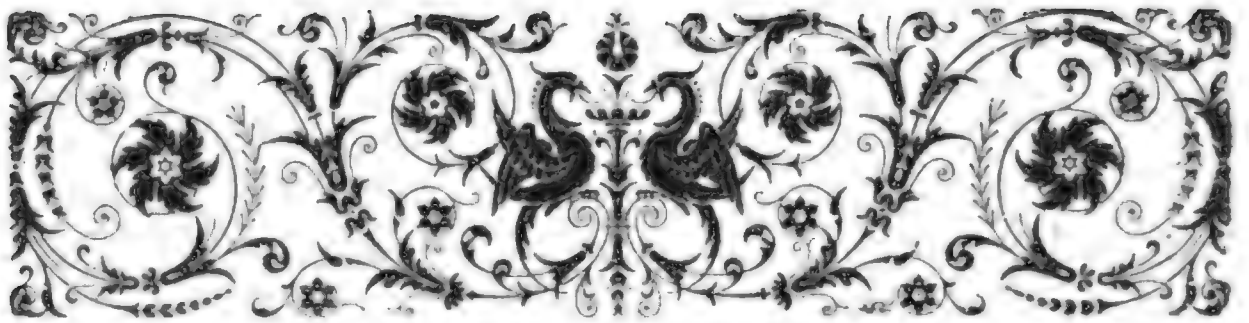
Dann ſchüttelt der alte Herr Derffner die Hand.

„Als Kinder-Arzt ſchlag' ich aber meinen Sohn vor, dem wird das Aufſtehn zur Nacht leichter.“

Und wie er die Marmortreppen hinuntergeht, murmelt er: „Wer iſt denn nun hier der Düpirtete? — Er, ſie oder ich? — ob mir die Erkenntniß wohl noch wird?“

(Schluß folgt).





Rudolf von Bennigsen.

Von

Friedrich Voettcher.

— Berlin. —



Immer lichter werden die Reihen der Männer, welche, nachdem sie als parlamentarische Mitarbeiter an der großen Umwälzung der deutschen Dinge im dritten Viertel unseres Jahrhunderts theilgenommen, noch heute im öffentlichen Leben ausharren. Viele hat der Tod dahingerafft, Andere genießen in stiller Zurückgezogenheit die wohlverdiente Ruhe, Einzelne haben der Politik in Unmuth den Rücken gekehrt. Aber ungebrochen, trotz der 70 Jahre, die er an diesem 10. Juli vollendet, steht auf dem alten Posten im Reichstage Derjenige von ihnen, welchem wie keinem Anderen das Verdienst gebührt, die parlamentarischen Institutionen für die nationalen Zwecke fruchtbar gemacht zu haben, Derjenige, welchem die Geschichte bezeugen wird, daß er des gewaltigen Kanzlers werthvollster Helfer beim politischen Aufbau und Ausbau des Reiches gewesen ist: Rudolf von Bennigsen.

Er hat im Dienste seines hannoverschen Heimatlandes hochwichtige Aemter bekleidet, die Arbeit und der Ruhm seines Lebens aber liegt auf dem parlamentarischen Felde. Frei von selbstsüchtigem Streben, den Blick immer nur auf das Wohl des Ganzen gerichtet, klar in den Zielen, ohne sich auf den geradesten Weg zu denselben eigenmächtig zu versteifen, fest und unabhängig gegenüber der Regierung, aber stets bereit, sich mit ihr zum Besten des Vaterlandes zu verständigen, ist er das Muster eines ersprießlich wirkenden Volksvertreters geworden.

Als er in den Verhandlungen mit dem Fürsten Bismarck seine erfolgreiche Compromißthätigkeit entfaltete, haben ihm seine Gegner, die Einen aus Neid, die Anderen aus Beschränktheit, oft nachgesagt, daß ihm der

Staatsgewalt gegenüber das Rückgrat fehle. Wenn nicht schon sein Charakter überhaupt, so hätte ihn seine Vergangenheit gegen jeden derartigen Verdacht schützen sollen. Es ist wahr, Bennigsen's innerstes Wesen ist auf Vermittelung, auf positives Schaffen gerichtet; aber die Anfänge seines politischen Wirkens vollzogen sich im Rahmen der schärfsten Opposition, und er hat, wenn es Noth that, diesen Ton auch in späteren Jahren angeschlagen, selbst noch in einer Stellung, welche Anderen als eine unüberwindliche Fessel der freien Meinungsäußerung erschienen wäre. So sehr hat dieser Mann sein parlamentarisches Verhalten allzeit nicht nach persönlichen oder Parteirücksichten, sondern lediglich nach den Erfordernissen der Sache eingerichtet.

Bennigsen's erstes politisches Auftreten fällt in das Jahr 1855. Die 48er Bewegung kam für ihn zu früh. Andere seines Alters hat sie fortgerissen, für ihn war sie ein Gegenstand aufmerkamer Beobachtung. Von altem niedersächsischen Adel, war er, der Sohn eines hannoverschen Offiziers, zwar aufgewachsen in den Anschauungen seines Standes, aber sein umfassender Geist hob ihn bereits in jungen Jahren über die Vorurtheile hinaus, welche in der Aristokratie seines Heimatlandes vielleicht fester wurzeln, als in irgend einer anderen. Neben dem Studium der Jurisprudenz hatten ihn schon von der Universität her philosophische Probleme lebhaft beschäftigt, und so hat er wohl auch die politischen Dinge mit kühler Reflexion von der Höhe des philosophischen Standpunkts betrachtet. Zum nicht geringen Theile das Verdienst des als Jurist wie als Mensch gleich vortrefflichen Bland, späteren Reichstagsabgeordneten und jetzigen Mitgliedes der Commission für das bürgerliche Gesetzbuch, ist es gewesen, ihn zu praktischer Theilnahme an der Politik herangezogen zu haben. Mit Bland, welcher das jedem liberalen Geiste drohende Mißfallen der hannoverschen Regierung bereits am eigenen Leibe erfahren hatte, wurde Bennigsen Anfang der fünfziger Jahre befreundet, später, als er 1854 nach Göttingen versetzt wurde, mit Miquel. Im Verkehr mit diesen Männern reifte 1855 sein Entschluß, ein Mandat zur hannoverschen Zweiten Kammer anzunehmen.

Es war die Zeit, da unter dem eben an's Ruder gelangten Minister von Borries die Reaction in Hannover mit dem Bruche der Verfassung von 1848 ihren Triumph feierte. Bennigsen rüstete sich, dieser zum Verderben führenden Politik Widerstand zu leisten. Aber die Regierung verweigerte ihm den Urlaub zum Eintritt in die Kammer. Er beantwortete die Maßregel mit dem Austritt aus dem Staatsdienste und widmete sich der Landwirthschaft. Die muthige That genügte, um ihn weithin als den rechten Mann für die Lage erkennen zu lassen. Bei den Neuwahlen von 1857 wurde er doppelt gewählt; die liberale Opposition hatte ihren Führer, Herr von Borries seinen Meister gefunden.

Der erbitterte Kampf, welcher nun auf Jahre hinaus zwischen den beiden Männern entbrannte, hat Bennigsen's Namen alsbald über ganz Deutschland getragen. In der trostlos düsteren Atmosphäre der fünfziger

Jahre erschien dieser Name Tausenden wie der erste Hoffnungsstrahl. Mit Bewunderung blickten die liberalen Männer von Nord und Süd auf den jungen Streiter, der es mit einem der fanatischsten und gefährlichsten Machthaber der Reaction aufzunehmen wagte. Herr von Borries war kein staatsmännisches Genie, jedoch von nicht geringer Begabung und überaus energischem Willen. Seine Gegner bekämpfte er nicht nur mit den Waffen des Geistes, sondern auch mit den ihm in seiner amtlichen Stellung zustehenden Machtmitteln, in deren Anwendung er selbst vor der brutalsten Rücksichtslosigkeit nicht zurückschonte. Die polizeiliche Ueberwachung durch seinen würdigen Helfershelfer, den Polizeidirector Wermuth, haben sich nicht nur Bennisgen und seine Freunde, sondern auch Andere, selbst der damalige Minister a. D. Windthorst, gefallen lassen müssen. Nicht einen gewöhnlichen Muth also erforderte es, diesem Gewaltmenschen gegenüber sich als Führer der liberalen Opposition zu bekennen und zu behaupten.

Und noch weit ernster ward der Kampf, als er über den Rahmen eines hannoverschen Verfassungstreites hinauswuchs, sich auf das große Problem der nationalen Neugestaltung Deutschlands ausdehnte, in dessen Hintergrunde für das hannoversche Staatswesen die Frage von Sein und Nichtsein stand. Das Jahr 1859 hatte die ganze Jämmerlichkeit der Lage Deutschlands von Neuem zum Bewußtsein gebracht. Das Gothaer Programm, welches mit der Reactivirung des Bundestages begraben zu sein schien, stand plötzlich durch die Ereignisse glänzend gerechtfertigt da. Angesichts der Gefahr, in einen ungeheuren Krieg verwickelt zu werden, der noch dazu die Interessen der deutschen Nation unmittelbar gar nicht berührte, begriff man die Nothwendigkeit einerseits einer Trennung zwischen dem eigentlichen Deutschland und dem österreichischen Völkerconglomerate, andererseits der festen Zusammenfassung der deutschen Kräfte unter einer starken Centralgewalt, welche nur in Preußens Hand gelegt werden konnte. Schon während des Krieges waren an den verschiedensten Punkten Deutschlands Kundgebungen in diesem Sinne laut geworden, jetzt, unmittelbar nach dem Präliminarfrieden von Villafranca, erließ Bennisgen mit 34 gleichdenkenden Freunden eine Erklärung, in welcher diese Forderungen nebst derjenigen eines deutschen Parlaments in programmatischer Form zusammengefaßt waren. Es war der Ausgangspunkt zur Bildung des Nationalvereins, welcher Mitte September in einer großen Versammlung zu Frankfurt mit Bennisgen als Präsidenten in's Leben trat.

Nur das thatkräftige Zusammenwirken einer Anzahl bedeutender Männer vermochte in wenigen Wochen diesen Erfolg zu erzielen; vor Allem Miquels Feueereifer gebührt ein hervorragender Theil des Verdienstes. Sein eigentliches Gepräge und seine werbende Kraft aber erhielt der junge Verein durch den Namen Rudolf von Bennisgen. In ihm erblickte der vorgeschrittene wie der gemäßigte Liberale eine Bürgerschaft. Dieser Mann, der seit Jahren die allgemeine bürgerliche Freiheit gegen einen adeligen

Standesgenossen in hartem Kampfe vertheidigte, war sicherlich ein unabhängiger, wahrhaft freisinniger Charakter. Andererseits hatte dieser Mann keineswegs in irgend einer Katastrophe mit dem durch Geburt und Tradition ihm überkommenen Wesen gebrochen; vielmehr hatte in seinem Auftreten stets eine besonnene Ruhe gelegen, die ihn selbst im heißesten Kampfe nicht verließ, und so durfte man sich zu ihm auch in der Leitung der nationalen Bewegung eines verständigen Maßhaltens versehen. Wo immer er auftrat, erschien er als der geborene Führer. Seine ruhige und doch feßelnde, nicht selten packende und gewaltige Beredsamkeit, die Klarheit und Entschiedenheit der Anschauungen, die Höhe und Weite der Gesichtspunkte, der tieffittliche Ernst und daneben eine an Unzugänglichkeit streifende Bornehmheit — das Alles übte einen Zauber aus, der nicht am wenigsten die rasche Ausbreitung des Nationalvereines über so weite Schichten des deutschen Volkes bewirkte, ihm die Besten des deutschen Bürgerthums, namentlich die gebildeten Kreise desselben, zuführte.

Raum je hat ein politischer Verein eine so bedeutsame Wirkung ausgeübt. Ohne seine vorbereitende Arbeit würde die nationale Umgestaltung unter Preußens Führung im deutschen Volke nicht entfernt jenes entgegenkommende Verständniß gefunden haben, welches die Wunden einer weltgeschichtlichen Wandlung so wunderbar rasch vernarben ließ und dem neuen nationalen Staatsgebilde alsbald den Boden erspriesslichen Gedeihens schuf. Leicht ist diese Arbeit wahrlich nicht gewesen. Schon bei der Gründung des Vereines war es nicht gelungen, in das Programm ein ausdrückliches Bekenntniß zu der preussischen Spitze aufzunehmen, und das Verhalten des Ministeriums Bismarck während der Conflictjahre war so wenig geeignet, eine volksthümliche Strömung für Preußen zu gewinnen, daß dieselbe vielmehr in die Gefahr gerieth, von den Sirenenklängen, wie sie Herr von Beust ab und zu ertönen ließ, bethört zu werden. In erster Linie Bennigsen's fester Leitung und durchschlagender Ueberzeugungskraft ist es zu danken, daß diese Gefahr vermieden wurde und die Thätigkeit des Nationalvereines trotz Allem den preussisch-deutschen Bestrebungen zu gute kam.

Der Verein ist dafür von den preußenfeindlichen Staaten des Deutschen Bundes auf's Erbittertste bekämpft worden, nirgends aber so wie in Hannover, wo Herr von Borries die ganze Rüstkammer seiner polizeilichen Schreckmittel zur Anwendung brachte, von der Auflösung der Versammlungen bis zu der Anlegung von schwarzen Listen und dem an alle Landesbehörden gerichteten Rescript, welches die Uebertragung irgendwelcher öffentlichen Arbeiten oder Lieferungen an Mitglieder des Nationalvereines verbot. Dieser Verfolgungsfanatismus lag in dem Wesen der verhängnißvollen Verblendung, an welcher das Königreich Hannover zu Grunde ging.

Selten hat die Geschichte ein so tragisches Schicksal gesehen wie dasjenige des unglücklichen Georg V. Es schien, als ob der König, welcher sehend aufgewachsen war und eine gute Bildung besaß, mit dem Augenlicht

auch jedes Maß für das politisch Mögliche verloren hätte. Wenn es einen Staat in Deutschland gab, der auf die Verständigung mit Preußen angewiesen war, so war es Hannover, welches das Gebiet seines großen Nachbarlandes in zwei Hälften zerschneidet. Nur in einem Bundesstaate, wie ihn Bennigsen erstrebte, nur bei einer Einrichtung, welche die Machtmittel der deutschen Nation in die Hand Preußens legte, konnte Hannover hoffen, ein politisches Sonderdasein auf die Dauer zu behaupten. Statt dessen setzte König Georg jedem Gedanken an eine Schmälerung seiner Hoheitsrechte im allgemeinen nationalen Interesse eine an Blasphemie grenzende Vergötterung der Welfendynastie entgegen, erhob er Herrn von Norries, als derselbe den Bestrebungen des Nationalvereins gegenüber mit Rheinbundsideen gedroht hatte, in den Grafenstand. Und damit nicht genug, reizte man Preußen, welches die Verbindung über hannoversches Gebiet nicht entbehren konnte, durch allerlei kleinliche Chicanen bis zum Neuzerren.

Bennigsen hat nicht nur als deutscher, sondern auch als hannoverscher Patriot gehandelt, indem er, all den niederträchtigen Anfeindungen — selbst den Vorwurf des Hochverraths hat man ihm nicht erspart — die Stirn bietend, diese unselige Politik bis zum Ende bekämpft hat. Noch an dem entscheidenden 15. Juni 1866 beantragte er in der Zweiten Kammer, an den König das dringende Ersuchen zu stellen, diejenigen Räte der Krone, welche die Abstimmung Hannovers für den vom Bundestage angenommenen österreichischen Mobilmachungsantrag befürworteten, unverzüglich zu entlassen, den Bundesbeschluß nicht auszuführen und jedes Heraustrreten aus einer völligen Neutralität ohne die dringendste Nothwendigkeit zu vermeiden. Wäre im Sinne dieses Ersuchens gehandelt worden, so hätte die Selbstständigkeit Hannovers gerettet werden können. Statt dessen erblickten die Parteigänger des unverföhllichen Welfenthums in der aufrichtig gemeinten Bitte den Gipfel des Verraths.

Das Schicksal hat seinen Lauf genommen. Bennigsen aber hat hervorragend dazu beigetragen, daß seinem Heimatlande eine weitgehende provinzielle Selbstständigkeit erhalten blieb, und er hat dann dieser Provinz zuerst 20 Jahre als Landesdirector, darauf als Oberpräsident bis auf den heutigen Tag alle Kraft gewidmet, welche ihm seine Stellung im Dienste des Gesamtvaterlandes übrig ließ.

Das Jahr 1866 brachte nicht die volle Verwirklichung dessen, was seinerzeit die Gründer des Nationalvereins erstrebt hatten, aber für die Lande nördlich des Maines war die bundesstaatliche Einigung unter Preußens Führung sowie eine einheitliche Volksvertretung erreicht, und zu den süddeutschen Staaten war nach Ausschluß Oesterreichs ein Verhältniß vereinbart, welches den künftigen vollen Anschluß derselben an den Norddeutschen Bund erhoffen ließ. Alles kam jetzt darauf an, den Preis eines schmerzlichen Bruderkrieges so zu sichern, daß nicht, wie so oft zuvor, die staatliche Zusammenfassung unseres Volkes nach einem verheißungsvollen Anlaufe wieder

vereitelt würde. Es galt, ohne Zögern dem nationalen Staatswesen eine Verfassung zu geben, welche die Machtstellung desselben gegenüber den von außen drohenden Gefahren fest begründete und im Innern die berechtigten Ansprüche an eine freiheitliche Entwicklung befriedigte.

Eine dornenvolle Aufgabe! Der erbitterte Kampf, welcher in Preußen zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus ein halbes Jahrzehnt lang gewüthet hatte, war zwar durch die nach dem Kriege ertheilte Indemnität zu einem vorläufigen Abschluß gekommen; aber die Fragen, um welche hauptsächlich er sich gedreht hatte, mußten bei der Verathung der Verfassung für den Norddeutschen Bund mehr oder weniger deutlich wieder auftauchen, und da die Hauptpersonen der Kämpfer von ehedem sich auch auf dem neuen Boden gegenüberstanden, so lag die Gefahr nahe, daß die eben erst zurückgedrängte Leidenschaft alsbald bei diesem oder jenem Anlaß von Neuem auflodern könnte. Da ist es denn von nicht hoch genug zu schätzender Bedeutung gewesen, daß aus den annectirten Provinzen und aus den übrigen Bundesstaaten in den constituirenden Reichstag eine große Anzahl gemäßigt liberaler und nationalgesinnter Männer eintrat, welche an dem preußischen Conflict nicht theilgenommen waren. An ihrer Spitze stand Bennigsen. Dem Ansehen, welches ihm aus der Vergangenheit bereits beizubringen war, der staatsmännischen Begabung, die er hier, auf dem größeren Wirkungsfelde, nun zum ersten Male positiv schaffend entfalten konnte, gelang es, in der sofort nach dem Zusammentritt des Reichstags gegründeten nationalliberalen Fraction der zu einer Verständigung mit der Regierung entschlossenen Richtung das Uebergewicht zu verschaffen. Er ist, unterstützt und ergänzt durch Miquel, von Anfang an für die Haltung der nationalliberalen Partei der entscheidende Factor gewesen; in erster Linie seiner Art, die Dinge zu behandeln, verdankt man die werthvollsten Erfolge, welche, solange diese Partei dem Reichstage den Stempel aufgeprägt hat, für die Befestigung und den Ausbau des nationalen Staates erreicht sind.

Das eigenste Verdienst der nationalliberalen Partei sind die von ihren Gegnern so arg geschmähten Compromisse gewesen, Verständigungen, die bald mit der Regierung, bald mit den conservativen Parteien zu treffen waren. Nach beiden Richtungen hin hat Bennigsen eine überaus glückliche Thätigkeit entfaltet; besonders aber dem Fürsten Bismarck gegenüber hat kein anderer Parlamentarier auch nur entfernt den Grad von Einfluß bejessen, wie er. Der gewaltige Staatsmann hat, solange er im Amte war, das Parlament doch immer halb wie einen Feind betrachtet; namentlich sein altes Mißtrauen gegen die Liberalen hat ihn nie ganz verlassen. Die Verhandlungen mit ihm hatten demgemäß ihre Schwierigkeiten. Zu Bennigsen indeß hatte er Vertrauen; er schätzte ihn als den ebenbürtigen Politiker, und so ist es möglich gewesen, daß er sich mit ihm oft noch verständigte, wenn bereits jede Aussicht abgeschnitten zu sein schien.

Noch mühevoller aber war für den nationalliberalen Führer nicht selten

die Vermittelung unter den eigenen Freunden. Der Gegensatz zwischen den Altpreußen und den Uebrigen war nicht der einzige; deutlich unterschieden sich eine mehr doctrinäre und eine vorzugsweise auf die praktische Berücksichtigung der concreten Verhältnisse ausgehende Richtung. Dazu gesellte sich, namentlich als nach der Gründung des Reichs die Süddeutschen hinzugetreten waren, die Divergenz in den wirthschaftspolitischen Anschauungen. Und zwischen den verschiedenen Standpunkten einen befriedigenden Ausgleich zu finden, wurde noch erschwert durch den Umstand, daß es größtentheils geistig hervorragende Männer waren, welche sich gegenüberstanden. Gewiß, die Nationalliberalen haben viele Compromisse abgeschlossen; die meisten derselben aber hat man in der Oeffentlichkeit gar nicht gesehen, sie vollzogen sich im Schoße der Partei. Daß sie lange Jahre hindurch glücklich zu Stande kamen, hat in erster Linie die Meisterhand Bennigsens bewirkt.

Von dem Gelingen der Compromißthätigkeit aber hing damals nicht weniger, als der Aufbau des nationalen Staates auf dem Boden constitutioneller Einrichtungen ab. Wäre die Verfassung des Norddeutschen Bundes, so wie sie schließlich vereinbart wurde, nicht zu Stande gekommen, so wäre deshalb der Bund der Fürsten freilich nicht gescheitert, aber das Verlangen des Volkes nach einem deutschen Parlament wäre unerfüllt geblieben, und für die innere Consolidirung der staatlichen Neubildung hätte die wirksamste Klammer gefehlt. Fürst Bismarck hat in den achtziger Jahren einmal geklagt, daß die Hoffnungen, welche er auf den Reichstag gesetzt, getäuscht seien, daß die bessere Bürgerschaft für den dauernden Bestand des Reiches in den Regierungen liege. Leider hat die spätere Entwicklung diesen Klagen nicht ganz Unrecht gegeben. Nichtsdestoweniger bleibt wahr, daß es im Norddeutschen Bunde und in den Anfängen des Reichs wesentlich die Arbeit des Reichstages gewesen ist, welche dem neuen Staatswesen einen festen Halt in den Anschauungen des Volks geschaffen hat. Die Verwirrung, die Enttäuschung, die Unzufriedenheit, welche das Scheitern des Verfassungswerks hätte hervorrufen müssen, würde den Untrieben der inneren und äußeren Feinde Preußens mächtigen Vorschub geleistet haben, und zweifellos wäre die Lage Deutschlands in dem unvermeidlichen Augenblicke, als der französische Ueberfall über es hereinbrach, eine sehr viel ungünstigere gewesen, als diejenige, welche das glorreiche Jahr 1870 vorfand.

War von so entscheidender Bedeutung die Compromißarbeit bei der Berathung der Verfassung im Jahre 1867, so war sie es, abgesehen von ihrem Eingreifen bei den zahlreichen in der Zwischenzeit erlassenen grundlegenden Gesetzen, zum zweiten Male im Frühjahr 1874, als es sich um die endgiltige gesetzliche Regelung des Militärwesens handelte. Einer gründlichen Entscheidung der Frage, welche den Hauptgegenstand des preussischen Conflicts gebildet hatte, war man bisher durch Provisorien aus dem Wege gegangen. Die Dauer der Dienstzeit freilich war in der Verfassung ausgesprochen, das Recht des Reichstages in Bezug auf die Bemessung der

Militärausgaben aber harrte noch der genaueren Gestaltung. Lange schien ein Bruch zwischen der Regierung und dem Parlamente über diese Angelegenheit nicht ausgeschlossen, was inmitten einer Lage, in welcher die Feinde Deutschlands bereits in dem fanatischen ultramontan-particularistischen Ansturm des „Culturkampfes“ einen Stützpunkt besaßen, eine Gefahr geradezu für den Bestand des Reiches bedeutete. Daß von den Nationalliberalen in der Form des Septennats herbeigeführte Compromiß hat nicht nur damals die Gefahr beschworen, es ist auch die dauernde Grundlage für eine befriedigende Regelung der großen verfassungsrechtlichen Streitfrage geblieben.

Noch ehe ein Jahrzehnt seit der Umwälzung von 1866 verfloßen war, stand der junge Nationalstaat nach außen wie nach innen vollkommen gefestigt. Eine Wehrverfassung war geschaffen, welche Deutschland in den Stand setzte, die in beispiellosen Siegen errungene Machtstellung sicher zu behaupten. Niedergerissen waren die Schranken, welche den Deutschen in der zweckmäßigsten Bethätigung seiner Arbeitskraft beengten, ein einheitliches Wirthschaftsgebiet gewährte mittels der Freizügigkeit und Gewerbe-freiheit jedem tüchtigen Streben offene Bahn, die Rechtseinheit war in der Gerichtsverfassung, im Verfahren, im Strafrecht erreicht, im Civilrecht in sichere Aussicht genommen. Wieviel auch von dem Neugeschaffenen sich später verbesserungsbedürftig erweisen mochte, mit dieser umfassenden Gesetzgebungsarbeit war es gelungen, das neue Reich über die kritischste Epoche seines Daseins, wo ihm die Erbsünde der Deutschen, die Neigung zu innerem Hader, hätte am gefährlichsten werden können, glücklich hinüberzuführen. Es wird der dauernde Ruhmestitel der nationalliberalen Partei sein, in patriotischem Zusammenwirken mit dem leitenden Staatsmann diesen weltgeschichtlichen Erfolg ermöglicht zu haben. Zahlreich genug sind dabei die Klippen gewesen, welche sie im eigenen Inneren zu überwinden hatte. Bennigsen's sicherer Blick für das Erreichbare hat schließlich fast immer auch die Widerstrebendsten vermocht, diesem Erreichbaren das Wünschenswerthe unterzuordnen.

Ein schwacher Punkt indeß war in der festen Fundamentirung des nationalen Staates geblieben: die finanzielle Abhängigkeit des Reiches von den Einzelstaaten. Von Anfang an war die nationalliberale Partei mit dem Fürsten Bismarck darüber einverstanden gewesen, daß die Matricularbeiträge als vorübergehender Nothbehelf zu betrachten seien. Jetzt galt es, durch eine groß angelegte Finanzreform das Reich auch nach dieser Seite auf die eigenen Füße zu stellen. Neue Steuern durchzusetzen, ist in allen Ländern mit parlamentarischen Einrichtungen stets die schwierigste Aufgabe gewesen. Selbst gegenüber einem Reichstage, in welchem die Nationalliberalen den vorwiegenden Einfluß besaßen und mit den conservativen Elementen jederzeit eine Mehrheit zu bilden vermochten, war der Mühsal genug vorherzusehen. Ganz naturgemäß reifte diese Lage in dem Reichskanzler den Plan, den Führer der Nationalliberalen an der Regierung zu betheiligen und da-

durch die Mitwirkung der ausschlaggebenden Partei für das große Werk zu sichern. Daß die langen Verhandlungen, welche während der an das Entlassungsgeſuch vom April 1877 ſich anknüpfenden zehnmonatigen Urlaubszeit Bismarcks über dieſe Angelegenheit gepflogen wurden, ſchließlich im Februar 1878 geſcheitert ſind, iſt für die weitere Entwicklung der politiſchen Dinge in Deutſchland von verhängnißvoller Bedeutung geworden. Von da ab begann die Entfremdung zwiſchen dem Fürſten Bismarck und den Nationalliberalen, es begann die Erſchütterung jener feſten und zuverläſſigen Mehrheit, welche ein Jahrzehnt hindurch die Unterlage großer geſetzgeberiſcher Erfolge geſeſen war. Wäre das Scheitern nicht zu vermeiden geſeſen?

Bennigſen für ſich allein würde ſich mit dem Reichskanzler über ein Programm verſtändig haben; aber er forderte den gleichzeitigen Eintritt zweier Parteigenoſſen, von Forckenbeck und von Stauffenbergs, zum Mindesten denjenigen des Erſteren, in die Regierung. An ſich war dieſe Forderung unbestreitbar gerechtfertigt. Daß eine große Partei viele Jahre lang als Regierungspartei handelt, ohne im Geringſten an der Macht betheiligt zu ſein, iſt ohne Beiſpiel in conſtitutionellen Ländern. Mit vollendeter Selbſtloſigkeit hatte die nationalliberale Partei biſher ſo gehandelt. Wenn ſie jezt, Angeſichts der neuen großen Verantwortung, welche ihr die Finanzreform auferlegen würde, eine ſtärkere Garantie für die Führung der Verwaltung in ihrem Sinne verlangte, ſo war das im Grunde ſelbſtverſtändlich. Aber andererseits war unter den eigenartigen Verhältniſſen, wie ſie zur Zeit Kaiſer Wilhelms I. und ſeines großen Kanzlers beſtanden, nicht minder klar, daß das Verlangen nach einer ſo weitgehenden Berücksichtigung des parlamentariſchen Einflusses bei der Beſetzung der oberſten Aemter den ganzen Plan gefährden müßte. Dazu kam, daß Forckenbeck ſeine Mitwirkung von der Bewilligung beſtimmter Cautelen abhängig machte, und dieſe Forderungen ſcheinen es hauptſächlich geſeſen zu ſein, welche, da Bennigſen ſie zu den ſeinigen machte, die Verhandlungen zum Scheitern brachten. Zwei Jahre ſpäter hat Forckenbeck in einer Sitzung der nationalliberalen Fraction rund heraus erklärt, er habe ſie abſichtlich ſo formulirt, daß der ganze Plan zu Falle kommen müßte. Nicht Bennigſen alſo, ſondern Forckenbeck trifft in erſter Linie die Verantwortung, daß eine Combination vereitelt wurde, welche die innere Entwicklung des Reiches möglicherweise in ganz andere Bahnen geleitet hätte.

Nur bleibt die Frage, ob Bennigſen richtig handelte, indem er ſich mit Forckenbeck vollſtändig ſolidariſch machte. Bennigſen bedurfte die Unterſtützung der geſamten nationalliberalen Fraction, wenn die im Reiche bevorſtehenden Aufgaben gelöſt werden ſollten; denn neben den 127 Nationalliberalen ſtellten im damaligen Reichstage die beiden conſervativen Fractionen nur 74 Stimmen, alle drei Fractionen zuſammen beſaßen alſo nur zwei Stimmen über die absolute Majorität. Ohne die Verſtändigung mit Forckenbeck aber, der, ohnehin umgeben von dem Nimbus des Reichstagspräſidenten, Vaſker,

Bamberger, Stauffenberg hinter sich hatte, war an die Unterstützung der gesammten nationalliberalen Fraction nicht zu denken. Hätte Bennigsen es darauf ankommen lassen sollen, daß die Fraction sich spaltete, um nachher etwa durch eine Auflösung des Reichstags den Versuch zu machen, die Wähler auf seine Seite zu ziehen? Bismarck würde gegen ein solches Unternehmen kaum etwas eingewendet haben. Bennigsen hat es unterlassen, ohne Zweifel hauptsächlich deshalb, weil er jene Spaltung, die ihm als ein Unglück für das Vaterland erschien, verhüten wollte. Da die Spaltung später doch eingetreten ist, so mag Mancher vom Standpunkte der historischen Beurtheilung den damaligen Entschluß Bennigsens bedauern. Jedenfalls aber liegt in demselben die treffendste Widerlegung jener nichtswürdigen Verleumder, nach deren Darstellung Bennigsen in seinem ganzen politischen Handeln immer von dem Streben, an die Macht zu kommen, geleitet gewesen wäre. Hätte ihn wirklich der egoistische Ehrgeiz beseelt, welchen jene niedrigen Seelen ihm nachjagen, er hätte die verlockende Gelegenheit, die sich ihm Anfang 1878 bot, wahrhaftig nicht ausgeschlagen!

Da es ihm stets lediglich um die Sache zu thun war, so ist Bennigsen's Eifer für eine zweckmäßige Ordnung des Finanzwesens auch nach dem Scheitern des an seinen Namen sich knüpfenden Ministerprojectes nicht erkaltet. Vorwiegend seinem Einflusse gelang es, daß dem neuen preussischen Finanzminister, Hobrecht, welchem die große Aufgabe nunmehr zufiel, seitens der nationalliberalen Fraction eine freundliche Gesinnung entgegengebracht wurde. Mit ihm hatte man Aussicht, im nächsten Jahre zu einer Verständigung gelangen zu können. Da kam durch die am 11. Juni erfolgte Auflösung des Reichstages eine folgenschwere Verschiebung der Lage. Fürst Bismarck, unter dem Eindrucke der mißglückten Verhandlungen des Winters, ergriff den Anlaß des Nobiling'schen Attentats, um das Uebergewicht der Nationalliberalen zu brechen. Es gelang nicht ganz; noch blieben sie die stärkste Fraction des Reichstages, aber an dreißig Sitze gingen ihnen verloren, und zum ersten Male seit dem Bestehen des Reiches wurden sie von der Gesamtzahl der beiden conservativen Fractionen übertroffen.

Sollte dem gemäßigten Liberalismus der bisher behauptete Einfluß gewahrt werden, so bedurfte es mehr als je eines geschlossenen, aber verständlichen, zur Verständigung über das Nothwendige bereiten Auftretens der Fraction. Dem stand indeß innerhalb derselben eine starke Erbitterung über das Verhalten der Regierung wie der Conservativen während des Wahlkampfes gegenüber, und es fehlte nicht an Versuchen, diese Stimmung für eine oppositionelle Stellungnahme zu dem Socialistengesetz zu verwerthen. Niemals hat sich Bennigsen's Vermittelungskunst in glänzenderem Lichte gezeigt, als in jener Lage, in welcher die gewaltige Erregung der vorangegangenen Monate noch heftig nachzitterte. Ueber den wirklichen Werth des Socialistengesetzes mögen heute die Ansichten auseinandergehen, darüber jedoch kann eine objective Betrachtung keinen Zweifel lassen, daß im Herbst

1878 der Erlass dieses Gesetzes eine Nothwendigkeit war. Sein Scheitern würde unter den damaligen Verhältnissen schwere Erschütterungen der Gesundheit unserer politischen Entwicklung zur Folge gehabt haben, Erschütterungen, die zum Mindesten nicht den liberalen Bestrebungen zu gute gekommen wären. Darum war es ein Glück, daß es Bennigjens sicherer Führung gelang, die Partei, auf deren Haltung Alles ankam, mit ihrer ganzen Kraft für den positiven Erfolg einzusetzen.

Auders in dem verhängnißvollen Jahre 1879! Der neue Reichstag besaß, wie eine am 19. October 1878 von 204 Abgeordneten unterzeichnete Erklärung erkennen ließ, eine schutzöllnerische Mehrheit. Darauf fußend, entschloß sich Fürst Bismarck, die Finanzreform mit einer Umgestaltung des Zolltarifs in protectionistischer Richtung zu verbinden. Durch diese Verquickung zweier so viel unstrittener Probleme mußte ein einheitliches Vorgehen der nationalliberalen Fraction auf das Außerste erschwert werden. Bezüglich der Finanzreform konnte man in ihr auch jetzt noch eine gemeinsame Verhaltenslinie zu finden hoffen; über die Schutzollfrage aber bestanden, der Verschiedenheit der wirthschaftlichen Interessen entsprechend, in der Partei diametral auseinandergelungene Ansichten. Für eine Ausgleichung derselben in dem Maße, daß ein geschlossenes Eintreten der Fraction für eine die Regierung befriedigende Erfüllung des combinirten Planes ermöglicht würde, war von vornherein wenig Aussicht. Gelang aber die Verständigung zwischen den Nationalliberalen und der Regierung nicht, so war damit keineswegs, wie in früheren Fällen, die Sache entschieden, sondern in dem neuen Reichstag war zum ersten Mal die Möglichkeit gegeben, daß sich aus den beiden conservativen Fractionen und dem clerikalen Centrum eine Majorität bildete. Bisher hatte das Centrum sich freilich nur einer feindseligen Opposition befleißigt; für eine schutzöllnerische Action indes war es, wie seine Bethheiligung an der Erklärung der 204 gezeigt hatte, zu haben, und damit konnte leicht die Brücke zu einer Verständigung auch über die andere Aufgabe geschlagen werden. Kam aber das große Werk der Finanzreform mit Hilfe des Centrums gegen die Nationalliberalen zu Stande, so war nicht nur die nationalliberale Partei aus der maßgebenden Stellung, welche sie seit 1867 eingenommen hatte, verdrängt, sondern es erwuchs die Gefahr, daß die von den Hochconservativen und dem Centrum gemeinsam gepflegten reactionären Bestrebungen einen sich allmählich steigernden Einfluß auf die Regierung gewinnen könnten, zum Mindesten, daß die Reichspolitik für die Folgezeit auf eine sehr schwankende und unzuverlässige parlamentarische Basis gestellt werden würde.

Bennigjens erkannte mit seinem klaren Blick diese Gefahr sofort in ihrer ganzen Tragweite und nahm demgemäß seine Stellung. Es ist das Verhängniß nicht allein der nationalliberalen Partei, sondern Deutschlands gewesen, daß ihm die Fraction nicht gefolgt ist. Hätte dieselbe sich von Anfang an, unter Vorbehalt von Verbesserungen im Einzelnen, grundsätzlich und ent-

schlossen auf den Boden der Regierungsvorlage gestellt, so wäre neben der Erhebung der ultramontanen Partei zu einem entscheidenden Factor in der deutschen Politik auch die Entfesselung jenes rücksichtslosen Interessenegoismus verhütet worden, welcher seitdem immer weiter gewachsen ist und jetzt nicht viel weniger, als die revolutionäre Socialdemokratie, bald von dieser, bald von jener Seite die Grundfesten der Staats- und Gesellschaftsordnung unterwühlt. Heute, beim Rückblicke auf diese Entwicklung, werden nicht wenige der damaligen Gegner des Bennigsen'schen Standpunktes zugeben, wie weise es gewesen wäre, wenn man nach seinem Rathe gehandelt hätte. Bennigsen selbst hat es an keiner Bemühung mangeln lassen, die Fraction vor dem schweren Fehler zu bewahren; aber hier scheiterte seine Kraft. Der wirtschaftliche Gegensatz in der Fraction war, durch die politisch-oppositionellen Elemente geschickt ausgebeutet, je länger, je mehr zu einer Kluft geworden, deren Ueberbrückung sich als unmöglich erwies. Fürst Bismarck verständigte sich mit dem Centrum um den Preis der Franckenstein'schen Clausel, d. h. der Verewigung der Matricularbeiträge, der finanziellen Abhängigkeit des Reiches von den Einzelstaaten.

Wie traurig immer ein solcher Ausgang war, so bot doch diese Clausel, welche den von den Nationalliberalen in Gemeinschaft mit dem Reichskanzler verfolgten Plan auf den Kopf stellte, die Handhabe, die Einigkeit der national-liberalen Fraction, wenn auch in einem negativen Votum, noch im letzten Augenblicke wieder herzustellen. Rasch entschlossen ergriff Bennigsen diese Handhabe. Angesichts der trüben Perspective, welche die Zukunft bot, schien es ihm doppelt nothwendig, den nationalgesinnten Liberalismus fest zusammenzuhalten. 15 Mitglieder freilich, die Gruppe Bölk-Schauß, erklärten in diesem Augenblicke ihren Austritt aus der Fraction; auf sie aber durfte man sich gegenüber den reactionären Anschlägen der klerikal-conservativen Mehrheit auch nach der Trennung verlassen.

Fürst Bismarck hatte, als er des Centrum's sicher war, es sich nicht versagen können, seiner Freude darüber, nun endlich von der Rücksicht auf die Nationalliberalen entbunden zu sein, einen mit elementarer Gewalt hervorbrechenden Ausdruck zu geben. Schon das nächste Jahr sollte ihm zeigen, wie wenig er die Partei entbehren konnte, welche ihn allezeit selbstlos, nur um seiner nationalen Ziele und Verdienste willen unterstützt hatte. Sowohl bei der Erneuerung des Militärseptennats, wie bei der ersten Verlängerung des Socialistengesetzes versagte das Centrum; für die letztere stellte es nur 13, für die erstere keine einzige Stimme. Lediglich dem Umstande, daß die nationalliberale Partei ihrer alten Politik treu blieb, war das Zustandekommen beider Gesetze zu danken. Fürst Bismarck machte keinen Hehl daraus, daß seine im vorigen Jahre auf das Centrum gesetzten Hoffnungen getäuscht seien.

Es hätte scheinen können, als wäre die Parteigruppierung von 1879 nur eine Episode gewesen, als wäre die alterprobte Stütze der Reichspolitik,

die conservativ-nationalliberale Majorität, wiederhergestellt. In Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Seit Fordenbeck während der Zolltarifverhandlungen das Präsidium des Reichstages niedergelegt hatte und in die Fraction zurückgekehrt war, trat seine Absicht, die nationalliberale Partei zu spalten, immer klarer zu Tage. Im schärfsten Gegensatze dazu war Bennigsen bemüht, die Einigkeit der Partei zu erhalten. Daraus ergab sich ein heftiger Kampf Fordenbecks gegen Bennigsen, dessen Ende im Sommer 1880 die von Fordenbeck, Stauffenberg, Bamberger und Rickert geführte Seccession war, nachdem Lasfer sich schon im März von der Fraction getrennt hatte.

Man hat die Seccession vielfach als einen Schritt ab irato aufgefaßt und die Theilnehmer an demselben als „geärgerte Freihändler“ bezeichnet. Für Manche unter ihnen, namentlich für Bamberger, mag das zutreffen, nicht aber für den eigentlichen Urheber. Andererseits hieße es zu klein von Fordenbeck denken, wenn man ihm lediglich persönliche Motive unterlegen wollte, ausgehend von der Erwägung, daß zwei erste Führer, wie Bennigsen und er, in demselben Parteiverbände nebeneinander nicht möglich seien. Wie aber wäre es dann zu verstehen, daß ein Politiker von dem Ansehen Fordenbecks sich über die ungeheuere Schädigung des liberalen Einflusses, welche die Seccession nothwendig zur Folge haben mußte, hätte täuschen können? Er mochte Manches an der Politik des mächtigen Staatsmannes auszufehen haben, aber dieselben Gründe, welche ihn im Interesse des Vaterlandes und der Partei ehemals bestimmt hatten, seine Wünsche unterzuordnen, bestanden fort und nicht mit vermindertem, sondern mit verstärktem Gewicht.

Es giebt nur eine Erklärung für Fordenbecks Handlungsweise: die Hoffnung auf den Kronprinzen. Man hielt sich überzeugt, daß derselbe, zur Regierung gelangt, mit dem Bismarckschen System brechen, ein liberales Regiment einführen werde, und man wollte ihm eine nicht mit Bismarck verknüpfte regierungsfähige liberale Partei bereit halten. Darum hatte Fordenbeck 1878 die nationalliberale Ministercombination vereitelt, darum trieb er, als Bennigsen die alte Bahn nicht verlassen wollte, zum Bruche. Daß er dabei geglaubt haben sollte, Alles mit sich fortreißen und den ruhmvollsten Parteiführer, den verdientesten Parlamentarier vollständig isoliren zu können, ist ebenso wenig anzunehmen, wie daß er über die nachtheiligen Folgen einer Spaltung im Unklaren gewesen wäre. Aber er mochte den möglichen Schaden gering anschlagen, da bei dem hohen Alter des Kaisers jeder Tag den Umschwung bringen konnte, und dann durfte er ja sicher sein, daß Bennigsen eine von dem neuen Herrscher eingesetzte liberale Regierung nicht im Stich lassen würde.

Ein tragisches Geschick hat alle diese Pläne vernichtet. Daß die Urheber der Seccession diesen Factor nicht in ihre Rechnung gestellt hatten, ist verzeihlich; kein Mensch konnte damals, angesichts der kraftvollen Heldengestalt des Kronprinzen, diesen furchtbaren Ausgang ahnen. Aber der Politiker

soll niemals der Hoffnung die Wirklichkeit opfern. Dies gethan zu haben, ist Forckenbeck's und seiner Genossen Schuld. Das Jahr 1879 hatte den Einfluß des gemäßigten Liberalismus geschwächt, erst durch die Secession aber hat derselbe die Position wirklich verloren, in welcher er ein wirksamer Damm gegen alle Extreme, eine Bürgschaft für eine stetige Entwicklung des Staatswesens zu sein vermochte. Was das bedeutete, hat die Folgezeit gelehrt.

Nichts vermöchte die selbstlose patriotische Realpolitik Bennigsen's heller zu beleuchten, als der Gegensatz zu dem Verfahren der Secession. Gerade diese Realpolitik aber war es, welche durch den Verlust der alten Position am schwersten getroffen wurde. Trotzdem gab Bennigsen die Hoffnung nicht auf, noch nützlich wirken zu können, selbst als er nach den Reichstagswahlen von 1881 die Zahl seiner Freunde weiter vermindert und das Verhältniß zur Regierung immer unerträglicher werden sah. Besonders denkwürdig bleibt die gewaltige Rede, mit welcher er am 15. Juni 1882 Bismarck's verzweiflungsvoller Klage über die parlamentarischen Zustände im Reiche eine ruhige Zuversicht auf das Gelingen des nationalen Werkes auch in der Zukunft entgegensetzte.

In schreiendem Widerspruche dazu schien es zu stehen, daß er ein Jahr später plötzlich aus dem parlamentarischen Leben vollständig zurücktrat. Die Secession, damals noch in der Blüthe ihrer Hoffnungen, brach in unbändigen Jubel aus. Sie faßte den Schritt des nationalliberalen Führers als eine Rechtfertigung ihrer eigenen Handlungsweise, als das Bekenntniß, daß seine Politik der Verständigung, des Zusammengehens mit dem Fürsten Bismarck zu Ende sei; und da Niemand von dem Manne, der die Verkörperung der Besonnenheit und der Selbstbeherrschung war, annehmen konnte, daß er sich von einer augenblicklichen Verstimmung habe hinreißen lassen, so schien ja diese Auslegung nicht ohne Anhalt zu sein. In der That zog sich Bennigsen zurück, weil er zunächst keine Möglichkeit zu fruchtbarem Wirken mehr sah. Der Verständigung mit anderen Parteien des Reichstages bereitete das Ueberwuchern des Fraktionsgeistes immer größere Hindernisse; auch auf den Fürsten Bismarck vermochte er nicht mehr, wie früher, im Sinne der Nachgiebigkeit einzuwirken. Dazu kam, daß nicht minder unbefriedigend für ihn die Lage im Abgeordnetenhaus wurde, wo er sich der Nothwendigkeit einer Einschränkung der in den siebziger Jahren unter seinem Präsidium geschaffenen Falk'schen Gesetzgebung nicht verschließen konnte, darüber aber zu der großen Mehrheit der eigenen Freunde in einen gewissen Gegensatz gerieth.

Bennigsen war jedoch niemals der Mann, die Klinte in's Korn zu werfen. Alles persönliche Ungemach, welches die veränderten Verhältnisse besonders für ihn mit sich gebracht hatten, würde ihn sicherlich um so weniger zur Niederlegung seiner parlamentarischen Mandate beirruhmt haben, als durch dieselbe das Ansehen der von ihm so lange geführten Partei

zweifelloß beeinträchtigt wurde. Aber er mußte sich sagen, daß, wie die Dinge lagen, er nicht nur seine Kraft, sondern auch seine Autorität nutzlos verbrauchte, während der Tag kommen würde, an welchem durch Beides dem Vaterlande noch werthvolle Dienste geleistet werden könnten. In dieser Erwägung haben sich damals seine Freunde in den schweren Schlag gefunden, der ihnen durch das ungeahnte Ausscheiden des Führers bereitet ward.

Und der Tag, da man Bennigsen's bedurfte, ist gekommen. Der im October 1884 gewählte Reichstag, in welchem die Stärke der ultramontanen Partei noch mehr, als in dem vorangegangenen, gestiegen war, sollte nicht sein Ende erreichen, ohne daß die unheilvollen Folgen der parlamentarischen Vorherrschaft des Centrums in wahrhaft verblüffender Weise zur Erscheinung gekommen wären. Die vollendetste Kennzeichnung dieses Reichstages wird immer jene Polendebatte im Januar 1886 bleiben, in welcher der Führer der Socialdemokratie, Herr Liebknecht, seine Schmähungen der nationalen Reichspolitik mit dem stolzen Ausrufe begleiten durfte: „Wir sind die Majorität!“ Am 14. Januar 1887, bei der Abstimmung über die Erneuerung des Militärseptennats, kam die Katastrophe. Ueberwältigend brach sich unter dem Eindrucke der Reichstagsauflösung die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Rückkehr zu der alten nationalliberal-conservativen Mehrheit Bahn. Bennigsen war der Berufenste, ihre Wiederherstellung zu bewirken. An seiner Seite erschien Miquel, der zehn Jahre lang dem Reichstage fern geblieben war. Den alten Freunden gelang es rasch, mit den beiden conservativen Parteien jenes Wahlcartell zu vereinbaren, welches eine geschlossene Phalanx von 217 Abgeordneten aus der Urne hervorgehen ließ und die alterprobte parlamentarische Grundlage der Reichspolitik fester als je erneuert zu haben schien.

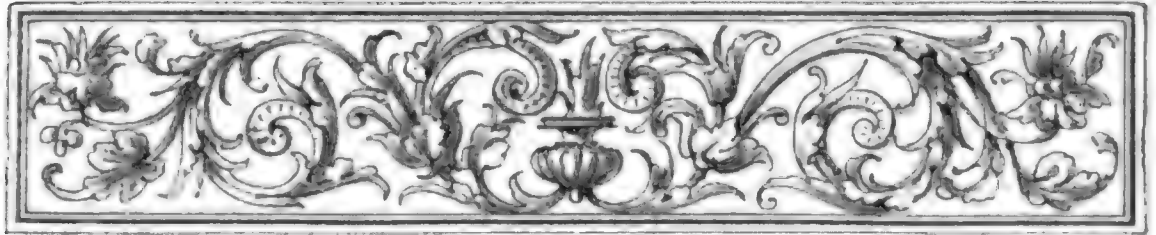
Während des Cartellreichstags trat in der Leitung des Reiches der Umschwung ein, der früher oder später eintreten mußte. Aber es kam anders, als man viele Jahre lang erwartet hatte. Statt des Systems, auf welches, man kann fast sagen: eine Generation sich eingerichtet, erschien, unvorbereitet und unvermittelt, das Unbekannte. Die nächste Folge ist eine betrübende Unsicherheit in dem Gange der öffentlichen Dinge gewesen, eine Unsicherheit, die bis auf den heutigen Tag nicht gehoben ist. Der Heros der Reichsgründung muß unthätig abseits stehen, ein Geschlecht von Epigonen steuert das Schiff durch gefahrvolle Brandung, ohne daß ein festes Ziel erkennbar wäre. Allerwärts erheben selbstüchtige Bestrebungen das Haupt und rütteln mit fanatischer Blindheit oder mit satanischer Frivolität an dem, was zwei Jahrzehnte in unsäglichem Mühen geschaffen. Unser öffentliches Leben wird mehr und mehr der Tummelplatz einer wüsten materialistischen Hekerei, und entsprechend sinken Geist und Ton in den Verhandlungen der Volksvertretung zu einer erschreckenden Tiefe hinab.

Unter solchen Umständen im Reichstage auf dem Posten zu bleiben, kann einem Manne von dem hohen Sinne und der ruhmvollen Vergangenheit

Bennigsen's sicherlich keine Freude sein. Den näheren Freunden hat er schon vor Jahren von dem Entschlusse gesprochen, sich mit dem vollendeten siebenzigsten Jahre aus der Oeffentlichkeit zurückzuziehen und den Rest des Lebens seiner liebsten Erholung, der Beschäftigung mit den Wissenschaften, zu widmen. Sein patriotisches Pflichtgefühl hat ihn den Entschluß umstoßen heißen. Wie schlecht verstehen ihn doch die, welche ihm selbst jetzt noch ehrgeiziges Streben nachsagen möchten! Sein einziger Ehrgeiz ist, mit zu helfen, daß das Vaterland die bösen Krisen der Gegenwart glücklich überdauere. Mehr als irgend ein Anderer ist er heute im Reichstage Träger der Ueberlieferungen einer großen Zeit. Sein Ansehen, seine Erfahrung, seine staatsmännische Begabung ermöglichen ihm, einen weit über die numerische Stärke der heutigen nationalliberalen Fraction hinausreichenden Einfluß durch Rath und That auszuüben; sein unerschütterlicher Glaube an die Zukunft des Vaterlandes befähigt ihn, den in weiten Kreisen des deutschen Bürgerthums eingerissenen Kleinmuth zu bekämpfen, sowie durch Warnung und Ermahnung der Rückkehr zu einer idealeren Staatsauffassung die Wege zu ebenen. Bennigsen hat dem Vaterlande ein Menschenalter hindurch Großes geleistet; in den Wirren der Gegenwart aber ist er ihm eine wahrhaft unschätzbare Kraft.

Daß der edle Mann heute schon auch bei den Gegnern die gerechte Würdigung finde, wird der Parteilhaß verhindern, von dem unsere Zeit so bedauerlich durchtränkt ist. Möge ihm der verehrungsvolle Dank der Freunde ein schwacher Lohn für das Opfer eines reichen Lebens sein!





Feld-Telegraphie.

Von

Alfred Freiherr von Eberstein.

— Wiesbaden. —

Das Generalstabswerk 1870/71 jagt auf V, 1436:
„Die kriegerischen Leistungen der fechtenden Theile eines Heeres sind in hohem Grade abhängig von der Art und Weise, wie die Verkehrsverhältnisse desselben geregelt, die verschiedenen Bedürfnisse an Verpflegung und Munition ihnen zugeführt, für Kranke und Verwundete gesorgt, der Ersatz an Mannschaften, Pferden und Material bewirkt wird. Nur eine umsichtige Leitung dieser wichtigen Dienstzweige und die vollste Hingebung aller dabei betheiligten Personen vermag den Truppen trotz der Wechselfälle des Krieges die erforderliche Schlagfertigkeit zu bewahren.“

Von Seite 1437—1449 wird die Feld-Telegraphie abgehandelt.

Ehe jedoch darauf eingegangen wird, erscheint es rathsam, die geschichtliche Entwicklung der Kriegs-Telegraphen zu beleuchten. Der Zweck und die Bedeutung der Telegraphie ruht wesentlich auf der sicheren und schnellen Durchführung der Gedanken des Feldherrn. Durch eine zweckentsprechende Anwendung der Telegraphie werden aufreibende Hin- und Hermärsche der Truppen vermieden, sowie auch blutige Berührungen mit dem Feinde, durch sie können die Entbehrungen der Mannschaften durch große Räume umfassende Maßregeln der Verpflegung gelindert werden.

Somit wird die Kriegs- oder Feld-Telegraphie ein wichtiges Hilfsmittel und ein nothwendiges Werkzeug zur Erlangung des Sieges sein und werden.

Die Geschichte der Kriegstelegraphen verschiedener Länder ist in einer weit ausgedehnten Literatur behandelt. Gerade die Feldzüge Nord-Amerikas und der Brasilianisch-Paraguayer Krieg haben wichtige Daten und Enthüllungen gebracht.

Die ersten Mittheilungen über Signal-Telegraphen reichen bis in das früheste Alterthum. Der Prophet Jeremias ermahnt die Kinder Benjamins, Signalfener anzuzünden. 500 vor Christi communicirt Agamemnon mit seiner Königin über Berg und Thal mittelst Signalfener. Aeschylus giebt in seiner Tragödie Agamemnon eine Beschreibung, durch Fackelsignale über den Ida und Athos zu telegraphiren. Im peloponnesischen Kriege werden die Signalfener öfters angewendet. Ein Einwohner von Sidon empfiehlt Alexander II. vor seiner Expedition nach Indien optische Signallinien zu errichten, um mittelst derselben in 4—5 Tagen mit den entferntesten Theilen seines Reiches Verbindung zu halten. Der Grieche Aeneas zur Zeit des Aristoteles empfiehlt einen Fackel-Telegraphen, der zugleich mit einem Apparat zum Messen der Zeit-Intervalle der Signale verbunden war und damit die erste Andeutung chronoscenischer Signale gab, die erst in dem Signal-Corps der nordamerikanischen Armee zur Anwendung kamen. Polybius empfiehlt den Gebrauch von Fackeltelegraphen zu Kriegszwecken. In den punischen Kriegen wurden Distanzsignale zur Uebertragung von Nachrichten angewendet, und Cäsar hat in den gallischen Feldzügen sich optischer Signale bedient. Vercingetorix erfuhr am Abend den Sieg der Carenter bei Orleans. Auf der chinesischen Mauer sind noch heut Signalthürme vorhanden. In Constantinopel blieben leuchtende Nachtsignale zum Schutze gegen Einbrüche der Türken im Gebrauch.

Erst im 16. Jahrhundert brachten die Fortschritte in der Physik das Verlangen, die Mittel einer schnellen Signalcommunication zu vervollkommen.

1684 sagte der englische Physiker Hooke, daß Depeschen über weite Entfernungen durch verschieden geformte Objecte, im Rahmen aufgehängt, wobei ein jedes Object einen bestimmten Buchstaben bezeichnete, befördert werden könnten.

Diese Vorschläge wurden nicht zur Ausführung gebracht, bis die französische Revolution 1793 den optischen Signal-Apparat von Chappe einführte.

Diese Telegraphen wurden zwischen Paris und Lille mit 22 Stationen eingerichtet.

Am 30. November 1794 wurde dem Senat die den Oesterreichern abgewonnene Wiedereinnahme von Condé auf dieser Linie telegraphirt. Der Divisionschef im Kriegministerium Miot erfand den Namen Telegraph (Fernschreiber). 1801 wurde von Napoleon eine Linie Paris-Mailand errichtet. In Preußen functionirten optische Telegraphen noch bis 1850 auf der Linie Berlin-Trier. Am Tage der Einnahme von Sebastopol, am 9. September 1855, wurde ein optischer Telegraph auf dem Malakoff errichtet. Die Befehle, welche während der Schlachten von Sebastopol telegraphirt wurden, sind das würdige Ende der Chappeschen Erfindung in Europa. Bis auf den heutigen Tag haben optische Telegraphen ihren Platz als Zusatz zu dem elektrischen Signalweien in den Armeen behalten.

Während Nacht und Nebel sind die optischen Telegraphen nicht anwendbar. 1833 erfanden Gauß und Weber den elektrischen Telegraphen, die Engländer Wheatstone und Cooke verbesserten diesen 1839. Der Telegraph fand in England allgemeine Verbreitung und wurde später durch Einschaltung eines durch eine Feder bewegten Räderwerks verbessert.

Von ganz besonderem Einfluß in der Entwicklung der Telegraphie war die von Werner Siemens 1846 gemachte Erfindung, den Leitungsdraht vermittelst einer Umhüllung von Guttapercha zu isoliren. Schon 1847 wurden von Preußen isolirte Drähte unter der Erde gelegt. Doch war die Isolation der Drähte nicht ausreichend, die Drähte versagten. 30 Jahre später war es Werner Siemens und der Mühigkeit Stephans geglückt, ein unterirdisches politisch-militärisches Telegraphennetz in Deutschland zur Ausführung zu bringen, das heut als Muster eines telegraphischen Systems betrachtet wird.

In England entstanden bereits 1839 elektrisch-telegraphische Verbindungen London-Birmingham. Bei der Belagerung von Sebastopol fand bei den Engländern der elektrische Telegraph die erste Anwendung im Kriege als bequemes Communicationsmittel zwischen den Hauptquartieren und Divisionen. Zwischen Varna und der Krim functionirte ein durch Guttapercha isolirter Kupferdraht.

Im indischen Kriege 1857—1858 wurden von den Engländern den avancirenden Colonnen elektrische Feld-Telegraphen nachgebaut. Die eigenartige Trockenheit der Luft ermöglichte, daß nicht isolirter Eisendraht, auf dem Boden abgewickelt, auf 100 englische Meilen functionirte.

1854—1856 war bereits in der preußischen Armee Feld-Telegraphen-Material den Pionier-Abtheilungen zugetheilt und trat bei Manövern in Function. Somit hat Preußen auch in dieser Beziehung die Spitze in der Feldtelegraphie genommen. Diese im Frieden ausgebildeten Feldtelegraphen-Abtheilungen begleiteten 1864 die Armee nach Düppel.

Die Franzosen hatten 1857 in Algier elektrische Telegraphen, in Chatham in England wurde eine Militär-Telegraphen-Schule gegründet.

1859 verwandten auch die Spanier in Marokko die elektrische Telegraphie. Der General O'Donell gebrauchte einen Vorposten-Telegraphen, der, aus leichten Kabeln, auf Trommeln gewickelt, auf Maulfesseln transportirt und von Handkarren abgewickelt wurde. Der größte Theil dieser Leitungen wurden eingegraben.

Bis 1860 hatte fast überall der Militär-Telegraph die Verbindung des Hauptquartiers bis zum Staats-Telegraphen zu bewirken. Noch 1859 wurde bei den Franzosen der Kriegstelegraph nur durch Staats-Telegraphen-Beamte versehen. 1861 erhielten sich zwei zu gleicher Zeit gegen Ancona marschirende italienische Corps telegraphisch in Verbindung; es kam für Feld-Telegraphen construirtes Material mit ausschließlich militärischem Personal zur Verwendung.

1862 brachte Capitän Bolton ein Militär-Telegraphen-System für die englische Armee in Vorschlag, das, wie das von Morville und Trouvé, keine Anwendung fand. Erst in neuester Zeit hat Siemens' Vorposten-Telegraph, auf Ideen fußend, welche Hauptmann Buchholz vom preussischen Eisenbahn-Regiment 1873 bekannt gab, Vorschläge gebracht, welche allgemeine Anerkennung gefunden haben. Die Siemens-Halske'sche Fabrik in Berlin hat nach andauernden Versuchen diesen Telegraphen zu seiner jetzigen Form gebracht.

Im amerikanischen Seceßionskriege 1861—65 und in dem Brasilianisch-Paraguayer Kriege 1865—69 wurde der Militär-Telegraph zur Verbindung operirender Truppentheile bereits als Nothwendigkeit betrachtet. Alle Telegraphenlinien der Privat-Compagnien des Nordens wurden nach Ausbruch des Krieges unter militärische Controle gestellt. Der Süden nahm Besitz von der Privatlinie und erlaubte nur ausnahmsweise die Benutzung zu Privat Zwecken. Außerdem wurden etwa 4000 Meilen bis zum October 1862 ausschließlich für militärische Zwecke errichtet, für die Militär-Telegraphie 3219400 Dollars verausgabt.

Während der Schlacht bei Fredericksburg am 13. December 1862 haben die Feldtelegraphenlinien zum ersten Male unter Feuer gearbeitet. Vom Hauptquartier des kommandirenden Generals waren Leitungen nach dem rechten und linken Flügel gelegt, und auch die avancirende Colonne war mit dem Hauptquartier verbunden. In ähnlicher Weise wurde auch in dem weiteren Verlaufe des Feldzuges verfahren. Telegraphische Schlachtbefehle bildeten die Regel, und die marschirenden Colonnen wurden durch Telegraphenlinien verbunden. Noch über die Vorposten fast wurden Telegraphisten in Feindes Land als Spione entsendet, welche sich in die feindlichen Telegraphenleitungen einschalteten, was um so leichter zur Ausführung kommen konnte, da die Südstaaten selten Ziffer-Depeichen benutzten.

Ohne den Kriegstelegraphendienst wäre der Norden nicht dazu gekommen, die Revolution der Südstaaten zu unterdrücken.

Man bediente sich ausschließlich des sogenannten amerikanischen Ruhestromes, d. h. die Linien waren auch in der Ruhe von dem elektrischen Strom anhaltend durchflossen, so daß etwaige Unterbrechungen in der Linie sich automatisch sofort kund gaben. Auch Vorposten-Telegraphenstationen in stationären Luftballons kamen zur Anwendung.

Daneben wurden auch optische Signal-Telegraphen verwendet, so daß man auch nach der Seite mit Bewunderung über den Eifer und die patriotische Hingabe berichten muß.

Auch während des 5 jährigen Paraguayer Krieges kamen auf beiden Seiten Kriegstelegraphen zur Verwendung. Zuerst war es Paraguay, das unter der Herrschaft von Lopez mit despotischer Energie alle militärischen Maßregeln traf; eine Telegraphenschule in Asuncion beförderte die

theoretische Ausbildung, und die eigenartige Isolirung des Landes, da es während fünf Jahren von jeder Zufuhr, auch brieflichen Correspondenz von der Außenwelt geschieden war, entwickelte die militärischen Maßnahmen zu allseitiger concentrirter Kraftäußerung. Der Paranafluß mit 2 Kilometer Flußbreite wurde durch ein selbstgefertigtes Kabel überschritten. Alle Materialien, selbst das Papier mußte von Seiten der Regierung geschafft werden, und man muß die vielseitige Energie anerkennen, die die Republik Paraguay zur militärischen Abwehr des Feindes in Bewegung setzte.

Der Morse-Schreiber fand in Paraguay allgemeine Verwendung, und empfiehlt von Fischer-Treuenfeld diesen entgegen den Klopffapparaten für Kriegszwecke, auch ist im Gefecht bei Curupantu der Beweis geliefert, daß trotz des bedeutenden Kugelregens der Telegraph nicht unterbrochen wurde.

Auf Brasilianer Seite kam der Telegraph hauptsächlich für Operationen zur Verwendung. Der brasilianische General-Telegraphen-Director de Capanema schuf erst nach Beginn des Krieges 1865 die Kriegstelegraphie. Dadurch, daß man glaubte, der Krieg würde bald siegreich vollendet werden, waren die Organisationen nur provisorische. Bei der Belagerung der Festung Humaita spielte der Telegraph die allerwichtigste Rolle, wie während des Marsches und der Operationen im Chaco in Front der Festung Angostura. Wenn Capanema berichtet, daß dem Telegraphen die brasilianische Armee in Paraguay mehr als einmal ihre Rettung verdankte, so muß diesem Urtheil zugestimmt werden. —

Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß diesen amerikanischen Vorgängen gegenüber der Kriegs-Telegraph in den europäischen Armeen nicht die Bedeutung gewinnen konnte. Je größer die Armeen sind, desto mehr muß die Armee-Organisation conservativ gerichtet sein. Es muß Alles beobachtet, Alles versucht werden, aber zur Einführung darf erst dann geschritten werden, wenn das Neue sich unzweifelhaft bewährt hat. Die mit allen Neuerungen verbundene Unruhe wirkt schädlich, und was doch zu jeder Zeit von Wichtigkeit ist, die Kosten sind sehr beträchtlich. Die Neueinführung eines Gewehres kostet z. B. etwa 300 Millionen. Da die deutsche Armee jetzt etwa 250000 Mann stark ist und man erfahrungsmäßig für die Feldarmee eine doppelte Garnitur Gewehre für nöthig erachtet, jedes Gewehr über 50 Mark kostet, so wird die Rechnung mit Hinzunahme der Munition etwa stimmen. Es erschien gerechtfertigt, diesen Grundsatz mit der Bestimmtheit hier zum Ausdruck zu bringen, da dies oftmals nicht genug anerkannt wird.

In Preußen wurde 1863 die Anwendung des Militär-Telegraphen auf Grund einer A. C. D. dahin beschränkt: „Ein Hauptquartier mit den Divisionsquartieren, oder mehrere Hauptquartiere unter sich in telegraphische Communication zu bringen oder irgend einen momentan wichtigen Punkt, z. B. im Haupt- oder Divisionsquartier, einen bedrohten Küsten- oder Grenzpunkt in möglichst kurzer Zeit mit einer bereits bestehenden Staats-Telegraphen-

leitung so zu verbinden, daß von diesem Punkte aus mit jeder Telegraphen-Station des Landes direct correspondirt werden kann.“ 1864 im Januar wurde eine preussische Feld-Telegraphen-Abtheilung mobil gemacht, um an dem dänischen Kriege Theil zu nehmen, im März 1864 folgte eine zweite Telegraphen-Abtheilung, die der allirten Armee zur Disposition gestellt wurde.

Trotz der anerkannten Erfolge dieser Kriegstelegraphen-Abtheilungen wurde die Friedens-Organisation erst 1869 definitiv abgeschlossen.

Die denselben gestellte Aufgabe bestand:

- 1) In der Herstellung und betriebsfähigen Einrichtung der telegraphischen Verbindung zwischen dem Hauptquartier des Armeecommandos und dem Staats-Telegraphen-Netz. Die Verbindung muß nach Maßgabe des Vorschreitens der Armee täglich hergestellt sein.
- 2) In der Ergänzung des Materials der der operirenden Armee beigegebenen Feld-Telegraphen-Abtheilungen, welche in erster Linie für die Herstellung der Verbindungen zwischen dem Hauptquartiere der Armee und den einzelnen Armee-Corps, also für taktische Zwecke bestimmt sind.

Die Etappen-Abtheilungen sind demgemäß anhaltend hinter der Armee stationirt, während die Feld-Abtheilungen ausschließlich für militärische Operationen zu verwenden sind.

Bald gesellte sich das weitere Ziel dazu, den Feld-Telegraphen auch taktischen Zwecken zur Verbindung einzelner Stabsquartiere mit den Truppenverbänden dienstbar zu machen. Eine kriegsministerielle Verfügung vom 13. Mai 1868 sprach dieses Ziel klar aus, daß die Feld-Telegraphen-Abtheilungen lediglich taktischen Zwecken für Sicherheitsdienst, Reconoscirung, Verpflegung etc. dienstbar gemacht werden sollten. Das für Vorpostenzwecke zu schwerfällige Material neben ungeschulter Mannschaft ließ dieses Ziel vorläufig nicht erreichen.

So kam es, daß Preußen 1870 nur 7 Feld-Telegraphen- und 5 Etappen-Telegraphen-Abtheilungen mobil machen konnte. Die Leistungen dieser Formationen überstiegen die Erwartungen, so daß der Telegraphie ein bedeutender Antheil an den schnellen und sicheren Erfolgen des Krieges zufiel. Der Kronprinz Albert von Sachsen, Manteuffel, Goeben, haben der Feld-Telegraphie besonders Lob gespendet.

Bei der Belagerung von Mex und Paris wurde zur Uebermittlung der Befehle und Meldungen innerhalb der Einschließungslinie durch Briefrelais, durch neu angelegte Telegraphenlinien, durch ständig mit Offizieren besetzte Kirchtürme mit guten Fernröhren Alles geleistet, was eine gut organisirte Verbindung von Vorposten, von sämtlichen Stabsquartieren erforderte.

Der schon oben angeführte Abschnitt V. über Feld-Telegraphie in dem Generalstabswerke über den Feldzug 1870/71 ergiebt alle Details, auf die zu verweisen ist.

Während der Belagerung von Paris wurden die Kriegs-Telegraphen-Directionen in Nancy, Eprenay (Rheims) und Vagny errichtet, um den Dienst zwischen der operirenden Feld-Armee und der Heimat zu vermitteln. Die Feld-Telegraphen-Abtheilungen arbeiteten in vorderster Linie, indem ihr Material später durch dasjenige der Etappen-Telegraphen-Abtheilungen ersetzt wurde, und diese bauten wieder ab, sobald an deren Stelle die festeren Leitungen der Staats-Telegraphie traten.

Von Paris wurde Versailles der Mittelpunkt des Telegraphennetzes. Um Paris wurden zwei nebeneinanderlaufende Linien eingebaut, Longjumeau Billeneuve, St. Georges, Vagny, Conesse, Margency, St. Germain en Lane waren die Hauptorte.

Den Verkehr nach Deutschland vermittelten von Vagny zwei Linien über Bar le Duc, Nancy auf Landau und über Rheims, Metz auf Saarbrücken.

In gleicher Weise wurden auch die Verbindungen nach Amiens und Rouen, nach Orleans und Chartres und bis Le Mans, Tours, Blois eingebaut, sowie nach Epinal-Besoul, Dijon-Gray, die Lorraine-Stellung wurde unter sich und mit dem Hauptquartier verbunden.

Die Leitungen der Feld-Telegraphie erreichten bis zum Ende des Krieges eine Länge von 10300 km mit 407 Stationen, während die Staats-Telegraphie 12500 km Drahtleitung mit 118 Stationen in Betrieb erhielt. —

1872 wurde der russischen Militär-Telegraphie von Gayé de Forville ein für Vorpостendienst geeigneter, leicht transportabler Telegraphen-Apparat vorgeschlagen, jedoch nicht acceptirt. Ein ähnlicher Vorschlag wurde 1873 von Trouvé der französischen Armee gemacht. Mit hohem Interesse wurde dieser Vorschlag in allen militär-technischen Kreisen aller Länder verfolgt. Hauptmann Buchholz und Siemens (Frischen) haben diesen Trouvé'schen Vorschlag brauchbar gemacht, wodurch das in Amerika 12 Jahre früher angewandte Verfahren, die wichtigsten Dispositionen und Befehle bis zu den Vorposten telegraphisch zu befördern, festen Fuß faßte.

Die englischen Versuche beim Herbstmanöver 1872 bei Wiltshire beschreibt Major Weber; sie schlugen wohl deshalb fehl, weil Kabel an Stelle von Stangenleitungen angewendet wurden. So war die Benutzung des englischen Militär-Telegraphen im Ashantee-Kriege 1873 ungenügend, wenn gleich im weiteren Verlaufe des Krieges trotz des übereilt gefertigten Materials Erfolge erzielt wurden.

In Spanien war bereits 1859 im Kriege mit Marokko ein leichter Gebirgstelegraph nützlich angewandt worden. 1874 leistete der Telegraph bei Bilbao gute Dienste. Doch giebt es bis heut in Spanien keine Organisation für Etappen- und Feld-Telegraphen.

Im türkisch-russischen Kriege waren bei den Türken keine Telegraphen-Truppen eingegliedert, wenn auch der Telegraph Anwendung

sand. Die Russen waren ihren Gegnern in Verwendung der Militär-Telegraphie weit überlegen. Von hervorragender Bedeutung wurde die Kriegs-Telegraphie des General Lajareff gegen Mukhtar Pascha in den Bergen von Kurukdere im October 1877. Den glücklichen Ausgang des Feldzuges in Armenien hat Rußland wesentlich dem Telegraphen zu danken.

Die Engländer haben in dem Zulu-Kriege 1879 wiederum die Grundsätze moderner Kriegführung außer Acht gelassen, indem sie im Caplande den Krieg ohne nöthige Vorbereitungen begannen. Thatsächlich eröffneten sie im Januar 1879 die Operationen in Feindesland, 100 Meilen von der nächsten Telegraphen-Station, was Major Weber in London am 26. März 1879 scharf und rücksichtslos kritisirte. Erst im April 1879 wurde von Aldershot ein Feld-Telegraphen-Train nach Natal entsandt. Optische Signal-Communicationen brachten im weiteren Verlaufe des Feldzuges gute Resultate. —

Dieser historische Rückblick wird Jedermann klar gemacht haben, daß die Feld-Telegraphie auch schon im Frieden organisirt sein muß, damit für den Fall des Krieges Alles an Material und Mannschaft so vorbereitet ist, daß mit der Thätigkeit der Feld-Telegraphie begonnen werden kann.

Je leistungsfähiger, beweglicher, bis in die vordersten Linien arbeitender die Militär-Telegraphie sein wird, je rascher und sicherer sie die Verbindung der marschirenden Colonnen unter sich herstellt, je reichhaltiger hierzu die Mittel an Material und Personal, je vielseitiger das Material ist, desto wirksamer und erfolgreicher wird die Militär-Telegraphie als eine wichtige Hilfswaffe des Krieges hervortreten.

Der Krieg ist eine complicirte Erscheinung, alle Kräfte müssen in ihm angespannt werden, damit das große Ziel jedes Krieges, die Niederwerfung des Gegners, so erreicht wird, daß der Wille des Gegners gebrochen und er gezwungen ist, sich dem Sieger unterzuordnen.

Der Werth telegraphischer Verbindungen nimmt im Allgemeinen mit der geringeren Entfernung der Stationen von einander ab. Bis 7—10 km werden Offiziere oder Ordnungsmänner auf leistungsfähigen, Pferden der telegraphischen Verbindung vorzuziehen sein. Wie oft aber kommt es im Kriege, ja auch in der Schlacht, häufiger noch bei einer Belagerung vor, daß die zu verbindenden Entfernungen viel größer sind. Da wird stets der Militär-Telegraph eine sichere Hilfe bringen, die je länger, desto mehr von allen Truppenverbänden mit Dank angenommen wird.

Auf Märschen von Parallel-Colonnen wird es zu erstreben und zu erreichen sein, daß wenige Stunden nach Eintreffen in den Quartieren das Hauptquartier mit den Generalcommandos telegraphisch verbunden ist. Diese Leitungen müssen wieder abgebaut werden, um am nächsten Tage die Verbindungen zwischen den durch den Marsch gewonnenen Quartieren auf's Neue herzustellen. Es ist demnach nothwendig, an Personal reichlich versehen zu sein, um diesen anstrengenden Dienst verrichten zu können.

Im Falle der Ruhe wird allerdings die Arbeit erleichtert sein, aber die Telegraphie wird sich bis auf Brigaden, Abschnittscommandanten, Vorposten, Cavallerie- und Artilleriereserven, Beobachtungsposten, Parks ausdehnen können. Wie viel Ordonnanzen-Pferde können durch ein richtig funktionirendes Telegraphennetz geschont werden!

Oben ist schon der Unterschied von Feld-Telegraphie und Etappen-Telegraphie skizzirt worden. Die Feld-Telegraphie ist für den Dienst in vorderster Linie bestimmt, während die Etappenlinien die Verbindung mit den Staats-Telegraphen herzurichten haben, erstere werden leichteres, letztere werden schwereres Material verwenden.

Die Oberleitung der Kriegs-Telegraphie geht vom Chef der Militärtelegraphie im großen Hauptquartier aus und steht direct unter dem General-Quartiermeister, der das Ineinandergreifen von Feld-, Etappen- und Staats-Telegraphen nach allen Richtungen hin zu überwachen hat.

Für den Feld-Telegraphendienst waren in der deutschen Armee 8 Feld- und 6 Reserve-Feld-Telegraphen-Abtheilungen in Aussicht genommen. Da aber jedes General-Commando neuerdings eine Feld-Telegraphen-Abtheilung erhalten soll, so ist diese Formation in neuester Zeit noch vermehrt. Neben gutem Material kommt es auf eine wohl disciplinirte, gut geschulte Telegraphentruppe an. Die Ingenieur-Offiziere müssen im Telegraphendienst wohl unterrichtet, die Pioniere mit allen Arbeiten vertraut sein.

Das Material besteht aus blankem ca. 2 mm starkem Kupferdraht, welcher auf etwa 4 m hohen, mit je einem Isolator versehenen hölzernen Stangen befestigt wird, oder aus 6 mm starkem isolirten Draht mit einer Kautschukhülle und Hanfumsponnung. Dieser ist den Umständen nach auf die Erde zu legen.

Dieser letztere Draht kann auch eingegraben werden, um ihn vor Zufallstreffern zu schützen. Jede Abtheilung hat ein leichtes Flußkabel von ca. 300 m Länge. Die Herstellung von 1 Meile Feldleitung kann in 2½ Stunden geschehen. Ist es angängig, zwei Columnen gleichzeitig anzustellen, so kann sich die Zeit fast um die Hälfte verringern. Mehr als 4 Meilen Leitungsbau vorwärts wird eine Telegraphen-Abtheilung nicht leisten können.

Es ist demnach möglich, daß eine Feld-Telegraphen-Abtheilung jeden Tag 1½—2 Meilen Leitung legen und ebenso viel abbauen kann. Will man daher bei einem Marsch die Corpscommandos jeden Tag mit dem Hauptquartier und unter sich telegraphisch verbunden haben, so muß jedes General-Commando eine Feld-Telegraphen-Abtheilung haben.

Das Obercommando oder große Hauptquartier wird die Verbindung nach rückwärts zu halten haben, während die General-Commandos die Verbindung unter sich herzustellen haben werden.

Bei Helfort functionirte an der Lisaine während der Schlacht der Telegraph. Da Störungen auch unter den günstigsten Umständen nicht zu

vermeiden sein werden, so wird jede Telegraphen-Station einige brauchbare Ordonnanzen zugetheilt erhalten müssen.

Borhandene permanente Leitungen sind zu benutzen und dergleichen zerstörte wieder herzurichten. Der Rückzug einer Armee wird es selten ermöglichen, die Telegraphenlinien so fundamental zu zerstören, daß eine Herstellung mehr Arbeit und Material kostet, als die Streckung einer neuen Linie.

Die Etappen-Telegraphen-Abtheilung baut die Feldleitungen in dauerhafterer Weise, welche für die Verbindung mit der Operationsbasis beizubehalten sind, um das Anfangs dazu benutzte Feldmaterial wieder zur Disposition zu stellen. Der Etappen-Telegraphie ist kein Stangenmaterial zugetheilt; sie muß es von zerstörten Leitungen nehmen oder requiriren. Von diesen dem Zufall unterworfenen Arbeiten ist es kaum möglich, die Tagesleistung der Etappen-Telegraphie festzustellen. Das dauerhafte Material (etwa 2,5 mm starker verzinneter Kostdraht mit kräftigeren Isolatoren) ermöglicht, den Bau dauerhafter herzustellen und den Anschluß an das heimatische Telegraphen-System zu bewirken.

Von unterirdischen Verlegungen wird im Feldkriege kaum die Rede sein können. In unserer Feldtelegraphie ist allgemein der Morse-Farbschreiber eingeführt. Mit einem solchen Apparat können etwa 500 Worte in einer Stunde befördert werden. Genügt diese Leistung für die Correspondenz nicht, so müssen mehrere Leitungen in Thätigkeit gesetzt werden.

Wird der Feldkrieg zum Positionskrieg, so wächst damit die Bedeutung der Telegraphie, erweitert sich bis zur Verbindung mit kleineren Truppenverbänden.

Bei einer Belagerung wird, wie bei Metz und Paris, die ganze Linie der Einschließung, die höheren Commandos und taktisch besonders wichtige Punkte verbunden werden. Die Reserve-Feld-Telegraphen-Abtheilung werden mit ihrem reichlichen Material Verwendung finden, oder es wird durch Neuformationen der Bedarf zu decken sein. Bei Durchführung des förmlichen Angriffs wird durch Anwendung von telegraphischen Verbindungen in den Parallelen die Arbeit wesentlich erleichtert; es werden Kräfte für den Ordonnanzdienst gespart, welche sonst feindlichen Geschossen ausgesetzt wären. Die Haupt- und Zwischendepots werden mit der 1. und 2. Artillerie-Aufstellung und der 1. Parallele zu verbinden sein, und wird dieses Netz bis zur 3. Parallele ausgedehnt werden können und müssen. Außerdem werden mit Neben Transversalleitungen anzubringen sein. Das Kabel wird am Besten schußsicher eingebaut, 1,25 m Tiefe genügt. Das Durchschießen der Brustwehre mit den Kabeln ist zu vermeiden, und wird im Allgemeinen das Kabel auf den Revers der Approchen und Parallelen Platz finden.

Für die Correctur des Geschüßfeuers von den vor die Batterie vorgeschobenen Beobachtungsposten sind die tragbaren Telegraphen und Telephone zu benutzen. Diese wurden von den Russen vor Plewna an-

gewendet. Diese tragbaren Apparate enthalten in Tornistern 4 mm Kabel, das sich direct aus denselben abwickelt. Das Kabel ist mit Hin- und Rückleitung versehen, während sonst bei allen sonstigen Telegraphen-Anlagen die Rückleitung durch die Erde erzielt wird, was bei jeder Stationirung die Eingrabung einer Metallplatte oder eines Drahtseils in den Boden möglichst bis auf den Grundwasserspiegel voraussetzt.

Dieser Siemens'sche Apparat wird sich als Vorpostentelegraph in künftigen Kriegen allgemeine Anerkennung verdienen. Vier Mann, von denen zwei als Telephonisten ausgebildet sind, genügen zur Bedienung dieses tragbaren Apparates.

Die Spiegel-Sextanten sind seit langer Zeit zur trigonometrischen Netzlegung verwandt worden. Zum Telegraphiren können diese, mit Morsezeichen in Verbindung gebracht, durch längere oder kürzere Lichtzeichen Nutzen schaffen. Möglichst wasserfreie Luft und Sonnenschein lassen die Möglichkeit zu, bis auf 80 km mit Sicherheit zu telegraphiren. Die Engländer haben in Indien, in Abyssinien und in allen tropischen Gegenden, wo bei viel Sonnenschein die Luft wasserfrei ist, diesen Apparat zur Anwendung gebracht. Im Festungskriege ist derselbe bei uns auch während der Nacht mit Hülfe des elektrischen Lichtes verwendet worden und wird auch später durch nichts Besseres ersetzt werden können. Da die Schlachten bekanntermaßen nicht nur bei Sonnenschein geschlagen werden, so wird im Feldkriege kaum erfolgreich und sicher der Heliograph oder Spiegel-Sextant gebraucht werden können, und erscheint es als eine gewagte Behauptung, wenn Tageszeitungen selbst besserer wissenschaftlicherer Färbung Artikel brachten, daß bei den bevorstehenden Manövern in Preußen größere Versuche mit dem Heliographen in Aussicht ständen.

Daß bei dem Bau unserer Festungen, namentlich in Straßburg und Metz, die Erfahrungen der Telegraphie im ausgedehntesten Maßstabe in permanent gesicherten Bauausführungen angewandt wurden, erscheint unnöthig besonders hervorzuheben, zumal auf die Details dieser Bauten nicht näher eingegangen werden darf. Auch im Frieden functioniren in großen Festungen und großen Garnisonen diese Telegraphenanlagen, die auch mit Telephoneinrichtungen versehen sind. Der Dienst wird dadurch wesentlich erleichtert, doch trifft auch hier zu, daß die Ruhe und Selbstständigkeit der Truppenbefehlshaber dadurch eingeschränkt wird. Die Parole ist ausgegeben, zum morgigen Tage eine langgeplante Uebung mit Betheiligung von Cavallerie und Artillerie angeordnet, als eine Stunde, nachdem die Befehle den Betreffenden zugegangen, vom Gouvernement oder der Division ein Kriegsgericht zu morgen befohlen wird, wozu die meisten Offiziere commandirt sind. Wo bleibt da die Erleichterung des Dienstes durch die Telegraphie? So geht es jedoch bei allen Einrichtungen dieser Erde und erscheint es am Orte, auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, den Gustav Frentag in dem viel bemängelten Buch: „Der Kronprinz und die

deutsche Kaiserkrone“ in seiner tactlosen Offenheit auf's Neue der Welt erzählte. Wozu nahm auch der Kronprinz diesen Schriftsteller 1870 in sein Hauptquartier auf? Die kronprinzliche tägliche Correspondenz nach Homburg brachte durch den bekannten Morier in Darmstadt diese Herzensergüsse nach England und dadurch zu den Franzosen, der spätere Großherzog von Hessen schrieb an seine Gemahlin Alice: „Wie konnten die Schreibenden jemals beurtheilen, ob das Geheimhalten irgend einer Neuigkeit von militärischer Wichtigkeit war?“ Die neue Feldpostdienstordnung wird dieses Uebel einschränken, aber was nützen Verordnungen, wenn sie nicht von Männern zur Ausführung kommen?

Die neuerdings in ungeahnter Ausdehnung zur Verwendung gekommenen Telephone haben selbstverständlich auch in der Militär-Telegraphie Bürgerrecht erlangt. Einfachheit und Billigkeit gegenüber dem Morse-Schreibapparat hat dem Telephon die weite Verbreitung verschafft. Ein mit gutem Gehör begabter Mensch kann das Telephon ohne vorherige Unterweisung gebrauchen. Ferner ist dasselbe in der Dunkelheit verwendbar. Jedoch wird das Telephon zu Kriegszwecken nur auf kurze Distancen verwendet werden können. Auf mehr als 60 km Entfernung ist die Anwendung des Telephons im Kriege unsicher. Bei anhaltendem Geräusch, Wagenverkehr, heftigem Wind, plätscherndem Regen, wie Kleingewehrfeuer ist das Telephon nicht anwendbar. Auch ist der Belag einer geschriebenen Depesche nicht vorhanden, und wenn auch angeordnet würde, daß das durch das Telephon Gehörte sofort zu Papier zu bringen wäre, so bleibt das Gehör ein trügerischer Sinn. Das durch den Morse-Apparat gegebene schriftliche Document ist der mündlichen Ueberlieferung durch das Telephon vorzuziehen. Das Correspondenzsystem für den Kriegsgebrauch allein auf das Telephon zu basiren, erscheint ausgeschlossen.

Als Apparate für das leichte Feldtelegraphen-Material dienen die sogenannten Klopfer (parleurs), bei welchen die mit gewöhnlichen Morsezeichen übermittelte Depesche nur nach dem Gehör aufgenommen wird. Doch trifft die Aufnahme durch das Gehör, was von einem geübten Telegraphisten leicht zu erlernen ist, auf ähnliche Unsicherheiten wie beim Telephon.

Telephone wie Klopfer eignen sich auch zum Abfangen von Depeschen auf feindlichen Telegraphenlinien, indem diese Apparate vermittelt kurzer Drahtstücke leicht unbemerkt in die betreffenden Leitungen eingeschaltet werden können. Ist diese Gefahr vorhanden, so kann davor nur die Chiffrireschrift bewahren. —

Die Selbstständigkeit, Ruhe und der Friede ist der jetzigen Welt durch die Telephonie und Telegraphie geraubt. Die Zeit spielt bei der Telegraphie keine Rolle. Es giebt wenige Nerven, die sich an das Telegraphiren gewöhnen können. Unsere schnelllebige Zeit verlangt die Telegraphie, ohne sie ist unsere Zeit nicht zu verstehen. Denkt man sich aber in einen Alexander, einen Hannibal hinein, die größten Feldherren des Alterthums, wie aller

Zeiten, so würde der großartigen Entschlußkraft in hochliegenden Plänen, z. B. dem Uebergang Hannibals über den großen St. Bernhard, über die den Römern fremden Schneefelder der Alpen, durch die Telegraphie ein Ziel gesetzt sein. —

Wenngleich der Luftballon nicht direct zur Feldtelegraphie gehört, so muß doch seiner Erwähnung gethan werden. Wir haben eine Luftschiffer-Abtheilung, und Viele versprechen sich von der Ballonhätigkeit in künftigen Kriegen ungewöhnliche Dinge. Daß diese Hoffnungen oftmals phantasiereich sind, entspricht den die Welt beherrschenden Bestrebungen des neuen Curjes. Die Taschen unternehmungslustiger Besitzer von Vergnügungslocalen mögen dadurch gefüllt werden. Alles Neue hat für die gaffende Menge das allgemeinste Interesse.

Kann der Luftballon, der *ballon captif*, als Höhenobservatorium in der Schlacht, während einer Belagerung Verwendung finden?

Guyton de Morveau trat 1794, also vor 100 Jahren, mit dieser Idee hervor, der alles Kriegerische als Genie ausbeutende Napoleon Bonaparte erfaßte die Idee des Ballons, der am 26. Juni 1794 in der Schlacht von Fleurus gute Dienste geleistet hatte, richtete Luftschiffer-Compagnien ein, doch bald trat er davon zurück, bis 1870/71 ein Gambetta und Andere aus Paris in einem Luftballon entwichen.

Erst in neuester Zeit ist es dem Professor Dr. Asmann gelungen, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der präzisen Ermittlung von Temperatur und Feuchtigkeit entgegenstellten, so daß der Luftballon für die meteorologische Wissenschaft an Bedeutung gewann. Selbst der Stand des Thermometers hängt nicht nur von der Temperatur der umgebenden Luft ab, sondern auch von den Luftmassen, die durch Ein- und Ausstrahlung beeinflusst werden.

Der Asmann'sche Aspirations-Psychrometer beruht auf dem Principe, daß den äußerst feinfühligsten, in einer spiegelnden Metallhülse eingeschlossenen Thermometern durch einen von einem Uhrwerk getriebenen Erhaustor dauernd große Mengen von frischer Luft zugeführt werden, so daß die einzelnen Lufttheile nicht Zeit behalten, sich an der höher temperirten Umhüllung zu erwärmen.

Es erscheint auf Grund dieses Beispiels die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß in künftigen Kriegen der Ballon, vor Allem auch der *ballon captif*, in Belagerungen und bei stationären Schlachten erfolgreiche Anwendung finden kann.

Die Kriege sind Nationalkriege geworden. Die Größe der Armee verlangt eine stets wachsende Energie der Kriegführung, daher muß die Kriegstelegraphie mit allen Mitteln der Technik der Kriegführung dienstbar gemacht werden.

Dies ist auch bei allen Armeen anerkannt und zum Ausdruck gebracht.

Die Vervollkommnung der Kriegs-Telegraphie hängt nicht so sehr von dem Bestreben des Personals ab, alles Denkbare zur Vervollkommnung zu ersinnen, sondern von dem Organismus der Regierung, die Friedensformationen für den Krieg auskömmlich zu machen.

Hauptmann Buchholz faßte die Resultate der Erfahrungen der letzten Kriege in Folgendem zusammen:

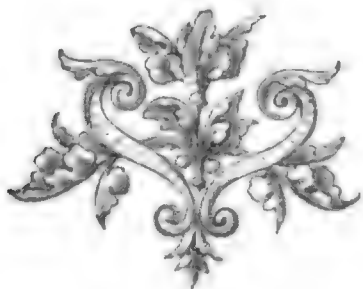
1. Enge Verbindung der Feld-Telegraphen mit den bestehenden großen Linien unter einheitlicher Leitung, sowie Gliederung des Ganzen in strategischer Hinsicht nach der Hauptzone des Kriegstheaters und in taktischer nach der durch die Arbeiten bedingten Stärke der einzelnen Abtheilungen.

2. Errichtung von Friedensstämmen für die Feld-Telegraphen-Truppen und Erwerb der Beamten bei denselben durch hierzu besonders ausgebildete Unteroffiziere und Gefreite.

3. Ausreichende Uebung dieser Truppen im feldmäßigen Bau mit gespanntem Fahrzeug, unausgesetzte Prüfung und Verbesserung des Materials und regelmäßige Betheiligung der Telegraphen-Truppen bei den größeren Manövern, um dadurch diese Einrichtung den Generalstabsoffizieren und den Truppen selbst vertrauter zu machen.

Damit ist Alles gesagt.

Es faßt auch Alles ein, was über Briestauben-Post, über optische Signale, über Sonnen-Telegraphen, Heliostat und Heliograph, über Luftballon-Stationen zu sagen wäre. Si vis pacem, para bellum.





Italienische Skizzen*).

Don

Alexander Swientochowski**).

— Warschau. —

I.

Die Landschaft.

Eines Tages, — es war ein grausamer Tag, — mußte ich auf Befehl des ehrenwertheften Doctor Cha . . . meine Bücher schließen, die Feder weglegen und reisen — nach Italien. Der Arzt rieth es mir, einigen Personen ist mein Leben theuer, ein guter Freund versprach, mich bei meiner Arbeit zu vertreten, und die braven Herrschaften S . . . mich, den Kranken, zu bewachen — und so reiste ich. Ich sollte in die Berge, an's Meer, um durch den Anblick der wunderbaren Natur, durch die beseligende Macht ihrer Reize den Schmerz, der unaufhörlich in meinem Herzen wachte, in den Schlaf zu wiegen; und so durchlief ich, um seinen Krallen zu entgehen, beinah ganz Italien, ich besichtigte alle seine bedeutenden Denkmäler, erforschte seine werthvollsten Kunstschätze, und nun sitze ich an meinem schriftstellerischen Sticrahmen und gedenke, aus meinen Eindrücken für meine Leser einige Reisebilder zu entwerfen. Doch ihr könnt ruhig sein — die Trauertöne werde ich weglassen. „Wenn ein Berg brennt“, — sagen die Creolen, — „so weiß es die ganze Welt; brennt aber ein Herz, wer weiß es dann?“ Diese Wahrheit will ich mir merken.

Wer nach Italien reist, muß vor Allem auf Grund der allgemeinen Meinung der äußeren Schönheit des Landes Ehrerbietung geschworen haben. Es ist dies die Pflicht eines jeden Geistes, der sich das Verständniß für die

*) Diese Skizzen verfaßte der Autor in Italien, nach dem Tode seines hochbegabten Sohnes.

***) Aus dem Polnischen von Malwine Posner-Garfein.

Poesie in der Natur nicht absprechen lassen will. Mancher Tourist hat sich wohl, wenn er seine Heimat wieder sah, in Trauerklagen über italienisches Del und Kalbshirnpasteten ergangen, jedoch den kleinsten Zweifel über die wunderbare Schönheit der italienischen Landschaft verbirgt er tief im Grunde seines Herzens. Unbegrenztes Entzücken ist hierin eine so unwiderrufliche Pflicht geworden, daß die Reisenden sogar diejenigen Aussichten lobpreisend besingen, an denen sie im Coupé schlafend vorbeigeeilt. Der selige Kremer blähte sich schon bald hinter den Thoren Krakaus feierlich auf und ließ nicht von der Stimmung, bis er aus Italien wieder heimkehrte. Die lange, nur für amerikanisches Bökelfleisch Bewunderung athmende „Miß“ empfindet schon an der italienischen Grenze das Bedürfnis, ihr Album aufzuschlagen und darin die Skizze des ersten besten Berges, den ein kleines, belastetes Maulthier besteigt, zu entwerfen. Alles ist ihr hier (so lange sie ihre Börse nicht zu öffnen braucht) „splendid“. Seitdem wir unser Karpathengebirge verloren, gehört viel Muth und eine sehr angenehme Umgebung dazu, seine Abneigung gegen Berge zu äußern. Der Redaction der „Gazeta Warszawska“ gegenüber würde ich dieses fecke Bekenntniß nie wagen. Zum Glück waren meine Reisegefährten nicht nur verständige, sondern auch nachsichtige Leute. Als ich also in Italien bekannte, daß ich für Berge keineswegs schwärme, fiel ein Blick voll gütiger Nachsicht von den Augen des Herrn S . . . auf meine Füße, Madame S . . . ließ hingegen ihre sanften, mitleidsvollen Blicke auf meinem Haupte ruhen. Sie glaubten, mein wunderlicher Geschmack entspringe dem Unvermögen, Anhöhen zu besteigen, und meiner Aufregung, welche mir die Empfindung erhabener Ruhe unzugänglich mache. Indessen steht diese meine Eigenheit mit den genannten Zuständen keineswegs in Beziehung. Ich habe nie verstanden, warum ein Haufen Sand oder Steine schon darum schön sein soll, weil er groß ist. Er verstellt und versperrt nur den Raum, bedrückt den Menschen, schlägt ihn nieder. Ein Jeder möchte gerne den Gipfel dieses Berges besteigen, mit dem Auge die weiteste Aussicht umfassen. An seinem Fuße kann man sich unmöglich glücklich, zufrieden fühlen: der Berg zertritt die Seele, roh, grausam, wie ein Tyrann seine Sklaven, und wie ein Tyrann erfreut und belebt er sie nur dann, wenn sie seinen Rücken erklimmen. Ich habe nie gesehen, daß ein Mensch, zwischen einem Berge und dem Meere stehend, sich in den Anblick des Berges vertieft hätte. Eine weite Aussicht beflügelt den Gedanken und läßt ihn im Fluge größere Kreise ziehen; zwischen Bergen schlägt er sich herum wie im Käfig. Würden die Wege hoch über den Gipfeln der Alpen und Apenninen dahinlaufen, könnten wir von den Waggonfenstern aus unbegrenzte Strecken umfassen, wir würden dann thatsächlich Tiefes empfinden; wenn aber der Zug, wie eine Schlange zwischen himmelhohen Felsen hingleiten muß, wenn ihn riesenhafte, todte, fahle Gestalten mit Glazen oder grauen Häuptern umringen, die den Blick hemmen und mit einem einzigen sich abreisenden Buckel den kleinen Haufen Menschen,

der sich da unten bewegt, zerichmettern könnten, — dann fühlen wir förmlich, wie sich ihr Druck auf unsere Brust legt. Ich glaube unumstößlich daran, daß die Ebenen weit mehr zur Entwicklung und Beredlung der Menschheit beigetragen haben, als die Berge. Die ersteren stellen den Menschen nach allen Seiten frei hin und zwingen ihn so zur Selbstbeherrschung: die letzteren beschirmen ihn und reizen ihn, seinen Leidenschaften nachzugehen. Wenn Cain Abel getödtet hat, so war es wahrscheinlich in den Bergen geschehen; wenn er Gewissensbisse empfunden, so war es entschieden auf flachem Lande. Ich wenigstens würde auf diese Weise mein Leben illustriren. Würde ich eine That verbergen wollen, ich wünschte, dieselbe in einer Schlucht zu vollziehen . . . Und daher rathe ich Banditen, verfolgten Aposteln und unglücklichen Liebhabern, die ihr Leben zu sichern wünschen, in die Alpen oder Apenninen zu fliehen, jedoch nicht auf ihre Gipfel.

Damit ein Berg schön sei, muß er auf oder in sich irgend welches Leben haben: Bäume, Thiere, Vögel, oder — einen Vulcan. Ein großer Theil der Alpen und Apenninen ist an Bäumen und Thieren sehr arm. Oft gleitet das Auge meilenweite Strecken entlang einzig an fahlen, grauen Felsen vorüber, die selten hie und da an den Seiten von Nichten oder Olivenbäumchen bewachsen sind, zwischen denen man nicht einmal eine Krähe krähen hört. Tritt aber die Pflanzenwelt dichter und üppiger auf, dann ist sie so zwergartig, so ärmlich, daß sie kaum einige Abwechslung in die Landschaft zu bringen vermag. Die schlanken Cypressen stehen von einander weit entfernt, die niedrigen, kugelförmig belaubten Olivenbäume sind so grau, daß sie beinahe gar nicht von ihrem Hintergrunde abstechen und vielmehr in seinen Farben aufgehen. Nur selten, wenn die Sonne ihren Glanz auf sie ergießt, tauchen sie in einer wunderbaren bläulichen Klarheit auf. Dieser Effect ist jedoch nur das Verdienst des Lichtes. H. Taine sagt, daß seiner Meinung nach nur diejenige Landschaft für schön gelten kann, welche Wald und Wasser besitzt. Italien besitzt zahlreiche Flüsse und Bäche, und dieser Umstand rettet bisweilen die todten Züge seiner Landschaft. Was Wald anbetrifft, so ist Italien dieser Schmuck von der Natur ganz und gar nicht geschenkt worden. Ich weiß nicht, ob in ganz Italien ein Joch unseres Waldes — in einem Stücke — zu finden ist. Seine kunitvoll geschnittenen Gärten sind nur aufgepumpte Armuth im Vergleiche mit den nordischen und mitteleuropäischen Parks. Die dieses Schmuckes beraubten Berge verdanken ihre Anziehungskraft einem Weingarten, einem mittelalterlichen Schlosse, einer Hütte, hängend wie ein Lerchennest, oder schließlich ihren sonderbaren Formen.

Nachdem die ersten, durch ihre Mannigfaltigkeit betäubenden Eindrücke vorüber sind, merkt der Reisende, der sich den Alpen und Apenninen entlang dahinbewegt, einen gewissen beständigen Rhythmus, ein gewisses einförmiges Sichwiederholen der Landschaft, welches das Panorama in einige Haupt-

typen faßt. In den Alpen: riesenhafte Anhöhen, an der Spitze oft mit Schnee, an den Abhängen mit Laubgehölz bedeckt, hie und da von einem schäumenden Bach durchschnitten oder von einem einfachen Kirchlein gekrönt; weiter unten hängen an den wilden Felsen unter Weingärten zerstreute Hütten, manchmal liegt im Thal eine Stadt. In den Apenninen: kahle, graufalte, mit Oliven-, Tannenbäumen oder Cypressen ärmlich bewachsene Hügel, mit mittelalterlichen Burgen oder Ruinen. Wenn so ein Halbkreis von Bergen mit Ruinen, phantastischen Krümmungen und Falten, aus denen Villen, Gärten und Weinberge hervorblicken, den Rand des weiten Meeres umgürtet, so bildet das mit dem Meere ein wunderbares Bild, die schönste Form der italienischen Landschaft. Dann findet das Auge alle Bedingungen zum Entzücken: einerseits die stolze, kühne, bis an den Himmel steigende Anhöhe, — andererseits die endlose, blaue, ernste Fläche. So ist an der Ostseite Italiens der Weg von Rimini nach Termoli, und noch mehr der Weg von Spezia nach Genua an der Westseite. Es ist dies der schönste Eindruck der italienischen Landschaft. Die Tunneln, beinahe hundert an der Zahl, die im Wege von Spezia nach Genua fortwährend die Aussicht zerplittern, ermüden und reizen das Auge; aber durch das abwechselnde Enthüllen und Verbergen der wundervollen Mannigfaltigkeit der Landschaft, wird der Eindruck nur noch mächtiger. Das Meer rückt mit seinen sanft herabrausenden Fluthen bis an den Bahnstreif, und dem Meeresstrande entlang ragen die felsigen Höhen entweder in borstenartigen, schmalen Felsen, oft stramm gezogen, einem scharfen Winkel zulaufend, oder von riesigen, nägellartigen Bruchstücken eines dunklen Felsens bedeckt oder auch mit grünem Laub geschmückt.

Das Leblose vieler italienischen Berge wird durch das mächtige Leben des Vesuvius ersetzt. Da steht er da am Rande einer schmal eingebogenen Bucht, der Stadt Neapel, die am entgegengesetzten Ufer daliegt, gegenüber, ihr beständig sein rauchendes Haupt zuwendend. Nach der letzten Eruption (1876) ist er ziemlich ruhig, obgleich er von Zeit zu Zeit einen neuen Sturm verkündet. Bei klarer Nacht erkennt man die Gefahr an der feurigen Lavawolke, die sich im Dampfe abspiegelt. Von der Ferne erscheint er als eine kahle, schwarze, ziemlich rund gewölbte Pyramide, deren Spitze ein weißer Rauchstreifen entsteigt; von der Nähe sieht er ganz anders aus. Der untere Theil des Berges, bis an die Stelle, wo sich das Observatorium befindet, ist zerfetzt, von tiefen Schluchten bedeckt, durch geronnene Lavaklumpen gekrümmt, worunter sich Weingärten dem geschlängelten Wege entlang erstrecken. Um diesen Weg zu Pferd oder im Wagen zurückzulegen, braucht man einige Stunden Zeit. Er schwingt sich langsam zwischen Felsen empor, deren Formen ihren vulcanischen Ursprung verrathen. Es ist sichtbar, daß diese in Knäule und Flechten gerollten, schwarzen, grauen oder gelblichen Massen als Flüssigkeit aus dem Krater herausgeströmt sind und hernach in Gestalt riesenhafter, dichter Fluthen gerannen. Der obere

Theil des Besuvs bildet ein großes Becken mit lockeren, felsigen Wänden. Da fährt die Eisenbahn, welche mittelst einer Locomobilmaschine kleine, zwölf-sitzige, in Drahtlinien laufende Waggons von unten herauf und wieder hinunter geleitet. Die Senkung der Schienen ist so groß, daß der Zug beinahe lothrecht sich zu bewegen scheint. Diese lothrechte Fahrt, in Waggons ohne Wände, in einer Höhe von über 3000 Fuß, macht einen so starken Eindruck, daß schwächere Nerven eine gewaltige Unruhe empfinden. Nur Menschen, die auch einer Ballonfahrt fähig sind, erfahren keinen Schauer. Wir Alle wurden sichtbar blaß, obichon wir gegenseitig unsere Furcht in's Lächerliche zogen. Die Fahrt dauert an 10 Minuten. Von der sogenannten „statione superiore“ bleibt jedoch noch eine halbe Stunde Fußweg, bis man die Spitze des Berges erlangt. Die Stärkeren bewegen sich leichtthin auf den Stegen vorwärts, die Schwächeren müssen die Hilfe der Führer in Anspruch nehmen, indem sie sich mit den Händen an den Gürtel und mit dem Rücken auf die Hände dieser Führer stützen. Man wird jedoch von solcher Energie durchdrungen, daß Madame S., welche vor einem zweiten Stockwerk zittert und die man in einer Sänfte herauftragen wollte, ohne große Müdigkeit zu empfinden, den Berg bestieg. Das Endziel dieser Reise belohnt all ihre Mühsal. Der Anblick der Bergdecke, welche die Form eines abgestumpften Spitzwinkels hat, wirkt betäubend. Seine höckerige, rissige Oberfläche ist mit gelben Salschichten bedeckt, aus den erwärmten Spalten steigt Schwefeldampf empor, und in der Mitte, aus der Hauptöffnung, brechen gewaltige Rauchwolken hervor, mit denen der Vulcan alle fünf Minuten einen Haufen Steine herauspeit, die wieder in seinen geheimnißvollen Schlund zurücksinken. Wie die eigentliche Form dieses Trichters ist, bleibt unergründlich, da man trotz der Annäherung an seinen Rand durch die Dampfwolke nichts zu unterscheiden vermag. Lava strömt hier nicht aus. Um diese zu sehen, muß man viele Meter hinuntersteigen, zum „neuen Krater“, der sich an der Bergeswand, auf der Seite nach Pompeji zu, gebildet hat. Dieser Ausflugs ist schwierig und sogar lebensgefährlich, da auf dieser Strecke die Erde unter den Füßen weicht. Er lohnt jedoch, gewagt zu werden. Aus den Oeffnungen an der weiten Krümmung des Berges schlägt die Gluth, wie aus den Gluthbecken einer ungeheuer großen Küche; darin, gleich unter der Felsenschale, bewegt sich langsam die weißglühende Lava. Die Gluth, die Einen kaum stehen läßt, muß wohl groß sein, da ein riesengroßer Stein, hineingeworfen in diese Feuerfluth, augenblicklich schmilzt. Wie schauerlich der Anblick dieses Abgrundes ist, kann man daraus schließen, daß es bis jetzt kein Selbstmörder gewagt, sich hineinzutürzen. Durch einen langen unterirdischen Canal fließt die Lava niedriger nach außen hervor, strömt hernach in einem schmalen Canal der Stadt Pompeji zu, kühlt ab und gerinnt. Ganz verwirrt durch den Anblick dieser Hölle, kehrte ich auf die Spitze des Berges zurück, wo der Schwefeldampf die übrige Gesellschaft zu ersticken drohte. Ich sah mich

um — unter unseren Füßen badete der weite, endlose Horizont im Sonnenglanze. Das Meer leuchtete, mit seiner ruhigen, blauen Fläche, — die Städte waren in kleine, verwirrte Haufen weißer Schachteln zusammengelaufen, die Nachbarberge an der Erde zusammengekauert. Von der Pracht dieses Anblickes beseelt, vergaß ich Alles, Alles . . . Nur das vergaß ich nicht, daß mein Sohn gelebt hat, ich fühlte nichts, als daß ich ihn verloren hatte, ich sah nichts, als das Grab, worein er gebettet worden . . . Er und ewig — er! Sogar hier, wie allüberall, wich kein Schatten nicht von meiner Seite.

II.

Das Meer.

Indem wir den Vesuv herabfuhren, betrachteten wir das Meer, soweit uns daran der unserem Wagen nachlaufende Haufen bettelnder Kinder, Krüppel und Krämer nicht hinderte. Welches prächtige Licht- und Farbenpiel! Als ob sie wüßte, daß so viele Augen auf sie geheftet waren, lockte die Bucht mit allen Farben, in welchen überhaupt die Bogen zu schillern vermögen. Grau, grün, blau, erglänzte sie weiterhin gleichsam in milchweißem Lichte, mit welchem der über den Gipfeln sich ergießende Schimmer der untergehenden Sonne zusammenschloß. Die Schiffe im Hafen, wie eine Herde grasender Schwäne, wiegten sich ruhig hin und her, von Zeit zu Zeit einen, nur ihnen verständlichen, Warnungsruf pfeifend. Die auf dem Meere verstreuten Barken ließen die weißen Flügel ihrer Segel gleich Fischadlern, welche, in der Luft hängend, ihre Beute belauern, erglänzen. Zwischen den Riesenschiffen bewegten sich kleine Hafenboote und Barken mit Touristen. Fern am Horizont waren Fahrzeuge sichtbar, welche sich undeutlich hin und her zu bewegen schienen.

Scheinbar immer dasselbe — und doch findet das Auge immer neue Ausichten. In der That, trotz seiner Einförmigkeit besitzt das Meer eine sonderbare Mannigfaltigkeit. Es scheint, als gäbe es nichts Monotoneres, als das rhythmische Anschlagen der Bogen an die Ufer, und doch kann man stundenlang dies mächtige Brausen hören und schauen. In den regelmäßigen Athemzügen des Riesen fühlt man eine unbeschreibliche Macht — die Macht des Lebens. Der Felsen und das Wasser — sie sind Beide leblos, doch nur in der Chemie, nicht in einer italienischen Landschaft. Ein Berg, der fahl ist, erscheint als ein tochter Körper, der in seinem Innern keine Seele birgt. Das Meer hat eine Seele. Es ist schwer zu fassen, daß diese ewige Bewegung der Bogen nur ein Sichüberstürzen des Wassers, durch mechanische Kraft erzeugt, sein solle. Es scheint, als wäre es ein Abglanz innerer Empfindungen irgend welcher Riesennerven. Der Gedankenflug der Mythologie bewegte sich selten in der Region der Berge, im Meere barg sie hingegen immer ihre großen Götter. Man wird wirklich von der Lust angeheimelt, zu glauben, daß Neptun, von Nymphen und Tritonen umgeben,

im Meere herrsche. Und wenn uns dann die Ueberlegung aus den Nebeln der Phantasie auf den festen Boden der Wissenschaft bringt, so belebt auch diese den Meeresabgrund mit so vielen verschiedenartigen Geschöpfen, daß wir mit aller Kraft unsere Phantasie im Zaume halten müssen, damit sie nicht denselben die Wandlungen an diesem unermesslichen und so beweglichen Antlitz zuschreibe. Ich benutzte jede Gelegenheit, auf einem Boote in's volle Meer zu gehen und gab mich dort der Betrachtung des Fischfanges hin. Dann schwand vor meinen Augen alle Mühsal dieser sonnengebräunten Arbeiter, die, um die Erde zu ernähren, das Meer seiner Schätze berauben. Jedes Versenken der Angel, jedes Auswerfen der Netze brachte eine neue Beute: hier eine buntfarbige Muschel, da einen bärtigen Fisch, hier wieder einen mächtigen Krebs. In Neapel wurde ein berühmtes Aquarium gegründet, welches mit den bedeutendsten Laboratorien in Verbindung steht und auf Kosten einiger Nationen erhalten wird; wir sehen dort in Miniatur eine Welt, die für uns Einwohner des festen Landes märchenhaft ist. Man findet hier nicht Hai- und Walfische, wie in New-York, aber eine wunderschöne Sammlung von seltenen Arten niederer Gattungen, angefangen von Hummern und Kröten bis zu Zoophyten und gallertartigen Hydern. Es ist ein zauberhafter Anblick, der den Eindruck eines Spazierganges auf dem Meeresgrunde macht. Die riesenhaften Krebse und Fische schwimmen ernst an den Scheiben vorüber, klammern sich an die Felsen und schauen auf die neugierigen Gesichter der Menschen mit demselben Befremden wie wir, indem wir ihre Gestalten bewundern. Eine sonderbare Begegnung! Beide Seiten fühlen nicht, welches Glied sie in der allgemeinen Kette der Kreaturen von einander trennt. Ein Pater, ein Jesuit, sagt ernst, indem er seinem Knaben eine Familie von Krustenthieren zeigt: „Diese Ungeheuer hat Gott am dritten Tage erschaffen.“ Als in demselben Augenblick ein bärtiger Krebs seinen Kopf erhob, glaubte ich in seinen Augen ein Lächeln und die Frage zu lesen: Will etwa dieses große Ungeheuer das kleine auffressen? Die schwache Kenntniß der Sprache vieler, mit denen ich verkehrte, machte mir schon oft Kummer: wie empfand ich jetzt den Wunsch, mich mit diesem Krebse zu verständigen, mit diesem Krebse und den anderen sympathischen Geschöpfen, die, Gleiches mit Gleichem vergeltend, uns von hinter der Scheibe anguckten. Wie viele curiose Geheimnisse würden sie mir erzählen, und wie gut hätte ich sie unterhalten können. Sicher würden sie herzlich lachern, wenn ich ihnen z. B. erklären würde, daß jener Jesuit nur darum das Kind begleitet, damit der Knabe nicht auf die Idee einer Verwandtschaft zwischen Fisch und Krebs verfalle; daß es hinter diesem Aquarium Kirchen giebt, wo man eigens um Ablass für solche sündhafte Einfälle beten muß; daß wir Menschen weder uns frei bewegen, noch uns zu sehr in die Höhe heben, noch zu tief nach unten steigen dürfen; daß es in den Beziehungen zwischen Menschen Fälle giebt, wo Karpfen — Nechte genannt werden müssen &c. Zum Unglück konnte ich all dieses den Gefangenen im Aquarium

nicht erzählen, und so begnügte ich mich mit einem stummen Austausch der Blicke. Ich verließ sie jedoch mit einem Gefühle der Dankbarkeit für den annähernden Begriff, den sie mir von den Bewohnern der Meerestiefe gegeben, und mit einem Seufzer, daß er, mein Geliebter, Unvergeßlicher, all das mit mir zusammen nicht sehen konnte. Beim Ausgange erblickte ich in der letzten Abtheilung noch einige Glaszylinder, worin weiße, häutige Körper herumschwammen: das waren die niedrigsten Organismen, in denen nur der Zoologe organische Keime annimmt. Mit schmerzlichem Vorwurfe sah ich sie an: sie, die ihre Existenz nicht empfinden und deren Tod Niemand beweinen würde, sie leben und werden noch lange leben, und mein Sohn — durfte nicht leben. O, verflucht seist Du, Du beste aller Welten, sammt Deinem Verstande und Deinem höheren Zwecksystem! Was soll Dir die Lebenslange Qual einiger Herzen, die Du durch diesen furchtbaren Schlag zerschmetterst hast! —

Es giebt in Europa kein Aquarium, das dem neapolitanischen an Reichthum der vielen seltenen Arten, an sachverständiger Einrichtung, an der Wahrheit, mit welcher hier die wirklichen Bedingungen des Lebens auf dem Meeresgrunde wiedergegeben sind, gleichkäme. Von dem Augenblicke, als ich mit diesen Sammlungen näher bekannt wurde, empfand ich eine noch größere Freude an den Meerfahrten. Oft suchte ich durch die krystallene Fluth auf den Meeresboden zu schauen, in der Hoffnung, daß ich einen meiner neuen Bekannten wiederfinden würde. Ich sah nichts: — nicht einmal die kleinen, schelmischen, aus Unerfahrenheit Muth schöpfenden Fischehen kommen auf die Fläche heraufgesprungen. Der jedesmalige Zweifel wird jedoch augenblicklich durch die hier herumfahrenden Fischer zerstreut, welche mit Netz oder Angel ihre verzweifelt um Freiheit ringende Beute heraufziehen. Es giebt also da unten, unter unserer Barke eine Welt voll Leben und Mannigfaltigkeit, eine Welt, in die das Raubthier „Mensch“ seine Hand oder eine verrätherische Lockspeise taucht, um die Beute zu stehlen. Indem ich diesen Fang betrachtete, dachte ich unaufhörlich an die „unerlöschlichen, allgemeinen Grundsätze der Moral.“ Wenn also ein Mensch dem anderen gegenüber sich zu steif benimmt, wenn er den Anderen nicht durch einen ganz tiefen Bückling ehrt, so kann er zuweilen hinter Kiegel kommen, — die Thiere dürfen jedoch straflos beraubt und gemordet werden. Von zwei Verbrechen würde das muthwillige Vergiften sämmtlichen Gethiers in der neapolitanischen Bucht für geringer gelten, als der einem, an ihrem Ufer spazierenden Geistlichen verlesene Stoß . . . Ach, es geht mir ja nicht darum, zu beweisen, daß die Menschen keine Hasen erschießen und keine Krebse fangen sollen: ich möchte nur darthun, daß unsere Moral, die uns mit solchem Stolze erfüllt, mehr Gewaltthätigkeit als rücksichtslose „Gerechtigkeit“ umfaßt. Wozu sie also vom Himmel herzuleiten?

Die kunstvoll geschnitzten und phantastisch gekrümmten Mänder dieser, tiefenhaften Gefäße, in welchen die italienischen Meere eingeschlossen sind

verleihen denselben einen malerischen Anblick. Von dieser Einfassung abgesehen, blendet die See durch ganz besondere Reize. Wenn sie bei schönem Wetter ihre Wellen blau überzieht, wenn sie ihnen ein aus Sonnenschimmer gewebtes Goldgewand überwirft, wenn sie sich dahinstreckt in feierlicher Ruhe, dann kann sie keck in den über sie gebeugten Himmel schauen. Ihre Wogen locken zur Umarmung: da ich mich nicht hineinstürzen durfte, trank ich wenigstens aus ihnen . . . Salzig, bitter — haben sie den Geschmack des Lebens . . .

Nur ein Mal während unseres Aufenthaltes erzürnte es sich, das Meer. Drei Tage lang schlug es mit solcher Wuth an die Ufer der neapolitanischen Bucht, als ob es dieselben zu zerschmettern gedächte. Welch' furchtbare Kraft und welcher Starrsinn! Trotz der tausendfachen Erfahrungen, die ihm die Unmöglichkeit, dieses Gemmiß zu zerstören, bewiesen hatten, donnerte es mit immer größerer Kraft. Die zurückgeschleuderten Wellen bäumten sich bei Begegnung ankommender Fluthen zornig auf und warfen auf den Boulevard so viel Wasser heraus, daß es unmöglich war, sich dem Ufer zu nähern. Auf dem schlafenden Löwen laufen die Mäuse herum, wenn er aber seine Mähne schüttelt und aufbrüllt, werden sie voller Schrecken still. Kein Fischer würde sich jetzt auf's Meer wagen, wenn er auch die Gewißheit hätte, daß die Lachse von selbst in sein Netz springen würden. Der Anblick dieser düsteren, bewegten Wellen, die heftigen Schläge der Wogen an die Ufer, betäuben dermaßen die Sinne, daß ich, in die Betrachtung dieses Meeressturmes vertieft, kaum von Zeit zu Zeit die gewöhnliche Strophe des Schmerzes zu wiederholen vermochte: warum sieht er es nicht, der Theuerste, der aus meinem Leben Gerißene!

III.

Die Städte. — Neapel.

Das Sprichwort: „Neapel sehen und dann sterben“ findet bis heute noch Anhänger, obschon nur insofern, als sich diese auf die erste Hälfte des Spruches beziehen. Neapel wiederzusehen wünschen Viele; dann zu sterben, fühlt Niemand das Bedürfniß, wer sonst keine Gründe hiefür hat. Neapel ist auch nichts weniger, als ein irdisches Paradies! Schmutzig, eng, lärmend, an Architektur arm, könnte es ebensogut eine ganz entsprechende slavisch-jüdische Stadt abgeben, wenn diese Merkmale nicht auch italienisch wären, und wenn es nicht die wunderschöne, rein italienische Einrahmung zu eigen hätte. Es ist gewöhnliches Glas in brillantener Einfassung. In der Form eines Hufeisens um die Bucht gebogen, mit beiden Enden unmittelbar an andere Städte grenzend, liegt Neapel weit ausgestreckt da, hoch am Abhange, herabschauend auf das weite Meer, die seinen Wogen entsteigende Caprera, den ernst drohenden Vesuv und eine Kette von Anhöhen, mit Willen überstreut.

Die Hauptader von Neapel bildet neben dem Strande die breite, schräge, lange Straße, Toledo genannt, beinahe die längste Straße in Italien, die eine ununterbrochene Fluth von inländischen Faulenzern und ausländischen Gaffern durchströmt. 450000 Einwohner dienen dazu, dieses große Bett zu füllen; sie thun es um so lieber, da es so schön gepflastert ist. In dieser Beziehung theilt Neapel den Ruhm der größeren Städte Italiens. Besonders für den Warschauer, welcher in der Erzählung seines Lebens, die er seinen Kindern zum Besten giebt, zu den glücklichsten Schicksalswendungen den Umstand zählt, auf dem Warschauer Pflaster die Beine nicht gebrochen zu haben, für den Warschauer sind die steinernen Tafeln der italienischen Straßen der Gegenstand einer ungewöhnlichen Bewunderung, die bereits in Kattowitz und Tzwiencim beginnt, ihren Höhepunkt jedoch in Turin oder in Neapel erreicht. Jedes Mal, wenn ich über diese glatten, dicht aneinander gepakten Tafeln schritt, dachte ich bei mir: so oft einer unserer Unternehmer hierher kommt, sagt er mit Widerwillen: „Das verfluchte Land, — von Steinlieferung wird hier nicht einmal einem Hunde ein Knochen abfallen; bei uns . . . ja bei uns . . . da wird immer was gebraucht.“

Ja, es ist ein verflucht schlimmes Land! Zwar hat es reiche Felsen, wenn es sie jedoch nicht hätte, dann würde es für das Gold, das bereits im Warschauer Pflaster begraben worden ist, seine Straßen mit Porphyr ausgelegt haben.

Diese Estriche sind die Hauptrettung gegen die Unflätigkeit der Italiener. Letztere verrichten Alles — überall. Denken wir uns, daß Solches auf Kieselboden, oder auf unseren, weit auseinander gerückten Pflastersteinen geschieht. Die breiten und gut angepaßten Platten ziehen den Schmutz nicht ein und wahren auf diese Weise die Reinlichkeit, — gegen die Natur des Volkes. Ein leichter Regen wäscht Alles weg. Natürlich sorgen auch die Stadtbehörden für Reinlichkeit, obschon sich ihre Aufsicht gewöhnlich nur auf die mehr sichtbaren Punkte erstreckt. Daher erinnert Neapel, gleich vielen anderen Städten Europas, an die Wohnung einer unflätigen Familie, wo die Gaisäle ordentlich, sogar luxuriös erhalten werden, hingegen die für die Familienmitglieder bestimmten Zimmer alle menschlichen Sinne verhöhnen. Die Toledostraße ist eben so ein Saal: Die schmalen Passagen links und rechts warnen unsere Nase, daß dort das Auge der Municipalität selten Nachschau hält. Das ist auch eine der wenigen Straßen, wo an den Fenstern keine Wäsche zum Trocknen dahängt.

Diese Decoration ist nicht einmal der wunderbaren Strandgegend erspart worden, so daß die der Landesitten unkundigen Reisenden bei der Einfahrt von See zu glauben geneigt sind, die Stadt hätte sich ihnen zu Ehren mit Flaggen geschmückt. Indessen sind es Jacken, Hemden und . . . den Rest möge sich der Leser denken. Erst der weiter am Strande ausgebreitete Garten befreit uns von dieser Garnirung. Es ist ein gewöhnlicher italienischer Garten, ohne Schatten, er hat jedoch das Meer an der Seite.

Wenn wir den ungewöhnlichen Ruhm Neapels von irgend welchem Schmuck herleiten wollten, so müßten wir als solchen diese großartige Nachbarschaft bezeichnen. Dicht am Meere und auf ähnliche Art, haben sich einige größere Städte Italiens niedergelassen: keine jedoch schmiegt sich so nah an seinen Busen, umschlingt ihn so fest mit ihren Armen. Der Hafen ist zur Seite getreten, keine Niederlagen (wie in Genua) versperren hier den Anblick dieses wunderbaren Spiegels, worin sich der klare Himmel, wie verzaubert, bewundert. In der That, ferne von allem Getümmel und unangenehmen Gerüchen, läßt es sich hier am besten, am faulsten träumen. So deutlich ist die Empfindung dieses Ermattens der Sinne, daß ich an den Gesichtern der Vorübergehenden unwillkürlich eine wollüstige Ohnmacht wahrzunehmen glaubte. Alle Augenblicke kommt ein verliebtes Paar vorüber. Eins schreitet dicht vor mir: er, der augenscheinlich zum Liebesginnen nicht geschaffen ist, wirft ihr dessenungeachtet irgend welche Flammensprüche in's Ohr; sie, behend und lieblich wie ein Käzchen, wechselt die Farben, faßt ihn bei der Hand, schmiegt ihr Gesichtchen an seinen Arm, will sich abkühlen . . . am Feuer. Man merkt förmlich, wie ihre Herzen um die Wette in schnellerem Rhythmus schlagen, ihre Nerven zittern so leidenschaftlich, als ob sie ohne Zeugen wären. Endlich bleibt er stehen und beugt sich nieder, um sie zu küssen; sie entzieht sich der Liebkozung, wirft den Kopf zurück, doch ohne Beleidigung, gewiß nur, um ihn zu warnen: es kann sie doch irgend Jemand sehen! Ich ging ihnen weiter nicht nach, denn die einfache Neugierde war ja befriedigt, und ich hatte nicht die Pflicht, die Tauben zu verscheuchen.

In irgend einer Beschreibung Indiens las ich, daß das Klima der Insel Ceylon auf die Europäer einen sonderbar verweichlichenden Einfluß übt. Unter den Beweisen führt der Autor einen sehr schlagenden an. Ein eingetrockneter deutscher Philologe begab sich dorthin, den Sanskrit zu studiren. Im Anfange berichtete er über den Fortschritt seiner Studien, später verstummte er. Nach einigen Jahren suchte ihn ein Landsmann, der gerade in Indien weilte, auf und fand ihn in der Gesellschaft von vier oder fünf schönen Bajadern, die ihrem verzärtelten Liebhaber den Rest der wissenschaftlichen Grillen aus dem Kopfe zu verjagen trachteten. Griechen, Osken, Römer, Gothen, Normannen, Germanen, Spanier: — sie gingen Alle unter den verrätherischen Liebkozungen dieses Klimas zu Grunde. Die zauberhafte Parthenope wiegte hier in Sirenenarmungen die Energie aller Krieger in den Schlummer. Jeder Samson sank schmachtend am Busen seiner Delila nieder. Nicht umsonst hatte Lucullus hier am Pausolipo und dem Pirofalcone seine Gärten angelegt, und der letzte römische Kaiser konnte sich kaum eine prächtigere Stätte wählen, die letzten Tage zu verleben. Seine Vorgänger hielten sich hier sehr gerne auf, so oft sie für ihre Orgien eine anregende Umgebung wünschten. Tiberius, Claudius, Nero — viele römische Ungeheuer krochen aus ihren Höhlen, um sich in der

neapolitanischen Sonne zu baden und ihre schwarzen Gewissen durch den sonnigen Strahlenglanz zu erhellen.

Beinahe alle Städte Italiens sind zum Photographiren wie geschaffen. Unverstand hat die Photographie als treueste Wiedergabe der Wirklichkeit bezeichnet, obichon man ihr eher den Vorwurf der scheußlichsten Lüge machen könnte. Sie giebt Alles wieder, doch wie! In ihren Bildern schwindet alle Häßlichkeit der Objecte. Sehet sie an, die alten, abgekrayten, schmutzigen Bauten und vergleichen sie mit ihren Photographieen: wieviel Unwahrheit in den letzteren, wieviel vertuschte Schmutzlecke und gekünstelte Anmuth! Daher kommt eben die Enttäuschung, die wir an jedem Orte Italiens empfinden. Der schönen Bilder in unseren Albums eingedenk, hoffen wir, hier unbesleckte Wunder zu erblicken, indessen deckt die Wirklichkeit die unter dem lügenhaften Schleier der Photographie verborgene Häßlichkeit auf. Neapel bildet hiervon keine Ausnahme, umsomehr da seine Architektur im Vergleiche mit anderen Städten Italiens arm ist. Es giebt hier keine Alterthümlichkeiten, wie in Rom, keine riesenhaften Paläste und mittelalterlichen Häuser, wie in Florenz. An den Seiten einiger größeren Straßen schlängelt sich ein Gewirr schmaler, dunkler, übelriechender, für den Fremdling nicht zu entwirrender Gassen, die von oben in sonderbarsten Windungen herablaufen. Der einzige Kunstschatz ist das National-Museum, wohin ich meine Leser später führen werde.

In Ermangelung wirklicher Denkmäler schuf die Speculation auf menschliche Neugierde — erdichtete. In der Umgegend von Neapel befinden sich verschiedene Grotten und Stätten, durch den Aufenthalt großer Geister, welche dieselben vielleicht nie erblickt haben, berühmt. Für einen Franc kann man sogar Vergil's Grab besichtigen und noch andere Sehenswürdigkeiten — laut dem Handbuch von Baedeker.

Doch diese Armuth an Kunstproducten, begünstigt sie nicht das träge Verfallen der Geisteskräfte in Träumerei und in das „far niente?“. Hier wird ein Jeder leicht zum „lazzarone“, obgleich er nicht zerlumpt auf dem Boulevard inmitten der Musterkramladen daliegt, sondern aufgepust auf dem Toledo herumspaziert. —

IV.

Pompeji.

Eine zweistündige Wagenfahrt genügte, um 1800 Jahre in der Geschichte zurückzugehen, um von Neapel nach Pompeji zu gelangen. Andere haben bereits vor mir der Vorsehung gedankt dafür, daß sie den Vesuv zwei römische Städte zu verschütten bestimmte und uns dieselben als Muster alterthümlicher Nester bewahrte. So bin ich der Pflicht, über die Weisheit der „unergründlichen Gesetze“ zu schwärmen, enthoben. Wir ahnen nicht das Dasein dieses großen Grabes, bevor wir nicht an seinen Pforten stehen.

Der Weg läuft dem Meere entlang, unter schmutzigen Steinen und Spalieren mit Macaroni, welche auf Stangen trocknen. Oft hebt ein schmieriger Junge die heruntergefallenen Knöllchen vom Boden und hängt sie wieder auf. Eine junge Gefährtin unserer Expedition gelobte laut, indem sie diese Genrebilder bewunderte, sich von nun an nicht einmal durch eine Pomidorensauce mit Macaroni versöhnen zu lassen.

Wir bleiben vor einem Restaurant stehen, welches sich an einen hohen einförmigen Wall lehnt. Nachdem wir durch das gewöhnliche Fegefeuer (für die Taschen), die Passage mit der „Lavafabrikation“, gegangen sind, kommen wir herauf, wo uns der Wegweiser durch eine kurze Schlucht in das in den Mauern des Thores eingerichtete Museum führt. Die werthvollsten Denkwürdigkeiten aus den ausgegrabenen Häusern sind nach Neapel gebracht worden; hier befinden sich nur Ueberreste von Gefäßen, Schnitzereien und Malereien. In Glaskisten finden wir die versteinerten, lavabedeckten Körper der Bürger und Bürgerinnen. Die geschichtliche Tradition läßt über dieselben Folgendes verlauten: — Am dem furchtbaren Tage des 24. August 79 fiel ein Aschenregen, der die Stadt mit einer, eine halbe Elle hohen Schicht bedeckte. Sodann begann die Flucht; jedoch blieb ein Theil der Einwohner zurück, sei es aus Unkenntniß der Gefahr, sei es aus Bedauern, seine Schätze zu verlieren. Obgleich man bis nun erst 90 Menschen (3 Hunde und einige Pferde) ausgegraben hat, so ist die Zahl der Opfer auf 200 berechnet worden. — Ich gestehe, die ganze Erklärung hat in meinem Gedächtniß etwas wie Hohn wachgerufen. Indem ich diese unter Glas aufbewahrten Pompejaner betrachtete, blieb mir die Wahl, einen jeden von ihnen als Idioten oder als Geizhals zu bezeichnen. Ein bedeutend größeres Mitleid empfand ich beim Anblick eines Kindes und eines Hundes: Verstand war ja nicht ihre Pflicht, Habsucht nicht der Beweggrund ihres Zurückbleibens gewesen. Als ich jedoch das Museum verließ, dachte ich mir: weshalb soll ich denn der Tradition so absoluten Glauben schenken? Hat sie denn in die Herzen derjenigen, die unter der Lava ihren Tod fanden, geschaut? Den sicheren Tod erhoffend, hat sich vielleicht so mancher traurige Sklave, so mancher verzweifelte Vater oder Gemahl in seine Arme gestürzt . . . Die Natur konnte dem Leben keinen besseren Trost lassen, als den Tod . . .

Dicht beim Thore beginnt eine der Hauptstraßen dieser Todtenstadt eine Straße, die in das Innere der Stadt führt. Du schaust Verwüstung und Leere, aber auch eine Welt, von der unsrigen ganz verschieden. Von Häusern, Tempeln und Bauten sind nur noch Gerippe zurückgeblieben, ohne Dächer, jedweder Verzierung beraubt, von innen zertrümmert; diese Ueberreste ermöglichen jedoch der Phantasie, die Ruinen wieder zu erbauen und dieselben zu beleben. Jedes Haus, (das keinen Laden enthält), ist eine kleine Festung, in die eine kleine, schmale Thür führt. Nicht ein Fenster bricht nach der Außenseite der Mauern durch, das Haus mit der Straße

in Verbindung zu setzen. Es ist eben ein dem Mittelpunkte, dem inneren Hause zustrebendes Leben. Rund um ein winziges Gärtchen oder einen Hof (pluvium) stehen dicht an einander gepreßte Zimmer, von einem bei uns undenkbarern Maße. Oft ist ein ganzes Schlafzimmer nicht größer, als ein Bett bei uns. Nur das milde Klima, welches den Einwohnern erlaubte, diese Käfige immer offen zu halten, schützte sie vor Erstickung und gab ihnen die gewünschte Bequemlichkeit. Manche Häuser haben Stockwerke, durch Steinstufen verbunden, wo nicht einmal zwei Personen an einander vorübergehen können. Es scheint, als müsse hier weniger Raum gewesen sein, als heut zu Tage in den meist überfüllten Städten Europas. Jeder Zoll Erde ist ausgenützt. Indem wir die kleinen Vierecke derjenigen Häuser, wo die inneren Wände bereits eingefallen sind, betrachten, begreifen wir kaum, wie dieselben tabernae, cubicula, vestibulum, atrium, peristylum, oecus und andere Einrichtungen umfassen konnten; ja, sogar ein Gärtchen, ein Tempel und ein kleiner Fischteich durften nicht fehlen. Wenn ein Wanderer aus dem Alterthume ebenso nach Warschau käme, wie wir nach Pompeji, er würde nicht wenig staunen über unsere Raumverschwendung, über den Ueberfluß an leeren Plätzen, über die Geräumigkeit der Zimmer und Gärten.

Dank dieser Construction, der Unterschiede des social-politischen Lebens sogar ungeachtet, muß Pompeji den Eindruck einer todten Stadt gemacht haben. Nachdem die auf öffentlichen Plätzen berathschlagenden Bürger und die den Befehlen ihrer Gebieter nachjagenden Sklaven nach Hause gefehrt waren, nachdem man die Läden und Magazine geschlossen hatte, hat wohl auf den Straßen eine Todtenstille herrschen müssen. In den modernen Städten sind die Fenster eine sehr wichtige Verbindung zwischen dem öffentlichen und privaten Leben, zwischen der Gesamtheit und der Familie, zwischen Straße und Wohnung. Man bedarf keiner paradoxen Beweise, um einzusehen, daß, wie die Fenster einerseits der Ausdruck der socialen Entwicklung sind, sie auch andererseits ihren Hebel bilden. Die durch sie abgetrennten und in sich geschlossenen, centrifugen Familienatome werden zu einer organischen Verbindung. Indem wir heute eine Frau, die gerne zum Fenster herausschaut, verhöhnen, vergessen wir, daß die Frau eben diesem Fenster einen bedeutenden Theil ihrer Freiheitsrechte verdankt. Mit dem Augenblicke, da man die Hauswände durchbohrte und die Aussicht auf die äußere Welt eröffnete, sprang das erste Glied der Hörigkeit der Frauen. Hätte die erste Frau, die dereinst durch's Fenster in die Straße herabsah, die ferne Zukunft sehen können, sie hätte zweifelsohne den Hoffnungsstrahl der Unabhängigkeit ihres Geschlechtes geschaut.

Das fühlt ein Jeder heraus, der durch die Straßen von Pompeji einmal gegangen: Alles ist hier nur für die Freiheit des Mannes bestimmt. Während sich dieser auf den Straßen herumtrieb, auf den Plätzen Reden hielt, Handel oder Gewerbe betrieb, saßen seine Mutter, seine Frau, seine

Töchter und Schwestern im Hause eingesperrt und vermochten nicht einmal heimlich herauszugehen und nachzuschauen, was er treibe. Das Straßenpublicum heutzutage besteht hauptsächlich aus Frauen: in den alterthümlichen Städten bestand es hauptsächlich aus Männern. Denn die Frau hatte kein Fenster, an das sie sich hinwagen durfte.

Obgleich man bis jetzt kaum einen Drittheil der Stadt aufgedeckt hat, so kann man wohl mit Sicherheit behaupten, daß eben in diesem Theile die Hauptbezirke begriffen waren. Denn diejenigen Bauten und Plätze, die wohl den Brennpunkt des öffentlichen Lebens gebildet haben müssen, sind bereits alle sichtbar: das Forum, das Chalcidium (die Börse), die Thermen (Bäder), das Amphitheater, die Tempel u. s. w. Es sind dies beinahe sämmtlich Ruinen, um die kaum einzeln stehende Säulen, abgebrochene Bogen, Thore, Treppen, Bruchstücke architektonischer Verzierungen, kleine Monumente und Fresken sichtbar sind. Natürlich war es nicht die Lava, die all diese Verwüstung hervorgebracht! Jeder aufgedeckte Stadtwinkel trug den Stempel eines plötzlich erstickten Lebens; doch aus Furcht vor Diebstahl wurden die werthvollsten Denkwürdigkeiten nach dem neapolitanischen Museum geführt, und man ließ nur ebensoviel zurück, damit die Phantasie, welche diese Trümmerstücke wiederherstellen wollte, sich auf irgend etwas stützen könne. Man hätte ihr jedoch die Arbeit ein wenig erleichtern sollen: ein einziges Haus, eingerichtet ganz so, wie im Alterthume, würde weder eine archäologische Verschwendung, noch ein gefährliches Wagniß den Dieben gegenüber sein. Man half dieser Nothwendigkeit ab, indem man im „Museo Nazionale“ ein hölzernes Modell eines Pompejanischen Hauses errichtete, welches jedoch diesen einen Hauptfehler hat, daß man in's Innere nicht gelangen und dasselbe nicht besichtigen kann.

Ich würde sehr enttäuscht sein, wenn ich aus irgend einer alten Chronik erführe, daß die Pompejaner ihre Municipalität mit soviel Beschwerden, wie wir die unsrige, belästigten. Die Häuser, in geraden gleichen Reihen gezogen, die Straßen so gerade und fest gepflastert, daß man auf den Steinen die Spuren der Räder merkt. Die Hauptpunkte der Stadt decken von verschiedenen Seiten weite Ausichten auf. Einer von ihnen legt den furchtbaren düsteren Mörder Pompejis bloß. Der Besuch raucht höhnisch, als ob er eine neue Mordthat ankündigen, die Menschen warnen wollte, daß er eine zu große Annäherung ihrer Wohnstätten nicht dulden werde. Dicht neben uns stand ein Geistlicher, vertieft in die Betrachtung des Berges; ich las auf seinem Antlitz: Du, Vulcan, wenn Du über die ganze Erdfugel Deinen Schwefelregen ergießen würdest und uns dienen wolltest! — — — wir würden schon mehr solcher Pompeji schaffen . . .

Was die überall, also auch hier, herumkriechenden englischen Würmer dachten, ist mir unbekannt, da ich nicht merkte, auf welcher Seite sie ihre Baedeker aufgeschlagen hatten. Ich hörte nur die Seufzer einer in einer Sänfte getragenen Großmutter Albions, die nicht um Vieles jünger als

Pompeji und so häßlich war, daß der Besuch es nicht gewagt hätte, sie zu überschütten. Sie forschte den Führer sehr angelegentlich aus, um zu erfahren, welche Art Opfer auf dem Altar der Venus dargebracht wurden. Ein Liebespaar, das hinter der Statue der Göttin stand, hätte wohl der Greisin Bescheid geben können. — Ach, diese Liebespaare! — seufzte auch ich. Sie können sich ihrer Romane nicht einmal in Pompeji enthalten!

V.

Vor Rom.

Würde der brave, ehrenwerthe Professor Dombrowski mit uns die Reise durch die Campagna von Neapel nach Rom gemacht haben, er wäre mit mir sehr zufrieden. Denn er hätte sich überzeugt, wie viel ich von Geographie und römischer Geschichte, welche Gegenstände er im Gymnasium von Lublin vortrug, behalten habe und wie wenig mir zur Vervollkommnung meiner diesbezüglichen Kenntnisse fehlt. Ich hätte beinahe was drum gegeben, wenn ich jetzt aufstehen dürfte, er mir gegenüber im Waggon Platz nähme und früge: „Also wiederhole, was wir vor siebzehn Jahren über Capua, Hannibal und die Rache der Römer gelernt haben!“ Ich hätte ihm ganz genaue Antwort gegeben, denn noch heute höre und sehe ich, wie er zum Schlusse des Vortrages, in den wir uns mit Andacht vertieften, zu sagen pflegte: „Die Schwächeren werden Zdanowicz*) durchnehmen, die Besseren Popliński**) und die Allerbesten — den von mir geschriebenen Cursus, — und Landkarten sollen sie zeichnen.“ Gewöhnlich wollten wir Alle zu den Allerbesten gehören, wir wählten demnach beinahe alle den von ihm geschriebenen Cursus und zeichneten unsere Karten mit solchem Eifer, daß das vierteljährliche Zeugniß oft unter lauter mangelhaften Nummern in allen übrigen Gegenständen ein wohlverdientes Lob in Geschichte aufwies. Dieser Eifer hatte seine Quelle nicht nur in dem großen pädagogischen Talente unseres Leiters, der es mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit verstand, den Stolz und den Ehrgeiz seiner Schüler zu wecken, sondern auch in einem ganz speciellen Umstande: wir haßten die Römer — und da wir wahrnahmen, daß der Professor unsere Gefühle theilte, faßten wir eine noch größere Liebe zu ihm. Ach, wie oft haben wir Triumphe des römischen Schwertes beweint und mit Jubel seine Niederlagen gefeiert! Je nachdem, wie der Weg des Fortunarades für Rom ausfiel, überzogen sich unsere Gesichter mit Trauer oder Freude. Wer gehört hätte, wie laut und enthusiastisch ein Jeder von uns von den glückgekrönten Kriegszügen Hannibals berichtete, und wie leise und traurig von Scipios Siegen erzählt wurde! Die ersteren hätte man gerne bis in's Fabelhafte gezogen, die letzteren vollständig verschwiegen. In

*) Polnisches Lehrbuch der Weltgeschichte.

**) Ebenfalls.

den Zügen der Schüler konnte man lesen, nach welcher Seite sich die Schicksalschale der Römer heute senkte, und nachdem die Stunde abgelaufen war, ertönten im Schulsaale entweder Jubelrufe, oder man berathschlugte mit gedämpfter Stimme über die Mittel, die den sympathischen Helden sichere Rettung bringen würden. Oft schien es, als ob ihnen die ganze Klasse hilfeleistend zueilen wolle. Diejenigen, die den Schluß dieses erschütternden Dramas nicht erwarten konnten, eilten dem Vortrage voran, indem sie sich aus dem Lehrbuche die Geheimnisse der Fortsetzung holten, blinzelten den bekümmerten Gefährten Trost zu oder warnten die Leichtgläubigen vor einer trügerischen Hoffnung. Nie werde ich vergessen, wie die trunkene Freude über die Pyrrhus' Siege im Nu schwand, als einer von uns laut rief: „Freut Euch nicht, noch ist er nicht bei Benevent gewesen!“ Kurz darauf wurde uns die Bedeutung dieser räthselhaften und schreckerregenden Prophezeiung klar. Professor Dombrowski wurde ganz traurig, als er uns die Erfüllung derselben erklärte. Beinahe, daß ich damals laut rief: „Herr Professor, ist es denn nicht sehr häßlich von Curius gewesen, nach Pyrrhus' Elephanten mit brennenden Wurfgeschossen zielen zu lassen?“

Seit jenen Leiden und Freuden waren viele Jahre vergangen, und doch sind meine damaligen Gefühle für Rom bis heute unverändert geblieben. Als ich der Stadt nahte, bedauerte ich, daß meine Schulkameraden nicht um mich seien, daß Professor Dombrowski nicht an der Spitze unserer Expedition stehe, daß, an die Thore der weltbeherrschenden Stadt gelangt, wir nicht mit Triumph, wie ein Mann, rufen können: „Endlich bist Du gefallen, Du alter Verbrecher, und Deine Mörderhand sollst Du nie mehr erheben dürfen!“ Der wilde Gallier hat gewiß die blühenden Felder Italiens nicht mit solcher Gemugthuung angeschaut, als ich die Trümmer der alten Römermacht. Seit jeher hatte ich zwei heiße Wünsche: die Ruinen Athens zu küssen und auf Roms Ruinen auszuspuken. Dieser letztere sollte eben befriedigt werden. Lebte mein Herz beim Gedanken, daß ich über das berühmte Forum, über die Trümmer des Capitols und des Palatins schreiten werde, so war es nur, weil mir die Wollust, die Verwüstung dieser Räuberhöhle zu schauen, bevorstand. Viele, viele verständige und brave Leute betraten mit Pietät und Demuth der alten Roma Grab. Ich gestehe, daß ich diese thörichte Verehrung nie verstand. Denn nur die Nachkommen jener barbarischen Teutonen, welche aus einem mißglückten Zuge gegen die Römer sich doch bei diesen viel Lebensweisheit heimgeholt haben, dürften heute vor diesem Grabe ehrerbietig die Stirne beugen. Erinnerungen steigen hier auf Schritt und Tritt vor uns auf, doch sind es Erinnerungen, die eher einen Fußtritt, als ein Ans-Herz-Drücken verdienen. Denn was hat denn eigentlich dieses Rom gewirkt, was der Welt vermacht? — welche Wissenschaften, welche Andenken? Zuerst umschrieb es mit einem immer längeren Radius den Kreis seiner Reute, weckte zum

Leben eine lange Reihe von Helden, denen es nur soviel Ruhm zugestand, als sich derselbe in Kriegsraub offenbarte. Wie eine Riesenschlange auf ihrem Lager zusammengeringtelt, warf es sich auf näher und weiter wohnende Völker und erstickte sie grausam in seinen Ringen. In seinem stets aufgerissenen, nie zu sättigenden Machen verkamen sie hundertweise, ohne zuweilen einen letzten Todessehrei von sich geben zu können. Tugend hieß bei ihm — Tapferkeit: — Tücke mit Muth vereint. Nachdem es seine Bürger in die Ketten des Militärzwanges geschlagen hatte, nachdem es alle unprivilegirten Elemente: die Frau, den Plebs, den Sklaven in Knechtschaft zertreten, legte es das Joch dieser heimischen Zustände auch den eroberten Völkern auf. Man hat seine Culturapostelschaft viel gepriesen: in der That besaß und verbreitete Rom die Civilisation, aber nur insofern es dieselbe den Griechen gestohlen. Seine Litteratur, seine Philosophie, seine Wissenschaften, seine schönen Künste — all' dies ist nur Anleihe oder Raub bei den Hellenen. Nicht ein römischer Dichter verstand es, die Reize eines dummen Römermädel's zu besingen, wenn er es zuvor nicht bei den griechischen Sängern erlernt hatte. Und die schönsten Blüthen von Griechenlands Musen, nach Rom verpflanzt, erquickten mit ihrem Wohlgeruche nur die Nasen der Mächtigen und der Cäsaren. Sind es vielleicht die Thaten dieser letzteren, welche uns heute blenden sollen? Gewiß hatte auch Rom einen Marc Aurelius, so wie es die Gracchen hatte, so wie es in jeder Zeitperiode Menschen besaß, die sich unter der wilden oder verfaulten Masse durch Verstand oder Edelmuth ausgezeichnet haben . . . Wer wird jedoch darum ihre Umgebung, welcher sich die Mehrheit zuneigte, preisen? Individualitäten wie Themistokles, Aristoteles, Perikles, Demosthenes sind durch die Geschichte Roms nicht einmal als kaum sichtbare Schatten geglitten. Da herrschte unwandelbar der feste Bandit oder der grausame Tyrann. Nicht eine große Idee, die sich bis heute forterhalten hätte, hat hier das Tageslicht erblickt, und die von irgendwo hergebrachten Ideen wurden an's Kreuz geschlagen. Von der unschuldigsten Philosophensecte angefangen bis zum Christenthume hat hier jeder neue Gedanke mit dem Blute seiner Bekämpfer die Kerker, den Circus und die öffentlichen Plätze besleckt. Jeder Zoll dieser Erde ist von irgend einer großen Blutschuld belastet. Da wir in seine Mauern treten, dünkt es uns Jammerrufe ungerächter Beschimpfungen aus diesen Mauern steigen zu hören. Aller Eigenwille der morgenländischen Satrapen ist nichts im Vergleiche mit diesem schmachvollen Meere von Grausamkeit und Wollust, worin die römischen Kaiser badeten. Wo wurde ein zweiter Nero, ein zweiter Caligula und Tiberius geboren? Wo ist noch ein Mensch gewesen, der in soviel Verbrechen und Schandthaten hätte athmen können? Wo ist ein zweites Volk, das so aller Würde bar so lange die Regierung von Ungeheuern ertragen hätte?

Als endlich auf den blutbesprenkten Spielarenen das Kreuz sich erhob, als den Thron der Cäsaren der Papst bestieg, welches Geschick ward von

dieser Stätte aus der Welt zu Theil? Wieder breitete die Bedrückung ihre eisernen Arme in Rom aus, legte den freien Gedanken auf die Folter und erhellte die Finsterniß, die nach dem Verlöschen der hellenischen Fackeln eingebrochen war, nur noch durch das Flammenmeer der martyrerischen Scheiterhaufen. In der Hölle des Mittelalters sehen wir Teufel, die am Inquisitionsherde rastlos thätig sind. Das Feuer verichlingt Gotteslästerer und wirft einen bedrohlichen Schein auf das Haupt derjenigen, die sich Gottesvertreter nennen. Rom wurde ein trüber, schwarzer Berg, aus dessen Innerem Fluthen geistigen und moralischen Verfalles sich wälzten und sich über die Welt ergossen. Langsam erlosch auch der Vulkan des ehemaligen Christenglaubens, die Risse seines Kraters wählte sich das elendeste Gewürm zu seinem Neste. Und so wurde Rom wieder die Plage der Menschheit.

Es ist Rom und immer wieder Rom, das mit seiner furchtbaren Last die Menschheit niederdrückt. In dem größten Getümmel der Geschichte bricht am lautesten dies eine Wort durch. Zwanzig und einige Jahrhunderte bilden in der Geschichte einen ununterbrochenen Faden des Kampfes mit Rom, eines Kampfes, dessen letzte Ergebnisse bis in unsere Tage reichen und dessen Ende wir nicht mehr erblicken werden. Das Eine steht einmal fest: Die Nester dieser großen Bastille müssen früher oder später schwinden.

Unter solchen Betrachtungen blieb ich an Rom's Mauern stehen, an den Mauern, über die demaleinst das Roß eines carthagischen Heerführers nicht zu setzen vermochte und über die später sogar ein mit Gold belasteter Esel eines carthagischen Schwindlers springen konnte. Finster sahen uns die schartigen Wände der Ruinen bei der Bahnstation an, als ob sie es herausfühlten, daß wir nicht mit Ehrerbietung zu ihnen kamen. Die Nacht hüllte die Stadt in ihr Bahrtuch, worunter an der Seite der alten, todten Wölfin ihre bis nun am Leben gebliebene, in Fanatismus verfallene Tochter in Schlummer sank. —

VI.

Das alte Rom.

Die alte Wölfin, Roma vetus, die sich auf sieben Hügeln ausgestreckt hatte, ist heute kaum erkennbar. Die zerbrochenen Knochen ihres Gerippes sind theils begraben, theils liegen sie zerstreut umher. In erster Reihe ziehen den Reisenden die Orte an, wo ihre Brüste, ihr Kopf und ihr Schweif geruht haben: die Brüste, womit sie ihre blutgierige Nachkommenschaft nährte — das Forum; der Kopf, wo die entsetzlichen Ränke geschmiedet wurden — das Capitol, und der Schweif — die Palatinische Anhöhe.

Indem wir das kleine unregelmäßige Viereck unter Ruinen von Tempeln, Basiliken und Bogen gewahren, empfinden wir unwillkürlich Verwunderung: das ist also dieses Forum Romanum, dieser Reichsplatz, dieser politische Ring, wo alle Jahrmärkte stattfanden. Und wie konnten denn hier Versammlungen der Bürger, Reclutionen Platz haben? Die mittelft

des „heiligen Weges“ mit ihm verbundene Julius-Basilica nahm mehr Raum ein. Die Phantasie möchte gerne seine engen Rahmen dem großen der Geschichte entnommenen Traumbilde anpassen; doch der unerbittliche Führer verkleinert ihn nach und nach, indem er belehrt, daß hier der Tempel Julius Cäsars, dort Castors und Pollux' Tempel sich befand, hier Sokas Säule, dort S. Sever's Bogen u. s. w. Da giebt's keinen Rath, denn es ist sogar unbegreiflich, wie all' diese Bauten neben einander Platz hatten; ein Leichteres ist's, zu errathen, weshalb sie so gedrängt dastanden. Jeder Held und jeder Tyrann wollte in dieses Herz des Volkes ein Denkmal für sich einschleusen, auf daß dieses den Bürgern seinen Ruhm in's Gedächtniß rufe. Ueberhaupt waren es die Cäsaren, die sich am liebsten hier an Jupiters Seite und im Angesichte des „Senatus populi que romani“ Altäre errichteten. Von dieser ganzen architektonischen Eitelkeitsausstellung sind kaum S. Sever's Bogen und Tempelruinen zurückgeblieben. Wenn nichts unsere Blicke fesselt, beginnen wir unwillkürlich Erinnerungen zu wecken und — träumen. Hier träumt man von den jungen Jahren der Republik, da sie, ohne ihren Bogen aus der Hand zu lassen, ihrer Beute nachjagte; man träumt von ihren reifen Jahren, da sie drei Welttheile in ihr Joch einspannte; man träumt von ihrem Greisenalter, da die ihrer Mordthaten satte, in ihrer Schmach wüthende Wölfin endlich unter dem Stamme des Kreuzes sterbend dalag. Das Forum und seine Umgebung — es ist ein Kirchhof; warum schreiten wir über diese Trümmer nicht mit demselben Gefühle, welches wir auf Menschengräbern empfinden — mit dem Gefühle von Trauer und Versöhnung? Weil wir noch heute Glieder von der Kette tragen, in welche Rom die Menschheit schlug. Ein Reisender, von wie weit er auch käme, findet hier in geschichtlichen Erinnerungen diese ersten Harpyengestalten, die, nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von Veränderungen erfahren, noch heute spuken. Unsere Poeten liebten es, auf den Ruinen Roms niederzusinken und hier zu schwärmen. Ich verstehe diese Vorliebe, doch ich verstehe nicht die Thränen der Trauer, durch welche sie diese häßlichen Gräber von Gewaltthat, Grausamkeit und Schandthaten ehrten. Vor meinem Geiste glitt eine lange Reihe Schatten vorüber, und während der niederträchtige Flaminius, der wilde Metellus, der raubsüchtige Mummius und andere Gespenster vorbeistreiften, Gespenster, mit griechischem Blute besleckt, deren Triumphe man an dieser Stätte rühmte, — da empfand ich ein Gefühl solcher Schen, als wenn ich hinter diesen Schreckbildern den letzten Beschützer des freien Hellas erblickt hätte, der nach verlorener Schlacht seine Frau erwürgte und sich in die Flammen eines einstürzenden Hauses warf. Mein theurer, kleiner Sohn, der Vertraute aller meiner Gefühle und Gedanken, war nicht an meiner Seite . . . Auch er hätte aufgeseufzt . . .

Ich will meine Leser nicht mehr in den anderen, späteren „Foren“ herumführen (das Forum von Cäsar, August, Nerva, Trajan u. s. w.),

wo sich das gebrochene franke öffentliche Leben einst dahingeschleppt hat. Denn sie sind alle Bilder einer noch größeren Verwüstung, und keines von ihnen war so lange ein so wichtiger Geschichtskessel gewesen, wie eben dieses „Römische“ Forum, welches unter dem Schutze des capitolinischen Jupiter stand. —

Der kleinste unter den Hügeln, wo sich der Tempel dieses Gottes und der Göttin Juno, wie auch die Burg (arx) erhob, und wo sich heute die Museen, der Senatorenpalast und die Kirche befinden, — hat beinah' gänzlich seine frühere Gestalt und seine Bauten eingebüßt, so daß der sich über seinen abhängigen Rücken dahinschlängelnde „heilige Weg“ oben, unter neuen Bauten, verschwindet. Nur noch das Tabularium (das Staatsarchiv), an dessen Gebälk sich eine Seite des Senatorenpalastes angelehnt hat, ist das Einzige, was vom alten Capitol zurückgeblieben ist. Auf dem Platze ist also kein einziger Stein zu finden, der Blutspuren der großen Volkstribunen bewahrt hätte. Aber auch hier leben Erinnerungen auf. Es dünkt uns, daß wir die Senatoren mit Stangen und wuchtigen Stöcken unter der Anführung des Hohenpriesters auf den Volksbeschützer stürzen sehen, auf Tiberius Gracchus, welchem ein verrätherischer Gefährte den Schädel mit einem Stück Bankgeländer spaltet, und dessen Körper dann der siegestrunkene Haufe durch die Straßen Roms schleppt und in den Tiber schleudert. Es scheint uns, daß wir die habgierige Schaar nahen sehen, die, nachdem sie den Schädel Cajus' ausgehöhlt und mit Blei gefüllt hatte, denselben dem über diese Gabe hocherfreuten Consul Olympius zu trägt, um sich den versprochenen Preis zu holen. Weiter gleitet an uns der Schatten des edlen Manlius vorüber, der, für das von ihm geübte Auslösen der Schuldner verfolgt, der Freiheit beraubt, von dem hungrigen Haufen, den er retten wollte, verrathen, in einem Haine verurtheilt, zum Tarpejischen Felsen hinschreitet, von dem ihn die rachsüchtige Hand des Patriciats hinabstürzen wird. Von der Erinnerung angezogen, begeben wir uns auf diesen Hinrichtungsplatz. Eine Hausmeisterin läßt uns durch eine Pforte in einen kleinen Garten hinein, führt uns an einen steilen Rand, weist auf einen etliche Fuß niedriger gelegenen schmutzigen Hof eines Hauses, und sagt: — Das ist der Tarpejische Felsen! — Wir geben ihr einige Centimes und fliehen vor der . . . Enttäuschung. Denn der von dieser Höhe hinabgestoßene Manlius hätte . . . ruhig nach Hause gehen können. Doch die Phantasie tröstet uns, indem sie uns versichert, daß die Römer die . . . Menschencascaden gewiß gut eingerichtet hatten, nur die Zeit hat sie verdorben.

Dem Capitol gegenüber zeigt das Colosseum sein riesenhaftes Oblongum, — das größte Theater, wo über 80.000 Bürger, Ganz-, Halb-, und Viertelblut, sich an den Kämpfen der Gladiatoren, der wilden Thiere und . . . Schiffe ergözte. Die Eröffnungsfeier dieses Gebäudes soll hundert Tage lang gewährt haben, und kaum 5000 Thiere haben durch das Schauspiel ihres Todes die Marterlust der Römer sättigen können. Das war ein

wirkliches Fest! Die Geschichte hat diesen ersten Schmaus verzeichnet, jedoch die Zahl der Opfer, die man zu den weiteren Festmahlen verbrauchte, hat sie nicht berechnet. Gewiß würde dieser schreckliche Vottich alle in ihm zerfleischten Körper zusammen nicht umfassen — trotz seines 524 Meter weiten Umkreises. In ihm stehend, verspüren wir beinah' den frischen Blutgeruch und sehen ein, daß ein Jubelgebrüll von 80.000 Zuschauern eine prachtvolle Begleitung zu den Schmerzensrufen der sterbenden Opfer bilden mußte. Wie vielsagend würde er hier, an diesem Orte lächeln, der selige Darwin! Jedoch heute erbraust das zu $\frac{2}{3}$ zerstörte Colosseum nicht mehr vom stürmischen Beifall des bestialischen Publicums; es ertönt nicht vom Jammergeschrei der vertheidenden Gladiatoren; Cäsaren, im Anblicke dieses blutigen Ringkampfes ihre düsteren Antlitz erhellend, sitzen hier nicht mehr in den Logen. Grabesstille — nur Lerchen zwischern da oben, und unten flüstern die Engländer Verwunderung über . . . die Unanständigkeit der zwerghaften Sträucher, die, jeder Achtung für die ernstesten Erinnerungen dieser Stätte bar, in ihrer Ungezogenheit auf den Mauern wachsen. Noch größere Unart haben jedoch die Römer begangen, indem sie einen großen Theil des Colosseum zu Baumaterial verschleppten. Irgend ein Franzose hat berechnet, daß das noch hier zurückgelassene Material — Steinblöcke und Ziegelu — den Werth von 8 Millionen Francs vorstellt. Ein Anbeter der Roma hat mich, ihm ein Andenken von hier mitzubringen: ich nahm für ihn ein Steinchen aus der Mauer. Thut nichts, daß ich dadurch den italienischen Schatz um irgend einen Theil eines Centime ärmer gemacht habe, — ich habe ja um eine Minute Romas Tod näher gerückt! Es giebt nämlich eine Prophezeiung, daß Rom solange fortbestehen wird, solange das Colosseum dasteht. Zum Glücke besitzen die Italiener keine Gerichte, die aus einer Maus einen Elephanten zu machen verstünden, denn dann würde ich vielleicht als ein böser Absichten gegen ihre Hauptstadt Verdächtiger jenes Steinchen hart büßen und die Beschreibung meiner Reise hier abbrechen müssen.

Um das Colosseum herum haben sich viele verschiedene Logen und Basiliken niedergelassen; ich will mich nicht, wie ein zweiter Hamlet, in philosophischen Betrachtungen über diese Gerippesammlung ergehen, denn zu solchen Meditationen regt weit mehr der Palatinus an, welcher dermal einst die „Roma quadrata“ trug und heute mit Trümmern von Palästen und Schlupfwinkeln der Tyrannen überjät ist. Hier hat die Zeit am mächtigsten ihre Rache geübt. Von den großartigen Bauten, zu denen beinahe alle Cäsaren ihr Scherflein beigetragen, sind heute kaum kleine Ueberreste zurückgeblieben. Zuweilen dienen einige zer Schlagene Säulen als einziger Beweis, daß hier Gerichtssitzungen, dort Orgien, hier wieder Versammlungen von Dichtern stattgefunden haben. Jedoch die bloßen Namen von Tiberius, Caligula, Nero oder Heliogabal ersetzen völlig sichtbare Belege. Es ist genug, einen dieser Namen zu nennen, daß der Gedanke im Fluge aus Er-

innerungen ein lebendes Bild entwirft. Hier begann die über das Forum geworfene Brücke, durch welche Caligula nach dem capitolinischen Jupiter-tempel zu gehen pflegte, dort — die unterirdischen Ausgänge, die aus Tiberius' Wohnung nach dem Palaste von August führten. Am besten haben sich S. Sever's Bauten erhalten; von ihren Galerien aus konnte man die Festspiele im großen Circus sehen. Auch ein kleines Haus von Tiberius ist noch einigermaßen frisch.

Der Palatinische Hügel erhebt sich beinah' über das ganze alte Rom. Die Nero und die Tiberius hatten also eine sehr schöne Aussicht, um die es ihnen wenig zu thun war, aber auch eine weite Aussicht, an der ihnen schon weit mehr lag. Ein Jeder von ihnen konnte das Leben in der Stadt betrachten, jede heftigere Bewegung wahrnehmen, sich den Mann ausersuchen, den zu enthaupten, oder die Frau, die zu schänden es sich verlohnte. Wie Aare in den Wolken hängend, lauerten sie hier auf ihre Beute. Wie elendiglich stürzten diese Tempel der Majestät, der Macht, der Unzucht und Grausamkeit ein. Furchtsame Eidechsen gleiten heute ungestört über die Ruinen der Paläste, an welche die alte Welt nicht ohne Grauen denken durfte und denen irgend ein versteckter Republikaner kaum einmal einen strengen Blick zuzuwerfen wagte.

Von dem Gipfel des Palatinus sieht man die hinter der Stadt grauernden Thermen des Caracalla. Rom pflegte seine Bäder mit ganz besonderer Sorgfalt und Luxus einzurichten. Man muß ihm diese Tugend, unter wenig anderen, lassen: indem es die Seelen beschmutzte, wusch es sorgfältig die Leiber, ebenso wie sich das Christenthum die entgegengesetzte Sünde zu Schulden kommen ließ: indem es die Seelen reinigte, vergaß es den Körper, und darum fangen die von ihm auferzogenen Völker erst jetzt zu baden an. Es ist schwer, sich heute einen Begriff von dem in den Thermen herrschenden Luxus zu machen. Es waren riesenhafte Anstalten, die nicht nur Bäder und gymnastische Säle, sondern auch herrliche Clubs umschlossen. Beinah' jeder Cäsar trug zu der Verschönerung der alten Thermen bei oder errichtete neue. Die Ruinen von sechs solchen Anstalten sind bis heute da, geben jedoch einen nur schwachen Begriff von dem künstlerischen Reichthume derselben. Die größten, die Caracalla zu bauen anfang und die von Heliogabal und S. Sever vollendet worden sind, konnten 1600 Badende unterbringen. Da wir die kolossalen Schalen dieses zerschlagenen Beckens, seinen Umkreis, seine Wände, seine Wölbungen schauen, — glauben wir der Geschichte. Hier wurden der berühmte Farnesische Stier und Hercules gefunden. Und wären diese Meisterwerke der alten Skulpturkunst nicht ein genügender Beweis für den Luxus der römischen Bäder, so liegt eine neue Entdeckung vor, die den Alterthumsforschern eine sehr üble Ueberraschung bereitet hat. Das einzige vollkommene Denkmal der römischen Baukunst ist der Corinthische Tempel, heute in eine Kirche, das sogenannte Pantheon, verwandelt. Da Vitruvius unter den drei Tempeln Roms, die er erwähnt, diesen nicht nennt,

so entstanden gewisse Zweifel, die sich jedoch bald legten. Ich gestehe, daß während ich dieses schöne Bauwerk mit den zwei Glockenthürmen, den Eiselohren Bernins, betrachtete, diesen Tempel anschaute, welchen Papst Urban VIII., seiner Bronzeverzierung vollständig beraubt, wohin das Licht nur durch die Oeffnung in der mächtigen, die ganze Wölbung umfassenden Rotunde, Eintritt findet, während ich dieses Kunstwerk betrachtete, empfand ich keinen Argwohn. Eines nur wunderte mich: der nicht beglaste Ausschnitt, durch welchen Regenfluthen ebenso gut wie Sonnenstrahlen hineinströmen können und noch mehr — die unmittelbare Nachbarschaft der angrenzenden Thermen Agrippas. Und da verbreitet sich mit einem Male vor einem Jahre die Kunde, daß ein neues Durchforschen dieser Ruinen, die einst ausgelachte Hypothese eines italienischen Gelehrten bestätigt: daß dieses Pantheon, wo Raphael und Victor Emanuel ruhen, gar kein Tempel gewesen ist, sondern . . . ein Dampfeservoir bei der Badeanstalt. So nützen denn die christlichen Römer, inwiefern sie nur die alten Bauten vor der Verwüstung der Zeit zu retten vermochten, dieselben ohne Ceremonien aus. Auf Schritt und Tritt erkennt man in den Wänden altes Gebälk, worauf neues befestigt worden ist. Ein Stück von den Thermen wurde zu einer Kirche, ein zweites zu einem Stadtgebäude, ein drittes zu einem Hause umgestaltet; dort schaut aus einem neuen Bau eine alte Wand hervor, hier steckt irgend welche Säule. Die Wiege des römischen Volkes, der Aventin, hat das schlimmste Loos erfahren. Oft lachen uns diese Umänderungen mit einer höllischen Ironie an. Während unserer Wanderung suchten wir lange das Mausoleum von Augustus.

„In dem Hofe dieses Hauses,“ erwiderte uns ein Bürger.

Wir treten ein — vor uns erhebt sich ein vielstöckiges Haus. — Ein schmutziges Mädchen führt uns in das Innere und erklärt, indem es verschiedene Kammern öffnet:

„Hier ist der Pferdestall, da — die Narrengarderobe und dort —“

„Was ist denn dort?“ — fragen wir verwundert.

„Der Circus!“ — antwortet das Mädchen ruhig.

„Und wo ist das Mausoleum?“

„Das war ganz unten, darüber wurde ja dieses Gebäude aufgeführt!“

O, du arme Nische des römischen Cäsars, wie hat man Dich da geschändet!

Wäre es etwa das Werk der Nemesis?

Das Eine steht fest: auf dem Grabe des Perikles würden es die Griechen nicht wagen, einen Circus zu errichten . . .“ (Schluß folgt).





Adolf Friedrich Graf von Schack.

Von

Kudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Neben den Tagesberühmtheiten und ihrem oft ebenso leicht er-
rungenen wie leicht vergessenen Ruhm hat es immer hervor-
ragende Geister gegeben, welche in der Pflege höherer Dichtung,
unbekümmert um den geringeren oder größeren Antheil des Publicums,
die höchste Genugthuung fanden und ihrem Talent oder ihrem Genius rückhalt-
los folgten. Ja, wenn wir den Briefwechsel unserer Classiker genauer durch-
studiren — und wir brauchen dabei nicht einmal zwischen den Zeilen zu
lesen — so finden wir, daß auch Schiller und Goethe sich oft genug über die
Theilnahmlosigkeit der Menge beklagten, daß auch sie nicht zu den Tages-
berühmtheiten gehörten und hierin mit Robeue, Ziffand und Vulpianus
nicht wetteifern konnten. Auch in unserer Zeit giebt es Dichter, die ihren
eigenen Weg gehen und nicht um den Beifall des Publicums buhlen und die
um Haupteslänge über viele Lieblinge desselben hervorrageu. Zu diesen gehört
auch Adolf Friedrich Graf von Schack, der am 14. April d. J. in
Rom verstorben ist. Er ist einer jener auserlesenen Geister, welche die
Ueberlieferungen unserer classischen Epoche fortsetzen, soweit dieselben eine
höhere Gedankenrichtung und einen freien Weltblick, künstlerischen Adel der
Form und das Ideal der Humanität vertreten, die aber dabei auch dem
Genius der Neuzeit, ihrer philosophischen Denkweise und ihren politischen
Bestrebungen huldigen. Ein so schöpferischer Dichter wie Graf Schack ver-
dient es wohl, daß ein Gesamtbild seiner Bestrebungen und Leistungen den
Zeitgenossen vorgeführt werde.

Ueber seine Lebensschicksale, wenigstens bis zum Jahre 1872, hat er uns selbst in seinen Memoiren*) Auskunft ertheilt.

Er ist am 2. August 1815 in Schwerin geboren und verlebte seine ersten Knabenjahre auf dem benachbarten Gute Brüsewitz. Hier übte die Gouvernante seiner Schwester, Hedwig Dregendorff, einen sehr bestimmenden Einfluß auf ihn aus; sein erster Musiklehrer war Otto Nicolai, der damals noch ganz unbekanntes Componist der „lustigen Weiber von Windsor“. Nach kurzem Aufenthalt auf dem Pädagogium in Halle, wo er sich in den engheschränkten Pensionsverhältnissen außerordentlich unglücklich fühlte, kam er auf das Gymnasium zu Frankfurt a. M., wohin sein Vater als mecklenburgischer Bundestagsgesandter versetzt worden war. Hier absolvirte er seine Gymnasialstudien, deren Kreis er durch eigenen Fleiß vervollständigte, indem er auch das Italienische und Spanische in ihren Bereich zog und Dante, Ariost und Calderon in der Ursprache las. Derjenige von allen lebenden Dichtern, der auf ihn den größten Eindruck machte, war Graf Platen — und zwar weniger die Vollkommenheit seiner metrischen Gebilde, als der edle und hohe Geist, der Schwung der Gedanken in allen seinen Werken. Ehe Schack die Universität Bonn bezog, machte er seine erste italienische Reise nach Florenz und Venedig. In Bonn, wo er Jurisprudenz studirte, wandte er mehr als seinen Fachstudien den romanischen und altindischen Vorlesungen seine Theilnahme zu. Dann kam er nach Heidelberg, wo ihn mehr als der Pandektist Thibaut der Musiker Thibaut interessirte. Nach einer Reise in Spanien und Italien vollendete er seine Studien in Berlin; 1838 bestand er das erste juristische Examen und arbeitete dann drei Vierteljahre am Berliner Criminalgericht und Stadtgericht, die „trostloseste Zeit seines Lebens.“ „Nicht bis neun Stunden des Tages mußte ich Protokoll führen, nicht selten bei glühender Sonnenhitze, Leichenobduccionen beiwohnen, und wenn ich Nachmittags erschöpft nach Hause kam, fand ich auf meinem Zimmer hohe Stöße von Acten vor, aus denen ich dann Relationen anfertigen mußte.“ Aus dieser „Tretmühle der Geschäfte“ flüchtete sich Schack in's Freie; er nahm auf ein Jahr Urlaub, reiste nach Griechenland, wo er mit Geibel und Curtius zusammentraf, nach Aegypten, Arabien, Palästina und zurück über Spanien und Portugal; er trat nun in die diplomatische Carrière ein, welche ihm seine Familienbeziehungen eröffneten und welcher er treu blieb, bis er sich ganz von den Geschäften zurückzog. Hier wehte eine freiere Luft, als in den Berliner Gerichtsstuben, und auch seine Reiselust fand reiche Befriedigung. Wir finden ihn in Paris, dann als Reisebegleiter des Großherzogs von Mecklenburg wieder in Italien, in Kleinasien und in der Türkei. Im Revolutions-

*) Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888.

jahr 1848, dessen stürmische Bewegungen er in Frankfurt miterlebte, machte er als Begleiter des Fürsten von Hohenlohe, der von dem Reichsverweser als Gesandter Gesamtddeutschlands an den Papst und nach Griechenland geschickt wurde, die Reise dorthin mit; er traf den Papst in Gaeta, schildert ihn als einen wohlwollenden, herzenguten Mann, während König Ferdinand von Neapel sich schon im Aeußeren und im ganzen Wesen als echte Tyrannennatur darstellte. In den nächsten drei Jahren wurde Schack als Bundesbevollmächtigter der mecklenburgischen Regierung nach Berlin geschickt, nachdem Preußen das Dreikönigsbündniß mit Sachsen und Hannover abgeschlossen. Dann wohnte er in gleicher Eigenschaft dem Erfurter Parla- mente bei. Nach dem Scheitern des Unionwerkes und nach der Demüthigung Preußens in Olmütz trat Schack 1851 aus dem Staatsdienste aus. Er benutzte die neugewommene Freiheit zuerst zu einer Reise nach Spanien. Als er dann in Berchtesgaden die Bekanntschaft des Königs Max von Bayern gemacht, erhielt er von diesem die Einladung, sich in München niederzulassen. Gesundheitsrückichten, welche Schack nach Rom, Neapel und Algerien führten, verzögerten indeß seine Ueberfiedelung nach der Harstadt, wo er indeß seit 1855 eine dauernde Heimstätte fand; doch brachte er meistens nur einen Theil des Jahres, Herbst und Winter, etwa bis zu Weihnachten in München zu, den längeren Theil des Winters in Italien und den Sommer auf seinen Besitzungen in Mecklenburg.

Die Memoiren des Grafen Schack sind auch mit kritischen Glossen durchwirkt, die sich meistens an seine Begegnungen mit namhaften Dichtern knüpfen. Was er über Achim von Arnim und Brentano, über Grabbe und Zimmermann, über A. W. von Schlegel und Hölderlin sagt, beweist scharfe Beobachtung der Persönlichkeiten und freimüthiges Urtheil. Seine Ehrenrettungen erstrecken sich nicht bloß auf Vorkämpfer der Sturm- und Drang- epoche im vorigen Jahrhundert wie Knigge, sondern sie gehen bis in's Alterthum zurück und suchen dem vielverkannten römischen Tragiker Seneca gerecht zu werden. Die Anerkennung Börne's ist eine lebhafte und warme, was bei einem deutschen Diplomaten überraschen müßte, wenn Graf Schack nicht aus dieser Schablone herausgewachsen wäre; er erkärt, daß er dem Menschen Börne ein liebevolles Andenken bewahre, sowie ihn als Schriftsteller hochachte; er verdiene einen bleibenden Platz in unserer Literatur, wie etwa Lichtenberg, dem er an Geist nicht nachstehe, während er ihn an Wärme des Gefühls übertreffe. Für Victor Hugo ist Schack sehr begeistert, er nimmt ihn mit Recht gegen den Vorwurf in Schutz, daß er ein bloßer Rhetoriker sei. Victor Hugo bleibt Frankreichs größter Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Tagebuchblätter, der dritte Theil der Memoiren: „Ein halbes Jahrhundert“, bringen Reiseskizzen mit oft glänzender Landschaftsmalerei, wie z. B. die Schilderung eines Sonnenaufganges auf dem Piz von Teneriffa ein Cabinetstück ist; doch ebenso reich sind sie an geschichts-

philosophischen Betrachtungen, und sie verrathen eine Weltanschauung, die zum Theil mit Darwin'schen Theorien und Schopenhauer'schen Ideen befruchtet ist.

* * *

Während der ganzen Epoche seiner diplomatischen Laufbahn, der zahlreichen Reisen nach dem Süden Europas, ja auch während des ersten Jahrzehntes seines Münchener Aufenthaltes, bis zum Jahre 1864, wo seine Gedichte erschienen, hat Schack zwar seinem Namen in der deutschen Literatur bereits einen schönen Klang erworben, aber doch nur als Literaturhistoriker und ausgezeichnete Uebersetzer fremdländischer Poesien; seine eigene dichterische Schöpferkraft offenbarte sich erst in überraschender Weise durch die zahlreichen Erzeugnisse, die seit dem Jahre 1864 erschienen sind.

Sein Hauptwerk auf literargeschichtlichem Gebiet ist jedenfalls die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“ (3 Bde. 1845–46), ein aus den Quellen geschöpftes Werk, zu dessen Abfassung mehrfache Reisen in Spanien den Autor besonders befähigten, ein Werk, das ein standard work unserer Literatur ist und das sich durch seine geschmackvolle Darstellung vor der Geschichte des spanischen Theaters auszeichnet, welche Leopold Klein im achten bis elften Bande seiner Geschichte des Dramas veröffentlicht hat. In ihren Urtheilen stimmen zwar beide Literaturhistoriker oft überein, und Klein citirt häufig seinen Vorgänger; aber die genial-barocke Manier des Letzteren und die bisweilen etwas buntscheckige Anhäufung eines nicht genugsam verarbeiteten Materials treten doch gegen die durchsichtige Darstellung Schacks in Schatten. Auch hat dieser sein Werk nicht nur durch einen Band „Nachträge“ (1854), vervollständigt, sondern vor Allem durch sein „Spanisches Theater“ (2 Bde. 1854), in welchem er sehr formgewandte Uebertragungen spanischer Dramen liefert, wie er in seinem mit Weibel zusammen herausgegebenen „Romancero der Spanier und Portugiesen“ (1860) die epische Lyrik dieser Völker in nicht minder formgewandter Weise unserer Literatur angeeignet hat. Ein bedeutendes Werk ist Schacks „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ (2 Bde. 1865). Moritz Carriere sagt über das Werk: „Schack umfaßt und schildert wie ein Dichter die Poesie und Architectur eines dichterischen Volkes aus dem Orient und entwirft ein glänzendes Bild der Werke, die dasselbe auf europäischem Boden hervorgebracht; es ist allerdings mehr begeisterte Schilderung als Kritik und Entwicklungsgeschichte; aber für die letztere ist der Boden noch nicht bereitet.“

Dafür giebt uns Schack eine vortreffliche Charakteristik des Gesamteindrucks und eine Reihe von Dichterbildern, eine anziehende Blüthenlese von Liedern der Liebe und des Weins, des Preises der Herrlichkeiten von Natur und Kunst, wie der Helden und Fürsten oder der Völkerklage, und wir erfreuen uns seiner leuchtenden und klangreichen Uebersetzungen.“

Das Werk enthält auch eine Schilderung der hervorragendsten Kanten der Araber in Spanien. Schack läßt die Zauberpracht der Alhambra aus der Natur, der Geschichte und Poesie Granadas aufsteigen; wir verspüren einen Hauch von der großen Seele des Orients, die in dieser marmornen Blütenwelt athmet.

Die berühmte Nachdichtung des Firdusi, des großen persischen Epos, begann Schack mitten in der revolutionären Bewegung des Jahres 1848. „Ich betrachte es als ein Glück,“ sagt er in seinen Memoiren, „daß ich inmitten der politischen Stürme, die nun bald Deutschland und Europa durchtoben sollten, in der Periode zweckloser Reaction, die darauf folgte, mich bei der Nachdichtung des großen Persers in die frühere Vorzeit und das ferne Hochasien flüchten konnte, indessen wüßtes Geschrei der politischen Parteien vor meinem Ohre hallte. Während ich selbst bisweilen in das verworrene Getriebe des Tages hingerissen ward, lebte ich des Abends am Drus und unter den vom ersten Morgenroth der Geschichte bestrahlten Gipfeln des indischen Kaukasus mit den „Helden Franz.“ Die „Heldensagen des Firdusi“ erschienen 1851; die „epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi“ (2 Bde.) 1853: Beides vereinigt in dritter Auflage 1876. Durch diese Uebersetzung tritt Schack mit Rückert in die Schranken, der auch einzelne Abschnitte des Schänâmeh in freier Bearbeitung nachgedichtet hat. Schack hat 19 theils unmittelbar auf einander folgende, theils durch erläuternde Erzählungen des dazwischen liegenden Textes verbundene Abschnitte übersetzt, und zwar in einer krystallklaren Form, welche, frei von allen Verkünstelungen, der deutschen Sprache nie Gewalt anthut. Gleichwohl wird der Eindruck des Originals nirgend verwischt. In den „Stimmen vom Ganges“ (1857) erscheint Schack durch poetische Aneignung indischer Gedichte abermals als ein Nachfolger Rückerts; doch strebt er nicht nach dem Ruhm des Sprachgewaltigen und Sprachbändigens, welcher die deutsche Poesie und Poetik durch neue Formen und Wendungen zu bereichern sucht, sondern er gießt den Inhalt der orientalischen Sagen und Gedichte in die üblichen durchsichtig klaren Gefäße, in denen unsere Dichter den Trank ihrer Begeisterung zu credenzen pflegen. Was diesen Lotosblumenkranz betrifft, welchen Schack aus indischen Blumen geflochten, so macht er uns mit vielen anmuthigen Phantasiebildern aus Sage und Dichtung des alten Hindostan bekannt. Aus seinen „Memoiren“ erfahren wir, daß Richard Wagner die Absicht kundgethan, eine der Erzählungen in Schacks „Stimmen vom Ganges“ als Operntext zu benutzen, und der Titel seiner letzten beabsichtigten Oper „Der Rührer“ dürfte hierauf zurückzuführen sein.

* * *

Es fällt in Deutschland dem Publicum, wenn es einmal einen Schriftsteller in einer bestimmten Rubrik untergebracht hat, ausnehmend schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß derselbe auf einem anderen Ge-

biere etwas leisten könne; es bedarf dazu eines gewissen gewaltsamen Rucks, wie wenn ein Wagen aus einem Geleise in's andere hinüber geschoben wird. Schack war bekannt und gefeiert als poetischer Uebersetzer; nun trat er auf einmal als selbstständiger Dichter auf. Das überraschte, das be fremdete; man konnte sich anfangs nicht darein finden. Und was war natürlicher, als daß man glaubte, die Gedichte würden noch die Spuren jener früheren wissenschaftlichen und anregenden Thätigkeit tragen und gleichsam noch mit dem Oele des Orients gesalbt sein? Die 1867 erschienenen „Gedichte“ widerlegten aber alle diese Vermuthungen und Befürchtungen; der Dichter zeigte sich keineswegs von den Mustern des Orients beherrscht. Es weht ein thatkräftiger abendländischer Geist durch seine Gedichte; wir bleiben auch mit Ghazelen und Makamen und anderen östlichen Versbildungen verschont, und nirgends überwiegt die in einzelne Gnomen aufgelöste Didaktik. Schack hat durchaus nicht das Zeug zu einem Brahmanen, und wenn sich etwas von orientalischem Geist in ihm abspiegelt, so ist es mehr die Ritterlichkeit der iranischen Helden, Firdusis arisch-germanische Energie oder die weltöftliche Thatkraft der auf der Alhambra thronenden mohamedanischen Ritter. Wohl sehnt er sich bisweilen, wie in dem Gedichte „India“, nach den das Weltgeheimniß hütenden Tempeln am Gangesstrom, dorthin, wo der Geist der Urwelt in den windbewegten Palmen von den Wunderträumen der ersten Weltnacht singt; doch das bleibt nur eine vorüberfliehende Stimmung; dieser „brütende Tiefsum“ wird nie die Seele der Dichtung selbst. Die Lieder aus Granada feiern elegisch die versunkene Herrlichkeit der Khalifen. Einige dieser Gedichte sind meisterhaft; besonders dasjenige, das mit den Strophen beginnt:

Abendlüste, Geister wandeln
Durch das Laubwerk auf und nieder,
Doch berauscht vom Duft der Mandeln
Sinken sie in Schlummer nieder.

Funkelnd groß wie eine Sonne,
Giebt der Wunderstern aus Süden,
Giebt Canopus süß're Wonne,
Heißern Traumglanz auf die Müden.

Pracht und Duft dieser Dichtung wirkt berauschend! Auch findet sich eine orientalische Ballade: „Mahmud der Gasnevide“. Sonst aber wird der Orient nicht als Fundgrube von Stoffen benutzt. Das würde auch nicht passen zu dem Weltbürgerthum, welches, mit einem gewissen freundigen Optimismus verbunden, der beherrschende Grundzug dieser Gedichte ist. In dem Einleitungsge dichte „An den Genius“ spricht sich bereits als Grundzug die an allem Großen und Schönen sich erfreuende Bildung aus: in der Hymne, die der Dichter dem kommenden Jahrhundert widmet, wird das durch seinen Geist siegreiche Menschenthum gefeiert; er nimmt das glänzende Colorit doch nur aus den Bestrebungen unseres Jahrhunderts, die er, vielleicht rascher, als es der Weltgeist in einem Säculum vermag, der Vollendung entgegenführt. In der Ode: „Die Sibylle von Tibur“ verkündet die alte Prophetin, die Seherin der Urwelt, die sich ablösenden Weltalter und schließt, indem sie den Aufgang der großen Sonne verheißt: „Der neue Gott, der alle Ge-

schlechter erschuf und die goldene Zeit.“ Derjelbe zukunftsfreundige Idealismus befeelt die Hymne auf Amerika, welche großartige Naturbilder enthält. Erotische Bilder mit Freiligrath'schem Colorit sind „Mittagsruhe bei Magnesia“, „Jaffa“, „Auf dem Nil“, während sich auch classische Landschaften im Poussin'schen und Claude Lorrain'schen Stil finden: „Die Tempel von Aegina“, im „Theater des Dionysos“ u. A. Auf dem Gebiete der geschichtsphilosophischen Freske bewährt sich Graf Schack als ein dichterischer Kaulbach, er begegnet sich hier mit Hermann Lingg, nur daß dessen Gemälde einen düstern pessimistischen Zug haben, während Schacks Gedichte mehr an den „Schutt“ von Anastasius Grün erinnern, in dessen Schlußbild die Rosen das Kreuz überwuchern.

Schack ist kein Liederdichter, und er hat auch wenig Lieder gedichtet, wengleich sich ein paar hübsche Stimmungsbilder in der Sammlung finden. Auch seine Balladen stehen dicht an der Grenze der poetischen Erzählung durch bunte, farbenreiche Ausführung. Sehr viele sind dem Alterthum entnommen; einige haben tiefere Bedeutung, wie „Die seligen Gefilde“.

An die schwunghaften Reflexionsgedichte der ersten Sammlung schließen sich die viel später erschienenen „Weihegesänge“ (1878) an, welche zum Theil in reimlosen Hymnenversen geschrieben sind und uns hervorragende Erscheinungen auf dem Gebiete des geschichtlichen Lebens, großartige Landschaftsbilder, kosmische Anschauungen und Bilder des Erdlebens auf Grund der neuen naturwissenschaftlichen Theorien vorführen. Die Bereicherung der Poesie durch die mit dichterischem Adel eingekleideten Resultate der Naturforschung gehört überhaupt zu den großen Vorzügen der Schack'schen Dichtungen, die gerade dadurch ein ganz modernes Gepräge erhalten. Die weite, weltumfassende Tendenz des Ganzen spricht sich in dem schönen Gedicht „Auf-ruf“ aus:

Auf, aus unsern Erdennächten,
Drin Du jagend irrst, verwaist,
Von den Sorgen, die Dich knechten,
Ringe Dich empor, mein Geist!

Fühle jenes mächt'ge Ganze,
Das uns Alle trägt und nährt;
Sonne Dich in seinem Glanze
Wärme Dich an seinem Herd!

Arm ist, wen in seinem engen
Kreis das Ich gefangen hält;
Aber Denen, die ihn sprengen,
Blüht und duftet noch die Welt,

Auf der kleinen, matterhellten
Erde nicht, die jetzt Dich hamt,
In dem großen All der Welten
Ist der Menschheit Vaterland.

Und die Wesenschaaren alle
Von des Abgrunds tiefstem Grund
Bis zum höchsten Sonnenballe
Sint ein großer Geisterbund.

Die volltönende Lyrik, die sich am liebsten stets in Hymnen des Gedankens und Fresken der Schilderung bewegt, ist auch die Seele der zahlreichen erzählenden Dichtungen Schacks. Das älteste dieser Gedichte ist „Lothar“ (1872); in der Widmung des Gedichtes an Ferdinand

Gregorovius heißt es: „Indem ich in kurzem Zwischenraume verschiedene Dichtungen herausgebe und noch weiter herausgeben werde, wünsche ich, daß Sie dieselben nicht für Früchte einer übereilten Thätigkeit der letzten Jahre halten mögen. Obgleich ich bis vor Kurzem nur mit litterarischen Werken anderer Art hervorgetreten bin, habe ich mich doch von Jugend auf der poetischen Production mit Begeisterung gewidmet, und Manches von dem, was jetzt erscheint, ist schon vor geraumer Zeit entstanden. So dieser „Lothar!“ Derselbe ist eine Frucht meiner Wanderungen durch jene Länder, in denen wiederholte Reisen mich fast heimisch gemacht haben und die, auf äußeren Anlaß, von Neuem zu besuchen ich mich jetzt anschicke. Ich schrieb ihn zum größten Theil angesichts der Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe, unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters von Jerusalem, an den Ufern des Guadalquivir und auf der herrlichen, über dem Abgrund hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheuren Trümmer des hundertthorigen Theben. Einiges von dem faktischen Inhalte, namentlich die afrikanischen Abenteuer in der Episode des sechsten Gefanges, beruht auf den Erzählungen eines mitreisenden Franzosen.“

Lothar, einem edlen Geschlecht entsprossen, dessen Stammschloß am Fuß der walbigen Hardt steht, dessen Vater als Patriot und Genosse der Arndt und Stein nach Rußland geflüchtet ist, Schüler eines würdigen Pfarrers Eberhardt, durch innige Jugendfreundschaft mit dem Mitschüler Hugo verbunden, studirt in Heidelberg, besucht, in burichenschaftliche Umtriebe verwickelt, das Schloß seines aristokratischen Oheims, verliebt sich in dessen Tochter Adele, hat aber das Unglück, im Duell, zu dem er provocirt wird, den Bruder derselben, einen Hofherrn und wüthenden Demagogenfeind, zu erschießen. Die Schwester sagt sich in Folge dessen von ihm los. Lothar flüchtet und theiligt sich an den Freiheitskämpfen der Spanier unter Riego gegen die französische Armee des Herzogs von Angoulême. Aus drohender Gefahr durch das edle Opfer eines spanischen Mädchens gerettet, fällt er in die Hände der Muselmanen, wird vom Bey von Dran zum Sklaven gemacht, erlebt buntwechselnde Abenteuer in den Wüsten Afrikas; dann wiederbefreit, theiligt er sich nach einer Nilfahrt und einer Reise durch Palästina am griechischen Freiheitskampfe gegen die Türken, wird bei der Erstürmung von Missolonghi gefangen, durch die Geliebte und den Freund seiner Jugend aus der Gefangenschaft gerettet und kehrt dann in seine Heimat zurück.

Der Held dieser Dichtung ist weder ein blasirter Ehilde Harold, noch ein abenteuerlustiger Don Juan; er hat nichts von der wüsten Genialität, nichts von dem Spleen eines englischen Lords; er ist ein deutscher Idealist, der, wohin ihn auch das Leben verschlagen haben mag, den Idealen seiner Jugend treu bleibt. Was an Byron erinnert, ist die stimmungsvolle Landschaftsmalerei, in welcher die Schilderung stets von der Reflerion durch-

wirkt ist, die Weltwanderung, an deren Faden sich eine Reihe von Abenteuern knüpft, der Haß gegen die Machthaber des Restaurationsepoche, gegen welche auch Byron seine scharfe Satire „Das eiserne Zeitalter“ geschleudert hat, ist der Philhellenismus, der unseren Helden wie den Dichter des Childe Harold dazu führt, sich am griechischen Befreiungskampfe zu betheiligen. Wenn Schack diese Dichtung in neuester Zeit verfaßt hätte, so zweifeln wir nicht, daß ihm die großen politischen Bewegungen derselben andere Anhaltspunkte für seine Erfindung gegeben hätten, als diejenigen, die er damals dem Restaurationszeitalter entnommen hat. Die europäische Politik ist in eine so durchaus neue Phase gerückt, daß jene frampfhafte Befreiungsversuche in einer sonst dem politischen Tode verfallenen Zeit die Unmittelbarkeit des Interesses eingebüßt haben. Freilich, der Geist, in dem der Dichter diese Ereignisse darstellt, hat nichts Veraltetes; auch verknüpft er die Freiheitsbestrebungen der Burschenschaft am Schluß mit der glorreichen Erneuerung des deutschen Reichs. Die dichterische Form des „Lothar“, welcher in Reimzeilen mit wechselnder Zahl der Füße geschrieben ist, hat eine wohlthuende Krystallklarheit und Durchsichtigkeit. Die Kindheit- und Jugenderinnerungen lassen das traulich Anmuthende nicht vermissen, welches für das deutsche Gemüth in solchen Schilderungen liegt; die mehr novellistische Partie der Dichtung, die Liebe und das Duell mit dem Vetter, ist lebendig dargestellt, obgleich derartige Begegnungen und Abenteuer sich in der Prosanovelle spannender gestalten lassen als in den Versen, in denen namentlich die Feinheiten und Schlagwörter des Dialogs ausgeschlossen sind. Die Schilderungen spanischer Landschaften und Guerillakämpfe sind im wärmsten Colorit gehalten. Den Preis möchten wir indeß den Wüstenjahren des sechsten und siebenten Gesangs ertheilen, die eine afrikanische Gluth der Schilderung athmen.

Wenn Schack in „Lothar“ zwar nicht persönliche Erlebnisse geschildert, aber doch die Stimmungen, die ihn während seiner Jugendjahre und seiner Reisen beherrschten, wiedergegeben hat, so führt er uns in den erzählenden Dichtungen „Episoden“ (1869) in die verschiedensten Zeitalter und Weltgegenden, nach Venedig und Konstantinopel, nach Damaskus, in das alte Hellas, in die Märchenwelt. Die beiden venetianischen Episoden erscheinen uns als die besten: „Giorgione“ mit seinem heitern an Paolo Veronese erinnernden Hochzeitsbild und „Dandolo“ mit der glänzenden Schilderung der Meerfahrt des Blinden, die an ähnliche schwinghafte Stellen der Byron'schen Gedichte erinnert. In der Erzählung „Lais“ ist der griechischen Ueberlieferung eine psychologisch fesselnde Wendung gegeben. Die Priesterin der Aphrodite auf dem Isthmus in Korinth, nach einem Leben voll Sinnenrausch sich einsam fühlend, entbrennt in wahrer Liebe für einen Jüngling, dem sie nach Thessalien folgt. Als flüchtige Dienerin der Göttin hat sie Amt und Leben verwirkt. Die Verfolger ereilen sie in einem thessalischen Tempel, wo sie todt gefunden wird, zu den Füßen der Aphrodite, der sie vorher einen be-

geisterten Hymnus geweiht hat. An diese „Episoden“ schließen sich die „Tag- und Nachtstücke“ (1884) an, welche ebenfalls Bilder aus allen Zonen und Zeiten vorführen, mit verschiedenartiger Tönung der Darstellungsweise, bald poetische Novellen, bald Geschichtsfresken. Sie stehen nicht zurück hinter den „Episoden“ in ihrem Farbenglanz; doch ist das düstere Colorit, die elegische Stimmung vorwiegend; wir heben als die bedeutendsten hervor: „Maïandra“, „Camoëns in Cintra“ und „Der Gefangene von Valladolid“.

Wenn diese „Tag- und Nachtstücke“ wie die „Episoden“ frei und willkürlich aneinandergereiht sind, ohne einen durchgängigen Faden, so fehlt dieser nicht in den „Nächten des Orients“ (1874), welche eine der hervorragendsten Dichtungen Schacks sind. Die Architektur dieser Erzählungen wird, trotz der verschiedenartigen Elemente, von einem leitenden Grundgedanken getragen, welcher die tiefsten Probleme weltgeschichtlicher Auffassung betrifft und sich um die Fragen des Optimismus oder Pessimismus in der Geschichte dreht.

Die Antwort, die der Dichter giebt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß die Anschauung der gepriesensten Glanzevochen der Vergangenheit bei ihm eine pessimistische ist, daß er sich aber der Zukunft gegenüber optimistisch verhält. Wir bekennen, daß hierin ein Widerspruch liegt. Wenn das Elend der Welt bisher zu jeder Zeit, nur in anderen Formen sich wiederholt hat, so steht die Hoffnung auf eine schönere Zukunft auf schwachen Füßen. Dieser in die Zukunft hinausweisende Zeigefinger kommt für die Dichtung selbst überhaupt wenig in Betracht, da dieselbe mit vollen Händen Bilder des menschlichen Elends austreut, und zwar Bilder, die mit den tiefsten Schlagschatten, wie sie einer markigen Darstellungsweise zu Gebote steht, ausgestattet sind.

Der im Orient reisende Dichter preist die Nomadenfreiheit, bis ihn Leichen und Trümmer in der Wüste auch hier an die Kämpfe und das Elend der Menschen erinnern. Er macht einen Halt auf einer gewaltigen Trümmerstatt der Vorzeit und sehnt sich hier zurück nach dem früheren Kindheitsalter der Menschheit. Da trifft er eine magische Erscheinung, an welche sich die Rahmenerzählung knüpft, einen alten Magier, einen Weltwanderer, heimisch in den ältesten wie in den neuen Zeiten, der ihn auslacht, weil er sein Herz an verschollene Ammenmärchen hängt. Er ist im Besitz eines Elixirs, das seine Sklaven im tiefsten Grund der Tempelhöhlen Indiens gefunden haben. Wer von diesem Saft einen Tropfen kostet, dem thun sich die Pforten der Vergangenheit auf, und er darf nur die Zeit wählen, die er als Gegenwart erblicken will. Nun wünscht der Dichter in Eden zu weilen, das beglückte Leben dort mitzugenießen. Es öffnen sich ihm Edens Pforten, und eine in Anapästien dahinströmende Urwaldsidylle entrollt uns ein Bild des von allen Schrecken der Natur heimgesuchten Paradieses. Diese Urwaldsidylle ist der schärfste Gegensatz gegen die Ueberlieferungen der biblischen Sage; sie zeigt uns

das Paradies, wie es allein im Lichte der naturwissenschaftlichen Schöpfungsgeschichten erscheint, und den Menschen als Zeitgenossen vorweltlicher Geschöpfe. Die Stimmung, welche diese Idylle hervorruft, ist eine traumhaft ängstliche; uns erschreckt das Leben der tausendgestaltigen Thiere, die Schreie der Wuth, der Todesangst, die schuppengepanzerten Ungethüme, die leuchtenden mißgestalteten riesigen Fliegen, die argen Geburten der Urvwelt. Die dumpfe Thierwelt menschenähnlicher Gestalten, der Darwinischen Urahnen, will der Dichter in seine Kreise ziehn; das Raubthier tödtet und zerreißt mit seinen Taten die Mutter des Urvweltvolkes. Das ist das Schema, welches den „Nächten des Orients“ zu Grunde liegt. Das Elixir versetzt den Dichter fortwährend in gepriesene Zeiten und überall faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Der Idylle Edens folgt diejenige eines Pfahlbaudorfes mit ihrem innerlichen Unbehagen, fortwährend von Feinden und wilden Thieren bedroht. Der Dichter nimmt bei einem Häuptling Dienst in einer Hütte und wird zum Tode verurtheilt, weil er einen Liebeshandel der Häuptlings-tochter begünstigt; auch der Liebhaber verfällt grausamer Hinrichtung. Im schönen Hellas, im Athen des Perikles, sieht er sich dann als Sklaven, dessen Schicksale nicht viel erfreulicher sind als diejenigen in dem Pfahlbaudorfe. Die Römerwelt hat ihm Freund Ali so sarkastisch geschildert, daß er wenig Lust bekommt, auf dem Forum zu lustwandeln und die Aera der Cäsaren schauernd mitzuerleben. Diese Aera haben ja auch schon unsere Makarts mit der Feder, die Hamerling und Wilbrandt, mit tiefdunklem Colorit geschildert. Doch den Dichter lockt die ritterliche Zeit der Minne, und der Mephisto Ali versetzt ihn in die faustrechtliche Epoche, die Zeit der Kreuzzüge, deren Rohheit und Grausamkeit mit recht frappanten Zügen vor uns hintritt. Aehnlich ergeht es dem Dichter mit der goldenen Zeit der Renaissance, mit dem Rococozeitalter, mit der Zeit der französischen Revolution. Somit ist der Gedankengang aus einem Gusse. Dem Geschichtsschwärmer, der die schönen goldenen Epochen im Zauberscheine der Phantasie erblickt, tritt der kaltblütige Philosoph gegenüber, der mit Zauberkraft jene schönen Zeiten vor unseren Augen erlösen läßt und von ihnen den gleißenden Goldschaumflitter abstäubt. So erscheint die Dichtung als eine auf den Kopf gestellte Theodicee, als ein Hoheslied des weltgeschichtlichen Pessimismus, der in der Gestalt des Mephisto-Mhasveros Ali das unsterbliche Weh der Menschheit mit kaltem Hohn verkündet. Nur gegen den Schluß hin verändert die Dichtung ihre Physiognomie in auffallender Weise. Da werden geistesfreie Zeiten, da wird der Fortschritt von Kunst und Wissenschaft verherrlicht, die große Friedensära der Zukunft, welche als Herolde die Eisenbahnen und Telegraphen verkündigen, und an diese glorreiche Zukunftshymne, diesen pananthropistischen Pöan, reiht sich noch eine lyrisch schwung-hafte Feier des deutschen Reichs. Doch woher diese entscheidende Wendung, welche die ganze bisherige Entwicklung der Geschichte Lügen straft, die ganze Weltverzweiflung, mit dem Hohn beträufelt aus der Giftblume der Philo-

sophie, welche der gespenstige Ali im Knopfloch trägt? Offenbar soll die Wissenschaft mit ihren großen Entdeckungen der Menschheit die Erlösung bringen, welche das Christenthum ihr nicht gebracht hat. Doch wird der höhnisch lächelnde Emir in Zukunft einmal auch hinter diese Begeisterung ein Fragezeichen setzen, sowie hinter die Andacht, die das neue deutsche Reich verherrlicht, und er wird sie vielleicht böswillig in eine Linie stellen mit derjenigen, welche des Buddha heilige Behe feiert und, in Händen einen Kuhschweif, sich vor Indiens Pagoden zur Erde wirft. Für neue Reisegefährten der Zukunft hätte er gewiß das Elixir in Bereitschaft, welches auch aus dem neuen deutschen Reich genug Bilder des menschlichen Glends und sarkastisch gezeigelter Thorheiten wie in einer *laterna magica* vorübergaukeln ließe.

Daß Schack ein Meister des Colorits und besonders ein orientalischer Landschaftler ersten Ranges ist, beweisen in diesem Gedichte manche als Zwischenglieder eingeschobene Schilderungen, wie diejenige des Paradieses Kaschmir.

Die Form der Dichtung ist klar, frei von jeder Trübung. Die wechselnden Rhythmen schmiegen sich meistens dem Inhalt an und beruhen nicht auf unberechtigter Formenschwelgerei. Die reimlosen Anapäste der *Urwelts-Idylle*, ohne strenge strophische Gliederung, nur hin und wieder durch einen kürzern Vers sich scheidend und abschließend, passen ganz für die Darstellung dieser unregelmäßigen Naturgewalten, dieser hin und her sich wälzenden, sich schlängelnden oder mit dröhnendem Donner einherstürmenden Thierwelt. Die *Pfahldorf-Idylle* ist in Alexandrinern geschrieben, deren schwertrabende Bewegung ganz für die Charakteristik jener *Urweltsepoche* paßt. Der Alexandriner selbst ist solch ein Pfahlbauvers, der seine Längen gleichsam mit monotonen Schlägen in den Grund rammt. Dagegen hätten wir für die Darstellung der Episode aus Griechenland lieber die Trimeter gewünscht, statt des fünf Fußigen Jambus; für das Zeitalter der Renaissance die ja sonst von Schack mit Meisterlichkeit behandelten *ottave rime*, für die Rahmenerzählung aber, die in wechselnden meisterlich beherrschten Rhythmen schwelgt, dieselbe durchgängige metrische Einkleidung.

Weniger bedeutend ist das Gedicht „Die Plejaden“ (1881), eine Erzählung, die in der glänzendsten Epoche der griechischen Geschichte spielt, in der Zeit, welche der Schlacht von Salamis vorausging. Der Held Kallias ist ein junger Athener, welcher nach Kleinasien reist, um dort die Jonier zum Bündniß mit dem Mutterlande bei dem bevorstehenden Kriege mit Persien aufzufordern. Die Abenteuer, die Kallias dort erlebt, die Liebe zu Arete, der Tochter eines jonischen Gastfreundes, seine Gefangenschaft und Befreiung, die Rückkehr nach Griechenland, seine Betheiligung an der Schlacht bei Salamis, die zu einem glänzenden Schlachtbilde Anlaß giebt, bilden den Inhalt der Dichtung, die gleichsam unter dem Sternbilde der Plejaden steht. Dem Schutze der Gottheiten, welche die Griechen in diesem Sternbilde

verehrten, hat der Vater des Kallias den Sohn bei seiner Abreise empfohlen; zu ihm blickt derselbe empor, als er Gefahr läuft, von einer schönen Perserin umgarnt zu werden, und findet den richtigen Weg wieder. Die Dichtung enthält schöne Naturbilder und Bilder des hellenischen Lebens; sie ist in dem Versmaß der serbischen Epen, dem fünffüßigen Trochäus, geschrieben.

Die „Plejaden“ kann man als eine antike Novelle in Versen betrachten. „Memnon“ dagegen, die letzte Erzählung Schack's (1885), ist eine tief sinnige Mythe, welche sich in Bezug auf geistige Bedeutung neben die „Nächte des Orients“ stellt, aber vor diesen die künstlerische Einheit der Form voraus hat, indem das Gedicht mit Ausnahme eines einzigen Hymnus durchweg in Terzinen geschrieben ist, allerdings in unechten Terzinen oder Terzinen mit blinden Fenstern, wie man es nennen könnte, indem der mittlere Vers der dreizeiligen Strophe reinlos bleibt und nur von zwei gereimten Versen umrahmt wird. Dieser Vers hat etwas Knappes, Männliches, Geschlossenes; doch bei Schack's Meisterschaft in der Beherrschung metrischer Formen wäre auch jene schwierigere Form keine hemmende Schranke gewesen.

Memnon ist der Held der ägyptischen Mythe, wir werden in „der Erde erstgeborenes Reich“, in die Riesenstadt der Namassiden geführt!

Memnon, des Rhamjes Feldherr, kehrt von einem Siegeszuge heim; er erbittet sich Urlaub vom König und besucht seine Lieben am oberen Nil. Ein rastloses Sehnen erfüllt ihn; dem Morgenroth der aufgehenden Sonne schlägt sein Herz entgegen. Durch eine Grabinschrift erfährt er, daß sein Vater Manetho auf seinen Fahrten im Morgenlande bis dorthin gekommen, wo der Tag sich am Horizont erhebt; dort habe Hetho, der Morgenröthe schöne Göttin, ihn, den Verirrten als Gast bei sich aufgenommen; doch weil er sich der Unsterblichen vermählt, hatten die Götter ihn zur Strafe hinweggetrieben und auch von dem Sohne getrennt, den ihm Hetho geboren; aber nach dem Spruche des Schicksals kann der Sohn die Schuld des Vaters sühnen, wenn er die Mutter suche und finde, die seiner in Sehnsucht harret. Und Memnon zieht aus mit seinem Heere dem Sonnenaufgang entgegen, überwindet die Babylonier; — in einer Wüste geht ihm sein Heer zu Grunde! Im Lande des Kusa rettet er dessen Tochter, die mit einem älteren Fürsten vermählt war, vom Tode auf dem Scheiterhaufen, den sie als Wittwe besteigen soll. Von Kusa erhält Memnon eine Empfehlung an eine andere Tochter Matali, die weiter gegen Osten wohnt. Auf dem Wege dorthin geräth er in den prächtig geschilderten Zaubergarten der Königin Balkis, welche ihm von seinem Zuge abräth, mit Worten, in denen sich die Tendenz der Dichtung ausspricht:

Durchschweiftest Du auch alle Himmelsphären,
Der Erde Zonen all', es wär' umsonst;
Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären.

Versinken muß Dir Alles erst, was sichtbar;
Dann geht im Innern Dir die Sonne auf
Und strahlt in Deiner Seele unvernichbar!

Doch Memnon läßt sich nicht irren; durch die tropische Wildniß, wo er mit seinem Roß zusammenbricht, führt ihn der Weg; der Ohnmächtige erwacht in einem prächtigen Zelte, wo ihn Matali pflegt, ein schlankes Weib voll Jugendreiz. Sie liebt ihn und vermählt sich mit ihm, nachdem sie ihren Gatten vergiftet. Aufruhr tobt gegen die Mörderin. Memnon kann dem Andrang des Volkes nicht widerstehen; er wird gefangen, geblendet und wandert heimwärts von Land zu Land. Da fleht er zur Mutter, daß sie ihn aus den Banden der Sinnenwelt erlöse und in ihr lichtiges Reich aufnehme. Hier nimmt die Muse Schacks den höchsten Aufschwung; die Mutter erscheint ihm:

Da brach die Windsbraut durch des Ostens Thor
Und mächtig scholl durch leuchtende Gewölke,
Die sie nach oben trieb, ein Geisterchor.

Und hoch und immer höher aufzuglimmen
Begann der Glanz, und frohen Wiederhalls
Ertönten Erd' und Himmel von den Stimmen.

Und jubelvoll des Lichtes Sieg verkündend,
Dahin durch alle Räume stürzten sich
Die Feuergelster, Helle ringsum zündend.

Die dunkle Binde sank von Memmons Blicken,
Des Adlers Sehkraft sah er sich verliehn,
Um an dem Himmelsglanz sich zu erquicken.

Es war, als seien alle Sterne Sonnen,
Milchstraßen aus der Unermeßlichkeit
Herab zu einem Strahlenmeer zerronnen.

Zu einer voll'ren Helle sich zu klären,
Rang fort und fort das Licht, als wollte sich
Ein neues reines Licht aus ihm gebären.

Die Dichtung Memnon athmet einen großartigen Schwung, wie diese Stelle und der Hymnus beweist, in welchem die Königin Valkis begrüßt wird; sie enthält großartige Schilderungen und gehört zu den vorzüglichsten Erzeugnissen Schacks und der neuern Dichtung überhaupt. In allen diesen Werken, die zwischen poetischer Erzählung und Gedankensymphonien schwanken, erinnert Schack in Bezug auf die Form an Platen; dem Inhalt nach zeigt er sich als ein dem Lord Byron und Victor Hugo geistesverwandter Dichter. Doch auch Byron und Victor Hugo hätten in Deutschland auf einem verlorenen Posten gestanden. Das Volk der Denker und Dichter kennt kaum „Memnon“ und die „Nächte des Orients“, dafür aber den „Trompeter von Säckingen“ und den „Mattenfänger von Hameln“. Es ist etwas faul im

deutschen Litteraturstaate; die Stimme der Besten verhallt im Jahrmärktslärm der Menge.

* * *

Wir wollen noch einen Blick auf die humoristischen Dichtungen Schacks werfen: es handelt sich bei ihm natürlich um einen stilvollen Humor, wenn dieser Stil auch in anscheinender Stillosigkeit besteht — wir meinen, einen Humor in dichterischen Formen. Da begegnen wir zunächst der Novelle in Versen in der Form von Lord Byrons „Don Juan“, dem humoristischen Epos mit seinen Plaudereien und seinem fecken, barocken Reimspiel; dann zwei Lustspielen, die nach dem Vorbild Platens geschaffen sind. Der Roman „Durch alle Wetter“ (2. Aufl. 1870) zeigt in seiner Behandlungsweise alle Feinheiten eines sich in den kühnsten Arabesken ergehenden Humors, freilich auch glänzende, dichterische Schönheiten wie in der Urwaldsidylle. Auch Lord Byrons „Don Juan“ enthält die tiefpoetische Episode der Handee. Die Handlung ist sehr reichhaltig. Ein junger Diplomat verliebt sich in eine Sängerin, entführt sie von der Bühne noch im Costüm, reist mit ihr nach Baden-Baden, wo er verschiedene Duellabenteuer erlebt, und nach London, wo ein Impresario die Sängerin *vi, clam ac precario* nach Amerika mit dem Schiffe entführt, welches das Paar nach Neapel bringen soll, während der Gesandtschaftsattaché eine unfreiwillige Spazierfahrt in die entlegensten Gegenden Londons und seiner Umgebung macht. Die Primadonna findet sich in ihr Schicksal, so gut es gerade geht, concertirt in Amerika, reist nach San Francisco auf der Pacific-Eisenbahn, erlebt in Centralamerika ein Erdbeben und die erwähnte Urwaldsidylle. Ein junger Seecadet ist ein Mitgenosse all dieser Abenteuer und folgt ihr in Frauenkleidern nach Neapel, wo sie den Gatten aufsucht. Dieser ist inzwischen in Räuberhände gefallen. Die Tochter des Räuberhauptmanns Pippa befreit ihn und folgt ihm in Knabenkleidern nach Neapel. Da haben wir eine jener in symmetrischen Linien sich bewegenden Doppelhandlungen, wie sie die altenglische Dramatik liebt, die sich wie Doppelsterne um dieselbe Achse der Erfindung drehn. Symmetrisch wird auch die Handlung zu Ende geführt. Nach Eifersuchtsszenen schließen die Liebenden den dauernden Bund, und auch Pippa und der Seecadet haben sich gefunden. Der „Roman in Versen“ ist reich an dichterischen Schönheiten. Wo die ernste Muse des Dichters nicht mit vollen Accorden in die Saiten greift, da schüttelt ein muthwilliger Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder in immer wechselnden Figurationen durcheinander. Dem Dichter gehorchen die *ottave rimo* bei allen kühnen Wendungen ohne Widerstreben. Gegen die Darstellungsweise selbst könnte man vielleicht einwenden, daß die einheitliche Stimmung nicht durchweg gewahrt, daß durch den parodistischen Ton, der selbst die Hauptkatastrophen ankränfelt, die ernstere Theilnahme gefährdet wird, welche doch wieder die Hauptpersonen und die prachtvollen Zwischenspiele der poetischen Schilderung in

Anspruch nehmen. Dasselbe gilt von der humoristischen Erzählung „Ebenbürtig“ (1876), in welcher allerdings das satirische Element über das ernstere weit überwiegt. Der Held ist ein kleiner Fürst, welcher nur darauf bedacht ist, daß in seinem Hause jede Mißheirath vermieden wird — und die Ironie des Zufalls will es, daß alle seine Nachkommen Mesalliancen schließen und zuletzt er selbst, befehrt von seiner Marotte, ihrem Beispiele folgt, während sein Diener eine alte Fürstin heirathet. Hier steht der Reimcarneval mit seinen fecken Capriccios in voller Blüthe. Der satirischen Poesie huldigte Schack auch in seinen zwei politischen Lustspielen „Der Kaiserbote“ und „Cancan“ (1873). Das erste spielt im Jahre 1848. Der alte Barbarossa schickt einen Boten aus, der ihm verkünden soll, wie es in Deutschland steht. Dieser wandert durch die Lande, um zu prüfen, ob das deutsche Volk die nöthige Reife habe; doch der Bote erkennt, daß es noch auf einer niedrigen Stufe der politischen Bildung stehe. Dabei werden nun die damaligen Zustände, Hoch und Niedrig, die Rechte und die Linke scharf gegeißelt. Klaus, der Kaiserbote, und der ihn begleitende Amerikaner Till greifen selbst in die Handlung ein. Till spielt den Minister, den Mephisto im Faustmantel; Klaus hält in Narrentracht eine Kaiserrede, welche die Parabase des vierten Actes bildet. Barbarossa weiht, nachdem er Kunde vom Stand der Dinge auf der Oberwelt erhalten, den Grafen von Hohenzollern als den Sohn der Zukunft in prophetischer Rede. „Cancan“ spielt 1870 und geißelt das Napoleonische Frankreich zur Zeit der Kriegserklärung gegen Deutschland. Der Kaiser Napoleon selbst wird mit einem äußerst pathetischen Haß bedacht. Zu den Chorgesängen in dieser Dichtung werden nicht nur die Turcos, sondern auch die Affen des Jardin des Plantes mobil gemacht. Die Parabasen beider Komödien wetteifern mit denen Platens in Bezug auf den Wohlklang ihrer Anapäste und Tetrameter; sie haben das Verdienst, die Satire vom litterarischen Gebiet auf das politische übertragen zu haben: es sind Zeitgedichte, in denen Schack als Vertreter einer schwunghaften politischen Lyrik erscheint.

* * *

Wenn wir uns jetzt noch dem Dramatiker Schack zuwenden, so müssen wir erklären, daß wir seine Dramen nicht seinen Gedichten und Dichtungen geiststellen können, so kunstgerecht ihr Aufbau, so edel ihre Sprache, so bedeutsam meistens ihre Grundgedanken sind; doch es fehlt ihnen im Ganzen der dramatische Nerv, und die Motivirung geht oft nicht genug in die Tiefe. Das bekannteste dieser Dramen ist das Trauerspiel „Die Pisaner“ (2. Aufl. 1876), das in München und unseres Wissens auch am Berliner Hoftheater gegeben worden ist. Gerstenberg hat den Dictator der Republik von Pisa, Ugolino, bereits zum Helden eines Dramas gemacht, das die von Dante geschilderten furchtbaren Scenen im Hungerthurm zum Gegenstande hat. In Schacks

Trauerspiel bilden diese nur den Inhalt des letzten Actes. Das Stück schildert die vorausgehenden Partekämpfe in Pisa, in welchen sich Ugolino und der Erzbischof Ruggieri gegenüberstehen, jener ein Ehrgeiziger, der wie der spätere Cesare Borgia sich zum Könige Italiens machen möchte, dieser an den Papst „Sixtus V.“ von Minding erinnernd, indem er hinter der Maske der Ruhe und Schwäche seinen glühenden Haß, sein heißes Rachegefühl verbirgt. Der Gegensatz dieser Charaktere ist echt dramatisch, aber doch nicht genug durchgeführt, da Ruggieri für den dramatischen Effect die Trümpfe aus der Hinterhand zu früh ausspielt. Beide Gegner haben dasselbe Weib geliebt. Der wilde Ugolino ersieht in einer heftigen Scene Afo, den Sohn Ruggieris und dieses Weibes. Im Kampfe besiegt, wird er in den Hungerthurm gesperrt mit seinen Kindern, aus dem er nur sterbend hervorgeht. Das Stück ist im Ganzen in eine etwas grelle Beleuchtung gerückt. Die Heldin des Dramas „Timandra“ (1869) ist die Mutter des Spartanerkönigs Pausanias, welche den ersten Stein herbeiträgt, um den von den Ephoren Verurtheilten im Tempel einzumauern. Vorher, ehe sie von seiner Schuld überzeugt ist, tritt sie als begeisterte Vertheidigerin des Sohnes auf. Pausanias, dessen Geliebte Mandane, die Tochter des Perseerkönigs, ihm von Byzanz nach Sparta gefolgt ist, will allerdings die Verfassung Spartas umstürzen, doch nur um freiere und menschenwürdigere Einrichtungen an ihre Stelle zu setzen. Den gleichen Stoff hat Heinrich Kruse behandelt in seinem Drama „Das Mädchen von Byzanz“, doch erscheint hier Pausanias üppiger, ehrgeiziger, schuldvoller. In den übrigen Dramen „Gaston“ (1883), „Die Johanniter“ (1887), „Walpurga“ ist die Darstellungsweise, der kunstgerechte Aufbau, die durchsichtig klare Sprache rühmenswerth, auch meistens der einheitliche tragische Conflict festgehalten; zwei dieser Dramen aber müssen wir besonders hervorheben, weil sie wahre Gedanken-Dichtungen sind und mit einigen lyrisch-epischen Schöpfungen des Dichters gleiche Tendenz haben: „Heliodor“ (1878) und „Atlantis“ (1879). „Heliodor“ hat keinen tragischen Abschluß, sondern eine in die Zukunft reichende Gedankenperspective bildet die Schlußdecoration. Der Held ist ein vornehmer Athener, der zur Zeit, als die alte Welt aus den Fugen geht, die Römer wie die Christen aus Hellas vertreiben will; doch Marichs Gothen bemächtigen sich des Landes. Die Priester der eleusinischen Geheimnisse trösten Heliodor, daß die alten Götter zwar untergehen werden, aber auch der Gott der Christen, und nur Eros bleiben wird, der älteste der Götter, der Gott der Menschenliebe. Den dramatischen Einschlag in das Gewebe der Dichtung bildet die Liebe Heliodors zu Makrime, der Tochter einer Christenfamilie; sie wird von ihrem Bruder ermordet, als sie sich den alten Göttern wieder zuwendet. Den Charakter einer Gedankenymphonie trägt auch das handlungsreichere Drama „Atlantis“. Ein deutscher Graf Wolfgang führt zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution eine Expedition nach dem Westen Nordamerikas, um dort das Ideal einer goldenen Zeit zu

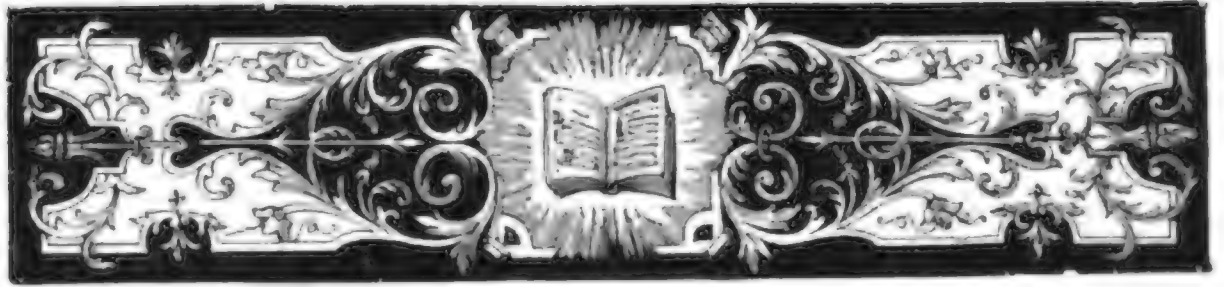
verwirklichen; doch im Kampf mit widerstrebenden Genossen und eigenen Leidenschaften geht er selbst und sein Unternehmen zu Grunde.

So tritt Graf Schack vor uns hin als ein überaus fruchtbarer, edelstrebender Dichter von vornehmer Begabung. Bis zu seinem Tode hielt er sich vorzugsweise in München auf. Dort gründete er auch als großer Kunstkenner und Schutzherr der Künstler, die er mit seinen reichen Mitteln unterstützte, die berühmte, allen Fremden zugängliche Schackgalerie, die kürzlich bei Gelegenheit seines Testaments so viel besprochen ward. Schack selbst hat sie in seiner Schrift „Meine Gemäldeammlung“ (3. Aufl. 1884) eingehend geschildert. Sie enthält prächtige Bilder von Schwind, Genelli, Feuerbach und anderen hochbegabten Malern. Im Jahre 1876 wurde Schack von dem deutschen Kaiser in den erblichen Grafenstand erhoben, später vom Großherzog von Mecklenburg zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannt. Eine Gesammtausgabe von Schacks Werken erschien 1882—83 in 6 Bänden. Nach letztwilliger Verordnung soll eine wohlfeile Gesammtausgabe jetzt veranstaltet werden, welche dazu dienen wird, des Dichters Schöpfungen in weitesten Kreisen bekannt zu machen und die Klage zu entkräften, welche Graf Schack in einer bisher von uns nicht erwähnten Gedichtsammlung „Lotosblätter“ (1883), in denen ein freier Weltblick sich mit einer vorwiegend elegischen Stimmung vereint, ausspricht:

Bitter an den Lippen klebt
Mir des Lebensbechers Gefe,
Und wie heiß ich auch gestrebt,
Lobt kein Kranz die glüh'nde Schläfe.
Was ich baute, seh' zerstört
Ich zu Boden niederrollen;
In der Luft ist ungehört
Meiner Worte Klang verschollen,
Und bevor mein Volk, mein Land
Noch erkannte, wen sie hatten,
Unbetrauert, ungenannt
Werd' ich eingehn zu den Schatten.

Doch diese Klage ist unberechtigt. Schacks Name ist bekannt und geachtet. Allerdings gehört er nicht zu den Modepoeten; doch auch Goethe hatte Jahrzehnte lang eine kleine Gemeinde. Die Unsterblichkeit wird nicht auf lärmendem Jahrmarkt ausgetrommelt; sie wächst heraus aus dem engen Kreise der Besten seiner Zeit, denen der Dichter genug gethan hat.





Zur Abänderung des deutschen Strafverfahrens.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Nachdem die deutsche Strafproceßordnung seit fast vierzehn Jahren in Geltung steht und Erfahrungen über ihre Bewährung in reichem Maße vorhanden sind, schickt sich die Reichsgesetzgebung nunmehr an, dieselbe in zahlreichen Punkten abzuändern und dadurch einer großen Anzahl von Beschwerden und Wünschen Rechnung zu tragen, die im Laufe der Jahre zum Ausdruck gekommen sind. Der Gesetzentwurf, mit dessen Berathung sich der Reichstag in der nächsten Tagung schon beschäftigen wird, enthält keine systematische, von einheitlichen Gesichtspunkten ausgehende und von einem einheitlichen Grundgedanken beherrschte neue Regelung des Strafverfahrens, zu einer solchen dürfte die Zeit erst dann gekommen sein, wenn die gewaltige Aufgabe der Schaffung eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Gesamtgebiet des Reiches glücklich gelöst ist und die Ansichten der Wissenschaft bezüglich der Wege, die bei der Neuordnung dieses Rechtsgebietes zu betreten sind, sich nicht mehr so scharf und unvermittelt einander gegenüberstehen wie zur Zeit, der Gesetzentwurf, mit dessen Hauptinhalt wir uns im Nachstehenden beschäftigen, begnügt sich mit einem bescheideneren Ziel; er will einerseits einige nicht länger aufzuschiebende Reformen in das geltende Recht einführen, andererseits die bessernde Hand an verschiedene Bestimmungen legen, welche zu größeren oder kleineren Uebelständen Anlaß gegeben haben. Daß er hierbei im Ganzen das Richtige getroffen hat, darf mit gerechter Freude und gleicher Dankbarkeit anerkannt werden.

Im Mittelpunkte der Gesetzesvorlage steht die Einführung der staatlichen Entschädigung für Personen, welche schuldlos eine Straf-

haft ganz oder theilweise verbüßt haben; nach langjährigen Bemühungen ist endlich der Widerstand, den man dieser Forderung entgegensetzte, gebrochen, die öffentliche Meinung und die allgemeine Rechtsüberzeugung haben den Sieg über doctrinäre Engherzigkeit und büreaukratische Vorurtheile davon getragen, ein sichtlicher Beweis, daß die zähe Ausdauer der Volksvertretung auch in Deutschland am leyten Ende zu dem gewünschten Ziele führt, trotzdem die Grundsätze des Parlamentarismus bei uns nicht anerkannt sind. Es ist bedauerlich, daß die Gesetzgebung die Entschädigungspflicht des Staates nur in Ansehung der Strafhaft anerkennt, während eine Entschädigung bei schuldlos verbüßter Untersuchungshaft nach wie vor ausgeschlossen ist, indessen ist es immerhin schon ein gewaltiger Fortschritt, daß der Staat seine Entschädigungspflicht in der Beschränkung auf die Strafhaft nicht mehr bestreitet. Wir nehmen denselben dankbar an, verlieren jedoch nicht das Ziel aus den Augen, die Entschädigung auch auf die Untersuchungshaft zu erstrecken. Der Entwurf steht auf dem Boden der Ansicht, daß die Entscheidung über die Entschädigung den ordentlichen Gerichten gebührt, die Vorentscheidung durch die Justizministerien ist von keiner Bedeutung; damit wird anerkannt, daß es sich hierbei um einen Rechtsanspruch gegen den Staat und nicht um eine Gnadensache handelt; aus Rechtsgründen ist der Staat verpflichtet, für den Vermögensschaden aufzukommen, welcher seinen Unterthanen durch den Irrthum des Strafrichters erwachsen ist, nicht aus Billigkeitsrücksichten. Die Anerkennung dieses Standpunktes seitens der Reichsgesetzgebung ist grundsätzlich und praktisch von erheblichster Wichtigkeit, wir erblicken darin endlich wieder einmal eine Reform, welche so recht dem Gedanken des Rechtsstaates Rechnung trägt. Es mag wohl bemängelt werden, daß der Staat nur für den Vermögensschaden Ersatz leistet, allein ein Ersatz für den unmateriellen Schaden des unschuldig Verurtheilten ist ausgeschlossen. Oder giebt es einen Ersatz für die Qualen der Verzweiflung, die der moralisch Gebrandmarkte hat aushalten müssen, während er doch wußte, daß er unschuldig ist, giebt es einen Ersatz für die Thränen, die Weib und Kinder vergossen haben, während der unschuldige Gatte und Vater in Züchtlingskleidern Zwangsarbeit verrichtete? Hierfür Ersatz zu leisten, ist dem Staate trotz seiner Macht unmöglich, die Verhältnisse bringen es mit sich, daß nur der Vermögensschaden in Betracht kommen kann. Hätten wir die englische Einrichtung der Civiljury, so wäre nichts gerechtfertigter, als die Bemessung des Ersatzes der Entscheidung der Geschworenen zu übertragen, da wir aber dieses Institut — leider — nicht kennen und gegen die Heranziehung unserer Geschworenen gerechte Bedenken bestehen, so bleibt nur übrig, die Gerichte darüber entscheiden zu lassen, welche auch im Uebrigen über Schadenersatz und Entschädigung urtheilen, also die Civilkammern der Landgerichte. Es ist zu hoffen, daß dieselben unter voller Würdigung der socialpolitischen Seite der Frage mit der Entschädigung

nicht knausern, sondern in liberaler Weise die Summen bestimmen, welche den Opfern des Justizirrhums zukommen; die Befürchtungen, die hiergegen laut geworden sind, theilen wir bis auf Weiteres nicht.

Wie diese Reform, so befriedigt auch die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern die öffentliche Meinung in vollstem Maße, und mit lebhaftem Beifall ist es zu begrüßen, daß die Oberlandesgerichte mit der Entscheidung über die Berufung betraut werden. Man mag immerhin einwenden, daß die Zulassung der zweiten Instanz mit dem Grundsatz der Unmittelbarkeit nicht vereinbar ist, das Volk kann sich nun einmal nicht damit befreunden, daß es in Strassachen nur einen Richter der Thatfrage geben soll, es will lieber mit dem eben erwähnten Grundsatz gebrochen und dafür die Möglichkeit gewährt wissen, gegen das Urtheil des unteren Richters die Entscheidung des oberen anrufen zu können. Die Einführung der zweiten Instanz in Strassachen wird in weitesten Kreisen der Nation als eine Vermehrung der Rechtsgarantien, als eine Verstärkung der zur Verhütung der Verurtheilung Unschuldiger bestehenden Cautelen betrachtet, mit Vergnügen verzichtet man auf die stärkere Besetzung der Strafkammern in dem Bewußtsein, daß ja nunmehr die Möglichkeit gegeben ist, gegen die Entscheidung der Strafkammer diejenige des Strassenates anrufen zu können. Dem Criminalisten, welcher den Grundsatz der Unmittelbarkeit bis zu seinen letzten Consequenzen durchgeführt sehen will, mag dieser Verzicht nicht leicht werden, allein wohl oder übel ist er mit in den Kauf zu nehmen. Die Verminderung der Mitgliederzahl der Strafkammern von fünf auf drei ist der Hauptpreis, den wir für die Einführung der Berufung zahlen, derselbe ist ein recht hoher, allein ohne seine Bezahlung wäre schon aus finanziellen Gründen die Zulassung der Berufung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten gewesen.

Die Einführung eines sehr raschen abgekürzten Verfahrens nach dem Vorbilde des französischen Rechtes für die Aburtheilung derjenigen Uebelthäter, die auf handhafter That ergriffen wurden, sowie die Erweiterung der Zulässigkeit des Versäumnißverfahrens bilden zwei weitere Reformen, welche sich als praktisch durchaus empfehlen. —

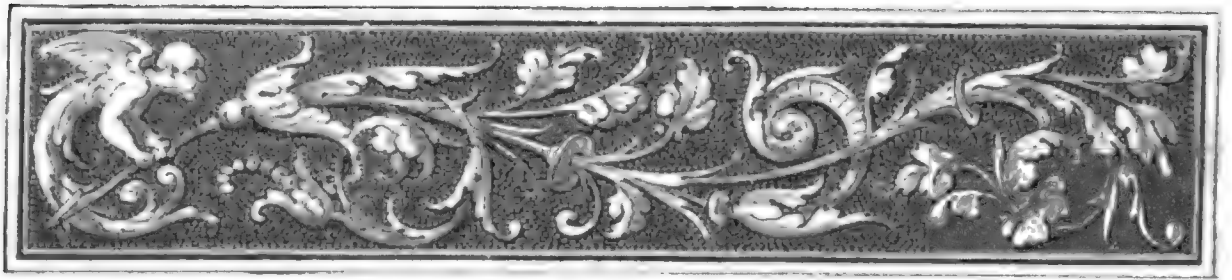
Bemerkenswerth sind die Aenderungen, welchen die Bestimmungen über Beeidigung der Zeugen unterworfen worden sind, zum Theile enthalten dieselben die Erfüllung langjähriger Wünsche. Hierher gehört vor Allem die Ersetzung des vor der Vernehmung zu leistenden Eides — Poreid — durch den nach der Vernehmung zu schwörenden, den Nacheid; des Weiteren ist hier zu erwähnen die dem Richter ertheilte Befugniß, von der Beeidigung des Zeugen Abstand zu nehmen, wenn ihm dessen Aussage als durchaus unglaubwürdig erscheint; daß der Gesetzgeber nicht einen Schritt weiter geht und dem Richter die gleiche Befugniß nicht auch dann einräumt, wenn die Zeugenaussage durchaus bedeutungslos ist, erscheint im Interesse der Verminderung zwecklos geleisteter Eide bedauerlich. Bedenklich ist es, daß das

Gesetz die gleichzeitige Beeidigung mehrerer Zeugen gestattet; es liegt auf der Hand, daß dieses Verfahren das Ansehen, welches der Zeugeneid genießt, nicht fördert, wie es auch gewiß nicht dazu beiträgt, die Feierlichkeit der Eidesleistung zu erhöhen. Erfreulich ist es dagegen, daß die Gesetzgebung dem vielfach an sie gestellten Aninnen, den confessionellen Eid wieder einzuführen, Widerstand geleistet hat, trotzdem diese Umformung der Eidesformel in Kreisen großen Beifall genießt, die einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben.

Daß die Beseitigung des confessionellen Eides für die Vermehrung der Eidesverbrechen — die übrigens ausweislich der Ergebnisse der Statistik in den letzten Jahren keineswegs eine anomale genannt werden kann — bedeutungslos war, bedarf nur der Hervorhebung.

Auch die Zuständigkeit der Strafgerichte wird von der Gesetzesvorlage in bemerkenswerther Weise abgeändert; erweitert ist die Zuständigkeit der Schöffengerichte und der Strafkammern, vermindert diejenige der Schwurgerichte, denen man gewisse Fälle des Meineids, des betrügerischen Bankerotts, der Urkundenfälschung und Verbrechen im Amte entzogen hat. Die geringe Zuneigung, deren sich diese Gerichte vielfach heute in Deutschland erfreuen, kommt in dieser Beschränkung der Zuständigkeit ebenfalls zum Ausdruck. Die Bedeutung des Schwurgerichtes ist in Deutschland fortan eine recht kleine, und die seit dem Sturm- und Drangjahre von 1848 zu beobachtende Abänderung ihrer Zuständigkeit, die fast ausnahmslos mit einer Verminderung gleichbedeutend war, könnte der Behauptung als Stütze dienen, daß in Deutschland für die Betheiligung des Laienelementes an der Strafjustiz das Schöffengericht und nicht das Schwurgericht diejenige Form bilde, für die sich die Rechtsentwicklung entscheiden wird. Wir unterlassen es, an dieser Stelle hierauf einzugehen, glauben aber hervorheben zu sollen, daß eine Beschränkung der Zuständigkeit in Ansehung der aufgezählten Strathaten theilweise allerdings nicht unberechtigt ist, weil bei der Aburtheilung derselben die Geschworenen nicht nur vereinzelt, sondern im Verhältnis recht oft sich einer irrthümlichen Behandlung und Entscheidung schuldig gemacht haben; da zu der Entscheidung der in Rede stehenden Delicte zumeist eingehende juristische Kenntnisse gehören, so darf man den Schwurgerichten daraus keinen Vorwurf machen, dergleichen Delicte eignen sich nicht für die Entscheidung eines lediglich aus Laien bestehenden Collegiums, sie gehören vor ein Gericht, bei dem Laien nicht minder mitwirken, wie rechtsgelehrte Richter. Aenderungen der Strafprozeßordnung, welche nur den Juristen interessieren, bleiben hier unerwähnt.

Uebersichten wir die Aenderungen, welche die neue Gesetzesvorlage für das Strafverfahren enthält, so können wir unser Urtheil nur dahin zusammenfassen, daß wir in den meisten derselben wichtige Fortschritte und Verbesserungen sehen, von denen ein günstiger Einfluß mit Sicherheit zu erwarten ist.



Der Trappist.

Eine Skizze

von

Richard Koehlich.

— Breslau. —

In einem Provencer Thale, wo bald zwischen dunklen Wäldern, bald zwischen Wein- und Olivenpflanzungen die helle Durance strömt, steht, den schroffsten Felsen krönend, ein Trappistenkloster, ein Abkomme der berühmten Anstalt im französischen Norden. Ein troziges Zug-in's-Land, ragt von dem grauen Gestein das brüchige Gemäuer, weithin sichtbar, wie ein starres memento mori hinein in das lebensvolle, paradiesisch schöne Land. Und dem Aeußeren entspricht auch der Inhalt: kein „Kling klang gloria“ poculirender Mönche hallt dem neugierigen Besucher aus weinduftdurchwürzten Kellergewölben entgegen, kein Klirren von Gold und Silber als Musik zum Würfelrollen, — ein Hauch des Friedens, der stillen Arbeit und Askese zieht durch alle Räume, ein Hauch von jenem Geiste, der einst von den Ufern des heiligen Ganges, von den cedertragenden Gestaden des Jordan aus über die Erde ging. Wohl lag in den tiefen, kühlen Kellergängen ein reicher Vorrath der edlen Weine von Burgund und Champagne, wohl barg ein kleines, geheimes Gemach so manche schwere Eisentruhe voll gemünzten Edelmetalls, aber keines dieser Güter sollte dazu dienen, der Sinnelust der Bewohner zu fröhnen, — sie waren des Klosters Gabe an die Kranken und Armen unten im Thale. Alltags, wenn die Frühgesänge der Matutinen verhallt waren, stieg einer der Brüder hinab, um mit Worten und Gaben Trost und Hilfe in die Hütten der Bedürftigen zu bringen. „Die Engel vom Berge“ nannte das dankbare Völkchen seine Wohlthäter, und der demüthige Gruß, die Adoration, die es ihnen allenthalben erwies, galt hier den edlen Mönchen selbst nicht minder als ihrem heiligen Berufe und Gewande. Aber keiner vom

Orden — selbst der Prior nicht — genoß so inbrünstige Verehrung wie er, der jüngsten Brüder einer: Frère Bénédicte. Aus weiter Ferne sandte man nach ihm, oft aus geringfügigem Anlaß, warum — nun, so konnte nur ein Dummkopf fragen, hier zu Lande wußte es jedes Kind, daß der Weinberg doppelte Ernte gab, wenn er segnend seine Hand darüber streckte, daß nie Hagel und Sturm die Felder verwüstete, die sein Fuß durchschritt.

Es war ein schwüler Hochsommernachmittag. Weit und breit keine Spur eines Wölkchens, sengend, erbarmungslos brannte die Sonne auf die emsig schaffenden Landleute herab; durch die windstille Luft schwamm bezaubernd, einschläfernd, der Duft unzähliger Rosen; schläfrig, müde, zog wie eine silberne Schlange die murmelnde Durance vorüber. Eintönig klang das Rauichen der fallenden Halme, das Dengeln der Sensen, immer spärlicher wurden die herüber und hinüber geworfenen Scherzworte. Nur hoch in wolkenloser Bläue scholl das schmetternde Tirili der Lerche, wie ein jubelndes Kyrie klang es silberrein durch die blühende, goldene Luft. Den Schmittern rann der Schweiß in Strömen zur Erde, aber sie rasteten nicht, wußten sie doch, daß sein Auge, Frère Bénédicte's Auge auf ihnen ruhte, denn dort, hoch oben, gegenüber der aufgehenden Sonne, lag das Fenster seiner kleinen Zelle.

Der Mönch war in der That zu Hause; er war erst spät, ermüdet, von einem Krankenlager zurückgekehrt, um sein frugales Mahl zu verzehren, an Einfachheit und Dürftigkeit ein wahres Spartanermahl, nur daß aller Fleischgenuß verpönt war, und — im Gegensatz zu den Syssitien — Jeder einsam in seiner Zelle speiste. Denn gemeinsam war nur der Früh- und Abendgottesdienst, zu dem die Hora oder die Vesperglocke die Klosterinsassen versammelte, im Uebrigen war Einsamkeit streng geboten als die wichtigste Vorbedingung zur gottsuchenden Meditation und zur Ertödtung der letzten irdischen Wünsche. Eine Holzpritsche mit wollener Decke als Nachtlager, ein Tisch und Stuhl und ein gefülltes Bücherregal bildeten das ganze Mobiliar, in einer kleinen Nische neben der Thür stand als sprechende Verkörperung des memento mori, als der Ordensdevise, ein Skelett. Die Bibliothek war nicht groß; neben den Schriften religiösen Inhalts, unter denen auch die vorzüglichsten Werke der Kirchenväter, der Scholastiker und Mystiker waren, stand eine kleine Gruppe medicinischer Bücher; denn Frère Bénédicte besaß, auf Grund seiner einst mit Feuereifer betriebenen Jugendstudien, reiche Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft, — er war denn auch der Aesculap des Klosters und der Umgegend. Halb verdeckt — wie eingeschmuggelte Contrebande — lugten einige philosophische Bücher hervor, darunter mehrere besonders abgegriffene Bände; es waren Schopenhauers Werke und Spinozas Ethik.

Der einsame Zellenbewohner war an's Fenster getreten; aber nicht dem Schaffen der emsigen Schmitter, nicht dem entzückenden Zauber der Landschaft galt seine Aufmerksamkeit, seine Blicke schweiften nach dem

stolzen Herrenschlosse, das von einer benachbarten Bergkuppe herübergrüßte. Das Schloß gehörte seit Jahrhunderten den Grafen von Leval. Früher, als noch die Bourbons regirten, hatten die ehrgeizigen, ritterlichen Besizer meist am Hofe gewohnt, dann aber, unter dem Empire und der Republik, zogen sie sich großend von der Doffentlichkeit zurück und lebten auf ihrem Stammsitze größtentheils der Jagd und dem geselligen Vergnügen. Von ihrer unerschütterlich royalistischen Gesinnung aber zeugte noch jetzt das weiße Banner mit den silbernen Lilien, das lustig vom Giebel wehte; es blähte sich in seiner stolzen Höhe wie triumphirend über die tief unten im Thale flatternde Tricolore der Mairie.

Aus weiter Ferne, wie klagend, scholl ein langer, verhallender Hornruf zu dem einsamen Lauscher empor; er schrak zusammen und drückte fest beide Hände auf das unter der Kutte hämmernde Herz.

Jahre versanken wie ein Traum; — aus dem Thore des Schlosses zog wieder, wie einst, eine glänzende Cavalcade zu Thal, zur Jagd. Hell leuchten die farbenprächtigen Gewänder, stolz wiegen sich die Reiherfedern im Winde. Voraus sprengt ein herrliches Paar: auf milchweißem Zelter ein hohes, schlankes Weib mit tiefen bligenden Augen und nachtschwarzem Haar, und an ihrer Seite auf feurigem Vollblut ein stolzer, härtiger, kraftstrobender Mann — er selbst: Roger, Vicomte de Leval. Und an ihn heran lenkt jetzt der fedde, immer lustige Graf Raoul; er erinnert den Freund an die Wette, die sie den Abend vorher beim Champagner geschlossen: wer der erfolgreichste Jäger sein würde. Er aber lächelt bloß; — was ist ihm alles Waidmannsglück, ihm, der die schönste Blume der Provence errungen: Abdele de Beziers. Dann aber — l'appetit vient en mangeant, hat Raoul vorher gespottet — ist doch der Jagdeifer in ihm erwacht; sein Araber hat ihn bald den Blicken der Gesellschaft entzogen. Er merkt kaum, daß sich der Himmel rings umzogen hat, daß der erste ferne Donner murrst; erst der strömende Regenguß, der unter grellen Mliken und betäubenden Schlägen niedergeht, läßt ihn für seine Gattin besorgt sein. Nun, Raoul ist ja wohl bei ihr als stets hilfsbereiter Cavalier, denkt er und lächelt selbst über seine Angst. — Und er hatte nur zu sehr Recht: sie waren zusammengeblieben — wie Dido und der Trojaner, und . . . ein Lauscher verrieth es dem Grafen.

Frère Bénédicte preßt hochaufathmend die heiße Stirn an die Scheiben; dort hinter der waldigen Kuppe lag ja der Erlengrund mit der kleinen Lichtung, auf der es sich nun zeigen sollte, wer der beste Schütze sei. Raoul hat durch's Loos den ersten Schuß erhalten; er sendet die Kugel hoch über sich in die Luft und steht nun mit verschränkten Armen, bleich, doch festen Blickes, dem betrogenen Jugendfreunde gegenüber. Vor Rogers Augen schwimmt es wie Blut, ein-, zweimal hat er die Waffe erhoben, um sie schauernd wieder zu senken. „Triß — gut“ schallt es herüber. Und mit wildem Lachen hat er die Kugel dem Feinde über die verschränkten Arme hinweg in's Herz gejagt. Er sieht ihn vornüber in's thaurische Gras

stürzen, er sieht, wie ihm der Sterbende mit letzter Anstrengung die Rechte, Versöhnung heischend, entgegenstreckt. Er aber ist kalt, mit dem höflichen Gruße des Weltmannes, von dannen geschritten, vorüber an seinem Schlosse, wo die Gräfin in irren Fieberdelirien liegt. Was kümmert es ihn? — Was darf es ihn kümmern? Er hat nur correct gehandelt: als Ehrenmann und als Mann von Welt. Aber die Stätte seines einstigen Glückes ist ihm verleidet; es treibt ihn hinaus in's Weite, im Strudel der Lüfte will er sein Unglück begraben sammt der Erinnerung an sein Glück.

Bruder Benedict seufzt; er weiß, er hat seinen Voratz nur allzu redlich gehalten. Er hat der Venus Pandemos gehuldigt wie Keiner, an den grünen Tischen von Wiesbaden und Monte Carlo ist er der Schrecken der Bankiers gewesen, durch sein sabelhaftes Glück, — bis eines Tages — er hatte eben die Bank gesprengt — ihm ein junger livländischer Baron lachend zurief: „Wer so wie Sie gewinnt, Graf, der kann doch wahrhaftig in der Liebe kein Glück haben!“ Noch in derselben Stunde war er abgereist. Das unwürdige Treiben widerte ihn an, sein Leben verlangte nach dem Inballe, den edle Naturen nach schweren Schicksalschlägen und schweren Verirrungen durch eigene Kraft erhalten. Er dachte an den Augustinermönch von Wittenberg, in dem der jähe Verlust des geliebten Jugendfreundes den Keim zum Reformator gepflanzt hatte, er dachte an jenen Abt, den Gründer des Trappistenordens. Das war ehemals ein gar lustiger, weltlicher Herr gewesen, der lieber als das Horaglöcklein die klingenden Becher hörte, der lieber als vor der bleichen Madonna vor einem lebendigen Menschenkinde von Fleisch und Blut auf den Knien lag. Einst nach tollem Gelage wollte er in das Boudoir der Geliebten eilen, am dunklen Eitrich stürzte er über einen Gegenstand, und als er hinsah, war es der hauptlose Kumpf der ermordeten schönen Frau. Und er war hingegangen und hatte La Trappe gebaut, als die Stätte strengster Askese im ganzen Abendlande.

Auch Roger war müde; er suchte Buße und Sühne. Mächtig erwachte in ihm, dem Sprößling der Troubadours und Kreuzritter, die Sehnsucht nach dem Osten; aber nicht als blutiger Eroberer — als friedlicher Pilger wollte er die Stätten der Passion und das Wunderland des Buddha besuchen: Was als dunkler Drang in ihm geschlummert, was er auf dem Delberge, — zu seinen Füßen Jerusalem — deutlich empfunden hatte, das gewann Gestalt und Wort in einer Eremitage an der heiligen Ganga. Es war ein alter Brahmine, dem er die Frage vorlegte: „Vater, was ist die Summe des Lebens?“

„Geben und vergeben.“

Geben und vergeben. Die drei Worte schlugen wie ein Blitz in seine Seele, sie sollten fortan sein Leben beherrschen mit siegender Gewalt. Als er nach sechs Jahren in die Heimat zurückkehrte, hätte Niemand in der gebeugten Gestalt mit dem bartlosen, geichorenen Haupte und den tiefgefurchten Zügen den kräftigen, stattlichen Roger de Leval wiedererkannt. Entschloßen

trat er vor den Prior des Trappistenklosters mit der Bitte, in den Orden aufgenommen zu werden, dem er auch all' seine bewegliche Habe zubachte; dem Prior allein gab er sich zu erkennen und erzählte ihm seine Lebensgeschichte. Er wählte den Namen Benedict nach dem Gründer und Vater des echten Klosterwesens, dem Asketen von Nursia, und bald sollte auch die gute Vorbedeutung des Namens in Erfüllung gehen: geeignet, gebenedeiet ward er von Allen als Priester, als Arzt, als Wohlthäter.

Auf einem seiner ersten Gänge begegnete er einer bleichen, schwarzgekleideten, noch immer jugendschönen Dame, die mit demüthigem Grufß an ihm vorüberschritt. Er erkannte sie auf den ersten Blick, die Unvergessene, noch immer Geliebte, — Adèle von Leval. Er hätte aufschreien, ihren Namen rufen mögen, aber er bezwang sich, daß außer einer flüchtigen, fliegenden Röthe auf seinem Gesicht keine Spur des Seelenkampfes sichtbar ward.

Später saß er oft mit ihr in derselben Hütte, am selben Krankenbette, und er gestand sich mit Beschämung: die Worte des Brahminen waren in diesem Weibe längst in Erfüllung gegangen.

Jetzt hatte er eine feste, würdige Lebensaufgabe: in Liebeswerken wollte er mit dieser Frau, seiner Frau wetteifern, mit seinen heißen Wünschen aber ungekannt, ungenannt bleiben, um nicht den Seelenfrieden, die Weltentsagung zu stören. Was waren gegen diese Buße alle Fasten, alle Kasteiungen seines Berufs!

Wohl flüsterte ihm oft der Versucher in's Ohr: Wirf ab die Kutte, die erzwungene Weltverachtung, Du heißer Sohn der Welt, nimm wieder, was Dein ist, fehr' ein in's Schloß Deiner Väter, sei wieder der tolle Roger wie einst. Schüler der Buddhisten, genieße die Sansara, ehe Dich das Nirwana verschlingt. — So klang es lockend, schmeichelnd, Tag für Tag, aber immer wieder, schon durch drei lange Jahre, hatte er den böien Geist niedergerungen.

Benedict lächelte; es war ein seltsames, trübes Lächeln. Bald, wie bald, wird auch diese Versuchung schweigen, denn bald — vielleicht noch heut — stirbt Adèle von Leval. Vor Wochen schon hatte die unerischrockene Pflegerin von einem Krankenbette eine unheilbare Ansteckung heimgbracht, und heut Morgen erst hatte er gehört, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben hätten.

Er trat vom Fenster weg und sank schwer auf den Stuhl; schweigend legte er die Arme auf den Tisch und darauf das müde, gramdurchwühlte Haupt. So saß er Minuten, Viertelstunden in unverwandtem Brüten.

Eine milde Stimme schreckte ihn auf; es war der Prior, der unbemerkt eingetreten war. Frère Bénédicte schnellte empor; er war nichts als der demüthige Mönch vor seinem Herrn.

„Eile, rüste Dich, mein Sohn,“ sprach der Prior mild, „die Herrin von Leval ringt mit dem Tode! gehe Du hinüber und bringe ihr der Kirche Trost und Gnade!“

Der Andere schwankte, daß er die Siblehne ergreifen mußte, er rang krampfhaft nach Worten, aber kein Laut kam über die bleichen, blutlosen Lippen.

„Gehorsam ist die erste Ordenspflicht,“ sprach der Alte streng und bestimmt, und weicher setzte er hinzu: „Kennst Du noch die Worte der Schrift, den Spruch, den Du Dir bei Deinem Eintritt erwählt hast als Leitstern für immerdar?“

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet . . .“

„Wohl, so erfülle das heilige Wort! — Gesegnet sei Dein Ausgang und Dein Eingang.“

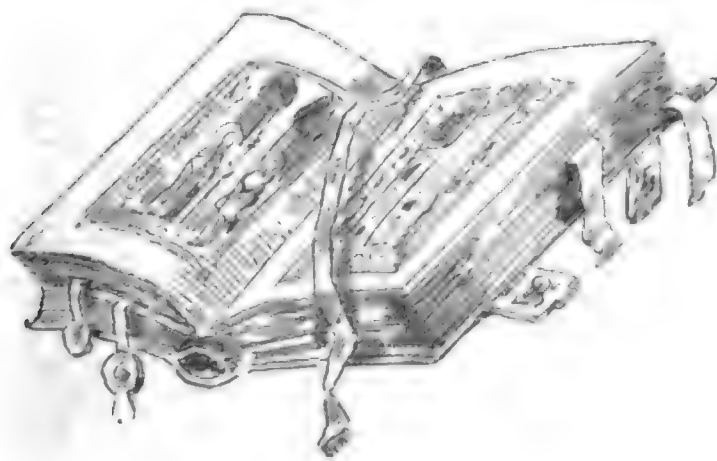
„Amen,“ klang es dumpf zurück, dann schritt Frère Bénédicte hinaus, seinem schwersten Kampf entgegen.

Lange sah ihm der greise Herzenskenner nach . . .

Die Sonne ging zur Rüste, golden brachen sich ihre letzten Strahlen in den Scheiben des alten Schlosses. Ein Purpurmeer übersluthete den weiten Horizont; wie eine goldgesäumte Drifflamme stand die Abendröthe hoch im satten Blau, und ihr rosiger Abglanz färbte auch das weiße Banner mit den silbernen Lilien.

Schatten füllen die Thäler, von dem Trappistenkloster hallen die letzten Klänge des Vesperglöckleins weiter über die knieenden Menschen und das gesegnete Land. Vom Lilienbanner weicht jäh der letzte Rosenschimmer, leise, langsam sinkt es nieder — auf Halbmaß. Aus dem stillen Sterbegemach von Leval schwingt sich der Todesengel zu neuem, nimmer endendem Fluge über die alte Erde. —

Es ist Nacht geworden; der Frieden wandelt über die Fluren und zwischen den Hütten; heißer, berausgender strömen die Düste der Blumen aus. Und durch die lockende, blühende Nacht schreitet ein einsamer Mann dem heimatlichen Kloster zu, langsam, mit erhobenem Siegerhaupte, er — der letzte Leval.





In der dänischen Hauptstadt.

Von

Alfred Holzbock.

— Berlin. —

Die Zähigkeit, Ausdauer, Kraft und Unbeugsamkeit des Dänen spiegelt sich wieder in Kopenhagens Schickjal. Gleich Berlin hat sich Kopenhagen, dessen Ursprung im 9. Jahrhundert liegen soll, vom Fischerdorf zur Hauptstadt durchgerungen. Jahrhunderte hindurch bis vor wenigen Decennien noch ein Spielball der Nationen, heute angegriffen von diesem, morgen in der Fehde mit jenem Volke, einmal Siegerin, noch öfter aber Besiegte, einst ein Schutthausen, dann wieder eine blühende Stadt, so gestaltete sich in der Zeiten Lauf Kopenhagens Schickjal. Als durch die Völkerschlacht bei Leipzig Europa ein neues Gewand erhielt, in den Ländern Friedensschalmeien ertönten, die Völker sich an Sieges- und Segensliedern erfreuen durften, da begannen für das kleine Dänemark und seine Hauptstadt neue Kämpfe, neues Ringen um Freiheit, Existenz und Recht. Ein mächtiges russisch-deutsch-schwedisches Heer drang in Dänemark ein. Die Uebermacht mußte über die Tapferkeit siegen, das dänische Heer den Schaaren dreier Nationen naturgemäß weichen. Im Januar 1814 wurde in Kiel Frieden geschlossen. Dänemark mußte das mit ihm seit 1380 vereint gewesene Norwegen an Schweden abtreten, Rußland behielt Finnland, und England wurde mit der Insel Helgoland beglückt, die, jetzt zu Deutschland gehörig, im Verlaufe von 80 Jahren drei Mal ihr vaterländisches Kleid wechseln mußte. Aber all' diese von dem Schickjal und der Macht ausgetheilten Schläge hat Kopenhagen mit zäher Ausdauer, mit unbeugsamer Kraft überwunden. Dänemarks Hauptstadt richtete sich auf, sie nützte den Frieden aus, sie kräftigte sich und wuchs im Innern, sie stärkte sich nach Außen. Die langen Friedensjahre hatten das zähe Dänemark so kräftig gestaltet, daß selbst die Wunden des Jahres 1864 rasch und glücklich vernarben und das herrliche Ausblühen seiner Hauptstadt weder aufhalten noch hindern konnten.

Kjöbenhavn, das heißt Kaufmanns-Hafen, wird Kopenhagen auf gut Dänisch genannt. „Kaufmanns-Hafen“, diese Bezeichnung charakterisirt die Bedeutung und das Gepräge Kopenhagens am treffendsten.

Der Schriftsteller, der Dänemarks Hauptstadt durch eingehende Schilderung der Stadteintheilung, Hauptpläge und Schenswürdigkeiten für den Leser entdecken wollte, würde sich an eine äußerst schwierige und dabei äußerst überflüssige Aufgabe heranwagen.

Kopenhagen ist heutzutage in kurzer Zeit auf sehr bequeme Art zu erreichen. Selbst derjenige, der ein ausgesprochenes Talent für die Seefrankheit besitzt, kann bei ganz kurzer Seefahrt glücklich nach Kopenhagen kommen, er benütze die Verbindung Warnemünde-Bjerser, und er wird in längstens zwei Stunden seine ganze innere Begabung Poseidon anvertrauen.

Der Hafen, der sich um einen großen Theil der Stadt zieht, macht sich schon aus der Ferne durch mächtig ansteigende Maste bemerkbar; von jedem Stadttheil, ja fast von jeder Hauptstraße aus ist ein Stück Hafen mit Leichtigkeit zu erreichen, ein Schiffahrtsebild zu bewundern. Mächtige Kauffahrteischiffe, überseeische große Dampfer, elegante Passagierdampfer, schwer beladene Segler, robuste Hafenarbeiter, leuchtende Lastträger, rothwangige Matrosen, gebräunte Seebären bilden die einzelnen Bestandtheile des Hafenbildes, das überall auftaucht und Kopenhagen so ganz und gar zu Njöhenshavn, zum „Kaufmannshaven“ gestaltet.

Auch das berühmte Tivoli braucht nicht entdeckt zu werden, jenes großartige Vergnügungs-Etablissement, das trotz seiner räumlichen und decorativen Entfaltung, Aufwendung grandioser Beleuchtungseffecte einen einheitlich imposanten Eindruck nicht erzeugen kann, weil alles Sehenswerthe nicht vereint, sondern allzu zerstreut und auseinander liegt, man möchte behaupten, zu sehr parzellirt ist. Jedoch der Kopenhagener ist stolz auf sein Tivoli, und der Fremde bemüht sich, dem bunten, weltstädtischen Treiben Reiz und Geschmack abzugewinnen, und entdeckt mit Leichtigkeit, daß das breit und lang sich ausdehnende Tivoli nicht allein für Kopenhagens tout le monde, sondern auch für Kopenhagens domi monde da ist.

Das Thorwaldsen-Museum kann auch eine Schilderung entbehren. Dieser etruskische Tempel ist das gewaltigste Monument, das je einem Künstler errichtet worden ist; umgeben von seinen Schöpfungen, liegt unter einem einfachen, schmucklosen Grabhügel Thorwaldsen. Nur ein Künstler von der Genialität, der Phantasie und dem antiken Schönheits Sinn eines Thorwaldsen konnte die erhabene Idee haben, seine unsterblichen Werke möchten das Mausoleum für seine sterblichen Ueberreste bilden. In der Frauenkirche (Fruekirke) sind bekanntlich des Meisters zwölf Apostel und Christus aufgestellt, allein die Eindrücke, die diese herrlichen Kunstwerke an dieser ehrwürdigen Gottesstätte hervorbringen, sind nicht zu vergleichen mit der erhabenen, mit der beklemmenden und doch befreienden Wirkung, die der Anblick der Schöpfungen in dem der Kunst und ihrem Meister geweihten Tempel erzeugt.

Wer Gelegenheit gehabt hat, wiederholt und längere Zeit in Kopenhagen zu verweilen, das Leben und Streben daselbst zu beobachten, Einblicke zu gewinnen in das sociale, gesellschaftliche und künstlerische Getriebe, der dürfte zu der Folgerung gekommen sein, daß der äußere Charakter einen vollendet passenden Rahmen zu dem inneren Charakter der Stadt und seiner Bewohner bildet. Die dänische Hauptstadt ist weder reich an architektonischen Schönheiten und monumentalen Bauten, noch an eleganten Straßen und geräumigen, wohlgepflegten Plätzen. Sie wirkt nicht auf die Phantasie, sie macht einen vielleicht nüchtern zu nennenden Eindruck, sie interessirt mehr, als sie erwärmt, aber sie fesselt trotz alledem durch ihr reges, ruhiges, durchaus nicht geräuschvolles Leben, durch ihre peinliche Sauberkeit und Freundlichkeit, durch eine vornehme Liebenswürdigkeit, eine Liebenswürdigkeit, die sich nicht aufdrängt und aus diesem Grunde vielleicht um so tiefer empfunden wird. Selten, daß man in Kopenhagen, dem Tummelplatz nordischen Schiffsvolkes, von lauten Trunkenen belästigt, durch vöbelhafte Reden und Auftritte verlegt oder gar durch Schlägereien abgestoßen wird. Nach außen hin, im Verkehr mit ihres Gleichen oder den Fremden bewahren selbst die untersten Massen stets eine gewisse Ruhe und Rücksicht, zeigen sie eine förmlich wohlthunende Zuneigung äußerlicher Formen. Der Kutscher wird kein Trinkgeld beanspruchen, aber er wird jedem seiner Fahrgäste freundlich ein fare well nachrufen, und selbst der vornehmste Däne ist so höflich, diesen Gruß zu erwidern. Der Fremde fühlt sich nicht fremd in Dänemarks

Hauptstadt, denn er findet an allen Orten, bei allen Menschen Entgegenkommen. Jeder ist bemüht, seine Wünsche zu verstehen, seine Fragen zu beantworten, nicht weil er einen Fremden vor sich hat, von ihm gar Nutzen ziehen will, sondern weil diese Form dem freundlich correcten Wesen des Kopenhagener entspricht. Die Rücksicht, die der Kopenhagener dem Fremden gegenüber zeigt, beansprucht er von letzterem in gleichem Maße. Er ist darin von einer Correctheit, die manchmal gesellschaftsgefährlich werden und selbst einen formgewandten Weltstädter in die peinlichste Situation bringen kann. Zu Lehr und Nutzen möchte ich, um meine Behauptung zu beweisen, die folgende Episode anführen. Ich hatt' in Kopenhagen einen Kameraden, einen besseren fand ich nicht. Er war Berufscollege und mir gegenüber von einer herzlichen Liebenswürdigkeit. Wir verkehrten oft und gern zusammen. Eines Tages verabredeten wir, d. h. mein College, seine reizende junge Gattin und meine Wenigkeit, nach dem Theater gemeinsam zu soupiren. Mit einigen mir befreundeten Deutschen erwartete ich meinen Kollegen und seine Frau nach der Vorstellung. Da letztere ziemlich früh beendet war, beschloßen wir, erst noch ein Théâtre varié zu besuchen und dann zu soupiren. Wir saßen gemüthlich in einer Loge beisammen, als mich einer meiner deutschen Freunde ersuchte, auf einem anderen Fauteuil-Sitz Platz zu nehmen, um den „star“ des Theaters besser sehen und hören zu können. Als ich nach wenigen Minuten unmittelbar nach der Beendigung der Vorträge in die Loge zurückkehrte, war mein Kamerad, der wenige Minuten vorher noch an meiner Seite saß, mit seiner Gattin verschwunden. Er ist einer der verantwortlichsten Redacteurs, allein das konnte er doch nicht verantworten, daß ein Fremder sich die Freiheit nahm, die gemeinsame Loge zu verlassen. Aus meinem guten Kameraden wurde plötzlich ein peinlich correcter Mensch. Seine Correctheit gipfelte in der lakonischen brieflichen Mittheilung, daß er und seine Frau in den nächsten Tagen nicht zu Hause sein würden. Der Fall ist bezeichnend. Er beweist, daß der Kopenhagener liebenswürdiger Großstädter genug ist, um dem Fremden freundlich und herzlich entgegenzukommen, daß er aber nicht immer als Weltstädter erscheint, der die Sitten und Formen des Fremden nicht ausschließlich nach dänischem resp. Kopenhagener Maßstab beurtheilt.

Bei den Mahlzeiten sieht es der Kopenhagener sehr gern, wenn sein Gast den heimischen Trinkgebräuchen nicht aus dem Wege geht und sich als ein wackerer Zecher erweist. Der Toast in unserem Sinne ist meistens verpönt, er besteht gewöhnlich nur aus einem Wort: Skal! — Prosit, oder auf Ihr Specielles ist ungefähr der Sinn dieses einsilbigen Trinkspruches. Ein Trinkspruch im wahrsten Sinne des Wortes. Zuerst nimmt der Hausherr sein Glas, führt es an den Mund, winkt seinem Gaste, ruft ihm freundlich „Skal“ zu, und verschwunden ist der Wein, der Wirth kehrt das Glas um, legt den Rand an den Lippen und führt so den sicheren Beweis, daß er es bis auf den letzten Tropfen seinem Gaste geweiht habe. Dann folgen die Hausfrau, die Familienangehörigen, die Freunde des Hauses u., sie Alle rufen dem Gaste das kurze, aber inhaltsreiche Wort „Skal“ zu. Und der Gast muß immer trinken, einmal, vielleicht auch zwei Mal, beweist er durch Umkehren des Glases, daß er es bis zum letzten Tropfen geleert habe, später sieht er jedoch hiervon schon im Interesse der Reinlichkeit ab, denn bereits beim zweiten Mal bemerkte er, daß die letzten Tropfen eigentlich dem Tisch Tuch gegolten haben. Natürlich hat auch der Gast die Verpflichtung, eine Skal-Rundreise mit combinirten Billets anzutreten. Er macht Station bei allen Skal-Rufern und Trinkern, hält sich jedoch nirgends zu lange auf und ist froh, wenn er glücklich und ohne äußerlich sichtbaren Unfall das Endziel seiner feuchtfröhlichen Wanderung erreicht hat. Es steckt etwas von moralischer Urkraft, von urwüchsiger Gastfreundschaft in dieser Trinksitte, der auch die Frauen und Mädchen huldigen. Da werden nicht erst viel Worte gemacht, ein einziges Wort wird ausgesprochen, und das sagt Alles: „Gast, ich trinke auf Dein Wohl; trinke mit!“ Und der Gast trinkt mit, er kann sich dem schönen Brauch nicht entziehen, er begreift dessen Sinn und geräth dann schließlich in einen Skal-Taumel, aus dem er

durch den sofort nach dem Essen und Trinken servirten schwarzen, heißen Staffee gerissen wird. Aber der Kopenhagener verlangt in seiner herzlichen, vornehmen Gastfreundschaft von seinem Gaste nicht allzuviel im Trinken, so wird z. B. sehr oft beim Diner, das eine schwachhafte Vereinigung von guter englischer und feiner, wenn auch nicht raffinirter französischer Küche bildet, die Suppe ausgelassen und gleich zu Beginn mit dem Wein und dem von letzterem unzertrennlichen Skal begonnen.

Das echte und rechte Kopenhagener Volksleben entfaltet sich bei schönen Tagen in den Nachmittagsstunden auf der Langen Linie. Längs den Wassern zieht sich diese in ihrer Art einzige Promenade hin, die einen Ueberblick bietet über ein buntes, fesselndes Hafengebilde, einen Ausblick auf das unendlich sich hinziehende Meer. Die Lange Linie ist eine Art Strand, wie er den in der Nähe der dänischen Hauptstadt gelegenen Seebädern Klampenborg, Scodsborg &c. leider fehlt. Und wie am Strand eines Seebades sich das Gesamtbild der ganzen Badegesellschaft abhebt, so entwickelt sich auf der Langen Linie unter den reizvollen Lichteffecten von Sonnen- und Wasserstrahlen eine Scenerie, zu deren großartiger Gesamtwirkung alle Schichten der Kopenhagener Bevölkerung beitragen. Das große demokratische Princip, für das der Däne in der Theorie und nach Möglichkeit auch in der Praxis schwärmt und agitirt, das Streben und Trachten nach einer socialen Gleichberechtigung, der selbstbewusste Stolz, der ihn anscheinend seine Würde nicht durch heuchlerische Demuth vor den Mächtigen und Herrschenden verlieren läßt, findet in dem Leben und Treiben auf der Langen Linie ein wundervolles, das Gemüth erfreuendes, das Denken aufregendes Abbild. Hier promenirt in einfachem Civilanzug der König mit seiner Familie, vor ihm geht ein simpler Arbeiter mit Frau und Kindern. Der Arbeiter grüßt seinen König höflich, ohne ihn anzustarren, und der Herrscher erwidert liebenswürdig den Gruß seines Unterthanen. König und Arbeiter finden es ganz natürlich, daß sie bei schönem Wetter auf der Langen Linie spazieren gehen. Trotzdem die Kopenhagener an ihrem Herrscher, namentlich wegen der Finanzen, immer etwas auszusetzen haben, lieben und verehren sie dennoch ihn und sein Haus aufrichtig und von Herzen. Eben, weil der König und seine Familie nach Außen hin sich so anspruchlos geben und nach Möglichkeit allen höfischen Pomp, alle provocirende Pracht fernhalten, werden sie geliebt. Der Kopenhagener schwilt nicht vor Stolz, aber vor Freude, wenn er sieht, wie ungesucht und ungezwungen, wie ohne alle Scheu der Herrscher unter und mit seinem Volke verkehrt. Es ist eine Idylle von seltener Eigenart, einen König mit seiner Familie, wie einen zärtlichen, bürgerlichen Familienwater Erholung suchen zu sehen an einer Stätte, an der Tausende und Tausende verkehren, alle Klassen seines Volkes, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, vom Reichsten bis zum Armsten friedlich und froh sich vereinen. Und diese Idylle herrlichster Eigenart, dieses in seiner Art vielleicht einzige Schauspiel bietet bei mildem, freundlichem Sonnenschein die Lange Linie in Kopenhagen.

Die Behauptung, daß in Dänemarks Hauptstadt neben der dänischen die deutsche Sprache am häufigsten im Verkehr angewendet wird, entspringt keinem Chauvinismus, sondern entspricht den thatsächlichen Zuständen. Schon die Grenz- und Verkehrsverhältnisse bedingen für den Kopenhagener eine durch Praxis und Theorie erworbene Kenntnismahme der deutschen Sprache. Der Fremdenverkehr wird meistens durch die Deutschen hervorgerufen, die bereits von Pfingsten an Kopenhagen mit Vorliebe als Ausflugsort auffuchen. Und darum erscheint es naturgemäß, daß die deutsche Sprache, deren Beherrschung man bei einem gebildeten Dänen als selbstverständlich voraussetzt, auch im breiten Verkehr angewendet und von Fremden zur Verständigung mit den einheimischen Bewohnern benutzt werden kann.

Die besseren Hôtels entsprechen durchaus dem Charakter der Stadt, reinlich, solide, gut, auch großstädtisch, aber nicht weltstädtisch. Kopenhagen hat, da es auf zu feuchtem Grunde sich erhebt und der Boden zu geringe Festigkeit besitzt, keine Wasserleitung. Das Fehlen dieser Einrichtung vermißt der an Comfort und Reinlichkeit gewöhnte Fremde in empfindlicher Weise in allen Kopenhagener Hôtels und Restaurants. Das

einziges Hotel, das auf das Attribut „weltstädtisch“ Anspruch erheben darf, ist das von zwei Deutschen geleitete Hotel d'Angleterre. Nicht allein die eleganten Zimmer und Salons, sowie eine vortreffliche Küche verleihen diesem Hotel ein weltstädtisches Relief, sondern mehr noch die großen behaglichen Restaurations- und Kaffeehäuseräume, in denen alle Gesellschaftskreise, Mitglieder des Herrscherhauses und des Hofes, Künstler, Musiker, Schriftsteller, Kaufleute und Handwerker zwanglos verkehren. Es liegt im Charakter der Kopenhagener Verhältnisse, daß auch dieses vornehme, weltstädtische Hotel selbst in der lebhaftesten Fremdenaison keine weltstädtischen Preise aufrechnet. Das genannte Hotel macht hierin keine Ausnahme, denn es dürfte in der ganzen dänischen Hauptstadt wohl kein Hotel oder Restaurant existiren, das den Fremdenandrang während der Sommermonate durch eine Hinaufschraubung der Zimmer- oder Getränke- und Speisepreise in unsolider Weise sich zu Nuzen machte. Alle Institutionen und Personen, auf die der Fremde angewiesen ist, zeichnen sich durch ihre Solidität aus, es giebt schwerlich einen Commissionär oder Droschkenfutcher, durch den der Fremde in Kopenhagen über's Ohr gehauen würde.

Die Politik verdirbt nicht immer den Charakter, sie hebt und kräftigt unter Umständen das Selbstbewußtsein und documentirt den freien, unabhängigen Willen des Mannes, der frei und unabhängig denken will. Alljährlich am 5. Juni treibt jeder Kopenhagener Politik, trägt er, wenn vielleicht auch mit ein klein wenig Nennmisterie, seine politische Anschauung, sein politisches Glaubensbekenntniß offen, ehrlich und muthig zur Schau.

Am 5. Juni 1849 erhielt Dänemark die freie Verfassung, welche durch das Grundgesetz des dänischen Reiches vom König Friedrich VII. sanctionirt wurde. Der Tag, an dem das Land seine politische Freiheit erhielt, wurde zu einem Nationalfeiertag erhoben; er ist ein Feiertag geblieben bis heute, er wird ein solcher bleiben, so lange der im Dänen wurzelnde Sinn nach individueller Unabhängigkeit und Freiheit fest bleibt.

Vor dem stolzen Reiterdenkmal Friedrichs VII. beginnt bereits am frühen Morgen die Feier. Auf mächtigem Granitsockel erhebt sich in Ueberlebensgröße die Reiterstatue; die Hand des Herrschers hält stark den Zügel des edlen Rosses, des Königs Blick ist nach der Küste gerichtet. Auf dem Monument sind die Worte: „Frederik der Syvende, Grundlovens Giver, 5. Juni 1849“ eingehauen. Durch zwei Worte hat Dänemarks Volk die Bedeutung dieses Herrschers, die größte That seines Lebens verewigt. Kürzer und herrlicher konnte der Däne Friedrich VII. nicht ehren, als durch die Worte „Grundlovens giver“, durch zwei Worte, in denen der Freiheits Sinn eines Volkes und seines Herrschers ausgeprägt ist.

Keine ceremonielle Feier, keine nach genau erwogenem Programm künstlich und liebevoll inscenirte Festlichkeit spielt sich am 5. Juni eines jeden Jahres vor dem Denkmal Friedrichs VII. ab. Die Feier ist nicht an die Zeit noch an die Person gebunden, sie beginnt am frühen Morgen und endet am späten Abend, ihr Veranstalter ist das Volk. Vom Aufgang der Sonne bis zu deren Scheiden schaaren sich Greise und Kinder, Männer und Weiber, Vornehme und Bettler um das Denkmal, sie schmücken es mit grünem Laub, mit Blumen und Kränzen. Alles vereint sich in dieser Huldigung zu einer feierlichen Harmonie. Vor dem Wilde des Herrschers, der seinem Volke die freie Verfassung gab, scheint an dem Tage, an dem er sich vor 45 Jahren den ruhmreichen Beinamen „Grundlovens giver“ erwarb, jeder Standesunterschied aufgehoben. Den seltsamen Hintergrund zu dem mit duftigem, hoffnungsfrohem, jungem Grün geschmückten Königsmonument bilden die Ueberreste des einst so starken, stolzen Königsschlusses „Christiansborg-Schloß“, das zuerst im Jahre 1794 eingeweiht, 1828 wieder aufgebaut und dann 1884 wieder ein Raub der Flammen wurde. Das mächtige, unter ungeheuren Kosten und Lasten erbaute Königsschloß, die einer Laune entsprungene Schöpfung des verschwenderischen Königs Christian VI., steht jetzt ausgebrannt und leer, nur die äußeren Mauern dieses Molosses, in dessen Innerem es hohl und wüst aussieht,

haben Stand halten können. Während wenige Schritte von diesem ausgebrannten Skoloz das Volk das Andenken eines Herrschers in schlichter, sinniger Weise ehrt, weil er einst die Freiheit ehrte, erhebt sich die Ruine des einst so stolzen Königsschlosses als ein Wahrzeichen, daß selbst das Stärkste und Mächtigste fallen und stürzen kann, das von der Liebe und Freiheit hingegen Errichtete im Gedächtniß der Nationen und im Herzen des Einzelnen unvergänglich bleibt.

Am Tage der politischen Unabhängigkeitserklärung trägt der Kopenhagener auch seine individuelle politische Unabhängigkeit zur Schau. In zwei grandiosen Massenaufzügen gelangt das politische Glaubensbekenntniß zum Ausdruck. Hier Welf, hier Waiblingen. Hier vereinen sich die Anhänger, dort die Gegner der Regierung. Wenn Selbstbewußtsein und Sicherheit durch Ruhe documentirt wird, dann besigen Anhänger und Gegner Beides am Tage der Unabhängigkeitserklärung in höchstem Maße.

Vom Nörre Boulevard marschiren um 2 Uhr die Gegner ab, vom Christiansborg-Schloß um 5 Uhr die Anhänger.

Aus allen Richtungen, aus allen Stadttheilen strömen von der Mittagsstunde an die Arbeiterhaaren nach dem Nörre Boulevard. In einzelnen Trupps nahen sie heran Männer, Frauen und Kinder, sie schreiten sicher und bestimmt auf ihr Ziel zu, sie wissen genau, an welchem Punkt sie Aufstellung zu nehmen haben, sie vertheilen und formiren sich und bilden schließlich eine gewaltige, undurchbringliche Masse, die als ein einheitliches Ganzes erscheint und doch nur durch eine außergewöhnlich geschickte Organisation, durch ein bestimmtes System aus lauter kleinen Theilchen zu einem anscheinend festen Körper formirt worden ist. Ohne lautes Lärmen, ohne die üblichen Commandorufe vollzieht sich die Aufstellung. Findet ein Trupp zufälliger Weise nicht seinen Platz, dann eilt hilfsbereit ein Polizist herbei, er studirt eifrig den Plan und führt die Irrenden zum rechten Ort. Und das Alles geschieht mit lächelnden Mienen, mit verbindlichem Wesen. Man denke sich einen deutschen Schutzmann, der bei einem Aufzuge von Socialdemokraten ein lachendes, liebenswürdiges Gesicht zeigt!

Um zwei Uhr ist Alles an Ort und Stelle, der Zug in allen Theilen geordnet. Musik ertönt, die Massen setzen sich in Bewegung. Welche Massen?! Da ist kein Ende abzusehen. Eine Zugabtheilung ist abgeschlossen, Tausende sind vorbeimarschirt, da erschallt Musik, und wieder bringen Massen hervor, und wieder nahen Tausende und Tausende und vereinen sich mit den Tausenden, die bereits vorangeschritten sind. Zwanzig-, fünf- und zwanzig-, dreißigtausend. Wer will die Massen, die im Zuge schreiten, taxiren? Und die Zehntausende, die den Zug sich anschauen, ihm mit Gleichgiltigkeit, Neugier oder Sympathie nachblicken, sie lassen hin und wieder ein Hurrah ertönen, das die Marschirenden freudig erwidern. Aber die Ruhe und Ordnung wird nirgends verlegt, weder von den Theilnehmern, noch von den Zuschauern. Es macht einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck, Männer, Frauen und Kinder aus dem Volke so angemessen und gesittet agiren, so frei von allen häßlichen Mäuren zu sehen, die in anderen Ländern bei ähnlichen Ereignissen widerliche Madauszenen verursachen. Dieser Zug in seiner einfachen, aber würdevollen Machtentfaltung ist eine der großartigsten Volksdemonstrationen, ein Schauspiel, dessen imposante Wirkung nicht allein im Aufgebot der Massen beruht, sondern auch in deren bewußter, nichts störender, nichts verderbender, gleichsam von einem Meisterregisseur einstudirter Haltung.

Und dabei ist dieses Schauspiel nicht etwa monoton. Im Gegentheil! Es wird durch eine bunte Mannigfaltigkeit, durch einen seltenen Farbenreiz belebt. Roth ist natürlich die Hauptfarbe. Der Mann trägt die rothe Schleife im Knopfloch, die Frau am Busen, das Kind an der Schulter. Hunderte von rothen Fahnen wehen in den Lüften, Hunderte von gestickten und geschmückten Pannern auf rothem Felde werden stolz im Zuge getragen. Das Roth in Roth giebt hier nicht zu tragischen Vergleichen, zu pessimistischen Auslassungen Anlaß, es erscheint im Zuge wie ein effectvoller Schmuck, dem die hellstrahlende Frühlingssonne noch einen besonderen eigenartigen Farbenreiz verleiht.

Auch an Szenen, die trotz aller Tendenz idyllisch wirken, fehlt es nicht. Da uahen Hunderte von singenden Kindern, da schreitet ein langer Zug von Frauen und Mädchen einher, geschmückt mit einfachen Blumen; in der Hand halten sie grüne Zweige, man könnte sie für Friedensengel in Arbeiterinnengewand halten, wenn sie nicht von einer starken Fahnenträgerin, die kraftvoll die rothe Fahne schwenkt, angeführt würden. Hinter den Weibern folgen Tausende von Männern, die ebenfalls froh und friedlich, wie Landleute in einem bäuerlichen Zuge, grüne Zweige in Händen halten. Banner mit bunten Wimpeln und grünem Laub geschmückt, sorgen durch ihre Inschriften auch für den Humor. Ein Banner kündigt den „conservative Club Tararabomdey“ an, ein anderes enthält die sehnsuchtsvolle Widmung „Elsket Adolph!“ (Geliebter Adolph), ein drittes ironisirt die Freiheit des Arbeiters durch die Inschrift: „Wir haben Freiheit von Sonnabend Abend bis Montag früh.“

Auf dem Mörrevold, einer mächtigen Wieje, löst sich der Zug auf, beginnt ein Volksfest in bescheidenem Stil. Die Massen sind nicht sonderlich lustig, sie trinken bei den Klängen der Musik Bier oder Kaffee, wackeln ihre Butterstullen aus, und nach einer Stunde ist die Miesewieje mit Stullenzeitungspapier bedeckt, und zwar in einer solchen Ausdehnung, daß man von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Zeitungen unbedingt überzeugt wird.

Die Ausschmückung der Wieje charakterisirt die an keine Nationalität gebundene politische Gesinnung der Feiernden. Die Flaggen aller Länder rahmen den mächtigen Festplatz ein, dessen Außenportal die weithin sichtbare Inschrift trägt: „Frihet, Lighed, Broderskad“, an dessen Innenportal in Miesenlettern der Spruch prangt: „Folkets Villier hieste Lov.“

Die Ruhe und Ordnung, die bei der Entwicklung des Zuges einen so wohlthuernden, imposanten Eindruck machten, wirken hier störend. Wenn es bei einem Volksfest, bei einem Unabhängigkeitsfest nicht laut lustig zugehen soll, wo dann? 50000 und mehr Menschen sind an einem Ort vereint, um zu feiern und fröhlich zu sein. Man sollte glauben, da müßte es hoch hergehen, da müßte die ungebundene Fröhlichkeit, der frische, freie Sinn eines Volkes zum Durchbruch kommen. Nichts von alledem! Die Eltern sitzen mit ihren Kindern im Rasen und verzehren die mitgebrachten Speisevorräthe, hauptsächlich Räucherfische, von fern her bringen die Klänge einer Musikcapelle, hin und wieder läßt ein Gesangsverein seine Weisen ertönen, besteigt ein Redner, ohne durch viel Zuhörer belästigt zu werden, eine Tribüne oder machen einzelne Paare den schüchternen Versuch, sich im Tanze zu drehen. Aber von einer Volksfeststimmung, in der sich in ungezwungener Weise ein politisches Selbstbewußtsein, ein Drang nach wirklicher Freiheit freie Bahn bricht, kann nicht die Rede sein. Die Tausende und Tausende sind, wie der Berliner zu sagen pflegt, still vergnügt; sie lagern im Rasen, thun Nichts und essen und trinken dazu. Der gewisse Gang, sein politisches Glaubensbekenntniß frei und offen zur Schau zu tragen, wird schließlich doch durch die Eigenart des nationalen Charakters eingeengt. Selbst hier, bei einem Fest, das die Massen des Volkes zusammenschaaert, bewahrt der Kopenhagener Ruhe und Rücksicht, eine nahezu an Phlegma grenzende Correctheit, zeigt er eine Zurückhaltung, wo ein frisches, flottes Ausfüherausgehen weit richtiger am Platze wäre.

An der Ruine des abgebrannten Königsschlosses Christiansborg versammeln sich die Anhänger der Regierung. Um 5 Uhr marschiren sie ab, auch sie bilden einen stattlichen Zug von etwa zehntausend Theilnehmern. Beamte, Hoflieferanten und solche, die es werden wollen, kurz Männer, deren politische Gesinnung theils mit ihrer Ueberzeugung, theils aber auch mit ihrem Beruf und Geschäft Hand in Hand geht, vereinen sich am Tage der Unabhängigkeitserklärung zu einem Aufzuge. Eine gewisse steife Feierlichkeit durchzieht diese Massen, die, von dem Werth ihrer Gesinnung und ihrer Theilnahme am Zuge vollkommen durchdrungen, mit einer gewissen Grandezza marschiren, das Anopisloch des schwarzen Fracks oder reinlichen Salonrockes mit einer blauen Schleife geschmückt

aus der sich mit der Zeit ein Ordensband entwickelt. Aus den Fenstern der von Anderjen besungenen Östergade, der belebtesten Straße Kopenhagens, wird krampfhaft Hurrah gerufen, auch mit Taschentüchern geweht und sogar blühender Flieder geworfen. Allein die auf den Straßen zuschauenden Massen bleiben kalt, und die Theilnehmer des Zuges, die einen Hurrahruf hörten, ein wehendes Taschentuch zufälliger Weise erblickten oder gar ein Stück Flieder erhaschten, sie danken für diese, hauptsächlich durch ihren sporadischen Charakter auffallenden Huldigungen mit freundlichem, lächelndem Gruße, wie Schauspieler, die über einen süßjauren Achtungserfolg quittiren. Eine großartige Farben- und Fahnen-Monotonie steckt in diesem Zuge. Fast jeder Theilnehmer trägt eine Danebrog-Fahne, die in schöner, kraftvoller Symbolik mit dem weißen Kreuz auf rothem Feld geschmückt ist. Es ist ein eigenartiges Schauspiel, diese Tausende von gleichen Fahnen, bei denen sich immer und immer wieder die weiße von der rothen und die rothe von der weißen Farbe abhebt, im Winde flattern zu sehen. Auf die Dauer wirkt es aber schließlich doch monoton und ermüdend, wenn man tausendfach und ohne Unterbrechung das Gleiche erblickt. Allein trotz alledem hat auch dieser Zug etwas Imposantes, kann auch er als ein Schauspiel gelten, bei dem viele Tausende ihre momentane, theils von der Ueberzeugung, theils wohl aber auch von der Opportunität dictirte politische Gesinnung offen kundgeben.

Im Park des Rosenborg-Schlosses löst sich der Zug auf, vereinen sich seine Theilnehmer zu fröhlichem Thun und Treiben. Ist auch hier die Stimmung keine überaus lustige, so steht sie doch halbwegs auf der Höhe eines Volksfestes. Der noch immer schöne Park mit seinen vereinzelt Bronze- und Marmorgruppen, unter denen sich auch die Statue des berühmten dänischen Märchendichters Hans Christian Anderjen erhebt, bietet allerdings eine anheimelndere, sympathischere Scenerie, als die mächtige kahle Wiege auf Nørrevold. Hier kann man auch Kopenhagens schöne, kräftig gebaute, dunkelblonde, zart-, aber frischwangige, sich ungezwungen, mit natürlichem Charme bewegenden Frauen und Mädchen bewundern. Natürlich findet sich auch hier die lebenslustige junge Männerwelt ein, und so entwickelt sich schließlich in dem mit Trink-, Speise- und anderen Vuden reichlich versehenen Park unter Musik und Sang ein fröhliches Treiben, bei dem nicht allein Essen und Trinken, sondern lebenswürdige Lustigkeit und Heiterkeit die Hauptfactoren bilden. In den Baumgängen promeniren, wie in jedem Park, auch hier heimlich die unvermeidlichen Paare, die verliebten Paare, und gar Mancher hat im Park von Rosenborg am 5. Juni, am Tage der Unabhängigkeits-Erklärung, seine Unabhängigkeit durch einen innigen Händedruck und zwei vielverheißende Augen sich rauben lassen. Selbstredend artet auch hier die Lustbarkeit nicht in Ungebundenheit aus, ist auch bei dem Volksfest in Rosenborgs-Park der allzu lauten und allzu stürmischen Fröhlichkeit eine Grenze gezogen, die der Kopenhagener nicht überschreitet.

Wenn man die Art und Weise erwägt, wie verschiedenartig sich die Massen beim Volksfest im grünen Park von Rosenborg und bei dem auf der kahlen Miesenviese von Nørrevold geben, dann fühlt man heraus, daß sich hier die ewig Unzufriedenen, dort die ewig Zufriedenen amüsiren.

Allein weder die ewig Unzufriedenen, noch die ewig Zufriedenen vermögen trotz der Sicherheit und des Selbstbewußtseins, die sie am 5. Juni bei ihren Aufzügen zur Schau tragen, die Ueberzeugung wachzurufen, daß sie die Träger der Politik des dänischen Volkes sind. Hier sind die pagodenhaften Sasager, dort die principiellen Meinsager; die wirklich politisch reifen und gesinnungstüchtigen Männer, an denen Kopenhagen trotz des individuellen Selbstständigkeit- und Selbstbewußtseintriebes des Einzelnen nicht allzu reich zu sein scheint, halten am 5. Juni mit ihrer wahren inneren Meinung keinen öffentlichen Umzug.

Auch in seinen Kunstanschauungen kommt der Kopenhagener über eine gewisse lebenswürdige Behaglichkeit, über eine nicht allzu aufregende Correctheit nicht heraus. Entsprechend diesen Anschauungen, denen natürlich die Leiter öffentlicher Kunstanstalten Rechnung tragen müssen, wird im Kongen Theatret das bürgerliche Lustspiel in einem

geradezu classischen, hingegen das classische Drama in einem geradezu bürgerlichen Stil dargestellt. Nach dem Repertoire der verschiedenen Theater scheint der Kopenhagener das leichte und leichte Lustspiel den ernstern, düstern Problemen eines Ibsen, Björnson, Brandes und Strindberg vorzuziehen, dem französischen Sittendrama mehr Geschmack abzugewinnen, als dem classischen Drama. Ibsen und Björnson werden höchst selten aufgeführt, Strindberg ist auf der Kopenhagener Bühne nur durch ein Märchenpiel „Sylke Beers Reise“, das der um die Verbreitung deutscher Litteratur in Dänemark hochverdiente D. Borchsenius bearbeitete, bekannt geworden. „Die Gespenster“ und „Rosmersholm“, zwei Ibsen'sche Dramen, die in Berlin künstlerisches Heimatsrecht erlangt haben, sind in der dänischen Hauptstadt noch niemals in dänischer Sprache gespielt worden. Goethes Faust in der meisterhaften Uebersetzung des Professors Hansen vermochte die Kopenhagener nicht sonderlich zu fesseln und keinen tiefen, dauernden Erfolg zu erzielen, hingegen sind deutsche Possen und Operetten, in denen es viel zu lachen giebt, sehr willkommen. Eine große, gewaltige Erregung, eine tiefe, innere Erschütterung, selbst nur von der Bühne herab, widerspricht im Allgemeinen dem Charakter und Empfinden des Kopenhageners. Allmählich bricht sich auch hier die Erkenntniß Bahn, daß die Kunstpflege den Charakter, die Anschauungen und Ansichten einer Nation erheben und veredeln müsse und nicht sich diesen aus lässiger Angewohnheit und praktischen Rücksichten anschmiegen dürfe. Das Dagmar Theatret unter der Leitung des kunstsinigen Professor Niis Knudsen, eines künstlerisch und materiell unabhängigen und freien Mannes, ist nicht nur eine Pflegestätte classischer Dramen, sondern auch der Bühnenschöpfungen, die modernem Geiste und Empfinden entspringen und der Nachlust à tout prix keine Concessionen machen. Auch das Kongen Theatret wird aus seinem Phlegma herausgerissen, soll verjüngt werden. Gelingt es ihm, sich von der allzueifrigen Pflege der oberflächlichen, heimlichen und französischen Production frei zu machen, den nordischen, wirklichen Dichtern und den bedeutenderen dramatischen Schöpfungen des Auslandes eine würdige Gaststätte zu bieten, sowie schließlich in der Gestaltung des classischen Dramas einen so vollendeten, nicht zu übertreffenden Darstellungstil zu erzielen, wie im bürgerlichen Lustspiel, dann dürfte jeder Däne das Kongen Theatret in Kopenhagen mit Stolz sein Nationaltheater nennen.

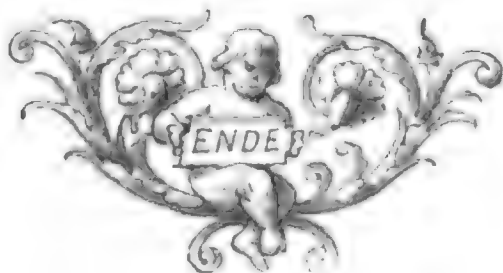
In den staatlichen Museen herrscht eine Einrichtung, die wiederum für den lebenswürdigen, entgegenkommenden Charakter des Kopenhageners spricht und unbedingte Nachahmung verdient. Der Besuch der Kunstanstalten ist mit keinerlei Unkosten verknüpft, die Museen sind demnach Kunststätten für das Volk im besten Sinne des Wortes, Stätten, an denen selbst der Geringste und Unbemittelteste Anregung und Belehrung suchen kann. Der Eintritt ist frei, die Garderobe ebenfalls; Kataloge sind in großer Anzahl überall zur beliebigen freien Benützung aufgehängt. Die Museendiener, die sehr oft die zukommenden Führer und Erklärer bilden, die Garderoben-Aufbewahrer, die in höflicher Weise beim Anziehen der Kleidungsstücke behilflich, lehnen in bestimmter, aber lebenswürdiger und verbindlicher Form die Annahme eines jeden Trinkgeldes ab. Aus den in den Kopenhagener Museen herrschenden Einrichtungen spricht eine wohlthuende Vornehmheit, ein sympathisches Entgegenkommen, sowie vor allen Dingen ein Erkennen der Bedeutung dieser Kunstanstalten, deren Besuch dem Volke nach jeder Richtung hin erleichtert werden muß.

Wie jede Hafenstadt ist auch Kopenhagen reich gesegnet mit Cafés chantants im feinem und kleinem Stile. Vom Hauptbahnhof bis zum Tivoli und darüber hinaus ziehen sich diese Singspielhallen und Theater, die dem Fremden eine der angenehmsten Enttäuschungen bereiten. Selbst in den kleinen Cafés chantants geht es auf der Bühne und im Zuschauertraum solide und lebenswürdig zu, werden Speisen und Getränke reinlich und appetitlich servirt, wird bei Berechnung des Eintrittsgeldes und der Consumation der Charakter des wohlthuend Reellen bewahrt. Die übliche mit Rabau, Zohlen und Mitbrüllen verknüpfte Café chantant-Lustigkeit giebt es nicht, der Fremde, der diese, gemäß der Sitte seines Landes, anzufachen versuchte, befände sich in einer erdrückenden

Minorität und würde entweder ausgelacht oder mit ausgesuchter Höflichkeit an die Luft befördert werden. Diese Luftveränderung würde dem Fremden von dem Wirthe selbst mit bestimmter Liebenswürdigkeit verordnet und nicht zwangsweise, wie dieses in derartigen Localen anderer Hauptstädte, z. B. Berlins, sehr gebräuchlich und beliebt ist, durch den als Nausschmeißer verpflichteten Portier besorgt werden. Rücksichtslosigkeit in brutaler Form kennt man weder im inneren, noch im äußeren Verkehr Kopenhagens.

Sind die Aufführungen in den Chantants beendet, die auf Polizeistunde gesetzten Cafés und Restaurants geschlossen, dann offenbaren sich die Nachtseiten, mehr noch die Schattenseiten der dänischen Hauptstadt, dann entpuppt sich Kopenhagen als Weltstadt. Die lange Strecke vom Tivoli bis zur Ostergade ist seltsam belebt, an allen Straßenecken tauchen sie auf, die Nachtsirenen Kopenhagens, sie winken und blinken, sie lächeln und fächeln. Ihre Aufdringlichkeit hat etwas Gutmüthiges, nichts Widerwärtiges an sich, man schüttelt sie einfach ab, sie nehmen es durchaus nicht übel und gehen ruhig und hoffnungsfroh ihren Weg weiter. In Kopenhagens größtem, aber keineswegs elegantem Nachtcafé, dem Café Ruse, wird Station gemacht. In dem rauchgeschwängerten Raum sitzt Alles da, in fürchterlicher Enge, hier finden und trennen sich die Pärchen bei einem Café, einem Biqueur oder einer Flasche Tuborg-Bier. Der Kopenhagener ist stets besonnen und praktisch, seine Freigiebigkeit an dieser Stätte geht daher über die Verabreichung der genannten Getränke, zu denen sich vielleicht noch ein Kuchen oder Smörbrödchen gesellen dürfte, vernünftiger Weise nicht hinaus. Das Café Ruse ist echt weltstädtisch, nicht durch seine Räumlichkeiten, sondern durch seine Preise. Hier werden von elf bis zwei Uhr Nachts für Getränke Preise berechnet, die in dem soliden Kopenhagen eine Seltenheit und ungefähr 80 bis 100% höher sind, wie die im Berliner Café Bauer üblichen.

Der Morgen dämmert. Auf dem Kongens Antov, dem schönsten und größten Marktplatz Kopenhagens, tauchen die letzten Nachtschwärmer und die ersten Arbeiter auf. Auch hier berühren sich die socialen Gegensätze, aber die Berührung ist mit keinem brutalen Geräusch verbunden. Ein kleiner, schwacher Theil geht zur Ruhe, das arbeitende Kopenhagen aber ist erwacht und geht stark, ruhig und zielbewußt an seine ehrliche, gewinn- und friedensreiche Wirksamkeit.





Illustrierte Bibliographie.

Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Bataklande. Von Joachim Freiherrn von Brenner. Mit über 150 Illustrationen. Würzburg, Verlag von Leo Woerl.

Wir verfehlen nicht, unsere Leser auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das trotz der übergroßen Menge von Publicationen auf dem Gebiete der Geographie und Reiselitteratur berufen ist, bei Kennern und Laien berechtigtes Aufsehen zu erregen. Die Bataklande auf Sumatra sind bisher nur theilweise bekannt gewesen, weil der Hadat des Batakvolkes jeden Eindringling für vogelfrei erklärt und seinen Leib „dem grausen Fraße der Kannibalen“ überläßt. Wenn es dem Verfasser dennoch gelang, die unabhängigen Gebiete Sumatras zu durchqueren, so verdankte er dies lediglich seinen großen ethnographischen und anthropologischen Kenntnissen und allerdings auch einem ausgesprochenen Reisegluck. Manche der früheren Forscher mußten ihr kühnes Wagniß mit dem Leben büßen, während andere zwar einen Vorstoß in das Land machen konnten, schließlich aber doch zum Rückzuge genöthigt wurden. Das Festsetzen der Holländer im Norden und Süden hat zwar die unübersteigbaren Schranken beträchtlich zurückgeschoben, aber in das Rajaland, das Gebiet der Pakpak, über den Tobasee und somit quer durch die Bataklande war noch kein Weißer gedrungen, bis es dem Verfasser im Frühling des Jahres 1887, begleitet von Herrn von Mechel, einem Assistenten aus Deli, glückte, die erste Durchquerung dieses Landes durchzuführen, ein Ereigniß, das von vielen Seiten mit Interesse begrüßt wurde.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste behandelt in Kürze das Batakland Deli, welches er passiren mußte, um zur Batak-Hochebene zu gelangen, und das gerade mit Rücksicht auf ein richtiges Verständniß der Verhältnisse auf letzterer von der größten Bedeutung ist. Der zweite Abschnitt enthält den eigentlichen Bericht über die Reise und ist mit Weglassung rein persönlicher Notizen und unwesentlicher Veränderungen sein Tagebuch. Der dritte Abschnitt bringt systematisch geordnet die wissenschaftlichen Er- rungenschaften der Unternehmung. Im Anhange befinden sich statistische Nachweise über Häuser und Einwohnerzahl, ein Namen- und Sachregister und ein Verzeichniß der Literatur über die Batak.

In seiner Vorrede geht der Verfasser auf die Stellung der niederländisch-indischen Regierung dem unabhängigen Bataklande gegenüber ein und weist auf die Ungeheuerlichkeit hin, daß sich wenige Meilen von dem besetzten Gebiete die Menschenfresser zu wüsten Festlichkeiten versammeln können, bei denen das Fleisch der unglücklichen Opfer

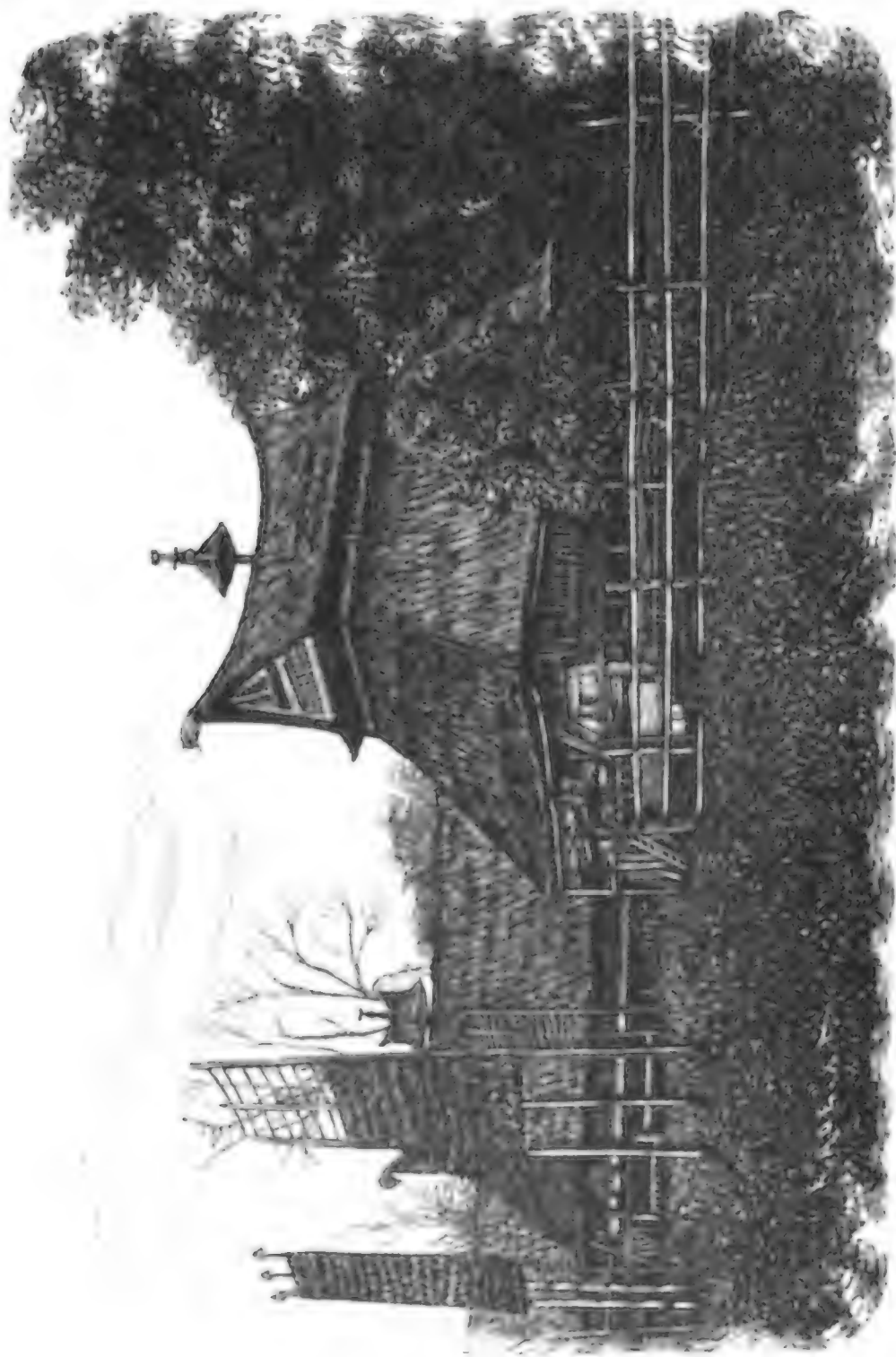


Dusun Batakfrau mit Kind.

Aus: „Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Von Joachim Freiherr von Brenner.
Witzburg, Leo Woerl.

ihrer Rohheit in den Kochtöpfen schmort. Er kann es nicht recht begreifen, daß die niederländische Regierung trotz der besten Absichten bisher unthätig geblieben ist, und erblickt in der nicht einmal bedeutenden Kostenfrage den einzigen Grund für ihre auffällige Handlungsweise. Ein Dampfboot mit nur zwanzig Soldaten Besatzung und zwei Geschützen würde die Holländer nach seiner Ansicht bei der ersten Fahrt zu Herren des Toba-

sees machen, und ist dieser einmal in ihren Händen, so können sie der Herrschaft über die anderen Länder gewiß sein. Vor Allem müßte auch der Singa-Mangaradja, d. i. gleichsam das geistige Oberhaupt der Batak, das nur in ernstesten Fällen aus seiner Zurückgezogenheit hervortritt, für alle Zukunft unschädlich gemacht werden, da von ihm erfahrungsmäßig alle Unruhen und Feindseligkeiten ausgegangen sind, und er überdies



Häuser in Sabon Djabl.
Aus: „Besuch bei den Samibatzen Sumatras.“ Von Joachim Freiherr von Brenner.
Witzburg, Leo Wocel.

mit den Mohammedanern und ganz besonders mit den noch nicht unterworfenen Atschinesen in Verbindung steht. Hierdurch würde das Land einen Keil bilden, der Atschin von jenen unverlässlichen Völkern Sumatras trennt, die gleich einem Pulverfasse neben offenem Feuer eine beständige Gefahr für die Sicherheit und Ruhe der Insel bedeuten. Ebenso könnte durch die Christianisirung dieser Gebiete dem nachtheiligen Einflusse des

Islam auf wirksame Art ein Niegel vorgehoben werden. Das Hochplateau selbst zeichnet sich durch ein vorzügliches Klima aus und gestattete europäischen Auswanderern schwere Arbeit ohne Nachtheil für ihre Gesundheit; der Anbau von Thee, Neben und manchen anderen Culturpflanzen, sowie Vieh- und Pferdezzucht dürften auf den besten Erfolg rechnen.



Amboina.
Aus: „Besuch bei den Samibaten Sunatrad.“ Von Joachim Freiherr von Brenner.
Witzburg, Leo Woerl.

Die dem hochinteressanten Werke beigegebenen Illustrationen wurden von dem Verfasser an Ort und Stelle persönlich aufgenommen, und ihre Wiedergabe ist vollkommen originaltreu. Die Darstellungsweise des Buches fesselt namentlich durch ihre überraschende Realistik und die selbstlose Liebenswürdigkeit des Reisenden.

H. J.

Culturbestrebungen der deutschen Juden im Mittelalter.

Urbum Romam a principio reges — so beginnt Tacitus seine Annalen. Wollte man diesen Satz auf das jüdische Volk anwenden, so müßte man an die Stelle der reges: magistri setzen. Unterricht und Erziehung im Judenthum sind so alt wie dieses. Die Pädagogik des Alten Testaments ist oft dargestellt worden. Die ältesten Kategorien der Volksvertreter waren die Volkslehrer. Das jüdische Volk der letzten vorchristlichen Jahrhunderte hat man ein „Volk von Studenten“ genannt. Es gab hier nicht, wie anderwärts, einen gesonderten Lehrstand, sondern ein jeder Volksangehörige war entweder Schüler oder Lehrer oder Beides zugleich. Handwerker und Arbeiter erscheinen als tonangebende Schriftgelehrte, und es existirt kaum ein zweites Beispiel in der Geschichte, daß die Theologie und die Jurisprudenz nicht Sache von Fachgelehrten gewesen wären, sondern, wie im damaligen Judenthum, ihre vornehmlichsten Vertreter unter ausübenden Handwerkern und Arbeitern gefunden hätten. Diese Eigenthümlichkeit blieb dem jüdischen Stamm auch in der Zerstreung. Besonders die deutschen Juden waren stets begeistert für Erziehung und Unterricht. Darüber hat genaue und interessante Daten der bekannte Wiener Gelehrte Dr. Moriz Güdemann in verschiedenen Werken mitgetheilt. Schon im Jahre 1880 erschien (bei Hölber in Wien) sein mehrbändiges Werk über die Geschichte des Erziehungswezens und der Cultur bei den abendländischen Juden, welches den interessanten Stoff in geistreicher Weise behandelte. Diesem ebenso gelehrten wie populären Werke folgen nun „Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den deutschen Juden“ (Berlin, H. Hofmann & Comp.), welche auf den ersten Blick als eine rein wissenschaftliche Arbeit erscheinen, aber nichts destoweniger jedem Gebildeten viel Interessantes bieten.

Die Einleitung entwirft ein knappes Bild des Themas, zu welchem hier die Documente angefügt werden. Große Gelehrsamkeit, Geist und scharfe Untersuchungsgabe, vereint mit leichter, gefälliger Schreibweise, führen uns aus anmuthigen Belehrungen über das lehrhafte Wesen des Judenthums hinüber zu den wissenschaftlichen Belegen. Die erste Abtheilung des Haupttextes bringt 51 Mittheilungen aus hebräischen und jüdisch-deutschen Werken und Testamenten, nebst einem Anhang von 5 Urtheilen fremdländischer Juden über Bildung und Unterricht bei den deutschen und deutsch-polnischen Juden. Diese Mittheilungen und Urtheile stammen aus dem ersten bis neunzehnten Jahrhundert. Das älteste Document ist ein Auszug aus dem Testamente des M. Eliezer ben Isaaq aus Worms, aus dem Jahre 1050 und enthält viele schöne Weisheitsregeln: Mein Sohn — heißt es da — halte Dich an den Umgang mit Weisen, verlasse Dich nie auf Deine Ansicht und dränge sie nie Anderen auf; ehre den Armen durch geheime Gabe, sieh ihn nicht an, wenn er an Deinem Tische ist, sei nicht taub gegen sein Flehen, auf daß Gott Dein Flehen erhöhe, fahre ihn nicht an mit harten Worten und gib ihm von Deinen besten Speisen . . .

Wohlthätigkeit spielt überhaupt in allen Stücken eine große Rolle. In dem aus dem 15. Jahrhunderte stammenden „Sittenbuche“ heißt es in dem Capitel „von der unerbarmlichkeit (Barmherzigkeit)“: Nicht einmal ein Thier soll man überladen oder überreiben und soll es nicht Hunger leiden lassen. Auch soll Einer seinen Knecht oder seine Magd nicht nöthigen, eine Arbeit zu thun, die sie nicht gerne thun. Sind der Knecht oder die Magd Nichtjuden, so soll man sie nicht geringschätzen mit Worten oder Werken, und wenn sie sich auflehnen, so soll man ihre Gründe anhören.

Eines der interessantesten Capitel ist das „Buch der Frommen“, welches Rabbi Jehuda ben Samuel aus Regensburg im 13. Jahrhunderte begründete. Wir finden da allerlei Lehren des guten Tones, über Umgang mit Menschen, geschäftlichen Verkehr, eheliche Verbindung, Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Erziehungs- und Unterrichtsmaximen, über Bücherverleihen, Abschriftnahme von Büchern (indessen blos religiösen Inhalts), über das Verhalten des Schreibers, die Einrichtung und Behandlung von Büchern, über Lehr- und Schreibutensilien, über Schriftstellerei und gelehrte Sachen. Hervorhebenswerth scheinen mir hier die Bemerkungen über das Bücherverleihen. Während wir heutigen Schriftsteller es nicht gern haben, wenn man unsere Bücher verleiht, da man doch, dank Gutenberg, Exemplare derselben — leider oft mehr als uns lieb ist — bei allen Buchhändlern bekommen kann, hielten es die Juden des dreizehnten Jahrhunderts, wo von maschinenartiger Verbreitung der Bücher noch keine Ahnung war, mit dem Bücherverleihen ganz anders. Ihnen erschien dasselbe als eine Pflicht des Herzens, beinahe als ein Geiz

der Religion. Einer, der Bücher zu verleihen pflegte, befahl in seinem Testamente seinen Söhnen, daß sie Leuten, mit denen sie etwa in Zwist kämen, deshalb ihre Bücher nicht vorenthalten sollten. Im „Buch der Frommen“ wird empfohlen: Man soll nicht Anstand nehmen, Bücher zu verleihen aus Furcht, daß die Schrift verlöscht wird; besser, die Schrift wird verlöscht, als daß die Bücher unbenützt liegen. Ein Vater, der zwei Söhne hat, von denen der eine gern Bücher verleiht, der andere aber nicht, der soll seine Bücher lieber dem ersten hinterlassen. Beim Verleihen möge man die Armen vor den Reichen und diejenigen, welche sie täglich benützen, vor denen, die sie nicht täglich benützen, stets bevorzugen. Muß man Bücher aus Noth verkaufen, so soll man sie lieber einem Fremden verkaufen, wenn man weiß, daß dieser sie verleiht, als dem eigenen Bruder, wenn dieser sie nicht verleiht. —

Das „Buch der Frommen“ enthält Manches, was jetzt Gemeingut der ganzen Welt ist: Man soll den Namen eines Nebenmenschen dem eigenen voranstellen. Fürchtet man, ein Versprechen zu bereuen, so soll man lieber nein als ja sagen. Sagt einer Böses auf seinen Feind, trau ihm nicht, lobt einer den, der ihm Vortheil bringt, trau nicht, nimmt einer seinen Lebenswandel vor dir in Acht, trau ihm nicht. Bemerkenswerth ist der Ausspruch: Wer auf Zins (nicht bloß: Wucher) leiht, wer Geld beschneidet, Gewicht und Maß fälscht, oder sonstwie betrügt, der wird zu Grunde gehen, er, seine Kinder und Alle, die mit ihm verkehren, werden es büßen. Der Kaufmann sage nicht, um seine Waare an den Mann zu bringen, etwas Unwahres.

Im selben Buch stehen zahlreiche Erziehungs- und Unterrichtsmagimen: Knaben und Mädchen lasse man nicht mit einander spielen. Man gewöhne Kinder zeitig daran, daß sie nicht Alles angreifen, denn Kinder verstehen es in der Regel nicht, sich gehörig die Hände zu waschen. Hat Jemand einen Gast, einen Lehrer oder nur einen Tagelöhner zu Tische, so Sorge er, daß seine Kinder keine beschmutzten Nasen haben. Man ertheile den Kindern keine Aufgaben, deren Vollführung ihnen zu schwer fällt. Der Vater soll bei der Berufswahl die Neigungen seiner Söhne betrachten. Ein Lehrer soll keinen Anzeiger unter seinen Schülern dulden. Mit Lehrern soll man sich, während sie unterrichten, in keine Unterhaltung einlassen. Man achte darauf, daß das Kind Alles, was es lernt, auch verstehe, u. s. w.

Ueber Essen spricht R. Jehuda ben Nischi (gestorben 1349 zu Toledo): Erblicket den Lebenszweck nicht in Essen und Trinken und prächtiger Kleidung, seid mäßig im Essen, die Speise ist für den Menschen wie das Del für das Licht, es verlöscht bei Zuwenig und Zuviel, aber eher bei dem Letzteren.

Neben den Regeln weiser Lebensführung gehen Klagen und Vorwürfe über allerlei Fehler und Märgen. „Der äußere Druck,“ sagt Gubemann, „behindert nicht bloß das materielle Fortkommen, sondern verroht auch die Gemüther und verschlechtert den Charakter.“ Schon die Jugend zeichnete sich durch Zuchtlosigkeit, Vordringlichkeit und Frechheit aus, und der Prager Oberrabbiner Ephraim Lenczner, der schonungslos den Finger in die Wunde legte, konnte nicht umhin, in seiner „Moralschrift“ (16. Jahrhundert) zu sagen: Es lärmen die meisten Knaben, wenn sie nach dem Unterricht nach Hause gehen, sie achten des Greises nicht, haben vor einander keine Achtung, sondern tummeln sich wie die Stalber auf den öffentlichen Straßen, ohne Zucht und Lebensart.“ Und er fügt hinzu, daß solche Erscheinungen bei den jüdischen Knaben mehr als bei denen aller anderen Völker sich zeigen. — Vielfach wird auch über die Menge unverständlicher Gebete, über Matschsucht, Zanksucht und Unfriedfertigkeit innerhalb der Gemeinden, über leichtfertiges Schwören, Kleiderluxus, Unredlichkeit und Geldheirathen geklagt. Es wird nichts beschönigt oder vertuscht, sondern Alles wahr und klar erörtert. —

Die zweite Abtheilung des Werkes enthält 9 Mittheilungen aus städtischen und jüdischen Gemeindeacten, allzuerst eine merkwürdige Rathsverordnung „wegen der Judenschule zu Nürnberg“ aus dem August 1406, welche hier vollständig stehen mag:

„Es ist urtheilet worden von schepfen (Schöffen) vnd rate vnd alten genanten, das fuerbay hi ze Nürnberg thein juden schule nit sein sul vnd wo das von den juden vberworen vnd nit gehalten wurde, so jullen si alle wochen alz ofte das gescheen war, von nder person, die das vberwaren het, vervallen sein X gulden, ausgenommen allein der juden, die burger hi sein, di mugen ire kinder nder in seinem hawje wol lernen lazzen, alz das von alter her gewunheit is gewesen, vnd jullen auch darauf iren meiter rabbi varen lazzen vnd hinschiffen.“

Die nächsten 6 Abschnitte enthalten: Bräuche der heiligen Gemeinde zu Worms 1663; Statuten der Posener Gemeinde 1654; Auszüge aus dem Protokollbuche des Talmud-Thora-Vereins, Krakau 1551—1639; die alten Statuten der jüdischen Gemeinden in Mähren; aus den Statuten der Gemeinde Nikolsburg; Verordnungen über Unterricht in Frankfurt am Main 1662; Auszüge aus dem Gemeindebuche zu Dubno in Rußland, vom Jahre 1741. Ein Anhang endlich behandelt Schul- und Lehrbücher. —

Wir beschränken uns auf diese knappe Anzeige des werthvollen Werkes und können Jedem, der sich für den Gegenstand interessirt, eine weitere Vertiefung in diese Regesten-sammlung angelegentlich empfehlen. B. St.

Bibliographische Notizen.

G. G. Gervinus' Leben von ihm selbst 1860. Mit 4 Bildnissen in Stahlstich. Leipzig, W. Engelmann.

Diese Selbstbiographie, die nur bis zum Jahre seiner Vermählung (1836) geführt ist, hatte der berühmte Historiker 1860 im Manuscript seiner Gattin zu Weihnachten überreicht. Nach späterer Testamentbestimmung sollte dieses Manuscript erst nach dem (1893 erfolgten) Tode der Wittive gedruckt werden; daher die späte Veröffentlichung des Werkes, das gewiß schon früher allen Verehrern und Kennern des Verfassers eine willkommene Gabe gewesen sein würde, aber auch heute noch durch die offene, klare und geistvolle Darstellung, die Gervinus von seinem Werdegange giebt, das lebhafteste Interesse gebildeter Kreise und namentlich auch gebildeter Frauen verdient. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich.

Als dankenswerthe Zugabe enthält der „Anhang“ Uebersetzungsversuche, die Gervinus an arabischen Dichtern und an dem mittelhochdeutschen Epos „Gudrun“ (in Hexametern!) gemacht hat, sowie einen Abdruck seiner „Grundzüge der Historik“ und mehrerer bisher ungedruckter „Fenten“.

P.

Neue Briefe Wielands, vornehmlich an Sophie von Barock. Herausgegeben von Professor Dr. H. Lassenkamp. Stuttgart, Cotta.

Auch für die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller unserer classischen Periode kann das biographische und litterarhistorische Quellenmaterial immer noch durch neue Funde bereichert werden; und je mehr sie selbst der Gegenwart entrückt werden und der rein historischen Betrachtung anheimfallen, um so mehr wächst die Verpflichtung des Litterar- und Kulturhistorikers, die immer noch wachsende Menge des Stoffes

vollständig zu überschauen und für die objective Darstellung und Würdigung der Personen, der Dichtungen, der Zustände zu verwerthen.

Eine selbst von vielen Kennern des 18. Jahrhunderts kaum erwartete Bereicherung der erwähnten Art ist so eben erfolgt durch die Herausgabe von 100 (fast ausschließlich französisch geschriebenen) Briefen Wielands aus den Jahren 1750 bis 1789. Sie bieten viele neuen Aufklärungen sowohl über persönliche, als über allgemeine litterarische Verhältnisse: einen Theil der Briefe hat der Herausgeber bereits in dem Bd. 61 (Heft 181) S. 76 u. f. von „Nord und Süd“ mitgetheilten interessanten Aufsätze benutzt. Auf das Einzelne näher einzugehen müssen wir uns hier versagen; wir bemerken nur noch, daß die Ausstattung des Buches vorzüglich ist, und daß die sorgfältig geschriebene Einleitung, die erläuternden Bemerkungen und das ausführliche Register jedem Leser, dem es um genaue Kenntniß Wielands und seiner Zeit zu thun ist, die Benutzung des Buches in dankenswerther Weise erleichtern. dr.

Jugendstürme. Roman von Curt Brottewitz. Leipzig, B. Gischer Nachfolger.

Zu dem Widerstreit der Meinungen, der über die Nothwendigkeit des höheren Schulwesens seit langer Zeit als noch immer nicht voll gelöste Frage entbrannt ist, bildet das uns vorliegende Buch einen Beitrag in belletristischer Form. Ohne die Frage direct zu streifen, wirkt der Sarkasmus, mit dem gewisse überkommene Zustände dargestellt werden, überzeugender als manche gelehrte Abhandlung.

Der Verfasser schildert ein sächsisches Internat mit seinen mönchischen Einrich-

tungen, mit manchem ihm anhaltenden Bopf, beschreibt die verschiedenen Individualitäten der Schüler und Lehrer mit ihren mannigfachen, ebenso belustigenden wie unberechtigten Eigenthümlichkeiten, und vor allen Dingen legt er Werth darauf, den Unterschied zur Anschauung zu bringen zwischen dem in der Schule herrschenden Geiste im Gegensatz zur modernen Weltanschauung draußen im Leben; — er unterzieht sich dieser Aufgabe mit einer so breiten Ausführlichkeit, daß es dem Buche sehr zum Lobe gereicht, wenn es trotzdem nicht ermüdet.

Eigenartig berühren die Liebesverhältnisse, welche ein junges Mädchen nacheinander zu zwei Gymnasiasten hat; nicht die Thatsache an sich, sondern daß gerade dieses gereifte Mädchen sich mehrere Mal in solch unreife Jünglinge verliebt, wie zwei Oberprimaner doch immerhin sind, wirkt befremdend; das zweite Mal gewissermaßen unter den Augen der Eltern und mit den ernstesten Absichten; das Verhältniß erhält durch einen Unglücksfall, den das Mädchen erleidet und durch welchen es zum Krüppel wird, einen tragischen Abschluß: — da aber vorher die Frage bereits akademisch behandelt worden war, wie sich die Liebe im Falle eines solchen Mißgeschickes zu verhalten hätte, so wirkt dasselbe beinahe wie ein Exempel, das am lebenden Object bewiesen werden soll. —

Der Roman ist immerhin ein eigenartiges Werk, welches diejenigen Kreise, die für den Gegenstand Interesse haben, lebhaft ansprechen wird.

Vermont. Roman von Walther Siegfried. München, Druck und Verlag von Dr. G. Albert u. Comp.

Kein Roman im gewöhnlichen Sinne, bei dem das Stoffliche die Hauptsache zu sein pflegt; im Gegentheil, das eigentlich Romanhafte wird mit chronikenartiger Kürze abgemacht, um Raum zu schaffen für die Schilderung rein innerer Vorgänge. Ein Seelengemälde entrollt sich vor unserer geistigen Auge, wie es nur die Hand eines echten Dichters zu schaffen vermag: wahr, tief, ergreifend vom ersten bis zum letzten Strich. Was der erste Roman des Dichters, die Künstler-Geschichte „Timo Morell“ versprochen hatte: der zweite hat es voll auf gehalten. Zu den beiden trefflichen Schweizer Dichtern Gottfried Keller und C. F. Meyer gesellt sich als ebenbürtiger Dritter nunmehr Walther Siegfried.

J.

Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lewis Wallace. Illustriert von Ant. G. Paworowski. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Roman Wallaces, der in Amerika in zahllosen Exemplaren verbreitet ist, hat auch in Deutschland sowohl durch seinen Gegenstand wie durch seine künstlerischen Vorzüge viele Freunde gefunden, namentlich in jenen Kreisen, in denen ein stärkeres religiöses Gefühl und demgemäß auch ein lebhafteres Interesse für Alles, was mit der Person Christi im Zusammenhange steht, vorhanden ist. So ist denn der Gedanke der Verlagsbehandlung, das Werk in einer würdig ausgestatteten und mit Illustrationen geschmückten Ausgabe als ein Haus- und Familienbuch bei uns einzubürgern, als ein berechtigter und erfolgverheißender zu bezeichnen. Leider müssen wir nach den uns vorliegenden ersten beiden Lieferungen gestehen, daß die Illustration des Werkes nicht auf dem Niveau der sonstigen Leistungen der deutschen Verlagsanstalt steht. Wir können an den Zeichnungen weder in Bezug auf ihre künstlerische Auffassung noch auf die technische Ausführung Gefallen finden. Die Ausgabe erscheint in zwanzig Lieferungen zum Preise von je 50 Pf.

O. W.

Letzte Vorgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von Ludwig Anzengruber. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Der stattliche Band wird das litterarische Charakterbild Anzengrubers nicht verändern. Die bekannten Vorzüge des Dichters: scharfe Charakteristik, treffende Schilderung des Lebens, gesunder Humor finden sich in reichem Maße. Freilich sind die einzelnen Gaben sehr ungleichwerthig, und neben fein durchgearbeiteten findet sich auch manche leicht hingeworfene Skizze, die nicht zum Schaden des Gesamteindrucks aus dem Buche hätte entfernt werden können.

e.

Ein Schachspiel Moltkes und andere Geschichten von Dr. Adolf Rohut. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (H. Krüger).

Diese, ungarischen Autoren nachgezählten heiteren Geschichten, die theils von harmloser Lustigkeit, theils von höher geartetem Humor, durch den ein ethischer oder psychologischer Kern hindurchschimmert, werden

in der gewandten freien Bearbeitung des bekannten Verfassers auch in Deutschland mit Beifall gelesen werden. Freunden einer heiteren Lectüre, die neben gefälligem Scherz auch manch sinnige Idee bietet, sei das unterhaltende Büchlein bestens empfohlen. W.

Vestigia leonis. Die Mär von Bardowiek. Von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Dem Erzähler dieser Mär gebührt ein Ehrenplatz unter den bedeutendsten Epikern der Gegenwart. Schon sein Erstlingswerk, der in demselben Verlage erschienene Sang aus den Bauernkriegen: Jock Fritz, der Landstreicher, verrieth ein beachtungswerthes Talent. Während aber N. N. dort noch in den Spuren Schaffels und Wolffs wandelt, geht er im vorliegenden Epos seinen eigenen geraden Weg und schweift nicht mehr lyrisch ab. In anschaulichen, fejjelnden Bildern und Gestalten schildert er mit ergreifenden Worten das tragische Schicksal der nördlich von Lüneburg gelegenen mächtigen Handelsstadt Bardowiek, die nach ihrem Untergang zum ärmlichen Marktflecken herabsank. Von Heinrich dem Löwen am 19. October 1189 erstürmt und zerstört, wurde sie mit ihren zahlreichen Palästen und Kirchen ein Raub der Flammen. Nur ihr Dom blieb verschont und zeigt noch die in Stein gemeißelte Inschrift des furchtbaren Eroberers: Vestigia leonis — Löwen Spuren! Auf dieser wüsten historischen Stätte läßt der Dichter neues Leben erstehen. Mag er den Helden und Schwärmer Harald, den genialen durstigen Maler Heinz Hoyer, den diplomatischen Abt Iso, den humoristischen Gastwirth Saladin, den strengen Sieger Heinrich den Löwen, oder die liebreizenden Frauengestalten Judith und Jucunda dem Leser vor Augen führen, immer weiß er für die Gebilde seiner Phantasie in hohem Grade zu interessiren, indem er ihnen moderne Empfindung und Sprache verleiht. N.

Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes von Hans Benzmann. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Nur der Titel deutet darauf hin, daß in diesem Buch ein junger Dichter, dem noch der Lenz des Lebens lächelt, seine Erstlingsgabe bietet. Die Gedichte selbst zeigen wenig Unfertiges und Unreifes. Hans Benz-

mann offenbart sich darin als männlicher Geist, ernstster Denker, warmherziger Menschenfreund und trefflicher Naturdolmetsch.

Er versucht selten, sich durch melodische Lieder (Liebesnacht. In gelben Aehren. In der Rosenlaube) in das Ohr des Lesers einzuschmeicheln, sondern liebt es, seine Empfindungen in volltönenden Rhythmen ausklingen zu lassen. Z. B. Der Teufel. Die heilige Magdalene. Ave Maria. Sinai und Golgatha. Die Todteninsel u. A. Zuweilen benützt er diese rhythmische Klangmalerei auch zu knappen Bildern und erzielt dadurch eine mächtige Wirkung, z. B. Das Meerweib. Kinderbegräbniß. Mitternacht. Ein Wintermorgen. Wie eigenartig er die Natur zu schildern und zu deuten versteht, davon zeugen: Bergsee. Morgengang. Morgenröthe. Gewitter am Meer. Kinderbegräbniß im Herbst. Einen schönen Beweis seiner Menschenliebe geben: Décadence. Feierabend. Armenfriedhof. Das häßliche Mädchen. In dem Gedicht „Ihr und ich“ charakterisirt der Dichter sich selbst und ruft am Schluß mehr leidenschaftlich als poetisch schön aus: Ein wilder Wald voll räthselhafter Schwüle, voll Unkraut will ich in die Höhe gehen! Bringt sein künftiges Wachstum nicht mehr Unkraut hervor, als in den vorliegenden Gedichten enthalten ist, so kann ihm der Kritiker dazu von Herzen Glück wünschen. N.

Unterm Regenbogen. Von Paul Kerner. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Traumbilder, Märchen und poetische Gleichnisse sind die Formen, in denen der Verfasser Seelenzustände, Empfindungen, die zartesten Regungen seines Gefühls- und Gedankenlebens reizvoll einkleidet. Mag Einzelnes anspruchsvoller erscheinen, als ihm zukommt, mag in mancher schillernden oder sich sinnig geberdenden Skizze ein nicht gerade bedeutender poetischer Gehalt oder tiefer Gedanke stecken und manches Gleichniß nicht ganz neu und originell anmuthen — im Ganzen verdient das Büchlein nach Inhalt wie Form als eine werthvolle, eigenartige Gabe eines Dichters bezeichnet zu werden. Diese Sammlung phantastischer, gleichsam in zarten Farbentönen leicht hingehauchter Gedichten hat in der That etwas von dem ätherischen Zauber des in leuchtender, bunter Farbenpracht erstrahlenden Regenbogens, des luftigen Gebildes, erzeugt von Sonnenglanz auf dunkler Wolkenwand. . . O. W.

Neue Verse. Dithyramben und Phantasien von Theodor Suse. Berlin, Verlag von A. Asher & Co.

Obgleich schon von Herder behauptet wurde, daß die Dithyrambe für unser Zeitalter nicht mehr passe, hat Theodor Suse doch gewagt, diese lyrische Form wieder zu beleben. Sein Versuch ist wider Erwarten geglückt. Wird aber der von plastischer Schönheit begeisterte Dichter für die von ihm heraufbeschworenen alten Götter heute noch eine größere gläubige Gemeinde finden? Kaum. Der große Pan ist todt, und mit

unserem Dichter trägt die Mehrzahl der Menschen bang: „wann kommt der Tag, da die Wolken zerreißen, und zum leuchtenden Himmel brausend aufstürmt der Frühlingsruf: „Heil uns, der Held, der Erlöser, der Gott, resurgit, resurgit!“ Nur in zartbesaiteten Gemüthern werden die feinen, ätherischen Poesien Suse's tiefen Eindruck hinterlassen. In dieser Selbsterkenntniß hat der Verfasser das Buch seiner Frau zugeeignet. In der That verdient es als Festgabe für Damen die wärmste Empfehlung.

N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abel, L.**, Das gesunde, behagliche und billige Wohnen. Mit 79 Abbildungen. Wien, A. Hartleben.
- Adler, G.**, Ueber die Aufgaben des Staates angesichts der Arbeitslosigkeit. Tübingen, H. Laupp'sche Buchh.
- Allers, C. W.**, Unser Bismarck. Text von Hans Kraemer. Liefg. 2. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Amicus, Edm. de, Herz.** Ein Buch für die Jugend. Autoris. Uebers. von R. Wülser. 13. u. 14. Tausend. Basel, A. Geering.
- Amsel, G.**, Untersuchungen über die Häufigkeit d. Wortformen der deutschen Sprache. (Sonderabdruck a. d. Wissensch. Beiheft VI. z. Zeitschrift d. allgem. Deutschen Sprachvereins. (Mai 1894).
- Arno, C.**, Aus dem Leben. Gedichte. München. Dr. E. Albert & Co.
- Baum, J. P.**, Der Geisterscher. Friedenau-Berlin, Commiss.-Verlag von G. Bohres.
- Baumann, O.**, Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massal-Expedition des Deutschen Antisklavereicomités in den Jahren 1891 bis 1893. Mit Illustr. des Verfassers, von R. Bacher u. L. H. Fischer und einer Karte. Berlin, D. Reimer.
- Benzmann, H.**, Im Frühlingssturm! Erlebtes und Erträumtes. Grossenhain, Baumert und Ronge.
- Bibliothek der Gesamtlitteratur** Nr. 762 bis 775. Halle, O. Hendel.
- Boenigk, O. Freih. v.**, Grundzüge zur Judenfrage. Sociologisch-ökonomische Studie. Leipzig, W. Friedrich.
- Bormann, E.**, Das Shakespeare-Geheimniß Leipzig, E. Bormanns Selbstverlag.
- Brandes, G.**, Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild. Dritte Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.
- Brandl, A.**, Shakspeare. Mit Portr. (Geisteshelden, Herausg. von A. Bettelheim. 8. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co.
- Brockhaus' Konversations-Lexikon.** Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Zehnter Band. K bis Lebensversicherung. Mit 77 Tafeln, darunter 12 Chromotafeln, 19 Karten und Pläne, und 292 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.
- Buchholtz, v.** Einfache Genusregeln mit leicht fasslichen Gedächtnisstützen für die gebräuchlichsten franzüs. Substantive. Berlin, Rosenbaum & Hart.

- Carus, P.**, The religion of science. Chicago, The Open Court Publishing Comp.
- Primer of Philosophy. Chicago, The Open Court Publishing Comp.
- Conrad-Ramlo, M.**, Feuer! Eine Klostergeschichte. München, Dr. E. Albert & Co.
- Dannemann, A.**, Herbord. Ein Friesensang. Bremen, G. A. v. Halem.
- Ebner-Eschenbach, M. v.**, Glaubenslos? Erzählung. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Dorf- u. Schlossgeschichten. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Eckardt, R.**, Phantast! Ironisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Leipzig, W. Friedrich.
- Eckstein, E.**, Lyra germanolatina. Die berühmtesten deutschen Gedichte in latein. Uebersetzung. Dresden u. Leipzig, C. Reissner.
- Euphorion**, Zeitschr. für Literaturgeschichte. Herausg. von A. Sauer. Erster Band, erstes Heft. Bamberg, C. C. Buchner.
- Frank-Schievelbein, G.**, Rothdorn. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Franzos, K. E.**, Der Wahrheitsucher. Roman. Zweite Aufl. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.
- Führer durch Ulm und Umgebung.** Mit 4 Holzschnitten. Ulm, Verlag des Vereins für den Fremdenverkehr.
- Gade, Niels W.**, Aufzeichnungen und Briefe, herausg. von D. Gade. Autoris. Uebers. aus dem Dän. Mit 3 Portr. und 2 Facsimiles. Basel, A. Geering.
- Garbe, R.**, The Redemption of the Brahman. Chicago, The Open Court Publishing Comp.
- Hafner, J.**, Spiritismus oder Philosophie? (Philosoph. Kritik des Spiritismus.) An Kuno Fischer und Eduard von Hartmann. Leipzig, W. Friedrich.
- Handbuch**, encyclopädisches, der Pädagogik. Herausg. von W. Rein. Erster Band, erste Lieferung. Langensalza, H. Beyer & Söhne.
- Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit.** Erster Band: Hrotsvitha's Otto-Lied übersetzt, erläutert und eingeleitet von Wilhelm Gundlach. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchh.
- Hoffmann, G. u. E. Groth**, Deutsche Bürgerkunde. Kleines Handbuch des politisch Wissenswerthen für Jedermann. Leipzig, Fr. W. W. Grunow.
- Hoffmanns, E. Th. A.**, ausgewählte Werke in vier Bänden. Mit Einleitung v. J. Lautenbacher. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Bh.
- Das neue Jahrhundert.** Philosophische Studien eines Ungekannten. Leipzig, W. Friedrich.

- Jastrow, J.**, Das Dreiklassensystem. Die preuss. Wahlreform vom Standpunkte socialer Politik. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Jensen, W.**, Karin von Schweden. Novelle. Sechste Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
- Johannsen, A.**, Arbeit für die Arbeitslosen. Husum, Friedr. Peterson.
- Jordan, R.**, Vom Stillen Ocean. Gedichte. Halle, O. Hendel.
- Kauffmann, M.**, Immanente Philosophie. Erstes Buch: Analyse der Metaphysik. Leipzig, W. Engelmann.
- Keller, C.**, Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen von C. Cramer u. H. Schinz. Mit Illustrationen. Liefg. 2. Leipzig, T. O. Weigel's Nachf.
- Klepert, A.**, Zum 70. Geburtstage Rudolf von Bennigsens. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Hannover, C. Meyer.
- Kohut, A.**, Fürst Bismarck und die Frauen. Berlin, Friedr. Stahn.
- Lange, S.**, Engelke und andere Erzählungen. Einzlg. autoris. Uebers. aus dem Dänischen. Köln und Paris, A. Langen.
- Leuthold, H.**, Gedichte. Vierte Auflage. Frauenfeld, J. Huber.
- Lindau, R.**, Der Flirt. Novellen. Berlin, Fontane & Co.
- Litteraturwerke des Vereins „Minerva“** Illustr. Ausgaben von Meisterwerken aus den Literaturschätzen aller Nationen. Liefg. 5 bis 10. Berlin, Literaturverein „Minerva“ (S. Gerstmann).
- Meyer, J. G.**, Tetaetia oder der Weltknoten. Leipzig, W. Friedrich.
- Nissel, Franz**, Mein Leben. Selbstbiographie Tagebuchblätter und Briefe. Aus dem Nachlass herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildniss des Dichters. Stuttgart 1894. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.
- Nordau, M.**, Das Recht, zu lieben. Schauspiel in vier Aufzügen. Berlin, E. Hofmann & Co.
- Ohorn, A.**, Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Ein Lebensbild. Mit einem Portrait u. vier Abbildungen. Leipzig, Renger'sche Buchhdlg.
- Ompeda, G.** Freiherr v., Unter uns Junggesellen. Berlin, F. Fontane & Co.
- Pappritz, A.**, Aus den Bergen Tirols. Vier Novellen. Berlin, M. Rügen.
- Penck, A.**, Bericht der Central-Commission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland. Berlin, D. Reimer.
- Peter, J.**, Der Poet im Dorfschulhause. Ausgew. Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Plechanow, G.**, N. G. Tschernischewsky. Eine litterar-historische Studie. Mit einem Portr. T's. Stuttgart, J. H. W. Dietz.
- Ranke, Prof. Dr. Johannes**, Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Zweiter Band. Die heutigen und die vorgeschichtlichen Menschenrassen. Mit 748 Abbildungen im Text, 6 Karten und 9 Farbendrucktafeln von Dr. F. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.
- Raymond, G. L.**, Art in Theory. An introduction to the study of comparative aesthetics. London, G. P. Putnam's Sons.
— The Genesis of Art-Form. An Essay in comparative aesthetics. London, G. P. Putnam's Sons.
- Reform, Ostdeutsche.** Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrgang Nr. 9, 10 u. 11. Königsberg, Braun und Weber.
- Routier, G.**, Guillaume II. à Londres et l'union Franco-Russie. Troisième Edition. Paris, Le Soudier.
- Saltschik, R.**, Meister der Schweizerischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Jerem. Gott-helf, Gottfr. Keller. K. F. Meyer. H. Leuthold. Dramor. Frauenfeld, J. Huber.
- Schafheitlin, A.**, Der Geisterkampf und neue hebräische Lieder. Nachtrag zu den „Letzten Gedichten“. Berlin, Rosenbaum & Hart.
— Aus der Lazzaroniwelt. Neapolitaner Abenteuer und andere Skizzen. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Schölermann, W.**, Freilicht! Eine Plein-air-Studie. 2. Aufl. Frankfurt, Jaeger'sche Verlagsbuchh.
- Schultheiss, F. G.**, Jahn. Preisgekrönte Arbeit. (Geisteshelden herausg. von A. Bettelheim 7. Band). Berlin, E. Hofmann & Co.
- Schweiger-Lerchenfeld, A. v.**, Donaufahrt. 2 Bände. Mit Tonbildern, Text-Abbildungen und Karten. Wien, A. Hartleben.
- Seidel, H.**, Gesammelte Schriften. XII. Band. Berliner Skizzen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Sommer, W.**, Geschichten aus dem Kleinleben. Basel, B. Schwabe.
- Spanien in Wort und Bild.** Herausg. unter Mitwirkung Sr. kaiserl.-kgl. Hoheit Erzherzog Ludwig Salvator etc. Mit 157 Illust. u. 1 Karte. Würzburg, L. Woerl.
- Spitta, Ph.**, Musikgeschichtliche Aufsätze. Berlin, Gebr. Paetel.
- Starkenburger, H.**, Die Wertung der Persönlichkeit als massgebender Faktor in dem Entwicklungsgang d. moralischen Anschauungen. Leipzig, W. Friedrich.
- Steinau, M. v.**, Der gute Ton für Damen. Fünfte Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Strindberg, A.**, Antibarbarus I oder die Welt für sich und die Welt für mich. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Telmann, K.**, Schattenpflanzen. Novellen. Dresden und Leipzig, C. Reissner.
- Türk, H.**, Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türkische Hamlet“ in der „Beilage zur Allgem. Zeitung“. Jena, Fr. Maukes Verlag. (A. Schenk.)
— Die Uebereinstimmung von Kuno Fischers und Hermann Türks Hamlet-Erklärung. Jena, Fr. Maukes Verlag. (A. Schenk.)
- Unser Vogtland.** Monatsschr. für Landsleute in der Heimath und Fremde. Herausg. von G. Doehler. 1891. Heft 1. (April). Leipzig, Rossberg'sche Hofbuchh.
- Wichert, E.**, Frauengestalten. Drei Novellen. Dresden u. Leipzig, C. Reissner.
- Wille, B.**, Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts. Berlin, S. Fischer.
— Einsiedler u. Genosse. Sociale Gedichte nebst einem Vorspiel. Vorwort von J. Hart. Berlin, S. Fischer.
- Winter, J. und A. Wünsche**, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lief. 19. Trier, S. Mayer.
- Wolzogen, E.**, Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend. Berlin, F. Fontane & Co.
- Zetsche, E.**, Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

—
Sprudel . . 58° 8
Mühlbrunn . 40 °
Schlössbrunn 41° =
Theresebrunn 47° =
Konbrunn . . 47° =
Marktbrunn . 34° =
Feisenquelle . 47 °
EmmerKarl-Qu. 33° =
Keiserbrunn . 39° =

—♦—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Haue

W. D. Le. Cee

Quellen- Producte

-
- KARLSBADER**
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
-
- KARLSBADER**
Sprudel-Seife.
-
- KARLSBADER**
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

“Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.”

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.



Band 70. — Heft 209.

— — —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.
August 1894.

18.
Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schönländer.

August 1894.

Inhalt.

	Seite
Ida Boy-Ed in Lübeck.	
Die Letzten. Novelle	139
Heinrich Teweles in Prag.	
Ida Boy-Ed	154
Alexander Swientochowski in Warschau.	
Italienische Skizzen. Aus dem Polnischen von Malwine Posner-Garfein. (Schluß)	162
Fr. Rubinstein in Berlin.	
Von Zeit und Ewigkeit. Ein Beitrag zur Psychologie des täglichen Lebens	193
Franz Servaes in Berlin.	
Die Herkunft der modernen Malerei	202
U. Rogalla von Bieberstein in Breslau.	
England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer	217
Caesar Schoeps in Breslau.	
Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur	222
E. Vely in Berlin.	
Wohltätigkeit. Novelle. (Schluß)	228
Bibliographie.	264
<small>Aus dem Bibliographischen Institut. (Mit Illustrationen.) — Schimpferien. — Hoffmann von Fallersleben.</small>	
Bibliographische Notizen	273

Hierzu ein Portrait: Ida Boy-Ed.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

———— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ————

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte

von
Lindner & Dittlerding in Frankfurt a. M. (Lindner-Ostfendingers Erbe-Flanelle-
Unterleidung.)
Wilhelm Friedrich in Leipzig. (Pfungen, Neue Gedichte etc.)

CLASS OF
1900



Yda Boy - Ed

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXX. Band. — August 1894. — Heft 209.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ida Boy-Ed.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die Sektten.

Novelle

von

Ida Bou-Ed.

— Lübeck. —

Oben am Rande der Felswand stand ein junger Mann und schaute hinab auf die Stadt, welche sich hart an das steil aufsteigende Gebirg drängte. Er war auf unweglamen Felspfaden daher gekommen, durch Pinien- und Lavendelgestrüpp sich Bahn brechend, Umwege nicht scheuend und waghalligste Kletterei, wenn es galt, sonnige Strecken zu meiden.

Dem vom fast silberhellen Himmel strahlte seit Monaten unbewölkt die Sonne und sog die Farbe aus der Natur und die Feuchtigkeit aus der Erdkrume. Hitze zitterte flimmernd über der Ebene und verhüllte mit blaugrauen Dünsten die Ferne. Die Schollen der Mecker barsten vor Trockenheit, das hohe Gras der Weiden sank vor Dürre welk und gelblich in sich zusammen, so daß der Büffel scheu und lechzend die freie Weite mied, um sich in den feuchten, dunstenden Waldmooren der pontinischen Sümpfe zu verbergen.

Ueber der flachen latinischen Küste zwischen dem Meer und den Volzkerbergen lag die Todtenstille einer afrikanischen Mittagshize; das Meer ruhte reglos und weißlich, die Horizontlinie war verwischt, Gluthwellen, in ihrer bebenden Bewegung dem Auge sichtbar, schwebten über den Wassern. Der schwarze, trockige Felsen des Caps der Circe war von Schleiern umhüllt und stand, einem in seinen Umrißen kaum noch erkennbaren Schatten gleich, links vor dem blendend bleichen Hintergrund der Luft.

Auf den Landstraßen, welche spärlich die Ebene durchkreuzten, zeigte sich kein Wanderer und kein Gespann; man sah nicht wie sonst Ochsenbeerden mit breit ausladenden Hörnern, von berittenen Hirten bewacht, schwerfällig dahinziehen über die Felder. Alles Lebendige schien fortgetrocknet zu sein.

Bio stand auf der Felskante hart über dem steilen Absturz und starrte hinab. Er konnte von hier oben in seine Vaterstadt hineinsehen, wie in den Inhalt einer geöffnieten Kassette; sein Blick konnte den Zug der Straßenlinien verfolgen, die tief gebettet zwischen hohen und zierlichen Palästen dahinliefen; sein Auge konnte die freien Plätze übersehen. Die schlanken Thürme der Basiliken strahlten zu ihm empor; er sah das silberne Blinken des wasserreichen Baches, der die Stadt durchrieselte, sah die Brücken von hellem Kalkstein, die ihn wölbend überchlugen. Aber vergebens suchte er nach einer Spur von Leben. Seinem Falkenblick wäre kein Mensch entgangen, der etwa, von hier oben klein gleich einem Insect, im schmalen Schattenstreif an den Palästen entlang geschlichen.

Die grauen Dächer spiegelten den Sonnenglanz im übrigen, blendenden Schimmer wieder, allein sie schienen nur leere Häuser, keine Menschen mehr zu beschützen.

Sollte es wahr sein, was ihm ein Landsmann vor wenig Tagen in Rom gesagt: daß das Fieber wie ein schleichender Mörder durch die Gassen von Minsa gezogen sei, und daß ein großes Sterben begonnen habe, noch größer und schrecklicher als in den Vorjahren? Daß die letzten Gehunden geflohen seien und daß selbst die Geizigen ihre Häuser verlassen hätten?

Die Kunde schreckte ihn auf aus seinem freudlosen Leben, welches einem fast fanatischen Arbeitseifer gewidmet war. Wenn die hübsche Maddalena, seines Meisters Tochter, ihn so von Morgen bis Abend unverdroffen den feinen Hammer führen hörte, meinte sie, der Pio schlage wohl gar einen heimlichen Kummer todt. Und sie hoffte, daß ihm von dem Tag an, wo ihm das erst gelungen sein werde, auch Zeit und Sinn haben möge, sich die Meisterstochter ein wenig anzuschauen. Sie ihrerseits hatte den schönen Gesellen schon genug angesehen und fand seine braunen Augen und seinen schlanken Wuchs gar begehrenswerth. Auch der Meister, dem der einzige Sohn in Florenz verkommen und verstorben war, fand Gefallen an dem ernstern, fleißigen Pio und hätte ihn gern zum Tochtermann gehabt, obzwar er wenig von seiner Herkunft wußte. Aber im Herzen, wo die Trauer wohnt, haben Hochmuth und Vorurtheile keine Stätte mehr.

Wie erschrafen Vater und Tochter, als Pio seine Entlassung begehrte und ein Wiederkommen nicht gewiß in Aussicht zu stellen vermochte. Maddalena weinte, und der Meister redete ihm von den Gefahren einer Wanderung jetzt im Juli durch die Campagna. Denn die Malaria hauchte ihren Pestathem aus über das Land, und selbst in den römischen Straßen, die tiefgelegen sich am Tiber hinzogen, hielt der Tod Ernte. Aber Pio offenbarte seinem Meister, daß er vor zwei Jahren im Zorn von seiner Mutter geschieden sei, und daß er nicht daran denken möge, wie sie hinwegsterben könne, ohne ihn zuvor im Frieden gesegnet zu haben.

Der Meister, als frommer und gutherziger Mann, mochte einen Sohn von solchem Weg nicht zurückhalten. Und Pio, um das Herz der guten

Maddalena durch eine frühe Enttäuschung vor dem größeren Leid einer beharrlichen unglücklichen Liebe noch zu bewahren, erzählte dem Meister und seiner Tochter kurz die Ursache jener zornigen Trennung von seiner Mutter.

Er hatte ein schönes Weib geliebt und liebte es noch: Rita, die aus dem Hause der Frangipani, der früheren Herren Minfas, abstammen sollte, wenn auch nicht auf Wegen, die mit auf eine Stammtafel verzeichnet werden. Aber fürstlich war ihr Ansehen und Wesen, das ihr Neider und Feinde zuzog. Und da sie einsam lebte und die Menschen nicht liebte, begann man schlecht von ihr zu sprechen. Die Mutter des armen Pio weigerte sich, Rita als Sohnesgattin zu empfangen. Der Sohn aber war abhängig von ihr, die allein vom verstorbenen Gatten die reiche Goldschmiede geerbt hatte. Da floh Pio und gelobte sich und Rita, daß er in Rom Geld und Gut erarbeiten wolle, um ein Weib ernähren zu können, auch wenn seine Mutter die Geldlade verschlossen hielt. So arbeitete denn jetzt ein fremder Gejell in Pios väterlicher Werkstatt und fertigte Ketten, Schnallen und Korallenschnüre für die eiteln Nettunederinnen. Und so war Pio nach Rom gekommen.

Die Kunde von dem Unglück der Stadt Minfa hatte aber den Zorn gegen seine Mutter in Sorge und Schmerz umgewandelt. Er wollte sie und auch Rita wiedersehen und sie hinwegführen von der Stätte des Verderbens, wenn sie noch lebten.

Von den Segenswünschen des Meisters und einem thränenschweren Blick Maddalenas begleitet, verließ er die Werkstatt in Rom.

Er wanderte, die Gluth des Tages scheuend, bei Nacht hinaus und rastete, wenn die Sonne hochkam. Bald aber bemerkte er, daß in dem Schatten der Nacht die Dünste sich aus dem verdorrten Erdboden lösten, und daß der süßliche, widrige feuchte Athem der Fieberluft am Tag von der Sonne aufgejogen ward. So wanderte er denn fortan vom Morgen bis zum Abend.

Bei Frascati stieg er in die Berge empor, um auf wilden Pfaden oben in reineren Lüften die Heimat zu gewinnen. Es war ein mühsames Unternehmen.

In Giulianello begegnete er Flüchtlingen aus Minfa. Auf Saumthieren führten sie ihre Habe mit, soweit sie beweglich war. Und mit Klagegeschrei erzählten sie ihm, daß im vorigen Sommer von den zehntausend Bewohnern der Stadt beinah die Hälfte hinweggestorben und ausgewandert sei, und daß vor Wochen, kaum habe der frische Frühling dem glühenden Sommer Platz gemacht, ein neues, viel schrecklicheres Sterben begonnen habe. Die Gaetani, die Herren der Stadt, hätten schon seit mehr als einem Jahr keine Abgaben mehr erhoben, aber auch kein Kriegsvolk mehr zum Schutz gehalten, sondern Minfa sich selbst überlassen. So käme zur Noth des Fiebers noch die Noth der räuberischen Ueberfälle. Denn aus den Abruzzen brachen bewaffnete Banden hervor und raubten vor den Augen der Sterbenden deren Häuser leer.

Die Stätte sei verflucht, und von den Kanzeln predigten die letzten Priester, es sei Gottes Wille, daß man sie verlasse. Als Papst Alexander III. in Ninfa geweiht wurde, er, mit dem für das Papstthum die Zeit höchsten Glanzes begann, habe er einen Verheißungs- und Segensspruch über Ninfa gethan: so lange die Macht des päpstlichen Stuhles die Erde überstrahle und den Kaisern und Königen gebiete, so lange werde seine Stadt blühen. Aber dieser Segensspruch hat sich in Fluch gewandelt: der päpstliche Stuhl sei dem Umsturz nahe, in Rom und in Avignon säße ein heiliger Vater, und jeder mache sich an, der wahre Statthalter zu sein.

Pio fragte nach seiner Mutter. Die Einen wollten wissen, sie sei längst begraben, die Anderen hatten sie noch vor wenig Tagen gesehen. Und Rita? Da ballten sich die Fäuste, und die Lippen sprachen böse Worte: sie bleibe blühend und gesund, das Fieber fechte sie nicht an, geheime Zaubermittel müßte sie wissen, und es heiße, sie habe sich dem Teufel in sündhaftem Umgang ergeben, damit er das Fieber von ihr fern halte.

Ein Grauen beklemmte Pios Brust. Seine Kniee bebten, da er weiter zog.

In den Ruinen von Norba fand er im schmalen Schattenstreifen der cyklopischen Mauern andere Flüchtlinge gelagert. Ihre Wangen waren bleich, ihre Hände zitterten; sie bedurften erst langer Rast in der fieberfreien Luft der Berge, ehe sie Kraft gewannen, weiter zu ziehen.

Und nun war Pio nahe am Ziel seiner Wanderung, und er fragte sich, ob sie denn nicht aus einer Netherthat ein Kirchhofsgang geworden. Die abmahnenden Worte, welche die Flüchtlinge zu ihm gesprochen, tönten in seinem Ohr nach. Sollte er wirklich hinabsteigen in die Stadt des Todes, vielleicht um selber dort zu sterben in grauenvoller Einsamkeit als der letzte, der einzige Mensch zwischen stummen, kalten Mauern?

Wenn er Niemand mehr dort unten fände, weder die Mutter, noch Zene, von welcher man so grauenhafte Dinge erzählt? Wenn da unten das Fieber ihn faßte, jäh und unwiderstehlich, so daß seine Kraft nicht einmal mehr reichte, fliehend die Felswand zu erklimmen?

Lebenstrieb und zitternde Furcht umschürten seine Brust; es war, als sträube sich sein Fuß, den schmalen Pfad zu betreten, der in kurzen Schlangenwindungen hinablief an dem sonnenüberbrüteten schroffen Fels.

Da schreckte ihn selig ein Ton. Das Läuten eines Glöckchens schwang sich mit dünnem Schall durch die heiße Luft empor.

Man rief noch Fromme zum Gebet! Es gab noch Menschen, die sich zusammenthaten, Gott um Gnade anzuflehen, noch einem Priester, der am Altar die Messe las.

Pio kannte den Klang dieses Glöckleins wohl. Es hing im Thurm der kleinsten der sechs Kirchen der Stadt und hatte ihn oft gerufen, als er noch ein frommer Knabe war und seine hohe Stimme mit in den Gesang des Chors mischen durfte. Daß das Glöcklein von Santa Maria Liberatrice sich gerade jetzt schwingend bewegte, war ihm ein Zeichen und ein Ruf.

So eindringlich und so bescheiden war der Ton, so ganz verschieden von dem pomphaften und dunklen Geläut der großen Kirchen.

Und neben Santa Maria Liberatrice stand das Haus seiner Mutter, ein zierlicher Palast mit einer Front von braunröthlich 'glasirten Steinplatten und romanischen Fensterbögen darin von feingedrehten Säulen.

Fort und fort klang der schwingende Ton.

Bios Fuß glitt mehr als einmal aus auf dem schmalen Wege, von dem der farge Humus in Staub unter seinen Schritten zerbröckelte. Die Sonne brannte, und das kleine Roret mit der schwankenden Fasanenfeder daran, das Pio trug, gab seinem Angesicht keinen Schutz. Schwerer und dumpfer ward die Luft, je tiefer er stieg, und als er endlich am Fuß der Bergwand stand, war ihm, als sei er in einen Kessel voll heißer Dünste hineingekommen.

Mit mühsamen Schritten ging er an der Citadelle vorbei, die hoch und trozig, von hellem Gestein gebaut und von Wassergräben umgeben, den Eingang zur Stadt bewacht.

Aber kein Söldner der Gaetani streckte mehr eine Lanze vor und rief ein Halt; kein Pförtner grüßte den Ankommenden.

Hallend und schaurig klang Bios Schritt auf dem glühenden Pflaster von Lavagestein.

Gleich hinter dem Thore an der Straße stand die Kirche, deren Glöcklein noch immer wimmernd zum Gebet rief.

Ihm war's, als ob eine Stimme ihm sage: geh hinein, wer am Leben ist, wird hier betend knien.

Er schritt die steinernen Stufen empor und stieß die angelehnte Thür auf. Kühle Einsamkeit umsing ihn. Kein Vetter kniete auf den grauen Marmorfliesen. Das Bild der heiligen Jungfrau sah mit dem Ausdrucke lieblicher Hilflosigkeit den Beschauer an. Ihr blauer Mantel umwallte sie, auf Wolken knieend betete sie. Ein Strahlenbündel, das durch das schon halb eingebrochene Dach gerade auf das Bild fiel, gab ihm freudigen Glanz.

Der rufende helle Glockenton war verstummt, als das Geräusch der sich öffnenden Thür durch die Kirche wiederhallte.

Und nun klang der Schritt eines Menschen durch die Stille.

Pio erzitterte. Leichenblässe deckte seine Wangen. Er hatte den Tod und die Verlassenheit gefürchtet. Und nun rann ihm Schrecken durch die Adern, da er einen Menschen sehen sollte.

Hinter dem Altar kam er hervor, groß, hager, bleich, im Gewand der Dominicaner, schwarz und weiß.

„Pater Benedictus,“ schrieb Pio auf.

Der Priester umklammerte mit frallenden Fingern die Gitterkrönung. Es schien, als fürchte er, zu fallen. Seine großen, lodernden Augen starrten den Angekommenen an.

„Ihr, Ihr,“ stammelte er.

Bio ging auf ihn zu und erfaßte seine herabhängende Linke.

„Aus Barmherzigkeit, um der heiligen Jungfrau willen, guter Vater,“ rief er, „gebt mir Kunde. Lebt meine Mutter noch? Ihr riefet Fromme zum Gebet? So ist es nicht wahr, daß Alle, Alle todt oder geflohen sind? Ihr lebt! Meine Mutter lebt! Sprecht, lebt auch Rita noch?“

Vater Benedictus neigte langsam das Haupt.

„Wir sind die Besten,“ murmelte er. Bio taumelte zurück.

„Die Besten,“ schrie er auf. „Durch welches Wunder Gottes oder des Satans lebt Ihr denn?“

Vater Benedictus schlug die Augen empor. Sein Gesicht war steinern, keine heilige Verzückung lag darauf, als er leise sprach:

„Ich durch ein Wunder Gottes!“

„Wollt Ihr damit sagen, was mir auch die Anderen schon zuraunten: sie, sie durch die Hilfe des Satans!“ rief Bio jammernd.

Er schlug seine Hände vor sein Angesicht. Der Priester sah ihn lauernd an.

„Warum seid Ihr hergekommen an diese verfluchte Stätte?“ fragte er, ohne seine Stellung zu verändern und ohne daß in sein Angesicht ein Schein von Leben kam.

Bio löste die Hände von seinen Augen.

„Meine Mutter zu retten, hinwegzuführen, die Mutter und — Rita,“ sagte er heiser.

Im Auge des Priesters glomm ein heißer Strahl auf.

„So zögert nicht; Eure Mutter ist alt, und ich glaube, in diesen letzten Stunden hat das Fieber sie gefaßt. Aber Rita laßt nur hier. Ich bin bestellt, um diese verlorene Seele zu kämpfen bis zuletzt. Da sie mir die Thore ihres Hauses verschließt, rufe ich durch den Ton der Glocke ihr verstocktes Herz auf. Und da ich vorhin die Kirchenthür sich bewegen hörte, hoffte ich schon, sie sei erschienen, ihre Seele endlich der heiligen Jungfrau zu befehlen.“

Bio warf sich in die Kniee und faltete die Hände.

„Heilige Jungfrau,“ rief er in Verzweiflung und Inbrunst, „gieb mir ein Zeichen. Was soll ich thun, und was soll ich glauben? Wie kann ich die Geliebte allein zurücklassen an dem Ort des Todes? Wie soll ich es glauben, daß sie, die Stolze, Edle, sich mit höllischen Künsten befaßt. Oh, hilf mir aus der Noth, heilige Jungfrau.“

„Ihr Priester steht hier an ihrer Statt, mit Dir zu reden,“ sprach der Vater mit harter Stimme. „Deine Mutter sollst Du retten, Dich aber nicht nach ihr umsehen, der Deine ungeweihte Hand doch keine Rettung zu geben vermag. Denn ihr drohen nicht leibliche, ihr drohen geistige Gefahren. Noch einmal werde ich versuchen, sie zu erwecken, und wenn Gott meinem Wort die rechte Gewalt giebt, wird es mir gelingen. Ich werde ihr Absolution ertheilen und mit ihr hinwegziehen — Euch nach.“

Bio bekreuzigte sich stumm. Dann stand er auf, wankend und bleich. Der Priester sah ihn scharf an.

„Gilt Euch,“ jagte er. „Es möchte sonst auch für Euch zu spät werden.“

Bio ging durch die Kirche dem Ausgang zu. Sein Schritt war unsicher, in seinem Hirn sauste und brauste es.

Mit trockener Gluth empfing ihn der Sonnenschein draußen.

Er tastete sich bis an das Haus seiner Mutter. Er pochte an die verschlossene Thür.

Grabesstille folgte dem dumpfen Widerhall seines Klopfens.

Noch einmal hob er die Faust und ließ sie schwer gegen die kunstvoll geschnitzte Eichenthür fallen.

Wieder blieb Alles stumm.

Auf den Lavasteinen der Straße brütete die Sonne, der helle Himmel sah auf die stumme Stadt herab. Rings die Häuserzeile hinauf und hinab verschlossene oder hohle Fenster. Aber nichts Lebendes außer einer blau-grün-goldigen Lacerte, die eben geräuschlos und blickschnell über die Steine lief.

„Mutter!“ schrie Bio auf.

Er sank an der Thür in die Kniee, die Stirn gegen das harte Schnitzwerk gelehnt.

Der Ruf war im Hause gehört. Oben öffnete sich mit winzigem Spalt ein Fensterladen, und ein leiser Schrei erklang. Aber nicht mit greisenhaftem Ton, sondern von einer jungen, vollen Stimme.

Eine Minute nachher kamen eilige Füße drinnen gegen die Thür gelaufen, ein schwerer Riegel rasselte zurück, das Hausthor ging auf.

Vor dem knieenden Bio stand ein Weib, bleich, aber mit vollen Formen und runden Wangen. Ihr marmorner Hals hob sich aus dem gepufften und geschligten rothen Sammetleibchen, auf dem schönen Hals saß ein edles Haupt mit nächtigen Augen und schwarzem Haar. Ihre Hände, die sonst bedeckt wurden von den langen Ärmeln, waren wie im freudigen Schreck gefaltet. Zu die schweren rothen Sammetfalten ihres Kleiderrocks hing vom Gürtel ein Rosenkranz hernieder.

„Rita,“ stammelte er und sah zu ihr empor, „Du hier — im Hause meiner Mutter!“

„Die Sterbende zu pflegen, seit dieser Nacht. Und die Tage vorher, um von der mir Versöhnten Schutz zu empfangen,“ sprach Rita ernst. Sie neigte sich und half dem Ermatteten empor. Sie zog ihn in das Haus hinein und riegelte hinter ihm zu.

Und nun erst warf sie sich an seine Brust. Nicht in Jubel, sondern im Gefühl, Trost und Erlösung gefunden zu haben.

„Ich wußte es, Du würdest kommen und uns holen! Das hat der Mutter und mir Kraft gegeben. Aber nun hat es die Mutter doch gefaßt — heut Nacht. Und sie ist zu alt, zu kraftlos. Ich kann ihr nicht helfen.“

Pio wich aus ihren Armen zurück. „Du kannst ihr nicht helfen? Kannst Du denn überhaupt Jemandem oder Dir selbst helfen? Gott — durch welche Kraft!“

Mita lächelte schmerzlich.

„Haben Sie Dir schon das Märlein von meinen Zauberkünsten in's Ohr geraunt?“ fragte sie.

Er nickte und sah sie mit bangen Augen an.

Ihr Aufenthalt bei seiner Mutter — der Rosenkranz an ihrem Gürtel — ihr freies, stolzes Auge — das Alles sah nicht wie Zauberei widernatürlicher Art aus.

„Auch Pater Benedictus . . .“ stotterte er.

„Der Glende!“ rief sie, „was sagte er Dir?“

Pio wollte reden, allein nur ein stöhnender Laut drang von seinen trockenen Lippen.

Das Weib umfing ihn mit starkem Arm, sah mit scharfem Beobachterblick in seine Züge und faßte mit ihrer freien Hand nach seiner Linken.

„Laß mich trinken,“ stammelte er. Auf den Fliesen des Flurs stand in kupfernem Becken Wasser und lockte mit seinem kühlen Duft den Verzwehmachtenden. Als er mit der Kraft, welche die Aussicht auf nahe Erquickung ihm gab, sich Mita entwand und auf das Becken zustürzte, ergriff sie mit einem Schrei seinen Armel und hielt ihn also zurück.

„Du tränkst den Tod. Komm, ich will Dich erquickern.“

Sie zog ihn fort und öffnete die Thür zu einem Gemach, vorn auf dem Flur. Sie schöpfte mit silbernem Becher aus einem irdenen Krug eine hellbräunliche Flüssigkeit.

„Trink,“ sprach sie hastig, „Anstrengung, Hitze und Durst haben Dich entkräftet. Dies wird Dich von dem Fieber bewahren.“

Er wich schauernd zurück, denn aus dem Becher stieg ein fremder, scharfer Geruch auf.

Da nahm sie das silberne Gefäß aus seiner Hand und setzte es an die eigenen Lippen.

„Hast Du nun den Muth?“ fragte sie bitter.

„Was ist das?“ fragte er und sah sie an.

„Der Teufelstrank, durch den ich lebe,“ rief sie. Dann faßte sie seine Hand, Liebe erstrahlte aus ihren Augen, und ihre Stimme redete eindringlich.

„Wirst Du Deiner Mita glauben?“ fragte sie zärtlich, „wenn sie Dir sagt, daß es keiner Satanskunst bedurfte, um diesen Trank zu brauen? Du erinnerst Dich meines alten Oheims Guglielmo, der aus Indien heimkam, da wir noch Kinder waren? Er lag mit seinem Schiff im Hafen von Porto d'Anzio, und voll von wunderbaren Schätzen war seine Kajüte. Erinnerst Du Dich jenes seltsamen Bäumchens, welches er mitbrachte und vor dem Hause meiner Mutter einpflanzte? Es hatte lange, graugrüne Blätter und eine wunderliche Rinde, von der immer Heben, gleich einer Haut her-

nieder hingen. Eucalyptus nannte er den Baum, und meiner Mutter befahl er an, wenn das Fieber einen von uns erfasse, gekochtes Wasser auf eine Handvoll jener grau-grünen Blätter zu gießen und nur davon zu trinken. Im Wasser säße das Fiebergift, und der Saft jener Blätter tödte es. In Indien kennen sie diese Wunder der Heilkunst besser als in unseren Landen. Meine Mutter aber wagte aus Furcht nicht, zu thun, wie ihr geheißen worden. Sie starb am Fieber. Ich aber dachte, wenn der Tod doch unser aller Loos sein soll, kann ich nichts verlieren, wenn ich den fremden Trank genieße. Und siehe da, er hat mich gesund und blühend erhalten. Und wenn rings die Luft schwül und übel-dunstend schien, wehte mich aus den Wipfeln meines Baumes ein balsamischer Athem an.“

Sie reichte Pio, der ihr mit staunenden Augen zusah, noch einmal den gefüllten Becher.

Er trank, obzwar ein heimliches Beben durch seine ermatteten Glieder rann.

Ein Gefühl der Erleichterung hob seine Brust, kühl und wohligh schien sein Blut durch die Adern zu gehen. Er wartete, es war gleichsam ein Vorzeichen nach innen, ob nicht doch etwas Außerordentliches geschähe, ob sein Herzschlag ihm nicht stocke oder seine Sinne ihm nicht schwänden.

Aber es wuchs ihm nur die Frische und der Muth.

Ausleuchtend begegnete sein Auge dem wachsamem Blicke Rita's.

„Nun komm zu Deiner Mutter,“ mahnte sie.

„Heilige Jungfrau,“ rief er erschreckt, „ich habe sie vergessen gehabt — um Dich — um —“

„Um den Zweifel an mir,“ sagte sie mit verzeihendem Lächeln.

Er erfaßte ihre Hand. Zusammen stiegen sie die Treppe empor. Oben im verdunkelten Gemach konnte Pio erst Nichts erkennen. Von den steinernen Wänden sah die Malerei herab, mit welcher der Vater sie einst hatte schmücken lassen. Es standen die gewaltigen Eichenmöbel umher, Credenzschränke von riesigen Formen, bedachte Sitzbänke, Kirchenstühlen nicht unähnlich, hohe Lehnstühle mit vergoldetem Leder.

Rita geleitete ihn zu einem Stuhl nach dem Fenster, welches von außen durch Läden verschlossen war. Durch schmale Ritzen spannen sich goldene Sonnenfäden in pfeilgeraden Linien herein.

„Mutter!“ rief er jammernnd und fiel vor der Gestalt in die Kniee, die im Lehnstuhl lag. Ein greisenhaftes, bleiches Angesicht lehnte zwischen den sich aufbauschenden Falten eines rothen Kissens. Die Kniee waren mit einem Teppich bedeckt, die Füße auf einem hohen Schemel zusammengezogen.

Die alte Frau öffnete die Augen und tastete mit schwacher Hand nach dem Lockenhaupt des Sohnes.

An den Grenzen des Todes wundert man sich nicht mehr. Sie war nicht erstaunt, ihren Sohn so plötzlich vor sich zu sehen.

„Meine Zeit war um, auch ohne das Fieber,“ flüsterte sie.

„Mutter, ich bin gekommen, Euch hinwegzuführen,“ sagte er.

„Nimm sie hinweg. Schütze sie vor dem Priester,“ sprach die Kranke mühsam. „Ich segne Euch — Rita hat mir vergeben.“

„Oh, Mutter!“ rief das Mädchen und kniete neben Pio vor ihr nieder.

„Laß uns versuchen, sie mit starken Armen hinaus und auf die Höhe zu bringen,“ flüsterte Pio.

Rita schüttelte leise das Haupt. Sie hatte den Tod so oft gesehen, sie wußte, wenn er so nahe war, daß man ihm seine Beute nicht mehr abjagen konnte.

Nicht unter ihren Händen, draußen in der quälenden Hitze, sollte die alte Frau sterben, wie so Mancher, der, den Todeskeim im Herzen, noch die Flucht versuchte und am Weg verging. Sanft und friedlich unter dem Dach ihrer Väter sollte sie von himmen gehen.

Sie beteten still. Die Sterbende athmete kaum, sie hatte ihre letzten Kräfte verausgabt mit den Worten an ihren Sohn. Im dunklen Gemach herrschte feierliche Stille, die Staubfäden, welche in den feinen Sonnenstrahlen tanzten, schienen wie Boten freudigen Lebens, die hier einzudringen keine Macht hatten.

Da hub mit einem Mal die winnende Glocke von Santa Maria Liberatrice wieder ihr mahnendes Geläut an.

Rita erbebte und lehnte ihre Schulter gegen die des Geliebten.

„Der Berruchte,“ flüsterte sie, „mit der heiligen Stimme kündet er mir sein unheiliges Begehrt.“

„Pater Benedictus?“ fragte Pio, „auch die Mutter sprach, ich solle Dich vor ihm schützen. Vor dem heiligen Mann, an dem Gott ein so sichtbares Wunder thut?“

Rita legte ihren Arm um Pios Nacken.

„Das Wunder ist der Diebstahl, den er allabendlich an den Blättern meines Baumes begeht,“ raunte sie; „er allein war so klug, zu glauben, daß meines Oheims Aussagen eine heilsame Wahrheit bedeuten möchten. Während er die Männer und Frauen von Ninsa glauben machte, mir stehe der Satan bei, errettete er sich heimlich gleich mir durch den Saft der wunderthätigen Eucalyptusblätter.“

„Aber warum — warum so schändliche Heuchelei,“ stammelte Pio.

„Weil er nach mir verlangt in jündiger Lust,“ flüsterte sie.

Plötzlich warf sie ihre beiden Arme heftig um Pios Hals.

„Wenn Du nicht gekommen wärst! Wenn ich allein geblieben wäre in der schrecklichen Einsamkeit!“ rief sie.

Erschauernd zog Pio sie fest an sich.

„Ich hätte ihn getödtet,“ flüstert sie tonlos, „erst ihn, dann mich.“

Die rufende Glocke tönte fort und fort.

Ein schwerer Seufzer kam von den Lippen der Sterbenden, ihre Hände streckten sich erschlaßt vor.

Die beiden jungen Leute fingen an laut zu beten.

Da schien es, als bewegten die Lippen der Mutter sich.

Bio sprang auf und legte sein horchendes Ohr an den Mund, der heiser Laute hervorbringen wollte. Endlich kam ein vernehmbarer:

„Fort — fort —“

Und dann nur noch ein unklares Murmeln.

Bio stieß den Fensterladen auf.

Mit dem grellen Tageslicht zugleich kamen zudringlicher und heller die Glockentöne herein.

„Heilige Jungfrau, erbarme Dich ihrer,“ betete Rita laut.

Bio stand und starrte in das welke, graue, verzerrte Gesicht seiner tohten Mutter. Dann fiel er mit einem Weheruf vor ihr nieder.

Einige Minuten verramen. Draußen erstarb das Geläut.

Rita richtete sich auf. Keine Thräne stand in ihren Augen, in dem Entsetzen dieser Zeit hatte sie das Weinen verlernt. Aber bleich war ihr Angesicht, und ihre Lippen bebten.

„Rufe den Priester,“ sagte sie mit fester Stimme, „daß er uns helfe, ihr eine Stätte bereiten.“

„Ihn —“ rief Bio und fuhr mit der Hand an seinen Degen, mit welchem er sich für die Wanderung bewaffnet gehabt.

Rita ging hinaus; vor der Schlafenden, obgleich ihr Ohr und Aug' für immer geschlossen war, mochte sie nicht reden. Troben an der Treppe sagte sie, Bios Blick schonend meidend:

„Begraben können wir sie nicht. Schon lange giebt es keine Todtengräber. Wir wollen sie an kühler, dunkler, friedlicher Stelle betten. Der Priester soll sie weihen.“

„Der verruchte Mann . . .“

„Es ist doch ein gesalbter Priester des Herrn, und wir haben keinen anderen,“ sagte sie und bekreuzigte sich schon.

Mit wankenden Knien ging Bio hinab und hinaus. Aber ein Grauen ohne Gleichen hielt seinen Fuß auf der Schwelle fest. Die Häuser rings schienen ihm Gräber, und obschon es helle Nachmittagszeit war, dächte ihm, als wandelten Gespenster auf den leeren Gassen.

„Pater Benedictus!“ rief er laut.

Durch die tödtliche Einsamkeit klang sein Ruf hallend wieder.

Die Kirchenthür öffnete sich, und der Priester kam hervor. Bio hatte unbewußt seine Waffe gezogen und hielt den entblößten Stahl in der Hand.

„Meine Mutter ist gestorben,“ sagte er rauh, „Du mußt helfen, daß wir bergen, was körperlich ist an ihr.“

„Steckt Eure Waffe bei,“ sprach der Pater höhnisch, „ich bin ein Mann des Friedens.“

Bio stieß den Degen in die Scheide und ließ den Priester voran gehen.

Da dieser des jungen Weibes anächtigt wurde, ging ein Zittern durch seine hohe Gestalt.

Schweigend aber schritten die Drei an ihr schauriges Geschäft. Es war nicht die erste Todte, die Pater Benedictus und Rita also zusammen bargen. Aber seine Gedanken hatten in lechzender Ungeduld den Tag erwartet, wo sie die Letzte ehren und segnen würden.

Am dem Tag waren sie allein auf der Welt, und Gott, der alle Bande der Menschlichkeit gelöst hatte an dieser verfluchten Statt, Gott hieß sie dann Eins werden, den Priester und das Weib.

Flihen wollte er dann mit ihr, die hilflos seiner Macht anheim gegeben war.

Und nun war ein Anderer gekommen, der, den das Weib liebte.

Mechanisch murmelte Benedictus seine Gebete her, während er mit Pio die Todte hinabtrug in den tiefen, gruftartigen Keller des Hauses.

Rita ging ihnen voran, in der Rechten eine Kerze tragend, deren gelbes Flämmchen im Zug flackerte; im linken Arm hatte sie grünes Gezweig, das sie mit raschen Händen dem Vorbeergestrüpp entriß, welches im Hof des Hauses neben der kleinen Cisterne wuchs.

Im tiefsten Grunde des Kellers war ein Winkel durch eine schwere eiserne Thür abgetheilt, dort hatte Pios Vater in unsicheren Zeiten seine Schätze verborgen gehalten. Nun betteten sie die letzte Herrin des Hauses auf den steinigen Boden. Rita deckte die Gestalt mit den Zweigen der duftenden Lorbeeren und grub die Kerze zu ihren Häupten in eine Spalte zwischen zwei Fliesen.

Noch ein letztes stummes Gebet, und dann schlossen sie die Thür der wunderlichen Gruft, darinnen die Kerze noch nicht erloschen sein mochte, wenn sie, die letzten Lebenden, schon weit hineingeflohen sein würden in die Berge.

Oben ergriff Pio die Hand der Geliebten.

„Pater Benedictus, Euer Geschäft ist noch nicht aus. Gott will nicht, daß die letzte Priesterthat, die Ihr hier ausüben sollt, eine Todtenweihe sei. Eine Ehe sollt Ihr noch einsegnen, zum Zeichen, daß aus allem Elend und aller Noth doch immer wieder freudig das Leben sich erhebt.“

Pater Benedictus sah den Sprechenden mit haßvollen Blicken an.

„Nein,“ sagte er fest, „diese Ehe segne ich nicht ein, denn Eure Mutter war diesem Weibe feindlich.“

„Sie hat sich mir versöhnt und uns gesegnet!“ rief Rita heftig.

Pio drückte ihr stark die Hand.

„Geht voran, Priester,“ sprach er ruhig, „wir folgen Euch sogleich, wenn wir uns zur Flucht gerüstet haben.“

Pater Benedictus verließ das Haus. Schnell waren die Vorbereitungen zur Wanderung getroffen; die Schätze aus der Goldschmiede waren längst von den, aus den Abruzzen niederschweifenden Horden geraubt, das Wenige, was geblieben, ließ sich in einem Beutel forttragen, den Pio um die Hüfte gürtete. Rita verhüllte sich Haupt und Hals mit weißen Tüchern, und so konnten sie von dannen ziehen.

Sie sprachen kein Wort. Das Entsetzen und der Gram schnürten ihnen die Kehlen zu.

Das Weib, das grauenvolle Zeiten mit Muth ertragen, fühlte nun, da das Ende und die Rettung gekommen war, all seine Kraft entweichen.

Mit zagenden Schritten traten sie in die kleine Kirche.

Pater Benedictus stand mit verschränkten Armen hoch aufgerichtet vor dem Altar. Die Sonne war weiter gerückt und entsandte nicht mehr durch die Lücken im Dachstuhl verklärende Strahlen auf das Marienbild.

Ein bleiches Licht wehte in dem Raum, glanzlos, ohne Freudigkeit.

Pater Benedictus streckte die Rechte mit gespreizten Fingern weit vor gegen die Heranschreitenden.

„Zurück,“ sprach er, „ich verweigere Euch den Segen zu diesem Bunde.“

„So wird sich in Rom ein Priester finden, der uns vermählt,“ rief Pio.

„Wohl, Rita, ziehe mit ihm, einer fahrenden Dirne gleich,“ höhnte Pater Benedictus, „wer weiß, ob's ihn dann noch in Rom gelüftet, die Kirche zu bemühen.“

Rita hob das schöne Haupt und sah den Priester mit stolzer Verachtung an.

Da übermannte ihn seine Leidenschaft, und seiner Ohnmacht vergessend, stürzte er sich auf das Weib.

Ein Schrei, ein Ausblinken schneidenden Stahles — und Pater Benedictus taumelte zurück. Pios Degen hatte ihm eine tiefe, schmale Wunde spitz in den Oberarm hinein gebohrt.

Sein Mund verzerrte sich, seine Augen flammten. Er war der Machtlose. Einer gegen Zwei!

Er stand, mit der Linken die Wunde am rechten Arm zusammengreifend, seitwärts gegen den Altar gelehnt da und starrte die Beiden an.

Rita hatte sich in die Kniee geworfen, und mit erhobenen Armen, die Hände flehend gegen das Marienbildniß emporgestreckt, rief sie laut:

„Santa Maria Liberatrice, erbarme Dich unser. Befreie uns, Befreierin Du, von der Gewalt dieses Mannes, der nicht würdig ist, Dein Priester zu sein. Gieb mich dem Geliebten zum Weibe, segne Du uns selbst! Durch Deine Gnade laß uns Gatten werden, ohne den Segen aus dieses Priesters Mund.“

Durch die Gewalt ihrer frommen Verzückung fortgerissen, fiel Pio neben ihr nieder.

Bereint, in noch erhöhter Anbrunst, erhoben sie die Stimmen:

„Santa Maria Liberatrice, befreie uns aus dieser Noth. Segne uns, heilige Jungfrau!“

Und ihren Augen, die in Thränen schwammen, und ihren Sinnen deren sie kaum mehr mächtig waren, spiegelte sich das Wunder vor.

Das liebliche Madonnengeicht schien zu lächeln, und aus dem blauen Mantel hob sich segnend die Hand; der gemalte Heiligenschein erglänzte wie in feuriger Glorie.

Kita stieß einen Jubelschrei aus. „Sie hat uns gesegnet! Ein Wunder, ein Wunder!“

In Demuth neigten sie die Stirn, fast bis zum Fliesenboden. Und als sie die Augen wieder erhoben, war das Licht und die Bewegung auf dem Bilde der heiligen Jungfrau wieder erloschen.

Pio stand auf.

„Komm, mein Weib,“ sprach er ernst, „durch die Gnade der heiligen Jungfrau mir anvermählt. Komm, daß wir in Sicherheit sind, ehe der Abend da ist.“

Langsam, noch von dem Schauer überirdischer Andacht und einer trunkenen Frömmigkeit erfüllt, folgte ihm Kita. Die Gegenwart des Priesters, der einem gefesselten Raubthiere gleich neben dem Altar kauerte, hatten sie vergessen.

Pio aber wandte sich in der Thür noch einmal um und erhob drohend die Faust.

Nun schritten sie den Weg dahin, den Pio vor wenig Stunden gekommen.

Die Sonne stand tiefer, und ihre gelbe Scheibe sank am weißlichen Himmel langsam herab zum reglosen Meer. Aber die Gluth war nicht abgemindert, nur weniger trocken erschien sie. Die Gräber um das Castell athmeten schwüle Dünste aus. Es war, als kämen aus den Rissen der verdorrten Erdschollen giftige Dünste empor, als stöbere ein häßlicher Geruch auf, wenn die Erdkrumen unter dem schreitenden Fuß zerstäubten.

Farblos und grau war das Bild der Ebene, wie am Mittag. Aber die Sumpfwälder der pontnischen Moräste, die im Südwesten die Küste abschlossen, leuchteten in kräftigerem Grün, denn die Sonne beleuchtete sie jetzt seitwärts, ferne schütterte das wiehernde Brüllen eines Büffels durch die Lüfte.

Eine Stunde stiegen die beiden Wanderer mühsam an der steilen Felswand empor.

Da scholl wieder der Glockenton an ihr Ohr, der heut Mittag Pio wie himmlische Verheißung geklungen.

Sie hatten gerade die Höhe erreicht und standen nun schwer athmend über dem schroffen Abhang.

Zu ihren schweren Gedanken waren die klagenden Glockentöne die rechte Musik.

Zu ihren Füßen lag die Stadt, darin sie geboren waren, die ihre glückliche Kindheit und die Leiden ihrer jungen Liebe gesehen. Alles, was an Leben, Fleiß, Reichthum und Liebe darinnen gewohnt, war verdorben und verstorben.

Zierlich und vornehm war es anzuschauen, das reizende Ninfa von hier oben, wo die Entfernung den Verfall der Gebäude verhüllte.

Und war doch nur ein Grab, ein großes, schauerliches Grab, auf dessen Stätte nie wieder Lebendiges sich heimisch fühlen konnte.

Jahre würden kommen und gehen, Jahrzehnte sich an Jahrzehnte reihen und zu Jahrhunderten werden.

Langsam würden die Dächer einsinken und die Mauern zerbröckeln, Räuberhände das Letzte hinwegtragen, was die Fliehenden zurückgelassen, endlich aber würde der Hauch des Todes, der über der Stätte schwebte, auch die Habgierigen fern halten. Die Stille des Friedhofs würde sich auf die Ruinen von Ninfa senken.

Und die Hand der Natur wird liebevoll den Friedhof schmücken. Ueber die Trümmer wird sich grünes Gerank spinnen, in goldener Gluth wird gelbe Blumenfülle aus den Mauerpalten brechen, raumendes Schilf wird die stillen Wasser durchwachsen. Das Gespinnst von Blüthen und kletternden Pflanzen wird den endlichen Verfall aufhalten, es wird schützend seine Arme legen um morsche Pfeiler und Gewölbe. Die ewig lachende Sonne wird die frommen Bilder schützen, und wenn neugierige Wanderer nach Jahrhunderten in die Kirchenreste dringen, wird ihnen fast unverfehrt noch entgegen leuchten das Gnadenbild der Santa Maria Liberatrice.

Rita und Pio schreckten auf aus ihren schwermüthigen Träumen.

Der Glockenton da unten war jäh verstummt.

War der wilde Glöckner zusammengestürzt, ergriffen vom tödtlichen Fieber? War er entflohen vor der nahen, verderbenbringenden Nacht, um in ihr nicht als der Letzte in schauervoller Einsamkeit zu sterben?

Sie wußten es nicht und würden es auch nie erfahren.

„Gottes Gnade sei mit ihm,“ murmelte Pio und bekreuzigte sich.

Nun drang kein Laut mehr aus der Tiefe zu ihnen empor. Die Hand des Priesters, des letzten Lebenden in Ninfa, hatte der Stadt die Todtenglocke geläutet.

Rita warf sich in die Arme ihres Vatters und brach in Thränen aus.

„Komm,“ sagte er sanft, „wir wollen in den Ruinen von Norba rasten bis zum Morgen. Und dann wollen wir muthig das Leben von vorn anfangen. Wir haben gesehen, daß die Liebe und der Muth selbst den Tod zu überwinden vermögen!“

Und sie schritten den waldigen Höhen zu, die sich von der Felsplatte weiter empor zogen.

Hinter ihnen versank im Abendschatten die verlassene Stadt. Die Schleier der Einsamkeit umspannen Paläste und Kirchen, und unter ihnen träumten ihre Ueberreste fort, von Jahrhundert zu Jahrhundert.



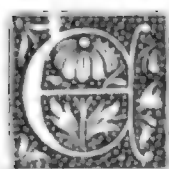


Ida Boy-Ed.

Von

Heinrich Ceweles.

— Prag. —



Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1883, als ich die Frau kennen lernte, deren Schaffen mich in der Folge mit großem und steigendem Interesse erfüllte, daß ich es gern und dankbar unternehme, einige Seiten desselben zu kennzeichnen.

Wir waren von Darmstadt — Schriftsteller und solche, die es scheinen wollen — auf die Bergstraße gezogen und wurden im Hof der Schloßruine Auerbach mit einem ländlichen Fest begrüßt. Der Zufall fügte es, daß ich an dem schmalen, rohgezimmerten Tisch der schönen, stolzen Frau gegenüber zu sitzen kam. Wir waren heiter und bester Dinge, bis ein Festredner, ein älterer Herr, die Stimmung störte. Insofern nämlich, als ich darüber zu meinem nächsten Nachbar eine Bemerkung machte, die meinem deutschösterreichischen Demokratensinn unerläßlich schien. Aber ich kam sehr schlecht an. Die tiefgründigen Augen und der beredte Mund meines Gegenüber vernichteten mich sofort, und erst auf dem Heimwege war es mir gestattet, mich in einer längeren politischen Auseinandersetzung zu erholen. Und als dann am Abend im traulichen Kreise Dr. Goldbaum, der Wiener Publicist, mit edlem Schwung das Wort der Deutschösterreicher führte, da half er mir, ohne es zu wissen, zu vollständiger Verzeihung. Einige Wochen darauf erhielt ich ein Buch, das den Titel führte: „Getrübtes Glück“ von J. Boy-Ed, und das in der Zueignung an Dr. Goldbaum sagte:

„Wir, die wir die Melancholie und Innigkeit Ihrer Rede mit aufstimmenden Seelen erfaßten, wir fühlten wohl Alle, daß wir noch andere Antwort zu geben hätten, als den warmen Händedruck und den hellen Gläserklang, eine Antwort, welche Euch draußen sagt, daß, wie Ihr Euer

Wirken dem Deutschthum weihet, wir auch bereit sind, Euch das Beste hinzugeben, was wir vermögen. Was nun kann ein bescheidener junger Autor Anderes geben, als sein Buch, das ihm, so lange er ehrlich daran schuf, das Beste dünkte, was sein Kopf und sein Herz vermöchte. Allen denen, welche in österreichischen, magyarischen und czechischen Landen deutsch sind, weihe ich es und lege es Ihnen, als dem damaligen Repräsentanten derselben, in die Hand."

In der Thatfache, wie in den Worten dieser Widmung liegt ungemein viel Charakteristisches für die Frau und für den Schriftsteller, was ich in all ihren späteren Werken, in ihrem ganzen Wesen, wie ich es nachher kennen lernte, bestätigt fand. Ida Boy-Ed ist keine Politikerin, sie will es nicht sein, weil sie Politik für eine Männerbeschäftigung hält; sie will den Frauen nur geben, was der Frauen ist. „Denn jede Frau," sagt Fanny Förster, die Heldin des gleichnamigen Romans, des besten, den Frau Boy-Ed geschrieben, „wird, wenn sie durch Verhältnisse gezwungen und durch Anlage befähigt ist, aus der Stille des Hauses herauszutreten, immer zuletzt irgendwo scheitern, und zwar nicht an Mangel von Verstand, sondern an Ueberschuß von Gefühl. Es kommt immer einmal eine Stunde, wo das Herz sie blind und ungerecht macht." Und weiter kennzeichnet sie sich in dieser Richtung mit Fanny Försters Worten: „Mein Patriotismus ist der eines Frauenzimmers. Ich liebe meinen Kaiser und sein Haus: meine Kasse ist allezeit offen für Zwecke, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen. Und wenn Deutschland kleiner würde, möchte ich nicht mehr leben; aber die Regierungsgeschäfte von irgend einem Standpunkt rechts oder links zu bekritteln und zu verbessern, fühle ich mich nicht berufen."

Das Bergedorfer Kind, das mit zwölf Jahren nach Lübeck übersiedelt, dort, kaum herangewachsen, einen Großkaufmann heirathet und nun in hanseatischer Welt und Gesellschaft auch seine geistige Häuslichkeit einrichtet, kann nicht wohl anders denken und fühlen. Aus den angeführten Widmungsworten, wie aus dem Geständniß Fanny Försters spricht eine, ich möchte sagen, schmerzliche Vaterlandsiebe. Aber die Widmung zeigt mehr. Sie verdankt, wie alles Beste, was Frauen und Künstler thun, ihre Entstehung einem augenblicklichen Impuls. Der nationale Gesichtskreis der Hanseatin hat sich mit einem Mal erweitert; mit der ihr eigenen Wahrhaftigkeit, die ihr Leben und Streben durchdringt, erkennt sie es und beeilt sich, es zu gestehen, nein, es zu verkünden.

So zeigt sie sich auch in der Folge. Wahrhaftigkeit spricht aus ihren Werken. Oft giebt sich in ihnen ein höher gespanntes, aber niemals ein falsches Gefühl kund; oft ein Ueberschwang, aber niemals eine Entstellung, Dichtung, aber nicht Erdichtung. So ist sie auch in ihrem Leben, soweit ich sie kennen gelernt habe, eine Fanatikerin der Wahrhaftigkeit, die im persönlichen Verkehr das eine Mal mit Wärme überstrahlt, das andere Mal mit Strenge abstößt, nicht nach Laune, sondern aus Erkenntniß, zunächst dem Impuls gehorchend und dann mit Besonnenheit und Vornehmheit

nachprüfend, dann mit gleichmäßigem Herzen festhaltend oder leicht verwerfend.

Sie ist keine Politikerin und will keine sein — das erkennt man auch aus ihren Novellen und Romanen. Nicht um die Breite und Weite der Weltübersicht — wie Spielhagen sich ausdrückt — ist ihr zu thun, nicht um dem Jahrhundert und Körper der Zeit einen Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Ihr Geist hat sich mit einem Pauschalgefühl für das Große, Allgemeine abgefunden und geht nun liebevoll daran, sich in das besondere Schicksal zu versenken. Im Sinne strengster ästhetischer Observanz sind daher alle ihre Romane eigentlich Novellen, wie es auch die Romane Maupassants, Marcel Prevosts, Bourget's und anderer Franzosen sind. Nur scheinbar macht ihr erster Roman, „Männer der Zeit,“ eine Ausnahme davon. Sie mag wohl die Absicht gehabt haben, ein Panorama des Elends aufzurollen. Im ersten Capitel entwirft sie eine ergreifende Schilderung des Jammers in einer wüsten Stuben, in der eine Mutter mit ihren vier Kindern zu dem Entschluß getrieben wird, sich und ihre Kinder durch den Tod vor dem Aeußersten zu retten. Das Capitel ist meisterhaft geschrieben, der Aufschrei eines von Menschenliebe erfüllten Herzens. Der älteste Knabe dieser vier Kinder wird gerettet, seine ganze Jugendzeit, wiewohl er in beste Hände kommt, liegt unter dem Druck der schrecklichen Katastrophe, in seinem Busen stürmt es, er will die Welt ändern und bessern, und schließlich stellt es sich heraus, daß er gar kein Socialreformer, sondern ein Dichter, ein echter Dichter ist. Und so, genau so geht es der Verfasserin. Offenbar aufgeregt durch den Vorfall, der an den Stätten der höchsten Cultur alltäglich geworden ist, greift sie mit pochendem Herzen und glühenden Wangen zur Feder, um die Welt aufzurufen; aber indem sie schreibt, verdichtet sich ihr Interesse von all den Armen und Elenden auf den Einen, vom Weltenschicksal auf Menschenloos, der Zug ernster Gedanken wird durch die spielende Phantasie durchbrochen, die Herzen all ihrer jungen Menschen verlangen gebieterisch ihr Recht — aus dem Socialreformer ist ein Dichter geworden.

In allen späteren Werken ist sie schon unbeirrt, klar über sich selbst, über ihr Wollen und Können vorgegangen. Sie bleibt in der Welt des Herzens, in dem Milieu, das sie kennt. Sie ist vielgereist, sie ist in ganz Deutschland und Italien zu Hause; sie verkehrt als die reiche Hanserin in den vornehmsten gesellschaftlichen Kreisen, als die Schriftstellerin von Beruf und Ruf ist sie in der Gesellschaft der Schriftsteller, in den Werkstätten der Maler heimisch. Aus diesen Sphären greift sie ihre Menschen heraus, die Verhältnisse, die Sprache und Denkweise dieser Leute zeichnet sie mit den sichersten Strichen.

Stellen wir einmal diese Werke der Reihe nach vor uns auf. Das erste ist die Novellenammlung „Ein Tropfen“ (1882). Dieser folgt „Getriebenes Glück“ (zwei Novellen 1884), „Männer der Zeit“ (Roman in

3 Bänden (1885), „Seine Schuld“ (Roman in 2 Bänden 1885), „Dornenkronen“ (Roman 1886), „Masken“ (Roman 1886), „Abgründe des Lebens“ (drei Novellen 1887), „Die Unversuchten“ (Roman 1887), „Ich“ (Roman 1888), „Fanny Förster“ (Roman 1889), „Aus Tantalus Geschlecht“ (Roman in 2 Bänden 1890), „Nicht im Geleise“ (Roman in 2 Bänden 1890), „Ein Kind“ (Novelle 1892), „Malergeschichten (Psychologische Studien 1892), „Empor“ (Roman 1892), „Nahel und Lea“ (Roman 1893), „Sieben Schwerter“ (Roman 1894), „Sturm“ (drei Novellen 1894), „Werde zum Weibe“ (Roman 1894).

Eine imposante Reihe für eine Frau, die eben vierzig Jahre alt geworden ist, der es nicht ohne Kämpfe möglich wurde, sich der Feder zu widmen, und die dabei nicht nur Zeit findet, eine hingebungsvolle Mutter und eifrige Hausfrau zu sein, sondern auch mittendrin im Kunstleben ihrer Stadt zu stecken, Berichte über Theater und Musik zu schreiben, die von glücklichstem Einfluß für Lübeck sind und nicht wenig dazu beitragen, daß die etwas abseits oder mehr für sich gelegene Hansestadt in den regen Zug deutschen Geistes wieder mit lebhafterer Färbung eintritt.

Ida Boy-Ed behandelt in jedem Roman, in jeder Novelle eine Herzensfrage. In ihrem Stoffe, in der „ungewöhnlichen Begebenheit“, die sie erzählt, offenbart sie eben so viel Anschauung als Phantasie; aber der Roman als solcher ist ihr Nebensache, und damit erhebt sie sich über die Fülle weiblicher und männlicher Erzähler: sie macht die psychologische Realistik familienblattfähig. Ihre Probleme liegen nicht auf der Hand, vielmehr rühren sie an das Geheimste und Heikelste; aber sie versteht es durch das Tactgefühl der Frau, das sich mit der Kunst des Schriftstellers verbindet, auch keuschen Ohren Alles zu sagen, was in der deutschen Sprache oft nicht leicht ist. Der Roman ist ihr der Rahmen für den zu untersuchenden Charakter, das Beispiel für die These, die sie aufstellt. Fast alle ihre Romane haben ein deutlich ausgesprochenes Programm, ohne daß sie im Geringsten lehrhaft wären.

In dem Roman „Masken“ läßt sie ihren Helden sagen: „Man trifft in der Gesellschaft keinen Mann und kein Weib mehr, die nicht eine Maske tragen. Und mehr noch, sie, die selbst zu unfrei oder zu häßlich sind, um sich ohne Maske zu zeigen, sie verbieten es auch Anderen, natürlich zu sein, sie verbieten es entweder durch Verleumdung oder durch Unglauben. Durch Verleumdung, indem sie dem freien Gesicht, der ehrlichen Gestalt allerlei Makel anheften; durch Unglauben, indem sie achselzuckend die Natur des Andern für eine Maske nehmen, hinter der sich das als Fehler birgt, was die Maske als angenehme Eigenschaft zeigt. Naive Wahrhaftigkeit erscheint ihnen als unweibliche Impertinenz, frohe Lebenslust als gierige Vergnüungswuth, ein heiteres Lachen als Berechnung, um schöne Zähne zu zeigen. Ja, die Lebensumstände, an denen die Person selbst doch unschuldig ist, werden ihr als Verbrechen angerechnet: ein alleinstehendes Weib, mit oder

ohne Duenna, verwittwet, geschieden, unvermählt, erscheint ihnen a priori abenteuerlich, — und sogar an die Schönheit glaubt man nicht . . .“

„Dornenkronen“ erläutert sie in einer Art Selbstbekenntniß: „Wir, die wir in der Schönheit und Poesie unsere Arbeit haben, sollen nicht glücklich sein. All die stolzen Wonnen, welche wir in seligen Schöpfermomenten oder wenn der Beifall zu uns dringt, erleben, all die Wonnen müssen wir mit tausend Bitternissen bezahlen. Wir sind mehr als andere Menschen den Stürmen der Leidenschaft ausgesetzt, wir straucheln vielleicht öfter, denn der Dämon Augenblick hat viel Gewalt über uns. Aber Eins kann und soll uns in jeder Lebenslage Adel verleihen: das unerschütterliche Festhalten und Emporklimmen an dem Panier unseres Berufs. Und wo schon wir Männer schwer an der Goldlast des Genies tragen, wie unsagbar viel schwieriger muß sie für Euch Frauen sein. Einer hat Euch verstanden, und der sagt:

„Viel Kronen giebt es, dunkle, dornenvolle,
Die Gott den Kindern dieser Erde lieh;
Die schwerste doch, mit der der Herr im Grolle
Ein Weibeshaupt bekränzt, ist das — Genie.“

In einer ihrer ersten Novellen, „Die Gewaltigste,“ erscheint ihr auch in Herzensfragen die Pflicht nicht nur über der Liebe stehend, sondern sie auch erfekend. Gleich in den Anfangsätzen dieser Novelle stellt sie das Verhältniß fest: „Pflicht ist die Unfreiheit unseres Willens in einer bestimmten überkommenen oder freigewählten Lebenslage. Nur die Liebe befähigt einen Menschen, die Unfreiheit freudig zu ertragen; glücklich also die, welche ihre Pflichten mit Liebe erfüllen können, elend die, welche sie ohne Liebe erfüllen müssen — am elendsten aber die, welche ihre Pflicht gar nicht erfüllen. Ein täglicher Aufwand von moralischer Kraft ist oft ein größeres Heldenthum, als die rohe Tugend des Muthes, der, auf das Bewußtsein physischer Kräfte gestützt, in gefährlichen Augenblicken scheinbar übermenschlich Großes leistet; aber es ist ein stilleres Heldenthum, meist gar ein unerkanntes, doch nie ein unbelohntes. Denn die Pflicht segnet mit heimlichem Segen, die ihr dienen, sie, die ehern Schreitende, die Unerbittliche, die Erhabene, die Gewaltige . . .“

Wie sie dieses Gesetz der Pflicht in diesem und in anderen Werken aufstellt und verfährt, so geht sie in's Allgemeineren in ihrem Romane „Ich“, wo der schrankenlosen Ichsucht des Bankiers Gustav Mesmer und seiner Frau die pflichtgemäße Arbeit und Aufopferung seines Bruders Albert gegenübergestellt werden. „Euer Ich ist der Gott, um den Ihr tanzt. Man sagt Einem von Euch: ‚Opfer Etwas!‘ und er schreit: ‚Ich nicht, der Andere kann Opfer bringen! für mich das Vergnügen, die Sorglosigkeit, der Reichthum, die Freiheit, die heimliche Sünde — ich, ich, ich will leben auf einem großen und bequemen Platz!‘ Das ist Eure Begierde, Euer Streben, Eure Moral! Und wenn der wilde Tanz zu Ende ist, am Rand des Abgrunds, so giebt es keinen Halt! Der Göthe hilft Euch nicht, er

füßt ja in, nicht außer Euch; er fällt mit! Und in der Tiefe Eures Falles wird eine ungeheure Leere und Wüßtheit um Euch sein, denn die, welche nur ihrem Ich dienen, haben im Elend keine Freunde!" — Ein vornehmes Meisterstück realistischer Schilderung ist, wie wir bei dieser Gelegenheit bemerken wollen, in dem genannten Roman das Sterben der Frau, die aus Verzweiflung über den Bankbruch ihres Mannes einen Selbstmord begeht, indem sie Atropin nimmt, das sie sonst zur unnatürlichen Vergrößerung ihrer Augensterne verwendet hat.

Auch in einem anderen, früheren Roman, „Seine Schuld“, ist es die kleinliche Form der Ehsucht, die Eitelkeit, welche den edel angelegten Helden Verderben über die bringen läßt, die er liebt. „Wer die leere, gierige Eitelkeit in seinem ganzen Herzen fühlt, gehe hin in eine Wüste, denn er ist unter den Menschen ein Todter, unter Arbeitenden ein Zerstörer, unter Warmen ein Gletscher.“

Von der künstlerischen Behandlung solcher allgemeinen ethischen Gesetze schreitet Ida Boy-Ed zur Vertiefung in die Einzel-Seele, zur Lösung von ganz individuellen Problemen des Herzens empor, denen sie durch ihre scharfe Beobachtung und durch oft packende Wahrheit, die den Beweis liefert, daß sie in fremder Seele so gut zu lesen versteht, wie in der eigenen, allgemeine Gültigkeit verleiht. In der großen Zahl ihrer Novellen und Romane entwickelt sie eine erstaunliche Anzahl von Fällen; in der subtilen Verfolgung aller Quersüge menschlicher Regungen erreicht sie ihren höchsten künstlerischen Stand.

Da ist der „alte Randolph“, dessen Alterschwäche mit selbstentäußernder Kindesliebe gezeichnet wird (die Novelle ist von Paul Henje in den Novellenschatz aufgenommen worden); da sind, um nur eine aus den sieben psychologischen Malergeichichten zu erwähnen, Erik und Theresia, die sich lieben und doch aneinander vorbeigehen, weil Beide, schon einmal getäuscht, nicht den Muth haben, an die Wahrheit und Kraft ihrer Liebe zu glauben; da ist Eggestorf (in der Novellensammlung „Sturm“), der nach dem Tode seiner geliebten Frau die niederschmetternde Entdeckung von ihrer Untreue macht und nun nicht weiß, welcher von den drei Söhnen ihm fremd ist; da ist Anny Bemer, die alte Jungfer (im Roman „Empor“), die ihr Geschick in folgender Klage darlegt: „Wer mir das Leben mit seinen Ungerechtigkeiten erklären wollte! Wer mir sagen, woher die Menschen das Recht zu ihren Grausamkeiten hernehmen! Die Liebe heißt es, die große Leidenschaft, ist das Erhabenste und Höchste unter der Sonne. Im Theater weinen sie über Medea und Sappho und Brunhild, und seit es Menschen giebt, giebt es eine Dichtung, welche das unglücklich liebende Weib verklärt und Thränen für sie findet. Aber im Leben, in der harten, poesie- und mitleidslosen Wirklichkeit lastet der Fluch der Lächerlichkeit auf dem vergeblichen Empfinden. Das Herz, das sich in hoffnungsloser Leidenschaft verzehrt, wird verspottet, und nur vielleicht der Jugend, der Schönheit und

dem Reichthum werden mildernde Umstände zugebilligt. Wenn die Welt wüßte, daß Amny Bower, die arme, alternde Amny Bower, ihre Nächte durchzittert vor Verlangen . . .“

In der Novelle „Das Kind“ geräth der Mann in einen grausamen Zwiespalt zwischen Liebe und ihrem naturgesetzlichen Zweck; die „Unversuchten“ (in dem gleichnamigen Roman), die Gräfin Allmer und ihre Schwester Fanny verstehen nicht, daß die Liebe Alles verzeiht und Alles überwindet, was aus Liebe gesündigt war, und haben nie Erbarmen und Vergebung für die Leiden und Fehler eines Lebens, weil sie nie in Versuchung waren, weil sie nie „Geschichte in sich erlebt, Erschütterungen, weite lange Traurigkeiten, blickartige Beglückungen.“ Da sind Alfred und Gerda, die „Nicht im Geleise“ bleiben, zwei Menschen, die nicht ohne einander leben können und die es doch nicht verstehen, mit einander zu leben.

Tragisch erscheint ihr die Liebe der reifen Frau, deren Herz weicherer und mächtigerer Empfindungen fähig ist und die schließlich doch — sei es aus eigener Wahl und Erkenntniß, sei es durch den grausamen Zwang des natürlichen Entwicklungsganges — hinter dem jungen Mädchen zurückstehen muß. Eine solche Frau ist Marianne in der Erzählung „Ein Tropfen“, ist die Comtesse Hanna Skifo in „Seine Schuld“, Lydia in den „Unversuchten“, Medora in „Männer der Zeit“, insbesondere aber Fanny Förster. Hier in dieser Gestalt wirkt die Tragik am stärksten und reinsten, weil Fanny Förster eine durch und durch harmonische, kerngesunde Natur ist, keinen Tropfen Sentimentalität im Blut, ohne die gereizten Nerven der Uebercultur.

Mit dem Reichthum an Charakteren und Schicksalen, mit der Fülle der Phantasie verbindet sich in den Werken unserer Schriftstellerin eine Menge von Beobachtungen und treffenden Worten, die in jedem Capitel eingestreut sind. Wir wollen uns auf einige wenige Beispiele beschränken. In „Empor“ warnt sie vor dem Leichtsinne des Wortes, „an dem von hundert Menschen neunzig franken. Getragen von einer zornigen oder ungeduldigen Stimmung, von einer häßlichen oder liebevollen Aufwallung, entflieht vielleicht ein böses oder ein gutes Wort den Lippen. Es verweht wie der Wind, es ist schon vergessen, fast ehe es erklang. Es war nicht so böse, und es war nicht so gut gemeint.“ Ein scharfer Vorwurf trifft die Indiscretion der Männer, die diesen Fehler so gern als weiblich bezeichnen: „Gab es einen Mann, der einmal nicht indiscret wurde über ein Weib, das ihm nahe stand? Dieses verächtliche Laster ist ein Fluch des starken Geschlechtes. Ein Mann nimmt das ganze Herz, das ganze Leben, die ganze Ehre einer Frau als Opfer an, und bei irgend einer Gelegenheit verräth er sie dafür an einen guten Freund, eine gute Freundin, an eine neue Liebe. Ein Mann begreift nie, daß sein Lieben, ob vor oder in der Ehe, ein Theil auch seiner eigenen Seele ist, den er Niemand preisgeben darf, nicht einmal seiner Mutter. Und wie bezeichnend: das älteste

deutsche Heldenlied weiß vom Recken Siegfried schon das Gleiche zu erzählen. Dieser Held und Mann, den zahllose Monumentaldichtungen preisen — er geht hin und verräth das Weib, das er besessen, an ein anderes Weib — verräth es im Laster der Indiscretion, welche ein schlimmerer Verrath ist, als der durch physische Treulosigkeit“ („Eine Tragödie“). Zur Ehrenrettung Siegfrieds — nicht der anderen Männer — müssen wir dagegen einwenden, daß Brunhild sich ihm ja nicht in Liebe hingegeben hat.

Bemerkungen über die Frauen finden sich besonders reich in „Fanny Förster“. Sie warnt die Frauen in der socialen Bethätigung davor, daß sie „die Pflicht, zu begreifen“, nicht verwechseln mit der „Pflicht, zuzugreifen“; „es giebt Schwächen, welche einem Weibe besser stehen, als starre Tugend“; „der Wahn, nicht verstanden zu sein, ist bei den jungen Frauen ein Durchgangsstadium, wie bei den Kindern das Ausfallen der Milchzähne. Zum Durchbeißen der härteren Lebenskost wächst dann ein neues Gebiß“; „der größte Reichthum aller Lebensempfindungen überwältigt die Frau, wenn sie hört, daß sie geliebt wird, dieser Augenblick erhebt sie zur Königin der Schöpfung und reicht ihr immer wieder die Krone der Jungfräulichkeit zurück.“

Wenn auch der moderne Mensch stets der Mittelpunkt ihrer Erzählung ist und der Fluß derselben zuweilen eine pathetisch sententiöse Färbung annimmt, vergißt sie doch niemals den Zusammenhang mit der Umgebung und malt oft Stimmungs- und Naturbilder von realistischen Zauber. So in „Seine Schuld“ die Heimkehr Herberts in die kleine Provinzstadt, in der seine Mutter gestorben, oder in „Ich“ die Todespracht des Herbstes im Berliner Thiergarten, oder den Mondaufgang im Flachland in „Fanny Förster“ oder den Abend in der Weltstadt in „Expropriirt“. Und nicht minder kommt auch in tragischen Erzählungen der Humor zu seinem Recht: mit inniger Freude blickt sie immer wieder in die Kinderseele, mit lebenswürdiger Ueberlegenheit zeichnet sie den jungen Offizier in den „Unversuchten“, mit treffender Charakteristik den Blaustrumpf Lucy von Grävenitz in „Fanny Förster“, die Romanschreiberin, die in der Schrift wagt, was ihr das Leben versagt hat, und die gern Anderen zu Romanen verhelfen möchte, welche sie selbst nie erleben konnte. Was für Prachtmenschen sind in „Seine Schuld“ der Maler Stephan, die bezwingend natürliche Lilly, der alte Ateliederdiener Möhling, ein würdiges Seitenstück zu dem „Nar mit sieben Sinnen“ in Spielhagens „Hammer und Amboss“.

Indem wir unseren Versuch über einen unserer besten Erzähler hier abschließen, freuen wir uns, damit nur ein Denkzeichen auf die Höhe gesetzt zu haben, welche Ida Boy-Ed heute erreicht hat. Sie steht in der Vollkraft ihres raschen Schaffens, jedes ihrer Werke wirbt ihrer Kunst, der reichen Phantasie, dem Glanz ihrer Sprache, der Tiefe ihrer Empfindung neue Anerkennung, und sie gehört zu den wenigen modernen Schriftstellern, die dem litterarischen Deutschland auch in der Fremde Geltung erringen helfen.



Italienische Skizzen.

Von

Alexander Swientochowski*).

— Warschau. —

(Schluß.)

VII.

Das italienische Rom.

Unter den sieben Hügeln des alten Roms ist dem quirinalischen die geringste Rolle zugefallen. Das Schickjal hat ihm nun diese Zurücksetzung entgolten, denn heute bildet gerade er die Hauptkuppel des italienischen Einheitsgebäudes. Der apostolische Palast, wo die Päpste ihren Sitz hatten und die Cardinäle die Papstwahl vornahmen, ist nunmehr zum Königsschlosse umgebildet; von seinem Balkon aus werden wahrscheinlich nie mehr die Nachfolger Petri, sondern eher Victor Emanuels Nachfolger dem Volke verkündigt werden. Das Königsschloß ist ein oblonges, ziemlich einfaches Gebäude, welches durch sein Aeußeres und seine Umgebung einen Monarchen vermuthen läßt, der den Luxus nicht liebt und nicht durch Schrecken regiert. In der That, wenn wir aus dem Volke denjenigen Theil ausschließen, welcher aufrichtig oder auch nur scheinbar fanatisirt ist, so werden wir auf Schritt und Tritt wahrnehmen, daß dieses Volk die königliche Familie wirklich liebt: den König wegen seiner Nachgiebigkeit in constitutioneller Beziehung, die Königin ob ihrer Sanftmuth, und ihren Sohn wegen seiner Höflichkeit. Ich habe wiederholt gesehen, wie der blutjunge Thronfolger mit Hast im Wagen den Hut herabzog, um für die ihm geltenden Grüße nicht zu spät zu danken. Trotz des Vorfalles mit jenem Berrückten, der ein Attentat auf das Leben des unschuldigen

*) Aus dem Polnischen von Malwina Posner-Garfein.

Humbert versuchte, trotz der tobenden revolutionären Agitationen, erfreut sich das Königspaar einer allgemeinen Sympathie und Sicherheit. Wäre jener Passanante keine Ausnahme, so würde es Margarethe nicht wagen, während der Armeerevue im Wagen unter den Volksmassen zu bleiben, ohne sich durch ein bewaffnetes Schutzgeleit von der Menge trennen zu lassen. Ich trat mit den Andern näher und sah in ihr Antlitz: ein aufrichtiges Lächeln glitt über das schöne Gesicht. Dasselbe Lächeln gewahrte ich unter dem buschigen Schnurrbarte des Königs Humbert. Glückselig sind Völker, deren Monarchen friedlich lächeln; und obschon allgemein behauptet wird, daß die leisen Stimmen der Gefühle der Unterthanen zum Throne nicht emporsteigen, so glaube ich dennoch, daß der Thron alle diese Laute vernimmt, welche Zufriedenheit in der Luft erzittern läßt. Vor dem Quirinale befinden sich zwei antike Gruppen: Pferde, durch zwei Kraftmenschen gebändigt. Das war ein treffliches Symbol für die päpstliche Regierung, für die heutige — ist es jedoch ein Anachronismus. Sonderbar erscheint mir diese Widerspenstigkeit des italienischen Republicanismus, der, nachdem er die Zügel aus der Hand der Monarchie gerissen hat, nunmehr frei einherrscht, nur dann haltend, wenn es gilt, einen aus dem Sattel geworfenen Reiter zu zerstampfen. Worum geht es ihnen eigentlich? Wirklich, nur um ein Wort, um die Umtaufung des „Königthums“ auf „Republik“. Denn kein Präsident kann in seinen Rechten mehr Einschränkungen erfahren, als der König von Italien. Wie immer auch der Titel klingt — das ist das Wenigste. Würde der Aufklärungsminister „Papst“ heißen, wir wären ja alle Papisten. Und wenn wir sogar der Besorgniß der Republikaner um die Zukunft Rücksicht zollen, um die Zukunft, in der vielleicht die bisher schlichte Krone Italiens auf Kosten der Constitution sich reicher mit Macht wird ausstatten wollen, auch dann müßten wir einsehen, daß die Krone vom Haupte des Anführers während des Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Feind herabzunehmen, wenigstens — Mangel an Ueberlegung ist.

Er muß auch manch' traurige Stunde haben, Humbert, insbesondere dann, wenn er von den Fenstern seines Schlosses auf die Mauern des Vaticanus schaut, auf diesen Keil, der, gerade in das Herz Italiens eingetrieben, dasselbe immerwährend spaltet. Rom ist des Königs Residenz, und dennoch muß er sie mit einem gefährlichen Prätendenten theilen und darf daselbst keinen fremden Monarchen aufnehmen. Es ist bekannt, daß der österreichische Kaiser bis zur Stunde seinen Nachbar nicht besucht hat um gleichzeitig, der politischen Etikette zufolge, dieses Nachbars Gegner nicht besuchen zu müssen. Das sind jedoch Nothwendigkeiten, die nur Menschen, welche die Resultate des sich vollziehenden Wechsels nicht abwarten wollen, unwillig machen können. Wenn Italien in Zukunft den Weg, der sich heute als allein wahrscheinlich darstellt, geht und wenn Europa zu neuen Kreuzzügen nicht ausbricht, so werden die Nachfolger Pius' IX. ihre

Unfehlbarkeit vergessen, und indem sie den Fehler ihres Vorgängers: den Drang nach weltlicher Herrschaft, verbessern, die Komödie der „freiwilligen Gefangenen“ aufgeben. Noch lange werden sie in dem Bahne verharren, daß der Vatican ihre St. Helena=Insel, sie selbst die Napoleone der katholischen Armee und die Könige von Italien Hudson Lowes seien; nach und nach werden sie jedoch begreifen, daß sie nur Fürsten eines religiösen Monaco sind, welche Gewinne aus dem Roulettepiel der europäischen Diplomaten ziehen. Wenn ich Humbert wäre, wenn ich die Sorge um meinen Sohn und seine Nachkommen im Herzen trüge, ich würde mir sagen: „Ich schwimme nicht gegen den Strom, jene da werden ihn nicht zurückhalten; unser Aller Lebensschiff wird von dem Zeitströme getragen, und wenn dieses Italiens letzten König in die Fluth wirft, so wird es an seiner Statt keinen Papst aufnehmen, denn dieser schwimmt in einer entgegengesetzten Richtung.“ — Italiens Thron kann stürzen, doch nicht, um dem päpstlichen Throne den Platz zu räumen; Rom kann ohne Monarchen bleiben, doch dem Vatican wendet es sich nicht mehr zu. Das Sprichwort: kein Prophet gilt in seinem Lande findet hier eine ganz besondere Bestätigung. Denn während der Papst außerhalb der italienischen Grenze die Würde des Stellvertreters Gottes noch behalten hat, ist er bereits in Rom nichts mehr — als Mensch. Diese Thatsache hat Bismarck klar aufgefaßt, denn als man ihm die Unannehmlichkeiten vorstellte, die entstehen könnten, im Falle Leo XIII. nach Deutschland übersiedeln würde, äußerte er: „Im Gegentheil, wenn ihn unsere Katholiken von der Nähe sehen und sich überzeugen werden, daß er wie andere Leute ist, daß er schläft, ißt, raucht, niest, hustet, — so werden sie in ihrem Eifer nachlassen und uns nicht mehr so heftigen Widerstand leisten!“ — Das ist richtig. Die moralische Größe des Menschen unterliegt ganz anderen optischen Gesetzen, als die physische: die Entfernung läßt sie größer scheinen.

Die Umgestaltung des päpstlichen Roms in ein italienisches Rom geht nicht mit solcher Grausamkeit vor sich, wie die Umänderung der alten Roma. Die Municipalität hat die unzähligen apostolischen Inschriften auf den öffentlichen Gebäuden unverfehrt gelassen. Diese Toleranz, die doch stets das Kennzeichen der Kraft ist, gefällt mir gut. Sie bezeugt, daß die Sieger an den Besiegten weder Rache üben, noch dieselben durch Gewaltthaten zu vollständiger Ergebung zwingen wollen, sondern das Endresultat des Kampfes einer freien Reibung der Elemente überlassen. Die Regierung ist sicher, daß die Zeit die päpstlichen Zeichen von den Mauern wegwaschen wird, und deshalb schneidet sie dieselben heute nicht aus. Ich habe Rom zu der Zeit, da die Cardinäle daselbst regierten, nicht gesehen; indem ich jedoch die Beschreibungen von ehemals mit seiner heutigen Physiognomie vergleiche, glaube ich, daß es sich gründlich gewaschen, gereinigt und umgekleidet hat. Auch heute noch sieht man den Tiber entlang Bilder von Unflätigkeit, bis heute giebt es noch Straßen, die unsere Nase beleidigen,

doch giebt es auch Viertel, die sich ganz nach europäischem Brauch gestaltet haben. Am schmucksten ist der sogenannte Fremdenbezirk, in der Gegend des „spanischen Platzes“ und des Corso. Der Corso — wer wünscht nicht wenigstens ein Mal im Leben, den Carneval von Rom zu sehen, diesen Carneval, welcher in brausenden Fluthen in diesem berühmten Bette dahinstürmt! Ich habe diesem Faschingsfeste nicht beigewohnt und bewundere auch seine Arena nicht. Dem derartige Straßen findet man in jeder größeren Stadt, welche große Gebäude und viel Ladenfenster besitzt. Diesen Fensterausstellungen geht aber der Hauptschmuck: schöne, originelle Localfabrikate, gänzlich ab. Neapel hat Korallen, Florenz und Venedig Mosaiken, Rom hat nichts Eigenes und zehrt von fremden Einfällen. Seine verschiedenartigsten „ricorda“ werden überall verfertigt.

Einem reißenden, breiten Strome gleich, mündet der Corso in den schönen Volksplatz, in dessen Mitte der in Heliopolis gestohlene, durch das Kreuz getaufte Obelisk sich erhebt. Eine Seite dieses Platzes ist von dem terrassenartigen Garten Pincio umgrenzt, welcher eine anmuthige Stätte zum Ruhen, Träumen und zur Betrachtung der Stadt bietet. Die Kuppeln, Thürme und Gipfel spielen wunderbar in dem Scheine des hellen Himmels.

„Rom,“ sagt G. Taine, „ist dem Atelier eines alten, ungekämmtten Künstlers ähnlich, der seinerzeit genial war, sich heute mit Unternehmern in den Haaren liegt und nicht, geziert wie die unsern, an Erfolg denkt und mit seiner Stellung prahlt. Er hat fallit gemacht, die Gläubiger haben sich wiederholt die Möbel aus seiner Wohnung geholt, aber die Wände konnten sie nicht nehmen und ließen an denselben viele kostbare Objecte zurück. Heute lebt er von den Resten, dient als Cicerone, steckt die Trinkgelber ein und verachtet ein wenig die Reichen, deren Soldi er einsammelt. Er speißt schlecht, findet aber Trost, indem er an die herrlichen Gelage zurückdenkt, an denen er ehemals Theil nahm, und verspricht sich leise, oder vielleicht auch laut, in dem kommenden Jahre die Verluste zu ersehen. Man muß gestehen, daß nicht gerade die beste Luft in seinem Atelier herrscht, daß der Fußboden seit einem halben Jahre nicht gefeert, das Sopha durch heiße Niche aus der Pfeife verjengt ist, daß ausgetretene Schuhe in den Ecken, Wurstreste und Stücke von Käse auf dem Buffet herumliegen; aber dieses Buffet ist ein Renaissancestück, jenes fadenscheinige Gewebe, welches die elende Bettmatraxe bedeckt, stammt aus dem großen Jahrhundert, und an der Wand, an welcher die Kaminröhre hervorraagt, hängen kostbare Gewänder und damascenisches Schießgewehr. Eintreten muß man hier, dableiben — kann man nicht.“

In der That — das war Rom. Jedoch aus dem obigen Gleichnisse würde folgen, daß Rom auch ferner so verbleiben wird, daß in diesem schmutzigen, staubigen Atelier der alte Künstler nie mehr seine Jugend und sein Genie wiedergewinnen wird. Städte sterben wie Organismen, verlöschen wie

Vulcane; ob jedoch eines Tages aus der geronnenen Lava dieses Kraters kein üppiges Leben emporsteigen wird — wer vermag es zu deuten. Rom wird nicht sobald sterben, denn es hat eine unsterbliche Seele: Kunstschätze, wie sie in gleicher Zahl keine zweite Stadt besitzt. Von den Ketten der Jesuiten, an welchen es über zehn Jahrhunderte geschleppt hat, befreit, durch das gesunde Blut des Volkes, dessen Herr es wieder geworden, frisch belebt, kann Rom noch Jugend und Macht wieder verlangen. Es ist dies nicht mein fester Glaube, sondern nur Vorsicht in der Prophezeiung. Wenn ich jedoch meine diesbezüglichen Ahnungen enthüllen soll, so gestehe ich, daß ich oft in dem Schicksale großer Städte einen gewissen Fatalismus wahrgenommen habe. Ebenso wenig wie ich vermuthete, daß Paris die Wiege der Barbarei, Berlin die Wiege der Freiheit und Warschau die Wiege des Unglaubens sein wird, ebenso wenig glaube ich daran, daß Rom Europas Leuchte werden könne: höchstens kann es über Europa — herrschen.

VIII.

Florenz.

Auf das Arnoband aufgereiht, gleich einem prächtigen Medaillon aus der Renaissancezeit, hat Stadt Florenz, die „Schöne“, lange die Brust des zierlich gepuderten Italiens geschmückt. Ich will es heute nicht versuchen, diesen Beinamen zu rechtfertigen, obschon dieses Medaillon thatsächlich die Meisterstücke der italienischen Kunst einschließt. Denn die Zeit hat an ihm viele feine Einschnitzungen verwischt, hat es mit Schimmel überzogen und es seines Glanzes beraubt. Unberührt blieb nur die malerische Einrahmung, bestehend aus den zarten apenninischen Anhöhen, welche die Stadt umgürten. Ebenso heidnischer Abstammung, wie Rom, — denn zu Zeiten Sullas geboren, — verräth Florenz nicht durch einen Zug sein Neophytenthum. Leicht erkennbar ist nur die zweite Taufe dieser Stadt, da sie den mittelalterlichen Glauben mit demjenigen der Renaissance vertauschte und in Italien zur Mutter dieser Religion wurde. Ihr Dasein ist eine lange, wunderbar verwickelte Reihe von ergötlichen und tragischen Erlebnissen einer Abenteurerin. Einige Jahrhunderte lang währte ein förmlicher trojanischer Krieg um diese schöne Helena. Päpste, Könige, Fürsten rissen sie sich gegenseitig aus den Händen, vermählten sich mit ihr oder schändeten sie. Aus diesen flüchtigen und immer wieder auseinander gehenden Verbindungen blieb eine zahlreiche künstlerische Nachkommenschaft zurück, die einen tiefen Eindruck auf die italienische Kunst und Litteratur übte und die noch heutzutage ihre Macht bewährt.

Die Stadt Florenz begann die Denkmäler ihrer Architectur noch in dem mittelalterlichen Dämmerlichte aufzurichten, beendete sie jedoch schon in der Morgendämmerung der Renaissance. Diese Denkmäler haben sich über-

wiegend um die Piazza della Signoria angehäuft, wo jeder Zoll eine Erinnerung birgt. An einer Seite steht der mittelalterliche „Alte Palast“ (das Rathhaus), auf dem eine noch sichtbare, obschon bereits veränderte Inschrift Christus als den ‚rex populi florentini‘ bezeichnet; an der anderen Seite befindet sich die „Loggia dei Lauri“, ein Porticus, der ehemals zur Verkündigung feierlicher Acte vor dem Volke diente, heute die Skulpturen von Benvenuto Cellini, Johann Bolonese und Donatelli einschließt; weiter — ein großer Springbrunnen, worin Neptun vergebens das Denkzeichen jenes Feuers zu verlöschen sucht, welches der Papst vor vier Jahrhunderten entzündete. Denn hier fand der verwegene Savonarola auf dem Scheiterhaufen seinen Tod.

Auch das St. Marcus-Kloster hat sich noch erhalten, und auch die Zellen, wo der furchtbare Dominikanermönch über die Besserung der Kirche nachdachte. Zwei kleine, dunkle Winkel — man möchte sagen die verkörperten Gedanken des strengen Reformators. Indem ich sie betrachtete, mir das blutige Drama in's Gedächtniß zurückrief, fühlte ich mich in der Seele keineswegs durch Verwandtschaft, doch aber durch eine tiefinnige Sympathie zu dem Märtyrer hingezogen. Sein theokratisches Ideal schreckt zurück, doch die Aufrichtigkeit und Unbeugsamkeit seiner Ueberzeugungen reißen hin. Das Märtyrertum macht alle Helden gleich. Savonarola, Giordano Bruno, Huß — sie sind sich Alle auf dem Scheiterhaufen gleich, wir verehren sie Alle in gleichem Maße, obschon wir auch Keinen von ihnen zum Meister erklären würden. Jeder aufrichtige Gedanke ist groß, jede Verletzung desselben — eine Schandthat. Würde Savonarola heute unter uns erscheinen, oder hätten wir zu seiner Zeit gelebt, wir würden seine Schwärmereien belächeln; da er aber hiefür den Tod erlitten, so schließen wir ihn in das Verzeichniß der Heiligen der Weltgeschichte und lassen diese unverwandt auf den blutigen Fleck an den Stufen des päpstlichen Thrones hinweisen. Die über die Piazza della Signoria ausgespannte Himmelsdecke kann wohl heute den sprudelnden Quell des Springbrunnens mit eben solcher Heiterkeit betrachten, als sie vor dreihundert und etlichen Jahren den vom Scheiterhaufen aufsteigenden Rauchwellen zusah: aber ein rechtliches Menschenherz ist einer derartigen Gleichgiltigkeit unfähig. Das Herz erfährt schmerzhaft Krämpfe, wirft sich herum und bricht in den Jammersehrei aus, welchen der Aublick oder die Erinnerung eines Verbrechens ihm stets entreißen wird. Savonarola soll, so sagt man, durch ein Denkmal geehrt werden. Wie wird dieses Denkmal sein? Man wird ihn in einer begeisterten Positur aufstellen, ihm eine Papierrolle in die eine Hand geben, die zweite emporstrecken, am Fußgestell eine aufgeblasene Inschrift anbringen, — seine Henker aber wird man verschweigen. Mit einem Worte: man wird verewigen, was am allerwenigsten Verewigung verdient. Savonarolas Ruhm ist nicht seine Lehre, sondern sein Märtyrertum, und Denkmäler sollen ebenso eine Apotheose als auch ein Pranger sein. Nur das Christenthum hat diese

Idee wohlweislich und richtig ausgeführt: es stellt seinen Meister hauptsächlich am Kreuze dar und bewirkt dadurch, daß ihn sogar diejenigen verehren, die nie seine Befehle waren, oder es nicht mehr sind. Würde man den gekreuzigten Jesu aus den Kirchen entfernen, man würde die Hälfte derselben schließen müssen.

Vielleicht aus diesem Grunde steht der florentinische Dom und zumal die S. Croce-Kirche, welche Tempel überhaupt auch die Stätten des Papismus sind, so leer. Beide sehen aus wie Zebras, — schwarz und weiß gestreift. Der Dom gehört zu den großartigsten Denkmälern der italienischen Gothik, und seine Kuppel diente dem Michel Angelo als Muster zur St. Peter-Basilica. Der Dom hat bis heute keine Fassade, was seine äußere Pracht bedeutend beeinträchtigt. Ihm gegenüber befindet sich das sogenannte Battisterio, eine Kirche räthselhafter Herkommen, durch den Bau an das römische Pantheon erinnernd. Die drei Pforten des Battisterio sind in der That Meisterwerke in Basrelief aus Bronze.

S. Croce bildet eine Niesurne, enthaltend die Nische oder wenigstens die Denkzeichen des einstmaligen Ruhmes Italiens. Hier befinden sich am zahlreichsten die Grabstätten der großen Geister wie Dante, Macchiavelli, Michel Angelo etc. Hier sind auch die polnischen Sarkophage zu finden. Einer derselben (Frau Skotnicka gewidmet, wenn ich mich recht erinnere) stellt ein Weib dar, das händerringend, verkümmert, tief gebeugt da sitzt. Es ist dies vielleicht der sprechendste Grabstein, den ich je gesehen. Er athmet so viel tiefe Verzweiflung, so viel innigen Schmerz, wie nur überhaupt das Unglück saßt.

Auf dem Platze vor der Kirche befindet sich ein kolossales Standbild von Dante. Habt ihr auch gut dieses hagere, häßliche, weichliche Antlitz betrachtet, welches mich zuweilen an die alten Sibyllen, zuweilen an alte böse Weiber erinnert? Ich vermag in Voltaires Affengesichte Wis, in Kant's schmalem Kopfe Genie, unter Sokrates' Larve Sanftmuth zu entdecken; jedoch aus Dantes welkem, spitzem, kaltem Antlitze feurige Phantasie zu lesen, vermag ich nimmermehr. Und würde irgend ein Zweifel betreffs der Urheberchaft der „Göttlichen Komödie“ bestehen, ich würde der Erste sein, der sich auf die Liste der Argwöhnischen einschreiben ließe. Der Adler, welcher auf dem Standbilde Dante eine Feder reicht, scheint mir einem grimmigen, alten Weibe eine Stricknadel zu reichen. Die abstoßenden Züge des großen Künstlers haben mich in solchem Maße auf Schritt und Tritt, in Galerien, Kirchen, Ausstellungen verfolgt, daß mir der Muth fehlte, seine Wohnung zu besuchen. Michel Angelo ist auch häßlich gewesen — hervorragende Backenknochen, eine flache Nase, ein krummer Mund — und doch sah ich mit Vergnügen in seine Züge und besichtigte eifrig alle seine Portraits in der kleinen Galerie des Hauses Buonarrotti. Sonderbar; der männliche Michel Angelo fühlte sich zu den Frauen nicht besonders hingezogen, — Dante mit seinem Frauenantlitze sehnte sich im

Himmel, im Fegfeuer und in der Hölle nach seiner Beatrice, die, wenn sie überhaupt gelebt hat, aus Angst, einem solchen Liebhaber anzugehören, gestorben ist. Es hört jedoch auf sonderbar zu sein, wenn wir voraussetzen, daß Beatrice aller Wahrscheinlichkeit nach nie gelebt hat, daß der Dichter nur zur Idee in Liebe entbrannte und ebenso durch die Liebe, wie durch die Hölle oder den Himmel gegangen ist. Er spielte eine göttliche Komödie.

Gleichen Alters mit den genannten Denkmälern der Architektur sind die herrlichen Paläste der florentinischen Patrizierfamilien — der Orsini, Strozzi, Pitti und anderer päpstlicher Blutsverwandten. Jeder ihrer Steine athmet Stolz und Kraft. Man gewahrt, daß diese Bauten nicht von Menschen errichtet worden sind, die der allgemeinen Wehrpflicht oder einer obligaten Schulpflicht unterlagen oder vor Parlamentsbeschlüssen die Stirne beugen mußten. Am großartigsten hat sich der Palast der Pitti an dem terrassenartigen Garten der Boboli ausgereckt; eine schwere, mit Verachtung auf ihre Umgebung herniederblickende Masse, die ein berühmter Aesthetiker als den strengsten Ausdruck der privaten Kaufkunst bezeichnet hat. Hart am Flusse liegt die Galerie degli Uffizi — der einzige Schmuck des Strandes. Denn die „Schöne“ hat sich mit sonderbarer Geringschätzung mit dem Bande des Arno umgürtet. Die Häuser der einen Seite haben ihm nämlich den Rücken zugekehrt und lachen höhnisch die Zuschauer der anderen Seite mit der ganzen Häßlichkeit ihrer Geheimnisse an. Es ist dies, so viel ich weiß, ein einzig dastehendes Beispiel derartiger Geringschätzung. Sogar Vemberg hat die Façaden seiner Häuser der Peltew zugewendet, alle Städte strecken ihre Boulevards dem Ufer entlang aus, — nur Florenz beschimpft die linke Strandseite des Arno durch Schmutzabflüsse.

Florenz gilt noch bis heutzutage für den Brennpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens Italiens, obgleich es von Rom langsam in Schatten gestellt wird. Was thun, die Musen ändern ihre Sitzstätten je nach der Verschiebung des politischen Gravitationspunktes. Vor dem Verfall werden Florenz zwar stets seine in Massen angehäuften Kunstschätze schützen, aber auch in dieser Beziehung bildet Rom ein zu gefährliches Gegengewicht, als daß an einen Sieg zu denken wäre. Nicht lange mehr — und Florenz ist für Italien, was Dresden für Deutschland ist: die Besitzerin reicher Galerien, die bevorzugte Zuflucht für Gelehrte und Künstler, endlich ein prächtiger Aufenthalt für Epikuräer nobler Gattung. Die ruhigen gesunden Pulschläge seines Lebens, die Denkwürdigkeiten, Schätze, die Kunstobjecte, das sanfte, kräftigende Klima, endlich die nahe Entfernung vom übrigen Europa, werden nie ihren Reiz verlieren. Ueberdies geht der brausende, religiöse Gährungsstoff, der Rom erbeben läßt, Florenz gänzlich ab, und dieses braucht weder seine Beschaulichkeit, noch seine Kräfte in dem Kampfe der feindlichen kirchlich-politischen Elemente einzubüßen. Der Papst nennt hier

nur so viel sein eigen, wie viel ihm an Kirchen gehört. Das durch die vielhundertjährigen Kämpfe ermüdete Florenz ruht jetzt aus, obgleich es nicht schläft; und selbst wenn es schlummert, so hat es auch dann Traumbilder, die eher an die lustigen Erzählungen des Boccaccio, als an das finstere Epos des Dante erinnern. —

IX.

Bologna, Genua, Turin, Mailand.

Obgleich die Dauer unserer Reise sich nicht überschreiten ließ, und die Hauptstädte auch den Hauptreiz für uns bildeten, so konnten wir dennoch die berühmte Burg, wo die Anatomie und der Galvanismus das Tageslicht erblickt haben, wo Frauen die Wissenschaft von Universitätskathedern aus zu verkünden pflegten, wo ehemals unsere berühmten Vorfahren studirt haben und heut unter dem Namen des größten polnischen Dichters eine besondere . . . Akademie besteht, wir konnten diese Stadt nicht umgehen. Obgleich dieselbe ihrem Geburtsjahre nach den Zeiten der Etrusker entstammt, so weist sie dessenungeachtet keine zahlreichen Erinnerungen aus dem Alterthume auf, aber trägt im Allgemeinen den Stempel eines auffallenden Alters. Schwere, todte Häuser, auf Arcaden gestützt, leere Straßen, denen von den gesperrten Fenstern kein Leben zuströmt, schäbige Kirchen, ärmliche Ladenauslagen, Mangel an irgend welchen Spuren eines regen Handels und einer entwickelten Industrie, — dies Alles, unduftet von brenzelndem Delgeruche, verleiht der Stadt den Anblick eines wunderlichen Alters. Es scheint, als ob sie in den letzten Züge daläge, als ob ihre theatralisch mit schmutzigen Mänteln bekleideten Einwohner, die faul dahinschlendern, oder mit den Freunden zum *X*-ten Mal die krummen Thürme begaffen, — als ob diese Einwohner über die Vergänglichkeit der Welt, welche sie doch bald erfahren sollen, nachdächten. In erster Reihe eilen wir nach der steinalten Universität: ein ernstes, großartiges und noch ziemlich wohlerhaltenes Gebäude, doch darin — Grabesstille. Keine Spur von Studenten, denen man es ansähe, daß jene Funken der Wissenschaft, die sie im Auditorium aufgefangen, in ihrem Geiste mit heller Flamme aufgelodert wären; man vernimmt hier keine lauten Stimmen: — nur der Schweizer läßt seine Schritte gleichmäßig auf dem steinernen Fußboden ertönen. Wir wollen endlich auch die Mickiewicz-Akademie sehen, wovon wir so viel zu Hause gelesen. Kein Mensch weiß uns dieselbe zu zeigen, Keiner hat was davon gehört; weder der Bäderer, noch der Portier, noch der Hôtelier, noch die Bürger, die wir im Vorübergehen auf der Straße anpacken. Alle zucken mit den Schultern, als ob man sie um die Adresse des Mannes im Monde anginge. Durch das fruchtlose Nachfragen ermüdet, nachdem wir den einzigen Menschen (Prof. Santagaty), der uns eine Aufklärung hätte ertheilen können, nicht angetroffen, sind wir schon im Begriffe, enttäuscht nach

unserem Hôtel zu fahren, als mein werther Gefährte plötzlich von dem Fiaker aus eine Inschrift in einem Flure über der Thüre wahrnimmt und ruft: Die Mickiewicz-Akademie! Ganz selig eilen wir hinein und ziehen hastig die Glocke . . . Es erscheint eine „Signorina“, die uns in zwei kleine Zimmerchen geleitet. In dem ersten liegen einige Holzbündel herum, in dem zweiten befinden sich ein kleiner Schrank und ein Tischchen mit sehr wenigen Büchern verschiedenen Inhalts und in verschiedenen Sprachen; an den Wänden einige schlechte Stahlstiche, Abbildungen und Bruststücke von Kraszewski, Copernicus &c. Wo bleibt Mickiewicz? Wir finden ihn endlich in zwei oder drei kleinen Bildern wieder. Fünf Minuten genügten uns, diesen Tempel zu besuchen, dessen Patron unter allen Heiligen verschwunden ist. Die Anwesenheit der Signorina beengte uns, doch als wir herauskamen, schauten wir uns verwundert an und riefen unwillkürlich: Das ist also diese vielgerühmte und von allen unseren Zeitschriften so oft mit Stolz genannte „Mickiewicz-Akademie“! — Ein bitteres Lächeln verzog unsere Lippen. Ich muß hier jedoch die Italiener rechtfertigen, nicht sie haben den Werth dieses Winkels überschätzt. Sie bezeichnen als „Akademie“ jeden Ort wissenschaftlicher, künstlerischer und litterarischer Versammlungen und sogar — einzelne Sitzungen. Wir hingegen haben auch in diesem Falle dem Worte die Bedeutung beigegeben, welche es bei uns besitzt, und stellen uns vor, daß die Italiener zu Ehren Mickiewicz' irgend einen großen Tempel für Litteratur, irgend ein großes Institut gegründet haben, das sich, wenn schon nicht mit der gleichnamigen Stiftung in Paris und Berlin, so doch wenigstens mit der Akademie in Krakau messen darf. Daher die Enttäuschung. Da ich sie erfahren, so rathe ich Niemandem, zu sehr über die unserem Dichter in Italien gezollte Verehrung zu schwärmen, und bin überzeugt, daß mein kleiner Bücherschrank, — worin sich sämtliche Werke von Mickiewicz in verschiedenen Ausgaben befinden, — vielleicht mehr Recht auf den Namen einer „Mickiewicz-Akademie“ besitzt, als die Bologneser Akademie, welche die genannten Werke in vollständiger Sammlung keineswegs umschließt. Sie dient zwar als Versammlungsort für eine kleine Zahl Mitglieder, doch diese braven Leute wissen über den Schöpfer des „Herrn Thaddäus“ entschieden weniger zu sagen, als meine kleine Bibliothek.

Gleich Neapel im Halbkreise terrassenartig auf Anhöhen daliegend, hat Genua, die „Stolze“, die Meeresbucht umarmt. Alle italienischen Städte tragen ein gemeinschaftliches Gepräge: das der vergangenen Herrlichkeit. Man gewahrt es auch in Genua, welches ehemals zu den mächtigen, kleinen Staaten gehörte, heute, ungeachtet der glänzenden alten Tracht seiner rothen und weißen Paläste, eigentlich nichts, als eine große Waarenniederlage darstellt. Längs dem Ufer eine ausgestreckte Reihe von Magazinen, zwischen denen immer wieder gellende Locomotiven dahingleiten, hinter diesen ein Wald von Schiffsmasten, der beinahe gänzlich den Anblick des Meeres

verdeckt. Das ist nicht mehr die ruhige, weite Landschaft von Neapel, sondern ein überfüllter, schmutziger, lärmender Hafen, wo nichts für's Auge zurückgeblieben, wo die Maschinen knurren, die Matrosen brüllen, die Waggons hin- und hergleiten, wo die Gerüche von fünf Welttheilen in eine Wolke zusammenfließen und als schwerer, fieberhafter Dödem eines Marktplatzes in die Höhe steigen. Der marmorne Columbus, der von der Höhe diese emsigen, in ununterbrochener Hast aus- und eingehenden Vienen, ihre Ladungen und ihre grauen Flügel betrachtet, hat seine Freude an dem Schwarme; aber ein Reisender, der auf der See kein Schiff und in den Magazinen keine Baumwolle sein eigen nennt, flieht bis an den äußersten Rand der Stadt, und indem er dort frische Luft einathmet, ergötzt er sein Auge an den Reizen Genuas, denn von der Ferne sieht Genua reizend aus. Seine amphitheatralisch daliegenden Häuser, die an erhabenen Felsen im grünen Laub niederhängenden Villen, unten — der Hafen, man möchte sagen ein großer Egel, der auf dem Wasser dahinschwimmt, der Hafen, dessen Maste wie Nadeln scharf in die Höhe ragen, — das ganze Bild scheint geradezu um eine photographische Platte zu bitten, da diese seine Umrisse wiedergeben und seine Schattenseiten verwischen würde.

Die schönste Stadt Italiens und auch die einzige, die nach europäischem Muster geformt worden, ist Turin. Rein, flach, von gleichlaufenden Straßen wie ein Schachbrett durchschnitten, ohne enge, steile Fußsteige, ohne Erhebungen des Bodens, mit einem Netz eines vorzüglichen Verbindungssystems überworfen, läßt 'es beinah' von jedem Punkte aus einen Theil seiner malerischen Einrahmung sichtbar werden, da — die schneebedeckten Gipfel der Alpen, hier — die sanft gehobenen Linien der ligurischen Apenninen. Der alte Stammbaum dieser Stadt ist beinah' gänzlich gefällt. Indem es lange der heutigen Dynastie als Residenz diente, hat Turin unter ihrer Obhut so weit seine Jugend und Pracht wiedergewonnen, daß es heute den Beinamen „Klein Paris“ erhalten. Zu Roms Vortheil büßte Turin seine ehemalige Bedeutung ein: so lag es eine Zeit lang in Trauer und Ohnmacht da, — heute beginnt es sich wieder zu erheben und sich mit frischen Kräften zu rüsten.

Nicht messen kann es sich jedoch mit Mailand, das schon früher der Würde einer „Residenz“ enthoben, bereits Zeit gefunden, seine Verluste zu decken. Nicht so den alten Kunstschätzen, an denen viele andere Städte Italiens reicher sind, hat Mailand zu danken, daß es eine ganz besondere Anziehungskraft für Fremde und Einheimische besitzt, als vielmehr dem neuen Aufblühen der Kunst und dem reizend schnellen Ströme seines Lebens. Uebrigens würde ein reisender Engländer vor Kummer sterben, wenn er durch die Galerie „Vittore Emanuele“ nicht gehen und auf den Thurm des mailändischen Domes nicht hinaufflettern würde. Jene Galerie, eine bei uns völlig unbekannt Art eines gedeckten Saales, in dessen Wänden die großartigsten Handlungen sich befinden, ist in der That die schönste Passage in Europa.

Ihr Bau ist leicht, das Glasdach fest eingebogen, die Gasbeleuchtung ganz oben kunstreich und mit Scharffinn angelegt. Den ganzen Tag wimmelt die Passage von rastlosen ausländischen Gassern, Abends strömt die Menge herbei, namentlich um die Zeit, wo die kleine Maschine, die die Gaskerzen anzündet, ihre Reise um diese Kerzen anstellen soll. Der Dom ist ein Meisterstück gothischer Schnitarbeit. Seine unzähligen kleinen Kuppeln, mit Standbildern von Heiligen gekrönt, die winzigen Skulpturen und Verzierungen machen den Eindruck einer architektonischen Spitze. So oft ich dieselbe ansah, schien es mir, daß ich ein Meisterstück der Zuckerwerkunst vor Augen habe, und ich verspürte die Lust, das Ganze auf eine Niesentorte aufzustellen. Dieser scherzhafte Gedanke steigt mir übrigens immer beim Anblicke gothischer Architektur auf. Zweifelsohne ist dieser Stil schön, aber wunderbar kokett, in Nippes und Kleinigkeiten aufgehend. Er sieht neben dem griechischen Stil aus wie eine alte Tunica neben den modernen Stickereien, Spitzen und Glasperlen. Würde man nach diesem Muster Sodawasserbuden oder Kioske errichten, ich wäre entzückt; aber diese Filigranarbeit in Niesengebäuden ist eine übertriebene Puzsucht. Und wie ich auf dem Gebiete der europäischen Baukunst nichts Schöneres, als die St. Magdalena-Kirche in Paris kenne, so machen auf mich alle Dome von Köln, Straßburg, Wien, Mailand, ungeachtet des Reichthums ihrer Architektur, den Eindruck alter, reicher Puzlotten.

Die Pracht des Inneren entspricht vollends der äußeren Ausschmückung. 52 Säulen stützen die Wölbung, deren gemalte Muster täuschend das Jour nachahmen. Unter der Kuppel befindet sich eine unterirdische Kapelle, welche die Reliquien von Karl Borromäus einschließt. Der freundliche Kirchendiener öffnet dieselbe zu bestimmten Stunden für einen Lire, doch die sterblichen Ueberreste des Heiligen zeigt er nur für fünf Lire. Es ist dies die übliche Steuer, die in Italien für Besichtigung heiliger Andenken erhoben wird. Eine solche steht zwar wenig in Eintracht mit dem Geiste des Christenthums, doch was im Reiche der Geistlichkeit stimmt heute mit diesem Geiste überein? Was die Geistlichen überhaupt verbergen konnten, haben sie verborgen, und nun lassen sie die Frommen und die Neugierigen eine kleine Gebühr zahlen. In einer ärmlichen römischen Kirche, die sonst nichts Bemerkenswerthes enthält, befinden sich Raffaels Sibyllen. Der schlaue Sacristan hat sie mit einem Stücke grünen Segeltuches verhängt und zieht dieses nur für einen Franc herunter. In Kirchen und auf den Straßen derselbe Handel: Jeder verkauft, wie und was er nur verkaufen kann, von Canonisationen angefangen bis zum Enthüllen berühmter Skulpturen und Malereien.

Wir durchglitten rasch die vier genannten Städte, auch hatte ich auf sie nur einen flüchtigen Blick geworfen. Die Zeit trieb vorwärts; mir blieb ja noch — Venedig. —

X.

Venedig.

„Eine treu wiedergegebene Warze auf dem Gesichte eines modernen Bildes ist mir lieber, als die ganze Sirtinische Madonna von Raffael“ . . . Diese Meinung ließ vor etlichen Jahren ein gewisser junger Prälegent öffentlich verlauten. Die Bemerkung fiel mir in's Ohr und blieb mir im Gedächtniß haften, umsomehr, da jene Zeit alle Codices der Antiquitätenphilosophie zum Scheiterhaufen verurtheilte. Da ich damals darauf nicht kam, daß jener geschäzte Aesthetiker bis zum Augenblick, da er gegen Raffael den Bannstrahl schleuderte, keine von seinen Madonnen, hingegen nur moderne Warzen studirt hatte, so dachte ich natürlich, in Dresden angelangt, an nichts weniger, als daran, dem vielgerühmten Bilde meine Ehrerbietung darzubringen. Zudem ich jedoch in der Galerie umherging, trat ich in einen kleinen Saal und erblickte daselbst ein Bild. Ich denke nicht mehr an den Maler, denke nicht an den Warschauer Warzenverehrer, sehe nur noch ein wunderschönes Weib mit einem Kindlein im Arm: der engelhafte Blick der Frau ergießt in meine Nerven eine selige Wonne, ich ver falle in einen Halbchlaf, ich zittere, erstarre, endlich erwache ich und erkenne . . . es ist die Sirtinische Madonna.

„Eine schmutzige, übelriechende Kumpelkammer, die nur noch durch ihre Erinnerungen glänzt“ — das ist die Meinung, die ich oft über Venedig gehört und gelesen habe. Um also meine Zeit für schönere Aus sichten zu sparen, mied ich Venedig bei meiner Hinreise nach Italien und wenig fehlte, daß ich es mied, da ich heimreiste. Erst in Verona, als ich im Begriff war, gerade der Grenze entgegenzufahren, gewahrte ich den Venediger Zug; ohne nachzudenken, einer unbewußten Eingebung Gehör leistend, stieg ich in den Wagen, und schon nach einigen Stunden befand ich mich auf den Stufen des Bahnhofes, davor ein Bild sich entfaltet, das einzig in der Welt: eine schwimmende Stadt. Die Nacht hatte die Mauern mit dunklem Nebel überzogen, den die Sterne des heiteren Himmels mit silber schillernden Lichtstreifen umränderten. Auf der Fluth schimmern die an den Rähnen befestigten Lämpchen, man hört kein Wagengetöse, kein Stadt geräusch, nur das Aufplätschern der Ruder und die kurzen Rufe der Gondolieri. Es scheint, als ob das Meer gesunken und als ob aus seinen Tiefen unter dem Wasser befindliche Schlösser zur Hälfte emporgestiegen wären, des Neptun und seines Gefolges Paläste, die mit dem Morgen grauen wieder verschwinden werden; es scheint, als ob ein Märchen vor unseren Augen uns Wunder vor schweben ließe, Wunder, welche das Auge nicht sieht, sondern das Gehirn, in Folge einer phantastischen Erzählung, deren letzte Töne noch in der Luft erklingen, fieberhaft erregt, träumt. — Gondola! gondola! — riefen die Fährleute lauter, als ob sie gewahrt

hätten, daß man den gleichsam versteinerten Touristen aus seinem Traume wecken muß. Und ich erwachte wirklich und sah, daß ich allein zurückgeblieben war, allein den Lauten der „Königin des Meeres“ lauschte. Ich mußte an ein Nachtlager denken. So stieg ich denn in die Barke und ließ mich fahren.

Würde ich euch sagen: „Stellt euch statt Straßen Canäle vor“ — ihr würdet unmöglich errathen, was eigentlich dieses Venedig ist. Den Unterschied eines derartigen Umtausches kann man sich nicht denken, man muß ihn sehen. Von dem Großen Canale gerathen wir in kleine, der Rahn gleitet zwischen zwei Reihen dunkler Mauern dahin, geheimnißvoll, ganz still, als ob er sich verstohlen einschleichen oder vor einer Verfolgung flüchten wollte. Weithin erglänzt nur sein flammendes Auge, und unter dem Plätschern seiner Riemendeckel ertönen an den Biegungen lange, warnende Rufe: „preme“ (rechts), „stali“ (links). Sonst umfängt uns Nacht und Stille. Eine romantische Luft, möchte man sagen, umgaukelt uns. Das Gewissen des fremden Fährmannes ist hier mein einziger Schutz. Ich weiß nicht, wohin ich fahre, wie ich mich aus einer Gefahr zu retten vermöchte, ich bin machtlos, angewiesen auf Gnade oder Ungnade des Ruderers, der mich doch in die Fluth stürzen könnte. Diese würde für einen Augenblick ihre glatte Stirn runzeln und dann das Verbrechen todt-schweigen. Es ist dies ein sonderbares Gefühl der Wehrlosigkeit, das unmöglich mit den Empfindungen einer nächtlichen Einfahrt in eine fremde Stadt, wo wir festen Boden unter den Füßen haben, vorübergehenden Leuten und wachender Stadtpolizei begegnen, verglichen werden kann. Hier ist es leer, — zuweilen gleitet nur eine ebenso geheimnißvolle Barke vorüber. Beinah' eine halbe Stunde dauert diese Fahrt durch dunkle, enge Wasserstraßen. Endlich kommt die Gondel auf einen weiten Raum, und wir sehen uns plötzlich von einem hellen Lichtmeere übergossen. Das ist das Licht der unzähligen Lampen des unter offenem Himmel daliegenden Saals, des herrlichen St. Marcus-Plazes, wo es von fröhlichen Menschenhaufen wimmelt. In dem dunklen Blau des Himmels ragen die Kuppeln der berühmten Kirche in die Höhe, der Dogenpalast prangt in kunstvollen Umrissen, ringsum funkeln die glänzenden Ladenausstellungen: — wir befinden uns in dem lebenden, brausenden, seligen Venedig! Nichts geht über diesen plötzlichen Wechsel des Panoramas! Ich springe aus der Barke, mische mich in die Menge und lasse mich von dieser tragen. Der Reiz der Umgebung, die schönen Formen der Gebäude, die Heiterkeit der über sie gespannten Himmelsbede, das leise Flüstern des Meeres: — all dies betäubt den Sinn dermaßen, daß er sich ohnmächtig auf den Wogen der Empfindungen schaukelt. Doch langsam erlöschen die Lichter, der Platz wird leer, und aus dem Dunkel hebt sich hervor und wird immer sichtbarer die weiß-schimmernde Gestalt meines Engels, vor dem das Auge meiner Gedanken sich nicht zu schließen vermag . . . Ich gehe ihm nach, er zerrinnt in der

Luft, ich berge das Gesicht in den Händen, wieder steigt er auf in meiner Seele, ich fliehe . . . Es ist Zeit, im Hötel auszuruhen.

Früh Morgens begeben sich nach der St. Marcus-Kirche. Dieser sonderbare Bau ist, wie ganz Venedig, in seiner Art einzig. In der Architektur bemerkt man Züge, die nirgends zu finden sind: sie wurde von unbekanntem Eltern gezeugt und hat keine Verwandtschaft. Erst im fernen Constantinopel kann man eine kaum wahrnehmbare Aehnlichkeit aufweisen. Byzantinischer und romanischer Geschmack haben sie gebildet und reich an Vergoldungen, Bronze und Marmor mit morgenländischer Pracht ausgeschmückt. Beinah' jedes Jahrhundert fügte eine Verzierung hinzu, und aus diesem Gemisch verschiedener Stile entstand ein Ganzes, welches alle architektonischen Recepte verhöhnt, obschon es dessenungeachtet einen malerischen Anblick bietet. Ueber 500 Marmorsäulen, von verschiedenartigstem Schnitt haben sich innen und außen angehäuft, eine unzählige Masse kostbarer Kleinigkeiten erinnert an alle Epochen der Geschichte, und obgleich der Cicerone, der sich durch sein Wissen seinen Franc sichern will, unverschämt lügt und die Hälfte der Kirche aus dem Tempel des Salomo zusammensetzt, so übersteigt dennoch die Zahl der glaubwürdigen Denkzeichen jede Fassungskraft und ermüdet die stärkste Wißbegierde.

Hart an der Seite dieser Kirche steht ein anderes Unicum, das Dogenpalais in venetianisch-gothischem Stile. Auf dem geräumigen Hofe begegnete ich einer Gesellschaft deutscher Herren, welche ein imposanter Cicerone herumsführte, indem er mit der Geläufigkeit eines Automaten die Geschichte eines jeden Details erzählte. Inmitten dieses demüthigen Haufens spielte er die Rolle eines venetianischen Herrschers. „Hier ist, bitte,“ so sprach er, „die Riesentreppe; auf der Stufe, worauf ich siehe, wurden die Dogen gekrönt . . . Und da ist der Saal des Großen Rathes, nehmen Sie, meine Herren, die Sitze ein, die für die Mitglieder bestimmt waren, der Platz, den ich einnehme, war für den Dogen bestimmt . . .“ (Feierliches Schweigen.) „Hier wieder ist der Saal des Senates: der Sessel, worauf ich mich niedergelassen, war der Dogenthron u. s. w.“ Ich muß nebenbei bemerken, daß die eigentlichen Armstühle der Dogen durch Schtüre abgetrennt und dem Publicum unnahbar waren, daß also der Dogennachfolger Lügen vorbrachte, um seiner Person etwas Wichtigkeit zu geben. Ich müßte meine Leser solange, wie der Cicerone seine Zuhörer, in Anspruch nehmen, um nur flüchtig diesen Reichthum an Bildern und Skulpturen zu schildern und nur die wichtigsten Merkwürdigkeiten des Dogenpalastes zu nennen. In seinen Sälen hat sich die ganze Geschichte Venedigs abgespielt, wie sie daselbst auf den wunderbaren Fresken des S. Veronese, Tintoretti und Anderer dargestellt ist. Durch das immerwährende In-die-Höhe-Heben des Kopfes, um der Plafonds willen, ermüdet, trat ich auf den Balcon heraus. Der Canale Grande, wie eine Riesenschlange mitten durch die Stadt sich ziehend, glänzte mit seinen beweglichen Schuppen, darüber die schwarzen Gondeln, gleich Insecten, dahinglitten. Von

Zeit zu Zeit erschien, einem ernstem Käfer gleich, ein gehörntes Schiff auf der Wasserfläche.

„Von diesem Balkon aus wurden Todesurtheile verkündet,“ sprach mich ein zufälliger Gefährte an.

Ich schaute nieder, um mir jenen Haufen, der die furchtbaren Kundmachungen einst vernommen, zu vergegenwärtigen. Vor dem Balkone stand bereits die Gesellschaft der Deutschen, von denen ein Jeder dem „Dogen“ einen Franc in die Hand drückte. Dieser verbeugte und entfernte sich stolzen Schrittes, als ob er durch seine Bewegungen noch sagen wollte: „So schritt der Doge über den St. Marcus-Platz.“

In den unterirdischen Gängen befinden sich Gefängnisse, furchtbare, feuchte, dunkle Höhlen, in die nur ein spärliches Licht durch die Oeffnungen in den Thüren hereingelassen wurde. In jeden dieser Keller steckt der Führer einen berühmten Verbrecher, er weist sogar den Ort, wo ihr Haupt gefallen, und die Löcher, durch die ihr Blut hinabfloß. Vergebens bemühte ich mich, den Kerker des Giordano Bruno aufzusuchen, welcher hier sieben Jahre gebüßt haben soll, ehe ihn der rachsüchtige Paps Benedig entriß und in Rom verbrannte. Die Asche des großen Weltweisen zerflog mit dem Winde. Und der Wind hob und streute sie auf das Feld der Philosophie, wo sie als reiche Ernte aufsproß. Doch nicht überall in Giordanos Vaterland hat sie gekernt, — der Wind streut sie noch immer umher, und das Volk athmet sie unwillkürlich ein. Vielleicht verkam dieser kühne Dominicaner, einer der größten Geister, die im Kampfe um die Freiheit des Gedankens als Helden fielen, in demselben Loch, wo er plötzlich in meinem Gedächtniß auflebte. Hätte ich diese Sicherheit, ich würde mit Demuth das harte, furchtbare Lager geküßt haben, worauf doch auch andere venetianische Gefangene geruht haben konnten.

Es galt, die blutigen Geipenster, welche der Anblick der Löcher vor meinen Geist heraufbeschworen hatte, zu verscheuchen. Ich stieg also in eine Gondel und ließ mich fahren — ohne Ziel und Ende. Der Canale Grande schmückt sich für den Tag mit anderen, aber gleich schönen Reizen. Die von beiden Seiten im Meere dastehenden Paläste neigen sich ihm gleichsam zu, als ob sie die Schwärze von sich waschen wollten. Die behenden Barken streifen wie Schwalben im Fluge das Wasser. Alle Augenblicke gewahrt man in den kleinen Gondelhäusern verborgene Paare, die sich im Vorbeihuschen durch Kuß oder Händedruck verrathen und die vielleicht von weit her nach Benedig geflüchtet sind, um sich Freiheit und wunderbare Lebensbedingungen zu sichern. Man muß ihnen Weichmuth in der Wahl des Ortes zugestehen.

Mit Benedig schloß ich meine italienische Reise, gleich Taine bedauernd, dieselbe nicht damit begonnen zu haben. Denn die Zeit erlaubte mir nicht, mich länger daselbst aufzuhalten, ebenso wie Mangel an Platz mir hier

längere Beschreibungen unmöglich macht. Ich will nur die Hauptseiten des Inneren jener Orte berühren, deren äußere Merkmale ich bereits angedeutet habe. —

XI.

Museen. — Skulptur.

Wollte ich nur das Namensverzeichnis der in den Museen Italiens enthaltenen Skulpturen geben, ich würde damit kaum fertig werden. Mein Leser muß mir daher eine begrenzte Wahl gestatten. In der florentinischen Galerie degli Uffizi befindet sich eine „Tribüne“, ein kleiner, runder Saal, wo die bedeutendsten Meisterwerke der Skulptur angeammelt sind. Als so eine Tribüne mögen auch meine Skizzen angesehen werden.

Ich suchte, wie Andere wahrscheinlich, überall griechische Originale, und wie Andere fand ich dieselben in den reichsten Museen in geringster Zahl vorhanden. Dabei sind es nur winzige Ueberreste des Genies der Hellenen, welches uns hauptsächlich in römischem Abglanz bewahrt worden ist. Angesichts der Armuth dieser Hinterlassenschaft in Bezug auf die Quantität, muß man fragen: haben wir einen genauen Begriff von griechischer Skulptur, da wir ihre bedeutendsten Meister nicht kennen? Das Einzige, was uns rettet, ist vielleicht die bis zur äußersten Vollendung gebrachte Copirkunst in den Arbeiten der römischen Künstler, die in unzähligen Objecten die Muster mit der Treue eines Abgusses wiedergaben. Uebrigens, was Original und was Copie ist, bleibt unbekannt, denn keines von den Denkzeichen der classischen Skulpturkunst besitzt einen sicheren Geburtsschein, und beinah' alle sind sie ohne Namen.

Die Aesthetik erwägt in allem Ernst, ob die moderne Skulptur, nach glücklichstem Fortschritte, irgend einmal den griechischen Meisterwerken gleich kommen wird. . . . Ich gestehe, die Frage macht auf mich den Eindruck einer Meditation über das Thema, ob wir noch heute Männer wie Tell haben werden, die es verstehen würden, mit einem Bogenpfeile Aepfel von den Köpfen ihrer Söhne herunterzuschießen. . . . Denn in gewissem Maße sind wir bereits der griechischen Bildhauerkunst zuvorgekommen, und in gewissem Maße werden wir sie nie übertreffen. Jede Schöpfungsart hat in verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung entsprechende Normen, in deren Rahmen sie sich vervollkommenet und den Höhepunkt erreicht. Der Fortschritt der Kunst beruht nicht nur auf dem Fortschritte ihrer Arten, sondern auch auf demjenigen ihrer Formen. Ein Homer kann der Welt noch hundertmal geboren werden, und dennoch wird er nie mehr eine Iliade, eher eine „Ungöttliche Komödie“, einen „Herrn Thaddäus“ oder irgend eine Dichtung, deren Typus uns noch heute unbekannt ist, schaffen. Aehnlich verhält es sich mit der Skulptur. Dieser Zweig, der aus griechischem Leben hervorschoß, kam in den Werken des Praxiteles und Phidias zu

seiner höchsten Blüthe und ist einer ferneren Entwicklung unfähig. Die Neuzeit hat eine andere Geschmacksrichtung, brachte in die Kunst ein neues Element. Das Drama und alltägliche, menschliche Wahrheit, — das ist ihr Merkmal, während der Hauptzug der hellenischen Bildhauerkunst in dem ideellen, göttlichen Frieden begriffen war. Vergleichen wir die Standbilder unserer Zeit mit den classischen: hier eine Gleichförmigkeit der Züge, die soweit jedweden Unterschied verwischt, daß die Archäologen oft unentschieden sind, ein altes Monument als einen Apoll oder eine Minerva zu erkennen; — dort ist der charakteristische Stempel jedem Detail aufgedrückt. Wenn man unsere Statuen heute zer schlagen würde, so könnte beim Anblick der Trümmer auch über tausend Jahre Niemand zweifeln, ob er einen Mann oder eine Frau, — einen Napoleon I. oder Christus vor Augen habe. Die griechische Skulptur hat nie, selbst da sie den meist tragischen Kampf verkörperte, diesen den Zügen ihrer Helden aufgeprägt. Im neapolitanischen Museum befindet sich die berühmte Gruppe des Farnesischen Stieres. Von der Ferne scheint die Gruppe zu wüthen: der Ausbug der Rümpfe, die Spannung der Muskeln — all dies deutet auf die furchtbare Scene, wo Dirke an die Hörner des tobenden Thieres gebunden wurde. Aber wenn wir von der Nähe die Köpfe sowohl des Opfers, als auch der beiden Jünglinge, die das an ihrer Mutter verübte Unrecht rächen, betrachtet haben, so gewahren wir in den Zügen eine solche Ruhe, als ob diese Figuren als Caryatiden den Balkon eines modernen Palastes zu stützen bestimmt wären. In der Galerie degli Uffizi finden wir eine Gruppe, darstellend den Ringkampf zweier grimmiger Gegner: einer hat den anderen zu Boden geworfen, drückt ihn mit den Knien nieder, weidet sich an seinen Leiden, würgt ihn — und dennoch, würde man uns die Gesichter der Beiden von den Körpern getrennt zeigen, wir würden glauben, die Beiden schneiden sich eine Grimasse, als ob sie eine saure Rebe in den Zähnen zerqueticht hätten. Die Gruppe, darstellend Niobe und ihre Kinder (dieselbe Galerie), einzeln zerlegt, erlaubt infolge dieser Ruhe in den Gesichtszügen, demjenigen, der die Mythologie nicht kennt, ebenfalls nichts Tragisches vorauszuzeigen. Sogar die höchst dramatischen Gestalten der alten Bildhauerkunst: der sterbende Gladiator (Capitol), der Laokoon (Vatican) drücken nicht jenen furchtbaren Schmerz aus, den wir hier erwarten dürften.

Aus der einfachen Logik der Thatfachen ergiebt sich, daß diejenigen Schöpfungen der antiken Bildhauerkunst am mächtigsten das antike Genie offenbaren, wo die Ruhe sich frei ergießen durfte. Apollo und Mercur (Belvedere im Vatican), der Farnesische Herkules, die Capitolinische und die Medicäische (Florenz) Venus sind in der That Werke einer kolossalen Kunst. Wir sehen darin den Höhepunkt der classischen Skulptur. Mit Ausnahme des Herkules, der eine bedeutende Neigung des Künstlers zum Realismus verräth, sind die anderen Gestalten so leicht, so ideell, als ob ihr ätherisches Zellengewebe sich nur für einen Augenblick in den

Marmor festgesetzt hätte. Kaum, daß die allgemeinen Umrisse an menschliche Formen erinnern: man sieht, daß sie nicht von der rohen Natur gezeugt worden sind, daß hingegen eine feine Künstlerhand alle ihre Unebenheiten geglättet hat. Ohne Gewicht, von dem leichtesten Lebenshauch unberührt, durch keine einzige Faser an das Leben gebunden, scheinen sie vom Olymp herabgestiegen, um die Erde durch ihre Reize zu bezaubern und sich hernach wieder heraufzuschwingen.

Bevor das Bedürfnis, die verschiedenen Charaktere in den Büsten auszudrücken, die antike Bildhauerkunst zum Realismus nöthigte, kam dieser gewöhnlich und deutlich in den Köpfen der Satyre zum Vorschein. Es ist dies eine der wenigen Richtungen, wo sich der classische Meißel frei bewegte und von der typischen Ruhe abzusehen pflegte. In den Galerien Italiens hat man viele Gattungen dieser Art angeammelt, und alle zusammen bilden sie den Keim derjenigen Schöpfungsart, welcher sich die moderne Bildhauerkunst bereits zugewendet hat oder sich wird zuwenden müssen.

Der größte Genius der modernen Bildhauerei, der erste, den man auf Pheidias' Thron setzte, bewies, daß die Höhen griechischer Schöpfungskraft auch für spätere Menschenfinder erreichbar sind. Sein David (Florenz), Moses, Pietà (Rom) und andere kleinere, in verschiedenen Kirchen zerstreute Meisterwerke, sehen neben den antiken Schöpfungen keineswegs demüthig aus, trotzdem sie gleichzeitig eine sichtbare Neigung zum Realismus verrathen. Das offenbart sich hauptsächlich an Moses. Ich kenne kein schöneres Marmorbild. Das sind nicht mehr die dunkeln Götter und Helden Griechenlands, das ist ein Heerführer, bei dem nicht allein die Gestalt, sondern auch das Antlitz von solcher Energie durchdrungen ist, daß du beinahe an ihn nicht heranzutreten wagst in der Angst, er könnte aufspringen und die steinernen Tafeln an deinem Haupte zerichmettern. Ungeachtet der allgemein getadelten Ungleichmäßigkeit der einzelnen Theile, macht das Bild einen unverwischbaren Eindruck. Ich sehe ihn noch immer, den Moses, — es kommt mir so vor, als ob er sich, erregt, erheben und zu seinem Volke eilen wollte, — doch nicht, um es zu strafen, sondern um es zu retten. Ich habe mich nicht in demselben Grade von den medicaischen Grabsteinen des Michel Angelo hinreißen lassen, trotzdem sie in der Aesthetik als Meisterwerke patentirt worden sind. Ich gehe sogar weiter und glaube, daß nur der Nimbus dieses angebeteten Künstlernamens, der jedes selbstständige Urtheil niederschlägt, Bewunderung für diese Arbeiten aufdrängt. Denn es sind dies zwei gleichsam nicht vollendete Gruppen. Aber auch sie tragen das deutliche Gepräge des Realismus, welches ein griechischer Künstler sicher sorgfältig verwischt haben würde.

Sehr interessant ist die Zusammenstellung verschiedener Werke der zeitgenössischen Bildhauerkunst. Sie vermag sich noch nicht ganz von den griechischen Formen zu befreien, beweist aber, daß die Skulptur bereits das

Reich der Götter verlassen hat, aus der Sphäre erhabenen Stolzes herabgestiegen ist, um immer kühner in das alltägliche Leben einzutreten. Sie imponirt weniger, besitzt jedoch mehr Mannigfaltigkeit, ist charakteristischer, leichter zu fassen. Indem wir das Museum verlassen, schließen wir ein antikes Epos, — es öffnen sich die Ladenauslagen aus einem modernen Roman. Hier erblicken wir eine Frau im Badecostüm, in's Wasser springend, dort verzieht ein Kind, dem Weinen nahe, das Gesichtchen, hier wieder sehen wir einen in die Gunst einer bezaubernden Sünderin sich einschmeichelnden Pfaffen: mit einem Worte eine endlose Reihe alltäglicher und doch verschiedener Bilder. Der Anblick derselben tröstet uns in dem Kummer, den wir beim Gedanken, die antike Skulptur hätte unerreichbare Muster geschaffen, empfinden. Ja, unerreichbar in ihrer Art, doch nicht in der modernen, die gewiß auch vorzügliche Typen zurücklassen wird.

Es scheint, der italienische Boden ist spärlicher mit Bäumen, als mit Standbildern bewachsen. Denn er schimmert förmlich von einem weißen Marmorwalde. Straßen, Gärten, Plätze, Höfe wimmeln von Statuen, die nur unter dem sanften Himmel Italiens straflos unbedeckt bleiben dürfen. Der berühmte David von Michel Angelo stand lange Zeit vor dem Rathhause zu Florenz, bis man ihn im Museum aufbewahrte; dafür hat man ihn aber so gut verwahrt, daß heute seine Besichtigung kaum gestattet wird.

Die italienischen Kirchhöfe, die ja auch Skulpturgalerien sind, habe ich nicht besichtigt. Daß mir theure Grab hätte ich daselbst nicht gefunden, und nur dieses würde ich ja gesucht haben. Und wenn mir vielleicht im Sinnentauwel der Gedanke aufgestiegen wäre, daß er hier sein müsse, daß man mir meine heilige Urne zer schlagen habe, daß mein Geist in arbeitsfreier Stunde keine Stätte haben wird, wohin er sich wird flüchten und weinen können, dann wäre ich sicher mit einem verzweifelten Jammerrei heimgekehrt und vermöchte Euch nur noch meinen Schmerz zu erzählen. Mögen Glückliche die italienischen Kirchhöfe besuchen und Euch dann ihre Reise beschreiben. Ich konnte mich auf ein campo-santo nicht wagen, verzeiht, — ich konnte es nicht . . .

XII.

Museen. — Malerei.

Wenn bei uns in einer kleinen öffentlichen oder privaten Bildersammlung einige Bilder von Vacciarrelli gefunden werden, dann sprechen wir mit Hochachtung von einer „alten Galerie“. Was an derartigen alten Sachen Italien besitzt, ist kaum Jemand zu errathen fähig. Ob schon die übrigen Nationen viele Schöpfungen der alten Meister angehäuft oder sich angeeignet haben, so sind dennoch im Vaterlande der modernen Malerkunst mehr Meisterwerke zurückgeblieben, als das ganze übrige Europa diesseits der Alpen zu eigen hat. Man könnte über Italien ein Dach ausspannen

und es wäre eine große Galerie. Man muß es ihnen lassen, den Päpsten, ihren Söhnen, Verwandten, endlich auch den italienischen Patriziern, daß sie mit der Habgier von Geizhalsen und mit Rennertalent sogar dann Kunstschätze in ihren Palästen ansammelten, als ihre materiellen Quellen ausgetrocknet waren. Wenn man der Versicherung eines Reisenden glauben darf, befinden sich unter den Nachkommen berühmter italienischer Familien arme Teufel, die im dritten Stocke einige Zimmerchen bewohnen und ein Leben voll Mangel fristen und gleichzeitig in ihren prächtigen Villen reiche Museen beherbergen, deren Hüter bei ihren Herren in der Noth Dienerpflichten verrichten. Wäre dies auch nur Patrizierstolz, so ist auch dieser jedenfalls besser und nobler, als der Aufwand unseres glänzenden Glends, das freiwillige Hungersnoth leidet, um nur den Schein der einstigen Pracht durch reiche Stallungen und luxuriöse Toiletten zu wahren.

In dem künstlerischen Inventar Italiens nimmt die Sammlung von Fresken, welche in Herculaneum und Pompeji ausgegraben wurden und in dem Museum zu Neapel aufbewahrt sind, die erste Stelle ein. Es sind dies die einzigen Ueberreste der classischen Malerei. Laine behauptet, er hätte nichts Schöneres gesehen. Diese Meinung zeugt von seinem zu stark erregten archäologischen Pulschlage. Ich will nicht leugnen, daß sich die Malereien in der That durch wunderbare Leichtigkeit und — angesichts ihres harten Schicksals — auch durch Dauerhaftigkeit der Farben auszeichnen; was ihnen jedoch fehlt, ist: genügende Perspective, Relief und noch viele andere Eigenschaften, welche erst Errungenschaften der modernen Malerkunst sind. Ueberdies sind sie auch zu abgekrast und beschädigt, als daß sie einen großen Eindruck machen könnten. Selbst auf vorzüglichen Copien, die von heimischen Malern verfertigt und billig verkauft werden, erinnern uns diese alten Göttinnen, Nymphen, Thiere und Landschaften an die Technik der auf Porzellantellern und Vasen üblichen Abbildungen. Man muß sich in eine geschichtliche Stimmung versetzen, sich den Unterschied der Zeiten vergegenwärtigen, die Sinne durch Erinnerungen, welche das Skelett des einstigen Lebens in Pompeji umhüllen, betäuben, um sich von dem Reize dieser Fresken wirklich begeistern zu lassen.

Es ist ebenfalls der Zauber eines unsterblichen Namens, der uns vor den Fresken des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle, eines anderen Unicum's Italiens, ehrerbietig das Haupt beugen läßt. Wieder hemmt die Schädigkeit und vornehmlich die mangelhafte Beleuchtung dieses Meisterwerkes ein aufrichtiges Sichhinreißenlassen. Wenn nicht die zahlreichen früher gesammelten Kenntnisse es der Phantasie ermöglichen würden, die spärlichen optischen Eindrücke zu vervollkommen, so könnten wir nicht gewahren und fassen, wo sich denn eigentlich hier Genie offenbart. Die Malereien an der hohen Wölbung sind für das Auge kaum erreichbar, das berühmte „Jüngste Gericht“ an der Wand ist schwarz geworden: die Reisenden strecken sich rücklings nieder, stellen Spiegel auf, rüsten sich mit Ferngläsern, studiren

Photographien und murmeln . . . hosianna, denn so räth ihnen ihr Vädeker. Soweit es die Entfernung, die Dunkelheit und vornehmlich photographische Abbildungen möglich machen, fühle ich die großartige Schönheit der mythologischen und biblischen Gestalten des Plafonds heraus. Es sind dies Riesen, an den Einbiegungen der Wölbung vorzüglich niedergelegt, meisterhaft gruppirt, gezeichnet mit jener mächtigen Kühnheit, die nur Michel Angelo eigen ist und die in seinem Pinsel den Meißel verräth. Es scheint, er male, was er eigentlich schnitzen sollte. Einen anderen Eindruck habe ich von dem „Jüngsten Gericht“ empfangen. Vor Allem ist Dieses wie von etwas Geheimnißvollem, Mysteriösem umschwebt. Eine Menge von Gestalten, geschleudert auf die Wand, ohne eine sichtbare Andeutung ihres Verhältnisses zu einander, umringt einen fleischigen Riesen, der Christus vorstellen soll. Man findet hier Götter und Teufel, aber was die verschiedenartigen Gruppen bedeuten — weiß man nicht. Das Bild trägt einen apokalyptischen Charakter: es ist ein verwirrtes, kühnes Phantaisiren, ein genialer Rebus. Vor diesem Rebus pflegt der Papst inmitten seiner Gläubigen, die in schwarzen Kleidern und Frack (pflichtgemäß) hierzu erscheinen, an allen Feiertagen zu beten. Christus wäre mit diesem frommen Ballfeste nicht zufrieden, aber zufrieden ist der ganze Drohnenschwarm, der in diesem Bienenkorbe um den heiligen Vater herumsummt. Das Halblicht erlaubt zwar die Fresken nicht zu sehen, dafür paßt es aber vorzüglich zu dem Geschmacke der aristokratischen Versammlungen, die bekantlich das Zwielicht in ihren Salons lieben.

Das dritte Unicum Italiens auf dem Gebiete der Kunst bilden die Loggien und Stenzen von Raffael im Vatican. Ueber die Loggien — Fresken an der Wölbung der langen Eintrittspassage — vermag ich nichts zu sagen, denn dieselben sind zu sehr beschädigt und zu klein, als daß ich ihre Schönheit zu erwägen im Stande wäre, und Bewunderung heucheln oder nachsagen mag ich nicht. Genau sind diese Loggien nur von den Copisten gekannt, die ziemlich zahlreich auf Gestellen hoch oben sitzen. Anders verhält es sich mit den Stenzen. So nehmen sich die Wand- und Wölbungsmalereien in einigen Sälen. Der Werth dieser Werke ist ebenso ungleich, wie ihre Frische. Es giebt darunter beschädigte und schwache, es giebt andere, die glücklich erhalten und wunderbar ausgeführt sind. Die Krone der letzteren ist „Die Schule zu Athen“. Griechische Philosophen, gruppenweise auf der Treppe der Akademie verstreut, im Gespräche vertieft. Jedes Antlitz trägt einen besonderen Charakter, drückt eine besondere Idee aus.

In jedem dieser Gesichter lodert augenscheinlich jene Flamme, die Prometheus dem Himmel entwendet hat. Im Mittelpunkt des Bildes, auf der höchsten Stiege, steht der greise Plato, einen Arm zum Himmel emporgestreckt; neben ihm läßt der junge Aristoteles seinen Arm zur Erde sinken. Diese beiden Bewegungen sprechen soviel aus, wie nur überhaupt der Pinsel in der Philosophie auszudrücken vermag. Jedoch nicht viel Freiheit wurde

Raffael in seinen Stenzen gelassen, er hat darin vornehmlich päpstliche Triumphe apotheosiren müssen. Man muß oft gleichzeitig der Kunst Ehrerbietung zollen und über ihren Inhalt lachen. — Rom brennt: der Papst erscheint auf dem Balkone der St. Petri-Basilica und verlöscht mit seinem Segen das Feuer. Diese Scene hat Raffael malen müssen. Würde er jedoch heute leben, so hätte er den Trost, daß Julius II. weniger als Pius IX. gefordert hat, der doch in den Sälen, die sich vor den Loggien befinden, nichts mehr, als nur . . . die unbefleckte Empfängniß malen ließ. Und es fand sich ein Künstler, der diesem Geheimnisse eine Form gab, natürlich eine Form, darunter man ebensogut die Bezeichnung: „Die Vision des Pius“ oder die „Wallfahrt der Magier“ setzen könnte.

In der Beurtheilung der früheren Malerkunst wurde gewöhnlich der Werth der Idee weggelassen und nur die technische Seite berücksichtigt. Der rasche Fortschritt der Kunst in den letzten Zeiten hat jedoch die Frage nach der die Empfindungen der Zuschauer immer anregenden Idee eines Bildes zur Geltung gebracht. Nachdem wir die reichsten Galerien Italiens besucht, den Zauber der Bilder von Künstlern wie Raffael, Tizian, del Sarte, Murillo getrunken haben, verlassen wir dieselben übersättigt, von der Einförmigkeit der Eindrücke ermüdet. Ein schönes Weib als Madonna, Magdalena oder Venus, — die heilige Familie, einige bevorzugte mythologische oder christliche Helden, — das sind die sich immerfort in tausend Varianten wiederholenden Motive. Raffael hat etliche Madonnen, Tizian ebensoviele Bilder der Venus gemalt, — nichts Aehnliches weisen uns die heutigen Kunstwerke auf. Dort genügte ein schönes Gesicht, ein schöner Körper, eine kunstvolle Rundung des Fußes, der Hand — um ein neues Bild zu schaffen: heute fordert man frische, originelle Motive. Kaulbach, Makart, Piloti, Matejko spinnen nicht aus dem Faden eines gewissen Themas unzählige Variationen, — wie Raffael, Murillo oder Tizian — sondern erfinden verschiedene Compositionen. Und wären auch die modernen Gemälde weniger formvollendet, so sind sie, was den Inhalt anbetrifft, ungleich reicher als jene. Die unzählige Menge von Madonnen und Venusbildern ermüdet nach einiger Zeit, das Auge sucht frische Motive, frische Stoffe.

Diese Eintönigkeit haben schon die früheren Künstler herausempfunden, denn auch sie suchten in den Kreis der stereotypen Motive einige Modificationen, die den Charakter des Gemäldes oft überschritten, einzufügen. Dieser Proceß des langsamen Zerreißen der religiösen Fesseln, welche die künstlerische Schöpfungsart hemmten, ist ungemein interessant. Bekanntlich waren die Madonna oder die heilige Familie die häufigsten Typen der Composition. Maria mit dem heiligen Joseph (oder ohne denselben), das kleine Jesuskind und Johannes der Täufer sind die Hauptfiguren jener Gruppe, die Raffael am glänzendsten mit dem Lichtschein seines Genies umstrahlt hat. Und die Künstler begnügten sich nicht mit der Veränderung der Modelle und der Stellungen, sie suchten die Gemälde durch das früh-

liche Wesen des Kindes zu beleben. Auf einem Bilde des Raffael (Uffizi) hält der kleine Johannes dem Jesuskindein einen kleinen Stieglitz hin; auf einem anderen (Pitti) lesen Beide, zierlich aneinander gelehnt, eine heilige Schrift; bei P. Veronese (Uffizi) ist das Jesuskindein im Schoße der Mutter eingeschlummert, und Johannes küßt ihm die Füßchen; bei G. Massari (ebenda) suchen die munteren Knaben Kirichen aus einer Schüssel heraus; bei G. Alfani will das Jesuskindein, auf den Knien seiner Mutter sitzend, dem kleinen Johannes einen Nasenstüber geben, dieser schaut es flehentlich an, kaum daß die heilige Anna den Kleinen vor den tollen Streichen ihres Enkels zu schützen vermag &c. Wir finden eine Menge solcher Ergänzungen des Haupttypus, und sie beweisen Alle, wie wenig malerische Erfindungskraft derselbe enthielt und wie jene Maler, um eben diesen Typus zu erweitern, allmählig menschliche Elemente in die todte Legende einfügten. Neben diesen wunderbar schönen Scenen kindlichen Spieles sehen die Versuche, den strengen religiösen Ton zu erhalten, gekünstelt und ganz jämmerlich aus. So z. B. das Gemälde von Murillo, wo das Jesuskind einen Rosenkranz mit einem Kreuze in der Hand hält.

Ich will meine Betrachtungen nicht weiterspinnen, denn nur so viel darf ich auf mein kleines Spinnrad wickeln. Ich zeichne nur allgemeine Eindrücke auf, übergehe Einzelheiten, die in meinem Reisetagebuch verbleiben müssen. Die Museen Italiens sind Schatzgruben, jede hier vorkommende Kunstschichte enthält eine Goldader. Längst hat man diese Schichten ausgegraben und abgeschäpft, — ich unterlasse demnach eine Aufgabe, die bereits von sachkundigen Händen vollzogen worden ist. Nur noch eine Bemerkung will ich hinzufügen, dieselbe, die ich bereits in Bezug auf Skulptur geäußert: die moderne Malerkunst braucht sich keineswegs die Ohnmacht, den alten Mustern gleichzukommen, zu Herzen nehmen; sie besitzt eigene Ideale, die ihrer Vorgängerin unbekannt waren.

XIII.

Die Bevölkerung.

Für gewöhnlich nehmen wir an, daß die Einwohnerschaft Italiens (28 Millionen) zur Hälfte aus Sängern, zur Hälfte aus Feen bestehe. Von den beiden Täuschungen liegt jedenfalls die erstere der Wahrheit näher. Die italienischen Kehlen sind in der That verehrungswürdig, und ihr Werth kann keineswegs durch die zu uns bezogene Oper herabgesetzt werden. Denn unter den einfachsten Arbeitern und Krämern vernimmt man oft Stimmen, die innerhalb unseres „Großen Theaters“ zu Seltenheiten gehören. Allabendlich pflegen sich in Venedig die Gondolieri in ihren Rähnen vor den Gasthäusern zu versammeln und daselbst ihre bezaubernden Lieder vorzutragen; um den Werth dieser Chorgesänge richtig schätzen zu können, müßte man die Droischkenfutcher von Warschau veranlassen, den Gästen des „Europäischen Hôtels“ eine ähnl-

liche Serenade darzubringen. Dann erst könnten wir den Unterschied beurtheilen. In Italien singt beinahe Jeder. Es ist hier ein solcher Ueberfluß an Stimme, daß man sich derselben sogar dort bedient, wo wir Schellen und Klappern gebrauchen, und sprächen nicht praktische Rücksichten dagegen, so könnten die Italiener bei der Bahn ihre Pfeifen durch Sopranstimmen ersetzen. Am Morgen, wenn die Krämer auf alle Straßen heranströmen und mit lautem Geschrei ihre Waaren feilzubieten beginnen, entsteht ein betäubender Lärm, aus dem sich häufig ein sehr wohlklingender Bariton oder Tenor hervorhebt. Welche Oper könnte aus diesen Schreihälsen für Warschau zusammengesetzt werden, würde nicht die Entfernung von zwei Reichen, welche die italienischen Kehlen, bevor sie noch zu uns gelangen, zerstört, hindernd dazwischenstehen.

Ein Warschauer Blatt hat sich noch vor Kurzem in Bewunderung über den Liebreiz ergangen, mit welchem die schöne Römerin . . . einige und zwanzig Jahrhunderte ihrer Geschichte trägt. Solche phraseologische Seifenblasen werden gewöhnlich von Leuten, die nicht beobachten wollen, oder es nicht verstehen, geformt. Die Römerin, wie auch die Mailänderin, die Venetianerin, denkt ebensoviel an die etliche und zwanzig Jahrhunderte ihrer Geschichte, als z. B. eine polnische Näherin oder Aristokratin an die Kriegseroberungen des tapferen Boleslaus denkt. Nichts, rein garnichts, unterscheidet die italienischen Frauen von den übrigen Frauen Europas, wenn nicht die Merkmale ihrer Race. In der Regel klein gewachsen, von dunkler Hautfarbe, schwächlich, frühzeitig alt und noch früher bärtig, stellen sie nichts weniger, als bezaubernde Einwohnerinnen des menschlichen Paradieses vor. Da ich mit den griechischen Philosophen in der Meinung übereinstimme, der Körper habe auch seinen künstlerischen Werth und Menschen seien eine lebende Galerie der Naturschöpfungen, so suchte ich zu erforschen, ob auch die Lobeserhebungen über die Schönheit der Töchter Italiens begründet seien, und gestehe, daß ich vielleicht nie eine größere Enttäuschung erfahren habe. Gewiß trägt ein Land, das alle Welt heranzieht, die Reize der ganzen Welt scheinträgerisch zur Schau. Alle schönen Engländerinnen, Französinen, Polinnen, Schwedinnen, Ungarinnen, die sich in der Schaar der Reisenden befinden, werden natürlich auf die Rechnung Italiens geschoben. Indessen, um die Schönheit der Bevölkerung zu beurtheilen, muß man dieselbe nicht in fremden Elementen, nicht in Ausnahmen, sondern in alltäglichen, durchschnittlichen Typen suchen. Und diese überschreiten in Italien keineswegs das gewöhnliche Maß Europas. Ueberdies stören den Nordländer die ganz verschiedenen Racenmerkmale; das Haar der Italienerinnen ist uns zu schwarz, ihre Hautfarbe zu grünlich oder gelblich. Und wenn es sogar erlaubt wäre, aus Ausnahmen eine Regel zu folgern, so muß ich trotzdem, ohne den Meinigen, die ich durch Lobhudelei nie belüge, zu schmeicheln, gestehen, daß unter den Frauen Europas, die ich gesehen, die Polin — die schönste ist.

Einen weit größeren, man möchte sagen ästhetischen Werth besitzt in

Italien der männliche Typus, überhaupt eine gewisse, ziemlich oft zu findende Art desselben: ein edel geformter, fleischiger Körper, das fahle, dunkle Gesicht ein rundes Oval, eine gerade Nase und ein fein geschnittener Mund. Seine Bewegungen sind frei, die Züge verrathen die edle Race, das liebevolle Lächeln gewinnt die Herzen, in dem Auge leuchtet Verstand. Er hat nichts Gemeines, nichts Frivoles an sich. Bevor ich mich an diesen Anblick gewöhnt hatte, verstand ich es nicht, unter den Männern die verschiedenen socialen Klassen zu unterscheiden. Auf einem Platze sahen wir einen eleganten Mann auf uns zukommen, — von der Ferne zog er schon den Hut. — Was will er von uns haben, dieses Goldgigerl? dachte ich bei mir. — Die Herrschaften wünschen einen Wagen? — fragte er, indem er auf seinen Zweispänner wies. Wenn unser nicht gewaschener, nicht gekämmter, brutaler Droschkenkutscher diesen Herrn zu Gesicht bekäme, er würde ihm gewiß seine Kutsche anbieten, in der Hoffnung, daß ihm die tolle Fahrt mit dem gnädigen Herrn einige Rubel einbringen werde.

Angeichts der vielen Apollos, denen man auf der Straße begegnet, machten wir einstimmig die Bemerkung, daß eifersüchtige Frauen ihre leichtfertigen Männer ohne Gefahr allein nach Italien reisen lassen dürfen, doch eifersüchtige Männer . . .

Hinter dieser Schönheit und scheintrügerischen Würde schaut die Zudringlichkeit in dem Anbieten von Diensten, die Ausbeutungssucht und die widrige Bettelei mit noch um so größerer, weil unerwarteter Häßlichkeit hervor. Die nördlichen und die in Mittel-Italien gelegenen Provinzen haben schon zum Theile diese moralischen Lumpen abgestreift, doch die südlichen wecken damit noch bis heutzutage Abscheu. Wir klagen über die Bettler von Warschau! Da muß man erst Neapel sehen. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte fangen wir an zu zweifeln, ob sich denn hier auch eine Hand befinde, die nicht bereit wäre, sich nach Almosen auszustrecken und in fremde Taschen zu greifen. Auf dem Bahnhofe umgaukelt uns ein Schwarm von dienstbereiten Geistern: einer trägt das Gepäck, einige begnügen sich, dasselbe anzutasten, alle umkreisen sie den Fiaker und lassen ihn nicht fort, bevor man ihnen das Lösegeld nicht bezahlt hat. Man steigt im Gasthause ab — Jemand packt einen am Ärmel . . . Wer da? Er hat sich am Bahnhofe oder unterwegs auf dem Boche neben dem Kutscher niedergelassen und diene . . . als Führer. Man tritt auf die Straße: ein Krämer schiebt einem einen Blumenstrauß in die Hand, der andere einen Stock, ein dritter einen Kamm, dieser wieder Seife, jener Korallenknöpfe, noch einer Photographien, ein siebenter Zündhölzer, ein achter Apfelsinen &c. Man kauft Alles und trägt es in der Hand, in der Hoffnung, daß dies im weiteren Marsche Schutz gewähren wird. Keineswegs. Eine frische Reihe erwartet ihre Beute, man bekommt einen zweiten Stock, eine zweite Seife, einen zweiten Strauß hingereicht &c. Trügest Du einen ganzen Bund Stöcke und ein Schock Apfelsinen, man würde Dir weiter

Stöcke und Pomeranzen feilbieten. Fruchtlos ist hier aller Zorn, alles Wegtreiben. Die Krämer stützen ihre Operationen auf den sicheren Erfolg im Ermüden ihres Opfers, das vorzieht, einige oder viele Soldi zu verlieren, als sich einer Tortur zu unterwerfen, die es unmöglich macht, ruhig vorbeizugehen, irgend etwas zu sehen, oder zu hören.

Die Auffahrt auf den Vesuv bietet in dieser Art von Peinigung das Höchste. Den ganzen Weg entlang, einen Weg, der einige Stunden dauert, läuft dem langsam bergauf rollenden Wagen eine Schaar von Krämern, Bettlern, Krüppeln, Erwachsenen und Kindern nach. Die zerlumpten Bälger werfen ihre Mützen in die Höhe, schreien, schlagen Purzelbäume auf dem Pflaster — um nur etwas zu bekommen. Die Stärkeren heben die kleinen Würmer auf die Schultern und rennen hinter den Rädern einher. Es sind förmliche Spießruthen, die man da läuft und für die das Endziel der Fahrt kaum entschädigen kann. Gram schnürt geradezu das Herz zusammen, angeichts dieser so frühzeitigen Selbsterniedrigung. Wir sehen Menschenmassen, die sich von der frühesten Jugend an von der Arbeit losgesagt haben und nur von unverschämter Bettelei leben. Diese Sitte hat in dem Leben des Volkes so feste Wurzel gefast, daß kein Polizeibeamter den bettelnden Haufen auseinanderreibt, kein Vater und keine Mutter dieses Laster den Kindern vorhält. Wenn die Italiener diese Entwürdigung dem zu großen Fremdenstrome, der zu leichtem Erwerbe anregt, verdanken, dann dürfen sie sich wirklich nicht allzusehr der Gäste freuen.

Natürlich tritt diese Raubsucht bei irgend einer Amtshandlung in vollster Kraft hervor. Eine verwickelte Bureaukratie, in deren Labyrinth der Leitfaden kaum zu finden ist, steht den bösen Instincten des Volkes hilfreich zur Hand. Infolge eines Irrthums oder einer Nachlässigkeit lieferte die Bahn unser Gepäck nicht an das Zollamt ab. Trotz des Reclamirens, trotz der Telegramme und trotzdem man uns versicherte, daß das Gepäck uns nachgesendet würde, kamen wir in Neapel ohne Koffer und ohne Nachricht über das Schicksal derselben an. Ungeduldig, wie wir schon waren, beschloßen wir, unser Gepäck energischer abzufordern, und begaben uns auf den Bahnhof. Die Diener führen uns zum Expeditur, wir bezahlen sie; der Expeditur weist uns an den Stationsvorstand — wir zahlen; dieser — an ein anderes Expeditur-bureau; da die Sachen nicht da sind, werden wir zum Inspector geführt — wir zahlen; dieser schickt uns wieder zum Stationschef zurück, welcher uns ersucht, morgen zu kommen. Endlich kommen die Koffer an. Einer bringt den betreffenden Beamten herbei — wir zahlen; ein Anderer wiegt — wir zahlen; ein Dritter ist sehr höflich — wir zahlen; ein Vierter sucht den Zollbeamten auf, der uns als Escorte auf's Zollamt beigegeben wird — wir zahlen; ein Fünfter trägt das Gepäck auf den Wagen — wir zahlen; Einige halten die Pferde und fordern etwas für ihre Mühe — wir zahlen; für die Revision — zahlen wir; unserem Begleiter, dem Beamten — zahlen wir; der Eile wegen rath man uns an,

die Vermittelung des Spediteurs in Anspruch zu nehmen — wir zahlen; einem Individuum, das unsere Declaration ausstellt — zahlen wir, und als die von der zehn Tage lang dauernden Gefangenschaft befreiten Sachen auf die Droschke getragen werden sollen, wird uns die Thür durch einen Haufen Zollamtsdiener versperrt, denen wir ebenfalls zahlen. Bitte, dazu die verschiedenen Fahrkosten beizufügen, und man hat eine kleine Probe der kunstvoll organisirten Raubwirthschaft, die in jedem anderen Lande unmöglich wäre.

Wie dieser Polyp seine Fangarme in alle Volksschichten ausstreckt, soll uns ein kleines Factum beweisen. In Rom fragen wir einen vorübergehenden Herrn nach den Wege nach einer gewissen Straße. Dieser zeigt uns den Weg, gleichzeitig tritt an uns ein Geistlicher heran und bietet uns seine Dienste an, da er nach derselben Richtung gehe. Der Diener des Herrn leitet ein freundschaftliches Gespräch mit meinem Gefährten ein, der ihm hierfür sehr dankbar ist. Am Ziel angelangt, dankt er ihm für seine Zuverlässigkeit, jener erwidert jedoch mit einem süßen Lächeln: „Ach, wenn Sie mir irgend eine Unterstützung geben wollten . . . ich trage zerrissene Schuhe.“ Herr S., dem die Proposition peinlich ist, reicht dem Pfaffen 25 Centimes hin. Dieser steckt das Almosen ein und nimmt ganz selig Abschied von seinem Wohlthäter.

In Neapel befinden sich einige Standbilder von berühmten Männern, die mit den Händen in den Taschen vorgestellt sind. Anfangs wunderte ich mich über den sonderbaren Einfall, später jedoch ward es mir klar: das Volk Italiens empfindet Verehrung für Männer, die, wie es vermuthet, bei Lebzeiten ihre Soldi verschenkt haben und noch heute geben würden, wenn sie nur die Hände aus den Taschen ziehen könnten.

XIV.

Die Geistlichkeit.

Als ich den Dom zu Florenz besichtigte, gewahrte ich an einer Seitenpforte einen kleinen Haufen Geistlicher in Chorhemden, von einer neugierigen Schaar umringt. Ich trete näher und merke ein feierliches Erwarten. Endlich fährt ein Wagen vor, aus dem Wagen springt ein junger, hübscher, wohlgenährter, blühender Pfaffe. Er segnet die Versammelten und reicht die Hand hin, die einige Geistliche küssen. Man zieht ihn aus oder bekleidet ihn, und der Zug, mit dem Kreuze an der Spitze, zieht durch die Kirche nach einer Capelle, welche mittelst einer glasbedeckten Balustrade abgesperrt ist. Hier wird der Angekommene mit Albe und Processionsrock bekleidet, in einen Armstuhl unter einen Baldachin gesetzt und mit der Inful bedeckt. Es ist also ein Bischof. Ein so junger Bischof ist mir noch nie vorgekommen. Ich zweifle, ob er 40 Jahre alt war. Auf seinem Gesichte malte sich die Zufriedenheit eines behaglichen Lebens und eine gewisse Lange-

weile, die er angesichts der langwährenden Ceremonie verspüren mußte. Er würde vorziehen, nach Hause zu fahren, einen Spaziergang zu machen oder in einem weichen Sessel inmitten lieblicher Patrizierinnen Platz zu nehmen, um sich mit diesen in ein fröhliches Gespräch einzulassen. Der Geistliche, der Messe halten sollte, ging mit seinem Assistenten an den Altar, die Chorbrüder stellten sich im Kreise um das hohe Pult, auf welchem riesenhafte Bücher ruhten, und stimmten den Gesang an; die Geistlichen bildeten zwei Reihen vor den Stufen des Thrones, und das heilige Amt begann, richtiger gesagt, es begann ein immerwährendes Niederknien vor dem Bischof und ein fortwährendes Küssen seiner Hand. Es schien, als ob er das Ziel aller Gebete sei. Vor ihm beugte man die Kniee, er wurde in erster Reihe veräuchert. Unzählige Male wurde die Zunft auf sein Haupt gesetzt und wieder herabgenommen, und jedes Mal mußte der zu dieser Rolle bestimmte Canonicus — küssen. Der Gravitationspunkt der religiösen Ceremonie ist also von dem Altar, wo Gott war, nach dem Throne, wo ein Mensch saß, verschoben worden.

Dieses Bild könnte als bezeichnende Bignette zu einem Tractate „über Italiens Geistlichkeit und seine Religion“ dienen. Es ist dies vor Allem die Religion kirchlicher Rangstufen, es ist ein Armeecommando, das ein allmächtiger und unfehlbarer Führer leitet, und das den Heiland einzig durch die Ehre, auf Regimentsfahnen zu figuriren, abfertigt. Die vormalige Gleichheit hat sich nummehr in eine vielstufige Hierarchie aufgethürmt, in der jedes religiöse Gefühl in der Anbetung der höheren Stufen durch die niedrigeren aufgeht. Gott ist nur die oberste Spitze dieser Leiter, deren Fuß keinen Stützpunkt auf Erden hat, und an der nur menschliche Leidenschaften und Ambitionen heraufklimmen. Die Priesterröcke von verschiedenstem Schnitt und Farbe sehen aus wie Uniformen einzelner Abtheilungen einer Armee. Das sind nicht mehr die Jünger Christi, sondern Soldaten, Capitäne, Generäle.

Nirgends ist die Organisation so auffallend, wie in Italien. Bei uns z. B. sind weder ihre Spitzen noch ihre Fundamente zu finden. Unsere Geistlichen stellen das Mittelstück des Gebäudes vor, die hohen Würden und die Volksagitatoren fehlen bei uns gänzlich. In Italien wird sich ein Priester niedrigsten Ranges, ein einfacher Gemeiner, nie wie ein Pfarrer oder Vicar bei uns absondern: er läßt sich zu den niedrigsten Volksschichten herab, nimmt ihre Sitten und ihre Lebensweise an und wirkt daher mit um so größerem Erfolge. Oft habe ich in italienischen Städten Geistliche bemerkt, die in einer Fleischbude, mit der Fleischerin plaudernd, saßen oder auf dem Markt bei einem Glase Wein mit einem Arbeiter sich unterhielten. Durch dieses Bündniß mit dem Volke legen sie den Grundstein des Gebäudes, dessen erhabenste Kuppel der Papst ist. Bei uns würde ein Priester glauben, seiner Ehre Abbruch zu thun, wenn er mit einem Bauer im Gehöft ein Glas Bier leeren würde, — der italienische

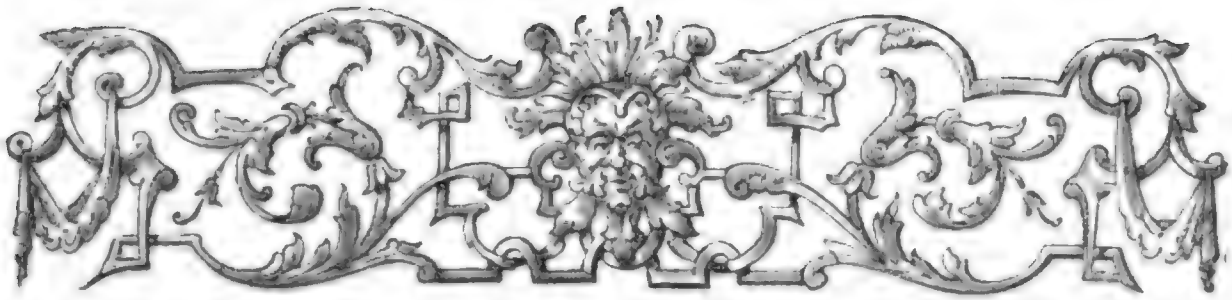
Geistliche (der um Vieles ärmer ist), schlägt so einen Schmaus keineswegs mit Verachtung aus, er reicht bei der Begegnung dem Bauern freundschaftlich die Hand zum Drucke, die bei uns nur geküßt werden darf. Das politische Leben, das Bedürfnis einer Agitation für praktische Ziele, treibt die italienischen Rechte an, in die niedrigsten Schichten des socialen Reiches unterzutauchen, um sich daselbst an kleinen Fischen zu laben.

Nachdem der Papst seine weltliche Macht eingebüßt, haben diese Rechte nicht mehr die Freiheit von ehedem. Obschon das Datum dieses Wechsels noch sehr frisch ist, soll der Unterschied bereits bedeutend sein. Ich habe Italien zur Zeit des Kirchenstaates nicht gesehen, aber gesehen hat es Taine, der berühmte Forscher. In seiner Reisebeschreibung zeichnet er ein finsternes Bild der Bedrückung und der Erniedrigung der Einwohner Roms, die sich in Abhängigkeit von der unbezähmten Geistlichkeit befänden. Diese Abhängigkeit umfaßte alle Klassen: „Die mezzo ceto Leute,“ sagt Taine, „Advocaten, Doctoren, verlieren ihre sämtliche Clientel, wenn sie als Liberale auftreten. Ueberdies befinden sich alle Schulinstitutionen in den Händen der Geistlichkeit. Rom hat kein einziges Gymnasium, kein einziges Pensionat, das weltlich wäre. Zählet ferner die protegirten Bettler, Beamten, die Aspiranten auf Sinecuren oder Inhaber derselben: sie sind alle demüthige Diener der Kirche und liefern Beweise ihres Eifers. Davon hängt ja ihr tägliches Brod ab. Das ist eine Hierarchie von gebeugten, aber verständigen Leuten. Der Graf C. hat gesagt: „es ist ein Verfahren wie in China, — die Füße werden nicht grausam abgeschnitten, aber durch Verbände derartig verkrüppelt, daß die Bewegung damit beinah' unmöglich gemacht wird.“ Anders ist es nicht möglich. Die Regierung der Kirche würde es nicht vermögen, liberal zu sein. Ihre Grundsätze sind durch die Tradition festgestellt, in Briefen kundgemacht, in Encycliken wiederholt, durch die Regeln der Canonisten und die Abhandlungen der Casuisten den kleinsten Details angepaßt. Jeder menschliche Gedanke, jede That — sei es eine öffentliche oder private — hat ihre Definition, ihre Klasse, ihre Abschätzung in den Büchern, deren Vertheidiger und Besitzer der Papst ist . . . Gott übt Gerechtigkeit in ihm und durch ihn: jede Widersehung ist Aufwiegelung, und Aufwiegelung ist Kirchenschändung. Die erste Pflicht ist nach ihren Gesetzen — Gehorjam; Forschen, persönliche Meinung, Initiative, all dies ist Sünde. Der Mensch soll sich unterwerfen, fügen wie ein Kind; sein Verstand, sein Wille liegen nicht in ihm, sondern in einem Anderen, den der Himmel dazu herabsendete.“ Die auf diesen Principien beruhende päpstliche Regierung hat das Steuer aller Lebensfragen in die Hand ihrer Leiter legen müssen. „Monsignore,“ sagt Taine weiter, „verwaltet Krankenhäuser, ein anderer Monsignore beaufsichtigt die Theater und macht die Röcke der Tänzerinnen um einige Streifen länger . . .“ „Die politische Oekonomie ist eine schädliche moderne Wissenschaft, die sich allzusehr mit dem Wohlbefinden des Körpers befaßt.“ Es werden also Steuern auf-

gelegt, ungeachtet des sichtbaren Verarmens des Landes. Es zahlt das Pferd für den jedesmaligen Uebergang in andere Hände, es zahlt das Vieh auf der Weide und auf dem Marktplatz, es zahlt der Fisch, es zahlt das Getreide, Alles zahlt hohe Steuern. „Mit einem Worte, keine Neuerungen, zurückhalten, conserviren, dämpfen — das sind die Aufgaben der päpstlichen Regierung.“ Taine beschreibt genau das ganze System des Spionirens und der Bedrückung, durch welches man die Bevölkerung einzuengen suchte, wie alle Fäden des socialen und privaten Lebens im Vatican zusammenliefen, der nach Belieben daran ziehen und das Volk lenken konnte.

Heute sind diese Zustände von Grund aus verändert; die Schnecken-
schale, in die das Volk gehüllt war und die dasselbe verhinderte, nach vorwärts zu schreiten, ist geplatzt. Der Haß der Italiener gegen Frankreich ist ein unpolitisches Gefühl, jedoch durch das neue Unrecht, das Unterstützen der weltlichen Macht des Papstes, gerechtfertigt. Die Italiener sind in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und müssen heute die anderen Völker, die ihnen vorangeeilt sind, einholen. Der Papst hat sich in Christi Namen der Auslieferung Roms widersezt; aber Christus hat nie Macht erstrebt, und wenn er überhaupt in diesem Kampfe Jemanden leitete, so waren es sicher die italienischen Heere. Es ist wirklich Zeit, von dem Namen des großen Nazareners alle in keinem Zusammenhang mit seinen Lehren stehenden Phantasien zu trennen, all die Attentate auf die Civilisation, all den Irrwahn, der die unreifen Gemüther der Gläubigen umhüllt, wegzuräumen, und zu dieser Rolle ist Italien in erster Reihe berufen, da es den Quell dieser Uebel, der sich über Europa in Strömen ergießt, in seinem Schoße birgt.





Don Zeit und Ewigkeit.

Ein Beitrag zur Psychologie des täglichen Lebens.

Don

Fr. Kubinstein.

— Berlin. —

Wer hat nicht schon die wundersame Geschichte gehört vom jungen Mönch im Kloster Heisterbach, der „lustwandelt an des Gartens fernstem Ort, nachdenkend über Zeit und Ewigkeit“. Er konnte nicht begreifen, daß bei Gott ein Tag sein sollte „wie tausend Jahr“ und tausend Jahre wiederum „wie ein Tag“. Als er zurückkam von seinem Spaziergang, öffnete ihm ein fremder Mönch das Thor, fremde Klosterbrüder saßen auf den Bänken der Capelle, Niemand kannte ihn. Er meldet sich beim Prior, es wird in den Kirchenbüchern nachgeschlagen und sein Name bei denen gefunden, die vor 300 Jahren im Kloster lebten. Dabei ist im Klosterbuche bemerkt: „Er war ein Zweifler und verschwand im Wald.“ Da bleicht sein Haar, sterbend stürzt er nieder und erkennt die Wahrheit des früher von ihm bestrittenen Satzes: „Ihm ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahr sind ihm wie ein Tag.“

Ähnlich erzählen die frommen Sagen der Muhamedaner vom Propheten Muhamed, daß er vom Erzengel Michael aus dem Bette geholt und in den Himmel getragen wurde, 77000 Gespräche mit Gott, den Engeln und Erzengeln hatte und, als er zurückkam, den Krug noch nicht ausgelaufen fand, den er in der Eile des Aufsteigens umgestoßen hatte. — Der gleiche Gedanke kehrt auch in der Zauberwelt der Märchen aus tausend und einer Nacht wieder. Ein armer Lastträger in Balsora, heißt es dort, ging hin an den Strand des Meeres, sich zu baden. Kaum hat er den Kopf in die Fluth getaucht, so findet er sich auf einmal in einer fremden Stadt wieder. Er geht die Straßen hinauf und fragt verzweifelt den Ersten, den er trifft, was er beginnen solle. Glücklicherweise war es Sitte in dieser

Märchenstadt, daß ein Mädchen, welches einem fremden Mann auf seine Frage antwortete, verpflichtet war, ihn zu heirathen, wenn er sie zum Weibe begehrte. So gewann der Lastträger die Hand eines reichen Mädchens, lebte sieben Jahre glücklich an ihrer Seite, verarmte dann und wurde wieder Lastträger. Als er eines Tages in Verzweiflung, wie er nun seine Familie erhalten sollte, an den Strand ging, kam ihm der Gedanke, seinen Kopf einzutauchen. Als er ihn zurückzog, fand er sich in seinem alten Wohnort, den er nie verlassen hatte, wieder. Die Zeit zwischen Eintauchen und Zurückziehen des Kopfes hatte der Traum in sieben Jahre voll der buntesten Ereignisse umgewandelt. — Es giebt ferner eine Erzählung von einem zum Tode Verurtheilten aus der Zeit der Pariser Schreckensherrschaft, der einschloß, als die Thurmuhre den ersten Glockenschlag von Zwölf that. Mit dem letzten Schlag weckte ihn der Gefängnißwärter, um ihm sein Ende anzukündigen. In diesem Zeitraum vom ersten Glockenschlag Zwölf bis zum letzten hatte er einen Traum, der sich über Jahre erstreckte.

Auch Chamisso besaß so einen seltsamen Better, Anselmo mit Namen, den er die erstaunlichsten Schicksale erleben, Priester, Cardinal, Papst und — Bettler werden läßt in seiner Vorstellung, während er den rinnenden Sand im Stundenglas eine Secunde lang anstarrt:

. . . „Im Bücherjaal
 Ogano's stand er wie dazumal,
 Zerlumpt, das Stundenglas in der Hand,
 Und unvermindert rann der Sand.“

Grillparzers: „Der Traum ein Leben“ streift das Problem von der Relativität der Zeit ebenfalls. Goethe sagt von der Natur: „Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht, Gegenwart ist ihre Ewigkeit.“ Diese Vorstellung scheint in allen Zeiten einen dämonischen Reiz gerade auf besonders tief und grüblerisch veranlagte Köpfe ausgeübt zu haben.

Dem gewöhnlichen Sterblichen wird angst und bange, spricht man von „Raum und Zeit“. Die Worte sind für ihn der Anbegriff weltverlorener, unpraktischer, unnützer Speculation geworden, und zwar hauptsächlich durch die Schuld der Philosophen, die das Zeit-Problem in einen anscheinend so undurchdringlichen, metaphysischen Nebel zu hüllen verstanden haben, daß außer den „Zünftigen“, die aber bisher auch nichts Brauchbares zu Tage förderten, Niemand sich herantraute. Trotzdem ist die Frage: „Was ist Zeit? was ist Raum?“ durchaus nicht so aussichtslos bezüglich der Lösung und stellt auch an unseren Verstand und Scharfsinn nicht so unerhörliche Forderungen, sobald man sie nicht als metaphysisches, sondern als mechanisches Problem — oder besser vielleicht „Problem der Mechanik“ — auffaßt.

Was ist Zeit? Jedenfalls ein Maß, denn an der Zeit messen wir ja alles Geschehen in der Welt, Jugend und Alter, Schule und Unterricht,

individuelles und staatliches Leben. Die Maße liefern uns Handhaben zum Vergleichen, darum schaffen wir sie. Das Chaos, der Stoff ist grenzenlos, die Form, das Einzelwesen, der Mensch schafft Grenzen. Nichts ist so sehr menschlich als Maß, Form, Grenze. Der Mensch ist nach Nietzsche der Messende, von seiner vornehmsten Eigenschaft her hat er seinen Namen.

Was messen wir nun aber mit der „Zeit“, diese als Maß gedacht? Antwort: Die Bewegung, das Fortschreiten, den zurückgelegten Weg, allgemeiner: die Ortsveränderung im Raume. Demnach wäre Zeit zu definiren als das Maß der Bewegung. Ohne Raum gäbe es danach auch keine Zeit oder anders ausgedrückt: Die Vorstellung des Raumes entsteht in unserem Gehirn durch die Ortsveränderung materieller Theile. Für den vorliegenden Zweck macht es wenig aus, ob wir uns den Raum flächenhaft oder körperlich denken. Ich halte es für unmöglich, daß wir mit unseren Augen körperlich sehen, meine vielmehr, daß die angebliche körperliche Wahrnehmung durch das Auge eine Täuschung des Urtheils, nicht der Sinnesorgane vorstellt. Aus Tastempfindungen und damit combinirten Netzhautbildern (Meynert faßt auch das Auge als ein Tastorgan auf!) schließen wir zuerst, wenn wir unsere Erfahrungen gewinnen, auf die Körperlichkeit der Objecte außer uns und vermeinen dann später fälschlich, sie auch körperlich zu sehen. So hören unsere Sinnesorgane später auf, ein unparteiischer Spiegel der Welt zu sein.

Doch schweifen wir von unserem eigentlichen Thema nicht allzuweit ab. Die Zeit als „Maß der Bewegung“ definiert zu haben, genügte mir halb nicht mehr. Vielleicht hatte, was ich öfters zu meinem größten Erstaunen beobachtet habe als wirkliches Ereigniß, mein Gehirn das Problem automatisch weiter verfolgt, ohne Einmischung des neugierigen Bewußtseins. Man kann, wie ich aus zahlreichen Beobachtungen gelernt habe, seinem Gehirn Aufgaben stellen, wie einem Hund zu apportiren*). Man versuche es, wenn man z. B. einmal „nicht auf einen Namen kommen kann“. Man richte seine Aufmerksamkeit fest auf das gesuchte Object und wird nach Stunden oder Tagen überrascht sein, daß das gesuchte Wort sich ohne weitere Bemühung einstellt.

Was ist nun ein Maß, und wie messen wir? Von dem Dinge, das wir messen wollen, schneiden wir ein willkürlich gewähltes Stück ab, legen diesem Stück einen willkürlichen Namen bei, Fuß oder Meter, Liter, Meße, Kilo, Pfund, Mark, Franc, Ohm, Volt u. s. w. und benutzen dieses Stück fortan als Einheit. Die Wörter Theil und Zahl sind auch etymologisch identisch. Ueber die Annahme dieser Maße müssen sich dann die Völker einigen. Werth haben nur allgemein angenommene und dadurch vergleichbar gewordene Maße. Auf die grundsätzliche Wesensverschiedenheit mit

*) Auch Andere (z. B. Dr. Neudörfer in Wien) haben Aehnliches beobachtet, doch ohne Klar zu erkennen, was eigentlich dabei vorgeht.

der Natur, in die der Mensch durch sein fortwährendes Bedürfniß nach Maßen (bedingt durch seine eigene körperliche und zeitliche Begrenztheit) geräth, habe ich vorher schon hingewiesen. Ein dunkles Gefühl dieser Differenz besaßen schon die alten Griechen. Es kommt z. B. zum Ausdruck in der Fabel von der Schildkröte und dem hurtigen Achill, der Achill kann sie angeblich nicht einholen, weil sie immer in dem Moment, da er sie erreicht hat, schon wieder weiter ist. Der Fabel*) liegt offenbar nichts weiter zu Grunde als ein Hinweis auf die Willkürlichkeit aller Grenzen. Das werdende und das abgeschlossene (Maß) sind incommensurabel. — Die eben entwickelte Anschauung vom Maß erweist sich auch praktisch nützlich. Aus meinen Darlegungen geht ohne Weiteres hervor, warum z. B. eine Doppelwährung sehr bald zur alleinigen Silberwährung führen müßte, aus innerer Nothwendigkeit, aus dem Wesen des Messens und des Maßes heraus, ohne daß ich damit einen politischen Streit an dieser Stelle zu eröffnen gedenke. Die Themata des praktischen Lebens haben auch eine psychologische Seite. Es ist ferner klar, eben aus der inneren Natur des Maßes heraus, daß man möglichst etwas Unveränderliches wählt, um daraus das Maß zu entnehmen. Das „mètre“ der französischen Revolution ist bekanntlich dem Maß des Erdumfangs entnommen, also beinahe der am meisten constanten Größe, die uns Menschen zugänglich ist. Darum ist es nur natürlich, daß dieses Product der Revolution sich erhalten hat, das auf logischem Wege gewonnen und daher ein gutes Maß ist. Aus demselben Grunde ist auch das Gold ein relativ gutes Maß für die Werthe, weil seine Größe (Masse), wenn sie auch nicht constant bleibt, doch gegenwärtig jedes Jahr ziemlich um dasselbe Maß zunimmt. Als nach der Entdeckung Amerikas aus Peru, Bolivia und Chile große Mengen Goldes und Silbers nach Europa strömten, traten dort die größten Schwankungen in allen Werthverhältnissen ein, eben weil das Werthmaß sich so plötzlich verändert hatte.

Wenn daher das Maß immer aus dem zu messenden Object entnommen wird, so ist ohne Weiteres klar, daß Zeit und Bewegung identisch sind.

Mit anderen, einfacheren Worten: Zeit ist der Theil eines Weges, mit dessen Hilfe ich den ganzen zurückgelegten Weg messe. Zeit ist ein Raummaß, ein anderer Name für Meter oder Fuß, erfunden im Hinblick auf den speciellen Fall, daß der Mensch die Länge des Weges abschreitet. Eine Stunde ist ein in Form einer Kreisperipherie zurückgelegter Weg**), ein Tag wird bestimmt nach dem Weg der Sonne, ebenso ein Jahr.

Man sieht nun ohne Weiteres, was für eine gräuliche Begriffsverwirrung entstehen mußte, sobald man die „Zeit“ als Maß endlicher Größen mit dem Adjectiv „ewig“ zusammenbrachte und von „ewiger Zeit“ zu sprechen anfing. Alle Bestimmungswörter dieser Art, die das Unendliche

*) Eigentlich ist es ein von einem griechischen Philosophen erdachtes Beispiel.

**) Der sich auf den Weg macht, ist der Zeiger.

bezeichnen sollen (ewig, grenzenlos, nichts u. s. w.) sind reine „negative“ Begriffe, nicht aus Beobachtung, sondern nur sprachlich in einer gewissen Periode der menschlichen Culturentwicklung auf contradictorischem Wege gewonnen, und es ist ein Fundamentalsatz der Logik, daß aus reinem Negativen nichts folgt (*E puris negativis nihil sequitur.*) Das Negative ist unreine Beziehung zum Positiven und ohne diese Beziehung sinnlos. Hätte man das beachtet, so wäre der ganze metaphysische Unfug, das Fangballspielen mit den Begriffen von Zeit und Raum nicht möglich gewesen. Eine „ewige Zeit“, ein „unendlicher Raum“ sind ebenso unmöglich wie ein schwarzer Schimmel oder Mondschein am Mittag.

Die bisher gewonnenen Erkenntnisse über das Wesen der Zeit geben uns aber auch Aufklärung über einen Punkt, der all den vorher von mir berührten Dichtersabeln und Märchen gemeinschaftlich ist. Alle die erwähnten seltsamen Verschiebungen der Zeit treffen Personen, die ruhen, nur von dem Mönch ist nicht sicher, ob er nicht schließlich irgendwo im Walde Halt machte, um seinen 300jährigen Schlaf zu thun. Wenn es richtig ist, daß Zeit nichts weiter ist, als ein Stück Weg, so kann nur der von ihr etwas wissen, der sich willkürlich und mit Bewußtsein bewegt. Darum entflieht das Maß der Zeit dem, der liegend oder träumend seinen Ort nicht verändert. Das ist unweigerlich die Folge unserer Ansicht vom Wesen der Zeit. Außer dem sich bewegenden Herzen, dessen Schlag der Gesunde aber nicht merkt, und dem Pulse, hat der Liegende gar kein Maß der Zeit in sich. Liegen wir wach und wollen erfahren, was es an der Zeit ist, so wenden wir uns an Dinge, die sich bewegen, an die Uhr, an die Sonne.

Ich leite auch das Vergnügen des Rauchens von der Verfolgung des aufsteigenden Rauches ab, in zeitlosen Momenten.*) Ebenso wird man finden, daß bei fast allen Zerstreungsspielen (Billard, Dame, Schach, Croquet u. s. w.) irgend eine Bewegung erzeugt wird. Ich habe immer gefunden, daß bei der Arbeit die Cigarre überflüssig, ja lästig ist. Seltsamer Weise nennen die Spanier den Zustand süßen Nichtsthuns, den sie, wie alle Südländer, so sehr lieben: „hacer tiempo“, „Zeit machen“, aber sie rauchen dabei. Nichts frappirte mich mehr, als ich, schon mit diesen Vorstellungen über das Wesen der Zeit im Kopfe, bei dem großen Seelenkenner Shakespeare die Worte las: „Schläfer sind und Todte Gemälden gleich.“**)

Der zeitlose Zustand, d. h. keine Bewegung zu haben oder keine verfolgen zu können, ist für den wachen Menschen ein unerträglicher, und zwar darum, weil er ihn vor den Begriff des Ewigen, Unendlichen, Unabsehbaren stellt. Man definirt diesen Zustand, die Langeweile, als Mangel an

*) Schopenhauer nennt das Rauchen ein Surrogat für Gedanken bei Leuten, die nicht denken. (*Parerga etc.*, S. 681).

**) *Macbeth* h., Act II. Sc. I. „The sleeping and the dead are but as pictures.“

Vorstellungen, aber sie ist weit mehr als das, ein Mangel an Bewegung. Vielleicht kann es als Beweis für die materielle, also räumliche Natur des Denkens angesehen werden, daß wir uns nicht langweilen, wenn wir Vorstellungen haben. Was thut man denn zur Abhilfe, wenn man sich langweilt? Man geht dem Muster der Tapete nach, oder zieht die Uhr hervor und verfolgt den Weg des Zeigers oder lehnt sich aus dem Fenster, um die Vorübergehenden zu sehen. Man wählt also instinctiv das richtige Heilmittel. „Le bonheur c'est le mouvement, le malheur c'est le repos“, sagt Volingbroke in Scribes Glas Wasser. So tief steckt dem Menschen das Bedürfnis einerseits nach Bewegung, andererseits nach Zahl, Begrenzung, Theilen im Blut. Das wache Gehirn enthält Spannungen und Reize, die ausgegeben werden müssen. Ist das nicht möglich, so entstehen Unlustgefühle, die Empfindung der Hemmung.

Das Unbegrenzte ist der Empfindung des Menschen peinlich und verhaßt, weil aus ihm kein Maß sich entnehmen läßt, weil es seiner eigenen Natur wesensfremd und furchtbar ist. Eine lange Straße, eine übermäßig ausgedehnte Allee ist uns verhaßt, weil sie uns keinen Maßstab für den zurückgelegten Weg bietet. Wir machen lieber einen Umweg, weil dieser mehr „Abwechslung“ gewährt, d. h. mehr Dinge darbietet, welche Abschnitte, Theile des Weges markiren. Der war ein schlechter Psychologe, der die Menschen mit der Idee des ewigen Lebens als einer Wohlthat oder Gnade beschenkte. So oft der Mensch vor Etwas steht, das sich grenzenlos, undefinirbar, ohne Markstein vor ihm ausdehnt, stets ergreift ihn Grauen. Der Tartarus war furchtbar nicht wegen der Arbeiten, die verrichtet werden mußten, sondern wegen ihrer Grenzenlosigkeit. Durch Nichts wird eine schlaflose Nacht so furchtbar als durch ihre Ziellosigkeit. Der Begriff der Ewigkeit ist dem Menschen in tiefster, innerster Seele zuwider. Es kann gar nicht anders sein. — Wie aber ist er zu diesem Begriff gekommen? Nach Aristoteles müßte er aus den Sinnen stammen, die aber nur für Endliches eingerichtet sind. Also kann nur der Intellect seine Quelle sein. Es ist bisher, soweit mir bekannt geworden ist, noch nicht genügend betont worden, welche Rolle bei der Entstehung der Begriffe das contradictorische Verfahren einst gespielt hat. Jeder positive Begriff producirt auf logischem Wege seinen Gegenfüßler, der sprachlich meistens durch Vorsetzung einer Silbe bezeichnet wird. Doch gehört diese Art der Begriffsbildung bereits einer relativ vorgeschrittenen Culturstufe an. Bekanntlich ist von Abel nachgewiesen (und auch aus anderen, von ihm noch nicht herangezogenen alten Sprachen zu erweisen), daß die Wurzelworte im Egyptischen einen Begriff und zugleich sein Gegentheil bezeichneten.*) Wahrscheinlich war beim Sprechen irgend eine Differenzirung

*) Daß ähnliche Anschauungen einen Grundgedanken der Hegel'schen Philosophie bildeten, ist heute ganz und gar in Vergessenheit gerathen.

je nach der Absicht, die ausgedrückt werden sollte, üblich, die Nothwendigkeit contradictorischer Vorsilben hat sich vermuthlich damals eingestellt, als die Schriftzeichen entstanden.

So bildeten sich Begriffe, wie: nichts, unendlich, ewig, unsterblich. Dieses Princip ist noch heute in der Sprachbildung thätig. Besonders der Witz übt sich in solchen contradictorischen Worterfindungen, vor Allem der politische.

Die „Endlosigkeit, Unabsehbarkeit“ gewisser staatlicher Mißstände hat ebenfalls einen tief in der Natur des menschlichen Empfindens begründeten Stachel. So ist bei Lange (Arbeiterfragen, S. 11) Folgendes zu lesen:

„Thatsache ist, daß der Kampf um das Dasein gerade jetzt wieder in der mächtigsten und entscheidendsten Schicht der Nation — diesmal sind es die Arbeiter der Industrie — in seiner ganzen ermattenden Schwere empfunden wird, und daß die Geister beginnen, der Einförmigkeit dieses Druckes überdrüssig zu werden und sich, selbst auf die Gefahr der Verschlimmerung hin, nach Veränderung sehnen.“ Lang dauernde Regierungen wie die Louis XV. in Frankreich werden schon allein aus diesem Grunde unbeliebt, Kronprinzen entsprechend beliebt. Es giebt eine Krankheit, die Platzangst (Agoraphobie), bei der der Kranke zu zittern beginnt, wenn er einen großen freien Platz überschreiten soll. Eine Abart davon ist die Angst, welche manche Personen erfährt, die in einen mächtigen, gewölbten Dom eintreten sollen. Auch das Schwindelgefühl auf hohen Thürmen, am Rande von tiefen Gebirgsspalten gehört hierher. Es ist nur eine krankhafte Uebertreibung des in jedem Menschen liegenden, physiologisch begründeten Zurücksehens vor dem nicht Abgesteckten, Grenzenlosen, Unübersehbaren. Wer wird angesichts dieser Thatsachen den Tod noch scheuten können?

Höchst interessant und psychologisch werthvoll ist es, zu sehen, wie sehr der Begriff der Unendlichkeit (denn es ist nur ein sprachlicher Begriff, nichts weiter) bei den einzelnen Menschen und Nationen schwankt. Es läßt sich beweisen, daß für Völker, die auf niedriger Culturstufe stehen, Zahlen, die für uns endlich sind, den Begriff der Unendlichkeit erreichen. Die Papuas auf der Nordküste von Neuholland zählen nur bis vier: Alles Uebrige ist „Miribiri“: „sehr viel“. Die Bibel läßt Mose vierzig Tage auf dem Berge Sinai verweilen, sie erzählt ferner von einer vierzigjährigen Wanderung des Volkes Israel in der Wüste. Diese Zahlen sind, wie man schon aus ihrer regelmäßigen Wiederkehr sieht, nicht wörtlich zu nehmen und bedeuten auch nur so viel wie „Miribiri“, „sehr viel“, ganz wie das lateinische „sexcenti“ nicht für sechshundert gilt, sondern für eine sehr große, unermessliche Zahl. Das Volk wählte diejenige Zahl für den Begriff des Grenzenlosen, Unermesslichen, welche an der Grenze seines Vorstellungsvermögens lag. Das eben ist das Unendliche, was über das individuelle Vorstellungsvermögen hinausgeht. Auch unter den heute lebenden Menschen sind die Grenzen der Vorstellbarkeit von Zahlbegriffen sehr verschieden. Frauen haben häufig einen schlechten „Zahlen Sinn“, andererseits zeigten einige Wunderkinder (so z. B.

der bekannte Euler) eine merkwürdige Befähigung nach dieser Richtung. Eine Million können sich sehr wenige Menschen vorstellen, eine Williarde nur eine verschwindende Zahl. Welche Perspective eröffnet sich für die Zukunft, wenn wir sehen, wie weit sich das Vorstellungsvermögen des modernen Menschen über die Grenzzahl vier des Papuanegers erhoben hat? Das weitgehendste Vorstellungsvermögen, also die höchstemenschliche Intelligenz, müssen wir danach den Astronomen zuschreiben. Wer kennt nicht Beispiele, daß Leute von geringer Intelligenz durch einen Lotteriegewinn oder Erbschaft Summen erhielten, denen ihr Vorstellungsvermögen nicht gewachsen war. Es ist uns nach den obigen Darlegungen durchaus verständlich, daß sie die Summe für unendlich hielten und vergeudeten. Ja, sie mußten geradezu Verschwender werden nach der Beschaffenheit ihres Denkvermögens, mit psychologischer Nothwendigkeit. Man denke nur an den Williardeurausch von 1871. So macht auch eine unverhoffte Lebensstellung, ein unerwarteter äußerer Erfolg den schwachen Kopf durch die Vorstellung der Unendlichkeit seiner Bedeutung schwindelig. Es ist das eine physiologische Wirkung dieses nicht vorstellbaren Begriffs, die wir einstweilen nicht weiter aufklären können, die aber dieselbe ist, gleichgiltig ob sie durch den Anblick eines anscheinend bodenlosen Abgrunds oder anscheinend bodenlosen Reichthumes oder Erfolges erzeugt wird. Vermuthen dürfen wir, daß es sich dabei um eine Ueberreizung handelt, weil wir sehen, daß durch grelles Licht ganz ähnliche Wirkungen hervorgebracht werden. Unendlich heißt also nur „nicht vorstellbar“, woraus hervorgeht, daß es unendlich viele „Unendlichkeiten“ giebt, d. h. genau so viele als Individuen. Im Allgemeinen hat ja die Natur durch eine versteckte Lage der Aufnahmeorgane für die Bewegungen der Außenwelt, durch Schutz- und Abschwächungsvorrichtungen dafür gesorgt, daß die Reize der Außenwelt nicht in ihrer ursprünglichen Kraft und Stärke, sondern gewissermaßen temperirt und modificirt, wie sie zur Erhaltung des organischen Lebens tauglich und dienlich sind, die Sinnesorgane und das Centralnervensystem treffen. Reiz und Reaction machen das Spiel des Lebens aus. Anscheinend aber gelingt es trotz aller Schutzorgane nicht immer, übermäßig starke Reize vom Gehirn fernzuhalten, besonders solche, die durch Vorstellungen von besonderer Intensität (Affecte) gebildet werden. Hier tritt dann die Functionsunterbrechung der Hirnrinde (Schwindel, Ohnmacht) schützend ein.

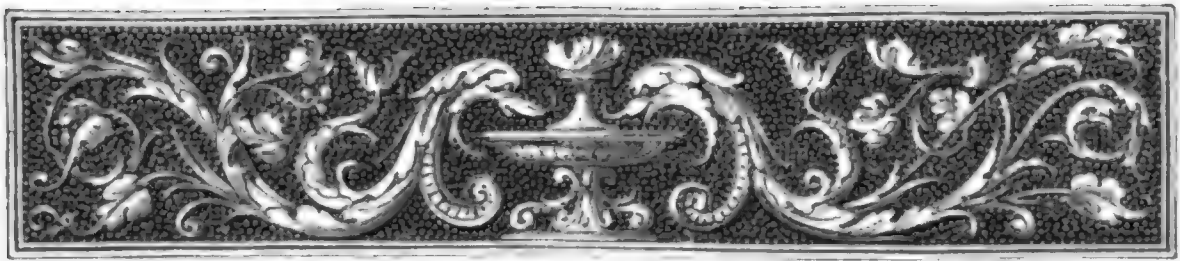
Als Resultat meiner Untersuchungen glaube ich somit Folgendes festnageln zu können: 1) Der Zeitbegriff ist ein rein menschlicher, ebenso der Raumbegriff. Beide enthalten nichts Transscendentales. 2) Der Zeitbegriff entsteht durch das Bedürfniß des sich bewegenden Menschen nach einem Maß für diese Bewegung. Dieses Maß wird, wie alle anderen Maße auch, aus dem zu messenden Object entnommen. 3) Der Begriff der unendlichen Zeit widerspricht dem Wesen des Zeitbegriffs, wie es oben dargelegt worden ist, und muß fallen gelassen werden. Auch der Begriff des „Unendlichen“ ist nichts als ein Product der gleichmäßig functionirenden Gehirnthätigkeit und

individuell verschieden, hat also gar keinen positiven Inhalt und stellt nur einen Grenzwert dar. 4) Sollen Vorstellungen äußerer Objecte im Gehirn zu Stande kommen, so müssen diese Objecte begrenzt sein, d. h. Form und Gestalt haben. Form ist danach die Voraussetzung des individuellen Lebens. Der Todte wird sehr bald wieder formlos. 5) Eine Betrachtungsweise, die entweder nur die Form (Gestalt, Idee) oder nur den Stoff (Materie) berücksichtigt, ist mit Nothwendigkeit einseitig. Menschlicher ist der Formalismus (Idealismus), er kommt dem Bedürfnis unserer Sinnesorgane entgegen, eine objectivere Art der Betrachtung aber ist ohne Zweifel die materialistische (atomistische, analytische), doch geht sie schließlich über die Schranken, wenn nicht des menschlichen Geistes, so doch der menschlichen Sinne hinaus. „Sie überfüllt das thönerne Gefäß“*). 6) Man kann danach aus dem Vorigen mit Leichtigkeit ableiten, wie weit der menschliche Geist Aussicht hat, in das Wesen des Weltganzen objectiv einzudringen.

Die Quintessenz unserer Untersuchung ist Resignation, doch sinkt dadurch nicht ihr Werth für den wirklichen Forscher, dessen Leitstern das Einzige ist, was von allen Gütern des Lebens eine wirkliche Bereicherung ihres Besitzers vorstellt: Erkenntniß.

*) It o'erinform's the tenements of clay. (R. W. Emerson.)





Die Herkunft der modernen Malerei.

Von

Franz Serbaeg.

— Berlin. —

Ein gefeierter Berliner Maler hat mir ein Mal eine reizende Geschichte erzählt, die sich vorigen Sommer in Wildbad ereignet hat. Dort weilte zu der Zeit eine weitbekannte Excellenz, die sich um die öffentliche Wohlfahrt unseres Vaterlandes große Verdienste erworben haben soll, die aber durch ihren Beruf keineswegs verpflichtet ist, von Kunst etwas zu verstehen. Diese Excellenz hatte eines schönen Nachmittags Gelegenheit genommen, den gerade damals viel genannten Maler auf der Curpromenade anzureden und in ein Gespräch über Kunst zu verwickeln. Es war dies ein Gespräch, wie es mit Excellenzen eben zu sein pflegt: die Excellenz redet und erwartet, daß man alle ihre Worte als huldvolle Belehrung und gewissermaßen als höhere Intuition entgegennimmt. Die Excellenz war nun mit dem Maler gar nicht so recht zufrieden und geruhte dies in einigen allgemeinen Urtheilen über moderne Kunst, wie das beklagenswerthe Schwinden des Idealismus, den Mangel an Harmonie und an läuternder Kraft, den Cultus des Unerfreulichen und des Häßlichen, zur gefälligen Wahrnehmung zu bringen. Er hörte sogar einigen kurzen Darlegungen des Malers eine Zeit lang wohlwollend zu — dann aber umspielte ein fein-ironisches Lächeln seine glattrasirten Lippen, er klopfte dem Maler vertraulich auf die Schulter, und, indem er schelmisch mit dem Auge zwinkerte, beendete er das Gespräch mit den Worten: „Eine Frage, mein Lieber: glauben Sie wirklich an die Zukunft der neuen Kunst?“ Sprach's und wandte sich ab.

Warum ich diese Geschichte so reizend finde? Weil sie für das Bildungsphilisterium in unserem gejegneten Deutschland so charakteristisch

ist, für jenes Bildungsphilisterium, das die neue Kunst noch immer als eine Art Humneneinfall in das durch den Classicismus geweihte und für ewige Zeiten eingeebte Tempelheiligthum betrachtet. Wie? der Begriff des Schönen soll der Veränderung unterworfen sein? ein Ideal soll verbläßen können? Hat nicht ein gewisser Raffael vor vierhundert Jahren ein für alle mal festgestellt, was Schönheit und Idealität bedeutet? Und giebt es nicht auch heute noch schaffenskundige Meister, Thumann z. B., die nicht müde werden, uns diese Art Schönheit immer und immer wieder vorzuführen? Oder, wenn man die „berechtigten Forderungen“ des Realismus liberalerweise anerkennen will, hat nicht Anaus runzlige alte Bauern, hat nicht Bautier Dorfbegräbnisse und Derartiges gemalt? Und wenn man noch weiter gehen will, so kann man ja allenfalls Menzel gelten lassen. Der Mann ist bald achtzig Jahre alt und hat die Thaten Friedrichs des Großen verherrlicht, ist also wohl zweifellos ein guter Staatsbürger. Aber darüber hinausgehen? Die Sache noch toller treiben als Menzel? Nach ganz neuen Grundlagen, neuen Empfindungen, neuen Anschauungsformen suchen? Die sogenannte Wahrheit auf den Schild erheben? oder gar die freie Persönlichkeit? und schließlich das zügellose Walten der entfesselten Subjectivität verkünden? Wo soll das Alles hin? Da kommt man ja schließlich zu solchen Verrücktheiten, wie dieser Böcklin sie malt, mit violetten Wiesen und rothen Bäumen und grünen Himmeln! oder zu den phantastischen Verworrenheiten und verkappten Anarchismen eines Klinger! Oder zu Erter und Hofmann und — Ury!

Da mag sich freilich nicht bloß eine alte Excellenz bekreuzen, da rutscht das gesammte Spießbürgerthum in Stoßgebeten auf der Erde herum.

Seltzam! Alle diese Leute sind doch sonst gar nicht so blöde und ziehen beherzt, sobald es sich um ihr persönliches Wohlergehen handelt, die Consequenzen der Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Mag es sich nun um Parlamentarismus, Capitalismus oder Socialismus handeln, um Eisenbahn, Telegraph und Telephon, um Hygiene, Weltausstellungen oder Radecuren, sie sind allemal frisch auf dem Posten, und beim Strahlenlicht elektrischer Lampen pfeifen sie was auf die Sonne Homers. Aber, versteht sich, die geheiligten Traditionen des Classicismus müssen trotzdem gewahrt bleiben. Nach dessen Regeln haben sie in der Schule ästhetisiren gelernt, sie haben sich dann ein Menschenalter um Kunst nicht mehr gekümmert, und jetzt, wo sie grau geworden sind, möchten sie sich gern künstlerisch erbauen, ohne sich geistig dabei anstrengen zu brauchen. Aber siehe da, die Kunst, die ehemals ein zahmer Paßgänger war, ist plötzlich ein ungeberdiger Hengst geworden und wirft den ungeübten Reiter ab. Der natürlich, wenn er sich wieder erhoben hat, schimpft hinterdrein . . .

So geht's nicht unseren Alten allein. Auch den meisten Jüngeren und Jungen, Männlein wie Weiblein, erscheint die neue Kunstwelt zu trotzig und zu eigenwillig, zu losgelöst von den überlieferten Empfindungswerten,

als daß sie dazu verführen könnte, sich mit Lust und Liebe in sie hinein-zudenken. Sie ist ihnen das Nirenweib mit den abgrundtiefen, räthselvollen Augen, aber mit dem süchigen, ungemüthlichen Leib. Sie fühlen wohl zuweilen, wie dieses Weib in ihr Geheimstes späht und ängstlich verhehlte Gefühle aus spinnwebigen Schlupfwinkeln aufstöbert und an's Tageslicht zu ziehen droht. Aber gerade davor fürchten sie sich. Sich das Innerste nach außen kehren zu lassen, wie kann man das von gesitteten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts verlangen? Die Civilisation hat eine so hübsche Menge bequemer Verlogenheiten geschaffen — die soll man sich jetzt durch eine demokratisch respectlose, revolutionär angehauchte, hochmüthig menschenverachtende Kunst entwinden und . . . brandmarken lassen! Da soll man sich auch noch „hineindenken“! dafür soll man sich erwärmen und begeistern, dafür soll man den ganzen ausgedienten ästhetischen Apparat kalt- und leichttherzig über Bord werfen? Wo ist diese Kunst hergekommen, daß sie mit solchen Ansprüchen an uns heranzutreten wagt? worauf pocht sie? wohin trachtet sie?

Ja, wo ist sie hergekommen? — das vor Allem ist die Frage.

Man meint gewöhnlich, über Nacht sei sie gekommen, und so hofft man, daß sie auch über Nacht wieder verschwinden werde. Es ist hart: auch diese letzte, zäh umklammerte Hoffnung sinkt jetzt dahin. Denn unversehens hat da ein Mann ein umfangreiches Buch geschrieben und es soeben feck veröffentlicht, in welchem er dieser Hoffnung die Basis wegzieht und es aller Welt deutlich macht, wie die heute so gefürchtete moderne Kunst die Frucht einer langsamen und vielseitigen Entwicklung, eines höchst organischen Werdeprocesses ist. Dieses Buch, auf das wir Modernen seit Jahren als auf eine erlösende That gewartet haben, ist Richard Muthers „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert“, in drei Bänden bei G. Hirth in München herausgegeben.

Das ist in der That die Bedeutung dieses Buches, daß es eine hartnäckige Legende endgiltig beseitigt, eine Hochburg von Unwissenheit gebrochen und geschleift hat. Dieses Buch zu schreiben, haben sich vielleicht Manche berufen gefühlt, und Einige, wie Hermann Helferich und Cornelius Gurlitt, wären auch dazu berufen gewesen. Muther aber ist der Mann, der die That verrichtet hat und gut verrichtet hat. Als Erster ist er vollausgerüstet auf dem Platz erschienen. Das ist sein Ruhm und sein bleibendes Verdienst.

Als vor etwas mehr als Jahresfrist die erste Lieferung dieses grundlegenden und bahnbrechenden Buches erschien, da ging ein Raunen durch die gesammte künstlerische Welt Deutschlands und gewiß auch zum Theil des Auslandes. Man hatte sofort erkannt, daß da etwas geschehe, und jede neue Lieferung bis zur zehnten, die den Abschluß brachte, wurde ungeduldig erwartet, und jede wirkte wie eine siegreich geschlagene Schlacht. Später einmal wird man diese Kampfstimmung und Spannung vielleicht

nicht begreifen können. Aber gerade dieses Nichtbegreifen wird alsdann den wahren Schlüsselstein bilden: die Ergebnisse des Muther'schen Werkes werden in's allgemeine Bewußtsein eingedrungen sein und selbstverständlich erscheinen.

Für uns heute hat das Auftreten Muthers etwas Bestechendes und zugleich etwas Einschmeichelndes. Er weiß sich unserer Phantasie zu bemächtigen, und ganze Schönheitswelten läßt er vor uns erstehen. Er führt uns mitten hinein in die Gärten, wo sie am üppigsten blühen, und wir stehen da und staunen über die Wunder und sehen und fühlen doch, daß Alles Natur ist. Uns in Künstlers Lande hineinzugeleiten, ist Muthers eigenste und höchste Kunst. Aus dem Charakter der Rassen und der Natur der Länder, aus der vibrirenden Zeitstimmung und der gesteigerten Stammesart, aus entlegenen Erdwinkeln und verborgenen Herzenswinkeln führt er uns zum Verständniß des Kunstwerkes, das aus dem organischen Zusammenwirken dieser Kräfte, plus irgend einem unbekannt gebliebenen und ewig unbekannt bleibenden X, entstanden ist. Eine vielseitige, von feinem Gedächtniß getragene Lectüre, ein offenes und künstlerisch reizbares Auge für fremde landschaftliche Reize, ein tief geschulter historischer Blick für das Entstehende und werdende unterstützen auf's Förderlichste den Sammelleiß des Forschers, der sich durch unermüdeliches Reisen den Anblick fast sämtlicher modernen Kunstwerke und durch weitgreifende Fachstudien die Kenntniß der treibenden Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen verschafft hat. Ein vorlauter litterarischer Grünschnabel hat einmal geäußert, der „Stoff“ zu dem Buche hätte nur so dagelegen, von Niemand angetastet, und es sei bloß eine Geduldsarbeit gewesen, ihn zusammenzustellen und aufzubauen. Muther durfte stolz darauf erwidern, daß er diesem selbstgewissen jungen Mann gern sein gesamntes Material zur Verfügung stelle und in Seelenruhe abwarten werde, was dieser daraus mache. Wußte er doch, daß er ihm wohl das todte Material, aber nicht sein erfahrenes Auge, nicht seine einschmieglame Sensibilität und den farbigen Zauber seiner bildernden Sprache überlassen könne.

Was ich für einen Hauptvortug des Muther'schen Werkes halte und was ihm gerade für unsere Zeit seine Wetterfestigkeit giebt, ist, daß es sich als einen Niederschlag der gerade heute herrschenden Schaffens- und Geistesstimmung in den vorgeschrittenen Künstlerkreisen charakterisirt. Ohne mit der Mode des Tages kokett zu liebäugeln, weiß es doch die Tendenz und die Werthschätzung des Tages geschickt und nachdrücklich zu fixiren. Man spürt überall einen Mann heraus, der nicht bloß im einsamen Kopfe historische Constructionen vorgenommen und aus subjectiver Willkür heraus neue Werthungen versucht hat, sondern der überall in lebendiger Wechselwirkung zu Künstlern steht und, wie er uns so reichlich giebt, gern und freudig dort empfangen hat. Mag hierdurch an troziger Eigenart und wählerischem Geschmack vielleicht etwas abgehen, so wird doch der historische

Werth des Buches dadurch eher erhöht als vermindert. Gleichwie uns Vasari das Werthmaß der Renaissance und speciell des Buonarotti'schen Kreises übermittelt hat, so wird Muther einmal später das Werthmaß vom Ende des XIX. Jahrhunderts und speciell der Münchener SeceSSIONISTENKREISE repräsentiren. So wie das Werk vorliegt, konnte es heute nur in München entstehen, der Stadt, die vielleicht nicht die größten Einzelkünstler, aber die universellsten Versteher und wohl auch das höchste Niveau besitzt. Etwas von diesem eklektischen Geist, der aber beim Historiker eine schätzenswerthere Eigenschaft ist als bei einer Künstlergruppe, lebt auch in dieser Geschichte der modernen Malerei. Die verschiedenartigsten Richtungen werden mit eindringlichstem Verständniß und einer gewissen Kraft des Sicheinlebens und Sichauflösens besprochen, und alle sind gleich liebe Kinder.

Deutschland war das letzte Land, das in die große europäische Kunstbewegung des XIX. Jahrhunderts eingriff. Es ist jetzt, durch Muther, das erste Land geworden, das diese Bewegung und ihre Resultate überschaut und gleichsam als ein weltgeschichtliches Fresco an sich vorüberziehen läßt. Der verstorbene Friß Gurlitt pflegte zu sagen: „Wer in Deutschland ein Bild kauft, der hat es mit den Ohren angesehen.“ In ähnlicher Weise hat Anselm Feuerbach erst von da ab für einen großen Maler zu gelten begonnen, als nach seinem Tode sein „Vermächtniß“ erschien und man sah, daß er ein geistvoller Mann und aristokratischer Dulder gewesen war. So wird man auch an das Vorhandensein einer neuen Kunst glauben, nachdem man bei Muther gelesen haben wird, daß sie bereits eine Geschichte hat. Der Deutsche ist von Haus aus zäh conservativ und mißtrauisch gegen alles Neue. Vor Allem aber setzt er einen Ehrgeiz darein, sich ärmer zu dünken, als er ist. Soll er eines Tages seines Reichthums inne werden, so muß man ihn aufrütteln und ihm tüchtig in die Ohren brüllen. Sieht er die neuen Schätze alsdann an, so sagt er zunächst: „Die hatte ich mir eigentlich ganz anders vorgestellt.“ Hinterher aber, wenn er einmal im Dunkeln darüber nachgedacht hat, findet er sie mit einem Male wunderschön, und nun ist sein Ehrgeiz gleich im Zenith. Muthers Buch ist so eine Art Anleitung dazu, über die neue Kunst im Dunkeln einmal nachzudenken.

Also nochmals: wo ist die neue Kunst hergekommen? und welches sind bis zum heutigen Tage ihre Wachsthumstufen?

Man kann diese Fragen sogleich durch ein paar andere ersetzen: wann ist die alte Kunstübung, die von Tizian, Rembrandt und Rubens kommende, verloren gegangen? wo ist sie am gründlichsten ausgemerzt worden? wo hat sie sich vielleicht am ungefährdetsten erhalten? Man kann diese Fragen deshalb stellen, weil sich alsbald zeigen wird, daß die „neue“ Kunst nichts Anderes ist als eine Wiedererweckung der „alten“ und deren organische Fortbildung.

Die Antworten auf die Fragen aber lauten: In der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist die künstlerische Tradition des Auges und der

Hand durch den aus dem Gehirn geborenen Classicismus zerchnitten worden; sie wurde am gründlichsten zerstört in Deutschland, sie flüchtete sich in fremde Masken und Larven in Frankreich, und sie fristete ein geduldetes, bisweilen sogar blühendes Dasein in England. Der Antheil dieser drei Länder an der Schöpfung der „neuen“ Kunst ist hiermit bestimmt. In England wuchs sie ruhig weiter, aus den unausgetilgten Traditionen heraus, in Frankreich mußte sie sich schrittweise den alten Boden zurückerkämpfen, und in Deutschland mußte sie, nachdem sie anderwärts zu neuem Leben erwachsen war, als etwas Fremdes aus der Fremde importirt werden und stieß dadurch zunächst auf einen sogenannten „nationalen“ Widerstand.

England ist demnach das Land, das die ersten Anregungen und den Anstoß zu den neuen Bewegungen giebt. Frankreich ist das Land, in dem die interessantesten Kämpfe stattfinden und die prägnanteste Formulirung erfolgt. Deutschland bleibt vorläufig links liegen und nimmt nur im Stillen an der Bewegung Theil.

Dies ist in großen Zügen der Entwicklungsgang. Im Einzelnen gestaltet er sich natürlich vielfach anders, weil die Dinge auf diesem Erdball in der Regel ziemlich complicirt verlaufen.

Da unser Vaterland im Allgemeinen hinterdrein zögert, so möge es wenigstens für den Anfang den Vortritt haben. Die nomina odiosa, an die sich das Einsetzen des innenfeindlichen Classicismus knüpft, sind Winkelmann und Carstens. Daß ein Gelehrter vorangeht, ist von vornherein verhängnißvoll, wie für Deutschland charakteristisch. Wäre Winkelmanns schöpferische Thätigkeit lediglich beschränkt geblieben auf die Begründung der archäologischen Wissenschaft, seine historische Stellung könnte unangetastet bestehen bleiben, gleichwie seine feuergeistige Persönlichkeit mit ihrem rechten Menschenkern als individuelle Erscheinung niemals wird angetastet werden können. Sein Einfluß auf die Production seiner Zeit war aber verderblich. Er lehrte die Verachtung der Gegenwartskunst, entwöhnte das Auge von der Farbe zur Linie, verflüchtigte den künstlerischen Gehalt in einem allegorisirenden Spiritualismus und stellte eine mangelhaft bekannte und vielfach mißdeutete, dazu durch weite Zeit- und Nationalitätschranken von uns getrennte Kunst als ewige und allein giltige Schönheitsnorm auf, der alle andere Kunst nachzustreben habe. Das praktische Resultat der Winkelmann'schen Lehren war Carstens. Er schnitt die Tradition entzwei, wurde dafür von seinen Zeitgenossen verherrlicht und hat dadurch seine Nachkommen um ihr Vergangenererbe betrogen. Als die Nazarener versuchten, vom Griechenthum zum Christenthum, von der Antike zum Mittelalter, vom Mythos zum Märchen vorzuschreiten, da sahen sie sich ohne künstlerisches Rüstzeug, diese Tendenzen zu verwirklichen. Als Leute, die etwas von sich hielten, machten sie aus der Noth eine Tugend, erklärten Farbe und Technik für leeren Krimskrans, sahen im Nichtkönnen eine Art Genialität und

arbeiteten sich vom Sinnlichen immer mehr in's Geistige hinüber, wo allein die hohen Aufgaben zu liegen schienen. So entstand eine blutleere und gedankenträchtige Scheinkunst, der es beschieden war, in den Cornelius'schen Cartons der Berliner Nationalgalerie ihren Gipfelpunkt zu erreichen.

In Frankreich ward der Classicismus gleichfalls eine tonangebende Macht. Wenn er aber nicht so verheerend wirkte wie in Deutschland, so liegt dies an zwei Umständen. Zunächst fiel es ihm nicht ein, die technisch-coloristische Tradition über Bord zu werfen, und dann stellte er sich, erfasst von den Wirbeln der großen Revolution, auf's Nachdrücklichste in den Dienst der Zeit. Man malte zwar Griechen und Römer, aber Franzosen waren doch stets damit gemeint, gleichwie unser Schiller bei der Lectüre des Plutarch unablässig an seine deutschen „Räuber“ dachte. Jacques-Louis David war der entscheidende Mann, von Naturell ein echter Künstler, wenn auch beschränkt durch die pedantische Zeitauffassung. Er liebte die reale Linie, die theatralische Geste und die arrangirte Composition: seine Gemälde wirken wie effectvoll gestellte lebende Bilder. Daß er trotzdem das reale Leben hochhält und die einfache Wahrhaftigkeit der Natur, zeigte er in seinen Portraits, denen er nicht bloß einen großen Wurf zu geben wußte, sondern in denen er auch das Beste von einem Menschen festzuhalten verstand. So waren der französischen Kunst zwar enge Stiefel angezogen, aber sie brauchte doch das Wehen nicht zu verlernen. Als in den zwanziger und dreißiger Jahren kräftige Eigentaleute austraten, sahen sie mit ihren Bestrebungen nicht schlechtweg auf dem Trocknen, sondern hatten zwar Schranken zu sprengen, aber doch den Boden nicht neu zu bereiten. Damals hatten Goethe und die deutsche Romantik in Frankreich eine heftige Gährung erzeugt, aus der unter den Bannerträgern Victor Hugo, Alfred de Musset und Théophile Gautier der französische „Romantisme“ entstand. Der Rückschlag auf die bildende Kunst wurde durch den ideenreichen und experimentirlustigen Théodore Géricault eingeleitet und erreichte in dem genialen Delacroix seinen schöpferischen Höhepunkt. Hatte bereits Prudhou als Erster den Bann der griechisch-römischen Plastik, als Vorbilder für die malerische Formensprache, durchbrochen und sich aus dem italienischen Cinquecento frische Anregungen geholt, so entdeckte Delacroix den Geist des großen Flamländers Rubens auf's Neue und zeigte sich gleich Jenem bestrebt, in der Kunst die ganze Fülle schöpferisch-stürmischer Temperamentskräfte in's Feld zu führen. Er durchbrach den Schematismus der Gruppencompositionen, ging tiefer und kräftiger in die Farbe hinein, ersetzte die akademische Pose durch frische Naturbeobachtung, griff mit seinen Stoffen lebhaft in die Zeitgeschichte hinein und entdeckte den Orient als Fundgrube malerisch-coloristischer Motive. Neben ihm bedeutet Ingres mit verbesserter Technik eine classicistische Nebenströmung, stellt sich aber im Portrait, gleichwie früher David, bewusst auf modern-realistischen Boden. Die Früchte der neuen Errungenschaften heimisen dann der kalte, vielgewandte Delaroche und das große Kern- und Lehrtalent

Thomas Couture ein, Letzterer das wichtigste Bindeglied zwischen alter und neuer Zeit, da seine Schule der Sammel- und Ausgangspunkt der meisten jüngern einheimischen und ausländischen Talente wurde. In Bouguereau, Cabanel, Hemmer u. A. kommt dann die immer eleganter gewordene classisicistische Richtung langsam in's Ausklingen.

In England ist die hochragende Erscheinung Sir Joshua Reynolds um die Mitte des vorigen Säculums die gebietende Persönlichkeit. Man nennt ihn den englischen Lenbach des 18. Jahrhunderts und hat damit die Art seiner Persönlichkeit und den Charakter seiner Kunst zutreffend bezeichnet. Er ist ganz erwachsen auf altmeisterlicher Basis und bedeutet als Portraitist die Fortsetzung der Linie Tizian — van Dyck — Velazquez, ein wenig in's Akademische gerathen und von der Wucht und Würde der Barockpose beeinflusst. Neben ihm wirkte, nicht übersehen, aber doch ein wenig in's Dunkel gerückt, Gainsborough, der uns heute in ein sehr apartes Licht tritt, weil beim ihm die verfeinerte moderne Sensibilität zum ersten Male künstlerisches Schaffenselement wird. Seine Portraits sind minder feierlich als die von Reynolds, aber zarter und distinguirter, von einem Hauch von Melancholie und Hinfälligkeit gestreift. Seine Farbengebung zeigt schon das nebelhaft Verschleierte, das die nordische Atmosphäre freiwillig darbietet, und das in der modernen Kunst als Ausdrucksmittel für mystisch vage Stimmungen eine hohe Wichtigkeit erlangt hat. Vor Allem aber war er bereits Landschaftler von Blut und Nerven und hat damit dasjenige Gebiet betreten und denjenigen Ton angeschlagen, die in der Folgezeit von tief grundlegender Bedeutung werden sollten.

In der That hat die Landschaftsmalerei die führende Rolle in der gesammten modernen Kunstentwicklung übernommen.

Der Mensch war bereits durch die Renaissance für die Kunst entdeckt worden. Die landschaftliche Natur dagegen, in der der Mensch sich als eine winzige Ameise verliert, galt es noch zu entdecken. Sie lag da draußen, unfassbar im Großen und im Kleinen, ungeheuerlich, gefühllos. Die Landschaft sei kein Vorwurf für die Malerei, jagte noch Lessing, weil sie keine Seele habe. Objectiv hat er damit naturgemäß recht. Aber subjectiv mußte er von dem Augenblicke an unrecht haben, wo der Mensch sich im Anblick einer Landschaft seiner eigenen Seele im tieferen Sinne bewußt ward. Denn alsdann mußte er diese seine Seele auf die Landschaft übertragen und so in der Landschaft „Seele“ entdecken. Dies war die Aufgabe, die in immer complicirterer Weise die moderne Kunst sich zu stellen hatte. Die Erweiterung und Verfeinerung des landschaftlichen Sinnes bedeutete für den Künstler in erster Linie eine Bereicherung des eigenen Seelenlebens und hierdurch eine Steigerung und Verinnerlichung der menschlichen Seelenfähigkeiten überhaupt.

Die Kunst konnte also diesen Schritt nicht thun, ohne daß im Menschen selbst sich eine Veränderung anbahnte. Die Natur mußte dem Menschen

erst nähertreten. Sie mußte sich ihm als der tönendste und — lauterste Resonanzboden für seine Leiden und Freuden enthüllen. Sie mußte Stimmung in ihm erregen von bisher ungekannter und ungeahnter Macht und Fülle. Sie mußte ihm eine stärkere, erhebendere, niederdrückendere, schmerzhaftere Empfindung seiner selbst geben. In der englischen Poesie des achtzehnten Jahrhunderts wurde diese Provinz unseres Seelenlebens in der Ganzheit ihres Umfangs und ihrer Tiefe zum ersten Male entdeckt. Thompson, Young, Ossian erstanden, leidenschaftliche, schwärmerische Naturpoeten, von zumeist düsterer, schwermüthiger Färbung. Von jetzt ab war die draußen liegende Natur, die Landschaft, nicht mehr ein bloßes Tableau, in dem man nach Linien und Gruppierungen oder allenfalls nach seltenen Farbeneffecten suchte, sie wurde ein Symbol und ein Spiegel. Was zerfasert und zerrissen war, schloß sich zu einer Einheit zusammen. Was gleichgiltig-stumm auf- und niederstarrte, gewann eine sympathisch und rhythmisch bewegte Sprache. Leben und Bewegung drangen in alle Ritzen ein und strömten zu allen Poren heraus. Man ahnte etwas von Luft und Licht und ihrer ewigen Wandelbarkeit und Kastlosigkeit. Eine Sehnsucht erwachte, den flüchtigen Moment in der Natur zu bannen, dem huschenden Reflexer in unserer Seele zur Dauer zur verhelfen.

Damit sah sich der Maler vor ganz neue Aufgaben gestellt. Den feinsten, unfaßbarsten Regungen unseres Inneren, den undeutbarsten, unergündbarsten Wahrnehmungen des Auges sollte die Hand nachgehen und gerecht werden. Der Mensch ist eine fest umrissene Figur. Eine Landschaft aber ist etwas unendlich Gedehntes, ewig Zerfließendes. Nach oben, nach unten, nach den Seiten keine Grenzen. Sogar in dem scheinbar Fixirbaren unablässige Bewegung und Veränderung. Diese Vibration selbst ein wesentlicher Theil des Eindruckes und des Bildes — sie scheint unausdrückbar und darf doch nicht fehlen, weil sonst die gemalte Landschaft keine lebendige Natur, sondern eine erstarrte Couliße, „nature morte“, ist.

In der Vibration aber erkannte der moderne Mensch sich selbst, als das zerworrene, zerrissene, hin- und herschnellende, nie ganz beruhigte, von leisen Aengsten benagte, spähende, sehrende, unberechenbare Geschöpf, dem es gegeben ist, „auf keiner Stätte zu rasten,“ weder in der friedlosen Wüste der Welt, noch im stillen Heiligthum des Allerinnersten. Vor rohen Eingriffen und schleichenen Zweifeln niemals sicher, weiß das Individuum, daß es jeden Augenblick aufgestört werden kann, von Verfolgern und Feinden, und dann sein Letztes mit äußerstem Widerstand zu vertheidigen hat. Bis in den Schlaf hinein begleitet den modernen Menschen ein leises Zittern der Nerven, und diese immer thätigen Nerven modeln und feilen unablässig an seinem Organismus, machen ihn sensibler und empfindlicher, scharfsinniger, argwöhnlicher, leidensfähiger, müder. Qualen und Freuden sind, beide, unermesslich gesteigert und reicher instrumentirt, bis in kaum wahrnehmbare Abshattungen hinein. Die Empfindungen früherer Jahr-

hunderte, in ihrer geraden Ganzheit, wirken primitiv, roh, ungechlacht, werden als Einfachheit, Größe, Naivetät verehrt und als Plumpheit, Beschränktheit, Undifferenzirtheit weit mehr noch verachtet. So sehr der moderne Mensch sich selber schmält und schmächt, so sehr er sich Dickfelligkeit an den Leib wünscht, er möchte doch um keinen Preis aus seiner feinen Haut heraus, und er trachtet unablässig nach immer höherer Verfeinerung und Veredelung.

Für dieses selig=unselige Geschöpf von modernem Menschen ist die Natur in noch ganz anderem Maß Labjal und Trösterin, Aufrichtung und Kraftspenderin geworden, als dies in früheren Zeiten der Fall war. Gerade weil er der Natur im Ganzen abgerückt ist, ergreift er sie im besonderen Fall mit leidenschaftlicher Gluth und hingebender Zärtlichkeit. Da wird ihm jedes Fleckchen und jedes Endchen werthvoll und weihvoll. Da kann er stundenlang sich in ihren Anblick versenken, auch wo sie schlicht und unscheinbar ist, bloß um sich selber dabei mit desto größerer Intensität und Sammlung zu genießen. Die Natur schenkt dem modernen Menschen sich selbst zurück, und darum erkennt er sich selbst am meisten in der Natur. Er fühlt den Kräftemittelpunkt seines Wesens und leidet darum weniger unter seiner Zerplitterung, weil er sie nicht mehr als Zerplitterung empfindet, sondern als reizvolles Nuancenspiel um einen sprühenden Ausstrahlungsherd. Und so sieht er auch in der Natur ein Ganzes in tausend Theilen, ein in festen Stimmungsbann geschlossenes, unendlich mannigfaltiges Licht- und Farbenspiel. Er bemächtigt sich der Natur als Künstler, empfindet sie als Poet, schaut sie an als Maler.

Es wird Englands dauernder Ruhm bleiben, hier vorangegangen zu sein, gleichwie es auch jetzt wieder, durch die schottischen Landschaftler, die Bewegung zu ihrem vorläufig höchsten Gipfelpunkt geführt hat. Ueberhaupt haben die nordischen Völker, sobald es sich um Naturempfindung handelt, stets ein sehr entscheidendes Wort zu sprechen, da sie enger mit der Natur verknüpft, viel abhängiger von ihr sind, als die südlichen Nationen. Dadurch tritt mit der heranwachsenden Bedeutung der Landschaftsmalerei ein neues Volkselement bestimmend hervor, das im Wesentlichen von rein-germanischer Rasse ist, und somit kann man auch sagen: Die Entwicklung der modernen Malerei bedeutet ein langsames, aber unablässiges Abgeben der Führerschaft von den romanischen Volksstämmen an die germanischen. Das kraftvoll und selbstbewußt auftretende Germanenthum, im Bunde mit dem beweglichen Keltenthum, hat die Kunst revolutionirt und vom lateinisch-byzantinischen Classicismus erlöst. Indem in der Kunst eine neue Rasse bestimmend wurde, mußte die Kunst selbst eine andere werden. Und das Andere, das Neue war eben, daß die Landschaftsmalerei die Grundlage der Fortentwicklung wurde.

Gainsborough, Turner, Constable, das sind die Namen der großen englischen Maler, die für diese Entwicklung hauptsächlich entscheidend

wurden. Gainsborough hat das gelobte Land in der Ferne leuchten sehen; Turner stand auf dem Berge Soreb und sah alle Herrlichkeiten in schwelgerischer Pracht und Fülle vor sich ausgebreitet; Constable setzte zuerst den Fuß in das fremde Erdreich. Allen Dreien wird Muther mit verständnisvollem Tact gerecht. Für Gainsborough hat er eine Art Zärtlichkeit. Turner läßt er als das unbegreifliche Genie vor uns erstehen, das mit einem Male tausend Dinge kann, von deren Existenz man vorher kaum eine Ahnung gehabt hat. Er erscheint willkürlich, bizarr, ungezügelt, verrückt. Aber was die Dugendmenschen ärgerte und verblüßte, waren die Blicke des Genies. Constable erscheint neben ihm beinahe nüchtern, ein strenger, Kühner, methodischer Arbeiter, der sich über alle seine Schritte Rechenschaft ablegen konnte, und der genau wußte, wohin er wollte. Bei ihm war die Abkehr von den Galerien zur Natur eine Sache des Princips. Er wollte etwas Neues entdecken, und so entdeckte er — die freie Luft.

Ein früh verstorbener englischer Maler, Bonington, brachte die Constable'sche neue Lehre nach Frankreich hinüber und wurde hierdurch dort der erlösende Mann, der einen Samen von tausendfältiger Fruchtbarkeit austreute. Auf den von ihm empfangenen Anregungen fußt die weltberühmte „Schule von Fontainebleau“, die eine so epochemachende Rolle in der modernen Kunstgeschichte spielt. Es war um's Jahr 1830, als sich die jungen französischen Landschafts-Talente zusammenthaten und das im Walde von Fontainebleau heimlich und weltabgeschieden gelegene Dorf Barbizon gleichsam zu einem Feldlager neuer Kunst machten. Nicht Jahre etwa, Jahrzehnte lang hatten sie vielfach zu Kämpfen und Entbehrungen der schlimmsten Art zu ertragen, bis sie endlich durchdrangen. Heute haben alle diese Namen einen wunderbaren Klang und erregen Staunen und Ehrfurcht. Rousseau, Corot, Dupré, Diaz, Daubigny, Trovon und, als Schlußkrönung, Millet. Jeder von diesen war ein ganzer „Kerl“, der auf seinen eigenen Beinen stand und seine eigenen Augen im Kopfe hatte, und man mag es in Muthers ausgezeichneten Darlegungen nachlesen, wie sie sich gegen einander abzeichnen. Für die Nachwelt sind Zwei von besonderer Bedeutung geworden: Corot und Millet.

Corot schritt schon auf die Fünfzig zu und hatte eine reiche malerische Vergangenheit hinter sich, als er sich im Walde von Fontainebleau ansiedelte. Er war trotzdem der Jüngste von Allen, denn er hat sich bis in sein spätestes Alter sein volles Kinderherz bewahrt. Dieses Kinderherz machte ihn zum Poeten und dieses Poetenthum zum Entdecker der Landschaftsseele. Seinen Bildern wohnt ein Zauber inne, der alle Schuldogmen und Zeitstranken durchbricht und wie tirilirender Verchenschlag in die freie Luft steigt. Nichts Erarbeitetes und Erquältes haftet ihm an. Er schreibt die Natur nicht ängstlich ab, sondern trägt sie in seinem Herzen mit sich herum. Seine Landschaften wirken daher wie feine Erinnerungsbilder und zarte Eingebungen, wie ein phantasievoll ausgedachtes Adagio zu einem von der Natur verliehenen Motiv. Diese Freiheit über dem Stoff bei

innigster Vertrautheit mit dem Stoff macht sein Künstlerthum und seine Unvergänglichkeit aus.

Tiefgreifender noch ist die Bedeutung Millets. Dieser normannische Bauernsohn hat vor Allem das Stoffgebiet der Malerei erweitert, indem er in die neu angeschaute Landschaft auch einen neu angeschauten Menschen stellte, das Product dieser Landschaft, den Märtyrer im Ringkampf mit der Erde, den Bauer. Natürlicherweise hat man schon vor Millet Bauern gemalt, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern als handelnde Figuren einer zugespitzten Novelle oder auch als Zielscheibe des Spottes. Millet aber malte den Bauer mit heiligem Ernst, mit hingebungsvoller Andacht, als seinen Gefährten und Bruder, der im Mittelpunkt seines Gemüthslebens wohnte. Er suchte daher weder nach Gestalt noch nach Schöne, sondern einzig und allein nach Wahrheit, nach bitterer, erbarmungsloser Wahrheit, die nichts verschwieg und nichts hinzudichtete. Jegliche Tendenz lag ihm dabei völlig fern. Er wollte weder anklagen noch bemitleiden, sondern einfach in seiner Sprache sich aussprechen, das auf die Leinwand bringen, was für ihn das Tiefste, Verehrungswürdigste, Poesievollste war: den Menschen in der Arbeit um das tägliche Brot.

Es war dieser hohe sittliche Ernst, gepaart mit künstlerischer Lauterkeit, der Millets historische Stellung begründete. Die neue Malerei hatte bis dahin das Leben in mannigfacher Weise abgegrast. Man war zu fremden Völkern gefahren und hatte den Krieg und die Soldaten geschildert, man hatte socialistische Tendenzbilder gemalt und muntere Anekdoten erzählt, aber das eigentliche Leben selbst lag immer noch wie hinter einem Vorhang, den man nicht zu berühren wagte. Millet zog den Vorhang weg und malte das Leben selbst, das heilige Leben mit seinen Höhen und Tiefen. Die ganze Aufgabe der Malerei und der Kunst überhaupt war damit eine höhere geworden. Wo man vorher tändelte, da griff man jetzt zu. Wo man verlegen sackelte, da kannte man jetzt keine Gnade. Die Schleuse war geöffnet, der Strom brach herein.

Millet selbst war ein stiller Mann, der seiner Kunst lebte, ohne nach der Menge zu fragen. Und doch mußte die Menge, wo nicht gewonnen, so doch erregt und bearbeitet werden. Dazu bedurfte es einer unerrockenen Agitatorenatur, die vor keiner Brüstung und keinem Skandal zurückbebt. Das war die Aufgabe, die Courbet zufiel, dem Hercules ohne Nerven, dem Mann mit dem Thierbändigerblick. Die Pariser Weltausstellung von 1856 wählte er sich, um seinen Protest in alle Welt zu posaunen. Er war damals von der Hängejury tiefmütterlich behandelt worden und benutzte diesen gewiß nicht unwillkommenen Anlaß, seine Wilder zurückzuziehen und in einer Holzbaracke, gerade gegenüber dem Eingang zur Ausstellung aufzupflanzen: „Le Réalisme. G. Courbet,“ stand groß auf dem Placat davor zu lesen.

Courbet erreichte durch seine Marktschreierei, daß man unmöglich mehr an der neuen Kunst vorbeigehen konnte. Inhaltlich ergänzte er Millet,

indem er zum ländlichen Proletarier den städtischen gefellte und die Kreise des Kleinbürgerthums zur Darstellung heranzog. Rein als Maler war er sogar vielleicht bedeutender als Millet, aber menschlich ist er keine so reine Erscheinung. Er malte die Häßlichkeit nicht, weil er nicht anders konnte, sondern weil er damit einen Affront bieten wollte. Theoretisch war er ein verbitterter Fanatiker, erklärte die Phantasie für Humbug und bekannte sich zur „vérité vraie“, zur objectiven Wahrheit, an deren Existenz er naiv genug war zu glauben. Courbet hat nicht den Ewigkeitszug Millets, aber er ist eine Uebergangsercheinung von frappanter Prägung.

Das Dasein der neuen Kunst war somit im Princip gesichert, und sie vermochte auch bereits auf wichtige Leistungen zurückzublicken. Aber Etwas fehlte ihr noch, das Einzige vielleicht, was ihr Zukunftskraft geben konnte: eine dem neuen Inhalt angemessene neue Sprache, ein neues Formprincip. Auch hier war man eifrig auf der Suche, aber im Wesentlichen befanden sich Auge und Hand trotz Allem noch im Banne der alten Meister. Der Galerieton war noch nicht überwunden, die „braune Sauce“ noch nicht ausgemerzt. In einem höchst einschneidenden Capitel „Das Problem der neuen Farbenanschauung“ behandelt Muther diese künstlerische Krise, die etwa gegen Ausgang der sechziger Jahre acut geworden war. Man stand hart vor der Frage: Wie sollen wir weiterkommen? Muther zieht die Summe des bisher Geleisteten und gedenkt dabei auch der früher von ihm geschilderten deutschen Meister, die an der vorausgegangenen Bewegung hervorragend betheiligte waren, der Menzel, Lenbach, Leibl. Die freie Luft hatte man vereinzelt bereits zu malen gewagt. Aber die Experimente waren noch nicht so weit gediehen, daß man das Geheimniß eines neuen Stils, die Möglichkeit einer Harmonisirung der auseinanderfliehenden Farbentöne gefunden hätte. Ueberzeugend weist Muther nach, daß hier eine weit von außerhalb kommende Anregung auf den rechten Weg verhalf: Japan.

Die Kunst der Japaner erschien damals als eine exotische Merkwürdigkeit. Heute ist ihre eigenthümliche und delicate Geschmacksrichtung im gebildeten Europa allgemein anerkannt und vielfach durchgedrungen. Als etwas völlig Neues und, trotz ihrer Jahrhunderte alten Tradition, für uns Jungfräuliches griffen sie in die Bewegung der europäischen Malerei ein. Sie brachten eine neue, lichtere und pikantere Farbenanschauung, das Princip der sparsameren und zufälligeren Raumausfüllung, eine sensiblere Naturempfindung, ein launenhaftes decoratives Temperament. Erst nach und nach vermochte die europäische Malerei diese Eigenschaften für sich zu verwerthen, und jedenfalls hat man auch heute noch lange nicht davon ausgelernt. Der erste Anstoß war aber zugleich der bahnbrechende: sie gaben die entscheidende Schlußnote für den modernen Pleinair-Stil.

Edouard Manet, der in keinem Geringeren als Zola seinen Biographen gefunden hat, ist der Mann, der die Errungenschaften Millets und Courbets nach der formalen Seite hin vervollständigt hat. Nachdem er sein Wort

gesprochen hatte, war die moderne Kunst endgiltig begründet und hatte freie Bahn vor sich. Manet war eine echte Experimentaturnatur. Geborener Pariser und als solcher auf allen Streichriemen abgezogen, kannte er alle Kniffe und Piffe der modernen Malerei und begann sie unzureichend und langweilig zu finden. Sein reger Geist dürstete nach etwas Neuem, und die Japaner hatten ihn gelehrt, daß es ein solches Neues geben müsse, wenn man nur einmal wieder völlig rücksichtslos und mit paradiesischer Unbefangenheit die Natur betrachte, gleich als ob in allen vorausgegangenen Jahrhunderten niemals ein Mensch einen Pinsel in die Hand genommen hätte. Manet setzte sich in die volle Sonne und begann ruhig die Dinge vor sich stundenlang zu beobachten. Seine Wahrnehmung war, daß durch Licht und Luft Formen und Farben andauernd verändert werden; daß also beispielsweise das Gras zwar im Allgemeinen grün, gelegentlich aber auch gelb und blau und selbst wohl einmal rosthroth aussehe; daß ferner ein Mensch, der in der Sonne stehe, nicht derselbe sei, wie der, den wir in der Stube gewahren, und daß ein Baum am Mittag anders aussehe, als am Abend. Manet beschloß nun, die Dinge mit peinlicher Gewissenhaftigkeit genau so zu malen, wie er sie sah, und nicht, wie wir sie glauben, weil wir zu bequem sind, scharf zuzuschauen, und weil wir unser Auge zu Vorurtheilen erzogen haben. Das Princip des „Panta rhei“ (πάντα ῥεῖ) war damit auf unsere Farben- und Formenanschauungen übertragen, und es gab hinfort keine Götzen mehr, zu denen man beten konnte, sondern ein Jeder hatte sich seinen eigenen Gott erst zu erschaffen.

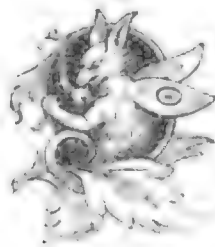
Mit Manet und seinen unmittelbaren Nachfolgern Degas und Claude Monet schließt Muther den zweiten Band seines Werkes. Der dritte Band ist der unmittelbaren Gegenwart gewidmet und lehrt, welch' reiche Saat überall aufgegangen ist, nachdem einmal das Samentorn in die richtige Furche gefallen war. Muther geht die Länder Europas und die junge in alle Welt zerstreute amerikanische Kunstcolonie der Reihe nach durch, und siehe da, aller Orten blüht und sproßt neue Kunst. Ueberall wird das Leben stürmisch und kühn erobert und umarmt, und so sehr die Einzelwege auseinandergehen, so sehr bleibt die allgemeine Tendenz dieselbe. Die Nationen selbst finden in der neuen Kunst stets neue Ausdrucksformen für ihre innerste Eigenart, weit mehr als früher: ein Beweis, daß kein Dogmenzwang die Kräfte zusammenhält, sondern daß der kühn entfachte Wind einer jungen Zeit in alle Segel bläst. Auch Deutschland ist an diesem Wettfahren ehrenvoll betheilig. Liebermann war es, der hier zuerst den neuen Ruf vernahm, und dessen historische Stellung nun Muther ein für alle Mal festgelegt hatte. Nächst ihm ist München, mit Frix von Uhde als markantester Erscheinung, der vornehmste Brennpunkt frischen Kunstschaffens.

Aber auch für die scheinbare Reaction gegen den Realismus der Zeit, den sogenannten Neu-Idealismus und was sich Alles darunter begreifen läßt, hat Muther die Augen offen. Er bemerkt mit vollem Recht,

daß, was der Realismus für die Außenwelt unternommen hat, der Neu-Idealismus für die Innenwelt zu thun beabsichtigt. Darin aber treffen sich beide Richtungen, daß seit dem durch Manet begründeten „Impressionismus“ von einer „objectiven“ Naturwiedergabe nicht mehr die Rede sein kann sondern daß Jeder, der Künstler sein will, zunächst und vor Allem sein persönliches Temperament einsetzen muß. Denn wer „Eindrücke“ malen will, muß vor Allem ein Vibrationzentrum haben, in dem die Eindrücke haften, und ob er nun die Außenwelt oder das Innenleben malt, Alles muß vorerst seine eigenste innere Vision werden, bevor er es zu malerischem Leben erwecken kann. Das peinliche Abschreiben ist die Domäne des Photographen. Die Domäne der Kunst ist das souveräne Schaffen.

Muther war galant genug gegen sein Vaterland, diesem das Schlußcapitel zu widmen. Ob er damit auch historisch im Rechte ist, bezweifle ich. Einmal gehört z. B. Böcklin seinen Wurzeln nach einer ganz anderen Zeitconstellation an als der jüngsten, nämlich annähernd derselben, wie sein Freund Anselm Feuerbach, den Muther lieblos in den ersten Band verwiesen hat. Andererseits bedeuten etwa Besnard und seine Schule und nun gar die „Rosen-Kreuzer“, von den nicht erwähnten Jan Toorop und Edward Munch ganz abgesehen, eine weit vorgekehrtere Stufe des Raffinements und der künstlerischen Cultur, als wir irgend in Deutschland aufzuweisen haben. Vielleicht hat aber Muther doch nicht aus purer Liebesswürdigkeit oder Schwäche diese Gruppierung vorgenommen. Vielleicht glaubte er einige Ungerechtigkeiten und Gezwungenheiten getrost in Kauf nehmen zu können, wenn er sich damit die Gelegenheit schuf, mit einem Namen zu schließen, der vielleicht doch, trotz aller auswärtigen Symbolisten, Mystiker und Decadents, vorläufig das letzte Wort in der europäischen Kunstgeschichte bedeutet: der Name „Max Klinger“. Vielleicht ist mit diesem Manne der Ausgangspunkt wiedergefunden, der im vorigen Jahrhundert so verderblich war, der aber heute, unter anderen Verhältnissen, in ungeahntem Maße segensreich werden kann, das classische Alterthum. Klinger erweist sich als innig mit ihm vertraut. Aber nicht einem neuen „Classicismus“ wird er uns zuführen, so tief er auch wurzelt in echter Classicität, sondern einem am Vorbild des ewig unvergänglichen Hellenenthum gestärkten, befreiten, gereinigten, stolzen und zukunfts-muthigen Menschenthum.

Q. D. b. v.





England gegenüber der veränderten Lage im Mittelmeer.

Von

A. Hogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Die Consequenzen des russischen Flottenbesuchs in Toulon, welcher die Schöpfung des permanenten russischen Mittelmeergeschwaders inauguirte, stellten sich mit der Zeit als bedeutendere heraus, wie man anfänglich anzunehmen geneigt war. Wenn auch die Bildung dieses Geschwaders selbst, ungeachtet seines Besuches in Frankreich, nicht unmittelbar gegen den Dreibund gerichtet erschien, so zielte sie doch offenbar darauf ab, den englischen Einfluß im östlichen Theil des Mittelmeerbeckens zu schwächen und diesen Theil desselben vom italienischen Einfluß zu Gunsten Frankreichs freizumachen.

Die Kennzeichnung der Bedeutung dieses Flottenbesuchs war russischerseits derart gehalten, daß sie Frankreich zu verstehen gab, daß Rußland für einen Krieg zur Wiedereroberung Elsaß-Lothringens nicht zu haben sei; allein die russische Unterstützung scheint für ein Zurückdrängen Italiens und die Ahndung seines Eintritts in den Dreibund Frankreich zur Verfügung zu stehen. Gegen diejenige Macht aber, welche an Stelle Frankreichs im Protectorat Italiens getreten ist, England, mehr noch wie gegen den dieses Protectorat ebenfalls ausübenden Dreibund ist nach der Ansicht der Engländer selbst die Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders in erster Linie gerichtet. Die Interessen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns scheinen durch diese Schöpfung nur insoweit berührt, als dieselbe sich gegen den Dritten im Bunde, Italien, und das ihm befreundete England richtet. Selbst wenn das Ziel der Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders nicht auf einmal erreicht wird, so ist die Zulassung Rußlands als eine der Mittelmeermächte, unter den Auspicien Frankreichs, zwar den Interessen des Dreibundes zu-

wider, ihre unmittelbaren Consequenzen berühren jedoch zunächst nur Italien und England. Für Ersteres wird daher die Aufrechterhaltung des Dreibundes umsomehr Lebensfrage, während England offenbar veranlaßt ist, seine Flottenmacht im Mittelländischen Meere zu verstärken und vielleicht sich dem Dreibunde etwas mehr zu nähern. Diese und ähnliche Ausführungen fanden bald nach den Touloner Festen in der Tagespresse diesseits und jenseits des Canals mannigfachen Ausdruck. Sie dienten überdies nur zur Ergänzung anderer weit wichtigerer Momente als die Bildung des russischen Mittelmeergeschwaders, welche, wie das stetige Anwachsen der französischen Mittelmeerflotte und ihres Arsenal's Toulon, die Besignahme von Tunis durch Frankreich, sowie die Umgestaltung Bisertas und die anscheinend in's Auge gefaßte Ajaccios, mit einem Wort, die empfindliche Bedrohung des kürzesten Seeweges nach Indien, seit geraumer Zeit die Machtstellung Englands im Mittelmeere sehr erheblich zu beeinträchtigen begannen.

Heute nun ist es von Interesse, die Reaction zu verfolgen, welche diese Urtheile und Momente und die ihnen zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse in England hervorriefen. Während der erste Lord der Admiralität, Lord Spencer, bei einer Banquetrede in Sheffield mit Bezug auf die Lage im Mittelmeer äußerte: „Ich bin hier, um zu sagen, daß die richtige englische Politik, was die Flotte betrifft, darin besteht, daß wir die Seemacht dieses Landes aufrecht und auf ihrer Höhe erhalten müssen. Wir haben Interessen rund um uns auf allen Meeren, wir haben Besitzungen und ausgedehnte Colonien in jedem Viertel des Erdballs. Diese weiten Interessen erfordern den Schutz der britischen Flotte. Wir sind eine friedliche Nation und wünschen, mit unseren Nachbarn auf gutem Fuß zu leben; allein ich möchte sagen, daß die beste Politik für das Land ist, eine mächtige Flotte zu erhalten, und daß wir, wenn dies geschieht, am besten den Interessen unseres Landes dienen“ — während Lord Spencer sich in Sheffield derart äußerte und später bei einem Londoner Banquet hinzufügte, daß die Suprematie Englands auf dem Meere erhalten werden müsse, erklärte der damalige leitende Staatsminister Englands, Gladstone, anfänglich: Die Regierung sei völlig befriedigt hinsichtlich der Tüchtigkeit und der Stärke der britischen Flotte im Mittelländischen Meere, und daß er daher keinen Tag im Parlament für Discussion der Frage ansetzen werde, ob die Seemacht Englands ihren Aufgaben genüge. Im vollen Gegensatz zu dieser Aeußerung des bisherigen britischen Premiers legte jedoch fast gleichzeitig eine Reihe eingehender fachmännischer Artikel der Times und anderer namhafter Blätter die Ueberlegenheit des französischen Mittelmeergeschwaders über das englische und die Möglichkeit überzeugend dar, daß das britische Mittelmeergeschwader von ersterem angegriffen und geschlagen werden könne, bevor die britische Canalflotte zu dessen Unterstützung eingetroffen sei. Ein englischer Fachmann, welcher über die Ergebnisse eines Besuchs im Arsenal von Toulon, dem Hauptmarinedepot Frankreichs, berichtete, bestätigte diese

Behauptung, und das hervorragendste Organ der öffentlichen Meinung Englands erhob gegen die Erklärung Gladstones lauten Protest und wies auf den Widerspruch hin, der in derselben zu der Rede des ersten Lords der Admiralität liege. Dasselbe bemerkte ferner: „Wenn Gladstones Erklärung die wohlerrwogene Politik der gegenwärtigen Regierung bedeute, so würde dies das ganze Land alarmiren und die größte Unzufriedenheit erregen.“ —

Wie ernst man in England die Forderung nach maritimer Verstärkung heute in der Bevölkerung nimmt, beweisen eine Reihe bezüglicher Zuschriften und anderweitiger Artikel in seiner Tagespresse. So versichert Admiral Seymonds in einer derartigen Zuschrift, daß die englische Flotte zur Zeit nur halb so stark sei, wie sie sein müsse, daß unter ihren Schiffen sich 77 unbrauchbare und 47 mit völlig veralteten Vorderladern ausgerüstete, wie sie keine andere Nation mehr führe, befänden und daß ihr überdies die erforderliche Besatzung fehle.

Man begann in England nicht nur, wie Lord Spencer sich ausdrückte, eine mächtige, sondern eine allmächtige Flotte zu verlangen. Allein die Verhältnisse lagen derart, daß der Chef der britischen Admiralität sowohl dem Widerstand von Collegen begegnete, die weit weniger wie er eine starke und weitstichtige Politik der maritimen Vertheidigung Englands zu inauguriren und zu sanctioniren geneigt waren, wie daß der Premierminister Gladstone, der zwar — offenbar mit Rücksicht auf die erregte öffentliche Meinung — erklärte, daß der diesjährige Flottenanschlag der Aufrechterhaltung der Suprematie Englands Rechnung trage, von ökonomischen Traditionen erfüllt, von häuslichen Staatsorgen absorbiert und, wie behauptet wurde, nie empfänglich für die weiteren Verantwortlichkeiten eines Weltreichs und weder nach Temperament noch Anschauungs- und Empfindungsweise geneigt war, eine Vermehrung der nationalen Rüstungen zu empfehlen oder gar zu sanctioniren. Der ihm zur Seite stehende Finanzminister theilte die wirthschaftlichen Ansichten seines Chefs und wurde darin von der Verwaltung des Staatsschatzes unterstützt.

Allein Lord Spencers Worte fanden in England einen lauten und sympathischen Wiederhall, und man wünschte, daß sie zu Thaten werden und ein neues Flottenprogramm oder eine ausreichende maritime Vertheidigung geschaffen werde. Man wies darauf hin, daß die jüngsten häuslichen und auswärtigen Ereignisse das Land nochmals zu ernstern Erwägungen hinsichtlich der jetzt vorhandenen und der in Aussicht genommenen Zulänglichkeit seiner maritimen Vertheidigungsmittel zwängen. Ueberdies laufe die Naval Defence Act von 1889 mit dem Schluß des jetzigen Finanzjahres ab. Dieselbe habe innerhalb der ihr gesteckten Grenze ihre Schuldigkeit zur Zufriedenheit des Landes gethan. Sie habe nicht nur die Stärke der britischen Marine in bedeutendem Maße unausgesetzt und schnell erhöht, sondern auch die Vortheile einer weitstichtigen und umfassenden, nicht unmittelbar von den viel-

fältigen Wechselfällen und den parlamentarischen und Parteiforderungen jedes einzelnen Jahres abhängigen Flottenpolitik dargelegt. Diese Politik wurde jedoch von einigen der einflussreichsten Mitglieder der jetzigen Regierung nie mit günstigen Augen betrachtet, und erschien dies von ungünstiger Vorbedeutung für die unmittelbare maritime Zukunft Englands, und es war sehr begreiflich, daß sich in England Stimmen erhoben, welche erklärten, daß die öffentliche Meinung des Landes heute stark beeinflusst werden müsse, um einen kräftigen Druck auf Diejenigen auszuüben, welche für seine nationale Sicherheit zur See verantwortlich seien. Wie ihre Vorgängerin werde jedoch die jetzige Regierung mit einer abermaligen Vermehrung der Flotte etwas Nichtiges und zugleich sehr Populäres schaffen und beim Parlament auf keine Schwierigkeit betreffs der Bewilligung der Mittel stoßen, welche die Flotte der heutigen Lage der Verhältnisse angemessen stark und leistungsfähig gestalten würden. Man erinnerte daran, daß keine englische Regierung einen Moment länger am Ruder bleiben, kein Minister der Schande entgegen konnte, wenn in der Stunde der Gefahr die Flotte, für die sie verantwortlich waren, nicht im Stande befunden wurde, die Macht des Reiches zur See aufrecht zu erhalten, von welcher England als Nation abhängt und als Staat existirt. Wirklich vorhandene Macht zur See bedeute jedoch für eine Nation, welche vermöge ihrer existirt, unbestrittene und unbestreitbare Ueberlegenheit auf derselben, und die Herrschaft zur See involvire als vollendete Thatfache die Bereitschaft einer überlegenen Flottenmacht für jeden von einem Feinde bedrohten oder bedrohbar strategischen Punkt des Reiches. Der Ocean bulde nur einen einzigen Gebieter. Die neuere Geschichte zeige, wie die Herrschaft zur See nacheinander aus den Händen der Spanier in die der Portugiesen, der Holländer und der Franzosen und schließlich in diejenigen Englands übergegangen sei; allein sie war stets nur in Händen eines einzigen Volkes und der stärksten und tüchtigsten Flotte.

Der Besitz dieser maritimen Ueberlegenheit, ursprünglich angestrebt und gewonnen als die Consequenz und Ergänzung der insularen Stellung Englands, ist in der That in der Folge das Instrument der Ausdehnung des britischen Reiches geworden. Er bildet heute das eigentliche Palladium der nationalen, staatlichen und Handelsexistenz desselben. Man bezeichnete demgemäß als das anzustrebende Ziel der maritimen Ueberlegenheit Englands dasjenige, daß die englische Flotte jeder Combination zweier der übrigen Flotten der Seemächte gewachsen sein müsse. Schon das Princip der Flottenvertheidigungsacte war dasselbe. Man folgerte heute daraus, daß, möge England es nun wünschen oder nicht, da die anderen Mächte ihre Schiffsbauten vermehrten und beschleunigten, es dasselbe thun müsse. In dem Princip aber, die unbestrittene Ueberlegenheit zur See aufrecht zu erhalten, waren au fond alle Parteien in England einig. Für die Art und Weise, wie dies geschehen soll, sind denn auch bald die erforderlichen Normen aufgestellt worden, und man beabsichtigt, durch ein neues Flottenbauprogramm,

welches die Flotte sowohl um große Schlachtschiffe ersten Ranges, wie Kreuzer und namentlich Torpedoboote vermehrt und welches auf einen Kostenaufwand von einigen 20 Millionen Pstr. auf 5 Jahre Bauzeit berechnet ist, die verloren gegangene Ueberlegenheit über die französische Flotte im Mittelmeer wieder herzustellen und die Durchführung jenes Princips zu erzielen. Obgleich der bisherige britische Premierminister Gladstone, wie erwähnt, anfänglich nicht gewillt war, die Flottenfrage im Parlament zur Erörterung zu bringen, um seinen Gegnern mit ihr nicht eine Waffe gegen die Home-Rule-Vorlage in die Hand zu geben, so sah sich derselbe dann genöthigt, dem gebieterischen Drängen der öffentlichen Meinung Englands und ihrer Vertreter im Parlament nach einer Verstärkung der britischen Seemacht, welche auf die Ueberlegenheit der französischen Flotte im Mittelmeer, Toulon, Biserta, Ajaccio, die Bedrohung des Weges nach Indien, die Mängel des werft- und docklosen Gibraltar, das russische Mittelmeergeschwader, den künftigen französisch-atlantischen Mittelmeercanal, und last but not least, die Ueberzeugung des ersten Lords der Admiralität hinwies, nachzugeben und dem neuen Flottenprogramm zuzustimmen.





Das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer zur Frage der freien Advocatur.

Von

Caesar Schoepf.

— Breslau. —

Die durch das Rescript des Justizministers vom 19. März 1894 aufgerollte Frage, ob und inwieweit die bestehende freie Advocatur einer gesetzlichen Einschränkung bedarf, ist nunmehr von Seiten der Vorstände der preussischen Anwaltskammern beantwortet worden. Unter den bisher bekannt gegebenen Gutachten befindet sich nur eines*), das, abgesehen von einer Ausnahme, die sämmtlichen in dem Rescript zur Discussion gestellten Beschränkungen der Zulassungsfreiheit und Freizügigkeit der Anwälte billigt und zur gesetzlichen Einführung empfiehlt. Die anderen Gutachten verhalten sich zu der Frage, ob ein gesetzgeberisches Eingreifen überhaupt erforderlich erscheint, verschieden, stimmen jedoch darin überein, daß sie die wesentlichste der im Rescript zur Erwägung gestellten Maßregeln, die Einführung des sogen. numerus clausus, d. h. die Festsetzung einer Maximalzahl der bei jedem Gericht zuzulassenden Rechtsanwälte für nicht zweckdienlich erachten. Dagegen haben die anderen in dem Rescript vorgeschlagenen Beschränkungen, die Einführung einer weiteren zweijährigen Vorbereitungszeit, zwischen dem Erwerb der Qualifikation zur Anwaltschaft und der Zulassung zur selbstständigen Ausübung derselben, und die Erschwerungen für die Zulassung an den Collegial- und den am Orte derselben

*) Das Gutachten des Vorstandes der Naumburger Anwaltskammer. — Nachträglich ist — als letzter — noch der Bericht des Stammervorstandes zu Hamm veröffentlicht worden, der sich durchweg im Sinne des Naumburger ausdrückt.

befindlichen Amtsgerichten bei einem Theil der Kammervorstände eine verhältnißmäßig günstigere Aufnahme gefunden. Am meisten überrascht hat in dieser Hinsicht das Gutachten des Vorstandes der Berliner Anwaltskammer. In demselben wird anerkannt und hervorgehoben, daß durch die unbeschränkte Zulassung der Rechtsanwälte im Deutschen Reich namentlich an den Sitzen größerer Collegialgerichte Uebelstände erwachsen seien, daß im Gefolge der Freigebung der Advocatur thatsächlich das Ansehen des Anwaltsstandes nicht unerhebliche Einbuße erlitten habe und die Gefahr der Bildung eines Anwaltsproletariats wenigstens an einzelnen Orten immer näher gerückt sei. Danach hält auch der Berliner Kammervorstand einen gesetzgeberischen Eingriff für wünschenswerth. Allerdings verwirft er die Einführung des numerus clausus, sowohl principiell im Interesse der Erhaltung eines tüchtigen, unabhängigen und der Zahl nach ausreichenden Anwaltsstandes, wie auch mit Rücksicht auf die bereits in dem Ministerialrescript hinsichtlich der Auswahl der Bewerber erhobenen Bedenken*). Dagegen erklärt er sich für andere der vorgeschlagenen Abänderungen und präsentiert dem Minister einen fertigen Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der gegenwärtig geltenden Rechtsanwaltsordnung. Die Quintessenz dieses Entwurfes liegt darin, daß danach die Zulassung als Rechtsanwalt bei einem Collegialgericht oder einem an dem Ort oder Vorort eines Collegialgerichts befindlichen Amtsgericht erst erfolgen darf, wenn der Bewerber nach Erlangung der Fähigkeit zum Richteramt während der Dauer von drei Jahren im Justizdienst, oder als Rechtslehrer an einer deutschen Universität, als Rechtsanwalt oder als zugeordneter Generalvertreter eines solchen oder mit Genehmigung der Landesjustizverwaltung als Hilfsarbeiter bei einem Rechtsanwalt thätig gewesen ist, oder ein Reichs-, Staats- oder Gemeindeamt bekleidet hat. Andererseits soll der Anwalt, der während der Dauer von drei Jahren bei einem Amtsgericht thätig war, ein Recht auf gleichzeitige Zulassung bei dem diesem Amtsgerichte übergeordneten Landgerichte haben. — Die Bedeutung dieser Vorschläge — das erhellt auf den ersten Blick — steht weit hinter dem Umstande zurück, daß überhaupt der Berliner Kammervorstand im Gegensatz zu den sehr gewichtigen Gutachten anderer Kammervorstände das Bestehen von Uebelständen in der Anwaltschaft als eine Folge der Freigebung der Advocatur anerkennt und einen Eingriff der Gesetzgebung für wünschenswerth erachtet, denn wenn auch die vorerwähnten, zur Abhilfe vorgeschlagenen Maßregeln das Princip der freien Advocatur nicht alteriren und der Kammer-

*) In dem Rescript war eine Anstellung der Bewerber nach dem Dienstalter oder Priorität der Meldung als zu Uebelständen führend reprobirt und Zulassung der Bewerber durch die Justizverwaltung nach vorgängigem Benehmen mit dem Vorstande der Anwaltskammer befürwortet worden. Der Kammervorstand zu Hamm, welcher die Einführung des numerus clausus befürwortet, hat sich über die Art der Einführung desselben nicht einigen können, so daß — wie es in dem Berichte heißt — die Erörterung in dieser Hinsicht ohne positives Ergebnis abschloß.

vorstand überdies ausdrücklich erklärt, an diesem Princip dürfe nicht gerüttelt werden, so wird damit doch nicht verhütet, daß die auf Beseitigung der freien Advocatur gerichteten Bestrebungen gerade durch dieses Gutachten eine erhebliche Unterstützung und Förderung erfahren.

Aber auch gegen die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Maßregeln selbst ergeben sich gewichtige Bedenken.

Wie bereits angedeutet, geht der Berliner Kammervorstand nicht so weit, die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft überhaupt von einem besonderen Vorbereitungsstadium abhängig zu machen, verlangt vielmehr eine weitere 3jährige Vorbereitungszeit nur als Voraussetzung für die Zulassung bei einem Collegialgerichte und dem an Ort oder Vorort belegenen Amtsgerichte. Er motivirt dies damit, daß die Thätigkeit bei den kleineren Amtsgerichten leichter controlirbar und minder verantwortlich sei, als bei den Gerichten in größeren Städten. Dieser Grund scheint jedoch nicht stichhaltig. Allerdings kommen im Allgemeinen bei den kleinen Amtsgerichten juristisch weniger complicirte Sachen zur Verhandlung. Aber es ist ja nicht der Mangel an juristischen Kenntnissen, sondern der Mangel an Lebenserfahrung, mit welchem die Einführung eines weiteren Vorbereitungsstadiums nach dem Assessorexamen gerechtfertigt wird. Und gerade in dieser Beziehung können an den Anwalt in der kleinen Stadt nicht geringere Anforderungen gestellt werden als an den der Großstadt. Gerade das Publicum der kleinen Stadt und die Landbevölkerung sieht in dem Anwalt nicht nur ihren Rechtsbeistand, sondern auch den Berather in schwierigen und delicates Familien- und sonstigen Angelegenheiten, so daß gerade hier der Anwalt öfters als in der großen Stadt in schwierige, einen besonderen Grad praktischen Blickes und Tactes erheischende Situationen hineingeräth. In der großen Stadt kann sich auch das Publicum bei complicirten Angelegenheiten an einen älteren Anwalt wenden, in der kleinen Stadt dagegen ist oft nur der eine Anwalt vorhanden, an den sich somit das Publicum wenden muß. Zudem fehlt dem Anwalt am kleinen Amtsgericht die Möglichkeit, sich in schwierigen Situationen mit erfahreneren Collegien zu berathen, und endlich hat er im Gegensatz zu dem Anwalt am Collegialgericht häufig vor einem ebenfalls noch jungen und weniger erfahrenen Richter zu verhandeln. Nach alledem wird man von dem Anwalt der kleinen Stadt zum Mindesten einen gleich praktischen Blick und gleichen Tact im Verkehr mit dem Publicum wie von dem Anwalt am Collegialgericht verlangen müssen, und damit entfällt der vom Berliner Kammervorstand für die unterschiedliche Behandlung der Niederlassung an den großen und den kleinen Gerichten angeführte Hauptgrund. Uebrigens würde auch die Einführung einer Wartezeit vor Zulassung zur Anwaltschaft bei den größeren Gerichten eine Ueberfüllung der kleinen Amtsgerichte zur Folge haben, die sich voraussichtlich viel unangenehmer bemerkbar machen würde, als die jetzt angeblich an den größeren Gerichten be-

stehende Ueberfüllung. — Ferner wird man gegenüber dem vom Berliner Anwaltskammer-Vorstande vorgeschlagenen Gesetzentwurf mit Recht die Frage erheben dürfen, ob denn die dort zur Ausfüllung des Vorbereitungsstadiums vorgeschlagenen Beschäftigungsarten zur weiteren praktischen Ausbildung des jungen Assessors ausschließlich geeignet erscheinen und ob nicht daneben andere Beschäftigungen, z. B. vorübergehendes Arbeiten bei dem Magistrat einer größeren Stadt oder bei einer Handelskammer zur Übung des praktischen Blickes und Tactes gleich geeignet wären. Sicher ist jedenfalls, daß der junge Jurist sich die zur erfolgreichen Ausübung der Rechtsanwaltschaft erforderliche Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Lebens am besten eben durch die Ausübung der Rechtsanwaltschaft und in derselben aneignet. Somit aber scheint es am besten, daß Derjenige, welcher die Anwaltsthätigkeit als Lebensberuf erwählen will, sich derselben so bald als möglich nach dem zweiten Examen ohne jedes Zwischenstadium widmet. Dies erkennt auch der Berliner Kammervorstand in gewissem Grade dadurch an, daß er zur Ausfüllung des von ihm befürworteten weiteren Vorbereitungsstadiums eine bisher in dieser Weise nicht eingeführte Beschäftigung der Assessoren als Hilfsarbeiter bei einem Rechtsanwalt empfiehlt. Hiergegen erhebt sich jedoch das Bedenken, daß bei Zulassung von Hilfsarbeitern einzelne Anwälte ihre Arbeitskraft vervielfältigen und damit die Concurrrenz, die eingeschränkt werden soll, gerade verschärfen würden. Ebenso würde aber auch das Publicum geschädigt, insofern die dem älteren Anwalt im Zutrauen auf dessen persönliche Erfahrung und Tüchtigkeit übergebenen Sachen in Wirklichkeit von dessen Hilfsarbeitern erledigt werden würden. Und dieser Uebelstand würde auch nicht beseitigt, wenn man nach dem Vorschlage des Berliner Kammervorstandes den Hilfsarbeitern das Auftreten in der mündlichen Verhandlung untersagte. Dagegen würde durch eine derartige Bestimmung dem Hilfsarbeiter selbst die Gelegenheit zur Ausbildung in einem wesentlichen Theile der anwaltlichen Thätigkeit entzogen werden.

Was endlich den weiteren Vorschlag des Berliner Kammergerichts anlangt, wonach den bei dem Amtsgericht während dreier Jahre thätig gewesenen Anwälten ein Recht auf gleichzeitige Zulassung bei dem übergeordneten Landgericht gegeben werden soll, so hat derselbe eine wesentliche Bedeutung nur in Verbindung mit der Einführung einer dreijährigen Vorbereitungszeit vor der Zulassung bei den größeren Gerichten. Denn nur um das nach Ablauf der Wartezeit zu befürchtende Rückströmen der Anwälte aus der kleinen nach der großen Stadt abzuwenden, soll den Anwälten an den kleineren Amtsgerichten gewissermaßen als Prämie für ihr Verbleiben an denselben das vorerwähnte Recht verliehen werden. Für sich allein würde die Einführung dieser Bestimmung sicher nicht im Stande sein, den Strom der Niederlassungen von den größeren nach den kleineren Gerichten abzulenken.

Wie aber die Einführung einer dreijährigen Wartezeit vor Zulassung an den größeren Gerichten unter gleichzeitiger Möglichkeit der sofortigen Niederlassung an den kleinen Gerichten sich nicht rechtfertigen läßt, so ließe sich auch die Einführung einer für die Niederlassung an allen Gerichten gleichen Wartezeit nicht rechtfertigen. Will man dieselbe im wesentlichen als Vorbereitungszeit charakterisiren, so spricht hiergegen zunächst, daß, wie bereits ausgeführt, der für den Anwalt erforderliche praktische Blick und Tact sich im Wesentlichen doch nur in und bei Ausübung des Berufes selbst heraus bildete. Es läßt sich aber auch nicht absehen, aus welchem Grunde der Aßessor, um Anwalt zu werden, ein weiteres dreijähriges Vorbereitungsstadium durchlaufen soll, während er ohne Weiteres zur Bekleidung des Richteramtes fähig erachtet und auch thatsächlich sofort nach dem Examen mit der Wahrnehmung richterlicher Geschäfte betraut wird. Die Zulassung zu derjenigen anwaltlichen Thätigkeit, welche in der That eine besonders reiche Lebenserfahrung und juristische Durchbildung verlangt, nämlich die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Reichsgericht, ist bereits gegenwärtig eingeschränkt, insofern über diese Zulassung vom Präsidium des Reichsgerichtes nach freiem Ermessen entschieden wird. Hier ist aber auf der anderen Seite auch eine Einschränkung für die Bekleidung des Richteramtes vorhanden, insofern zum Mitgliede des Reichsgerichts nur Derjenige ernannt werden darf, der das 35. Lebensjahr vollendet hat.

Will man andererseits das dreijährige Interimisticum vor der Niederlassung nicht sowohl als Vorbereitungszeit, sondern als Wartezeit und Abwehrmittel gegen die angebliche Ueberfüllung des Anwaltstandes einführen, so ist dem gegenüber hervorzuheben, daß die ganze Maßregel doch nur eine vorübergehende Stauung der Niederlassungen bewirken, nicht aber dauernde Abhilfe schaffen könnte. Allerdings würde vielleicht die Verlängerung der Vorbereitungszeit eine Anzahl minderbemittelter Aßessoren von der Ergreifung des Anwaltsberufes abschrecken, es muß aber mehr als zweifelhaft erscheinen, ob damit eine Hebung und nicht vielmehr eine Herabdrückung des Anwaltstandes hinsichtlich seiner Fähigkeiten und damit auch seines Ansehens erzielt werden würde. Endlich ist auch zu bedenken, daß jede Erschwerung der Zulassung zur Anwaltschaft die ohnehin übergroße Zahl der auf eine Anstellung im Staatsdienst wartenden Aßessoren noch vermehren würde.

Wenn man die Gesamtheit der von den preussischen Kammervorständen abgegebenen Gutachten überblickt, wird man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, daß überhaupt — mit geringen Ausnahmen — weder ein Bedürfniß der Rechtspflege noch das Interesse des rechtsuchenden Publicums eine Abänderung des gegenwärtigen Zustandes erheischt, daß vielmehr der gegenwärtige Wettbewerb insbesondere auf die Thätigkeit jüngerer Anwälte in den größeren Städten zu wesentlichen Mängeln nicht nur keine Veranlassung bietet, sondern im Gegentheil dem Gericht wie dem Publicum eine sorgfältige Vorbereitung der Sachen, dem Publicum insbesondere eine ein-

gehende Bearbeitung und eifrige Wahrung auch unbedeutender Rechtsangelegenheiten verbürgt. In diesem Sinne äußern sich u. A. auch die Vorstände derjenigen Anwaltskammern, welche die nächst Berlin größten Städte der Monarchie, Breslau und Frankfurt a. M., einschließen.

Wenn mancher Orts Uebelstände in der Anwaltschaft hervorgetreten sind, so dürften dieselben weniger auf die Freiegebung der Advocatur, als auf andere Umstände zurückzuführen sein. Insbesondere dürfte dies auf die von dem Berliner Anwaltskammervorstand für Berlin constatirten Uebelstände zutreffen. Das rapide Anwachsen der Bevölkerung in Berlin und die in überraschend kurzer Zeit vor sich gegangene Entwicklung zur Weltstadt haben manche eigenartige, wohl nur vorübergehende ungesunde Verhältnisse gezeitigt, die sich auf allen Gebieten des Berliner Lebens bemerkbar machen. Gegen diese ganz allgemein auftretenden Uebelstände ist natürlich auch der Anwaltstand nicht immun, und daraus lassen sich vielleicht die vom Berliner Kammervorstand beregten Uebelstände erklären. Jedenfalls wäre es verfehlt, dem zunächst nur im Hinblick auf den Kammergerichtsbezirk, insbesondere die speciell berlinischen Verhältnisse abgegebenen Gutachten des Berliner Kammervorstandes eine zu weit gehende Bedeutung beizumessen und aus demselben die Reformbedürftigkeit der Anwaltsverhältnisse der gesamten Monarchie oder gar die Nothwendigkeit einer Einschränkung der freien Advocatur zu deduciren. Die Freiheit der Advocatur, wie sie gegenwärtig besteht und vor 15 Jahren unter fast allseitiger Billigung der in Betracht kommenden Factoren eingeführt wurde, erfreut sich auch jetzt noch im Publicum wie im Anwaltstande selbst fast ungetheilte Zustimmung und wird uns hoffentlich erhalten bleiben.





Wohlthätigkeit.

Novelle

von

E. Delu.

— Berlin. —

(Schluß.)

Mein Gott, ist es denn wahr?" fragt die Präsidentin, die, ganz gegen die sonstige Sitte, in der Villa Derffner beinahe zehn Minuten auf das Erscheinen der Hausfrau hat warten müssen. Sie ist drei Wochen verreist gewesen, einer ihrer Töchter nahe zu sein, für die sich fast eine Aussicht zu einer Heirath geboten hatte. Noch ehe das entscheidende Wort aber gefallen war, hatte sich der Bewerber über die gänzliche Vermögenslosigkeit der schönen Irene orientirt und plötzlich versehen lassen — „Es kam doch nicht wahr sein?" wiederholt sie und streckt Frau Olga beide Hände hin und lächelt sie ungläubig an. „Soeben erfahre ich das Geschwätz der Leute — und eile hierher — Lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit, Liebste, Beste!"

Die Hausfrau erwiedert den Druck der nervösen Finger und fragt mit ihrer schönen Ruhe: „Ich weiß noch nicht einmal, was Sie meinen, verehrte Frau Präsidentin — das müßte denn doch vorangehen!"

Frau von Börner trägt ein schwarzes Kleid, das sehr viel Perlenbesatz schmückt, selbst bei der Gemessenheit ihrer Bewegungen ist ein leises Klirren und Klingen an ihr. Sie würde nie der Welt eingestehen, welch' mühevollen Stunde es ihr und den Töchtern verursacht, „standesgemäß" gekleidet zu erscheinen.

„Es ist doch Stadtgespräch," sagt sie mit Nachdruck, „dieser seltsame Fund, den Sie machten, dies ausgelesene Kind —"

„Ah, so" —

„Und,“ eine Pause und ein forschender Blick, „daß Sie es bis jetzt behielten!“

„Nun ja — das ist auch zutreffend!“

„Und“ — ein Athemzug, die Dame richtet sich zu ihrer vollen Höhe auf —

Olga lächelt. „In den drei Wochen Ihrer Abwesenheit haben sich also die Zungen noch nicht müde geschwagt?“

„Bedenken Sie doch,“ sagt Frau von Börner entschuldigend, es ist so etwas Unerhörtes! Ich war ja selber starr. Sie — beschäftigen sich da mit dem ersten, besten Kinde, das irgend eine raffinirte Person auf Ihre Schwelle legt! Und ist es wirklich wahr, daß Sie auf alle Nachforschungen, wer Ihnen Solches angethan, verzichteten — ja, daß Sie sich jedwede Vermuthung und dergleichen mehr ausdrücklich verboten haben?“

„Völlig wahr, meine liebe Frau von Börner!“

Die Dame legt die Hände in den Schooß und stößt ein „unglaublich“ hervor, dann macht sie wieder eine kleine Pause, um endlich zu sagen: „Es ist eine Regung wohlthätiger Nächstenliebe — ich anerkenne die ja auch und muß einsehen, daß Sie eine Befriedigung darin suchen, diesen Findling gewissermaßen dem Fundorte entsprechend zu pflegen und auszustatten, um ihn dann in andere Hände zu geben. Man setzt wohl auch ganz richtig voraus, daß der Commerzienrath Derffner dem unglücklichen Geschöpf seine Unterstützung nie versagen wird — insofern haben die gewissenlosen unbekanntern Eltern ganz vortrefflich calculirt und experimentirt —“

Leise legt sich die Hand der Commerzienrätthin auf die der Sprecherin.

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, daß ich bemerke, daß ich den Knaben kaum in fremde Hände geben werde, daß mein Mann und ich entschlossen sind, denselben unter unseren Augen aufwachsen zu lassen, ja, daß mit der Zeit die Möglichkeit —“

„Einer Adoption nicht ausgeschlossen ist,“ vollendet Frau von Börner, der es wohl zum ersten Mal passirt, daß sie Jemandem in's Wort fällt, und ein Ausdruck von Starrheit legt sich über ihre Züge. „So hätten die Leute also doch Recht, welche diese — gelinde gesagt — Ungeheuerlichkeit vermutheten. Meine liebe Freundin, das kann ja aber nicht sein, das können Sie im Ernst nicht wollen!“

„Ich bin erstaunt,“ erwidert Olga, „diese Ausdrücke von Ihnen zu hören, nachdem Sie früher den Gedanken, unser kinderloses Haus zu beleben, warm begrüßten!“

Die Präsidentin schlägt die Augen zur Zimmerdecke. „Aber, Pardon, doch nicht in solch' vulgärer Ausführung, wenn es denn gesagt sein muß! Das erste, beste Kind der ersten, besten obskuren Eltern — mich schaudert, weiter zu denken! Wer entäufert sich denn solcher Kinder? eine Mutter, die in Schande lebt — wer mag der Vater sein? irgend ein Wüßling!“

Ein warmer Schein fliegt über Frau Olgas blaßes Gesicht.

„Eltern aus unserem Stande, eine Mutter wie Sie, die würden ja auch zu solchem Schritte nicht gezwungen sein! Ich meine, je weniger man über den Ursprung unseres Findlings nachdenkt und sich an der Thatsache genügen läßt, daß er köstlich gesund und hübsch ist, umso besser.“

Frau von Börner hat ihren Einfluß auf die geräuschlose Fabrikantenfrau überschätzt, sie empfindet das plötzlich und schmerzlich und ahnt, daß diese blasse Olga so wenig jemals etwas der Leute halber unterlassen wird, wie sie nie etwas Halbes thun kann. Sie erhebt sich langsam. „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich einem Impuls folgte — Ich vermag eben nicht, mich über gewisse Dinge hinwegzusetzen!“ Sie konnte sich nur mit dem leisen Hochmuth wehren, den sie aus ihren Worten klingen ließ. „Bei uns, das ist begreiflich, spielt die Herkunft eine weit größere Rolle —“

„Als ‚bei uns‘ natürlich!“ vollendet diesmal die Dame des Hauses mit ihrem heiteren Lächeln. „Und da; uns schwerlich ein Grafensöhnlein, das den Trauschein seiner Eltern bei sich trüge, an die Schwelle gelegt worden wäre, so bin ich mit diesem modernen kleinen Moses zufrieden.“

„Sie konnten nicht wissen,“ giebt die Präsidentin zurück, „ob Ihnen nicht ehrenwerthe, hochgestellte Mütter ihre Kinder gern anvertraut hätten —“

„Ah —“

Eine steife Verbeugung. „Als ich noch bei Hofe war, schmeichelte ich mir, von Ihrer Hoheit in allen Dingen zu Rath gezogen zu werden — ich muß von der Klugheit, die man mir so huldvoll zusprach, doch eingebüßt haben, sonst hätten Sie sicher auch der Freundin ein wenig Gehör geschenkt! Sie hätten mich vielleicht ersucht, nachzuforschen —“

„Nein, um's Himmelswillen nicht!“ protestirt Frau Olga. „Ich halte mich hier nach beiden Seiten an den Code Napoléon — jede Nachforschung der Elternschaft ist untersagt. Dagegen bin ich gern bereit, Ihnen unseren kleinen Konrad, der am Tage nach seinem Erscheinen diesen Namen zu Recht bekommen hat, zu zeigen.“

Es liegt eine mütterliche Freude in dieser Aufforderung.

Frau von Börner lehnt sanft ab. „Heute nicht, m'amie, ich muß mich erst an den Gedanken gewöhnen — erst ein wenig trainiren, daß ich dem Wesen, das Ihre Sympathien in so unbegreiflich schneller Weise erobert hat, nicht mit gar zu großer Aversion gegenüber trete. Um Ihres willen nicht — bloß aus diesem Grunde nicht.“

Sie schütteln sich die Hände, als Frau Derffner mit ihrem Gast in die Blumenhalle tritt, hebt sie lauschend den Kopf nach der Galerie empor — die Präsidentin weiß, was das bedeutet, dem Eindringling gilt's — und sie lächelt etwas spöttisch.

„Wollen Sie nicht mit hinüber kommen zum alten Müller?“ fragt die Hausfrau, als sie sich überzeugt, daß dort oben Alles ruhig. „Er hat Pflanzen, die Sie wünschten, für Ihren Blumentisch ausgewählt.“

Sie möchte die Dame, deren Absichten und gescheiterte Hoffnungen sie plötzlich zu erkennen geglaubt, nicht unter dem ihr unangenehmen Eindruck scheiden sehen.

Während die Beiden, über die nun schon längst wieder beseitigten Spuren des neulichen Unwetters redend, durch die Anlagen der Gärtner-Wohnung zuschreiten, hat dieselbe von der Straßenseite her ein blondes Mädchen betreten, das ein Päckchen im Arm trägt.

Auf dem Hausflur, der mit Pflanzen bestellt ist, die weder der Wärme des Treibhauses bedürfen noch bereits völlig der Witterung ausgesetzt werden, sollen, steht sie still und schaut sich um. Bei „Müllers“ ist es so feierlich wie in der Kirche oder im Walde — pflegen die Leute zu sagen, welche Verständnis für das stille Heimwesen des Ehepaars haben.

Toni Baumann, die eben aus dem unbehaglichen Heim in der Vorstadtstraße kommt, fühlt das auch, läßt die Rehaugen über die Pflanzengruppen gleiten und senkt den blonden Kopf.

Dicke, beklommene Luft daheim, der knirschende Sand unter den schlürfenden Fußstritten der Mutter — hier athmet man Frieden. Sie faltet unwillkürlich die Hände und legt sie auf das pochende Herz — Friede! Warum ist es so ungleich in der Welt, weshalb hat sie nicht ein Dach, unter dem das Wort verstanden wird!

Aber immer kann sie doch nicht hier unbeweglich stehen bleiben, langsam schreitet sie dem Wohngemach zu und pocht an.

„Herein!“ ruft eine freundliche Stimme, sie drückt leise die Thür auf und steht wieder einem Bilde des Friedens gegenüber. Auf der offenen Veranda, unter Palmen und Myrten sitzt, vor jedem Wind durch grünberaunte Glaswände geschützt, eine weißhaarige Matrone über ein Buch gebeugt. Als sie, den Kopf hebend, die Eingetretene erblickt, winkt sie ihr zu.

„Nicht etwa, daß ich nicht aufstehen will, aber hier ist's schön zu sitzen, mein Kind, und das sollst Du mit genießen,“ sagt sie freundlich, auf einen Stuhl sich gegenüber deutend.

„Sie sind sehr gut, Frau Sanna,“ erwidert Toni, mit ihrem Packet herantrippelnd, „aber ich bin so eilig, ich darf mich nicht aufhalten.“

Die alte Frau hat ein sanftes Lächeln und sagt mit dem zahnlosen Munde: „Freilich, was jung ist, das hat es immer eilig, ich bin auch 'mal jung gewesen. Heute sind wir's nicht mehr, der Johannes und ich — können Alles abwarten, Alles!“

Und ihr Blick streift wie verloren den abendlichen Himmel, den die untergehende Sonne köstlich gefärbt hat.

„Ein schönes, ruhiges Plätzchen ist das allerdings,“ meint Toni, wie versucht den Stuhl anblickend, der ihr zugedacht ist.

„Im Grünen und in der Luft ist's immer herrlich,“ sagt Frau Susanna und nickt dazu. „Der Johannes bringt jetzt seine Blumen zu Bette, er muß immer selber nachsehen, ob die Burschen ordentlich sind mit dem Schließen

der Fenster und dem Bedecken der Pflanzen, denn noch kann nicht Alles die Nachtlust vertragen, und der Sturm von neulich hat uns weise gemacht. Ja, ja, die Pflanzen sind alle wie Kinder, seine und meine.“

In Toni's zarten Wangen wird ein leiser Blutschimmer sichtbar; auf ihr Packet deutend, meint sie:

„Aus der Villa kommt doch so oft Jemand von der Dienerschaft herüber — wenn ich das hier lassen dürfte, daß es mitgenommen wird!“

„Weshalb gehst Du denn nicht selber?“ fragt Frau Sanna ihr Buch, in welchem sie den Abendsegen gelesen, neben sich legend. „Die Jugend wird bequem — was?“

„Das ist es nicht,“ vertheidigt sich Toni erglühend, „ich trau' mich nicht in's Haus, weil —“

„Nun, weil —“ Frau Sanna kann ganz forschende, kluge Augen auf solche erglühende Gesichter richten.

„Die Mutter kürzlich mal dagewesen ist — und — und“ — stockend nur will es über die Lippen, „sie betrunken war — und ich — mich nun schäme!“

„So! armes Ding! ja, das Trinken ist schon in meiner Jugend ein Laster gewesen,“ meint die Matrone, als liege darin ein Trost. „Aber, Du brauchst Dich nicht zu schämen, unsere Frau ist gut, immer gut!“

„Das weiß ich!“ ein Seufzer erklingt dazu. „Sie hat ja auch wieder an mich gedacht und mir Arbeit geschickt, während so viele Andere mich ganz vergessen hatten.“

„Um —“ die alte Gärtnersfrau wiegt das weiße Haupt, „so ist sie nun mal, Vergessen ist ihre Sache nicht, nicht im Guten und nicht im Bösen, denn weißt Du, Kind, erzürnen kann sie sich auch, ganz, wie es recht ist. Aber das sind schlechte Menschen, die der Frau was zu schaffen geben!“

„Ja!“ Toni macht eine rasche Bewegung. „Wenn Sie mir heute doch erlauben wollten, daß ich das hier abgebe? Es sind Sächelchen für den Kleinen, den sie jetzt in der Villa haben — bitte, Frau Sanna!“

Es liegt ein so inniger Ausdruck in ihrem Ton, daß sich das weiße Haupt gewährend neigt.

„Leg's dahin! War wohl pressant? Ja, jetzt hat sie's eilig mit dem Ding da — und mein Johannes meint immer, wenn man ihr böse sein könnte, so müßt's jetzt sein, wo sie viel weniger zu sagen und zu wünschen hat. Aber kann man denn das?“

„Ja, sie ist gut!“ wiederholt Toni und blickt erst nach dem Abendhimmel und sieht dann den Stuhl an, welcher ihr vorhin angeboten wurde, und scheint plötzlich die große Eule vergessen zu haben, denn sie läßt sich darauf nieder.

Mit den Fingerspitzen die graue Papierhülle, in der sie ihre Arbeit geborgen hat, berührend, sagt sie:

„Das Kind hat's da gewiß auch gut.“

„Und wie!“ erzählt die Matrone, „viel zu gut. Denn woher mag so etwas stammen, das Vater und Mutter g'rad' so viel werth ist, um vor Anderer Thür geworfen zu werden.“

„Lieber Gott!“

Die Matrone achtet nicht auf den Einwurf.

„Das thäte mein Johannes keiner Pflanze, sag' ich Dir!“

Die bläßen Finger des Mädchens umfassen die Tischkante.

„Wer weiß denn auch, wie hart es den Leuten geworden sein mag,“ flüstert sie, als müsse sie einen Vertheidigungsversuch machen.

„Ich bin so viele Jahre auf der Welt und habe Manches gesehen,“ spricht die Gärtnersfrau, „wenn man jung ist, da urtheilt man rasch. Die Verführung ist groß in der Welt, und manch armes Ding ist leicht beschwast, aber Noth und Schande muß sich doch tragen lassen für ein Geschöpf, das hilflos da liegt?“

„Noth und Schande,“ spricht ihr Toni wie im Traume nach, und dann schauert sie zusammen.

„Ja, in der Welt muß man sich wehren,“ knüpft die Alte als Schlussbetrachtung an.

Der Blick des Mädchens sucht den Boden, ein leises Zittern liegt in ihrer Stimme, als sie fragt: „Meinen Sie, Frau Sanna, die, welche das Kind dorthin brachten, hätten es nicht lieb gehabt?“ Und wie sie nicht gleich eine Antwort erhält, schüttelt sie den blonden Kopf.

„Das — glaube ich doch nicht!“

Zuweilen ist die Gärtnersfrau ein wenig schwerhörig, vielleicht, denkt Toni, sind ihre letzten Worte nicht an ihr Ohr gedrungen; sie wiederholt sie aber nicht.

In dem Bauer drüben zirpt ein Kanarienvogel, er ist bereits müde, dann senkt er das Köpfchen und birgt den Schnabel unter dem Flügel. Eine Weile ist es ganz still in dem Stübchen und auf der Veranda.

Die alte Frau hat aber doch Alles gehört; sie streift das gesenkte Haupt des Mädchens mit einem mitleidigen Blick, der zu sagen scheint: Du armes Geschöpf solltest von Daheim wissen, daß Du von der ersten Stunde an Deiner Mutter wenig Zärtlichkeit zu danken hast — aber sie spricht es nicht aus.

„Ob sie da drüben in der Villa mal besonderen Dank haben werden für diese Gutthat, wer weiß das!“ meint sie endlich.

Toni blickt nach dem frommen Buch auf den Knien der Greisin.

„Der liebe Gott schreibt so etwas ein, nicht wahr, Frau Sanna?“

„Ja, da ist aber die Welt,“ sagt die und hebt einen runzeligen Finger, wie ein Warnungszeichen. „Und so ein Kind kann es in sich haben —“

„Was denn?“

„Schlechtigkeit von Vater oder Mutter! Was weiß ich, wer der Schlechteste gewesen ist. Getaugt haben sie doch sicher alle Beide nichts!“ eifert Frau Sanna.

„Ach Gott!“ kommt es über die Lippen des blassen Mädchens. „Ach Gott —“ und dann beugt sie sich über den Tisch, der zwischen ihr und der alten Frau steht, und fragt hastig:

„Haben Sie es schon gesehen, glauben Sie, daß so — so was Schlechtes in ihm ist?“

Die Alte lächelt. „Das sieht man den wenigsten Menschen an. Da kann ein ganz unschuldig Gesichtchen uns angucken, und in der Seele, die dahinter ist, sieht's böse aus. — Ich wollte nicht alle Menschen daraufhin prüfen. Das ist wie eine Pflanze — ob die den Wurm an der Wurzel oder in der Blüthe hat, das sieht man ihr lange nicht an — mein Johannes ist kundig und weiß es oft doch nicht. Und nun so 'n Kind — das trinkt und wächst, just wie die Pflanze. — Der Junge da oben sieht soweit ganz gesund aus, wo mal der Wurm sitzen wird, das können sie aber nicht wissen, Gelehrte nicht und Aerzte auch nicht.“

„Sie sagen in der Stadt,“ die langen Wimpern senken sich auf die Wangen, „Herr Müller habe den Kleinen über die Taufe gehalten.“

„Das mußte er ja wohl unserer Frau zu Liebe thun! Und wenn der Junge so rechtschaffen wird, wie sein Pathe, dann ist es gut.“

Sie nickt lächelnd nach der Richtung hin, in der sie den Gatten weiß; noch flattert das Haubenband, das dadurch in Bewegung gekommen ist, als sie Frau Olga Derffner mit der Präsidentin gewahrt, und nun wird es ein gar lebhaftes Neigen und Verbeugen, bis die Damen die paar Schritte heraufgestiegen sind.

Es liegt etwas wie Ehrfurcht in der Art, wie die reiche Frau die greise Lebensgefährtin ihres Untergebenen begrüßt, und auch die Präsidentin ist ganz natürliche Liebenswürdigeit. Toni hat sich von dem Stuhl erhoben und ist eben im Begriff, der Zimmerthür zuzuflüchten, als Frau Derffner sie bemerkt und ihr zuwinkt, und die alte Sanna ruft mit ihrem dünnen Stimmchen: „Nun siehst Du, da ist die gnädige Frau selber.“ Und es hilft nichts, das schüchterne Ding muß sein graues Packet heran tragen.

Bescheiden legt sie es auf die Ecke des Tisches, mit gesenkten Lidern steht sie dabei, die Lippen bewegen sich wohl, als äußerten sie etwas, aber es ist unhörbar.

„Ah, die Toni!“ sagt Frau Olga und blickt aufmerksam in das Gesicht des jungen Mädchens. „Wie ich sehe, recht erholt — Sie waren ja wohl fort, und das hat Ihnen gut gethan.“

„Ja, gnädige Frau!“

„Und pünktlich mit der Arbeit, morgen fertig, Sie wissen doch?“

„Hier ist sie schon!“ kommt es leise zurück.

„Ah, das ist brav. Immer verläßlich — und nun lassen Sie sehen!“

Die Näherin schlägt die Hülle auseinander, und winzig kleine Hemden kommen zum Vorschein.

Wie sie eins davon entfaltet, berühren sich ihre und Frau Derffners Finger.

„Gnädige Frau wünschte eine Probe!“

„Freilich, so ließ ich sagen, und sie ist hübsch ausgefallen!“

Die Präsidentin beugt sich auch herüber.

„In der That, — ein Prinz könnte keine schönere Ausstattung bekommen!“ sagt sie beziehungsweise.

„Sie sind geschickt, Toni,“ lobt Frau Olga, „es ist ja förmlich, als hätten Sie das mit Liebe zur Sache gemacht. —“

„Die gnädige Frau sollte zufrieden sein!“

„Das bin ich — und nun bekommen Sie auch das Andere. Wir wollen ihn ein wenig putzen, unsern kleinen Konrad. Wie herzig wird das Bürschchen darin aussehen!“ und sie faßt an die Spitzen, welche den Ausschmitt umgeben, und hält das winzige Kleidungsstück empor.

„In der That, wie ein Kind, das ein Spielzeug bekommen hat,“ denkt die Präsidentin voll Bitterkeit, sich der peinlichen Auseinandersetzungen erinnernd, welche sie jedesmal mit der Schneiderin haben muß, wenn sich die Nothwendigkeit einer neuen Anschaffung herausstellt.

Sehr tief beugt sich Toni über den feinen Batist, damit die Damen nicht gewahren, daß ein heißer Tropfen sich verstoßen aus ihrem Auge darauf verirrt hat. —

Die Präsidentin spielt mit ihrem Handschuh und sagt laut: „Ich möchte nur wissen, ob Ihr Findling das moralische Recht auf diese Zierlichkeit und Herrlichkeit besitzt — fast möcht' ich behaupten, daß in seinem ersten Wiegenlied, das ihm gesungen wurde, nicht die Rede davon war.“

Frau Derffner überhört das, sie wendet sich zu Toni.

„Schlagen Sie die Hemdchen ein, Wilhelm soll sie später holen — ah, welcher eisige Finger Sie haben, Kind, so ganz fest scheint's doch noch nicht wieder mit der Gesundheit zu sein! Nun, das kommt! — was sagten Sie? daheim möchten Sie noch ferner arbeiten? ist mir auch recht, aber kommen müssen Sie ein Mal und sehen, wie Alles paßt. Schleifen? ja, nehmen Sie Rosa an die Jäckchen — das ist quasi seine Farbe —“

Dann schiebt sie den Arm durch den der Präsidentin, fragt, wo jetzt Herr Johannes zu finden sein wird, und schreitet gemeinsam mit der Freundin hinab in die grüne Dämmerung.

Toni ist neben der Matrone stehen geblieben, ein paar Mal hat sie die Lippen bewegt, ehe ein vernehmlicher Laut herausgekommen ist, dann sagt sie, wie traumverloren: „Hörten Sie — wie ein Prinz!“

„Ja, daß es den Leuten ein Bißchen viel scheint, das ist doch ganz begreiflich,“ meint Frau Sanna.

„Gute Nacht!“ mechanisch kommt es heraus, als erinnere sich die Sprecherin unklar, daß dies eine hergebrachte Formel sei — dann geht sie hinaus.

Frau Sanna faßt wieder nach ihrer Hornbrille und sucht die Stelle, wo sie vorhin unterbrochen ist.

„Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, wie hab' ich ihn vollbracht?“ ihr zahnloser Mund scheint jedes Wort erst zu buchstabiren.

Diesmal hält sich Toni nicht in der grünen Vorhalle auf, die Luft ist auch hier bedrückend eng für sie geworden — aber schnell, wie sie möchte, kann sie nicht von der Stelle. Es ist eine bleierne Schwere plötzlich in ihren Füßen, und die gleichmäßigen, festen Schritte, die bald darauf hinter ihr erklingen, sind die der Frau Präsidentin.

Sie hat wirklich sehr wenig Interesse jetzt dafür haben können, welche Pflanzen ihr der wunderliche alte Mann mit hundert Verhaltensmaßregeln übergeben will — ihr Kopf ist eingenommen von dem unerhörten Ereigniß, ihr Herz zieht sich zusammen bei dem Gedanken, daß ihrem Kuno eine Chance entgangen, und sie schilt sich ob ihrer Zurückhaltung, daß sie nicht energisch gehandelt.

Olga Derffner ist eine Phantastin! — sie hätte das nie in dem kühlen, klaren Kopfe dieser Frau gesucht — nun ist da doch ein Winkel gewesen, in dem die Phantasterei lauernd saß und nur der Gelegenheit harrete, sich meisternd hervorzuthun.

Der schreiende Säugling obscurer Herkunft gab also wirklich in der Villa Derffner den Ton an, sie hatte sich selber überzeugt, die kleinen Glieder desselben wurden in spibenumsäumten Batist gehüllt, und er hatte schon „seine Farbe“. Lächerlich! statt das Kind einer Pflege- und später irgend einer passenden Erziehungsanstalt zu überweisen — und warum dies sentimentale Sträuben gegen jede Nachforschung?

Wenn sie der Scene mit der hübschen Näherin denkt — sogar von der jetzt diese unbegreifliche Frau „Liebe zur Sache“ voraus.

Da ist sie ja vor ihr, zierlich und blond, wahrhaftig, sie ist versucht, bei der mehr „gesunden Sinn“ anzunehmen, als bei der reichen Frau.

Ueber die Straße kommt ein Arbeiter auf das langsam dahingehende Mädchen zu — auch ein Blondkopf, dem die Mütze fest auf dem Ohr sitzt. Erst bleibt er stehen, nun geht er neben her — natürlich ein Stelldichein; ein Mal scheint der Bursch hell aufzulachen, dann faßt er nach dem Arm des Mädchens, aber sie weicht aus.

Nun ist sie dem Paare nahe, der junge Arbeiter hat seine Schritte nach denen der Begleiterin geregelt, ganz nahe.

„Quäl' mich nicht, Hans!“ hört sie Toni rufen.

„Gahaha,“ klingt es zurück, „wenn es mir Spak macht, das zu sagen, so thu' ich's eben. Ohne mich, der Alles hat ausführen müssen, wärt Ihr heute nicht da, wo Ihr seid! Und das bitte ich nicht zu vergessen, und wenn mir der Kamm schwillt, da kennst Du mich. Und wenn der Inspector nicht bald seine Chicanirerei dran giebt, so könnte sich was ereignen. Ich werde das dem Herrn morgen kurz und bündig zu verstehen geben.“

„Hans!“

„Werde ich! Weder Du, noch das alte Weib sollt mich darin hindern; wer im Rohr sitzt, schneidet Pfeifen, und wer eine Peitsche hat, der kann knallen. Hurrah, Trab, Galopp, Jungfer Zimperlich, von der alle Leute meinen, sie wäre so, wie sie aussieht —“

Mit einem Wehlaut lehnt sich das Mädchen an die Mauer und streckt den Arm aus.

„Geh', Hans, ich ertrag's nicht länger — oder Du treibst mich —“ sie macht nur eine Bewegung nach dem dunklen Wasserspiegel, der von drüben her schimmert.

Nun stemmt er die Arme in die Seite. „Wenn Du meinst, daß ich das glauben soll? Damit hättest Du früher angefangen, wenn's Dir Ernst gewesen wäre — jetzt brauchst Du's ja nicht mehr!“ Und sein rohes Lachen wiederholend, geht er davon, quer über die Straße hin, wo ein Wirthshauschild winkt.

Frau Derffners Näherin lehnt noch unbeweglich und bleich auf derselben Stelle, als die Präsidentin herantritt.

„Hat Sie der Mensch belästigt?“ fragt sie, halb neugierig, halb theilnehmend.

„Nein!“

„Ist er Ihr Schak?“

„O nein!“

Sie begnügt sich aber nicht mit dem Lakonismus.

„Wer denn mein Kind!“

„Mein Bruder!“ diesmal klingt sogar Troß aus der Antwort.

Die Dame bleibt neben dem Mädchen, das seinen Weg fortsetzt.

„Er gleicht Ihnen freilich wenig! — Frau Derffner ist Ihnen gewogen, nicht wahr?“

„So glaube ich,“ kommt es leise zurück.

„Und Sie haben auch eine geschickte Hand — und vielleicht kann ich mich ebenfalls einmal an Sie wenden?“

Toni Baumann giebt keine Antwort, sie sieht zum Himmel auf, der jetzt von Abendwolken bedeckt ist, und dann gleitet ihr Blick, der etwas Gespensterhaftes bekommen, zurück nach der Frau an ihrer Seite.

„Die Ausstattung wie für einen Prinzen, sagten Sie nicht so, gnädige Frau? Ach, verzeihen Sie, es klang mir so lustig, so lustig —“ und dann wirft sie den Kopf in den Nacken, ein verhaltenes Schluchzen dringt aus ihrer Brust, und wie von einer unsichtbaren Gewalt verscheucht, eilt sie davon.

Frau von Börner blickt ihr nach. Was bedeutet denn das wieder? sind alle Menschen, denen sie heute begegnet, denn so wunderbar?

Und sich an Olga's abweisendes Gesicht erinnernd, sagt sie halblaut: „La recherche est interdite — nun, ich sehe nicht ein, warum ich zu meinem Privatvergnügen nicht ein wenig recherchiren soll!“

* * *

Sommerchwüle! Frau von Börner hat sie nie so drückend empfunden, als an diesem Juliabend, an welchem sie dem letzten Vorstadthause zugeht. „Wohin reisen Sie?“ das ist ja Wintergespräch, und sie hat solch' indiscreten Fragen immer mit dem sanftesten Lächeln Stand gehalten: „O, wir haben so viele Pläne — Irene möchte dahin, Franziska nach dort, Jenny wieder an einen dritten Ort — bedenken Sie doch, die Wünsche dreier Töchter erfüllen zu sollen!“

Und wie die Reisezeit kommt, sendet sie jene und bleibt mit Anno daheim, „sich auszuruhen“ — ihr Leben ist nur noch Entsagung, aber sie muß sie mit Würde cashiren.

Wann ließe sich besser all' den Schäden der Haushaltung aufhelfen, als in dieser Zeit, wo Niemand kommt und sie unbeachtet unter den Stößen von Wäsche sitzen kann, und so hat sie sich der hübschen Näherin erinnert.

Als sie den Hausflur überschritten, hört sie lebhaftere Stimmen aus dem Nebenraum, und sie muß erst zweimal pochen, eh' ihr ein Herein wird. Dann schlägt ihr eine bedrückende Luft entgegen, und vier erstaunte Augen sehen sie an, als sie zögernd auf der Schwelle bleibt — die sanften Töne sind aber nicht darunter.

„Ah, die Frau Präsidentin, das ist aber eine Ehre!“ ruft dann eine rauhe Frauenstimme, und eine rundliche Person kommt knixend auf sie zu.

„Sie kennen mich?“ giebt die Andere zurück.

„Na, wie soll ich nicht? Und das ist wirklich 'ne Ehre!“

Langsam und seine Glieder reckend, erhebt sich in der Ecke die Gestalt eines jungen Mannes.

„Daß die Dir aber nicht gilt, Alte, das weißt Du doch wohl!“ und dann setzt er hinzu: „Die Toni ist ja nicht zu Hause.“

Frau von Börner erkennt den Begleiter der jungen Näherin wieder — „Ah — das ist schade!“ und sie macht eine Bewegung, als wolle sie das Zimmer wieder verlassen. Die dicke Frau mit dem rothen, grinenden Antlitz kommt jedoch dieser Absicht zuvor, indem sie rasch einen Stuhl herbei schiebt.

„Sie muß aber gleich kommen, die Toni, meine Tochter, gleich! Und wenn die Frau Präsidentin doch nur Platz nehmen will. Ja, sie kann nicht weit sein, gewiß nicht.“

Die Dame, welche in allen Dingen die Gründlichkeit liebt, erforscht auch gern Interieurs solcher Leute, und da sie nun einmal den Weg gemacht, läßt sie sich nieder — die Frau hat zuerst mit der blauen Schürze über den Sitz gewischt, von dem sie die Kasse gejagt.

Der junge Mensch lehnt sich an den Tisch und fragt von dort herüber: „Woher weißt Du denn das? Die Toni pflegt doch nicht zu sagen, wohin sie geht und wann sie wieder kommt. Jetzt nun schon erst gar nicht!“ Ihm ist augenscheinlich die Anwesenheit der Präsidentin sehr unbehaglich.

„Ja doch, ja doch,“ wehrt die Wittve Baumann mit einer Handbewegung seine Einmischung ab, „sie wird schon kommen, das weiß ich. Und, Frau Präsidentin, jedes Huhn lobt sein Ei, aber wenn ich sage, die Toni, meine Tochter, ist ein ordentliches Mädchen, so kann ich das!“

„Ich weiß, ich sah sie bei Frau Derffner!“

„Ach da, ja, bei der Frau Commerzienrätthin, freilich, da ist sie gut angeschrieben. Hat viel Arbeit —“ sie macht eine Handbewegung nach Tonis Nähtisch, wo ein weißverhüllter Korb steht.

„Das ist ihr nun recht viel werth, aber sie nimmt auch noch andere Kunden, gewiß, wie sollte sie denn zum Beispiel nicht gerne auch für die Frau Präsidentin arbeiten?“

Während die Mutter so schwätzt und zudringlich nah' heranrückt, ruhen die Blicke der Dame auf der Gestalt des jungen Mannes, der zu all dem Wortschwall ein höhnisches Lächeln hat.

„Was sind Sie? — ich meine, was ist Ihre Beschäftigung?“ fragt sie unvermittelt.

„Bis jetzt Fabrikarbeiter, natürlich beim Herrn Derffner — aber,“ er lacht kurz, „wohl die längste Zeit gewesen.“

Seine Unzufriedenheit klingt aus dem Tone.

„Ah —“ der Mann ist gewiß ein Socialist, aber es ist sehr interessant, auch solch Einen ein Mal kennen zu lernen. „Ich denke, man ist gern bei dem Commerzienrath —“

„Maulschwäzer und Knechtsseelen freilich,“ ruft Hans Baumann, „gerade Menschen und die, welche wissen, was sich auch für einen Arbeiter gehört, was er fordern kann, weil es sein Recht ist, die nicht — Madame! Jeder Spaß singt und schwätzt, wie er will, bei dem Herrn aber soll's nach Noten sein und im Tact gehen, und das ist nicht Jedermanns Sache.“

„So!“

„Und wenn „er“ auch noch gar nicht schlimm ist, so sind seine Leute da, und da giebt's nun einen Inspector, auf den höre ich nicht mehr, und so wird wohl der Krach losgehen!“ sagt der Arbeiter und ballt die Faust auf der Tischkante, auf der er halb sitzt.

„Hans, es wäre dumm, geradezu dumm!“ ruft die Mutter herüber.

„Hahaha — als ob das Weibervolk so 'was verstünde!“ giebt er zur Antwort und schlenkert die Füße hin und her.

„Toni sagt es auch!“

„Toni — die Prinzessin-Mutter!“ lacht er auf.

„Junge!“ nun macht die Alte eine Faust. Die Präsidentin fühlt, daß der Aufenthalt hier immer weniger standesgemäß wird; sie steht auf, geht nach Tonis Platz und öffnet das Fenster, dann beugt sie sich über den Inhalt des Korbes.

„Auch wohl für die Villa?“

„Freilich, da können sie nicht genug anschaffen, die Toni und die Frau,“ meint die Wittwe Baumann dummdreist.

„So!“ Frau von Börners Blick gleitet nach dem Arbeiter hin — Prinzessin hat er seine Schwester bezeichnet. Was war's nur, was ihr neulich bei der Begegnung mit dem Mädchen aufgefallen war? ein ähnlicher Ausdruck doch wohl?“

„Wer tüchtig arbeiten kann, kommt durch die Welt!“ sagt sie, sich zu Hans wendend.

„Freilich — und da braucht man gar kein Weibergethu und Geflatsch, wie hier im Hause! — Wenn ich aber vor den Fabrikanten hintreten und mein Recht verlangen will, halten sie mich Beide am Rockärmel. Und Donnerwetter — ich brauche keine Rücksicht zu nehmen, das ist höchstens er — hahaha, kein Anderer, als wie er. Und wenn mir die Lust kommt, sage ich ihm das in's Gesicht, heute oder morgen, g'rad' so, wie's mir paßt.“

„Hans!“

Heiser klingt der Ton der Frau, und ihr Gesicht röthet sich stärker.

„Hans — Du hast getrunken.“

„Meinst wohl, weil Du 'mal nüchtern bist, muß ich über den Strang geschlagen haben? —“ höhnt er, die Familiengeheimnisse ungenirt preisgebend.

Die Wittwe Baumann sinkt auf einen Stuhl und hält die Schürze vor die Augen. „So sind die Kinder, Frau Präsidentin, um die man sich die Seele aus dem Leibe gesorgt hat — so sind sie: An der Toni erlebt man das und an dem Jungen dies, und Respect haben sie Beide nicht und blamiren die Familie noch.“

Und nun sieht sie in dem Raume umher, als schauten unsichtbare Ahnen von den Wänden, genau so wie etwa die ehemalige Gräfin Beyberg ihre Blicke zu den Wänden des Ahnensaals daheim erhoben haben würde.

„Ihre Toni —“ langsam fallen die zwei Worte von den Lippen der plöblich aufmerksamer gewordenen Präsidentin.

„Nun ja —“ tappende Fingerbewegungen. „Die konnte eine Heirath machen, eine gute, einen ordentlichen Menschen, und da ist sie so dumm und sagt Nein!“

„Wenn sie den Mann nicht mochte?“ wirft Frau von Börner ein.

„Oh, das that sie schon — darauf versteh' ich mich, aber ihr Eigensinn — ach, sehen Sie, Frau Präsidentin,“ fährt die Baumann mit unverschämter Vertraulichkeit fort, „Konrad Zierke heißt er und ist der beste Arbeiter und ein ordentlicher Mensch — und sagt Nein, rund weg — und der kann überall anklopfen — und hinterher wollte sie sich die Augen ausweinen.“

„So — das ist ja wunderbar!“

Sie schüttelt die Nase ab, welche die gleiche Vertraulichkeit gegen sie zeigt, wie die Herrin.

Es läßt sich Manches nicht erzählen, Frau Präsidentin," fährt Zene fort, und man sieht ihr die Unlust an, daß sie nicht über das reden darf, was ihr auf der Zunge schwebt, „selbst der freundlichsten Dame nicht, weil man nicht darf —“

„Alte!“ klingt es mahnend durch den Raum.

„Nun ja, ich sage doch nichts! Aber sehen Sie,“ sie steht auf und trippelt ganz nah heran und tippt auf den Arm der Präsidentin, „Mädels sind dumm — die Toni konnte es ganz anders haben — so oder so, wenn sie nur gewollt hätte. Aber nichts, nichts — nicht den geringsten Vortheil nimmt sie wahr! So dumm, so dumm!“

„Alte!“

„Brauchst mich nicht zu hofmeistern,“ zürnt jetzt die dicke Frau, „ich bin doch kein Kind, ich bin doch Eure Mutter — und wenn die Toni gewollt hätte, säße ich auf den Polsterstühlen, und der Braten dampfte in der Pfanne. — Aber, es ist noch nicht aller Tage Abend!“

Der Bursche pfeift ein paar Tacte, steckt die Hände in die Hosentaschen und blickt aus dem Fenster.

Nun ist es der Präsidentin aber genug.

„Ihre Tochter scheint nicht zu kommen — vielleicht spricht sie einmal bei mir vor.“

„Ich habe es gleich gesagt,“ brummt Hans, der lange schon des Besuches müde ist, vor dem er sich einen ungewohnten Zwang angethan hat. Die Wittve macht noch einige Ruire und giebt das Geleit bis zur Hausthür. Wunderlich, denkt die Präsidentin, als sie langsam ihren Heimweg antritt, wie kam das Mädchen zu den guten, bescheidenen Manieren in der Gesellschaft dieser Beiden? Und was hat sie von den dunklen Andeutungen von Mutter und Sohn zu halten? steckt etwas dahinter, oder klingt es in der ungehickten Ausdrucksweise nur so?

Und dann fällt ihr ein, noch in der Villa Derffner vorzusprechen — die Einwohner derselben verlassen sie in diesem Sommer nicht, Frau Olga geht ganz in ihren neuen Pflichten auf, und Herr Friß Derffner sinnt und plant neue Verbesserungen und Erfindungen.

Sie hört, als ihr von dem Diener geöffnet worden, daß soeben ein auswärtiger Besuch bei der Commerzierräthin weilte, verbietet ihre Anmeldung und steigt empor nach der Gallerie. Sie hat plötzlich Lust bekommen, den kleinen Findling einmal ohne Assistenz der Hausfrau zu besichtigen, scharfsäugig, nicht behindert und befangen gemacht durch die liebevoll entzückten Ausrufe Olga's.

Leise drückt sie auf den Griff der Vorzimmerthür, hier ist Niemand, aber das Nebengemach ist offen, und von dorthier klingen Stimmen. Eine weiche, kosende und das Krähen und Lallen eines Kindes.

Die Amme natürlich! Ist die Person auch schon dem allgemeinen Parorysmus verfallen und von blinder Liebe und Bewunderung für den Einschnelling ergriffen? Die bezahlte Person?

Da wirft ihr der Spiegel aber ein anderes Bild herüber, nicht die breitschultrige westfälische Amme kniet vor der Lagerstatt des Kleinen, eine schwächliche Gestalt ist's, die, sich über das Kind neigend, es mit dem einen Arme hält, während sich der blonde Scheitel dem zehenden Fingerchen darbietet — Toni Baumann.

„So — so, mein Liebling, mein Herz — nur zu! O, wenn Du wüßtest, wie das thut — so, nur so, Konrad, mein süßer, kleiner Konrad,“ klingt es in abgebrochenen Sätzen von dem Bettchen her, und es ist, als schüttle ein Fieberschauer nach dem anderen den schlanken Körper, „o, so Dich einmal Herzen zu dürfen, wie lang' hab' ich darnach geschmachtet —“

Ein erstickter Laut, ein Neigen auf das Kissen, dann wieder ein erschrecktes Emporschnellen. „Nein, nein, ich darf und will nicht weinen! Du lachst ja, mein Liebling, Du lachst, Konrad, weil Du es hast wie ein Prinz, wie ein richtiger Prinz — ja, lach nur, lach nur!“

Kopfschüttelnd sieht Frau von Börner dieser Scene zu, die Laute schlagen an ihr Ohr, aber noch müht sie sich vergebens, einen Sinn hinein zu legen. Wird denn Alles im Ort verrückt über dieses Findelkind?

Sie sieht noch einige Secunden dem Getüdel zu, dann tritt sie geräuschvoll über die Schwelle, und in demselben Augenblick schnellt die Knieende empor und steht nun erst blutübergossen, dann erblässhend neben dem Kinderbett.

„Ah — ich war —“

„Toni Baumann, Sie sind's — und warum denn nur so erschrocken? Es ist ja kein Unrecht —“ sie weiß selber kaum, weshalb sie gerade das spricht.

„Nein — kein Unrecht, ach Gott, nein!“ stammelt die Näherin und hält sich an dem vergoldeten Bügel, der die rosa unterfütterten Spibenvorhänge des Bettchens trägt.

„Also —“

„Die Amme ging hinunter und bat mich, und der Kleine ist so reizend“ — sie hat die Hände über dem Herzen gefaltet. „Ich — ich mußte ihn küssen!“

„Freilich — so reizend!“ spricht Frau von Börner trocken nach.

„Bitte — wenn Sie es nicht sagen wollten, Frau Präsidentin,“ stammeln die blassen Lippen — „Frau Derffner dürfte es am Ende nicht gern sehen —“

„D — darum? weshalb nicht?“ Die vornehme Frau sieht kritischen Blickes auf das kleine Wesen mit der lallenden Stimme und den in die Luft greifenden Händchen hinab — sie kann absolut nicht finden, daß es irgendwie hübscher ist, als das gewöhnlichste Kind einer gesunden Familie besseren oder niederen Standes. — Wie kommt denn nun Toni Baumann zu diesem Ausbruch des Entzückens?

„Sie haben wohl Kinder ganz besonders gern?“ forcht sie.

„Nun — ja — ach,“ eine schwankende Bewegung, die Präsidentin stützt sie und leitet sie nach dem Sopha.

„Sie sind, wie ich sehe, doch recht nervös — Sie waren ja krank und fort, ich erinnere mich,“ spricht sie gütig zu ihr — dann aber denkt sie auch an die Scene im letzten Hause der Wielandstraße.

Oh —

Sie combinirt, sie trug nicht umsonst den Namen „die kluge Betsberg“ — sind denn Alle hier dumm und blind, und nur sie sehend?

Die beziehungsvollen Worte der Näherin an das Kind „wie ein Prinz“ — der Hohn des Burschen, die dunklen Andeutungen der Mutter —

„Gehen Sie hinunter, Kind, lassen Sie sich ein Glas Wasser geben — ich bleibe an Ihrer Stelle, bis Sie die Amme geschickt haben!“

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, wankt Toni hinaus.

„Es ist wahr — oder ich war nie die kluge Clotilde — aber wer ist der Vater?“ flüstert die Präsidentin.

Die blühende Wärterin kommt, die Dame nickt ihr zerstreut zu und geht hinaus; bei Frau Olga ist noch immer Besuch.

„Nein, nicht stören,“ sagt sie ablehnend, sie muß jetzt allein sein —

Stolz aufgerichtet, wie man sie gehen zu sehen gewöhnt, schreitet sie dahin, Niemand ahnt, welch' bunte, widerstreitende, ja, ab und an rachsüchtige Gedanken hinter ihrer glatten Stirn auf- und niederwogen — O, kluge, fühle, wohlthätige Frau Olga, nun bist Du abgefesimten, kühnen Spielern in's Netz gegangen, die erste, beste kleine Arbeiterstochter hat Dich zum Werkzeug benützt — Wie schlau und wie einfach zugleich! Toni Baumann kannte freilich das warme Nestchen, den milden Sinn, die Hausgelegenheit!

Ach, nur erst die Fäden alle in ihrer Hand, dann kann sie manövriren, wie sie will — und die Situation für sich ausnützen —

* * *

Olga Derffner durchschreitet das Speisezimmer, um auf die vor demselben liegende Loggia zu treten, als sie aus dem anstoßenden Arbeitsgemach ihres Gatten hastig auf einander einredende Stimmen vernimmt.

Um diese Zeit, nach dem Essen, pflegt ihr Mann doch sonst Niemanden zu sehen? Es ist ein stilles Mahl gewesen, bei dem sie sich heute gegenüber gefessen haben, und sie fühlt die Verantwortung dafür auf sich ruhen, sie ist wortkarg und gedankenvoll gewesen. Allerhand kleine spitzsündige Bemerkungen der Präsidentin, welche am Vormittag flüchtig bei ihr gewesen, hatten sie getroffen. Sonst war sie gegen dieselben gefeit — heute fühlte sie sich wehrlos, als Frau von Börner sich in allerlei Vermuthungen über die Herkunft des kleinen Konrad erging und schließlich mit einem bezeichnenden Blicke hinzufügte: „Ich habe nur die eine Befürchtung, meine Liebe, daß über kurz oder lang die höchst romantische FINDERGESCHICHTE sich auf eine ganz prosaische Weise aufklären wird — und dann sollte es mir aufrichtig leid thun, ständen Sie und der Commerzienrath als die, gelinde ausgedrückt ‚Gefoppten‘ da mit Ihrer Wohlthätigkeit!“

Olga hat immer wieder das feine Lächeln um die Mundwinkel gesehen und den spöttischen Klang im Ohre —

„Wie kommen Sie hierher?“ braust der Commerzienrath im Nebenzimmer auf.

„Auf dem Bureau haben sie mich nicht zu Ihnen gelassen, sie wußten wohl, warum — da habe ich eben selber mein Heil versucht!“ ist die Antwort.

„Und wenn ich Sie nicht anhören will — hier auch nicht?“ grollt Fritz Derffner.

„Oh — das werden der Herr Commerzienrath nun doch wohl!“ kommt es zurück.

Eine kleine Pause, dann hört Olga, wie ihr Mann auf den Anderen zu tritt.

„Der Inspector hat sich oft genug beklagt, ich mische mich nicht in Einzelheiten, das, was er thut, ist seine Amtsbefugniß!“

„Auch, daß er mich diesen Morgen einfach von der Arbeit gejagt hat — mich?“

Ein langer Athemzug klingt durch den Raum.

„Euch so gut, wie jeden Andern!“

„Ah — so!“

„Waldner hat lange Nachsicht mit Euch gehabt, Baumann, die Leute haben sich schon darüber beschwert. Wenn Ihr aber zum offenen Widerstande übergegangen seid — da blieb ihm nichts übrig.“

„So — so!“

Eine Pause.

„Das ist Alles, was Sie dazu sagen können, Herr Commerzienrath?“ fragt dann der Arbeiter wieder, diesmal sogar unterwürfig.

„Alles!“

„Und darum steh' ich hier vor Ihnen? Und damit soll ich aus Ihrem Hause gehen?“

„Ihr wißt so gut, wie Eure Collegen, daß in mein Haus Fabrikgeschäfte überhaupt nicht getragen werden sollen, Ihr habt Euch hiermit auch eine Ueberschreitung der Vorschriften zu Schulden kommen lassen!“ sagt die gewaltsam sich zur Ruhe zwingende Stimme des Fabrikherrn.

„Hab' ich — ich, ich?“ fast drohend kommt das heraus. „Oho, darauf könnte ich denn doch anders antworten.“

„Was ich verbiete!“ grollt Derffner.

Nun erfolgt ein cynisches Lachen, vor dem Olga erbebt, wie ein Gewittergrollen ist's, das Blitz und Einschlag bringt.

„Sie — mir? hahaha — Sie — mir? — Sie vergessen wohl, daß ich in diesem Hause gut Bescheid weiß, daß es nicht das erste Mal ist, daß ich es betrete — der Baumann, den Sie ehrlos und lächerlich gemacht haben vor allen Kameraden! Ja, Sie, Sie — denn wer steckt

hinter dem Inspector? Doch nur Sie, der mich weg haben will aus der Gegend. Ja, so dumm ist der Hans Baumann nicht, daß er nicht dem klugen Herrn Commerzienrath seine Gedanken durchschauern sollte. Und weil es Ihnen höchst unbequem gewesen ist, daß ich es ausschlug, für die Lumpensumme, die Sie boten, mit den beiden Frauenzimmern auf und davon zu gehen — sehen Sie, da versuchen Sie es nun so — aber der Fuchs ist doch noch schlauer, als der Jäger und geht nicht in die Falle — absolut nicht!”

Was das für eine Sprache ist — sie weiß, ihr Mann ist früher jähzornig gewesen, durch grenzenlose Selbstbeherrschung hat er's dahin gebracht, gelassen zu bleiben. Sie bewundert ihn jetzt, wie immer. An ihrem Kleide hinabstreichend, geht sie der Thür ein wenig näher. Sie lächelt, als ihr einfällt, daß sie dies rothblaue Gewand angelegt hat, damit die Augen des kleinen Konrad nicht immer dunkle Farben an ihr wahrnehmen. Und dann hat sie die Präsidentin ausgelacht und behauptet, solch' junge Geschöpfe sähen überhaupt dergleichen noch nicht.

„Unverschämter!”

Der Arbeiter erhebt seine Stimme lauter:

„Oho — das ist leicht gesagt, damit thun Sie mich aber nicht ab. Beklagen wollen Sie sich, daß ich hierher komme? ei, es ist Ihnen ja damals recht gewesen, daß ich bei Nacht und Nebel gekommen bin! hahaha! Ein Wischen verspeculirt haben Sie sich denn doch aber! Erst sollte ich Ihnen zu Willen sein, und dann, dachten Sie, würde das baare Geld mich so blenden, daß ich nun Alle Ihnen aus dem Wege schaffte. — Wär' ja auch ganz bequem gewesen! Aber Sie kannten den Hans denn doch nicht! Solch' 'ne Summe ist leicht verausgabt, und sind die goldenen Vögel einmal aus den Taschen, hurr di hurr, dann blick' ihnen nach. So wollt' ich was anders — immer Kleingeld von Ihnen haben, Herr Commerzienrath, so oft ich's brauchte. Sehen Sie, das mußte doch mal zur Sprache kommen, und so ist's ganz gut. Wir wissen nun, wie wir Beiden mit einander dran sind.”

Ist es die Stuhllehne, die unter den kräftigen Händen Derßners kracht, wie er sich daran hält?

„Ihr irrt Euch, wir haben nichts miteinander zu thun!” ist seine gelassene Erwiderung.

„Nicht?”

„Nicht hier und nicht in der Fabrik!”

„Das sollte Ihr Ernst sein?” schreit Jener.

„Mein unabänderlicher!” sagt der Fabrikant.

„Sie glauben,” es kommt keuchend aus der Brust des Burschen, „Sie schulden es mir nicht, daß Sie mich vor Allen wieder einstellen? Nun aber, dann verlange ich es!”

Vielleicht hat ihm nur ein Achselzucken geantwortet, denn die Wuth Baumanns wird größer.

„Ich verlang' es — oder — ich spreche!“

„Die Drohung fürchte ich nicht, sie wäre gegen Sie selber gerichtet,“ sagt Derffner gelassen.

„Bah, darum! Und meinen Sie, ich kümmere mich um das Geplärre des albernen Mädchens, wenn es blamirt wird, oder um das Gefeif des alten Weibes? nicht 'ne Spur! Und wenn die Beiden nicht so dumm gewesen wären, dann säßen Sie ganz anders dran, mein Herr Commerzienrath!“

„Elender!“

„Ach, lassen Sie das doch, das gleitet an mir ab, wie der Regen von 'nem Blechdach. Soll ich mit Ehren wieder in die Fabrik?“

„Nein!“ es klingt unbeugsam.

„Nun denn, so will ich mal der Frau Commerzienrätthin ein Wort sagen —“

Olga ist lange schon aus dem Speisezimmer hervor unter die Portièrre getreten — Ton und Worte des Menschen klingen ihr so bedrohlich dem Gatten gegenüber, daß sie ihm näher sein will. Aber Beide haben ihre Anwesenheit nicht bemerkt.

Wie im höchsten Zorn und zum Niederschmettern bereit, hebt sich jetzt die geballte Rechte Derffners, als von Hans Baumanns Lippen der Ausruf gefallen, aber nun tönt, ihn wie Jenen zurückschreckend, die ruhige Frage herüber:

„Was haben Sie mir zu sagen?“

Die schlanke Frauengestalt tritt langsam näher und wiederholt die Worte.

„Olga, um Himmelswillen,“ ruft der Fabrikant erschreckt und hebt beschwörend die Hände, und wie er den entschlossenen Zug sieht, den er nur zu gut kennt, taumelt er zurück.

„Ah!“ mit einem Grinsen stößt der Arbeiter das Wort heraus, und seine funkelnden Blicke gleiten wie die eines beutelustigen Raubthiers von der Frau zum Manne — seine Stunde ist gekommen.

„Da brauche ich ja nicht erst nach der Frau Commerzienrätthin zu suchen!“ sagt er unterwürfig.

„Was wollen Sie?“

Noch eine Anstrengung Derffners.

„Laß uns allein, Olga, ich werde mit dem Menschen bald fertig sein!“

Aber sie schüttelt den Kopf. „Reden Sie! Sie bedrohten meinen Mann! ich habe Alles nebenan gehört,“ sagt sie gebieterisch. Der Commerzienrath sinkt in seinen Lederstuhl, Hans lacht.

„Na, wenn Sie es schon gehört haben — der Herr Commerzienrath läßt sich vergebens bitten,“ es zuckt über sein verschmitztes Gesicht hin, als bietet sich ihm eine neue Chance, die er nicht unbenützt lassen will, „mich wieder in Arbeit zu stellen. Ich bin es aber nicht allein, der sich über

den Inspector beklagt, — der müßte an meiner Stelle fort! — Die Frau Commerzienrätthin hat nun wohl ein gutes Wort für mich bei dem Herrn Gemahl. Der Inspector hat Alles übertrieben, das ist nur ein Scheinheiliger. Wenn die Frau Commerzienrätthin also wollte? ich bin nämlich der Toni Baumann ihr Bruder, die kennen Sie ja, und der Herr Commerzienrath kennt sie auch. — Und ein ordentliches Mädchen ist sie, und die kann immer nicht genug loben, wie gut die gnädige Frau ist.

So 'n freundliches Wort hat schon manchmal geholfen," sein Blick sucht den Hausherrn, und dann macht er einen Kraxfuß vor der Hausfrau und guckt erwartungsvoll herüber.

„Da täuschen Sie sich — ich mische mich nicht in die Geschäfte meines Mannes, und wie er entschieden hat, wird es recht sein!“ erwidert Olga kühl und tritt auf ihren Gatten zu.

„War das Alles, was Sie mir sagen wollten?“ fragt sie dann. Sie bringt es nicht mit dem drohenden Ton gegen Derffner in Einklang.

Hochroth wird der Arbeiter im Gesicht, und die Zornader schwillt ihm auf der Stirn.

„So — recht — meinen Sie — thut der Herr Gemahl?“ ruft er höhnisch und kommt dicht heran und mißt sein zusammengesunkenes Opfer. „Fragen Sie ihn doch auch nur, den gerechten Mann, wie er es verstanden hat, Ihnen seinen Bastard in die Hände zu spielen? ob Sie ihn dann auch wohl noch für gerecht halten?“

„Mensch —“ sie athmet kaum, sie starrt von Jenem auf ihren Mann, „Sie sind ein Wahnsinniger,“ stößt sie dann hervor und schüttelt den stolzen Kopf, „oder — ein Verbrecher!“

„Olga!“ sie hört den Schmerzenslaut nicht neben sich, sie streckt gebieterisch die Rechte aus.

„Verlassen Sie sofort das Zimmer!“

„Noch einen Augenblick,“ fällt der Bursche ein, „ich habe noch nicht Alles vorgebracht, es läßt sich aber schnell erzählen, und später kann ja der Herr Commerzienrath nachhelfen, wenn Sie ihn fragen, wie es ihm und der alten, dummen Kupplerin gelungen ist, ihm die Toni in die Hände zu liefern! Und wie er dann später die Weibsleute beschwagt hat, weil Sie ein Kind annehmen wollten — na ja, ich habe mich auch dazu hergegeben und es herbei geschafft. Was thut man nicht, wenn man so'm weinenden Ding die Schande ersparen kann und dann auch für's Geld. Und obendrein kriegte der Junge es hier so gut, besser, als wie bei uns; und ich habe immer schon innerlich lachen müssen, wenn ich mir vorstellte, wie denn doch mal voraussichtlich mal mein Nefse Herr über den ganzen Schwamm wird. Und da hätte ich aus der Gegend gehn soll'n? Na, da müßten Sie denn an einen Dümmeren gekommen sein!“

Er schnippt mit dem Daumen durch die Luft.

„Mit dem Gelde hat er es ja gehalten, aber das fliegt doch nur so durch die Finger, und weg wollte ich nicht, darum hat er's so angefangen — und nun wissen Sie Alles.“

Es bleibt still in dem Raum, nur das Ticken der Uhr ist hörbar.

Er geht bis nach der Thür und blickt von dort her unsicher auf die beiden regungslosen Menschen.

Schon hält er die Klinke in der Hand, es ist ihm fast unheimlich jetzt, und er dämpft unwillkürlich seine Stimme, indem er hinzusetzt:

„Der Toni dürfen Sie es am wenigsten nachtragen, die war dumm und unerfahren —“

Wieder keine Antwort, keine Bewegung, es ist ein so ganz anderer Effect, als wie ihn Hans Baumann erwartet hat, und nun hält er es am gerathensten, lautlos zu verschwinden.

„Fritz!“

Nur ein Stöhnen antwortet Olga, als sie endlich mit blutlosen Lippen das eine Wort hervorgebracht hat. Sie faßt nach dem Herzen, ja, das schlägt noch, ihre Finger gleiten nach den Schläfen, darin pulst's — es ist Leben in ihr, sie ist nicht erstarrt, wenn auch in ihr selber etwas erstarrt —

„Es ist also wahr!“ jagt sie und tritt von dem Manne zurück und sieht auf sein gesenktes, ergrautes Haupt — „wahr — Du hast mir das gethan. —“

Nicht im Ton des Vorwurfs, in dem eines unsäglichen Schmerzes ist das gesagt.

„Erst die Untreue — und dann die Komödie! Ich weiß nicht, was härter ist — schlaflose Nächte hatte ich für das Kind Deiner Geliebten, und wenn ich mich freute — oh, mein Gott — so war's über das Wesen, das Deinem Verrathe sein Dasein dankt —“

Er preßt die Hände zusammen, die er nicht nach ihr auszustrecken magt. „Wenn — Du wüßtest, was ich gelitten!“

„Du?“

Er spricht dumpf vor sich hin.

„Es soll kein Versuch sein, mich zu reinigen, zu entschuldigen — Du kannst mich nicht verstehen, sollst es nicht — Ich bin kein besserer Mann gewesen, wie wir Alle sind, schwach in der Versuchung — miserabel schwach — und elend in der Neue. Laß mich weiter nichts sagen,“ stammelt er.

„Nein, es wäre nutzlos!“ giebt sie zurück, und ein ungewohnter Zug von Härte kommt in ihr Gesicht. Ihr Ideal liegt am Boden, ihr Mann, auf den sie mit Stolz geblickt — der hat ihr das gethan! Wie beglückt hat sie sich gefühlt — nun ist sie eingerückt in die Reihe duldbender, schweigender Frauen, nachdem sie eine unwissend Betrogene gewesen.

„Olga, Du wirst nie vergeben, ich kenne Dich,“ jagt Derffner, „und ich habe das gefühlt, und darum war ich so unsäglich elend all' die Zeit.“

Immer bereit, Dir zu gestehen — und dann in der Furcht, Deine Liebe zu verlieren. Wenn Du unglücklich bist — ich bin es mehr.“

„Was hilfst das?“ entgegnet sie hart.

„Ich weiß nichts!“ Und dann kommt es bang nach: „Wirst Du von mir gehen?“

„Wozu? Dich auch noch nach außen zu blamiren? Nein!“

„Ich danke Dir!“

Er starrt auf das Muster des Teppichs, als müsse er all' die verschlungenen Fäden zählen und entwirren.

Dann hebt sich seine Brust unter einem wilden Athemzuge. „Olga, ich habe außer Dir nur einmal ein Wesen gern gehabt, es war in meiner frühesten Jugend, als ich noch ein armer Schlosserlehrling war; sie aber wollte nichts von mir wissen, die blonde Liese, und ein Förster stürzte sie in's Unglück, und sie starb. Der Schatten dieses Mädchens, das nie mehr für mich hatte, als fühle Freundschaft, ist aber mit mir durch's Leben gegangen — und in einsamen und wunderlichen Stunden und in geräuschvollen und glücklichen hat er auftauchen können. Dann sah ich den welligen Scheitel wieder und die braunen Augen, und wie eine Sehnsucht nach der verlorenen Jugendzeit kam's über mich, und lockend schien mich die blonde Liese zurückzurufen in das verlorene Paradies.“

Und eines Abends, als sich in der Fabrik das Gerücht verbreitet hatte, der tolle Hans sei gestürzt und den Seinigen schwer verletzt heimgebracht, ging ich in das Baumann'sche Haus. Es war nur ein Schmiß, den der Betrunkene erhalten und der ihn betäubt hatte, aber neben seinem Bett stand die Schwester — für mich die blonde Liese. Als ich am folgenden Abend wieder vorsprach, da saß sie wie die Liese in vergangener Zeit über die Arbeit geneigt, der Wind heulte um's Haus, und die gepreßte Luft im Zimmer wehte mich an, wie damals — Nermlichkeit liegt drin. — Sieh Olga, es war wie ein Zauber, dem ich alter Thor erlag. Das Mädchen weinte einmal, als ich wiederkehrte — und weinen hatte ich die blonde Liese ja auch gesehen — und ich tröstete auch hier mit mildem Wort. Die braunen Augen sahen mich so dankbar an, das junge Geschöpf hatte wenig Freundlichkeit im Leben gekannt, und es schmeichelte ihm wohl auch, daß ich mich herbei ließ, mit ihr zu scherzen und zu plaudern —

„Olga, hier ist meine Beichte, nichts verschönt, nichts verschwiegen!“ Monoton hat er erzählt, jetzt schweigt er.

„Ja!“ sagt sie, weiter nichts, und blickt ihn nicht an. Was soll sie auch erwidern? Es giebt kein darauf passendes Wort, sie hat auch keine Thräne, sie wundert sich nur, daß noch Leben in ihr ist, daß das Herz nicht gebrochen, daß diesem Manne vertraut. Und nun kommt ihr die Erinnerung an seine eigene Charakterisirung: „Du bist wie sie Alle — und ich erlebe nur das, was wir Alle erleben.“

Ein Geräusch über ihnen; nein, nur jetzt nicht diese Minderstimme ver-

nehmen, jetzt nicht, „Luft!“ sie eilt durch das Nebenzimmer, nein, nicht auf die Loggia, wo sie gestern heiter plaudernd mit ihm geessen und das Kind in tändelndem Spiel auf sein Knie gelegt — auf Umwegen in den Garten. Aber, wie sie dem Gärtnerhause nah' ist, schaudert sie zusammen, nur Philemon und Baucis heut' nicht sehen! Und dann lacht sie schrill — bah, zu einer Kategorie wird ja auch die greise Frau Sanna gehört haben, zu den Duldbenden oder Nichtsahnenden.

Auf und nieder in den Gängen; wenn der alte Herr Johannes sähe, wie sie unachtsam hier in die Zweige faßt, dort mechanisch Blüthen knickt. — Ihre Liebe verloren zu haben, beklagt der Mann dort drin nicht, ihm bangt, daß sie der Welt ein Schauspiel geben könnte. So verständige Leute sich trennen?

„Wozu!“ hat sie eifrig gefragt und in eine endlose Perspective gesehen, in der sie so gleichgiltig neben einander hergehen werden. Man sagt, das Leben kann schrecklich lang sein — jetzt fühlt sie die Wahrheit dieser Behauptung. —

* * *

Fris Derjner sinkt in seinen Sessel zurück — wie leer ist es um ihn her, verschwunden die schlanke Gestalt, welche ihm so lange Stab und Stütze war. — Er greift um sich, als müsse er nach einer lebenswarmen Hand fassen — und schaudert dann in sich zusammen. Nun ist ja da, wovor er gebangt in schlaflosen Nächten, wovor er am Tage gezittert — die Entdeckung seines ungeheuerlichen Leichtsinns, seiner bodenlosen Thorheit.

Er ist toll gewesen — aber Olga würde das nicht verstehen, es war keine Herzensuntreue, die er gegen sie begangen, und doch würde sie als Frau den Unterschied nicht begreifen können.

Die alte, dumme Melodie aus der Jugendzeit war ihm in den Kopf gestiegen und hatte ihm die Sinne benebelt — aber, wie hätte seine gute, reine, edle Frau das je begreifen können? Und nun sie verloren zu haben für immer, wie soll er das tragen?

Das beängstigende Herzklopfen, stärker als sonst noch, — ja, so muß dem Verbrecher zu Muth sein, welcher zur Nichtstätte geführt wird — und nun blutrother Nebel vor seinen Augen und ein Hämmern in den Schläfen, zum Zerspringen — Luft, Wasser! — er tappt nach der Glocke, schrill tönt ihr Ruf durch das stille Haus.

Als der Diener eintritt, findet er den Herrn am Boden, leblos, mit fast verglasten Zügen. Und nun wird es ein Rennen und Laufen nach allen Richtungen, die Einen holen den Arzt, die Andern suchen die Commerzienrätthin.

Man findet sie auf dem verstecktesten Platz unter den Fichten im Park, dort sitzt sie, das Haupt zurückgelehnt, die Hände im Schooß verwickelt und schaut den alten Gärtner erst theilnahmlos an.

Herr Johannes dreht seinen Hut in den braunen Händen, ehe er stammelnd hervorbringt, daß die Anwesenheit der Frau Commerzienrätthin im Hause nothwendig ist.

„Nothwendig?“ sie wiederholt das Wort mit zuckenden Lippen — ihr klingt es wie ein Hohn. Sie ist für nichts nothwendig auf der Welt — sie hat sich bis zur Stunde zwar eingebildet gehabt, im Leben ihres Gatten nothwendig zu sein — o, welch ein Wahn das war! Welch ein lächerlicher Wahn!

Sie hatte ein Gebäude aufgeführt von Glück und Treue und Harmonie — und vor dem Lächeln eines Nähmädchens mit blonden Haaren und braunen Augen stürzte es zusammen.

„Morgen, Herr Müller, morgen bereden wir Ihre neuen Pläne,“ sagt sie müde.

„O, Frau Commerzienrätthin,“ stammelt er und macht eine linksische Bewegung, „es handelt sich — der Herr Commerzienrath —“

„Ich komme später.“

„Die Aerzte sind bei ihm — beide —“

Sie nickt; wahrscheinlich seine Spielpartie, es mag ja der gewohnte Tag sein, was weiß sie noch von Datum und Stunde.

„Dann wird man mich um so weniger vermissen — die Luft ist gut hier, so würzig,“ und dann lächelt sie herzerreißend. Gestern hat sie daran gedacht, hier für den Kleinen ein Zelt aufzurichten zu lassen.

„Oh!“

„Ach, gnädige Frau, es wird mir ja so schwer — Sanna könnte es besser sagen. Unser lieber Herr ist plötzlich erkrankt.“

Sie steht auf, nickt und geht wie ein Automat neben dem alten Mann hin, der gar nicht weiß, wie er ihr sonderbares Wesen deuten soll. An der Schwelle des Hauses steht sie still: „Erkrankt, sagen Sie, Müller? — es wird vorübergehen — ja, gewiß!“ Und dann hat sie wieder das seltsame Kopfnicken.

Der Gärtner sieht ihr nach und faßt in seinen grauen Bart und murmelt etwas Unverständliches.

Die Diener, die Mädchen drücken sich wie scheu in die Ecken, als die schlanke Gestalt an ihnen vorüber kommt, Wilhelm aber hucht dienstfertig heran und stößt die Thür auf.

Man hat Friß Derffner auf die Chaiselongue gelegt, wie fahl blickt das Gesicht mit den halbgeschlossenen Augen auf den schillernden Seidenpolstern.

„Liebe Freundin!“ sagt der Sanitätsrath; sie kann nichts aus seinen eisernen Mienen lesen, aber sein Sohn blickt sie an, der ist noch nicht ein solcher Meister in der Selbstbeherrschung — und nun weiß sie Alles!

„Todt!“ sagt sie — „todt!“ und dann hebt sie beide Arme zum Himmel, wie beschwörend, und sinkt neben dem Körper des Gatten nieder.

Sie weint nicht, sie klagt und fragt nicht — noch immer ist etwas Versteinertes in ihr.

„Das alte, böse Herzleiden“, sagt der junge Arzt. „Es mußte einmal so kommen, wir haben es lange vorausgesehen.“

Nun steht sie auf und sieht mit den geisterbleichen Mienen den beiden Männern in's Gesicht: „Und jede Gemüthsbewegung hätte vermieden werden sollen, nicht so?“

„Kaum! Er war eine in der Jugend überarbeitete, verarbeitete Natur — eine kurze Lebensdauer mußte die Folge sein.“

Sie nimmt die erkaltete Hand in die ihre. Sohn und Vater verlassen den Raum.

„Fritz,“ sagt sie flüsternd, als gälte es einem Kind, „Fritz, kannst Du mir verzeihen? Die einzige Stunde des Grolls gegen Dich, wie könnte ich sie mir je vergeben!“

Ihre Stirn an seine Wange gebettet, liegt sie lange bewegungslos auf ihren Knien, vor ihren Blicken zieht jede Stunde des Lebens an der Seite des heißgeliebten Mannes vorüber — sie ist so glücklich gewesen, so glücklich — Und seine erstarrten Lippen küßend, sagt sie endlich:

„Und nun bist Du doch ganz und für immer zu mir zurückgekehrt.“

* * *

„So!“ schreit Hans Baumann und schleudert die Hausthür in's Schloß, daß es einen krachenden Laut giebt, die zerprungene Glocke schlägt nur wimmernd an. „So!“ wiederholt er dann, über die Schwelle des Wohnzimmers tretend und seine Mütze auf den Tisch schleudernd, „so wäre es nun gekommen.“

Die Wittwe sitzt im Armstuhl, die Kage auf dem Schoß, eine Tasse erkalteten Kaffee neben sich.

„Wie denn?“ fragt sie gähmend.

Toni zieht die Nadel durch den weißen Stoff und blickt nicht empor.

„Daß ich aus der Fabrik fortgeschickt bin — und daß wir nun in die weite Welt ziehen können mit dem Bettelsack.“

„Oho!“

„Na, was denn sonst?“

Die Wittwe zeigt mit dem Daumen über die Schulter.

„Der da wird das nicht leiden —“ sagt sie zuversichtlich.

„Meinst Du.“ Wenn er nun aber sein Ja und Amen dazu gesagt hat?“ ruft der Bursche und verzerrt sein Gesicht — „ja, das hat er gethan!“

„Toni!“ schreit die Alte.

Das Mädchen giebt keine Antwort.

„Toni, was sagst Du dazu?“

Nun erst hebt die junge Näherin den Kopf.

„Es wundert mich nicht, daß es dem Hans endlich so ging.“

„Wundert Dich nicht? ei, sieh einmal!“ schreit die Wittwe.

„Er hat es selber so gewollt!“

Nun fliegt die Kasse mit einem unsanften Stoß auf den Boden, und dann kommt die Frau heran.

„Du hättest es nicht leiden sollen, Du konntest ein Wort drein reden!“ grollt sie.

„Ich. — o nein!“

Hans stampft mit zwei Stühlen auf die Erde, ehe er sich auf den dritten niederläßt.

„Papperlappap, ist das Alles! ich habe meine Sachen schon selbst besorgt — oho, es war ganz lustig. Der Herr Commerzienrath ritten auf seinem stolzesten Roße, aber — ein Stoß, und schwapp, lag er unten —“

„Du brütest Dich mal wieder, wie gewöhnlich,“ sagt Mama Baumann und sucht die Sophaecke, welche ihr Sohn, ganz seiner Gewohnheit zuwider, verschmähzt.

„So, meinst Du?“ Ueber Hansens Gesicht zuckt eine hämische Freude.

„Mag draus kommen, was will, das war so schön, daß ich's nie vergeße! Die Gesichter hättest Du sehen sollen, Alte! Von ihm und von ihr — erst hinterher ist mir eingefallen, daß das auch einen großen Effect gemacht haben würde, wenn ich ihn ‚Herr Schwager‘ titulirt hätte!“

„Hans!“ Dieser bange Aufschrei kommt von Tonis Lippen, und sie läßt die Hände mit der Arbeit in den Schoß sinken und blickt mit blaffen Mienen zu ihm herüber.

„Na — nu,“ macht die Alte.

Er springt auf und stemmt die Arme in die Seiten.

„Absolut wollte er mir nicht gegen den Inspector beistehen! natürlich, weil wir ihm hier Alle im Wege sind — und so gab ein Wort das andere, und die hochmüthige Frau kam dazu. — Wenn die gewollt hätte, der thut er ja Alles zu Willen, die macht Regen und Sonnenschein im Hause — aber — just wie er. Und da lief mir denn die Galle über, und nun mag der Herr Commerzienrath ja sehen, wie er mit seiner Hausehre fertig wird, denn allzu freundlich, sag' ich Euch, hat sie's nicht aufgenommen, was sie gehört hat — daß der Herr Commerzienrath das Draußengrasen auch nicht verschmähzt hat —“

Toni schnellst empor.

„Hans, Du hast —“ sie bringt den Satz nicht über die Lippen.

„Natürlich habe ich gesagt, daß sich die gnädige Frau nicht allzusehr mit ihrer Wohlthätigkeit zu spreizen braucht — der Junge hat doch am Ende ein Recht, in dem Hause seines Vaters zu sein.“

„Hans!“ schreit die Wittwe.

Toni rührt sich erst nicht, sie sieht in dem Gemach umher, in dem sie täglich die Ordnung herstellt, als sei es ihr fremd, und blickt die beiden Personen an, als habe sie sie auch nie gesehen.

„Das war ein starkes Stück!“ meint die Alte.

„An etwas mußte ich doch mein Mütchen fühlen!“ ruft Hans.

„Allmächtiger Gott!“ spricht jetzt Toni vor sich hin und geht dann auf den Bruder zu:

„Sag', daß Du gelogen hast!“

„Diesmal nicht!“ lacht er.

„Nicht gelogen, wahr — Du hast das gekonnt, der Frau das anthun können — mein Gott, mein Gott, wie ist das nur möglich, wie konntest Du so schlecht sein —“

„Oho, der Herr Commerzienrath ist auch kein Tugendengel gewesen und hat sich nicht besonnen, ob er Ehre oder Unehre über unser Haus brächte!“ vertheidigt sich der Bursche.

Tonis zierliche Gestalt scheint zu wachsen.

„Euch Beiden war's ja wohl gleich —“ jagt sie bitter, „Ihr habt Euren Vortheil aus der Schande gezogen, getroffen hat sie nur mich — mich ganz allein — und zu Boden gedrückt, völlig zu Boden.“

„Sieh doch!“ ruft Hans und weicht ihrem Blicke aus, der seltsam leuchtend geworden ist.

„Nun bin ich aber neugierig, was die da oben thun!“ jagt die Wittwe und legt — die Nase ist auf ihre Schulter gestiegen — das rothe Gesicht gegen das weiche Fell derselben.

„Was sie thun? stillschweigen werden sie miteinander — denn heraus darf das doch nicht, und — uns werden sie keine lumpigen Angebote mehr machen. Ich will für meine Schwester ein Abstandsgeld, und kein kleines, sage ich Euch — oder der Skandal wird öffentlich.“

Nun reckt Toni den Arm gegen ihn aus.

„Du, Hans — hast gar nichts zu wollen, Du nicht!“

„Oho — ich bin der Mann im Hause!“

„Gar nichts!“ wiederholt sie und tritt gelassen an ihren Tisch zurück und legt die Arbeit zusammen.

Hans drückt seine Mütze auf die lockigen Haare.

„Wohin gehst Du?“ fragt die Mutter?

„Meinen Abschied feiern — überdies ist Einem ja die Kehle trocken.“

Wie er draußen ist, scheint der Wittwe diese letztere Thatsache auch zum Bewußtsein zu kommen, sie geht nach dem Wandschrank und schenkt ein Glas Schnaps ein, das sie in langsamen Zügen mit Wohlbehagen schlürft. Toni macht Vorbereitungen für einen Ausgang, sie räumt ihre Sachen fort und nimmt Hut und Handschuhe.

Für sie hat die Alte keine Frage, sie rückt behaglich auf ihren weichen Platz und schließt die Augen — es kommt die Dämmerstunde, wo sie ihr Schläfchen macht.

Auf der Schwelle steht das schlankes Mädchen still und blickt noch einmal zurück. — Sie weiß, wenn sie nie mehr in den vom Halblight er-

füllten Raum zurückkehrte, die Frau dort würde sie weniger vermissen, als ihre Kage.

Dann geht sie hinaus. Auf der Straße sind einige Menschengruppen, Handwerkersfrauen, die nach dem Tagewerk ein paar Worte austauschen; Mädchen, die mit den Wassereimern zum Brunnen gehen, Knaben, die Drachen steigen lassen wollen, welche bei der Windstille matt wieder herabgleiten — Freude und Friede — sie bietet den Nächststehenden einen guten Abend und wandert eilig dahin.

„Was zu bestellen?“ fragt der dicke Schuster von der Ecke, der immer so freundlich mit ihr zu sein pflegt. „Wer wartet denn?“

Ach, wer wollte auf sie warten!

„Wie ichen ist das Mädchen geworden,“ meint Meister Anton, der hübsche Dirnen gern hat, und blickt ihr nach.

Sie kommt an einer Gartenmauer vorbei, über welche die Bäume ihre Zweige tief herabhängen, sie könnte hineingreifen. Da zirpt auch ein Vogel im Nest — ob er Junge behütet?

Nun zuckt sie zusammen, ein stechender Schmerz ist in ihrer Brust.

Der Kirchturm drüben deutet wie ein Wahrzeichen nach dem Himmel empor — ihre Blicke füllen sich mit Thränen — nun kommen die massigen Formen der Derffner'schen Villa dort hinten! Nein, nicht näher, sie könnte es nicht ertragen, sie würde vielleicht laut schluchzen — aber noch einmal nach den Fenstern blicken, hinter denen der kleine Konrad schläft.

Sie hat diesen Weg in der ersten Zeit, eh' sie Frau Olga's ausgesprochenem Befehl gehorchen mußte, oft gemacht, nur von Weitem das Licht der Ampel zu sehen, das ihren Knaben bestrahlt. Dann war's ein fast überwältigender Augenblick, als ihr die Commerzientätin das Kind in die Arme gab — welcher Selbstbeherrschung bedurfte sie, um es nicht mit einem lauten Jubelruf an ihr Herz zu drücken.

Und nun? Nun ist das Alles anders geworden, nun weiß die Frau da drüben in dem stillen, vornehmen Hause Alles — ihre Schande, ihres Gatten Fehltritt.

O, armer, kleiner Konrad, werden jene milden Augen, vor denen Deine Mutter die ihrigen niederschlagen mußte, jetzt nicht zürnend auf Dich blicken? — Wirst Du vielleicht nicht morgen wieder über diese Schwelle getragen werden, um, fremden Leuten überwiesen, als Waisenkind aufzuwachsen? —

Hat sie selber sich des Rechts begeben, ihr Kind wiederfordern zu dürfen?

O, warum bin ich nicht gestorben, — dann vielleicht bewegt von Mitleid, behielte Dich die gekränkte Frau da drinnen. —

Sterben — sie hat es wollen und um des jungen Lebens willen doch nicht das ihre wegzuworfen gewagt. Aber nun — für wen hat es noch Werth? Nicht einmal mehr für die im Dämmerungsschlaf befangene alte Frau mit der Kage im Arm. —

Und für den armen, kleinen Konrad ist das Dasein der Mutter nur ein Hinderniß!

Sie faltet die kühlen Finger, von denen sie langsam die Zwirnhandschuhe gestreift hat.

„Leb' wohl, mein Kind!“

Wenn sie nur gleich am Weiber wäre, an den sie früher immer gedacht, aber der Weg dahin ist noch weit, und sie muß an Menschen vorbei, und ihre Füße sind so schwer. —

Sie sieht um sich, da ist ja der dunkle Eisenbahndamm zur Linken und die Stelle, welche zu überschreiten verboten ist, und welche heimlich doch immer wieder von denen, die dem andern Stadttheil zustreben, passiert wird.

Wenn sie da zusammengekauert wartet, bis der Zug heranbraust, da kann man nicht einmal mit Gewißheit sagen, daß sie freiwillig den Tod gesucht hat.

Ein Muth kommt über sie, wie ihn der Märtyrer haben mag, der seines Glaubens halber sich an den Pfahl binden läßt und die Flammen zu sich emporschlagen sieht.

Sie klettert empor und blickt aufathmend die Fahrstrecke entlang — die eisernen Schienen blißen, das Geleise ist einspurig — es ist nun bereits so dunkel, daß man sie nicht von Ferne bemerkt, und da liegt noch überdies am Rand eine Partie Mauersteine, neben die duckt sie sich.

Und nun hat sie nur noch eine Empfindung: aufpassen, bis die feurigen Augen aus dem Dunkel hervorleuchten, und ihre sanften, braunen Augen blicken rechts und links. —

Da! Da! Es muß der Abendzug sein, der vom Rhein kommt. Konrad hat er einmal hergebracht — nein, so jetzt nicht denken — die Lichtpunkte werden größer. — Wenn es vorüber ist, wenn Frau Olga ahnt, daß sie aus dem Wege ging, dann bleibt der kleine Konrad dort und hat's wie ein Prinz!

„Wie ein Prinz, wie ein Prinz!“ so kling't's aus dem Schnauben der heranbrausenden Maschine, — nur einige Secunden noch — „Herr Gott, hab' Erbarmen!“

Nun ein Sprung — sie gleitet auf die Schienen — da. —

Nein, sie ist nicht todt, sie fühlt nur ein leises Brennen am Arm von der aufgeschürften Haut — sie liegt hart auf zerschlagenen Steinen, aber sie ist nicht todt — über ihr steht der erste Stern am Himmel.

„Herr, mein Gott!“ flüstern ihre Lippen.

Noch zittert der dunkle Damm dort oben von der Schwere des vorüberbrausenden Zuges — wo ist sie denn nur?

„Herr, mein Gott!“

„Was, nicht ganz sanft gefallen?“ fragt da eine Stimme, und ein Kopf beugt sich über sie, „ich bin auch ganz nett in's Kollern gekommen,

aber das schadet nichts. Und wen haben wir denn eigentlich da, der einsehen soll, daß es doch noch besser ist, in den Graben zu fallen, als von der Maschine zermalmt zu werden — was?"

Die Stimme, nein, nein, das kann nicht sein, das darf nicht der Konrad sein — sie will die Augen schließen, — sie will an Spuk glauben.

„Toni!“ ruft es dann plötzlich, „ist denn das möglich?“

Die ganze Stadt hätte ihretwegen jetzt um ihre selbstmörderische Absicht, ihre Schmach wissen können, nur dieser Eine nicht. Ein wimmernder Laut kommt aus ihrer Brust.

„Toni, warum denn?“ fragt Konrad Eierke und hebt sie aus ihrer liegenden Stellung empor.

„Lassen Sie mich,“ murmelt sie, „Sie wissen nicht, was Sie mir angethan haben — jetzt wäre ja Alles vorbei.“ — Er kann es nicht fassen. „Was hat Sie denn zu dem gebracht, Toni, zu der Verzweiflung — armes Ding!“

Sein Absehen wird von der mitleidigen Regung überwältigt, es tritt ihm heiß in die Augen, wie er das Beben ihres Körpers fühlt und daß die kleinen Hände nach den seinen tasten.

„Toni, so sprich doch!“ Das Du, das er schon einmal gebraucht, drängt sich über seine Lippen, ohne daß er es weiß, „Du bist krank — was haben sie Dir gethan, daß es dahin kommen mußte?“

Sie schüttelt erst den Kopf, dann lehnt sie ihn an seine Schulter. Sie ist so todesmatt, vielleicht hat der liebe Gott ein Einsehen und läßt sie doch sterben — und hier bei ihm, in seinen Armen.

„Wenn ich's denn sagen soll,“ murmelt sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte — „o, Konrad, damals, als Du so gut zu mir warst und mir das sagtest, das —“ sie glaubt, jetzt schon muß ihr Herz still stehen, „sieh, da war ich's schon nicht mehr werth“ — zwei Mal setzt sie vergeblich zum Sprechen an, eh's gelingen will, weiter zu reden: „Das Kind in der Villa, das trug Hans dorthin — es ist mein's — und — und — —“ — sie bricht zusammen, und er erräth den Schluß.

„Toni — Toni!“ den stöhnenden Laut aus seiner breiten Brust vernimmt sie nicht, sie ruht eine Weile in seinem Arm, und wie sie aus der Ohnmacht erwacht, klingen die Glocken von der Kirche herüber. Er giebt sie frei, sobald er merkt, daß sie wieder kräftig ist.

Ihr ist, als habe sie in einem Beichtstuhl bekannt — aber kein vergebendes Wort ist ihr geworden. Wie könnte das auch sein? Und dann wundert sie sich, daß er noch immer nicht geht, ihre Nähe nicht flieht — sie ist ja auch ihm gegenüber eine Betrügerin gewesen. Sie hat seine ehrliche Reigung wachsen sehen, Tag um Tag, und nicht den Muth gefunden, zu rufen: Laß mich — ich verdiene sie nicht!

O, wie sündig sie ist, wie sündig!

Plötzlich hebt ein Läuten von dem nächsten Kirchturme an — ernst und klagend über die Mauern hin, hinaus in die Kluren.

Es ist eine ungewohnte Zeit — sie blickt empor, will fragen und wagt es doch nicht. Aber er liest in ihren Mienen, und die ehrlichen Augen mit einem traurigen Ausdruck auf sie heftend, erwidert er mit dumpfer Stimme:

„Es gilt unjerem Herrn — vor einer Stunde hat ihn ein Schlaganfall getroffen!“

„Himmliſcher Vater!“

Eine Pause. Es mag ein Gebet sein, das die blassen Lippen des Mädchens stammeln — der Rheinländer wendet sich ab.

Klagend tönen die Glocken weiter, schwarze Nacht legt sich über die Fluren, schweigend stehen die Beiden neben einander, dann werden die Trauerklänge leiser und leiser, bis sie verschwinden.

Jetzt sagt Konrad Sierke, flüchtig Tonis' Schulter berührend:

„Kommen Sie, ich führe Sie heim!“

„Was wollten Sie?“ fragt sie schein.

„Kommen Sie!“

* * *

Seit drei Tagen ruht der Commerzienrath Derffner in der Gruft, die er nach seiner eigenen Zeichnung hat errichten lassen — ein Engel mit der geknickten Posaune zum Auferstehungsruf von der Hand eines ersten Künstlers hält vor derselben Wacht.

Er trägt Frau Olga's schönste Züge — so hat es Derffner gewollt.

In dem Hause ist Alles still, wie um den Schmerz zu ehren. Gegen die in der Stadt herrschende Sitte hat Frau Olga gehandelt, indem sie, ihr Leid auskostend, dem Geschiedenen den letzten Liebesdienst leistete und ihn zu Grabe begleitete — dann ist sie in der Stille ihres Wittwengemachs verschwunden, und selbst der Präsidentin von Börner ist es nicht gelungen, dahin zu dringen.

Die Frau will mit sich allein fertig werden!

Gegen Abend betritt ein sauber gekleideter Mann die Vorhalle.

„Ich möchte zu Frau Derffner — Konrad Sierke heiße ich und bin in der Fabrik!“

Der Diener blickt ihn halb mitleidig an.

„Frau Derffner spricht Niemanden.“

„Wenn Sie es doch versuchen wollten,“ sagt der Andere bescheiden.

„Es ist wichtig.“

Wilhelm zuckt die Achseln.

„Helfen wird's nichts, die Inspectoren sind bis heute nicht ein Mal vorgekommen.“

Olga sitzt am Fenster des Zimmers, in dem ihr Gatte den letzten Seufzer ausgestoßen — die schwarze Wittwenhaube liegt tief über ihren sachblonden Haaren, die schlanken Hände sind im Schoß gefaltet.

Frau Commerzienrätthin, da will Jemand aus der Fabrik zu Ihnen — nur ein Arbeiter!”

Sie blickt auf mit jener gleichgültigen Miene, mit der sie in diesen Tagen jede Störung abgewiesen hat.

„Konrad Sierke, soll ich sagen.“

Was ist denn in dem Namen, daß sie auf ihn hört, nachdenkt, wo und wann sie ihn schon vernommen haben könne — und dann sagt sie: „Er soll eintreten.“

Wilhelm schüttelt den Kopf, es ist, als ob sie nicht bei sich sei, die Frau. —

Mit einem Kraxfuß tritt Konrad über die Schwelle und bleibt neben der Thür stehen. Die Dame am Fenster sieht ihn an, der friische, blonde Mensch ist ihr nie begegnet, sie muß sich getäuscht haben.

„Sie sind in der Fabrik?“

„Ja!“ sagt er lakonisch.

„Lange schon?“

„Ein Jahr! aber es ist genug gewesen, um zu wissen, daß Herr Fritz Derffner ein guter Herr war.“

Sie wiegt den Kopf; das kann nur unangenehm berühren, wenn er in der Weise beginnt, ihren Heimgegangenen zu loben.

„Und was führt Sie her?“ denn ein Anliegen muß er doch haben, und sie will's kurz erledigt sehen.

„Ein Geschäft, Frau Commerzienrätthin!“

„Oh — dafür ist hier nicht der Ort.“

„Ich habe es aber nur mit Ihnen zu thun,“ erwidert der Arbeiter und tritt ein paar Schritte vor, und dann räuspert er sich, als habe er einen Entschluß überwunden.

„Ich komme, um den kleinen Jungen zu holen, den man im Frühjahr hierher gebracht hat — den kleinen Konrad.“ Ein gewisser Nachdruck, eine Art von Zärtlichkeit liegt auf den letzten beiden Worten.

Die schwarzgekleidete Frau richtet sich auf aus der zusammengesunkenen Stellung — der Ton, das Verlangen frappirt sie. Und jetzt erst weiß sie, daß sie den Knaben in den letzten Tagen weder sah noch nach ihm fragte.

„Ah —“ sie verläßt ihren Platz, die lange Schleppe schleift geräuschlos über den Boden. „Wie kommen Sie zu diesem Anliegen?“ spricht sie forschend.

Er muß sich nach seinem Hute bücken, der den hartgearbeiteten Händen entglitten ist.

„Ich — ja, Frau Commerzienrätthin, ich — komme so dazu,“ erwidert er zögernd. „Und — ich möchte den Jungen haben.“

Es ist etwas in seiner Art, das ihr gefällt, trotz seiner Ungelenkigkeit. „Dazu muß doch ein Grund vorhanden sein, immerhin —“

Das Blut steigt ihm in's Gesicht.

„Der wäre da!“ und dann kommt es rascher über seine Lippen: „Sagen muß ich es wohl doch, denn ich sehe, ohne das versteht mich die Frau Commerzienrätthin nicht. Ich — bin der Toni Baumann gut gewesen —“

„Ah —“

Sie tritt neben den Tisch und stützt die Hand, die ein wenig zittert, auf den Rand desselben.

„Und — sie ist ehrlich gegen mich gewesen, als ich sie heirathen wollte — weil — als — ja,“ mit einem befreienden Athemzuge kommt das dann nach — „nun ja — so ist es!“

Er hat feines Gefühl, trotz seines groben Rockes und der breiten Hände, sie versteht ihn, und sie dankt es ihm.

„Ja — ja!“ sagt sie.

Ganz still ist es in dem schimmernden Gemache — Olga muß plötzlich denken, daß Fritz Derffner auch solch ein Mann der Arbeit gewesen ist — und nun nicht sie, in dem Namen hat doch etwas für sie gelegen, die Präsidentin von Börner hat ihr erzählt, daß Toni Baumann eine gute Partie machen konnte — Ihr Trauring blüht an dem weißen Finger.

„Was aber bringt Sie zu diesem Verlangen, das Sie vorhin aussprachen, Herr Sierke?“

„Sehen Sie — wie die Dinge liegen,“ er ist wieder in Verlegenheit — „da kann ich mir ja kaum denken, daß Sie — nun, daß Sie den Jungen gerne behalten — wenn es denn raus muß! Und da dachte ich, ich will ihn meiner Mutter bringen — wo Fünf satt werden, reicht es auch für ein Sechstes. Nein, Frau Commerzienrätthin, verstehen Sie mich nur ganz recht — ich will ihn so, wie er hierher gebracht ist, und ihn als „meinen Jungen“ aufziehen, schlicht und recht, wie ein Arbeiterkind. Und wenn ich ihn hier wieder hinaustrage, so soll's damit vorbei sein — ich meine, daß nichts Sie mehr daran erinnert und er Ihnen nie wieder in den Weg kommt! Sie sollen nicht etwa geben — keinen Groschen — dazu wäre ich denn doch zu stolz!“

Er richtet sich auf, es ist ein Glanz in seinen ehrlichen Augen — sie senkt die ihrigen zu Boden.

„Sie haben das Mädchen immer noch lieb!“

„Weiß Gott!“ sagt er dumpf.

Ganz leise krampft sich ihr Herz zusammen — welchen Liebreiz hat dies arme Geschöpf denn von der Mutter Natur bekommen, daß ihr Gatte straucheln mußte und dieser schlichte Mann aus dem Volke es nicht vergessen kann.

„Sie hat Ihnen Alles gestanden?“ forcht Frau Olga dann.

„Leicht ist's ihr nicht gewesen,“ erwidert er. „Ich kam dazu, als sie ‚aus dem Wege‘ wollte, weil ihr Bruder hier oben gewesen war — sie wollte es für ihr Kind thun, Frau Commerzienrätthin, und für Sie, die sie so schwer gekränkt hatte.“

„Mein Gott,“ sie erbebt und muß sich Gewalt anthun, ihre Bewegung nicht zu zeigen.

„Sie, Herr Sierke, entschuldigen das Mädchen?“ fragt sie dann.

„Ach —“ er sieht umher, und sein Blick bleibt auf der Marmorbüste des verstorbenen Fabrikherrn, die Frau Olga hierher schaffen ließ, haften — „haben Sie denn schon mal drüber nachgedacht, wie so'n armes, schwaches Ding zu Fall kommen kann? Und die Toni gar — und die sonderbaren Umstände, und die Mutter und der Bruder! Wenn da die Versuchung 'ran tritt!“ Er stockt, dann kommt es nach: „Der Teufel hat auch sein Spiel gehabt, wenn ich nur ein paar Wochen früher dem Mädchen in den Weg gekommen wäre, so wäre Alles anders geworden. Denn mich hat sie lieb gehabt, wahrhaftig — und sehen Sie, in ihrer Hand lag's ja damals! Manch Einer ist schon so dran gekriegt — sie war ehrlich.“ Er fährt mit den Fingern über die Augen. „Und dann hat es mich ordentlich weich gemacht — Konrad hat sie den Jungen genannt —“

Nun ist seine Beredsamkeit zu Ende, er verfällt wieder in seine hölzerne Haltung und sucht den Standpunkt auf's Neue neben der Thür.

Olga geht auf und nieder in dem Gemach, es ist etwas Kastloses über sie gekommen. Sie denkt an den Winterabend, als ihr Gatte sich ihr gegenüber immer wieder verkleinerte, gleichsam anklagte — hatte damals das Geständniß auf seinen Lippen geschwebt? Und war sie es nicht selber gewesen, die es immer wieder zurückgedrängt hatte? O, wenn sie ihn hätte sprechen lassen! Wie so anders wäre Alles vielleicht gekommen — sie war gekränkt, erzürnt — und hätte doch wohl vergeben —

„Gewiß,“ flüstert sie jetzt, des stillen Mannes in der Marmorgruft gedenkend, „ganz gewiß! Denn keine Schuld ist so groß, daß sie nicht gesühnt, vergeben werden könnte von einem liebenden Herzen!“

Sie sieht es an Konrad Sierke — er klagt nicht an, er beklagt.

Plötzlich tritt sie zur Glocke, und als der Diener erscheint, jagt sie, wie aus einem Traum erwachend:

„Man soll mir das Kind bringen!“

„Frau Commerzienrätthin!“ ruft Konrad, sie hebt die Hand, wie um ihm zu wehren, aber auf seinem Gesicht glänzt die Freude auf, o — wenn Sie das thun —! denn, sehen Sie, meine ganze Hoffnung hängt daran —“

„An dem Kinde?“

„Ja doch! Wie es um mich und die Toni steht, das wissen Sie ja. Wenn — es nicht so gekommen wäre,“ damit deutet er den Todesfall an, „dann wäre freilich die Sache anders, dann müßte ich das Mädchen vergessen — denn, daß Einer auf der Welt herumgegangen wäre, der — nun Sie müssen mich verstehen. Aber, der liebe Gott hat es ja nun so gewollt, wenn es auch für Sie hart ist, Frau Commerzienrätthin. Und nun nehme ich den Jungen und sorge für ihn, und mit der Zeit wird die Toni schon

einsehen, daß sie ihr ganzes junges Leben nicht vertrauern muß und daß wir mit einander glücklich werden müssen. Und ich — nun, ich denke, sie ist eine Wittwe gewesen — ja —“

Die Thür öffnet sich, und die Amme tritt mit dem Kinde herein. Es ist rosig und rundlich und schaut mit großen Augen umher; die Wärterin, froh, endlich die Hausfrau wieder zu sehen, will eine lange Erzählung beginnen, aber Frau Derffner winkt ihr, zu schweigen, nimmt ihr den Knaben ab und sendet sie hinaus.

Willig läßt sich das Kind der schwarzgekleideten Frau überliefern, die jetzt neben der Säule steht, welche die Marmorbüste trägt.

„Er fremdet nicht einmal,“ murmelt Konrad, den bei seinem Eintritt der Anblick der Wittve überrascht hat.

Die kleinen Arme recken sich in die Luft, und dem Arbeiter ist's, als winken sie ihm. Mit drei raschen Schritten steht er vor Frau Olga.

„Konrad — Konrad,“ und seine derben Fäuste fassen nach der weißgekleideten Gestalt. Da stößt das Kind aber einen Schrei aus, schnell zurück und birgt das Gesichtchen an der Brust seiner Trägerin.

„Ach,“ sagt der Arbeiter, „er will nicht.“

Ein Aufleuchten kommt in Olgas Augen, ein warmes Gefühl durchfluthet ihr Inneres; sie preßt das kleine Geschöpf fest an ihre Brust.

„Mein, mein Freund,“ sagt sie mit ihrer klaren Stimme, „er will nicht, der kleine Konrad, und ich will auch nicht und mein heimgegangener Gatte ebenfalls nicht — nämlich, daß Sie mich beschämen an Großmuth. Sie bekommen den Knaben nicht —“ fast herrisch ist ihre Geberde, als er sie unterbrechen will. „Mein Gatte wollte sein Unrecht an Toni sühnen, indem er das Kind hier in's Haus schaffte.“ Sie seufzt. „Hätte er offen gesprochen, es wäre wohl Alles besser gewesen — aber da er mich liebte, er that's —“ bekräftigt sie, „fand er den Muth nicht. Nun soll Konrads Heimat für immer hier sein — Sie aber, senden Sie mir Toni, oder besser, kommen Sie mit Ihrer Braut, ich will ihr mündlich die Versicherung geben, daß der kleine Konrad einen Platz an meinem Herzen findet und das Recht, sich nach seinem Vater zu nennen.“

Es ist etwas Hoheitsvolles, echt Mütterliches in ihrer Erscheinung — den rechten Namen weiß wohl der schlichte Arbeiter nicht dafür, aber er beugt unwillkürlich in Ehrfurcht das Haupt, als er die Worte sagt:

„Sie sind eine brave Frau!“

Die schlanken Finger und die schwieligen drücken einander fest und verständnißvoll.

* * *

Die Präsidentin von Börner ist mit ihrer „recherche“ nicht weiter gekommen, als bis zur Vermuthung; sie bleibt auch mit Discretion bei denselben stehen, — weil es klüger ist, — als unter dem besonderen Schutze der

Frau Olga, Konrad Sierke und Toni Baumann ein Paar werden und in des Rheinländers Heimat ziehen.

Hans Baumann hat der alten Welt vorher noch Lebwohl gesagt, und die Wittwe bleibt mit ihrer Kage in dem letzten Hause der Vorstadt und kümmert sich nicht um die Außenwelt und die nicht um ihre Gespräche, zu denen sie den Stoff aus ihrem Flaschenschranke holt. Sie wird einmal nicht wieder aus ihrem Nachmittagschläfchen erwachen, das prophezeien ihr kundige Nachbarn.

Der kleine Konrad Derffner gedeiht an Seele und Leib, und die Präsidentin von Börner wird nicht müde, den Wohlthätigkeitsjimm ihrer Freundin Olga Derffner zu rühmen, der sich mehr, als die Welt ahnt, auch auf sie erstreckt.





Aus dem Bibliographischen Institut.

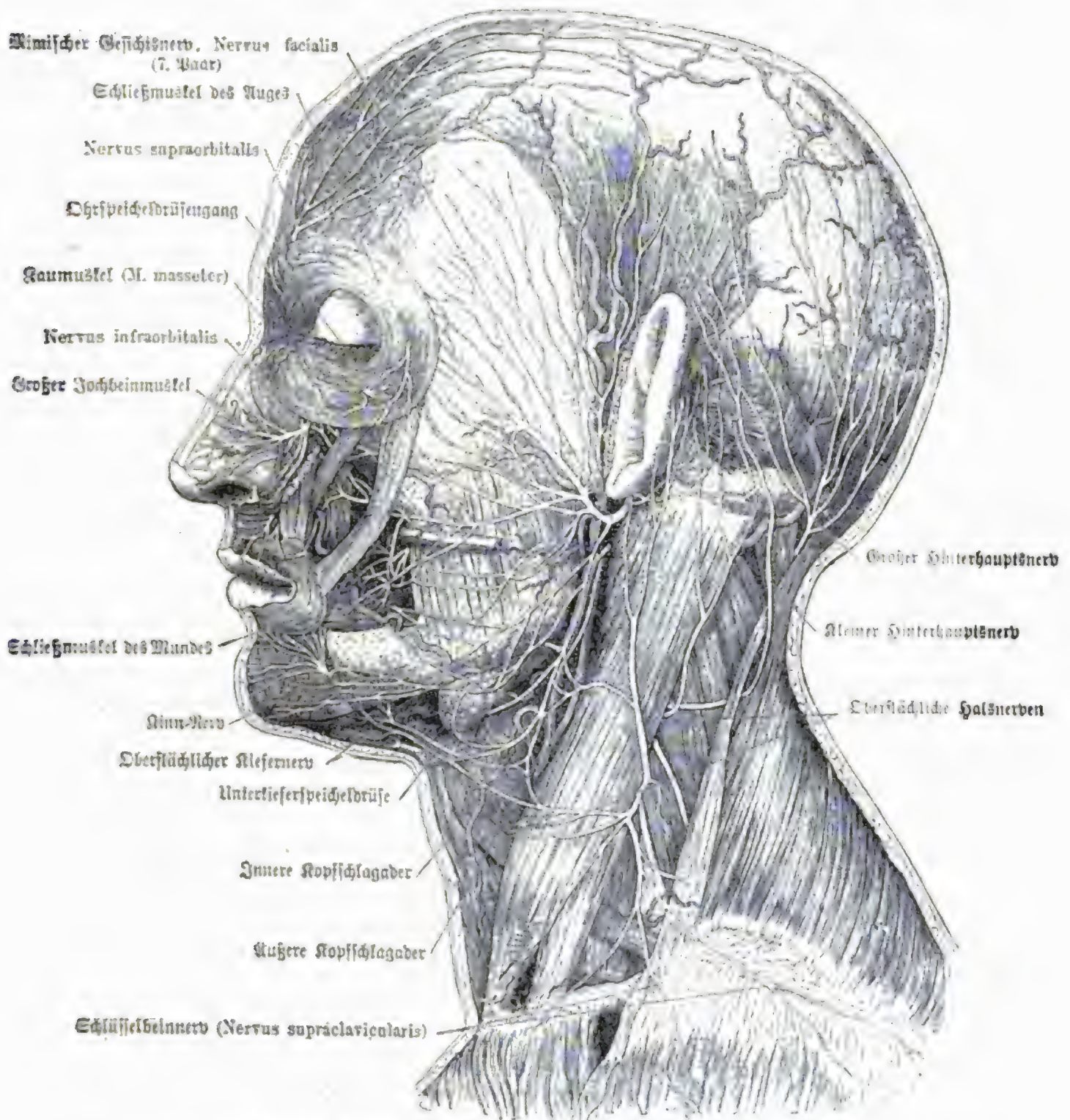


Verlauf des Nervus vagus zum Herzen.
Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“.
Leipzig u. Wien, Verlag des Bibliographischen
Instituts.

Außer dem großen encyclopädischen Werke, dem Meier'schen Konversations-Lexikon, dessen Erscheinen in fünfter Auflage wir im vergangenen Jahre in einem ausführlichen Aufsatz angekündigt, auf dessen rüstiges Fortschreiten bis zum jetzt vollendeten fünften Bande wir hingewiesen haben, und mit dem wir uns später, wenn es gestattet sein wird, einen erheblichen Theil des bedeutenden Werkes zu überblicken, noch beschäftigen werden, bringt das Bibliographische Institut in Leipzig noch eine Reihe höchst werthvoller Werke wissenschaftlichen Inhalts und in vornehm volkstümlicher Darstellung, die durch den großen Erfolg, den sie erringen und der beständig neue Auflagen erfordert, nahezu den Charakter periodischer Erscheinungen angenommen haben. Als Prototyp dieser besonderen Art von Werken darf wohl Brehm's allbekanntes „Thierleben“ angeführt werden, das durch seinen Inhalt und auch zugleich durch seine äußere Ausstattung für diese Werke gründlichen Wissens in angenehmem, leicht faßlichem Vortrage grundlegend geworden ist.

Diesem bedeutenden Werke des großen Zoologen, der es wie kaum ein Zweiter verstanden hat, an sich spröde und nüchterne wissenschaftliche Themata in geistvoll unterhaltender und anregender Weise zu behandeln, ohne jemals der leichtflüchtigen Darstellung zu Liebe der Oberflächlichkeit irgend welche Zugeständnisse zu machen, haben sich andere hervorragende Schriften naturwissenschaft-

lichen, ethnographischen und geographischen Inhalts ebenbürtig an die Seite gestellt, so Nagels „Völkerkunde“ in drei starken Bänden, Anton Ferner von Marilauns „Pflanzenleben“ in zwei Bänden, Neumanns „Erdgeschichte“ in zwei Bänden,

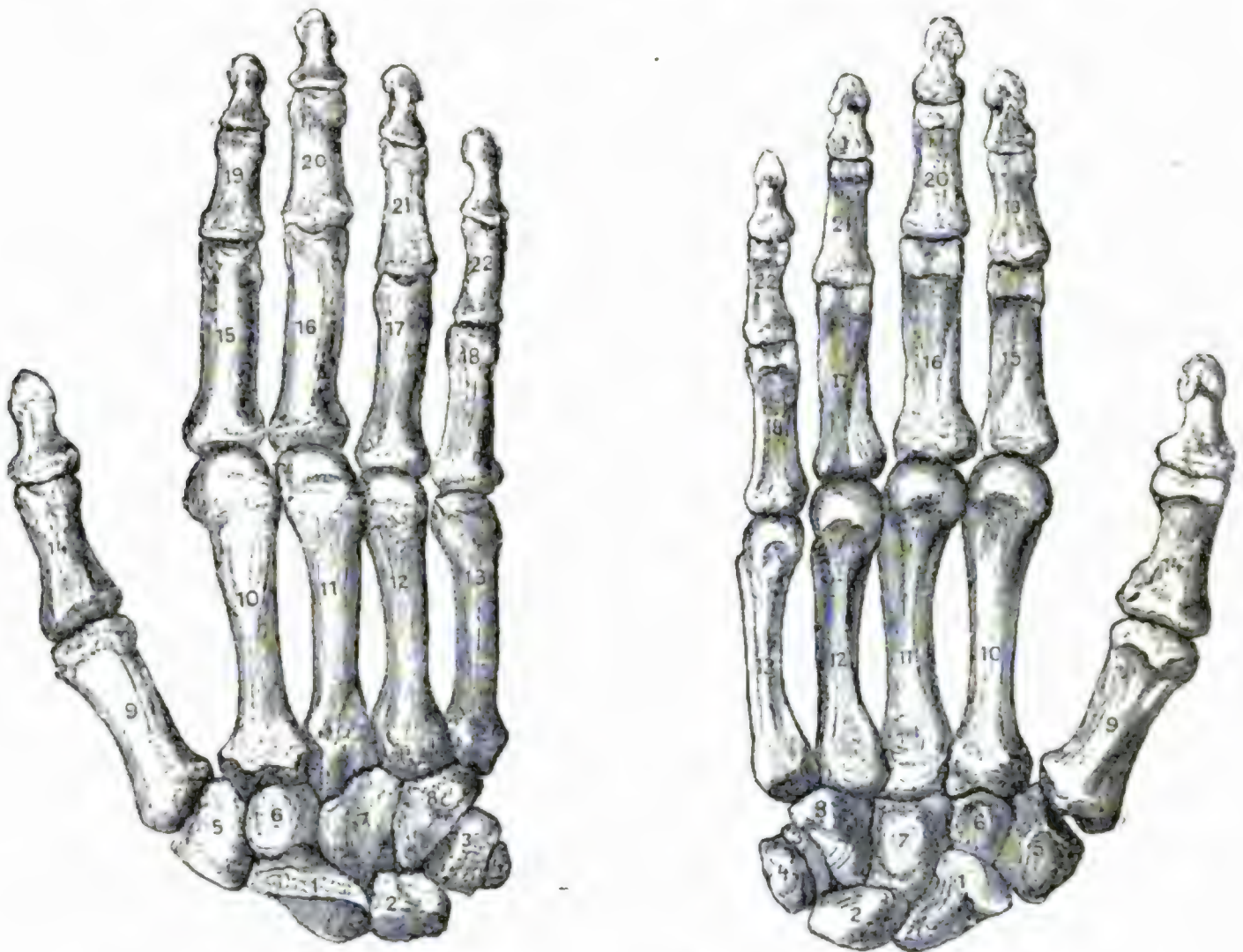


Oberflächliche Nerven des Kopfes und Halses, namentlich Nervus facialis.

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch.“ Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Wilhelm Haackes „Schöpfung der Thierwelt“, die ethnographischen Werke von Wilhelm Sievers, „Amerika“, „Asien“ und „Afrika“, in je einem Bande, und endlich „Der Mensch“ von Johannes Ranke. —

Die Gesamtheit dieser Werke stellt für jeden Gebildeten, der sich ohne fachmännische Ausbildung über das Wissenswertheste und Interessanteste, das unsere Erde und ihre Geschöpfe bieten, belehren will, eine Bibliothek von unschätzbarem Werthe dar. Nicht buchhändlerische Speculation, nicht gelegentliche Ausnutzung einer günstigen „Conjunctur“ hat bei der Veröffentlichung dieser Werke das Bibliographische Institut geleitet; es ist vielmehr ein im vornehmsten Stil angelegtes, planvoll durchdachtes, mit Ernst und Gründlichkeit durchgeführtes Unternehmen, dessen Erfolg auf dem Büchermarkte bei der ungewöhnlichen Kostspieligkeit der Herstellung und den dadurch bedingten, wenn auch relativ



Das rechte Handstelet (nach Hartmann). 1) Rückenansicht, 2) Handflächenansicht.

- 1) Schiffbein, 2) Mondbein, 3) dreieckiges Bein, 4) Erbsenbein, 5) großes, 6) kleines vieleckiges Bein, 7) Kopfbein, 8) Hakenbein, 9—13) Mittelhandknochen, 14—18) erste Reihe der Phalangen, 19—22) zweite Reihe, b bis o) dritte Reihe derselben, a) zweite Daumenphalange.

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

sehr niedrigen, so doch absolut immerhin ziemlich bedeutenden Ladenpreisen im Hinblick auf die geringe Bücherkaufslust unseres Publicums keineswegs gesichert erschien. Daß diese Werke trotzdem die weiteste Verbreitung gefunden haben, daß ihr Werth erkannt worden, daß bei vielen der Erfolg bedeutend genug gewesen ist, um neue Auflagen nothwendig zu machen, daß das anerkanntwerthe Streben des muthigen Verlagsinstituts nicht nur den succès d'estime der Kritiker, sondern auch materiell wohlverdienten Lohn gefunden hat, ist eine eben so erstaunliche, wie hoch erfreuliche Thatfache.

Zu den erfolgreichen Werken dieses Cyclus gehört unter anderen auch „Der Mensch“ von Johannes Ranke, von dem soeben die zweite, gänzlich neu bearbeitete Auflage



1) Feuerbohrer, üblich in Australien, Tasmanien, Kamtschatka, Tibet, Indien, Kirita, auf den Kanarischen Inseln und in Mexiko. 2) Kleinen-Feuerbohrer der Eskimos. (Nach Taylor.)



1) Feiner, 2) grober Typus der Javanerinnen. (Nach Bälz.)

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

erschienen ist. Eine etwas eingehendere Besprechung dieses Werkes wird zugleich das Wesen der anderen, die sammt und sonders durch eine starke geistige Verwandtschaft miteinander verbunden sind und auch in allem Außerlichen dieselben Züge anzuweisen, erkennen lassen.

Der erste Band dieses Werkes behandelt die Entwicklung, den Bau und das Leben des menschlichen Körpers.

Die Einleitung giebt eine allgemeine Uebersicht über Bau und Einrichtungen des menschlichen Körpers. Diesen allgemeineren Betrachtungen schließt sich dann die Entwicklungsgeschichte an. Da wird zunächst das Ei als selbstständiger Organismus geschildert, die Befruchtung, die Entwicklung, also die Bildung neuer Zellen, der Beginn einer functionellen Gliederung der Fruchtanlage bis zur Formung der Fruchtanlage zur fertigen Körpergestalt. In einer besonderen Abhandlung werden als Schlußcapitel dieser Entwicklungsgeschichte die natürlichen und künstlichen Mißbildungen der Menschengestalt behandelt, also die Haarmenschen, die geschwänzten Menschen u. s. w. Schädel-, Zahn-, Kumpf- und Fußplastik bilden den Schluß.

Der zweite Hauptabschnitt führt den Titel: „Die niederen Organe“ und behandelt in seinen einzelnen Theilen Herz und Blut, die Organe der Blutreinigung und ihre Thätigkeit (also

die Athmungsorgane, die Nieren), die Verdauung, (Magen, Dünndarm u. s. w.), Ernährung

(Nahrungsmittel) und animale Wärme, das Knochengengerüst und seine Bewegungen, endlich die Muskeln und Muskelbewegungen.

Der Schlußabschnitt dieses ersten Bandes, „Die höheren Organe“ benannt, befaßt sich mit der Mikroskopie, Physik und Chemie des Nervensystems, dem Bau des Gehirns und des Rückenmarks und endlich den Sinnesorganen und Sprachwerkzeugen.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist durch den Untertitel: „Die heutigen und die vorgehichtlichen Menschenrassen“ klar bezeichnet. Der erste Hauptabschnitt untersucht die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts und beginnt natürlich mit einer Vergleichung der äußeren Gestalt des Menschen und der menschenähnlichen Affen. Daran schließt sich die Untersuchung der Körper-



Körperbildung eines jungen Kaffern. (Nach Fritsch.)



Zulusaffern. (Nach Photographie von G. Günther in Berlin.)

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“.

Verlag von Bibliographisches Institut.

proportionen der Menschen und zwar bei der weißen Culturrasse, bei den außer-europäischen Culturvölkern, den Naturvölkern, und endlich die Stümmerformen. Alsdann werden Körpergröße und Körpergewicht (Riesen und Zwerge), Farbe der Haut und der Augen (Albinismus und andere krankhafte Hautfärbungen), die Haare des Menschen, die Schädellehre eingehend erörtert. Die Gruppierung der heutigen Menschenrassen und anthropologische Massenbilder, also Lappen, Eskimos, Indianer, Patagonier, Feuerländer, Raffern u. s. w., die Grotins und Affenmenschen bilden den Schluß dieses Abschnitts.

Der zweite und letzte Hauptabschnitt, mit dem das Werk schließt, bringt in fasslicher und fesselnder Darstellung die Ergebnisse der neuesten Forschungen über die Urrassen in Europa, über den Urmenschen, den „Diluvialen“, über die ältesten menschlichen

Wohnstätten in Europa, die Fundstellen des diluvialen Menschen in Frankreich und Deutschland, die Höhlenbewohner, über menschliche Knochenreste aus dem Diluvium, die Hauptculturperioden des vorgeichtlichen Europa, über die Pfahlbauten der Schweiz, die jüngere Steinzeit, die Bronze- und die erste Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa.

Dies in großen Zügen der sachliche Inhalt des Werkes von Johannes Ranke, der über das Wesentliche seiner Arbeit in dem der ersten Auflage vorangestellten Vorworte das Folgende sagt: „Die Grundlage aller in diesem Buche enthaltenen Betrachtungen bildet der allgemein anerkannte Satz, daß in gesetzmäßiger, das heißt logischer Weise die gesammte animale Welt in körperlicher Beziehung zu einer idealen Einheit zusammengeschlossen ist, an deren Spitze der Mensch steht. In diesem Sinne ist das Thierreich der zergliederte Mensch und der Menich das Paradigma des gesammten Thierreichs.“ Welche Gesichtspunkte den Verfasser bei der Bewältigung der Riesenaufgabe, die er sich gestellt hatte, geleitet haben, darüber giebt eine andere Stelle des Vorworts erfreulichen Bescheid. „Man hat bisher nur zu häufig,“ sagt Johannes Ranke, „namentlich in populär naturwissenschaftlichen Werken, den augenblicklichen Standpunkt der naturwissenschaftlichen, ewig wechselnden Hypothese mit ebenso schwankenden politisch philosophischen Tagesmeinungen ver-



Australier mit Bumerang.

(Nach Photographie von C. Günther in Berlin.)

Aus der neuen Auflage von: Ranke, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

quidat; so mußte nothwendig in dem der exacten Naturforschung fernestehenden Publicum die verhängnißvolle Meinung erweckt werden, als gebe es naturwissenschaftliche Dogmen, welche den höchsten Idealen des Menschengenies feindselig gegenüberstehen. Es wäre ein Lohn für die Mühen unserer besten Forscher, wenn es auf dem Gebiete der Anthropologie gelänge, diesem volksverderbenden Irrthum Schranken zu setzen.“

Das Werk ist in Lexikonformat erichienen und in scharfen, großen Lettern auf festem und gutem Papier gedruckt. Der Vermerk der Verlagshandlung, daß das Papier „holzfrei“ ist, thut noth und wirkt sehr beruhigend, denn das jetzt meistens zur Verwendung kommende Papier mit Holzstoff entwerthet jedes Buch schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit; die Blätter entfarben sich krankhaft, bröckeln und brechen

während sie am Rande einen schmutziggelben Ton ansetzen. Dem Texte sind in verschwenderischer Fülle vorzügliche Abbildungen, zum weitaus größten Theil nach Originalen, die neu hergestellt wurden, zum geringen Theil nach klassischen Vorbildern, beigegeben, und zwar 1400 Abbildungen im Text, 35 Farbendrucktafeln und 6 Karten. Diese Abbildungen erleichtern ungemein das Verständniß der Darstellung, sie wirken belebend und anregend.



Webbshöle. (Nach Sarasin.)
Aus der neuen Ausgabe von: Hants, „Der Mensch“. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Jedermann hat sich das Wort des Terenz: „Homo sum; humani nihil a me alienum puto,“ wenn auch unwissentlich, in höherem oder geringerem Grade zu eigen gemacht. Der Mensch ist und bleibt das Interessanteste für den Menschen, und Alles, was mit dem menschlichen Wesen, der Entstehung, dem Organismus und den Functionen des Menschen zu schaffen hat, reizt seine Wissbegierde, fesselt seine Theilnahme. So bietet denn auch das Hants'sche Werk in jedem einzelnen Capitel und in seiner Ge-

sammtheit ununterbrochene Anregung, Belehrung und übt beim Lesen einen sich immer verjüngenden Reiz aus. Aus jeder Seite spricht zu uns der ernste Wissenschaftler, der es mit seiner Aufgabe sehr ernst nimmt, der sich mit den neuesten Forschungen, die gerade in unserer Zeit so bedeutend geworden sind, völlig vertraut macht, ohne Voreingenommenheit erwägt und prüft, scheidet und sichtet, der niemals blenden will und mit der wahren Bescheidenheit des wirklich Gelehrten nicht mit Halbbewiesenem als thatsächlich Feststehendem prahlt und sich nie eine Verletzung der Grenzen des menschlichen Erkennens zu Schulden kommen läßt. Dabei vergegenwärtigt sich Ranke unausgesetzt, daß er nicht vor einem Kreise von Fachgenossen steht, sondern sich an die größere Gemeinde der nicht fachmännisch Gebildeten wendet, die der Bildungsdrang nach den ernstesten Werken faßlicher Belehrung greifen läßt. Sein Vortrag ist schlicht, klar und fesselnd. Wir brauchen wohl kein Facit aus diesen Ausführungen zu ziehen, eine besondere Empfehlung erscheint vielmehr entbehrlich.

* * *

In demselben Verlage und in demselben Formate wie die obengenannten wissenschaftlichen Werke ist vor einiger Zeit eine Schrift erschienen, die ihrem Inhalt und auch ihrer Behandlung nach dem Gebiete, das das Bibliographische Institut fast ausschließlich pflegt, eigentlich ziemlich fernliegt, wir meinen das moderne Geschichtswerk „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's“ von Hans Blum, das zur Zeit seines Erscheinens so viel Staub aufgewirbelt hat. Die Geschichte der zwanzig Jahre seit Begründung des Deutschen Reichs bis Bismarck's Abgang ist sicherlich bewegt und inhaltreich genug, um eine eingehende Darstellung zu beanspruchen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß der Verfasser das überreiche Material sorgfältig bearbeitet und lichtvoll gegliedert hat. Wir sind auch weit davon entfernt, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen, daß seine persönliche politische Ueberzeugung ihn bei der Beurtheilung der wichtigsten Ereignisse unserer Gegenwart und der Persönlichkeiten stets in erkenntlicher Weise geleitet hat. Wenn er sich auch sichtlich Mühe gegeben hat, den Gegnern seiner politischen Auffassung möglichst gerecht zu werden und so historisch, so objectiv wie möglich zu sprechen, so ist ihm das doch — dabei wird gewiß die Frage des Temperaments mit entscheidend gewesen sein — nicht immer geglückt. Natürlich ist es ja, daß jeder Monograph sich in seinen Helben verliebt, und wenn die Verehrung sans phrase irgend einem mitlebenden Menschen gegenüber verständlich und gerechtfertigt erscheint, so ist es die unbedingte Bismarckverehrung. Hier handelt es sich aber thatsächlich, obwohl die Worte „Das Deutsche Reich“ an der ersten Stelle des Titels stehen, doch nur um eine Bismarck-Monographie während der zwanzig Jahre seiner wichtigsten politischen Thätigkeit. Die Tendenz dieses Werkes wird also trotz ihrer scharfen Betonung dem Verfasser von einem billig denkenden Leser, auch wenn er nicht auf dem Standpunkte Blums steht, kaum ernsthaft verübelt werden. Berechtigtere Vorwürfe hat man gegen den Verfasser erheben dürfen, daß er auf unbeglaubigte Mittheilungen hin, die beinahe zur Kategorie des politischen Klatsches zu rechnen sind, thatsächliche Behauptungen aufgestellt hat, die von zuständiger Seite den unbedingtesten Widerspruch hervorgerufen haben. Einzelne Angaben über den Grafen Arnim zum Beispiel, sowie über die thatsächlichen Vorgänge bei der Entlassung des Reichskanzlers sind in bestimmtester Weise als vollständig unrichtig bezeichnet worden, und der Verfasser hat den Vorwurf, daß er ohne genügende Sachkenntniß doch bedeutungsschwere Behauptungen aufgestellt hat, die sich nicht nur nicht begründen lassen, sondern die thatsächlich nicht zu begründen sind, auf sich sitzen lassen müssen. Wer freilich die zeitgenössische Geschichte schreibt, wird da bei aller Sorgfalt und Prüfung leicht in den Fehler verfallen können, den sich der Verfasser der Schilderung der Bismarck'schen politischen Thätigkeit offenbar hat zu Schulden kommen lassen. Unbefangene Richter werden darüber indessen nicht die unbestreitbaren Eigenschaften des Werkes, die verständige Gliederung, die gewandte lebhaft Darstellung und die jugendliche Wärme des Vortrags übersehen.

Schimpfereien.

Von Carl Sontag. (Berlin, 1894. Freund & Jekel.)

Vor einer Reihe von Jahren schrieb Carl Sontag ein lustiges Buch, dem er den sehr bezeichnenden Titel „Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser“ gegeben hatte. Das Wort kommt in der Litteraturgeschichte wohl zum ersten Male in Ifflands „Jägern“ vor. Da ist die sehr geschwägige, aber liebenswürdige Frau Oberförsterin, die beim Erzählen vom Hundertsten in's Tausendste, vom Nachtwächter auf den türkischen Kaiser geräth. Den Vorwurf der Schwaghastigkeit darf man nun allerdings gegen Carl Sontag nicht erheben, aber er plaudert gern und vollständig system- und planlos. Was ihm gerade durch den Kopf geht, was auch nur im allerloosesten Zusammenhang mit dem Thema, das er eigentlich behandeln will, stehen könnte — er schreibt es nieder. Er spricht, wie so viele geistreiche Leute, eigentlich immer in Parenthesen. Sein neues Buch, „Schimpfereien“ genannt, ist im wahrsten Sinne des Wortes „des Werkes zweiter Theil“. Auch hier legt er sich nicht den geringsten Zwang auf, den Weg, den er sich vorgezeichnet hat, in möglichst gerader Richtung zu verfolgen. Wo immer er rechts oder links durch irgend eine Verlockung dazu veranlaßt wird, einen Seitenweg einzuschlagen, springt er lustig ab, und wenn er merkt, daß er in eine Sackgasse gerathen ist, entschuldigt er sich, kehrt wieder um und findet ungefähr die Straße, die er muthwillig verlassen hatte, wieder. Für Philister und engherzige Leute, die das Verlangen stellen, daß der Schriftsteller das von ihm aufgeworfene Thema systematisch anordne, ergründe, durcharbeite, schreibt Carl Sontag nicht. In der Ungezwungenheit und Freiheit seiner Bewegung beruht aber vielleicht der Hauptreiz dieses charmanten Erzählers. Er hat viel erfahren, er ist in seinem bewegten Künstlerleben mit vielen interessanten Leuten zusammengetroffen, und er besitzt das wunderbare Gedächtniß des Schauspielers; was er einmal gehört hat, verwahrt er, um mit Mabelais zu sprechen, in seines Gedächtnisses Mäuzlein. Und das packt er denn bei guter oder ungefähr guter Gelegenheit zur Freude seiner Zuhörer aus, und er erzählt die hübschen Geschichten, die streng genommen mit dem, was er eigentlich zu sagen hat, verwünscht wenig zu thun haben. „Schimpfereien“ ist ein fast photographisches Abbild der zwanglosen Unterhaltung in fröhlicher Geselligkeit. Es ist wirklich, als ob man Sontag sprechen hörte; und der Vortrag macht des Redners Glück. Er schreibt ohne alle Bespreiztheit, aber überaus lustig, anregend, fesselnd, mitunter sogar geistvoll, immer erfrueulich. Wenn einige Kritiker ihm wegen seines „Stils“ am Zeuge geflickt haben und auf diese oder jene nachlässige, verbummelte stilistische Wendung hinweisen wollen, so verkennen sie unseres Erachtens das eigentliche Wesen der Sontag'schen Schriftstellerei vollkommen. Gerade diese vergnügten Ungezwungenheiten geben dem Buche das rechte Salz. Man darf da gar nicht von sprachlichen Verstößen sprechen. Sie haben mit den Widerwärtigkeiten der sprachlichen Verlotterung durch das Zeitungsdeutsch nicht das Geringste gemein. Man könnte sie beinahe als Dialekt bezeichnen. Sontag schreibt den Dialekt des Stammtisches.

Gegen manche seiner Behauptungen werden sich sehr berechtigte Einwendungen erheben lassen. Man wird nicht immer mit ihm übereinstimmen, man wird manche seiner Ausstellungen an diesem oder jenem ein bißchen geringfügiger und gleichgiltiger Art finden und öfter die Frage aufwerfen: „Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?“ Aber im Großen und Ganzen wird man durch das liebenswürdige Geplauder lebhaft angeregt und unterhalten werden. Man wird mancherlei Neues lernen und immer die Empfindung haben, daß man sich einen Mann zur Gesellschaft gewählt hat, der einen klaren Kopf, eine vornehme Gesinnung und eine ungewöhnliche Unterhaltungsgabe besitzt.

Am wohlsten fühlt sich Sontag natürlich, wenn er von seinem eigentlichen künstlerischen Berufe spricht, von den Schauspielern und der Schauspielerei. Es ist kaum als eine Merkwürdigkeit zu bezeichnen, wie sich der Schauspieler und der Schriftsteller in Sontag deckt. Wie er unzweifelhaft als Darsteller humorvoll schmollender und komischer älterer Herren kaum von einem der mitlebenden Schauspieler übertroffen wird, so ist er auch als Erzähler am ergößlichsten, wenn er in lustiger Weise über irgend etwas wüthend wird und sich ausschimpft. Deshalb ist auch der Titel, obwohl das Buch alles Pamphletartige und häßlich Beleidigende ausschließt, sehr glücklich gewählt. Auf Einzelheiten des Inhalts wollen wir hier nicht weiter eingehen. Er ist so mannigfaltig wie möglich, und die Zusammenstellung der einzelnen Capitel zu einem Ganzen ist so willkürlich, wie die Behandlung im Einzelnen. Das Buch wird viel gelesen werden und viele Leser erfreuen.

Hoffmann von Fallersleben.

Mein Leben. In verkürzter Form herausgegeben und bis zu des Dichters Tode fortgeführt von H. Gerstenberg. Berlin, F. Fontane & Co.

Die sehr ausführliche, bis zur Uebersiedelung nach Corvey (1860) reichende Selbstbiographie Hoffmanns von Fallersleben erscheint in der vorliegenden Ausgabe verkürzt durch Fortlassung unwichtiger Einzelheiten sowie besonders auch dadurch, daß die Urkunden und Belege nur in knappem Auszuge mitgetheilt, die eingestreuten Dichtungen fast gänzlich fortgelassen sind, weil sie — was jedoch nicht von den beiden Operntexten gilt — in der neuen Gesamtausgabe der Werke ihre Stelle gefunden haben. So bilden die beiden Bände einerseits (als Bd. VII und VIII) einen passenden Abschluß dieser Gesamtausgabe; andererseits sind sie, da sie auch mit besonderem Titel allein ausgegeben werden, auch als ein für sich bestehendes biographisches und zeitgeschichtliches Werk sehr willkommen und schätzenswerth. Dies gilt namentlich auch von der vom Herausgeber neu gebotenen Ergänzung der Biographie durch Schilderung der Wirksamkeit Hoffmanns auf Schloß Corvey 1860—1874, sowie von den „Nachträgen“, welche viele Einzelheiten der früheren Aufzeichnungen in neuem Lichte erscheinen lassen.

Hoffmann von Fallersleben ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der deutschen Literatur und Geistesbildung. Er vereinigte in sich viele Eigenschaften, die sich zu widersprechen scheinen. Er war als Sammler, Litterator und Bibliothekar ein eifriger Durchforscher der deutschen Vorzeit und gab sich zugleich mit voller Seele den Strömungen der neuen Zeit hin. Er war ein Sprachforscher, Handschriften- und Bücherfreund, dem die damals jung aufstrebende germanistische Philologie viele werthvolle Funde zu verdanken hatte, und zugleich ein lustiger Durchwanderer vieler Länder, ein genialer Beleber heiterer Geselligkeit, ein Trinkspruchredner, wie es vielleicht keinen zweiten gegeben hat. Er war reich an gelehrtem Wissen und doch voll Empfänglichkeit für idyllische Häuslichkeit und einfache Volksstille und zugleich ein Dichter, der für seine Empfindungen den treffenden Ausdruck in echt volksthümlichen Liedern fand. Er war von Natur sein Leben lang ein kindliches Gemüth, bieder und treu an seinen Freunden hangend, und doch überall da, wo er Anmaßung und Dünkel sah, fest und scharf in Wort und Schrift; er war ein Sänger harmloser Kinderliedchen und ein schwärmerischer Vaterlandsfreund, und zugleich — von der oppositionellen Zeitströmung getrieben — voll heißen Spottes und verletzenden Witzes gegenüber den Mißständen in Staat und Gesellschaft. Deshalb war er vielen seiner Zeitgenossen ein Räthsel oder ein Anstoß und ist auch von der Kritik und Litteraturgeschichte oft einseitig und ungerecht beurtheilt worden. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt — zwanzig Jahre nach seinem Tode und fünf Jahre vor der Säcularfeier seiner Geburt — in Dr. H. Gerstenberg ein Herausgeber und Biograph aufgetreten ist, der mit Pietät und verständnißvoller Hingebung dafür gewirkt hat, daß ein treues Bild von der Persönlichkeit und dem Wirken Hoffmanns von Fallersleben den kommenden Geschlechtern vor Augen bleibe.

E.

Bibliographische Notizen.

Grundzüge der Logik. Von Theodor Lipp's. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1893. XV. 233.

Im Vorwort dieser „Grundzüge der Logik“ gibt der bekannte Verfasser den anfänglichen Zweck derselben also: „Das kleine Buch, das ich hiermit veröffentliche, ist ursprünglich hervorgegangen aus der Absicht, den Hörern meiner logischen Vorlesungen einen kurzen Leitfaden der Logik an die Hand zu geben.“ In zwölf Abschnitten behandelt L. die grundlegenden Elemente der Logik. Daß ein Gelehrter, wie L. es ist, über manche Punkte dieser Elemente als ein Einziger denkt, dürfte be-

greiflich sein. Die Kritik jedoch hat hier nicht einzusehen; sie hat nur zu fragen, ob das Buch seinem ursprünglichem Zwecke genügt, ob es den Hörern der Lipp'schen logischen Vorlesungen ein kurzer Leitfaden sein kann für das, was Professor L. vom Katheder aus sagte, sagt oder sagen wird. In hohem Maße scheint uns dieses der Fall zu sein.

Aber L. erweiterte den anfänglichen Zweck; er begann an einen weiteren Leserkreis zu denken, sein „Buch möchte jetzt überhaupt solchen nützen, die in den Elementen der Logik sich zu orientiren . . . beginnen“. Und ob das Buch diesem

secundären Zweck in gleich hohem Maße, wie jenem primären, gerecht wird, möchten wir bezweifeln, besonders, wenn wir es mit dem ersten Theile der Höfler'schen „Philosophischen Propädeutik“, mit Höfler's Logik, vergleichen.

Zur Zeit, da L. die „Grundzüge“ schrieb, weilte er noch in Breslau. Inzwischen siedelte er als Nachfolger Carl Stumpfs nach München über, an dessen Universität die Philosophie sich leider nicht jener stetigen Ueberlieferung erfreut, die ihr anderswo zu Gute kommt. Wir hoffen jedoch zuversichtlich, daß durch L.'s Thätigkeit eine Besserung eintreten wird. Ob — ein erstes Anzeichen dieser Besserung — die kürzlich erfolgte Gründung einer „philosophischen Gesellschaft an der Universität München“ bereits auf L. zurückzuführen ist, wissen wir leider nicht. au.

Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.

Professor B. Litzmann hat bisher Litteratur und Theater des 17. und 18. Jahrhunderts zum Hauptgebiete seiner Forschung gemacht; in diesen Vorträgen zeigt er, daß er auch mit den litterarischen Strömungen der Gegenwart unmittelbare Fühlung hat und sie mit regem Interesse und mit einem an dem Studium der Vergangenheit geschulten und geschärften Blicke begleitet. In geistvoller und künstlerisch abgerundeter Darstellung charakterisirt er in der Einleitung die litterarischen Verhältnisse Deutschlands in dem Jahrzehnt 1870—80, um dann aus der dramatischen Litteratur der Gegenwart Wildenbruch, Ibsen, Gerhart Hauptmann und Sudermann als leitende Führer herauszuheben und in eingehender Analyse ihrer Hauptwerke zu beleuchten. Erfreulich ist überall neben der Weite seines Blickes die Selbstständigkeit und Frische seines Urtheils; wohlthuend wirkt am Schlusse die Warnung vor der gerade in unseren gebildeten Kreisen leider weit verbreiteten Gleichgültigkeit gegen die neueste deutsche Litteratur und zugleich vor der „Schweißweberei“ gegenüber modernen ausländischen „Mustern“ und „Größen“. Jeder gebildete Leser, auch wenn er über manche litterarische Erscheinung anders denken sollte als Litzmann, kann in dem lebendig und anregend geschriebenen Buche eine genügende Lectüre finden. dr.

Der Einfluß deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrhunderts bis 1870. Von Dr. Fritz Meißner. Leipzig, Neuger'sche Buchhandlung.

In dieser Schrift werden an zahlreichen Stellen aus französischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern die Eindrücke veranschaulicht, welche deutsche Litteraturwerke auf französische Leser und Kritiker machten. Dieses Material ist schätzbar; auf Vollständigkeit freilich macht der Verfasser wohl selbst keinen Anspruch. Geradezu unzureichend ist das in der Einleitung über die Litteratur des 18. Jahrhunderts Gesagte; aus Gödke's Grundriß hätte der Verfasser z. B. ersehen können, daß schon 1769 eine französische Uebersetzung von Alopstocks Messias in Paris erschien, welcher am Ende des Jahrhunderts noch zwei andere folgten, sodann noch eine ganze Reihe von Uebersetzungsversuchen im 19. Jahrhundert. Immerhin ist das vom Verfasser in den Haupttheilen seiner Schrift gesammelte Material sowie auch die eigenen Urtheile und Erörterungen, die er an vielen Stellen anknüpft, dankenswerth, zumal das Buch leicht lesbar geschrieben und übersichtlich angeordnet ist. Auf einem Druckfehler beruht der Satz (S. 123), daß Henri Blaze von Goethes Faust nur die lyrischen Stücke und Verse übersetzt habe; es muß natürlich heißen: in Verse oder: in Versen. dr.

Die Lebenskraft. Von Rudolf von Wichert. Leipzig, Verlag von C. G. W. Pfeffer.

Als der Verfasser seinen Vortrag als „Waffe gegen den Darwinismus“ niederschrieb, war er sich der Forderung des 5. Gebotes bewußt, und so ist denn der Darwinismus noch einmal wieder mit knapper Noth dem ihm sonst sicheren Tode entronnen. Wp.

Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Wider das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht. Von Arthur Schulz. Berlin, Richard Heinrich.

Verfasser geht mit der jetzigen Unterrichts- und Erziehungskunst sehr streng in's Gericht und macht Vorschläge zur Besserung. In beiden Beziehungen schießt er allerdings unserer Ansicht nach häufig über das Ziel hinaus und fordert zum Widerspruch heraus; nichts desto weniger — oder vielleicht gerade deswegen — ist die

Lectüre des Buches eine sehr anregende und nutzbringende. Was die Vorschläge des Verfassers für die Umgestaltung unseres Unterrichts- und Erziehungswesens betrifft, so müssen wir sagen, daß sie zum Theil leider, zum Theil hoffentlich Zukunftsmusik sind. Wp.

Die Entwicklung der Ehe. Von Th. Achelis. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde Bd. II. Berlin, Emil Felber.

Wenn auch die Anschauungen über die Entwicklung der Ehe bei Weitem noch nicht völlig geklärt und über allen Zweifel erhaben sind, so haben doch die Forschungen der letzten Decennien so überraschende Resultate zu Tage gefördert, die in vollem Gegensatz zu den früher allgemein angenommenen Theorien stehen, daß es für jeden Gebildeten eine Nothwendigkeit ist, sich einigermaßen mit dem jetzigen Standpunkte der Forschung bekannt zu machen, besonders seitdem durch Bebel's Buch „Die Frau“ eine einzelne Anschauung als allein zu Recht bestehend in die weiteren Kreise getragen ist.

Der Verfasser hat es in ausgezeichnete Weise verstanden, in allgemeinverständlicher und doch wissenschaftlicher Weise ein Bild von dem jetzigen Stande dieser interessanten und für die Geschichte der Menschheit so wichtigen Frage zu geben. Besonders rühmend ist die strenge Objectivität des Verfassers hervorzuheben, die es dem sachkundigen Leser erlaubt, sich in zweifelhaften Fällen ein Urtheil selbst zu bilden.

Wp.

Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie. Ihr Verhältniß, dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Von Heinr. G. Ziegler, Dr. phil. Prof. extraord. der Zoologie an der Universität Freiburg i. B. Stuttgart, Ferdinand Enke.

Wir haben früher schon einmal auf zwei kleinere Schriften hingewiesen (von Barn und von Ammon), welche den Irrwahn bekämpften, als ob die Socialdemokratie sich auf die Darwinische Lehre stützen könnte. Auch in dem vorliegenden Werke wird in gründlicher wissenschaftlicher Weise der oft directe Gegensatz zwischen den Lehren und der Forschungsmethode der Socialdemokratie und der Naturwissenschaften an der Hand der Werke Bebel's und Darwin's klargestellt. Die Lehren von der socialen Stellung der Frau, vom Ursprung der

Familie, von der Volksvermehrung, vom Kampf um's Dasein, von der Herleitung des Staates, von der Gleichheit der Menschen etc. werden in besonderen Abschnitten unter Anführung von ethnographischen Thatfachen und Vergleichen aus der Thierwelt einer ausführlichen Erörterung unterworfen.

Bezüglich der Frauenfrage wollen wir, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken, daß, wenn auch der Verfasser eine Verschiedenheit auch der geistigen Natur des Mannes und des Weibes vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus verdeden muß — allerdings nicht in dem Sinne, daß die eine oder die andere absolut höherwerthig sei —, er die Frage, zu welchen Berufen das Weib zuzulassen sei, als eine Frage betrachtet, die nur durch den praktischen Versuch entschieden werden kann.

Wir können nicht auf alle Abschnitte des Buches einzeln eingehen, möchten aber doch noch eine Frage hervorheben, in der wir mit dem Verfasser nicht einverstanden sind; es ist die Frage von der Möglichkeit der Vermeidung der Kriege, welche der Verfasser für utopisch und mit der Darwinischen Lehre im Widerspruch stehend ansieht. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Wenn auch der Kampf um's Dasein unvermeidlich und naturnothwendig ist, so ist damit doch nicht gesagt, daß er auch unter civilisirten Völkern noch sich unter der Form der Kriege abspielen muß, daß er nicht vielmehr auch da dieselben Formen annehmen könnte, wie er sie unter den Gliedern desselben Staates oder Staatenbundes schon jetzt angenommen hat.

Den Schluß des lezenswerthen Buches bildet eine kurze Abhandlung über den Instinct und seine Begrenzung gegenüber dem Verstand. Wp.

Ueber Volkswohlfahrtseinrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Nach gesammelten Vorträgen von Dr. Richard Betong. Berlin, Verlag des Bibliogr. Instituts.

Eine sehr lezenswerthe Schrift für Alle, welche sich für das so ungemeyn wichtige und in seiner Wichtigkeit glücklicherweise immer mehr erkannte Gebiet der Volkswohlfahrtsbestrebungen interessieren. Wp.

Die arbeiterfreundliche wirthschaftliche Dictatur von Christian Schmidt. Selbstverlag des Verfassers.

Ein Beitrag zur Geschichte der menschlichen Irrungen! Wp.

Die Frauenbewegung als Ergebnis des Kulturfortschrittes. Von S. Neureiter. Berlin, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Der Verfasser tritt mit großer Wärme und Ueberzeugungskraft besonders vom physiologisch-medizinischem Standpunkte aus zu Gunsten der Frauenbewegung ein.

Wp.

Dienstmädchen-Zucht und Lehren. Von Dr. Friedrich * * * Charlottenburg, Alfred Michon.

Verfasser spricht sich in Anbetracht der starken Einwirkung, welche die Dienstmoten auf unsere Kinder ausüben, dafür aus, daß „überall, in allen Städten Fortbildungscurse für Dienstmoten jeder Art in der Kinderbehandlung eingerichtet werden sollen.“

Wp.

Die Chronik der Landeshauptstadt Brünn. Im Verein mit mehreren Geschichtsfreunden zusammengestellt von Dr. Gustav Trautenberger. I. Bb.: Bis zur Luxemburger Zeit; II. Bb.: Bis zu Karl V. Brünn 1892/94. —

Die Ebenen und Flußthäler Mährens sind seit ältester Zeit eine Heerstraße für Völkerverkehr und Völkerzüge von Nord nach Süd und umgekehrt gewesen; Kelten, Hunnen, Germanen, Noaren, Slaven haben um den Besitz des Landes gerungen, und zahllose Fäden aus den Kämpfen der Vergangenheit führen zu den heutigen Zuständen herüber. Wie ja meist, so spiegelt auch in Mähren die Entwicklung der Hauptstadt die Geschichte des Landes wieder, und an allgemeinem, über die Grenzen einer Provinzgeschichte weit übergreifendem Interesse fehlt es der Chronik der uralten Stadt nicht; die Kämpfe der Habsburger mit dem böhmischen Reiche, die Hussitenkriege, die Reformation, der dreißigjährige Krieg, die Napoleonischen Feldzüge haben auch in der Geschichte der Stadt ihre Spuren abgesetzt. Das Werk Dr. Trautenbergers, eines tüchtig geschulten Historikers, der mit gründlichen Kenntnissen und ungemeinem Fleiße die Gabe charakterisirender und spannender Darstellung verbindet, muß um so dankbarer anerkannt werden, als es der erste Versuch einer Geschichte Brünns überhaupt ist und eine unparteiische Darstellung gegenüber den slavisirenden Tendenzen der czechischen Geschichtschreibung doppelt Noth that. Möchte das gediegene Werk seinen baldigen Abschluß erreichen; die beständige Verknüpfung der Ereignisse mit den gleich-

zeitigen Strömungen im Deutschen Reiche und namentlich auch mit den nahe gelegenen und enger verbundenen Schlesien und Breslau sichert dem Buche ein weit über das engere provinzielle Gebiet hinausgehendes Interesse.

— z. —

Fürst Bismarck und die Frauen. Von Dr. Adolf Kohut. Berlin, Friedrich Stahn.

In dem Sinne, wie bei manchen andern mehr oder minder hervorragenden Staatsmännern, hat im Leben Bismarcks das ewig Weibliche keine Rolle gespielt; tiefgehenden, leitenden Einfluß haben im Wesentlichen wohl nur zwei Frauen auf ihn geübt: seine Mutter und seine Frau; im Uebrigen sind die Beziehungen Bismarcks zu den Frauen fast nur äußere, ohne innere Einwirkung auf ihn, geblieben. Handelt es sich hier also weniger um intime seelische Erlebnisse als vielmehr um bloße Begegnungen, so sind auch solche bei einem Manne wie Bismarck zu verfolgen reizvoll und interessant genug. Zeigte Bismarcks kraftvoll männliche Natur sich weiblicher Bezauberung gegenüber verschlossen, so hat er doch in seinem Verkehr mit ihnen genügend Beweise der Ritterlichkeit und einer aufrichtigen Verehrung weiblicher Tugenden gegeben. Das Buch Kohuts, der aus zahlreichen alten und neuen Quellen, auch französischen, ein reiches Material zusammengetragen und mit Geschick verarbeitet hat, liefert hierfür genügende Beläge. Das fesselnde, manch' hübsche Anekdote und charakteristische Züge enthaltende Buch sei allen Verehrern des genialen Staatsmannes empfohlen.

W.

Die Nellnerin. Roman von Peter Melav. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureau's.

Wir wissen nicht, weshalb der Verfasser die flüchtige Episode im Leben seiner Heldin zum Titel seines Buches gewählt hat, wir betrachten die Wahl als keine glückliche; — mit gewissem Mißtrauen nimmt der Leser das Buch in die Hand und mit unwillkürlichen Erinnerungen an die Hintertreppbelletristik, um dann allerdings von dem Inhalt angenehm überrascht zu werden. Ein interessanter Stoff in realistischer Behandlung, ohne jede Uebertreibung, — so dichtet das Leben seine Romane; — wir unterlassen es, einen Auszug aus dem Inhalt wiederzugeben, weil wir dem Leser damit die Spannung vorweg nehmen würden, möge er sich selbst

überzeugen, wie erschütternd, trotz seiner Alltäglichkeit, der Zwiespalt wirkt, an dem der Verfasser seinen Helden zu Grunde gehen läßt. mz.

Auf dem Schlachtfelde des Lebens. Roman von D. Elster. Leipzig, V. Gischer Nachfolger.

Anknüpfend an die Schrecken des deutsch-französischen Krieges, in welche die handelnden Personen des Romans verwickelt waren, will D. Elster beweisen, daß auch das Leben seine Schlachtfelder hat, auf welchen blutigere und unheilbarere Wunden geschlagen werden, als im Kriege, und zwar ohne die idealen und edlen Interessen, welche in einem solchen ausgefochten werden. So wenig sich gegen die Wichtigkeit dieser Anschauung etwas einwenden läßt, so ist doch die Beweisführung des Verfassers nicht immer eine glückliche, und man gewinnt den Eindruck, als wollte er eine Verherrlichung des Krieges schreiben oder eine in novellistische Form gekleidete Polemik gegen die Ideen der Friedensliga. Der Roman ist übrigens recht spannend geschrieben und wird Freunden der Unterhaltungslectüre Vergnügen bereiten, aber vom Geiste der Modernen hat er keinen Hauch verspürt. mz.

Gute schlechte Menschen. Novelle von Victor Hoepfer. München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Der Verfasser, der in den Spuren der Modernen wandelt, scheint mit seinem Talent noch nicht recht in's Reine gekommen zu sein.

Trotz des interessanten Stoffes vermag er eben so wenig die Theilnahme des Lesers bis an's Ende festzuhalten, als bei diesem eine einheitliche Stimmung aufkommen zu lassen, dazu ist Licht und Schatten zu grell aufgetragen, ohne vermittelnde Uebergänge. Der Charakter des Helden wirkt auch nicht überzeugend und dessen Selbstmord als eine durch die Ereignisse nicht genügend motivirte Lösung; — die Erzählung hinterläßt durchaus den Eindruck des Unfertigen und wirkt unbefriedigend. mz.

Aus Kunst und Leben. Von A. von Verfall. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger).

„Aus Kunst und Leben“ umfaßt eine Sammlung von fünf Novellen, die — ein wahrer Trost für den Kritiker — ein-

mal nicht nach der Schablone gearbeitet sind; jede der Erzählungen trägt den Stempel einer dichterischen Individualität, und unterhält auch dann auch, wenn der Leser dem Autor nicht ganz zu folgen vermag, weil er einen Abstecher in das Reich des Phantastisch-Mystischen unternimmt. Am werthvollsten halten wir die beiden dem Leben nachgezählten Geschichten, von denen namentlich die eine, „Ein König Lear der Sloughs“, durch die naturwahre Darstellung und den fesselnden Stoff ein kleines Cabinetstück der Erzählungskunst genannt zu werden verdient. mz.

Stille Märtyrer. Moderne Erzählungen von Georg Keben. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelis).

Früher sah die Kunst die Dinge durch ein Vergrößerungsglas an, weil sie nur durch den größeren Maßstab ihren Zweck, die Darstellung allgemeiner Ideen, erreichen zu können glaubte, jetzt bedient sich die Kunst des Mikroskops, weil sie nur durch die Darstellung des Kleinen, der Bacillen und Mikroben am Körper der Gesellschaft und im Leibe des Einzelnen, ihre Tendenz verwirklichen kann. Auch Keben, dessen Temperament reformatorischer Art ist, stellt die Tendenz der künstlerischen Absicht und Wirkung voran. Seine Tendenz ist die Menschenliebe. Sein Realismus birgt den edelsten Idealismus in sich. Für alle seine Schöpfungen gilt als Motto das Wort Hebbels: „Hab' Achtung vor dem Menschenbild und denke, daß, wie auch verborgen, darin für irgend einen Morgen der Stein zu allem Höchsten schwillt.“ Das vorliegende Buch enthält sieben Novellen, die zwar weder dem äußeren noch dem inneren Werth nach einander gleich sind, sich aber jammertlich dadurch auszeichnen, daß jede einzelne Erzählung eine Kriegserklärung gegen Vorurtheil und Lieblosigkeit bedeutet. An Umfang und Polemik nimmt die erste Erzählung „Dem Tode geweiht“ auch den ersten Rang ein, an künstlerischer Vollendung ist jedoch „Der Arzt wider Willen“ die bedeutendste. K. löst darin die überaus schwere und heikle Aufgabe, ein von der Gesellschaft ausgestoßenes Mädchen der Achtung des Lesers würdig zu zeigen, ohne die Geächtete mit einem Glorienschein zu umgeben. Ebenso versteht er, in „Wir sind Alle Arbeiter“ und „Einer von der Reserve-Armee“ für seine Helden in der Arbeitsblouse den wärmsten Antheil zu erregen. Wenn auch weniger wahrscheinlich, so doch um so

poetischer ist „Ein Liebesopfer“. Das neue Buch Stebens bietet, wie schon sein Titel „Stille Märtyrer“ andeutet, keinen leichten, lustigen Lesestoff, zeugt aber in allen seinen Theilen dafür, daß sein Verfasser die Lehr-

seite der modernen Gesellschaft mit seltener Schärfe der Beobachtung auf der ethischen Goldwaage geprüft und das trübe Ergebnis seiner Untersuchung durch künstlerische Beleuchtung verklärt hat. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Anleitung zur ersten Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen.** Von L. Mehler und J. Hess. Frankfurt, H. Bechhold.
- Bahr, H.,** Studien zur Kritik der Modernen. Mit Portr. des Verfassers. Frankfurt a.M., Litterarische Anstalt.
- Bamberger L.,** Charakteristiken. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Boehelm, W.,** Philippine Welser. Eine Schilderung ihres Lebens u. ihres Charakters. Mit 17 Text- und 7 doppelseitigen Illustrationen. Innsbruck, Verlag d. Museum Ferdinandeum. Berlin, Fr. Lipperheide.
- Bolin, W.,** Spinoza. Ein Cultur- und Lebensbild. (Geisteshelden, herausg. von A. Bettelheim, Bd. 9.) Berlin, E. Hofmann & Co.
- Dreher, C.,** Münchner Originale. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Edel, M.,** Der Schützling von San Gregorio. Ein Sang aus Venedigs Vorzeit. Dresden, E. Pierson.
- Goeler von Ravensburg, Frdr. Frhr.,** Grundriss der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung d. Kgl. Preuss. Unterrichtsverwaltung. Mit 9 l. d. Text gelr. Figuren. Berlin, C. Duncker.
- Hirsch, W.,** Gende und Entartung. Eine psychologische Studie. Mit einem Vorwort von E. Mendel. Berlin, O. Coblentz.
- Koschwitz, E.,** Französische Volksstimmungen während des Krieges 1870/71. Heilbronn, E. Salzer.
- Lothar, R.,** Rausch. Ein Drama in drei Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Meyers Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 150 Bildertafeln, Karten und Plänen. Fünfter Band. Dinger bis Ethicus. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut.
- Müller, E.,** Aus der Streusandbüchse. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Muret, Encyclopädi.** Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 12. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs.** Ein geographisch-statistisches Nachschlagewerk für deutsche Landeskunde. Dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflg. von Director W. Kell. 26 Lfg. oder 1 Band mit einer geographisch-statistischen Skizze, einer Uebersichtskarte, 2 statistischen Karten, 31 Städteplänen und 275 Wappenbildern. Heft 16 bis 20. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.
- Niemann, A.,** Maskenspiel des Lebens. Roman. 2 Bände. Dresden, E. Pierson.
- Otto, A.,** Sommerfrischen und Höhen-Curorte in Deutschland und Oesterreich. Mit einer Reisekarte von Mittel-Europa. Berlin, A. Goldschmidt.
- Pohlmann, W.,** Die Juden und die körperliche Arbeit. Ein Vortrag. Berlin, M. Harrwitz.
- Reform, ostdeutsche.** Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 12. Königsberg, Braun u. Weber.
- Reiss, Fr.,** Lustiges aus'm Schwarzwald. Mit Illustrationen. Text von J. J. Hoffmann und H. Domsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Renschild, C.,** Falter und Mücken. Märchen und Humoresken. Mit einem Prologe von Karl Biberfeld. Berlin, G. Wattenbach.
- Ressel, G. A.,** Wiener Vorstadtgesehichten. Mit einem Vorworte von Adam Müller-Guttenbrunn. Dresden, E. Pierson.
- Sacher-Masoch, L. v.,** Die Satten und die Hungrigen. Roman. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.
- Sommer, F.,** Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in 3 Aufzügen. Liegnitz, C. Seyffarth.
- Stentzel, A.,** Welterschöpfung, Sintfluth und Gott. Die Urüberlieferungen auf Grund der Naturwissenschaften. Mit 3 Tafeln. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachf.
- Stoffel, Fr.,** Eine Bauernrevolution. Dresden, E. Pierson.
- Tolstoj, Graf L.,** Das Pathenkind. Gespräch müßiger Leute. Zwei Erzählungen. A. dem Russ. von A. Markow. Berlin, Bibliograph. Bureau.
- Uhle, Th.,** Walther von der Vogelweide. Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).
- Volks-Bibliothek, allgem. Nr. 1.** Theodor Körner: Der Nachtwächter. Joseph Heiderich oder: Deutsche Treue. Neusalza, H. Oeser.
- Vrchlicky, J.,** Episches und Lyrisches. Gedichte. Autoris. Uebers. von E. Grün. Mit d. Portrait des Dichters. Prag, H. Dominicus.
- Wildberg, B.,** Alpen-Novellen. Erste Folge. Dresden, E. Pierson.
- Wolf, M.,** Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes. 3. verm. u. verbess. Auflage. Leipzig, A. Schupp.
- Wolters, W., u. K. Gjellerup,** Eine Million. Schauspiel in 3 Aufz. Dresden, E. Pierson.
- Zapp, A.,** Die Frau des Dichters. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Zeitschrift, historische.** Herausg. von H. von Sybel u. Fr. Meinecke. Neue Folge 37. Band. Der ganzen Reihe 73. Band. Erstes Heft. München, R. Oldenbourg.
- Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionstherapie und verwandte psychologische Forschungen.** Jahrgang II. 1894 April und Mai. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleßische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schönländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXX (Juli bis September 1894), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.,
LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX

elegant broschirt zum Preise von M. 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187,
188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201,
202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXX. (Juli bis September 1894)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,
LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58¹⁰ R
Mühlbrunn . 40 =
Schlossbrunn 41⁸ =
Therisenbrunn 47¹ =
Reubrunn . . 47⁸ =
Marktbrunn . 34⁶ =
Felsenquelle . 47 =
Kaiser-Karl-Qu. 38⁴ =
Kaiserbrunn . 39¹ =

—✚—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—✚—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten:

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH


KOHLensaures MINERAL-WASSER.

“Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.”

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.

Band 70. — Heft 210.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift,
September 1894.

18.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

September 1894.

Inhalt.

	Seite
August Silberstein in Wien.	
Der blaue Magl. Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte	279
Friedrich Althaus in London.	
Lord Rosebery. Ein Charakterbild	293
Georg Brandes in Kopenhagen.	
Das Buch Hiob. Autorisirte Uebersetzung von A. Neustädter ..	306
Moritz Brasch in Leipzig.	
Der Begründer der Völkerpsychologie. Eine Studie zu Moritz Lazarus' 70. Geburtstage	339
Ulfr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik	352
Bruno Gebhardt in Berlin.	
Kurd von Schläger als Geschichtsschreiber	383
Henryk Sienkiewicz in Warschau.	
Sei gelobt. Eine indische Sage. Uebersetzung aus dem Polnischen von Bronislaw a Neufeld	399
L. Lindemann in München.	
Ein fest. Skizze	402
Bibliographie.	404
Von der Deutschen Verlags-Anstalt. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen	412

Hierzu ein Portrait: Lord Rosebery.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von
Lindner & Osterdinger in Frankfurt a. M. (Lindner-Osterdingers Crêpe-Flanelle-
Unterleiduna.)
Fr. Mauke's Verlag (H. Schenk) in Jena. (Litterarische Anzeigen.)

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Chorobey

CHOROBAY, ESTABLISHED IN 1850

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

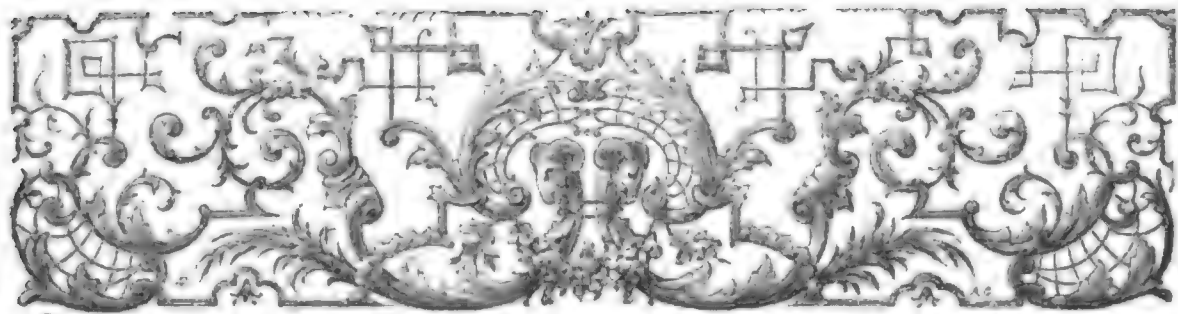
LXX. Band. — September 1894. — Heft 210.

(Mit einem Portrait in Radirung: Lord Rosebery.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der blaue Mayl.

Eine heitere Dorf- und Maler-Geschichte

von

August Silberstein.

— Wien. —

Da war's! Der gesuchte Punkt. Vielmehr der gefundene; denn besser Zusammenstimmendes als das Häuschen, bezeichnender gesagt die Hütte, und die Landschaft, welche allzusammen jetzt in einem scharf begrenzenden Nachmittags-Sonnenlichte lagen, konnte sich der Maler Maiger nicht denken oder in der Phantasie vormalen. Tagelang war er in der Alpengegend umhergestrichen, einen interessanten Felsblock, eine Baumgruppe, ein Stück Wildwassergerinne seiner Mappe einfügend; aber ein solch weltverlorener Winkel, von Felsengehänge, Hochwald und See-fläche eingeschlossen, ein solches Zusammensinden von Alpenreizen, das war's, was er phantastisch gesucht! Dazu eine solche Verkommenheit der alten Behausung, an welcher unzählige Wetterstürme gearbeitet, um ihr Verschrobenheit und sogenannte Farbe zu geben, die von keiner neuen Verbesserung gestört wurde . . . das allzusammen war ihm noch nicht vorgekommen!

Und in sein still andächtiges Betrachten hinein brüllte eine Ruh aus dem Stalle.

Das klang nach dem alten, akademischen „Neureka!“ „Gefunden!“ als begrüße sie ihn mit Willkommen.

Er trat einige Schritt links, um sich die Stellung des Hauses in der Landschaft in's Auge wirken zu lassen, dann wieder rechts . . . es war prächtig . . . wirres Durcheinander unter dem Ueberdache einer windstiefen Holzlagerstätte . . . Schweinställen . . . ja an einem schmalen Bachgerinne zur Seite, im aufsteigenden Hintergrunde, ein aus rohen Steinen zusammen-

gefügtes Mühlhäuschen mit zerlöcherter, steinbeschwertem Dache und morschem Rade . . . ein Laubstreuhättchen, aus dessen Gitter auch dürres Schilf hing . . . malerisch, o!

Er rührte an seiner großen Mappe unterm Arme, er begann den kunstvoll zusammengelegten und geschnürten Malstock sammt Sessel auseinanderzufalten, immer aufmerksam sein Gesicht nach der Ansiedlungsgruppe wendend . . . und der Gedanke tauchte in ihm zugleich auf: wie wenn man da einige Tage wohnen, auch Thiere malen könnte? Denn eigentlich „Interieur“, Inneres mit Thier-Studien, sollte diesmal seine Haupt-richtung sein, wenn er auch dabei dem Landschaftlichen nicht untreu werden wollte.

Er zog seine Mappe hervor, er breitete sie in dem einen Arme aus, um rasch, zuerst mit Bleistiftstrichen, die ganze Gruppe für sich festzuhalten.

Da, als er den großen Bleistift in Wirksamkeit gebracht und derselbe starr in die Höhe stand, bemerkte er an der einen Ecke der braunen Haus- oder Hüttenbalkenwand, dort, wo an der Flankenseite sich die Eingangsthüre befinden mochte, ein Gesicht, mit einer braungestreiften Zipfelmütze darüber, welche den starken Kopf einhüllte. Die Augen unter den dicken Brauen weiteten sich sehr.

Der Zeichnende war solche Neugier gewohnt und wollte sich zuerst nicht stören lassen.

Endlich ward sogar ein langes Weib und hinterher ein Knabe mit einem reizend verlotterten Hütchen sichtbar, durch dessen Ritze die strohblonden Haare wirr hervordrangen.

Insgesamt konnten die Leute gegenüber des Stammens nicht satt werden; noch mehr, es schien eine gewisse ängstliche Verwunderung, und namentlich in dem Gesichte des bezipfelten Vordermannes, Platz gegriffen zu haben.

Endlich mußte sich der muthmaßliche Hausvater ein Herz gefaßt haben, und das Gesicht schob sich vor. Der Mann in abgeschabten Lederhosen, schweren schlotterigen Schuhen trat heran. Er zog demüthig die sich immer mehr streckende Zipfelmütze vom struppigen Haupte, zerknüllte sie in seiner schwierigen Hand, und der Malerstolz ließ sich vorläufig diese unterthänige Begrüßung gerne gefallen.

Maiger, der noch dazu einen Pinsel, welcher in den Blättern der Mappe gelegen und ihn genirt hatte, in diesem Augenblicke zwischen Lippen und Zähnen hielt, so daß er nicht deutlich reden konnte, murmelte etwas wie eine Begrüßung, während der Hüttler schon einen „'terthänigen Diener,“ ein „Grüß' Gott!“ und derlei hervorbrachte.

„Des (Ihr) verzeihts schon, Herr . . .“ sagte er mit gedämpfter Stimme und einem eigenthümlichen Augenzwinkern, „ih thät schön bitten, daß I' miß nit aufschreibst!“

Maiger sah nun ihn, starrend, an.

„Ich laß' mir's schon was kosten. Der Herr is' ja allein, so viel ih feh' . . . wir können uns ja verstehn . . . es verrath' uns kein Mensch . . . aber ih zahl' lieber in der Still und Geheim . . . nur nit aufschreiben!“

„Ich schreib' ja nit, ich mal!“ sagt Maiger.

„Ihr malts mir was?“ Er nahm dies in dem abweisenden, landesüblichen Sinne. „D mein! dann is' doppelt gefehlt. Na-na (nein-nein), Herr, hab' Erbarmen, laßt es gehn und gut sein . . . was begehrt Ihr?“

„Gar nichts, und für was?“ stieß Maiger mühsam hervor.

„Für die Steuer! Seid Ihr nit vom Steueramt und verzeichnet mein Hab und Gut?“

„Verzeichnen?“ Jetzt nahm Maiger den Pinsel aus dem Munde. „Meint Ihr . . . ? Ich bin nicht vom Steueramt.“

„Aber . . . vermessen! . . .“

„Vermessen . . . und verzeichnen . . . nein, ich bin ein Maler!“

„Maler?“ sagte erstaunt der Mann, hinter dem sogar die anderen beiden Menschen nachgekommen waren. „Und malt Ihr mit dem Werkzeug da? Das is' ja nit amal a Weizing-Pinsel-Stangen, ih laß mich nit anschmierern!“ sagte er nun schlau, kühner geworden.

„Das ist freilich wohl keine Stange zum Anbinden von Pinseln, um Mauern weißzumalen oder zu kalken, aber auch kein Zeug zum Ausmessen; das ist mein tragbarer Sitz und Stock für Schirm-Anheften, kurz, mein ganzes Malzeug . . . ich schmier' Euch nit an!“

„Also nehmt Ihr kein baares Geld?“

„Zawohl, wenn ich Bilder verkaufe; aber von Euch nehm' ich nichts und will ich nichts, das heißt im Gegentheil, ich bezahl' Euch noch!“

„Uns!“

„Ja!“

„Für's Verrathen der Gevatterchaft, oder der Nachbarschaft? . . . Nix-nix-nix!“

„Aber Leutl, nehmt Vernunft an!“ Und nun kamen seine aufrichtigen treuen Versicherungen bezüglich der ganzen Sachlage, und er hatte auf's Deutlichste gegen die vorgefaßte Meinung anzukämpfen, er wäre einer von den im Land umhergeschickten Vermessern und Steuercommissären, von denen man hier gehört und welche die Steuern tüchtig zu erhöhen bestimmt wären.

Nachdem die Verständigung endlich gelungen und das schwere Mißtrauen in Beruhigung oder Entsagung übergegangen war, trat der Maler zum Hause und sogar in dasselbe ein. Er konnte sich's nicht besser denken, als er's gefunden. Ein Platz in der Seitenkammer schien ihm genügend und höchstes Ziel. Der Bub' in seiner Berlotterung war ihm eine Perle, und die rohe Austerschale in der Umgebung, der Stall, in welchem zwei Kühe standen, konnte malerischer nicht gestaltet werden; durch die halbverstopfte Stall-Lücke fiel ein Licht mit „Schlagern“ ringsum . . . der Maler hätte

mögen eine Dampfmaschine in sein Zeug bringen, um Alles rasch und unverändert aufzunehmen.

Die Spinnwebbe allein, mit ihren weitausgestreckten, starken schimmernenden Netzen . . . die zerbrochenen Gefäße, das alte Lappengezeug bei den Geräthen . . . die zerrütteten Reste alter Stroh- und Heubündel . . . es war für einen sogenannten malerischen Sinn delicat, junge Akademiker hätten gesagt „zum Dreinbeißen!“

Maiger setzt sich sogleich hin, auch um den Leuten Vertrauen zu erwecken und seine Kunst leuchten zu lassen. Er faßte die scheckige Kuh in's Auge, deren braune und weiße Flecke, noch durch eine Schmutzschicht abgedämpft, außerordentlich verlockend zum Malen erschienen, und bei der sich namentlich einzelne verdunkelte und bröckelige Stellen nächst Schenkel und Hüften in erwünschtestem Maße für den Malerpinsel vorfanden.

Er verlangte von dem Knaben im geflickten und rissigen Jöpplein, er möge sich an den Hals des Kindes hinstellen, mit dem Arm an das Horn des hängenden Kopfes greifen, als wolle er das Thier wenden.

Es geschah.

O . . . es war ein fertiges, prächtiges Genrebild! Es sollte in der nächsten Kunstausstellung aufsehenerregend prangen. Solche Naturwahrheit! Für jetzt begnügte er sich mit dem Leibe des Kindes, mit den prächtig gezeichneten Linien und Farben der „Scheckin“.

Die Leute sahen ihm verwundert zu, und er ließ sie gerne in seine Kunstarbeit blicken.

Er war heute müde. Die Angelegenheit hatte ja auch keine Eile, Hütte und Fels und der ganze Bestand da blieben bis auf Weiteres, das Licht rückte schon sehr merklich, und er wollte sich auch vorläufig bei den Leuten einrichten, häuslich machen, beim Sonnenuntergang wohl noch die Gegend von allen Seiten betrachten.

Er war also durch sichtlich Können und gutes Eintreden anerkannt, „auf Studien“ einquartiert. Die Gebirgskost war ihm genügend und wohlbekannt. Einige sorglich mitgenommene Blechbüchsen im Ranzen genügten sogar für ledere Bedürfnisse. Schließlich konnte ja immer der Bub ausgesendet werden, sein Tagesdienst war billig zu erlangen. Und die Hausmutter zeigte sich, mit einem in Polstern eingewickelten Kinde im Arm, als eine von jenen stillen, ruhigen Weibern, die ihre Kreise gleich guten Uhren pünktlich gehen, sich umherbewegen nicht links, nicht unschön, wenn auch ohne Reize. Und diese Hüttlerin da war still geworden durch lange Gewohnheit im engsten Kreise, auch das Kind machte sich wenig hörbar und war nicht ungestüm. Das wortreichste Haupt Aller war noch immer, von Rechts wegen, der Mann.

Nach einem Abendgebete vor dem Crucifixe im Stubenwinkel, wobei die Innigkeit der Leute und die Weltverlorenheit des Erdenwinkels rührend auf das Herz des Malers wirkten, zog auch er sich in sein holzwandiges

Kammerlein zurück, gab sich Betrachtungen und künstlerischen Vorstellungen hin für sein glücklich entdecktes Bild aus dem Volksleben, wofür namentlich der allerhöchsthöchste Hof große Neigungen bekundete — und er schlief in den schweren Federn einen leichten, erquickenden Schlaf.

Des Morgens ward ihm „Stoßsuppe“ (gestockte) und „gestellte Milch“ (zur Sahnebildung im Keller gestandene) zur Wahl vorgelegt, zu beiden Brotschnitte des schwarzen Kornbrottes in beliebiger Menge; sogar ward ihm zögernd auch das Angebot eines „Sterz“, jener aus gejottenem Mehl und mit Schmalz gerösteten, schrot- und kugelförmigen Brocken-Menge, die ein ländlicher Magen sich als Himmelspeiße der Seligen denkt, ein städtischer zumeist mit Achtung kostet, aber mit gleicher Würdigung nur vorsichtig anwendet.

Da Maiger, sehr bescheiden, keine Störung des geregelten Ganges im Hause hervorbringen wollte, dankte er für die Mühewaltung, umso mehr, da es ihm darum zu thun war, ehemöglichst zu seiner Arbeit und der „Schedin“ zu gelangen, die sich ihm durch ihre schneeweiße, schmackhafte Milch zudem sehr schätzenswerth empfahl.

„Wo ist der Bub, der Maxl?“ frug er.

„O, der hat zu thun, recht viel zu thun!“ ward ihm zur Antwort, und der Maler mußte sich natürlich trösten. Es war selbstverständlich, daß so ein kleines, flinkes Menschengeschöpf, mit seiner Frische zwischen beiden älteren, gelassener wirthschaftenden Leuten, viel in einem solchen Hüttler-anwesen zu hantiren, laufen, klettern, kurz mannigfachen Beruf haben mußte.

„Ist er etwa aus?“ frug Maiger.

„O na! (nein) bei Haus! Söl (derselbe) is' g'schaftig. Wirst ihn schon sehgen!“ sagte der Hüttler, Jörgl Strunz (der Maler wußte bereits sämtliche Namen), und das war bieder und doch mit einem ungewöhnlichen Ton gesagt.

„Könnst' ich ihn bald haben?“

„Gewiß. Geh nur eini zum Rindvieh, wirst ihn schon finden, und werdet Ihr Alle miteinander sein, Herr Maler!“ sagte er treuherzig.

Das war sehr tröstlich, zuversichtlich, und der Künstler nahm es naturalistisch hin, reckte sich, streckte sich, langte nach seinen sämtlichen Malsachen und verfügte sich in die Ahnenhalle der Vierfüßler, wo die Vorfahren seit Jahrhunderten ein gleich geregeltes und segensreiches Leben entwickelten.

Doch, wer beschreibt sein Erstaunen, als er eintrat!

Ein helles Licht drang von allen Seiten ein. Fensterlücken, welche verstopft und verrammelt gewesen, waren nun meist geöffnet, und kaum ein einziger malerischer Schatten von einer Seite zu finden! Das „Interieur“, der Stall, war kaum zu kennen. Alles feinst geäubert. Kein Staub, kein Stückchen Spinnengewebe in irgend einer Ecke. Jeder Lappen, jedes Halmenbündel und Gewirre sorglich beseitigt, jedes Gefäß an einem Plage

geradeß in einen Winkel gedrückt, der Grund tüchtig gefegt und wie ein zum Abjegen bereites Schiffsdeck klar gemacht . . . und Maxl . . . o, der Bub' war gewaschen, wie man's nicht besser wünschen konnte, in seinem besten Sonntagsgewande, und ein säuberlich steifes Hütlein auf . . . der kleine Kerl konnte eben aus einem Spielzeug- und Puppenladen erkauft worden sein, als nicht ganz gelungen zu herabgesetztem Preis . . . aber öd', unmalersich, glatt war Alles, sammt ihm!

Die „abgetonte“ Kuh . . . ihre schöne antiquarische Sammlung von „Patina“ an den geeigneten Leibestheilen . . . jene vornehm gedämpfte Farbe ihres jetzt schreienden Gelbroth und Gipsweiß . . . o, so rein gewaschen und zum Verzweifeln unmalersich für eine Volksthümlichkeit malende Seele!

Maxl stellte sich sofort, ohne Aufforderung abzuwarten, bereitwillig an den Hals . . . er hatte eine spinatgrüne Klappe an seinem Zankerl (Höcklein), er trug städtische Pantalons, hoch aufgestülpt wegen des Wachsens . . . er, der so malersich aus seinem fett- und schmutzleckigen Gesichte gelacht hatte, glogte jetzt, und zudem in steifer Haltung, wie eine misrathene Porzellan- oder Wachsfigur . . . Maiger ließ Flügel, Bleistift, Pinsel, kurz Alles sinken!

Aus und vorbei war's mit einem selig erhofften Genrebilde! . . . Ein ganzes kommendes Jahr konnte hier nicht genügen, um alles Gesäuberte alt und, mit Ansammlung, entsprechend genug „volksthümlich“ zu gestalten!

O schuldbelastete, schuldblose Sündhaftigkeit!

Er fing an, seinem Aerger Luft zu machen!

Man begriff ihn nicht.

Ja, Jörgl Strunz wurde geradezu heißblütig, „aufbegehrend“ und erklärte: man könne es wohl den sundrigen (sonderlichen) Stadtleuten nie recht machen! Wenn man ihnen den höchsten Respekt erweist und Alles sonn- und feiertäglich, auf'n Glanz, herrichtet, ist's ihnen auch mit recht. Und wenn es so ist, wie's gewesen, nennen sie's dumm und grob. So grobe Sachen möge ja kein Mensch in der Stadt, und der Herr Maler möge doch froh sein . . .!“

Mit einem mehr geschrienem als gejagtem „Das versteht Ihr nit!“ wurden die Landbewohner sämmtlich zurecht- und abgewiesen.

Sie gingen also ärgerlich und kopfschüttelnd in die Hütte zurück. Das Ergebnis ihrer gemeinsamen Berathung und Auseinandersetzung in der Stube war: „Der Stadtherr muß doch nit recht gescheit sein!“

Jörgl machte mit Handbewegung ein Zeichen an jener Stelle über den Augen, dahinter der Sitz seines eigenen Verstandes war, und somit war der zweifelhafte Zustand für die Andern gekennzeichnet.

„Aber gut' ist er doch!“ sagt die Alte.

Mit einem „Na ja!“ war Alles abgethan, und man ging an die alltägliche Arbeit, während Maiger vereinsamt und höchst ärgerlich sich doch

hinsetzte und den Kopf des Thieres in's Auge faßte, welcher durch eine Hornbildung wenigstens nichts Alltägliches hatte.

So saß er wieder still, innerlich wachsend an Entsjagung bezüglich seines Volksbildes, und die in den Hintergrund seines Sinnens gedrängt gewesene landschaftliche Darstellung immer mehr in den Vordergrund rückend.

Einsam blieb er, Magl wagte sich nicht in seine Nähe und grollte ihm ob der Verachtung seiner so kostbaren und wohlgehüteten Sonn- und Festtagsbeinkleider, namentlich seines wahrhaft herzbewegenden, so glatten und makellosen Hütteleins, das ihm der höchste Ehrenpreis seiner Errungenschaften schien.

Maiger malte die Kuh. Sie wendete zuweilen neugierig den Kopf zu ihm, als wollte sie solch ungewöhnliches Thun und Treiben in ihrer Nähe eingehender betrachten, und dies ärgerte ihn. Noch zuvor aber hatte er ingrimig Heu und Strohbindel und Lappen in die mannigfaltigen Lücken gestopft, welche ihm die Lichter zum Verzweifeln zuwarfen und zudem seine zahnschmerzempfindlichen Wangen von mehreren Seiten fühlbar ansäuerten.

So saß er stille und strichelte, strich und mengte die Farben auf seiner Palette, der ruhige große Blick des sanften Thieres senkte auch allmählich Ruhe und Frieden in sein erregt gewesenes Gemüth.

Er saß Stunden . . . nicht ganz allein, denn durch die offen gebliebene Lichtlücke ward er belauscht von dem Herrn des Hauses. Jörgl hatte sich draußen an die Balken der Holzwand gedrückt und sah erst so verstohlen wie möglich herein, allmählich fing ihn aber die ganze Hantirung immer anziehender zu interessiren an, und mit ganzem Kopf und den Schultern stak er endlich in der Lücke.

Der Maler merkte, daß sich ihm das Licht immer mehr verdunkelte, endlich ward es ihm völlig verlöschend, er sah sich um in dem gedämpften Raume . . . es fiel ihm ein, ob etwa ein herannahendes Gewitter draußen im Wachsen sei . . . er hatte sich in sein Sinnen so vergessen und verloren . . . da bemerkte er im Dämmer das glohende Gesicht und den Schlafmühenkopf Jörgls. Der leibhaftige Donnergott!

„Geh'st denn noch nit!“ schrie er ihn an, daß dieser entsezt zurückfuhr und sich dabei heftig an dem oberen Balken der Lücke anschlug. Es gab einen dumpfen Hall, und der Betroffene krauete sich.

„Komm doch lieber herein!“ rief ihm der Maler trostversuchend zu.

Der Alte, welcher also entsezt zurückgewichen war, faßte, von den letzten Worten erreicht, nun wieder Muth und ging allmählich in das Innere, zu dem Maler. Ja, er holte einen Milchkübel herbei, stülpte ihn um, mit dem Boden zur Höhe und wollte sich gerade dorthin setzen, woher das Licht einfiel. Zurecht gewiesen und gesetzt, starrte er die Kuh, die Palette und die Fläche, worauf gemalt wurde, abwechslungsweise so an, als wolle er über die Sache vollständigen Aufschluß gewinnen, tupfte auch einmal anerkennend mit dem dicken Finger an die gemalte feuchte Nase des Kindes, daß an

der Stelle beinahe ein großes Loch entstanden wäre. Der Schaden war mittels raschen Hinzugreifens des Malers doch gemindert.

Endlich sagte der genugsam in sich Margewordene: „Du, Herr Maler, hör' einmal . . . ih seh', das is' eine sitzende Lebensweis'. Mein Marl is' eigentlich ein schwacher Bub, alle Augenblick' fehlt ihm was. Könntest dem Marl das sitzende Geschäft da nit beibringen?“

Maiger schmunzelte sehr, verhinderte aber den Ausbruch seiner Heiterkeit.

„Die Küh' bleiben das ganze Jahr da und hätt's Zeit genug. Das Hin- und Herschauen ermacht er schon. Die Farben brauchen ja nit so fein zu sein, man könnt' s' vom Anstreicher im Markt drin haben, der hat s' ja maahlweis. Und die Pinsel haben wir leicht, die bind't sich der Bur' selber zusamm', wir haben Sauborsten und so Haarzeug genug. Geh, lern' ihm's!“

Jetzt mußte Maiger herausplätzen, es gab keinen Halt mehr. Und nachdem dies zum Verwundern seines neuesten Kunstfreundes und Malerschulenverständigen geschehen war, begann er sich begreiflich zu machen.

Alle Gründe, welche er vorbrachte, erschienen als nicht stichhaltig, denn Marl galt als ein sehr anständiger Bur', und die sitzende Lebensweise tauget' ihm ein und für allemal recht . . . es bestehe ohnehin die Absicht, ihn Schneider werden zu lassen. Da, im Gebirge gäbe es viel Kühе, auch Ochsenespanne, mancher Bauer würde schon gerne was geben, wenn man sie ihm abmalen thäte . . . und dann könnte der Bur' vielleicht auch „Marterl“ und Bildl an den Bittstegen schön färbeln!

Darüber ward nun abgehandelt, und es wollte den Hausleuten doch nur scheinen, der Malmeister sei abweisend aus Stolz und städtischer Hoffart, er wolle gerade den Marl nit als Lehrbuben, oder habe nicht so viel Arbeit, um Zwei zu beschäftigen.

Ob er nit etwa gar neidig wär' und auf diese Gegend besondere Geschäftabsichten hätte?

Mit dem Marl als ordentlich aufgedungenem Maler war's also nichts. Dieser aber hatte ein Stück Kreide erwischt, und an allen Thüren und nicht genau bestimmbarren Brettern befanden sich bald Vieh- und Menschenköpfe und mythologische, d. h. märchenhafte Figuren der erstaunlichsten Art, welche der eifrige Marl mit dem allergrößten Stolze, das Elternpaar mit nicht ganz zu unterdrückendem, sah. Solche Studien wechselten durch rasches Begreiben und Feuchtverwischen, gewannen aber allmählich haarsträubende Unordnung.

Da, des schönen nächsten Mittags bemerkte Maiger, daß sich Marl verdächtig an das Malzeug schlich. Offenbar wollte das erwachte Malgenie, nachdem es mit Umrissen genug hantirt, zur Farbe greifen, und da war zu besorgen, daß es etwa gerade nach einer Farbe langen werde, die eine der unentbehrlichsten und hier unersehblichsten wäre.

Der Maler rettete sein Gut, für den Augenblick, durch rechtzeitiges, gleichsam unabsichtliches Hinzutreten, nahm sich aber vor, die Schranken des Genies nicht gänzlich einzuengen und ihm zum bequemen Durchbruche doch eine farbenprächtige Gelegenheit zu geben. Er ließ, wie unabsichtlich, eine halbgefüllte Tube unter seinen Stuhl gleiten, schob sie zudem mit dem Fuße sacht in einen Winkel, wo sie, wie zufällig, leicht hingerathen sein konnte. Von der Farbe dieser Tube, dem Berliner Blau, hatte Maiger gleichzeitig einen zweiten genügenden Rest in seinem Vorrathe, und das Berliner Blau ist ausgiebig, ja die allerausgiebigste Farbe, von einer Mittheilungsfähigkeit und Schnelligkeit der Wirkung wie etwa Carmin. Es blaut schwere Mengen von Wasser. Es läßt große Flächen blau anlaufen. Es macht leichtest irgendwo und irgendwie Blau vor. Ein Körnlein genügt zum ausgebreitetesten und ergiebigsten Dienste.

Marl sollte Farbstoff genug haben; und daß sein suchender Geist den schlau verborgenen Schatz beschwören, heben müsse, war unzweifelhaft.

Marl trug getreulich dem Meister alle Malgeräthe vor das Haus und an den See, auch zurück, immer besorgt, etwa in den Farbkästen bringen zu können. Dieser aber war stets sorglich verschlossen, und auch während der Arbeit blieb derselbe wohlbehütet.

Marl's Herz lachte, als er endlich dahin gelangte, wohin er gelangen mußte, in den Winkel, an das glänzende runde Bleistück; und Maiger ward behaglich, als er bemerkte, der Röder habe sein Bild gefunden, die Falle ihre Hausmaus.

Es war gegen Abend geschehen.

Des nächsten Morgens wurden wie gewöhnlich die Kühe gemelkt.

Es war in den erquickenden Frühstunden. Da saß Maiger, welcher die schon gestern vorbereitet gewesene Milch nebst deren dicker obersten Schichte ausgelöffelt hatte, mit der ehrwürdig leeren und braunen Schüssel vor sich und drehte eine zweite Cigarette, während die andere, zu Ende dampfende, ihre blauen Rauchwolken rings um ihn in die Luft kräufelte. Da trat die Frau Mutter mit einem Milchkübel in der Hand herein und sagte, indem sie eine sehr betrübt Miene machte, zu dem Vater, welcher eben sorgfältig die Uhr ablas:

„Du, Jörg, hast Du Dir die Milch von der Scheckin angesehen?“

„Noa!“ (nein.)

„Schau eini!“

Er wendete sich, warf einen nachhaltigen Kennerblick in den ihm vorgehaltenen Kübel, dann rief er aus:

„Blau is'! Teirel!“

„Ja, blau is'!“ wiederholte die Frau, aber sehr betrübt.

„Und die von der Blahl?“ frug er sogleich, nachsehend.

„Is' gerad so blau!“

„Was is' das? Hast das gewöhnliche Futter gegeben?“

„Ja freilich!“

Und nun folgten gelehrte Abhandlungen über Futter und Wartung; es war beklemmend, räthselhaft, woher die sonst so gehaltvolle Milch so seewasserblau.

Nur Maxl, welcher zufällig durch die Stube kam, als der Vater ausrief: „Ob die Küh' nit gar etwa verheret worden sei'n?“ schlich sich bedenklich rasch und stumm davon, als ob die ganze Frage die Kühe und nicht ihn beträfe.

Es war herrlicher Sonnenmorgen. Maxl bekam den Auftrag, die Wiege aus dem Winkel zu holen und unter das Bordach zu tragen, wo die Kleine immer „gesimmert“ wurde, den Kopf sorglich beschattet. Jetzt noch lag das Kind auf dem Ende eines Bettes. Es war selbstverständlich, daß Maxl nicht mit dem Kind aus der Thüre durfte, ohne die Finger in das Weihwasser getaucht und damit das ihm anvertraute Kind bekreuzt zu haben, wie er auch ebenso beim Zurückbringen in die Stube, an der Schwelle, zu segnen gewohnt worden war. Er nahm das gewickelte Schwesterlein und that redlich seine Pflicht. Nach einer Weile lag es wieder in der Stube, da sich ein kühler Wind vom See her erhob.

Nun beugte sich die zärtliche Mutter über ihr Jüngstes, rief aber plötzlich entsetzt auf: „Jesus Maria! wie sieht das Kind aus!“

Ehe noch Jörg fragen konnte „Wie?“ rief sie wieder: „Blau is'! Ganz blau im Gesicht!“

„Mein Gott! hat's den Keuchhusten?“

„Hab' nix nit g'hört!“

„Es erstickt vielleicht. Klopfs, Klopfs!“ Und der Vater selbst fing eilig auf das Kissen und Kind loszuschlagen an, um jede Blutstauung in's Treiben umzuwandeln.

Die Mutter sah entsetzt in das sonst so tadellose Gesicht. Es hatte einen unerklärlich in's Blaue schimmernden Ton. Maxl, der Blausüß, mit seiner Tuba, mit seinen geblauten Fingern, war in das Weihwasser gerathen. Er hatte allerdings blaue Flecke bemerkt, war aber sogleich bemüht, mit den Zipfeln seiner Jacke sie aus dem Gesichtl des Kindes wegzuwischen und rasch in einen allgemeinen Ton überzuführen, der ihm, in der Eile, unbedenklich erschien — und so war die Seltsamkeit fertig!

„Du,“ sagte Jörg, „Wei'! hast schon von der Schwarz- oder Blaufrankheit g'hört? O, mein! wenn das Geblüt so schlecht is, daß 's amal dunkel, so blaulich wird, dann is' aus, Alles aus!“

„O Du mein arm's Moidl, Moidl, Moider!“ jammerte die Frau. „Wasch's mit Wili!“ rief er.

Sie griffen nach der Milch, sie wuschen mit dessen nunmehrigem Blausblau in der Eile das Gesicht, welches also an Farbe wenig verlieren konnte . . . es milderte sich der Ton ein wenig, aber vollen Trost konnte er nicht gewähren, es blieb jener verdächtige Schimmer, welchen das zur Prüfung

verwendete Licht nur bekräftigte, so daß der böshaftig still in sich lächelnde Maiger, welcher auch durch Verrath viele groben Folgen im Hause für sich zu fürchten begann, vorläufig alle Trostgründe anwenden mußte, um zu beruhigen, und er versicherte, bei einer nächsten Waschung werde sich der Fortschritt der Gesundheit und das Nachlassen der Blaukrankheit vollends zeigen.

Dem Marl war sehr bange im Gemüthe. Er ahnte, daß er der Sündige und Thäter, die geheime Here, der bedenkliche Zauberer im Hause sei. Aber er war außer Stande, die gefährlichen Folgen des heimlich gestohlenen und mißbrauchten Berliner Blau von sich abzuwälzen. Er hatte mit den Fingern daran herumgepantst und gemanicht, gegen seinen Willen war es bereits irgendwo, überall, er konnte es selbst nimmer retten, ehe er sich versah, war er in seinem Köpplein, an seinen Kniehosen in's Blaue gerathen und schauerte an Pfosten, Thüren und überall daran und damit herum.

Mann und Weib und Knabe gingen ihren Arbeiten im Hause nach, jede Persönlichkeit hatte ihren Theil, der sie wenig zusammenführte — der Mann endlich wieder in die Stube, und da jammerte er:

„Nein, so was! mir muß das passieren, daß die Mäh' verbert werden und blaue Milch geben . . . blaue Milch . . . o mein, die Her' möcht' ih wissen . . . ob's nit die alte Schwammerlsucherin, die rothaugige Mirz is'!“

Da trat sein Weib in die Stube.

„Mann! wie siehst Du aus! Du hast ja einen ganz blauen Strich über der Nas'!“

„Jh? was?“ Er drehte sich um sich selbst in der Suche nach dem Strich, oder nach einem Spiegel . . . da sah er, bei einer Wendung, in das Gesicht seines Weibes.

„Bei! wie schaust denn Du aus! Du hast ja a ganz blauen Fleck über's Wang'!“

„Jh? was? blau!“

„Hoho!“ rief er.

„Hoho!“ rief sie.

„So was!“

„Was is' das? Na so . . .!“

Da trat Marl ein.

Jetzt aber brachen alle Beide, obichon verwundert über sich selbst, in helles Lachen aus.

Der Bub' glich einem blau tätowirten Indianer. Selttame blaue Striche und Flecke zogen sich über seine Stirne, Nase und Wangen, als Stammgekennzeichneter . . . er hatte kein Kriegsgeschrei . . . war vielmehr erst stumm entsetzt über den Empfang . . . sogleich mußte er aber auch über den Anblick seines theuren Elternpaares ebenso sehr in Lachen ausbrechen,

und nun lachten sie wider Willen alle Drei, schlugen sich auf die Knie, daß das Haus und die Balken schier bebten.

Marl hatte draußen, das nothwendige Geschäft an seiner Nase vollbringend, vergessen, daß er sein Tüchlein schon zum Ueberwischen blauer Flecke verwendet und dies also an die Nase und das ganze Gesicht unversehens mit kräftiger Hand gebracht . . . die Abdrücke und das schönste Indianerthum waren jetzt fertig!

Die drei lachenden Menschen konnten kaum zu Athem kommen, immer erneuerte das Lachen des Einen den Ausbruch des Andern. Förlig fiel, beim wechselnden Hinblick zu Marl, auf die Ofenbank . . . die Mutter ergriff zudem ihr Kind, in aufdämmernder heiterer Klärung bezüglich seines blauen Gesichtleins, und küßte es in der Raschheit heftig . . . nun, bei dem eilfertigen Kusse ward auch die Nase des Baby blau . . . was neuerdings unsägliche Heiterkeit hervorbrachte!

Wenn man lacht, haben Worte weniger Wirkung, mehr wirkt ein allgemeiner verständlicher Sinn, ein Erathen, und sie erhellten sich daher jetzt selbst in ihrem Geiste über früher Vorgegangenes.

Maiger hörte einen ganz seltsamen Lärm, indem er nahe der Stube arbeitete, und trat angelockt herzu.

Jetzt stand er in der offenen Thüre und sah mit einem großen Blicke hinein . . . und sah die grimassirende, lachende, geblaute . . . die ganze blau angelaufene Gesellschaft, Groß und Klein . . . und seine Heiterkeit übertönte nunmehr alle Andern!

Zum Ueberflusse mubete die Ruh herbei.

Das Seltsamste aber war, daß während des allgemeinen Lachens der Marl noch immer furchtbarer, räthselhafter blau gestrichelt, gefleckt und quadriert und fast linirt wurde. Die stets neue blaue Figuration war ebenso überraschend, wie unerklärlich.

Der Junge aber hatte die blaue Tube in der Tasche. Sie war durch sein Umherwälzen, Drücken, Hantiren löcherig geworden, und je mehr er in Verlegenheit sie von einer Tasche in die andere zu verbergen und mit den Händen zu verhalten suchte, desto mehr verblauete und verhaute er sich und Alles um sich . . . Bläue ringsum!

Maiger eilte mit verständigem Sinn hinzu, er errieth die Quelle des Nebels, und das Erste, was er that, war, daß er Marls Handknöchel ergriff und ihm beide Hände hoch in die Luft hielt.

Dann zog er ihn zum Brunnen hinaus, hielt ihm vorerst den Kopf unter, dann hob er eine Hand voll nassen Lehm vom Boden auf und strich ihn hinzu in das Gesicht . . . und nun hatte Marl mit dieser Sandseife die reinigende Arbeit nach erprobter Methode zu vollenden . . . er sollte abrinnen und trocknen, so viel wie möglich.

Dann ging der Maler wieder zu den Alten, welche sich ohnehin zu helfen suchten, und es kam zu einer Auseinandersetzung.

Maiger that nicht, als ob er die eigentliche Quelle des Unheils sei, welches sich allzu rasch entwickelte. Er behauptete nur, der Junge werde wohl die Farbe gefunden haben, welche wahrscheinlicher Weise irgendwie aus seinem Vorrathe gerollt sei. Der gewiß redliche Finder werde wohl auch von der besten Absicht bejeelt gewesen sein, sie zurückzustellen, habe aber unversehener Weise sie vorerst an unrechtem Orte und nicht vor Zerplätzen genügend verwahrt . . . und daher sei alles Uebel leider entstanden!

„Ich bin nur froh, recht froh,“ sagte Jörg, „daß kein' Herr mit über uns kömme is' und der Teirl sein G'spiel mit g'habt hat, daß ih ihn hätt' austreiben lassen müssen!“

„Und siehst es,“ fügte er endlich beruhigt Maiger gegenüber hinzu, „der Bur' hat jekt schon einmal so viel Vertraulich's und Zuthunlich's für Dein Geschäft . . . sollst ihn wohl in d' Lehr nehmen . . . Herr, ih gieb Dir 'n in Dein Geschäft und noch jährlich ein Schmalz dazu.“

„Nein,“ sagte der Maler, trotz der fetten Pründe, und alles Lachen verbeißend, „es geht doch nit!“

„Er sitzt, so lang Du willst . . . er is' für's Sitzende!“ wiederholte Jörg treuherzig.

„Nein, nein! Aber ich versize mich bei Euch. Ich muß noch heute fort, und alsbald. Meine sieben Sachen sind beisammen.“

Maiger nahm sein Hab und Gut, auch die sorglich hervorgeholte Farb-Tube mit dem Blaurest.

„Soll ich Euch die vielleicht da lassen?“

„Nein, um Gottes willen nit!“

„Seht Ihr,“ sagte er, „Ihr wißt nit, was aus den Farben Alles herauskömmt, am Besten ist, man weiß nichts davon.“

„Ich denk' mir,“ sagte Jörg, „es is' wie mit dem Haberdreischen, ein biß klopfen thut gut, zu viel macht noch das Stroh schlecht!“ So Jörg.

„Richtig, richtig! So hast Du's getroffen. Und wenn wir uns wiedersehen, ist von Frischem Alles wieder grün und nur der Himmel über den Bergen blau.“

„Und Du, Herr, ih thät Dich schön bitten, mal' mir einen Heiligen, epper in ein' schönen blauen Gewand . . . zahlst mir jekt gar nir!“

„Nein,“ warf das Weib plötzlich ein, „mal' uns ein Marterl (Säulenbildchen) von wegen der Errettung aus der peinlichen Blaukrankheit von Kind und Kuh.“

„Und den Ruben, den Marl, dabei, Alle blau!“ jekte Maiger erheitert hinzu, den Gedankengang der Leute errathend.

„Ja, die Kuh, der Wald, das Gestein und die Hütten, Alles blau . . . das wär' ein Kunststück!“ rief Jörg, sich auf seine künstlerische Bedingung was zu Gute haltend.

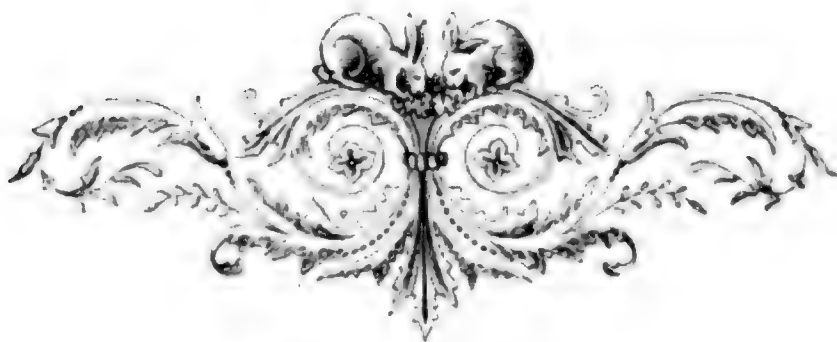
„Das wär' ein Kunststück!“ wiederholte übereinstimmend das Weib.

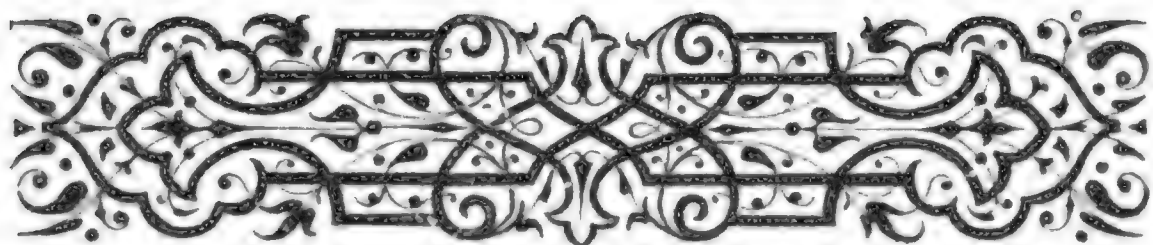
„Es gilt!“ entgegnete der Maler. „Das nagle ich Dir selbst auf, wenn der Sommer wieder da ist.“

„Gilt! Und bshüt Gott!“

In der Hütte, ringsum in allen Gelassen und Gefügen, begann nun ein Reiben, Kraben, Hobeln, Scheuern, man hatte noch immer die schwere Noth, Marl's Blau los zu werden.

Wo das blaue Marterl im Wald und Gebirg und nächst dem See von einem Zaunpflocke hinausichaut, wohnt der Marl, ein junger Mann, welcher die blaue Uniform des Regimentes getragen und im Wirthshause oft blau geschlagen wurde, im Zusammenhange der Dinge zugleich den Namen „Der blaue Marl“ für alle Zeit bleibend erhielt.





Lord Rosebery.

Ein Charakterbild.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

Die ersten Märzwochen des Jahres 1894 gehörten zu den dramatisch bewegtesten, deren ich mich während meines nun schon ziemlich langen Aufenthaltes in England erinnere. Ihr Verlauf war bezeichnet durch die rasch auf einander folgenden Acte der Resignation des Veteranen Gladstone, der Acclamation seines jugendlichen Nachfolgers Lord Rosebery. Dramatisch war die Plöblichkeit beider Begebenheiten, zwischen dem Ende einer unmäßig verlängerten Parlamentssession und dem rasch folgenden Beginn einer neuen; dramatisch war aber auch die schnelle Scenenverwandlung, in der sie vollendete Thatsachen wurden. Wenn es für die Resignation eines 84jährigen Premierministers auf der Höhe seiner Macht an jedem Präcedenzfall fehlte, so mußte als ebenso außerordentlich die Einstimmigkeit gelten, mit welcher ein fast um die Hälfte jüngerer Mann anerkannt wurde als sein allein möglicher Nachfolger. Selbst die verzerrten Züge der Parteileidenschaft nahmen unter dem Eindruck einer so ungewöhnlichen Katastrophe einen menschenfreundlicheren Ausdruck an. Organe der öffentlichen Meinung, die noch vor kurzem den Grand old Man mit Bitterkeit und Haß verfolgt hatten, erhoben sich plötzlich zu beherdeter Anerkennung seiner unvergleichlichen Verdienste; die Zungen der ihm feindlichen fashionablen Gesellschaft hörten während einer kurzen Pause auf zu zischeln. Dann wieder drängten aufgeregte Fragen und Speculationen über den jüngeren Mann sich in den Vordergrund: was er thun, inwiefern er die Befürchtungen und Hoffnungen der Parteien enttäuschen werde oder nicht. Auch diese Fragen wurden mit ebenso dramatischer Emphase erledigt.

Der in den Ruhestand getretene Veteran ging, nachdem er in Windsor von der Königin Abschied genommen, nach Brighton, um sich in der frischen Seeluft seiner wohl verdienten Muße zu erfreuen, die er mit gewohnter unermüdblicher Arbeitslust zunächst zum Abschluß seiner Uebersetzung des Horaz benutzte, während sein von allen Parteien mit Ausdrücken des Wohlwollens begrüßter Nachfolger in Downingstreet und im Oberhause ohne Verzug die schwierige Aufgabe unternahm, die viel bekämpfte Politik seines Vorgängers zu weiterer Ausführung zu bringen.

Fürwahr eine außerordentliche Lage der Dinge! Und nur natürlich ist das gesteigerte Interesse, das Verlangen nach authentischen Aufschlüssen über das Leben und den Charakter eines Mannes, der allerdings schon früher keineswegs unbekannt war, dessen plötzliche Erhebung zum Premierminister von England nun aber die Augen der Welt auf ihn gerichtet hat und von dessen Amtsführung die Lösung so manches bedeutenden Problems abhängt. Der gegenwärtige Versuch, aus den bisher zugänglichen, nicht sehr reichlich fließenden Quellen einige Beiträge zu seiner Charakteristik zu liefern, mag daher auch den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein.

Die Roseberns stammen aus Schottland. Als Gründer ihrer Familie wird Duncan Primrose genannt, zur Zeit der Königin Maria ein Bürger von Culroß in Perthshire. Später theilte die Familie Primrose sich in zwei Branchen, von denen die eine 1651 durch Karl II. die Baronetswürde erlangte und als deren Vertreter Sir James Primrose im Jahre 1703 durch Königin Anna zum Viscount Primrose von Carrington in Midlothian erhoben wurde. Als 1741 diese Branche ausstarb, fielen ihre Güter und Titel an die andere Branche, die als die Primrose von Dalmeny bekannt geworden war. Das Haupt dieser letzteren, Archibald Primrose von Dalmeny, wurde 1695 zum Parlamentsmitglied für Midlothian gewählt und in Folge seiner Parteigängerschaft für die englische Regierung während der Verhandlungen, welche der Union Englands und Schottlands vorausgingen, 1700 zum Viscount Rosebery und Baron Dalmeny, 1703 zum Grafen Rosebery creirt. Den Namen Rosebery nahm er, wie es scheint, von dem Stammgut seiner Gemahlin, der Erbtöchter eines Landedelmanns in Norfolkshire. Die Geschichte der folgenden Grafen Rosebery war ereignislos, bis auf den vierten Grafen, dem 1828 unter dem Titel Baron Dalmeny die Pairswürde des Vereinigten Königreichs verliehen wurde. Als solcher nahm er im Oberhause in Westminster Theil an den denkwürdigen Debatten über die Reformbill der Jahre 1830—32, und zwar auf der Seite der Reformer, als Anhänger Lord Grey's. Auch sein Sohn, Lord Dalmeny, betrat die Bahn einer liberalen Politik, starb aber zu früh, um die Geltung zu erlangen, die ihm bei längerem Leben vielleicht beschieden gewesen wäre.

Als Sohn dieses Lord Dalmeny und Lady Catharine Stanhopes, der einzigen Tochter des vierten Grafen Stanhope, wurde Archibald Philip Primrose, der gegenwärtige Graf Rosebery, am 7. Mai 1847 in London

geboren. Seinen Vater verlor er in frühester Jugend, so daß er, als präsumtiver Erbe seines Großvaters, schon den Titel Lord Dalmemy trug, als er auf die Schule nach Eton ging. Zeitgenossen erinnern sich, daß der junge Lord in Eton auffiel durch einen Ernst und eine Zurückhaltung des Benehmens, die ihn dem rauhen Treiben seiner Mitschüler verhältnißmäßig fern hielten, aber zugleich Beachtung erweckte durch seinen Verstand, seine fehle Beobachtungsgabe und seinen schlagfertigen Wit. Einem anscheinend glaubwürdigen Bericht zufolge legte er auch schon in diesen Knabenjahren Proben ab von dem Medetalent, durch das er später glänzen sollte. Im September 1861 hatte sein Großvater das Schützenbataillon der Freiwilligen von Linlithgow nach Dalmemy-Park eingeladen, und nachdem das Corps manöverirt hatte, führte der Graf den Vorsitz bei einem Festmahl, während dessen die üblichen Toaste ausgebracht wurden. Einer dieser Toaste galt dem jungen Lord Dalmemy, der eben in den Ferien zu Hause war, und unerschrocken stand der vierzehnjährige Knabe auf, um für die ihm widerfahrene Ehre zu danken. Seine Rede setzte die Anwesenden in Staunen. Der Vice-Lieutenant der Grafschaft, der ebenfalls zugegen war, beglückwünschte den jugendlichen Medner und prophezeite ihm eine bedeutende öffentliche Laufbahn.

Nach Vollendung seines Cursus in Eton trat Lord Dalmemy als Student in das Christ Church College in Oxford. Talent und Charakter machten ihn hier unter seinen Commilitonen außerordentlich populär. Ob er sich lebhaft an den üblichen Bootfahrten und Ballspielen betheiligte, wird nicht erwähnt, doch darf man es wohl annehmen. Einmal, so berichtet die *Kama*, zogen seine Commilitonen ihn im Triumph auf einem Tragstuhl durch den inneren Hof des College. Außer allen sonstigen Gründen mochte zu seiner Popularität der Umstand beitragen, daß der junge Lord ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war, in der That einen ganzen Stall voll Pferde hielt und an den Wettrennen theilnahm. Er vernachlässigte über dieser Liebhaberei seine Studien nicht; die Behörden des College hegten vielmehr große Hoffnungen auf seine akademischen Erfolge. Dennoch erachtete der Decan von Christ Church es für seine Pflicht, dem hoffnungsvollen jungen Akademiker zu bemerken, daß das Halten eines Stalles voll Pferde und die Betheiligung an Wettrennen ihm nicht verträglich schienen mit dem Status eines Studenten, worauf der junge Lord eine merkwürdige Probe seiner Willenskraft ablegte, indem er es vorzog, lieber seinen akademischen Erfolgen zu entsagen als seinen Pferden.

Ueberraschend und scheinbar nicht sehr vielversprechend endete so Lord Dalmemys Laufbahn an der Universität. Nicht lange nachher, als er eben das gesetzliche Alter der Mündigkeit erreicht hatte, eröffnete der Tod seines Großvaters im Jahre 1868 ihm den Eintritt in die politische Laufbahn. Als fünfter Graf Rosebery nahm er seinen Sitz im Oberhause; doch der Kampf der Pferde in der Rennbahn schien vorläufig noch einen lockenderen

Reiz auf ihn auszuüben als der Kampf der Staatsmänner in der Arena des Parlaments. Der Tradition zufolge, hatte einer seiner Universitätslehrer, der seine ungewöhnlichen Fähigkeiten durchschaute, ihn gewarnt, das anzunehmen, was der parlamentarische Slang bezeichnet als „Plush“, d. h. einen jener untergeordneten ornamentalen Posten, mit denen die Regierungen gelegentlich talentvolle junge Leute fördern, und derselben Tradition zufolge hatte der jugendliche Graf Rosebery diese Warnung mit den Worten erwidert: „Man hat mir ‚Plush‘ mit einem rothen Bande darum angeboten, und ich habe es abgelehnt.“ Noch bezeichnender soll er um dieselbe Zeit Jemandem, der ihn fragte, was er im Leben zu thun gedenke, geantwortet haben: „Den Derby gewinnen und Premierminister von England werden.“

Die Authenticität dieser Aeußerungen muß dahin gestellt bleiben. Lord Roseberys Leben ist noch nicht geschrieben, es ist, zum Theil gewiß wegen der ihm eigenthümlichen persönlichen Zurückhaltung, die jedes Reclamemachen verschmäht, erst in einigen Hauptzügen bekannt. Vermuthlich begleitete er schon damals die politischen Begebenheiten mit intelligentem Interesse, aber bekannter war er ohne Zweifel als Sportsman auf der Rennbahn, und der Eifer, womit er sich den Vorgängen des Turf widmete, ließ eher darauf schließen, daß er einmal Sieger in dem Derby-Wettrennen sein werde, als Premierminister von England. Erst 1871, drei Jahre nach seinem Eintritt in's Oberhaus, erscheint er in erkennbarer politischer Gestalt, indem er als Anhänger des Ministeriums Gladstone die Antwortadresse auf die Thronrede befürwortete. Auf dem Boden der liberalen Partei stand er also von Hause aus, und von welcher Art seine Interessen und Sympathien waren, ließ seine Rede deutlich genug erkennen. In der heimischen Uniform eines Schützen der Schottischen Garde trat er auf als Vertreter einer nationalen Politik im Hause der Lords. Reform, Erweiterung des Gesichtskreises in allen politischen und socialen Fragen, bildete den Kern seiner Rede, und er sprach mit einem Feuer und Fluß, an die man in dem wesentlich kühlen, blasirten Oberhause wenig gewöhnt ist. „Selten,“ so bemerkt ein zeitgenössischer Berichterstatter, „erfreut eine Erstlingsrede sich so spontaner, allgemeiner Anerkennung wie diese.“

Während desselben Jahres hielt der jugendliche Sportsman und Politiker Lord Rosebery einen Vortrag in dem Edinburgh Philosophical Institute. Sein Thema war die Union Englands und Schottlands, aber was er zu Gunsten dieser zu sagen hatte, bildete gewissermaßen nur die Grundlage für die Darstellung einer größeren Union, welche über jenes insulare Ereigniß weit hinaus reicht. „Wir gegenwärtig Lebenden,“ bemerkte er, „müssen, wenn wir unseren Anspruch an's Leben behaupten wollen, die Union aller Gesellschaftsklassen herstellen, ohne welche die Macht ein Phantom und die Freiheit eine Poffe ist. In unseren Tagen blicken der Reiche und der Arme sich über keinen unübersteigbaren Abgrund an, denn es giebt auch keinen Schoß Abrahams von ruhiger Glückseligkeit in dieser Welt.“

Eine machtlose Monarchie, eine isolirte Aristokratie, ein intelligentes und emporstrebendes Volk bilden zusammen nicht die Bedingungen constitutioneller Dauerhaftigkeit. Unsere Aufgabe ist, dem Herzen des Gemeinwezens einen vollen, gesunden Pulsschlag wiederzugeben. Es ist eine große Aufgabe, die Aufgabe jedes Einzelnen wie die der Staatsmänner, eine Aufgabe, die Keinem von uns fremd, die vielmehr uns Allen zugehörig ist und die Jeder an seiner Stelle fördern kann. Jeder von uns: Kaufmann und Lehrling, Herr und Diener, Capitalist und Handwerker, Prediger und Laie, wir Alle sind berufen, uns an dieser erhabensten aller Aufgaben zu betheiligen: die Harmonie zwischen Mensch und Mensch wieder herzustellen oder zu schaffen, nicht die Unterschiede in's Auge zu fassen, welche Zufall oder Nothwendigkeit zwischen den verschiedenen Klassen hervorgerufen haben, sondern die gemeinsamen Sympathien, welche der gesammten Menschheit zu Grunde liegen und sie verbinden.“

Die Inspiration dieser Worte ist unverkennbar. Sie enthüllen wie in elektrischer Beleuchtung das innerste Wesen des Redners, und sie gewinnen erhöhten Werth durch die Thatfache, daß kein bloßes Aufwallen jugendlicher Gefühle ihnen zu Grunde lag, sondern daß sie ein praktisches Lebensziel aufstellten, dem Lord Rosebery nie untreu geworden ist. Neue Beweise desselben weit- und hochherzigen Sinnes lieferte seine Theilnahme an den Debatten der Session von 1872. Diese betrafen eine große Frage der äußeren und eine andere der inneren Politik: den Abamavertrag und die Erziehungsbill für Schottland. In Bezug auf den Abamavertrag trat Lord Rosebery sowohl den übertriebenen amerikanischen Forderungen als der Politik Derjenigen gegenüber, welche die gerechten Ansprüche der Vereinigten Staaten bekämpften; es handelte sich für ihn vor Allem um einen bedeutungsvollen Act internationaler Gerechtigkeit, und als solchen empfahl er die Annahme des Vertrages, so kränkend dieser übrigens für den britischen Nationalstolz sein mochte. In Bezug auf die Erziehungsbill für Schottland forderte er die Ausschließung jedes besonderen Katechismus von öffentlichen, durch Staatsgelder unterhaltenen Schulen. Für einen Lord war das ein kühnes Vorgehen und nicht minder für einen Schotten. Die meisten schottischen Mitglieder des Oberhauses verfehlten auch nicht, ihr Entsetzen zu äußern über diesen zur Schau getragenen Säcularismus eines übrigens viel versprechenden jungen Mannes. Aber Lord Rosebery, obgleich, trotz seiner englischen Mutter und seiner Geburt in London, unzweifelhaft ein Schotte, gehörte von Anfang an zu den Schotten, die sich nicht durch die bigotte Enge, sondern durch die geniale Weite und Originalität ihres Gesichtskreises auszeichnen. Er war ein Schotte von der Art Adams Smiths, Dugald Stewarts, Scotts und Carlyles, kein Schotte von der Art puritanischer Zeloten. Zugleich den Spielen der Rennbahn noch immer ergeben, erwirkte er in der Session von 1873 von dem darin mit ihm sympathisirenden Oberhause ein Untersuchungscomité über den Bestand der

Pferdezucht in England. Er selbst wurde zum Vorsitzenden dieses Comité's erwählt, und in Folge der Berathungen desselben wurde eine Verminderung der Pferdesteuer beschlossen. Wie vorurtheil'sfrei er übrigens, ungeachtet seiner tiefgewurzelten Neigung zum Turf, die Mängel und Laster der Rennbahn durchschaute und bemüht war, den Charakter des Sportsman auf ein höheres als das herrschende Niveau zu erheben, erhellt genugsam aus der Rede, in der er damals seinen Antrag befürwortete.

In der Session von 1874 präsidirte Lord Rosebery einem anderen von ihm beantragten Comité, betreffend die complicirte Frage der Vertretung des schottischen und des irischen Adels im Oberhause. Bald genug verdiente er sich so in dem vorwiegend trägen, nichtsthnenden Hause der Lords seine politischen Sporen. Während eben jenes Jahres wäre es ihm auch beinahe gelungen, die eine Hälfte seines oben citirten jugendlichen Programms zu verwirklichen; denn im Mai 1874 errang eins seiner Rennpferde, Couronne de Fer, die hohe Ehre von Nr. 2 bei dem großen nationalen Derby-Rennen. Lord Rosebery, wie alle angesehenen Sportsmen, erlebte auf der Rennbahn seine Niederlagen und seine Siege. Bei seinem ersten Erscheinen glaubten die professionellen Gauner des Turf in dem knabenhaft aussehenden bartlosen jungen Lord eine leichte Beute gefunden zu haben, doch erkannten sie bald ihren Irrthum. In der That zählt man Lord Rosebery im Allgemeinen zu den entschieden erfolgreichen Gönnern der Rennbahn. Während der siebziger Jahre beliefen, wie es heißt, seine jährlichen Gewinne sich oft auf mehr als 10 000 Pfd. St. Indeß ein Sportsman im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein bloßer Patron of the Turf, war er nie. Auch im Jahre 1874, dem Jahre von Couronne de Fer, begegnen wir ihm nach verschiedenen Seiten hin in einem ganz anderen Charakter, auf ganz anderen Gebieten. So präsidirte er im Juli 1874 bei einem Festmahl des Komikers Toole, vor dessen Ausbruch zu einer Rundreise in Amerika. Er enthüllte sich bei dieser Gelegenheit als vorzüglicher After-dinner speaker, und als unübertroffener Meister dieser seltenen Kunst gilt er noch jetzt. Charakteristisch war in seiner Rede u. A. die von ihm selbst gegebene Antwort auf die Frage, wie es komme, daß gerade ihm die Function des Vorsitzenden zugefallen sei: weil nämlich auf Umwegen die Thatsache ihm bekannt geworden, es gehe aus genauen statistischen Daten hervor, kein junger Mann seines Alters habe je so viel Geld für Sperrsitze ausgegeben, um Mr. Toole zu hören, wie er. Um dieselbe Zeit präsidirte er bei der Vertheilung von Preisen an Zöglinge der Middle Class School Corporation, die kurz vorher in der City von London unconfessionelle Schulen gegründet hatte. Am merkwürdigsten war jedoch sein Voritz bei dem Congreß der Social Science Association in Glasgow, im September 1874. Schon daß er, ein junger Mann von 27 Jahren, zu einem solchen Posten ausersehen wurde, bezeichnet die öffentliche Würdigung seines intellektuellen Charakters, und als ganz auf der Höhe der großen Probleme

stehend, um deren Lösung es sich handelte, zeigte ihn seine Rede bei der Eröffnung des Congresses. Tief durchdrungen von der Bedeutung der socialen Frage, entwarf er ein dramatisch bewegtes Bild der mannigfaltigen Aufgaben und Ziele, welche darin inbegriffen sind. „In dieser Stadt,“ bemerkte er mit Bezug auf das gewaltige Industriezentrum Glasgow, in dem er redete, „umgibt uns ein großes Aggregat menschlicher Wesen, eine gährende, arbeitende, berußte Bevölkerung, Kinder der Mühsal, die Glasgow zu dem gemacht haben, was es ist, und die allein es fördern und erhalten können — keine bloßen Productionsmaschinen, sondern Vertreter der Intelligenz, von gemischter Nationalität und mannigfacher Sinnesweise. Ihr könnt nicht durch gemeinsame Gefühle oder gleichartige Interessen an sie appelliren. Sie sind da als eine dunkle, gewaltige Macht, ähnlich den cyclopischen Bewohnern des Aetna. Ich muß ehrlich meine Ueberzeugung bekennen (obgleich dies Denjenigen, welche sehen, wie groß die Zahl der Personen ist, welche die arbeitenden Klassen zu vertreten und zu verstehen behaupten, gewagt scheinen mag, während Andere eine selbstverständliche Thatsache darin erblicken werden), daß diese große arbeitende Bevölkerung sich selbst, ihre Bedürfnisse, ihren Glauben und ihre Interessen Vielen von uns nicht hinreichend verständlich gemacht hat. Wäre dies nicht so, wie käme es dann, daß die mit ihrer Lage verknüpften Probleme so geringe Fortschritte zur Lösung gemacht haben? Wie kommt es, daß jede politische Partei mit gleicher Gewißheit und unumwunden behauptet, die Sympathie und das Vertrauen der Arbeiter zu besitzen? Wie kommt es, daß, wenn die arbeitende Klasse ihre Stimme über irgend eine Frage hören läßt, sie ertönt wie Donner aus heiterer Luft? Ich selbst halte mich für keine Ausnahme von der Regel; aus eben diesem Grunde aber kann ich mir keine interessanteren Gegenstände denken, als diejenigen, welche die Wohlfahrt unserer arbeitenden Klassen betreffen.“ Und dann erörterte der junge Lord mit seltener Einmüth die Fragen der technischen Erziehung, der Handwerkervereine, der Fabrikgesetzgebung, der Sparkassen, der Baugesellschaften, der Emigration, der Experimente französischer und amerikanischer Socialisten — kurz, lieferte den redenden Beweis, daß er über das Bedürfniß aller politischen Reformen hinaus die tiefer liegende Nothwendigkeit einer menschenwürdigen Erneuerung der Gesellschaft begriffen hatte.

Zwanzig Jahre unserer raschlebigen Zeit sind seitdem verflossen, und es ist um so mehr der Mühe werth, sich dieser entweder völlig unbekannt oder so gut wie vergessenen Thatsachen aus Lord Roseberns Leben zu erinnern, je seltener in der Laufbahn zeitgenössischer Staatsmänner das Phänomen einer durchweg consequenten Charakterentwicklung beobachtet wird. Inzwischen hatte, durch den Sturz des Ministeriums Gladstone und die Bildung des Ministeriums Beaconsfield im Januar 1874, ein bedeutsamer Umschwung in den öffentlichen Angelegenheiten Englands stattgefunden. Das Bemühen, Alles so viel als möglich im Status quo zu

erhalten, trat an die Stelle des vorhergehenden Reformeifers, und eine Art von Ruhepause fand auch in Lord Roseberys Laufbahn statt. Er war indeß nicht unthätig, und ebensowenig blieben seine Talente von den Parteiführern unbeachtet. Nicht bloß Gladstone, auch Lord Beaconsfield, der Hasser jeder Banalität, der Gönner jedes wirklichen Talentes, zeichneten ihn aus. In Schottland begann er als einer der Hauptstimmführer des Liberalismus zur Geltung zu kommen. Ein bemerkenswerthes Anzeichen dieser Popularität bei seinen schottischen Landsleuten war seine Wahl zum Rector der Universität Aberdeen im November 1878. Lord Rosebery hatte damals erst sein 31. Jahr vollendet, und nie zuvor hatten die Studenten von Aberdeen einen so jungen Rector gewählt. Doch er nahm die Wahl an und zeigte sich seinem Amte völlig gewachsen. „Lord Rosebery,“ so schrieb damals ein englischer Berichterstatter, „ist schlank und anmuthig und sieht jugendlicher aus, als er ist. Wäre er kein Lord, so würde ich versuchen, mit ihm zu verkehren und sein Freund zu werden. Er ist das beau ideal eines aufgeklärten jungen Liberalen, liberal in jeder Hinsicht, aufgeweckt und heiter und menschlich, von freundlicher, gewinnender Art und, dem Publicum gegenüber, in staunenswerther Weise begabt mit dem Talent, Bewunderung hervorzurufen, sowohl durch seinen Wit und Humor, als seinen gesunden Menschenverstand. Es lohnt sich der Mühe, ihn zu beobachten, wie er einen störrischen Gegner neckt oder einen schwerfälligen Feind in seinen kühnen Netzen fängt. Im geselligen Verkehr ist er ohne jede Affectation, liebenswürdig und scheinbar unbewußt, daß er irgend etwas Besonderes ist. Ich erwarte von ihm, daß er ein Radicaler werden wird, der dem Radicalismus Licht und Freudigkeit und Frische verleiht.“

Die Voraussetzungen dieser scharfsichtigen Charakteristik haben sich der Hauptsache nach erfüllt. Zunächst handelten in Uebereinstimmung damit die Studenten von Edinburgh, die, dem Beispiel ihrer Commilitonen von Aberdeen folgend, Lord Rosebery im Jahre 1880 zum Rector ihrer Universität wählten. Auch noch in anderer Beziehung war das Jahr 1880, sowie das vorhergehende, für Lord Rosebery bedeutungsvoll. Ehe ich indeß hiervon rede, sei noch erwähnt, daß er sich 1878 mit einer Erbtöchter des Hauses Rothschild verheirathete. Diese Verbindung zählte zu den Ereignissen der Saison jenes Jahres und begründete eine, wie es scheint, sehr glückliche Ehe.

Mittlerweile hatte die Unzufriedenheit mit der Politik Lord Beaconsfields, besonders in Bezug auf die orientalischen Angelegenheiten, überhand genommen. Allgemeine parlamentarische Neuwahlen konnten nicht mehr fern liegen; in der That waren die Vorbereitungen zu denselben schon seit einiger Zeit im Gange, und einen mächtigen Aufschwung gewannen sie im Herbst 1879 durch den Entschluß Gladstones, den Wahlfeldzug in seinem eigenen Wahlkreise in Midlothian, dessen Mittelpunkt Edinburgh ist, ohne Verzug zu beginnen. Während dieser denkwürdigen politischen Campagne nahm Gladstone, auf Lord Roseberys Einladung, sein Hauptquartier in Dalmeny, dem

der schottischen Hauptstadt nahen Stammis der Roseberys; und vor allen anderen Liberalen Schottlands war es Lord Rosebery, der dem großartigen Veteranen, von welchem man damals zuerst als dem Grand Old Man zu reden anfing, mit thätiger Sympathie zur Seite stand. Bald darauf folgte, in den Neuwahlen vom Frühling 1880, die Niederlage Lord Beaconsfields. Lord Rosebery übernahm in dem nun gebildeten Ministerium Gladstone als Unterstaatssecretär des Inneren sein erstes politisches Amt. Kein großer Posten für einen Mann von seinen Fähigkeiten, aber wichtig als administrative Uebungsschule, eine Schule, in der er auch bis zum Sommer 1883 ausharrte, als das Auftauchen einer radicalen Opposition gegen die Verwaltung dieses Amtes durch ein Mitglied des Oberhauses ihn in einem Anfall von Verdruß zur Resignation bewog. Während der dann folgenden Parlamentsferien setzte er seine politische Erziehung auf eigene Faust fort, indem er die englischen Colonien in Afrika, Australien und Neuseeland bereiste. Welcher Art die Eindrücke waren, die er auf dieser Fahrt empfing, ist in seiner ganzen späteren Laufbahn nachweisbar. Von den Antipoden zurückgekehrt, brachte Lord Rosebery schon in der Session von 1884 seine berühmten Vorschläge für die Reform des Oberhauses im Oberhause selbst zur Sprache. Als Theilnehmer an dem allgemeinen Congreß der Trades Unions, während desselben Jahres, bezeugte er von Neuem seine Sympathie mit den großen Aufgaben socialer Gesetzgebung; und Hand in Hand mit diesem demokratischen Glaubensbekenntniß ging seine ebenso emphatisch ausgesprochene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Zusammenhaltens des großen englischen Weltreichs durch ein Band föderativer Einheit. Zugleich fand er Neigung und Muße zur Beschäftigung mit den Fragen auswärtiger Politik. Um diese an Ort und Stelle zu studiren, bereiste er öfters das Festland. Besonders sah man ihn häufig in Berlin, wo Fürst Bismarck den großen Anziehungspunkt für ihn bildete. Der günstige Eindruck, welchen der junge englische Staatsmann auf den Nestor der europäischen Politik hervorbrachte, ist bekannt. Außer der praktischen Lebenserfahrung, der angeborenen diplomatischen Gewandtheit, der Weltkenntniß, der kühlen Unmüch des Urtheils, war es ohne Frage auch die seltene Gabe des Humors, was Fürst Bismarck an Lord Rosebery gefiel. Denn von dieser hat der jüngere Staatsmann eine ungewöhnliche Ausstattung mitempfangen, und abgesehen von allem Anderen, beruht auf ihr in nicht geringem Maß seine außerordentliche Popularität unter seinen Landsleuten. Kein Volk hat größere Humoristen hervorgebracht, und kein Volk zollt ihren Verdiensten eine naturwüchsigere Anerkennung als das wegen seiner mürrischen Abgeschlossenheit verrufene englische Volk. So schätzt man in England auch bei Lord Rosebery die solide Grundlage, man vertraut seiner Einsicht, seinem Scharfblick, seinem Charakter; aber sein Humor bringt noch eine besondere Art der Ueberlegenheit zum Bewußtsein, indem er sein Publicum in gute Stimmung versetzt. Selbst Bismarck würde nicht sein, was er ist, ohne seinen Humor.

Minister des Auswärtigen im Ministerium Gladstone war bis dahin Lord Granville gewesen. Als dieser Ende 1885 starb, wurde Lord Rosebery zu seinem Nachfolger ernannt. Eine ehrenvolle Anerkennung, aber eine Anerkennung, deren Berechtigung er durch seine Amtsführung bewährte. Sein Aeußeres fiel noch immer durch ungewöhnliche Jugendlichkeit auf, doch der jugendlich aussehende Minister zeigte sich seinem Hauptgegner im Oberhause, dem Graukopf Lord Salisbury, völlig gewachsen, nach dem classischen englischen Ausdruck: a foeman worthy of his steel. Selbst von toryistischer Seite wurde dies offen anerkannt. Ja, es wurde im toryistischen Lager fast zur Mode, Lord Rosebery auszuspielen gegen Gladstone, den patriotisch fähigen gegen den allerdings auch fähigen, aber durch seine Home-Rule-Bill „unpatriotisch“ gewordenen Premierminister. Es war dies um so merkwürdiger, in je allgemeinerer Uebereinstimmung Lord Rosebery sich mit Gladstone befand, und je kürzere Zeit seine Amtsführung dauerte; denn schon im Juni 1886 brach das Ministerium Gladstone durch das Mißtrauensvotum der Anti-Home-Rulers zusammen. Aber Lord Roseberys Verwaltung des Auswärtigen Amtes hatte ihre Spuren hinterlassen, und die während der folgenden Jahre von ihm gespielte Rolle verstärkte den durchaus bedeutenden Eindruck seiner glänzenden Begabung. Man erlebte damals von Neuem den sonderbaren Scenenwechsel, welcher gegenwärtig den periodischen Uebergang der Staatsgewalt von der liberalen an die conservative Partei in England zu begleiten pflegt. Mannigfach sind die Manifestationen unseres demokratischen Zeitalters, und zu den seltsamsten gehört in England diese, daß die Conservativen, sobald sie an's Ruder gelangen, sich beeilen, die liberale Maske aufzusetzen und Maßregeln, die bisher als von Grund aus verderblich von ihnen bekämpft wurden, mit kaum geringerem Feuereifer anzuempfehlen, als nothwendig für die öffentliche Wohlfahrt. Unter den liberalen Maßregeln des neuen Ministeriums Salisbury war nun die Ausdehnung des Selbstgovernment durch Herstellung von Grafschaftsräthen (County Councils) wohl die bedeutendste. Auch die Weltstadt London mit ihren fast fünf Millionen Einwohnern wurde bei dieser Gelegenheit in eine Grafschaft verwandelt, und zum ersten Vorsitzenden des Londoner Grafschaftsraths wurde (1889) fast einstimmig Lord Rosebery erwählt. Daß er dies schwierige Amt durchaus musterhaft verwaltete, ist eine der wenigen Thatfachen, in Bezug auf welche in England sämtliche Parteien übereinstimmen. Der Grafschaftsrath selbst bestätigte sie durch die Wiederwahl seines Vorsitzenden nach einer dreijährigen Amtsführung. Aber schon bald darauf rief der Sturz des Ministeriums Salisbury, in Folge der Neuwahlen von 1892, den Präsidenten des Londoner Grafschaftsraths in's Auswärtige Amt zurück. Die nun folgende glänzende Bewährung von Lord Roseberys diplomatischer Kunst in den siamesisch-französischen und den ägyptischen Verwickelungen ist noch in frischer Erinnerung. Noch bemerkenswerther war aber die Rolle, die er in dem großen Coal Strike zu Ende des

verfloffenen Jahres spielte. Was allen andern, Monate lang fortgesetzten Bemühungen mißlungen war: — die Herstellung eines Einverständnisses zwischen den aufständischen Arbeitern und den störrischen Capitalisten, gelang der Vermittelung Lord Roseberys in wenigen Stunden. Damit hatte er in Wahrheit seinen Anspruch auf die Succession als Premierminister erwiesen, und nicht durch herkömmliche Etikette, sondern, soweit dies innerhalb eines constitutionellen Regierungssystems möglich, durch ein Plebiscit, durch volksthümliche Acclamation, folgte er seinem großen Vorgänger Gladstone am Ruder des Staates nach.

Als Nachfolger Gladstones ist Lord Rosebery eine doppelt interessante Erscheinung. Dem ernsten, strengen, fast puritanischen Wesen des älteren Staatsmanns steht er gegenüber als ganz moderner Diplomat und Weltmann, eine Art von Palmerston redivivus, von ähnlichem Sinn wie dieser für die Größe des britischen Weltreichs und den Humor des Daseins, obichon um eine volle Generation weiter fortgeschritten in seinen Ueberzeugungen von der demokratischen Entwicklung des Nationallebens. Seinem politisch-socialen Glaubensbekenntniß gab er vor Kurzem erneuten Ausdruck in der großartigen Rede, die er am 22. März 1894 in St. James-Hall in London an seine Collegen vom Londoner Grasschaftsrath richtete, und aus der ich nicht umhin kann, hier den Schluß mitzutheilen. „Ich glaube,“ sagte Lord Rosebery, „daß unser Volk endlich zum Bewußtsein seiner Verbindlichkeiten und seiner Pflichten gegen alle Gesellschaftsklassen zu erwachen beginnt. Und ich glaube, daß man jetzt allgemein geneigt wird, zu denken, daß die Politik kein bloßes Spiel ist, in welchem die Bauern zu oft den Springern und Thürmen geopfert werden, sondern ein lebendiges und veredelndes Bemühen, die Grundsätze der höchsten Moral im praktischen Leben zu verwirklichen. Ich glaube, daß man die Regierungen immer mehr nach diesem Prüfstein beurtheilen wird. Ich glaube, daß die Ueberzeugung sich verbreitet, daß eine Regierung nur in diesem Sinne thätig sein sollte. Große Reden halten und aus großen Abstimmungen siegreich hervorgehen, mit Ansehen in der Welt auftreten, Eure Flotten alle Meere befahren, Eure Fahne an allen Küsten flattern sehen, ist ganz in der Ordnung. Aber es ist nicht Alles, bei Weitem nicht Alles. Ich bin gewiß, daß es bei uns eine Partei giebt, die noch keinen Namen hat, die außer Zusammenhang steht mit irgend einer vorhandenen politischen Organisation, eine Partei, die sich versucht fühlt, zu sagen: ‚Die Pest auf Eure beiden Parlaments-Häuser, die Pest auf alle Eure Parteien, die Pest auf alle Eure endlosen Discussionen, die so wenig Frucht tragen! Hört auf mit diesen endlosen Reden und kommt her und thut Etwas für das Volk!‘ — Diese Sinnesweise erfüllt, glaube ich, eine große Menge unserer Handwerker, eine große Menge unserer arbeitenden Geistlichkeit und eine große Menge Derjenigen, welche für die Armen und mit den Armen arbeiten und die ich, aus Mangel an einem besseren Wort, durch den Zwitterausdruck Philanthropen bezeichnen muß. Und man wird finden, daß,

wenn das Parlament nichts Wirkames zu thun vermag, diese Sinnesweise sich höher und weiter in der Gesellschaft ausbreiten wird; und ich meinerseits gebe die Hoffnung nicht auf, eines Tages einen Minister zu sehen, der von Zeit zu Zeit von der Plattform der Partei herabsteigt und geradezuwegs zu den Herzen seiner Landsleute redet, redet wie Sir Robert Peel zu ihnen redete, als er gestürzt wurde, weil er dem Volke billiges Brot gegeben hatte. Wäre ein solcher Minister heute hier, er würde Euch, glaube ich, auffordern, nicht sein Cabinet zu retten, sondern eine große Anstrengung zu machen zu Eurer eigenen Rettung, durch 'edles, directes, wirkames Handeln Euch selbst zu retten von den Gefahren, welche eine große Bevölkerung bedrohen, den Gefahren der Gewaltthat, den Gefahren des Verbrechens und der größten Gefahr von allen, der Gefahr der Unwissenheit. Wir fordern Euch nicht auf, eine Klasse oder ein Individuum zu berauben, aber wir sagen, daß, wenn nicht wirksame Mittel ergriffen werden zur Organisation dieser ungeheuren, dieser unberechenbaren Bevölkerung, die, halb bemerkt, halb ignorirt, um uns her aufwächst, England in einer Gefahr schwebt, wie kein Krieg sie ihm verursacht hat, einer Gefahr, von der unsere Regierung es erretten möchte."

Ein Kühnes, staatsmännisch großartiges Glaubensbekenntniß! Aber so offenkundig die Hauptzüge von Lord Roseberns öffentlicher Laufbahn daliegen, so wenig erschöpfen sie die Anmicht seines Wesens. Hinter dem jugendlichen Aeußeren, das ihn, den jüngsten englischen Premierminister seit Pitt, noch immer kennzeichnet, birgt sich eine Festigkeit und Tiefe des Charakters, die allen Beobachtern zu denken giebt. Neulich bei dem Meeting im foreign Office, wo Hunderte von scharfsehenden Augen auf ihn gerichtet waren, fiel es auf, wie, während die beweglichen Züge, die rastlose Nervosität des neben ihm sitzenden Führers des Unterhauses jeden vorübergehenden Stimmungsausdruck seiner Umgebung zu reflectiren schienen, Lord Roseberns Gesicht nicht durch die leiseste Andeutung verrieth, was ihn im Innern bewegte. Kälte oder doch Mühe, so meinen Manche, sei ein hervorragender Charakterzug seiner Natur, und der unbeweglich durchdringende, ruhige Blick seiner blauen Augen scheint diese Anmicht zu bestätigen. Selbst bei großen öffentlichen Empfangsfeierlichkeiten, mitten in dem Lächeln des Willkommens, den heiteren lebenswürdigen Worten, womit er den Strom seiner Gäste begrüßt, befremdet Manche der sich immer gleich bleibende, feste, fast melancholische Blick jener Augen, die anscheinend theilnahmlos auf der umgebenden glänzenden Scene verweilen. Wer jedoch seine Laufbahn überblickt, seine Reden liest, den Gründen seines außerordentlichen Einflusses nachspürt, kann kaum zweifeln, daß unter jenem kühlen Aeußern nicht bloß ein genialer Scharfblick, eine felsenfeste Willenskraft, sondern auch eine ungewöhnliche Tiefe des Gefühls verborgen liegt. Der Trauer über den Tod seiner Frau gab er einen rührenden Ausdruck in einer seiner Biographie Pitts vorangesehenen Widmung. Die Wenigen, die seine Freundschaft gewonnen haben, sind durch die wärmsten

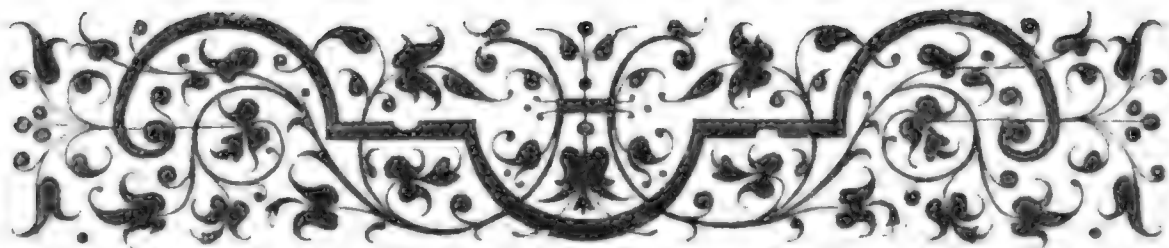
Bande der Neigung an ihn gefesselt, und, was wohl am bezeichnendsten, die Masse des englischen Volks schenkt ihm ein, man möchte fast sagen, gläubiges Vertrauen, als dem Repräsentanten seiner Rechte und seiner Hoffnungen für die Zukunft.

Lord Roseberys Arbeitskraft ist erstaunlich, um so mehr, als die glückliche Naturgabe eines tiefen Schlafes nach angestrenzter Arbeit, deren der jugendliche Greis Gladstone sich noch immer erfreut, ihm verjagt ist. Oft, so wird berichtet, treibt am späten Ende eines schweren Arbeitstages das ungestillte Verlangen nach Ruhe den edeln Lord zur nächtlichen Wanderung in's Freie, oder womöglich verläßt er London, um die Erholung, welche die lärmende, rastlose Hauptstadt ihm verweigert, zu finden in der Stille seiner Landstube in Epsom und Mentmore. Er ist ein eifriger Leser und Freund litterarischer Studien, ja, man sagt, der Verfasser zahlreicher Gedichte, die es interessant sein würde eines Tages veröffentlicht zu sehen.

Als Redner wetteifert Lord Rosebery mit seinen größten Zeitgenossen. Anscheinend mühelos beherrscht er massenhafte Volksversammlungen, in denen Tausende aufgeregter Parteimänner sich drängen, und ebenso ist er in dem apathischen Hause der Lords einer der Wenigen, die mit offenbarem Interesse und Beifall gehört werden. Seine Neigung für die Freuden der Rennbahn dauert noch jetzt fort. Und merkwürdig genug erfüllte sich, fast unmittelbar nachdem er Premierminister geworden, auch der zweite Theil seines oben erwähnten jugendlichen Programms, indem er bei dem diesjährigen Derby-Rennen mit dem Pferde Ladas den Sieg davontrug.

In Bezug auf die Aussichten des Ministeriums Rosebery wage ich keine Prophezeiungen. Unzweifelhaft ist, daß Lord Rosebery, trotz einer kleinlich factiösen Agitation gegen ihn als Peer und trotz des Gefräßes mancher Unglücksvögel, die ihm gestellte schwierige Aufgabe, nach der Abdankung Gladstones die liberale Partei, einer starken und rücksichtslosen Opposition gegenüber, zusammen zu halten, bisher mit seltenem Geschicke gelöst hat und daß er durch das Gewicht seines Ansehens einer Politik zum Siege zu verhelfen strebt, welche sich der Sympathie der Mehrheit des englischen Volkes erfreut.





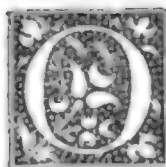
Das Buch Hiob.

Von

Georg Brandes.*)

— Kopenhagen. —

I.



Öffne die Odyssee und lies am Schlusse des ersten Gesanges diese Zeilen:

„Und er öffnete jetzt die Thüre des schönen Gemaches,
Setzte sich auf sein Lager und zog das weiche Gewand ab,
Warf es dann in die Hände der wohlbedächtigen Alten,
Diese fügte den Rock geschickt in Falten und hängt' ihn
An den hölzernen Nagel zur Seite des zierlichen Bettes,
Ging aus der Kammer und zog mit dem silbernen Ringe die Thüre
Hinter sich an und schob den Riegel vor mit dem Rahmen.
Also lag er die Nacht, mit feiner Wolle bedeckt,
Und umbachte die Reise, die ihm Athene gerathen.

In diesen Zeilen liegt griechischer Geist, echter und ursprünglicher griechischer Geist. Es ist eine ganz schlichte Scene aus Griechenlands großem Heldengedicht. Welche Genauigkeit in der Wiedergabe der täglichen Lebensvorgänge, welches Interesse für dieselben! Und welche Freude am Beschreiben jedes einzelnen kleinen sinnlichen Dinges! Telemach öffnet selbst die Thür, setzt sich auf sein Lager, nimmt seinen Chiton ab und reicht ihn der Amme. Sie glättet und legt ihn zusammen, hängt ihn an den Riegel, geht, zieht mit dem silbernen Griffe die Thüre hinter sich zu und schiebt den Riegel vor.

Es ist der Abend nach einer großen, entscheidenden Scene, Telemachs letzte Nacht in der Heimat. Er hat zum ersten Male mit Kühnheit zu den

*) Autorisirte Uebersetzung von A. Neustädter.

Freiern gesprochen und reißt nun ab. Gleichwohl legt der Dichter die größte Theilnahme für jede unbedeutende Einzelheit an den Tag. Alles wird unter gleichem Gesichtspunkte gesehen, das Größere und das Kleinere, das Wichtige und das Unwichtige. Oder richtiger: Keine Einzelheit erscheint unwichtig. Und Alles ist um seiner selbst willen erwähnt, Nichts ist bildlich oder symbolisch.

Es ist unmöglich, sich eine größere Klarheit in der Beschreibung vorzustellen. Wie in den griechischen Reliefs jede einzelne Gestalt so dargestellt wird, daß der Schatten der einen nicht auf die andere fällt, so ist auch diese Klarheit ohne Schatten.

In der ganzen Bibel findet man nicht acht solcher Zeilen. In der alten hebräischen Litteratur wird nie genau, ja in der Regel unklar geschildert. Man sehe die Schilderung eines Phänomens, das solch' einen tiefen Eindruck gemacht hat, wie die zwei Säulen des salomonischen Tempels, Jakin und Boas. Man kann sich unmöglich ein Bild davon machen. Die Hauptstelle (I. Könige 7, 15) lautet: „18 Ellen war die eine Säule hoch, und ein Band von 12 Ellen umgab die andere Säule.“ In derselben Stelle ist der Säulentruuf 5 Ellen hoch; in II. Könige 25, 17 ist er 3 Ellen hoch, in der II. Chronik 3, 15 sind die Säulen 35 Ellen hoch.

Aber man nehme selbst zum Vergleiche eine wohlgelungene Schilderung des Alten Testaments, z. B. die der Bergwerksarbeit im Buche Hiob, wo der Verfasser wahrscheinlich die Arbeiten schildert, die er auf dem Berge Sinai gesehen hat:

„Dort sind Gänge, wo man das Silber auszieht,
Und Gänge, wo das Gold geläutert wird.

Eisen bringt man aus der Erde,
Und das geschmolzene Erz wird zum Kupfer.

Der Mensch bringt der Finsterniß Grenzen zum Weichen,
Er durchsucht die Tiefe,
Die Steine, die im Todesdunkel verborgen sind.

Fern von bewohnten Orten bricht er Gräben,
Die der Lebenden Fuß nicht kennt,
Er hängt und schwebt in der Luft, fern von der Menschen Stätte.*)

Diese Erde, worauf das Brot wächst,
Ist in ihrem Innern durch Feuer zerrissen.

Ihre Klippen sind des Saphirs Lager,
Im Staube findet man Gold.

Der Vogel kennt nicht den Weg dorthin,
Das Auge des Falken sieht ihn nicht.

.

*) Die Bergwerksarbeiter wurden in Körben oder mit Gestellen in die Steinbrunnen hinabgelassen, damit sie sich in die Bergwände einarbeiten konnten.

Der Mensch legt Hand an die Felsen
Und gräbt den Berg vom Grund aus um.

Bricht Gänge in die Klippen,
Damit sein Auge alle Schätze sieht.

Hemmt den Strom des Wassers
Und bringt das Verborgene an das Licht.

Aber die Weisheit? Woher wird sie geholt?
Und wo ist die Heimat der Erkenntniß?

Der Mensch kennt nicht ihr Reich,
Man trifft sie nicht in der Lebenden Land.

Der Abgrund spricht: Mein Schooß birgt sie nicht.
Und das Meer spricht: Sie ist nicht in mir.

Man wägt sie nicht mit Gold auf,
Silber ist nicht ihr Kaufpreis.

Man erhält sie nicht für Ophirs Gold,
Für kostbaren Onix oder Saphire."

Die Bergwerksarbeit wird hier nicht um ihrer selbst willen beschrieben. Kein selbstständiges Interesse wird für sie gehegt. Die ganze Schilderung, wie Metalle und Edelsteine aus dem Berge geholt werden, ist nur dazu da, um zu dem geistigen Gegenstab zu gelangen. Aber die Weisheit, woher wird sie geholt? Der Stil ist feierlich und bewegt sich in dem strengen Parallelismus des hebräischen Versmaßes vorwärts. Schon dies wirkt auf die Schilderung ein. Darin liegt ein Drama, sich imponiren zu lassen und zu imponiren. Der Verfasser sucht das Außerordentliche, das Geheimnißvolle und Bedeutsame:

Der Mensch . . . durchsucht . . .
Die Steine, die im Todessdunkel verbergen sind.

Es liegt ein Eindruck von Grauen und Exaltation in der Schilderung. Der Arbeiter weilt fern von den Lebenden, schwebt in der Luft, weit von der Menschen Heimat. Der Raubvogel kennt nicht den Weg zu dem Minengang. Der Verfasser bringt sich in Erregung durch starke Ausdrücke:

Der Mensch legt Hand an die Felsen
Und gräbt den Berg vom Grund aus um.

Das Ungefähre und das Uebertriebene verlekt hier nicht, nein — es entspricht, wie in Griechenland, genau der Sprache. Das Großartige gefällt weit besser, als das Einfache. — Die Phantasia verweilt bei dem Ungeheuerlichen, sieht etwas Göttliches darin; in Griechenland erblickt man das Göttliche in dem sicher Begrenzten. Gefasel, das Unbegrenzte, ist der denkbar ungriechischste, Phlegma der denkbar unisraelitischste Begriff.

Das ist Hellas und Israel, denen Europa seine Cultur verdankt.

Die Griechen bewohnten ein Gebirgsland mit stark gesonderten Thälern, wie man sie in der Schweiz findet, nur daß die Berge nicht hoch waren, sondern fruchtbar, die Landschaft lieblich, nicht rauh. Und ringsum lag das Meer, und überall schnitt das Meer hinein, ein Meer mit reizenden Farben und friedlich längs der Küsten und in den zahlreichen Häfen.

Griechenland war ein Küstenland, und seine Männer waren Seemänner mit der Seemänner Eigenthümlichkeit.

Die Griechen waren früher ein Volk von Matrosen, Seeräubern, Kaufleuten und Colonisten, von Natur bereit zum Reden und Andere reden zu hören, ein Volk von Erzählern, und also in ihren Besseren ein Volk von Rednern und Dichtern, in ihrem minderwerthigen ein Haufen von Prahlern und Lügnern. Ein und das Andere in der Odyssee ist idealistische Schifferlüge.

Die Kinder Israels waren ursprünglich Nomaden. Hebräer (Ibrier) bedeutet die Umwandernden. Die Landschaften, die sie zuerst vor Augen hatten, waren wahrscheinlich die wilden Berggegenden und Wüsten des steinigen Arabiens. Die Berge haben sie mit Grauen und Ehrfurcht erfüllt. Die Gegend am Sinai ist wilder und rauher, als die am Olymp. Der Olymp wurde heilig, Sinai gefürchtet. Jeder Berg hatte seinen Gott. Der Bergcultus ist bei den semitischen Stämmen eine der ältesten Religionsformen. Thabor, Hauran, Hermon, Libanon, sie Alle hatten ihren Gott, genannt Baal-Hermon, Baal-Libanon, Baal-Hauran u. s. w. Sinai hatte seinen Gott, eine Art Donner- und Blizgott. Von des Berges Gipfel schienen ja die fürchterlichen Unwetter jener Gegend auszugehen. Arasel, die dunkle Wolke, war sein Schleier. Er zerriß ihn und offenbarte sich im Bliz. Er war ein Flammengott. Wer ihn sah, der starb.

Später, als Moses, der Sage nach, zu den Midianiten kommt, besucht er Horeb, Gottes Berg, und sieht dort den brennenden Dornbusch, der aufflammt, ohne verbrannt zu werden. Hier sucht Gott den Aufsteigenden zu tödten. So greift Jehova in der Herberge Moses an, um ihn zu tödten. Seine Frau Sippora rettet nach der augenscheinlich uralten Sage sein Leben, indem sie eine Opferthat an seinem Sohne vornimmt und dem Herrn ein Stück blutige Haut hinwirft. So läßt Gott Moses fahren.

Des Berggottes Antlitz ist wie das einer Medusa, es versteinert vor Grauen. Als Moses auf dem Horeb Gottes Herrlichkeit zu sehen wünscht, da saßt Gott ihn, stellt ihn in eine Spalte des Felsens und verdeckt ihn im Vorbeischieben mit seiner breiten Hand. Wie er sie zurückzieht, sieht Moses ihn von hinten; hätte er ihn von vorn geschaut, wäre er gestorben. Elias sah später unter ähnlichen Umständen Gott auf Horeb. Als die 70 Aeltesten Israels den Sinai besteigen und der Gottheit Stätte sehen, haben sie den Eindruck des blendenden azurblauen Himmels. „Unter seinen Füßen war es wie ein schöner Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist.“ (2. Moj. 24.)

Die Israeliten hatten Naturmythen, wie alle anderen Völkerstämme, Sonnen- Regen- und Culturmythen, wenn auch in geringerem Umfange. Für den Nomaden ist die Sonne die feindliche Macht, die Wolke die freundliche. Er wandert mit seinen Heerden von Weide zu Weide und lebt von dem Regen, der das Gras sprossen läßt. Bei Tage muß er ruhen. Seine Karawanen wandern, wie heutigen Tages die der Araber, bei Nachtzeit. Der gestirnte Himmel ist sein Freund, die gute Macht. Die flammende Sonne wird der grausame Herr, Moloch, Melek.

Es ist gelungen, eine hebräische Mythologie zusammenzustellen, von der man im Buche Hiob nicht geringe Spuren findet. Götzen, Hausgötter, die in den Zelten gehalten und auf dem Rücken der Kameele weiter geführt wurden, waren zahlreich. Später wurden Bilder von Jehova aus Silber und Gold ausgeführt. Jesaias ist voller Angriffe gegen solchen Göbendienst. Die Semiten trieben ohne Ausnahme von Anfang an Vielgötterei; wie schon der älteste Gottesname der Israeliten, Elohim, in seiner Mehrzahlform beweist. Aber in ihren Stämmen, wie überhaupt in Blut und Geist der Semiten, lag ein Hang zur Verehrung eines Gottes.

Nach und nach nahmen diese Nomaden festen Wohnsitz, verwandelten sich in Ackerbauer und gründeten Städte.

Sie nahmen ihren Sitz im Lande Kanaan, das sie von den Urwohnern eroberten. Der Ausdruck: ein Land, wo Milch und Honig fließt, entstammt der morgenländischen Phantasie.

Nüchtern ist das Wort Moses' im 5. Moj. 10:

Dem das Land, da du hinkommst, es einzunehmen, ist nicht wie Aegyptenland, davon ihr ausgezogen seid, da du deinen Samen säen und selbst tränken mustest, wie einen Kohlgarten; sondern es ist ein Land mit Bergen und Thälern, die der Regen des Himmels tränken muß.

Und im 5. Moj. 8, 7 heißt es:

Ein schönes Land mit Bächen und Quellen und Strömen, die aus den Bergen in's Thal fließen. Ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigenbäumen und Granatäpfeln, ein Land mit Olivenöl und Honig. Ein Land, wo du dein Brot nicht in Armuth verzehren wirst, wo du Nichts entbehren sollst. Ein Land, das Eisenerz hat, und aus dessen Bergen du Kupfer hauen sollst. —

Es giebt aber zwischen den zwei großen Culturvölkern der Erde, den griechischen Schiffern und den israelitischen Nomaden und Ackerbauern, trotz des Grundunterschiedes, auch viele Gleichheitspunkte. Das Leben in Hellas hat zahlreiche Herdstätten; das, was wir Griechenland nennen, besteht aus einer Menge kleiner selbstständiger Staaten. Man findet lange kein anderes Band zwischen ihnen als das, was die homerische Dichtung abgiebt. Homer hat dieses Volk zusammen gesungen, und die olympischen Spiele haben es zusammen gehalten.

Ebenso stehen die vielen israelitischen Horden und Stämme während Jahrhunderte unabhängig von einander, feindlich gegen einander. Es sind Israels Propheten, es sind Männer wie Jesaias und wie der anonyme, große Prophet der babylonischen Verbannung, die aus den Stämmen ein Volk bilden.

Und wie der Grieche den Barbaren tief verachtet, der nicht freier Bürger ist und nicht griechisch spricht, so sieht auch der Israelit tief auf die Volksstämme (Heiden) herab, die nicht Jehova zum Gott haben und denen Jehova Nichts versprochen hat.

Das griechische Ideal ist Lust. Der homerische Grieche ist persönlich unabhängig, kühn und frei. Er denkt sich seine Götter froh. Daher der Ausdruck: Da sollst du froh wie ein Gott am Herde süßen und Wein trinken. Der Jehova der Hebräer ist nicht „froh“. Er ist gewaltig.

In der Griechen Auge ist das Beste: Friede, oder das, was Ordnung und Frieden giebt. Plato sagt: Liebe giebt dem Liebenden Frieden, dem Meere Ruhe. Aristoteles sagt: Der Gedanke ist weniger eine Bewegung als eine Last. Anders bei den Hebräern. Weder Liebe noch Gedanke geben Friede.

In der griechischen Kunst ist kein Miston. Es ist kein Zwiespalt zwischen Körper und Seele, zwischen Pflicht und Glück, keine losgelassene Leidenschaft, selten wildes Pathos.

Hinter der griechischen Tragödie liegt tiefer Einblick in des Lebens Schrecken, sie ist auf grauenvolle Mythen aufgebaut, auf verbrecherische Göttergeschlechter und Titanen in Aufruhr und Qual. Sie entspringt dem wilden losgelassenen Jubel der Dionysosfeste. Aber in diesen Tragödien herrscht künstlerisch stets Anstand und Würde, die Heldin ordnet ihr Gewand um ihre Füße, wenn sie stirbt.

Wir begegnen hier einem Ideal, das reich ist, aber nicht tief, schön, aber nicht erhaben.

Im Morgenlande ist das Ideal enger, steifer, stärker, ein Ideal von unbeugbarer Kraft, ewiger Dauer, wie Jehova im Himmel, die Pyramiden auf der Erde.

Im Morgenlande ist Alles ausdrucksvoll, voll reicher Bedeutung, die Leidenschaft geht nackt. Die Schwingungen der Seele sind die stärksten, ewiges Anrufen, hohes Pathos, verzweifelte Klage, heftige Lebensfreude.

In der griechischen Landschaft waren alle Proportionen klein, Alles temperirt, alle sinnlichen Wahrnehmungen deutlich, alle Umrisse in Klarheit gebadet. Demzufolge ein wahrer Abscheu vor dem Zusammengefügten, Uebertriebenen, Formlosen und Unbegrenzten. Deshalb eine Kunst, deren Wesen die richtigen Proportionen und Dimensionen zeigt, seine Verhältnisse und vollendetes Maßhalten.

In der Landschaft, die das semitische Volk vor Augen hatte, sind die Hauptfactoren die Klippen und die Wüste. In der Fläche und in der Höhe

ein Ausdruck von Größe. Man sehe z. B. das Bild des prachtvollen, einsam und wild gelegenen Thabor mit seinen stumpfen Kegeln. Die Natur ist wild, und das Land, welches das israelitische Volk sich erkämpft hat, ist fruchtbar. Die Volkspheantasie machte das Wilde wilder und das Fruchtbare fruchtbarer. Die Natur war unruhig; man war häufigen Erdbeben ausgelezt, und die Naturverhältnisse waren unicher; Heuschreckenschwärme fanden sich in Heerschaaren ein und verwüsteten Alles.

Was von Poesie hier erzeugt wird, ist daher meist großartig und streng, doch die Dichtung bringt auch den Beweis, daß man in brennender Erotik gelebt und zur Frühlingszeit in Naturfreuden geschwelgt hat. Aber Alles ist concret aufgefaßt, das Ganze mit einem Schlage und in einer Sprache ausgedrückt, deren Töne mit ihren Kehllauten hart und klangvoll sind.

Der Grieche löst Alles in Einzelheiten auf, analysirt, geht logisch vor, schafft deshalb das Raisonement, die oratorische und philosophische Entwicklung von Glied zu Glied.

Der Israelit hat keine Analyse und keine Logik, er räsonnirt nicht, er hat Erscheinungen; er schließt nicht, er erblickt und ruft aus; sein Verfahren ist nicht Logik, sondern Intuition.

Der Grieche erzählt Anekdoten und spinnt redselig seinen Stoff aus. Bei dem Juden ist Alles Ausdruck, Leidenschaft, Wiederholung, wie Knappheit. Er vermag den Stoff nicht zu entwickeln, hat keinen Begriff von Composition. Er bewegt sich im Sprunge vorwärts, beginnt von vorne, wendet sich zu längst Berührtem zurück, ist unklar und verlangt keine Klarheit. Für die lichtvolle Philosophie des Griechen, für sein Aufzählen der Ursachen und Wirkungen hat er die kurze Sentenz; statt des Griechen nüchterner Phantasie hat er eine unberechenbare, glühende Einbildungskraft, die zwar kein Drama erzeugen kann, aber Hymnen, Gesänge, Freudenrufe, Verwünschungen, Oden, Elegien, einen elementaren Dialog und zusammengeordnete, ungeordnete Erwägungen. Sein Stil ist ohne Perioden, weil er in Fragen und nicht in Vernunftschlüssen denkt.

Dieser tiefe Grundgegensatz schließt nicht aus, daß es einen Zeitraum gab, einen späten, wo griechischer und israelitischer Geist einander berührten. Hier von findet man die erste Spur wirklicher Einwirkung in der jüdisch-alexandrinischen Litteratur, die nächste Spur unter der griechischen Herrschaft in Jerusalem in den Klagen über israelitischen Abfall, über den Zubrang zu den griechischen Gymnasien in Jerusalem (I. Makkab. 1, 15). Zum letzten Male vermischt sich griechischer und israelitischer Geist in Alexandria im Neuplatonischen, und das ägyptisch beseelte Christenthum entspringt dieser Mischung.

Die Annäherung zwischen den zwei Volksgeistern ohne besondere directe Einwirkung begegnet uns nur in einem einzigen Schriftwerke des jüdischen Alterthums, in Kohélet (Buch der Pred.). In diesem Werke, das etwa

über 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßt ist, zeigt sich eine gewisse Uebereinstimmung des israelitischen mit dem griechischen Geiste, obgleich die griechische Cultur dem Verfasser vollständig fremd ist.

II.

Wir sind unter des Königs Hiskia (Ezechias) Regierung, ungefähr 720 Jahre vor Christi Geburt. Es ist die Zeit des Jesaias und des Micha. Das Heer der Assyrer hat (721) das Reich Israel zerstört. Samaria ist erobert, die Einwohner sind in das größere (wenn auch kleine) Reich fortgeführt. Hiskia ist der Gefahr entgangen, das Reich Juda wird von der Pest befreit, die in Aegypten das assyrische Heer befällt, und die Männer des Hiskia befassen sich mit großen Litteraturarbeiten.

Wahrscheinlich ist dies der Zeitpunkt, wo die älteren und nun verlorenen Bücher Jasar und das Buch über Jehovas Kriege zerstückelt und bearbeitet wurden. Positiv wissen wir, daß damals die letzten Theile der Wortsprüche gesammelt wurden, diejenigen, die ausdrücklich benannt werden: „gesammelt von den Männern des Königs Hiskia“.

In diesen Stücken (Lammel, Agur, Leithiel) liegt eine Art fremder, weltlicher Cultur, obgleich Gott hier Jehova genannt wird. Hier ist eine Art Compromiß zwischen dem Jehovaglauben und dem gemeinsamen Weisheitsschatz der umwohnenden Völker eingegangen.

Es gab Nachbarstämme, außerhalb Palästinas wohnend, die an der gemeinsamen semitischen Lebensphilosophie theilnahmen. Solche waren die Beni-Kedem, d. h. die Söhne des Ostens, dieselben, die später Sarazenen genannt werden und die zur Zeit der Kreuzzüge unter Saladin kämpften. Sie sind es, die wir im Buche Hiob auftreten sehen.

Sie gehören zum Stamme Edom. Sie, die in Theman und um Theman herum wohnten, waren ihrer weisen Männer wegen berühmt, sie werden in vielen Stellen der Bibel erwähnt. So heißt es bei Jeremia (49, 7): Ist denn keine Weisheit mehr zu Theman? Ist denn kein Rath mehr bei den Klugen?

Die Personen, die im Buche Hiob auftreten, sind keine Juden. Der Schauplatz ist nicht in Palästina.

Daß man nicht irgend eine Hindeutung auf die sogenannte mosaische Gesetzgebung findet, bedeutet Nichts, da dieselbe ein viel späteres Product ist. Man findet auch keine in den Wortsprüchen, im Buch der Richter und in der Geschichte der ersten Könige. Aber man findet hier keine Anspielung auf den jüdischen Cultus oder auf den besonderen Glauben der Juden. Ja, Jehovas Name kommt in dem Dialoge ganz und gar nicht vor, sondern nur in dem Rahmen, der keineswegs bestimmt auf die gleiche Zeit zurückgeführt werden kann. In den versificirten Gesprächen wird Gott mit den alten Namen Elojah, El, Schaddai benannt, die angewandt wurden, ebe

der Gott Israels seinen Eigennamen Jehova erhielt, wie der Gott der Moabiten den Namen Kamos und der Gott der Philister den Namen Dagon hatte.

Aber wenn der Inhalt des Buches auch nichts besonders Israelitisches an sich trägt, so ist es doch unzweifelhaft von einem Hebräer in hebräischer Sprache geschrieben und ist mit Recht immer als ein bedeutames Denkmal der hebräischen Litteratur betrachtet worden.

Sein Verfasser, Israels größter, tragischer Dichter, muß bei dem Umsturze, der dem Reiche Israel ein Ende machte, aus seinem Vaterlande vertrieben worden und umher gewandert sein, Aegypten und Arabien gründlich gesehen, Aufenthalt und Raft bei den Beduinen gefunden und in ihren Zelten wie Einer ihresgleichen gelebt haben.

Die Frage, die im Buche Hiob behandelt wird, ist die Frage, welche die Kernfrage des Judenthums bildet: Wie geht es zu, daß unter des gerechten Gottes Herrschaft der Böse häufig vom Glück begünstigt, während der Gerechte nicht minder häufig von unverschuldetem Unglück betroffen wird?

Das ist die Grundfrage für den Israeliten. Der Kampf gegen diesen Zweifel ist die ganze innere Geschichte des Judenthums.

Während andere Stämme und andere Religionen von Anfang an die Frage umgehen, indem sie von einer persönlichen Unsterblichkeit der einzelnen Menschen träumen, sieht Israel ein, daß Belohnung und Strafe jenseits des Grabes ein leeres, unwirkliches Gut ist. Innerhalb der Grenzen des wirklichen Lebens will Israel das Gleichgewicht der höchsten Gerechtigkeit finden. Das ist Israels (ethischer) Glückseligkeits Traum.

So gestellt, war die Frage ihrem Wesen nach unlösbar, weil die Voraussetzung, von der sie ausgegangen, falsch war, nämlich, daß das Erdenleben von einer Macht gelenkt wird, die mit bestimmtem Bewußtsein eine strenge Gerechtigkeit wider jedes einzelne menschliche Individuum durchführt. Ist dies der Fall, so ist Schuld und Züchtigung ein- und dasselbe. Es heißt in Hosea: Wer Wind säet, erntet Sturm; wer Ungerechtigkeit pflügt, erntet Uebelthat. — Das war die Lösung des Problems, welche das Volksbewußtsein forderte.

Für uns Moderne ist die Frage nicht gelöst — sie ist unsere tägliche Dual — aber unsere Philosophie hat uns gegenüber dieser, wie gegenüber so vielen anderen Fragen gelehrt, daß sie unrichtig gestellt ist, und daß die wahre Weisheit darin besteht, keine Antwort zu erwarten.

Für uns ist sie weggefallen, seit wir uns gewöhnt haben, in dem Weltlauf nur eine unbewußte Vernunft zu sehen, die sich langsam zu größerem Bewußtsein und umfassenderer Macht vorwärts bewegt. Wir betrachten die Gerechtigkeit als eine Aufgabe und ein Ideal, das in ferner Zukunft vor uns liegt, nicht als eine göttliche Institution, die von Ewigkeit her bestanden hat, und dauernd scheinbare Widersprüche veranlaßt, welche zu beseitigen sind, sollen sie nicht zu Aufruhr und Gotteslästerung hinführen.

Die Propheten suchten der Schwierigkeit abzuweichen, indem sie nur eine summarische Gerechtigkeit für den Stamm oder das Volk verlangten. Geht Samaria zu Grunde, so geschieht dies, weil es nicht Jehova allein angebetet hat. Siegt Assur, so geschieht es, weil Jehova Assur als Zuchtmittel gebraucht. Wird Assur vernichtet, so geschieht es, weil Assur sich eingebildet hat, um seiner selbst willen von Jehova, den es doch nicht anbetet, gestärkt worden zu sein.

Der Verfasser des Buches Hiob hält sich an den einzelnen Menschen und ringt mit dem Problem: wie die Pflichterfüllung sich zur Weltordnung verhält, wie das, was geschieht, sich mit Gottes Fürsorge und seiner Größe vereinen läßt.

— Darauf ein Gedankenstrich, der sich nicht zu Ende führen läßt. Das Geniale im Buche Hiob ist, das es diesen Gedankenstrich in einem Stil von unvergleichlicher Größe entwickelt.

Ein reicher und vortrefflicher Mann wird von zahlreichen Unglückschlägen betroffen, in einer Art von systematischer Verfolgung, die Jehovas vorgefaßtem Beschluß beigelegt wird. Er empört sich nicht über sein eigenes Geschick, sondern verwünscht das Loos des Menschen, der lebt, ohne es zu wünschen, und der, wenn das Unglück ihn betroffen hat, in Sehnsucht nach dem Tode, als dem Erlöser, versichmachten muß.

Seine drei Freunde, welche die herrschende und bisher unbestrittene Anschauungsweise vertreten, empören sich über die vermeintliche Selbstgerechtigkeit Hiobs und suchen den Grund seines Unglückes in Uebertretungen und Versehen, die er bewußt oder unbewußt begangen hat. Hiob antwortet Jedem einzeln, weist ihren Argwohn zurück, setzt seine Klagen über das Elend des Erdenlebens fort, seine Auslehnung gegen Gottes Barmherzigkeit, behauptet, daß Gottes Strenge in gleichem Grade den Unschuldigen, wie den Schuldigen treffe, und beklagt sich, daß Gott ihn so schwer strafe, ohne ihn den Grund ahnen zu lassen.

Die Freunde nennen ihn dieser kühnen Ausdrücke wegen gottlos.

Da offenbart sich Jehova in einem Ungewitter, tadelt Hiob, weil er sich in seiner menschlichen Ohnmacht und seinem unzulänglichen Fassungsvermögen zu einer Art Angeber des Herrn aller Weisen aufgeworfen hat, verweist auch den Freunden die unverständige Rede und bezwingt in mächtiger Ueberlegenheit den Hochmuth und die Schwachheit des Menschen. Nun giebt Gott dem gedemüthigten Hiob all' das Verlorene zweifach wieder, statt der 7 Söhne 14, statt der 3000 Kamele 6000. Und Hiob lebt noch 140 Jahre und stirbt zuletzt des Lebens satt. — Mit anderen Worten: Wenn Jehova seine treuen Diener leiden läßt, so geschieht es, weil er sie erprobt, und sie empfangen Erjas und Vergütung hier auf Erden. Sie sterben ganz gewiß, aber der Tod ist nur, wenn er zu früh kommt, ein Uebel.

Erit mehr als ein halbes Jahrhundert später, ein Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, als Israel von zahlreichen und fürchterlichen Martern

gepeinigt wurde, giebt es diese eigenthümliche Anschauungsweise auf und klammert sich an die Lehre von der Auferstehung des Leibes und vom tausendjährigen Reich. Tausend Jahre glücklichen Lebens in einem Jerusalem, das die Hauptstadt der Welt geworden ist, ist die höchste Belohnung, die Israel sich für einen Mützeugen vorstellen kann. Zum Glauben an die eigentliche Unsterblichkeit hat sich das alte Israel nie aufgeschwungen. Sie würde nach seiner Vorstellung den tiefen, grenzenlosen Unterschied zwischen Gott und Menschen ausgelöscht haben.

Obgleich das Buch Hiob sich ohne den Prolog und Epilog, den man jetzt findet, nicht verstehen läßt, ist es ungewiß, ob der Prolog und der Epilog von der gleichen Hand stammen, wie die Gespräche. Selbst davon abgesehen, daß der Name Gottes im Prologarahmen verschieden ist, steht letzterer außerdem in auffallend schlechter Uebereinstimmung mit der versificirten Dichtung. Der Dialog läßt sich geradezu niemals auf die Verhältnisse ein, die der Prologarahmen mittheilt.

Ein Hauptpunkt in der Geschichte des Hiob ist seine Krankheit. Aber von Hiob und seinen Freunden wird nur selten darauf hingedeutet, und man findet kaum irgend eine Anspielung auf ihre besondere Natur. Im Epilog ist sie dann vollständig vergessen; Hiob sollte ja genesen; aber nun ist gar nicht mehr die Rede von irgend einer Krankheit.

Ein zweiter Hauptpunkt des Rahmens ist Hiobs Verlust seiner Kinder. Aber weder die Freunde, noch er selbst scheinen von diesem Verluste zu wissen (5, 25. 14, 21. 19, 17): Eliphaz sagt zu Hiob: Lehne Dich nicht gegen Gottes Züchtigung auf, und Du wirst sehen, daß Deine Nachkommen sich vermehren. — Hiob klagt darüber, wie Gott den Menschen vernichtet und plagt. Seine Kinder kommen zu Ehren, und er weiß es nicht. — Ja, weiterhin spricht er sogar nicht allgemein, sondern persönlich über Kinder: Mein Athem ist meinem Weibe zuwider, und meine Kinder haben Abscheu vor mir.

Es ist überhaupt nicht leicht, sich eine Vorstellung von der Lage des Hiob nach seinem Unglück zu bilden. Im Capitel 16, 8 wird erzählt, daß er von Feinden verfolgt ist, darauf findet man aber sonst gar keine Hindeutung:

Mein Feind stiert mich an, lacht über mich, schlägt mich schändlich auf meine Backen, ja die Feinde sammeln sich in Massen gegen mich. Gott hat mich den Ungerechten übergeben und in der Gottlosen Hände kommen lassen. — Die Ausdrücke sind hier zu stark, um den tadelnden Freunden gelten zu können.

Weiterhin wird wieder gesprochen, als ob Hiob noch reich sei: „Entferne die Ungerechtigkeit aus deinen Zelten, wirf dein Silber auf die Erde und das Gold Ophirs zwischen die Steine des Baches. Laß' den Allmächtigen dein Schatz sein —“ eine seltsame Ermahnung, die Eliphaz dem armen Hiob giebt.

Es sind auch noch andere Selbstwidersprüche vorhanden. Während im Allgemeinen vorausgesetzt wird, daß Hiob und seine Familie in Zelten wohnen,

wie die Araber des Ostens, fallen hier häufig Aeußerungen, die darauf hindeuten, daß sie in einer Stadt in Häusern sich aufhielten.

Es scheint, als habe der Dichter inzwischen den Zustand vergessen, in den er seine Personen versetzt hat, und jenen vor Augen gehabt, der zu seiner Zeit allgemein war.

Soviel ist sicher, daß die sieben Capitel, in denen Hiob's vierter Freund, Elibu redend eingeführt wird, unechte sind, viel später eingeschaltete von einem Verfasser, den die kühne Sprache des Buches erschreckt hat. Diese Elibu-Einlage ist schwach, enthält nur Wiederholungen oder abstracte Erwägungen. Elibu ist außerdem im Prolog nicht erwähnt, und nachdem er gesprochen hat, richtet Jehova das Wort nicht an ihn, sondern an Hiob, was die Einschaltung deutlich verräth.

Sei es, daß die Widersprüche, die man findet, durch den Schaden verschuldet sind, den das Werk inzwischen im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, oder daß der Rahmen wirklich einen anderen Verfasser hat, als das Werk selbst, so zeigt sich seine Genialität doch darin, daß der Epilog gerade nur als Schluß und Nachschrift steht, jedoch keineswegs die Geister kennt, die der Dichter heraufbeschworen hat, und keineswegs die Gedanken und Zweifel zum Verstummen bringt, die in der Dichtung frei ausgesprochen sind. Das Buch Hiob bezeichnet einen Höhepunkt der Gedankenfreiheit in dem alten Israel.

III.

Der Dichter steht gegenüber jener Grundfrage: Wo und wie herrscht die Gerechtigkeit? Hiob verneint, daß dieselbe in dem Stamme und in der Familie befriedigt wird. Der böse Mann stirbt im Wohlleben und merkt Nichts von der möglichen Geringschätzung, die seinen Sohn trifft. Und Hiob verzweifelt über das Elend der Menschen, über die Gleichgiltigkeit des Himmels, über die grausame, unbestrafte Ungerechtigkeit der Bösen, über das klägliche Mißgeschick der Armen und über Gottes Unerforschlichkeit, wenn er am heikelsten gesucht wird. Am Schluß des Buches findet man die übliche und kindliche Harmonie; aber in der Mitte des Werkes werden Fragen gestellt und Klagen mit einer Leidenschaft ausgedrückt, deren Flamme der Schluß nicht verlöscht. Und daß das Buch nicht ohne Weiteres lehrt, sondern erörtert und zweifelt, ist mit ein Zeugniß seines hohen Alters. Als das alte Israel aufgehört hatte, als selbständige Nation zu existiren, und vom Judenthume losgelöst war, das heißt von der Secte, die das von den Assyrcrn und Chaldäern vernichtete Volk überlebte, konnte ein Werk von dieser Geistesfreiheit nicht mehr entstehen. Dazu erhob man sich erst wieder, als in den letzten Jahrhunderten Israels sich im Kohelet ein halb blasirter, halb epikuräischer Aufbruchgeist regte, gleichzeitig gegen die herrschende Ungerechtigkeit wie gegen die religiöse Asteise.

Das Buch Hiob bezieht sich wahrscheinlich auf einen Zustand, der nicht weit entfernt von der alten patriarchalischen Zeit des Nomadenzustands liegt, wo der Besitzer von großen Heerden, der reiche und glückliche Mann derjenige war, der sich durch Seelenadel auszeichnete. Sobald die Civilisation in die Stämme eindrang, hörte nothwendigerweise diese Harmonie auf, manch reicher Mann war ein Räuber und Verbrecher. Früher gab es keine eigentlichen Armen. Höchstens unter den Umherstreifern aus fremden Stämmen, die von der geordneten Bevölkerung gering geschätzt wurden, und die Hiob als Leute bezeichnet, „deren Vätern ich den Platz unter meinen Schafhunden verweigert hätte, die mit Geschrei, wie Diebe, aus der Menschen Mitte ausgestoßen sind, die die Wüste benagen und die alten Stätten der Einöde und der Wildniß“. Nun sah man überall Arme, und bisweilen trat dieser übermächtige Umschlag in Verhältnissen und Schicksalen ein, von denen die Geschichte Hiobs eine Uebertreibung und Systematisirung darstellt. Damals war es, daß Mann für Mann auf jede Weise die Schwierigkeit zu lösen versuchte.

Hiob klagt, daß ihm das Leben geschenkt wurde, und daß Gott, der durch seine Unschuld nicht gerührt wird, den Verbrecher herrschen und falsche Richter urtheilen läßt:

Ja, ich bin unschuldig. Wenig fehr mich das Leben,
Ich begehre keines Lebens mehr.

Alles nuzt gleich wenig. Darum hab' ich gesagt:
Er läßt Beide sterben, den Gerechten und den Gottlosen.

O, daß er mich wenigstens mit einem Schlage niedertwerfe!
Aber er spottet der Qualen der Unschuldigen.

Das Land hat er in die Hände der Gottlosen gegeben,
Er verhüllt das Antlig der Richter. —
Ist er es nicht, wer sollte es anders sein?

In bilderreichen Worten hat er schon früher über seine hartherzigen Freunde geklagt:

Meine Brüder sind treulos wie ein Bach gewesen,
Wie ein Bach, der bald schwillt und bald schwindet,

Der Eisstücke vorwärts rollt
Und steigt, wenn der Schnee ihn anfüllt.

Zur Zeit der Trockenheit versiegt er,
Bei der ersten Hitze verschwindet er vom Ort.

Um feinetwillen müssen Karawanen vom Wege abbiegen,
In die Wüstenöde ziehen und dort zu Grunde gehen.

Die Karawanen von Themar zählten auf ihn,
Die Reisenden von Saba hatten auf ihn gehofft.

Sie wurden beschämt durch ihr Vertrauen,
Als sie sich näherten, standen sie verwirrt.

So habt ihr mich getäuscht,
Beim Anblick meines Unglücks seid ihr geflohen.

Und mit stets neuen Wendungen variirt Hiob dieselbe Klage über Gottes Strenge als eines Strafrichters, der keine Gründe angiebt:

Sag' mir die Anzahl meiner Verbrechen,
Lehr' mich mein Unglück erkennen.

Warum verbirgst du dein Antlitz,
Warum behandelst du mich als Feind?

Willst du ein fliegendes Blatt erschrecken,
Willst du einen dürren Halm verfolgen?
.....

Ich werde wie ein morscher Baum verzehrt,
Wie ein Kleid, das die Motten zerfressen.

Der Mensch, vom Weibe geboren,
Lebt kurze Zeit und ist voll Unruh',

Geh' auf wie eine Blume und fällt ab,
Fliehet wie ein Schatten und währet nicht.

Und solch' ein Wesen bewachest du,
Und zwingst es zum Nichtigange gegen dich!

Zu diesem Bilde kehrt Hiob immer wieder zurück: ein Verfahren, das im Voraus verloren ist. So weiterhin in der Dichtung:

Merk', es ist Gott, der mir Unrecht thut
Und mich mit einem Strick umfängt.

Ich wehre mich gegen Gewalt — Niemand antwortet,
Ich rufe — Niemand zeigt mir Gerechtigkeit.

Er hat meinen Weg mit einer unübersteigbaren Hecke umgeben,
Er hat Finsterniß über alle meine Pfade gebreitet.

Er hat mich meiner Ehren beraubt,
Den Kranz von meiner Stirn gerissen.

In anderer Stelle richtet Hiob den Blick nach außen, und dann gelten seine Klagen hauptsächlich dem Glücke der Bösen, der Angst und der Ehrfurcht, die sie verbreiten, und dem Ansehen, dessen sie sich bis zum Grabesrande, ja über den Tod hinaus erfreuen:

Warum leben die Gottlosen?
Werden alt und wachsen an Kraft?

Ihr Geschlecht gedeiht um sie her,
Ihre Nachkommen sind mannigfach bei ihnen.

Ihr Haus hat Frieden vor der Furcht,
Gottes Ruthe trifft sie nicht.
.....

Wer wirft dem Bösen sein Verfahren vor?
Wem giebt er Entgelt für das, was er gethan?

Man trägt ihn mit Ehren zu Grabe,
Und man hält Wache an seiner Grabstätte.

Wiederum wendet sich die Vorstellung zu Gott, als dem unächtbaren Richter zurück, und Hiob klagt bitter, daß der Herr als Richter unerforschlich, unfindbar ist:

O, daß ich wüßte, wo ich ihn fände!
Wenn ich zu seinem Throne gelangen könnte!

Ich wollte meine Sache vor ihm führen,
Ich würde meinen Mund mit Beweisgründen füllen.

Ich würde erfahren, welche Gründe er mir entgegenstellen kann,
Ich würde sehen, was er mir antworten kann.

Würde er mit aller Macht mich bekämpfen?
Nein, er würde mir sein Ohr leihen!

So würde er sehen, daß ein Unschuldiger seine Sache führt,
Und ich würde für immer von meinem Richter freigesprochen.

Aber geh' ich nach Osten, so ist er nicht da,
kehr' ich nach Westen mich um, so find' ich ihn auch nicht.

Lebt er im Norden seine Macht? Ich sehe ihn nicht.
Ist er im Süden verborgen? Ich spüre ihn nicht.

Und in einer Wendung, die der berühmten Klage vorgreift über „den Hohn der Gewaltthäter und den Druck der Hoffart“ u. s. w. in Hamlets Monolog und in dem Shakespeare'schen Sonett, das diesem entspricht, bricht Hiob in Klagen über alles herrschende Unrecht aus:

Warum herrscht Gott nicht so über die Zeiten,
Daß seine Diener den Tag seiner Gerechtigkeit sehen?

Indessen ziehen die Bösen die Grenzen
Und lassen geraubte Heerden weiden.

Sie treiben der Waisen Esel vor sich
Und nehmen den Ochsen der Wittwen zum Pfand.

Drängen die Armen vom Wege,
Zwingen die Schwachen, sich zu verbergen.

Ihre Opfer sind wie Wildesel in der Wüste,
Am Morgen gehen sie aus und suchen Nahrung.
Die Wüste giebt ihnen Speise für die Kinder.

.....

Sie verbringen die Nächte ohne Kleidung,
Sie haben keine Decke gegen die Kälte.

Sie werden vom Regen der Berge durchnäht,
Ohne Schutz drücken sie sich wider die Felsen.

Sie müssen Del pressen in ihrer Blinberer Behausung,
Und während sie Wein kelteru, leiden sie Durst.

Aus den Städten erhebt sich der Seufzer der Sterbenden,
Der Verwundeten Seele ruft nach Rache —
Und Gott richtet all das Unwürdige nicht.

So klagt auch der 73. Psalm, der ungefähr zu der gleichen Zeit geschrieben wurde.

Ich sah das Glück der Gottlosen.

Sie sind frei von Qualen bis zu ihrem Tode,
Und ihr Leib ist gemästet.

Sie gerathen nicht in Elend
Und werden nicht wie And're geplagt.

Darum wurde Hochmuth ihr Halschmuck,
Gewalt die Tracht, worin sie sich kleideten u. s. w.

Doch das Interesse weilt nicht bei der Klage über das Glück der Gottlosen, sondern bei den Folgerungen, die daraus gezogen werden, den Zweifeln und den Fragen, die zum Himmel aufsteigen und die in Augenblicken zum Aufruhr gegen Jehova führen.

Hierin hat Hiob innerhalb der griechischen Welt des Alterthums nur ein Gegenstück: Prometheus.

Prometheus ist der Titan, der die Sterblichen bedauert, mit der Gerechtigkeit Gottes gegen sie unzufrieden ist und ihnen zur Linderung ihrer Noth die Gabe des Feuers schenkt.

Zur Strafe wird er gebunden, gemartert, an den Felsen geschmiedet, der mit ihm in den Abgrund sinkt, bis Herakles ihm nach Jahrtausenden Erlösung bringt.

Offenbar hat sowohl in Prometheus, als in Hiob ein Zweifelgeist gekeimt, der durch die Religiosität Griechenlands niedergeschlagen wurde, wie der Zweifelgeist Hiobs durch die Palästinas.

Man findet im Prometheus des Aeschylos die gleiche schwache, in Unterwerfung vor Zeus geknickte Sympathie für den Titanen, wie man sie im Buche Hiob für die Vorwürfe und Klagen des Helden findet.

Griechenland beschwichtigte seine Zweifel und inneren Kämpfe wegen der Frage der gerechten Weltenlenkung mit der gleichen Grundidee seiner Philosophie, seinem Streben nach vernünftiger Einmüth in das Wesen und die Gesetze der Natur. Renan hat richtig empfunden, daß selbst die ältesten griechischen Denker, ein Thales, ein Heraklit, über die naiven Fragen gelacht haben würden, durch welche Jehova des Menschen Gang zur Erraffung der Weltengesetze zum Schweigen bringen zu können glaubt.

Israel entwickelte niemals irgend eine Philosophie. Israel bekämpfte das Problem mit hartnäckigem Festhalten an der Idee seiner ältesten Propheten, mit dem Gedanken an eine stets steigende Gerechtigkeit auf Erden, mit der Vorstellung einer anhaltenden Arbeit zur Herbeiführung des Gottesreiches, das Jesaias und Micha beschreiben.

Jesaias hat eine Zukunft des Friedens geahnt, Micha eine Zukunft der gegenseitigen Duldsamkeit.

Jesaias hat geglaubt, daß es seines Volkes Bestimmung sei, den allgemeinen Friedenszustand herbeizuführen.

Er sagt: „Es wird einmal im Laufe der Tage kommen, daß das Haus Jehovas sich wie ein Berg über den Gipfel der Berge erheben wird, hoch über die Höhen, und alle Volksstämme werden herbeiströmen. Und zahlreiche Völker werden kommen und sagen: Laßt uns nach dem Berge Jehovas ziehen, zum Hause des Gottes Jakobs, daß er uns seine Wege lehre und wir auf seinen Steigen wandeln . . . Und Jehova wird unter den Völkern richten und ihr Gewalthaber sein. Aus ihren Schwertern werden sie Pflugschaaren schmieden, aus ihren Spießen werden sie Sensen machen. Die Völker werden nicht mehr das Schwert gegen einander aufheben und werden nicht mehr im Kriege sich üben.“

Es scheint sogar, als habe Jesaias diese Worte nach einem noch älteren Propheten angeführt.

Doch noch merkwürdiger ist eine Aeußerung von Micha, die nicht nur eine Zukunft des Friedens ahnt und hofft, sondern eine solche, wo die Religionen die Völker nicht mehr scheiden. Man denke sich, was das sagen will, daß in dem achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, ein Mann ohne äußeres Ansehen sich erhoben hat, der fast mit gleichen Worten die Zukunftsvision, die wir bei Jesaias fanden, ausgesprochen hat, und den Worten von den Nationen, die ihre Schwerter zu Pflugschaaren umschmieden werden, und ihre Spieße zu Sensen, noch dieses zugefügt hat: „Und sie werden wohnen, ein Jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum, und Keiner stört sie; denn Jehova, der Allmächtige, hat gesagt: Und alle Völker werden wandeln im Namen ihres Gottes, aber wir werden wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes, immer und ewiglich.“

Diese Ahnungen und die entsprechenden Bestrebungen sind die Versuche, die das Volk Israel, 700 Jahre vor Christi Geburt, im Hiob zur Durchhauung des Knotens gemacht hat.

IV.

Wenn man die ältesten hebräischen Münzen betrachtet, die uns aufbewahrt geblieben sind, fühlt man, so späte Winterlassenschaften sie auch sind, ihre Macht, in längst vergangene Zeiten zurückzuversetzen. Nicht, daß sie in künstlerischer Beziehung werthvoll sind; sie stehen darin im Vergleiche zu

Münzen aus Athen oder Syrakus unendlich zurück; aber sie wirken wie sprechende Denkmäler.

Man betrachte die Münzen aus der Zeit der Makkabäer und lese ihre Inschriften. Auf der einen Seite eine Lilie mit der Umschrift Jerusalem, das heilige, auf der anderen Seite eine Vase mit Wohlgerüchen und dem Zeichen 1 (d. h.: ein Jahr nach der Befreiung Jerusalems), und auf der Vase steht: Sckel für Israel. Oder man betrachte die folgende Medaille: Auf der einen Seite steht: Für Jerusalems Befreiung, auf der andern: Simeon, ein Korb mit Garben und einer Citronenfrucht. Oder jene mit einer Palme und der Umschrift: Simeon, Fürst von Israel; andere mit Weinstöcken und einem Traubenbüschel, wieder andere mit einem Zweig von dem Balsambaume. Man empfängt hier den Eindruck eines Volkes voll großer Naturfreude, großen Sinnes für die Schätze der Pflanzenwelt, das seine Palmen, seinen Wein, sein Korn, seinen Balsambaum und seine Balsamessenzen als seine Sinnbilder angesehen hat.

Aber im Uebergange zu der Zeit, wo all dies die Freude des Volkes wird, hat es den Blick auf die Tage des Nomadenzustandes zurückgewandt, die ihm noch schöner erschienen waren, die Zeit, wo das Volk nicht in Häusern, sondern in Zelten wohnte, und der Reichthum nicht die Frucht des Ackers, sondern die großen Heerden waren. Diese Heerden bestanden aus Kameelen, Schafen, Ochsen und Eseln. Schweine werden nie unter dem Eigenthume der Patriarchen erwähnt. Die alten Hebräer hatten gerade so wie die Araber und Phönizier, Egypter und Indier einen wahren Ekel vor dem Schwein, ebenso wie sie Abscheu vor dem Hunde hatten. Es war nicht die sogenannte mosaische Gesetzgebung, die ihnen diesen Abscheu einprägte; dieser war um viele Jahrhunderte älter.

Sie wohnten in Zelten, und die Zelte waren, wie noch heutigen Tages die der Beduinen, Zelte aus Ziegenfell, und sie scheinen, wie die der Beduinen in der Regel noch heute sind, immer schwarz gewesen zu sein. Darum singt im Hohenlied das Mädchen von Sulem: „Schwarz bin ich wie die Zelte von Medar.“ Das Zelt war durch Teppiche in mehrere Räume eingetheilt. In dem innersten hatten die Frauen ihre Aufenthaltstätte.

Die Tracht war eine dicht anschließende Tunica aus Linnen, darüber fiel ein Mantel in der Form eines viereckigen Shawls. Auf dem Kopfe ein Turban: d. h. ein weißes Tuch, das mehrere Male um den Kopf gewunden wurde. An den Füßen Sandalen, die den obersten Theil des Fußes entblößt ließen; daher die stete Rede von der Fußwaschung. Die Gewänder waren für Männer und Frauen verschieden und in der Regel weiß; nur die Reichsten trugen rothe oder purpurfarbene Trachten.

Wollen wir uns dort die Scene in Hiob denken, so müssen wir uns vier Personen vorstellen, annähernd ähnlich gekleidet, wie die Scheike der Beduinen heutigen Tages, die auf der Erde sitzen und in einem schwarzfarbigen Zelte sich unterhalten.

V.

Was in der Dichtung über Hiob erzählt wird, wurde lange Zeiten hindurch als wahre Geschichte angesehen. Luther hatte seine Zweifel, glaubte jedoch, daß eine historische Wirklichkeit zu Grunde liege, die von einem Verfasser, der gerade so wie die Hauptperson der Erzählung sehr viel gelitten hatte, zu einer Art erbaulichen Schauspiel umgeformt worden sei. Noch heutigen Tages meinen Viele, daß die Gestalt Hiobs dem Dichter von der historischen Ueberlieferung übergeben wurde sammt den Freunden, die ihn trösteten und aufreizen.

Könnte man vollkommene Klarheit über diese Frage erlangen, so würde die Beantwortung von großer Wichtigkeit für die Entscheidung der Abfassungszeit der Dichtung sein.

Wir haben den Zeitpunkt als wahrscheinlich nicht lange nach 720 fallend angegeben. Ein paar Worte werden die Schwierigkeiten zeigen, dies mit Sicherheit festzustellen.

Die Berührungspunkte, die man zwischen dem Buche Hiob und dem Buch Jesaias findet, sind nicht entscheidend, da man unmöglich ersehen kann, ob Jesaias das Buch Hiob benutzt hat, oder der Verfasser dieser Dichtung den Jesaias. So heißt es in Hiob XIV, 11:

Das Wasser der Seen wird schwinden, ablaufen und austrocknen, und im Jesaias, XIV, 5:

Das Wasser läuft aus den Seen, der Fluß schwindet und trocknet aus. —

Die Ähnlichkeit ist kaum zufällig, aber es ist unmöglich, anzugeben, wer der Nachahmer ist. Falls Jesaias es ist, so wäre dadurch das höhere Alter der Dichtung bewiesen.

In Ezechiel findet man im 14. Capitel, Vers 14 den Namen Hiobs erwähnt.

„Wenn ein Land an mir sündigt und mir untreu wird, und ich meine Hand gegen dasselbe ausstrecke, um es seines Brotes zu berauben, und ihm die Hungersnoth sende und Menschen und Vieh ausrotte, und wenn sich darin diese drei Männer sünden: Noah, Daniel und Hiob, so würden sie sich selbst nur durch ihre Gerechtigkeit befreien können.“

Ezechiel, der ungefähr 595—572 vor unserer Zeitrechnung schreibt, führt Hiob also unter den gerechtesten Männern an.

Man kann natürlicher Weise daraus nicht unbedingt schließen, daß er das Buch Hiob gekannt hat, und daß es schon zu seiner Zeit geschrieben war und gelesen wurde. Denn es konnte über einen Hiob gesprochen und er doch erst viel später zum Gegenstand einer Dichtung gemacht werden. So wird auch hier Daniel erwähnt, und das Buch Daniel, dieses pseudo-prophetische Stück Litteratur, ist erst zwischen 167 und 164 v. Chr. verfaßt. Ja, hier kann nicht einmal die Rede von dem erdichteten Helden dieses Buches sein,

da er, der nach Babylon als Kind (604) gekommen sein soll, zu der Zeit, als Ezechiel schrieb, in dem ersten Jünglingsalter stehen mußte und noch nicht seiner Gerechtigkeit und Weisheit wegen berühmt sein konnte. Aus der Erwähnung des Namens Hiob können wir hier nicht unbedingt auf das Alter der Hiobdichtung schließen.

Somit wird Hiob nur an zwei Stellen in dem Alten Testament erwähnt, und in späteren Büchern, theils vielleicht im Jesu-Sirach-Buch (49, 12), wo eine sinnlose Stelle in dem griechischen Texte darauf hindeutet, daß der Name Hiob, der etymologisch eine passive Form des Adjectivs feindlich ist (der, welcher Feindschaft erleidet), mißverstanden und als die Feinde übersetzt worden ist, theils im Buche Tobias, wo es in dem lateinischen Texte (II, 12—15) in Bezug auf die Blindheit des Tobias in einer Wendung heißt, die auf eine etwas andere Version, als die unsere hindeutet:

Gott sandte ihm diese Prüfung, daß er der Nachwelt ein Beispiel von Geduld geben solle, wie ehemals Hiob. Und die Nachbarn verhöhnten ihn, wie vordem es die Könige mit Hiob machten.

Es versteht sich, daß solche Stellen in Büchern aus dem 2. oder sogar dem 1. Jahrhundert v. Chr. bei Weitem nicht den Werth haben, wie die Stelle in dem Buche Ezechiel, aber der Werth der Nennung des Namens bei diesem Propheten beruht natürlicher Weise ausschließlich auf der Unwahrscheinlichkeit, daß der Held in der Ueberlieferung früher gelebt hat, als in der Dichtung. Diese Unwahrscheinlichkeit ist indessen in der Wirklichkeit zulässig. Selbst der Name Hiob deutet, wie wir nach seiner Ableitung sahen, darauf hin, daß er für den Helden einer Dichtung, die als eine große Parabel gedacht war, gebildet worden. Und der ganze Verlauf der Erzählung, nimmt sich als frei erfunden aus. Sie gehört nicht der Wirklichkeit an, diese Geschichte der verschiedenartigsten Unglücksfälle, die über das Opfer im Laufe einer Stunde niederhageln. Neuß hat treffend auf die Unwahrscheinlichkeit aufmerksam gemacht, daß so zahlreiche Heerden, die sich doch nicht alle an einem Orte befinden konnten, gleichzeitig verloren gehen sollten.

Wie kann man sich ein Unwetter vorstellen, das 7000 Schafe und Hammel auf einmal erschlagen kann! Ist es ein wahrscheinlicher Zug, daß diese Freunde sieben Tage und sieben Nächte Hiob gegenüber auf der Erde sitzen, ohne ein Wort zu reden? Ist die Meldung von der Geburt von sieben Söhnen und drei Töchtern, die Hiob, nachdem alle seine anderen Kinder todt sind, in reiferem Alter mit einer und derselben Frau bekommt, wahrscheinlich? All dies deutet unzweifelhaft darauf hin, daß das Ganze Dichtung ist, und daß der Hiob, auf den Ezechiel zielt, derjenige der Dichtung ist. Ganz in Uebereinstimmung mit den Erfordernissen einer Dichtung, aber in vollem Widerspruch mit jeder Wahrscheinlichkeit ist es auch, daß vier Persönlichkeiten, von denen keiner Israelit ist, und die weit

von Palästina entfernt wohnen, mit solcher Leidenschaft und solchem Ernst eine Frage erörtern, die für Israel und Israel allein die Grundfrage war.

Dies zeigt deutlich genug, daß wir hier nichts Anderes vor uns haben, als ein großes lyrisches Lehrgedicht.

Waren die Berührungspunkte, die Hiob mit Jesaias hat, nicht entscheidend für das Alter der Dichtung, so haben andererseits die Parallelen mit Stellen in Jeremias eine viel größere Bedeutung. Hier läßt es sich in keiner Weise bezweifeln, daß Jeremias der Nachahmer ist.

In dem ersten Klageausbruche Hiobs (III, 3) finden wir die schönen und tief empfundenen Zeilen:

Der Tag gehe zu Grunde, da ich geboren ward,
Und die Nacht, die gesagt hat: Ein Mensch ist empfangen!
.....

Warum bin ich nicht im Mutterschoße gestorben?
Warum verschied ich nicht, als ich der Mutter Leib verließ?

Warum fand ich zwei Kniee bereit, mich aufzunehmen?
Warum fand ich zwei Brüste bereit, mich zu säugen?

So läge ich nun und wäre stille,
Schliefe und hätte Ruhe.
.....

Dem dort hören die Bösen auf mit Lärmen!
Dort ruhen die, deren Kraft erschöpft ist!

Dort ruhen die Gefangenen alle stille
Und hören nicht des Sklavenvogts Stimme.

Hier liegen Kleine und Große,
Frei ist der Slave seines Herrn.

Und Hiob behauptet auch in einem späteren Monolog (X, 18), daß Nichtsein besser ist, als das Leben:

Warum hast du mich aus der Mutter Leib kommen lassen?
Tobt hätt' ich können sein, und kein Auge hätt' mich gesehen.

Ich wäre gewesen, wie die, die nie gewesen sind,
Aus meiner Mutter Schooß wär' ich gleich zum Grabe gegangen.

Wie deutlich zeigt sich die Nachahmung und die geschmacklose Uebertreibung der Nachahmung, wenn Jeremias ausruft (XX, 14):

Verflucht der Tag, der mir das Leben gegeben!
Der Tag, da meine Mutter mich gebar, sei ungesegnet!

Verflucht sei der Mann, der meinem Vater die Botschaft brachte
Und sagte: ein Knabe ist dir geboren!
Und ihn dadurch erfreute!

Mög' es dem Mann wie den Städten werden,
Die Jehova ohne Mitleid umstürzt!

Möge er am Morgen Kriegsgeschrei hören
 Und des Kampfes Tosen zur Mittagszeit!
 Er, der mich nicht in meiner Geburtsstunde sterben ließ.

Meine Mutter wäre dann mein Grab gewesen,
 Und ihr Schooß hätte mich für immer bewahrt.

Warum bin ich aus der Mutter Leib hervorgegangen,
 Um all' diese Mühe und Jammer zu sehen,
 Worin meine Tage in Schande verstreichen?

Was bei Hiob durch seine Einfachheit ergreifend war, wirkt hier durch seinen Schwulst abstoßend. Nicht nur die Geburt selbst wird verflucht, auch der Mann wird verflucht, der dem Vater die Mittheilung brachte, daß ihm ein Sohn geboren war. Und so geistreich erscheint dieser häßliche Einfall, daß diese unbekannte Person mit Städten verglichen wird, die dem Untergang geweiht sind, und mit Anrufungen an den Herrn verfolgt wird, daß sie Kriegsgeschrei hören mögen Morgens, Mittags und Abends. Hierin liegt ein Besserwollen, ein Ueberbieten, das die Anlehnung verräth. Und da Jeremias 623—586 v. Ch. schreibt, ist das Buch Hiob augenscheinlich noch älteren Datums.

Genau die Abfassungszeit des Werkes zu bestimmen, vermögen wir endlich, sobald wir darin auf diejenigen Stellen achten, durch welche wir uns der Persönlichkeit des Dichters nähern.

In der Stelle, wo er eine große, politische Umwälzung darstellt, spricht dieser augenscheinlich von etwas selbst Erlebtem, ja nach einer ausdrücklichen Aussage schildert er nur, was seine eigenen Erfahrungen ihn kennen gelehrt haben:

Er löst der Könige Schwertschärpe,
 Er legt Stricke um ihre Lenden.

In Gefangenschaft führt er Priester barfuß,
 Er stürzet die Mächtigen.

.....

Er schüttet Verachtung auf die Hochgeborenen,
 Er löst der Gewaltigen Gürtel.

.....

Er giebt den Völkern Wachsthum und legt sie öde,
 Er läßt sie sich über die Grenzen ausbreiten und treibt sie wieder zurück.

Er raubt den Höchsten der Erde den Verstand,
 Er läßt sie umherstreifen in pfadlosen Wüsten.

.....

Mein Auge hat all' dies gesehen,
 Mein Ohr hat es gehört und verspüret.

Wenn nun Jeremias das Buch Hiob gekannt hat, ja wenn nur die Anführung des Namens in Ezechiel der Dichtung gelten muß, so kann die

Umwälzung, auf welche hier angespielt wird, nicht der Untergang des Reiches Juda sein, sondern muß sich — wie schon erwähnt — auf die Eroberung des Reiches Israel durch die Assyrer beziehen.

VI.

Wir kommen den Lebensverhältnissen des Dichters noch näher, wenn wir auf die Art seiner Kenntnisse achten. Dabei entdecken wir, daß er Reisen unternommen und nicht nur auf Aegyptens und Arabiens Naturverhältnisse und äußeres Leben geachtet hat, sondern auch Antheil an der Cultur dieses Landes gehabt hat.

Zuvörderst an dessen astronomischer und astrologischer Kenntniß. Schon zu Beginn der Dichtung wünscht er, daß die Reichwörter seinen Geburtstag verfluchen sollen, die Reichwörter, die die Sternbilder des Drachens über den Horizont zu heben vermögen und dadurch Sonnenfinsternisse herbeiführen. (In allen Mythologien des Morgenlandes kommt ein Drache vor, der ständig auf dem Sprunge steht, sich zu erheben, um die Sonne zu verschlucken.) Der Dichter kennt die Sternbilder. Es wird von dem großen Bären gesprochen, von dem Siebengestirn, von dem Riesen (wahrscheinlich Minrod), unserem Orion. Immer wieder kehrt das Drachensternbild zurück. Gegen Schluß der Dichtung sagt Jehova:

Bist du es, der die Sternbilder auf zum Himmel führt,
Jedes zu seiner Zeit,
Und der den großen Bär mit seinen Jungen treibt?
(Die Jungen sind die drei Sterne, die dessen Schwanz bilden.)

Hier findet man auch weitere Hindeutungen auf die unter den Arabern so verbreitete Sternverehrung, wie auch Hiob sich dagegen vertheidigt, daß er eine Handbewegung gemacht habe, die die Sternverehrer gebrauchten:

Hat mein Herz sich vielleicht heimlich verführen lassen,
Und hab' ich meine Hand zu meinem Mund erhoben?

Dies würde eine Hauptschuld gewesen sein,
Denn damit würde ich Gott auf's Höchste verhöhnt haben.

Hier kommen auch einzelne, rein mystische Vorstellungen vor:

Er wird von seinem Belt, seinem Trost weggerissen
Und wird vor der Schrecken König geführt,

oder die Wendung in der Schilderung von des Herrn Kampf mit dem Unwetter:

Sein Hauch reinigt den Himmel,
Seine Hand verwundet die flüchtende Schlange.

Hier ist der Blick nach einer uralten mythischen Vorstellung wie eine sich flüchtende Schlange aufgefaßt. Mythisch ist fernerhin dieser Zug:

Wer hat das Meer mit Thüren verschlossen,
Da es der Erde Mutterleib entsprang?

Aber zuweilen kommen auch merkwürdig richtige, tiefsinnige Vorstellungen über die Natur vor, von denen man annehmen kann, daß sie ägyptischer oder arabischer Weisheit entstammen.

Man kann zwar nicht klar ersehen, wie die alten Hebräer sich die Form der Erde dachten; aber Stellen in Jesaias wie in Hiob weisen darauf, daß sie die Oberfläche der Erde als zirkelrund betrachteten. Wenn von der Grundlage der Erde oder deren Stützen gesprochen wird, so ist dies zuweilen vielleicht nur poetischer Sprachgebrauch; aber höchst auffallend ist nichts destoweniger eine Stelle im Buche Hiob (XXVI, 7), wo die Erde frei im Himmelsraume schwebt, ohne durch irgend Etwas aufrecht gehalten zu werden.

Er breitet den Nordwind über das Leere aus,
Er hängt die Erde an Nichts.

Lord Bacon ließ sich, wie aus seinem Werke „De dignitate et augmentis scientiarum“ hervorgeht, von dieser Stelle sogar überzeugen, daß der Verfasser des Buches Hiob die Kugelform der Erde gekannt hat. Ein solcher Schluß ist keineswegs nothwendig, ja er muß sogar unwahrscheinlich genannt werden, wenn man bedenkt, daß der nicht wenig spätere griechische Denker Anaximandros (geb. 610), der zuerst von allen Griechen zu der Anschauung kam, daß die Erde frei im Himmelsraume schwebte, sich dieselbe als einen Säulenstumpf oder einen Cylinder dachte, genauer: ihr die Form des Tambourins gab. Daß der Dichter des Hiob Aegypten besucht hat, ist deutlich genug. Wenn es heißt:

Meine Tage sind hingeglitten wie Schilfrohrboote,

so verräth dies, daß der Verfasser Rohrboote auf dem Nil gesehen hat.

Wenn Bildad sagt:

Wächst Papyrus wohl außerhalb der Sümpfe?
Kann das Schilf ohne Wasser wachsen?

so ist es klar, daß der Verfasser die Heimat der Papyruspflanzen gesehen hat. Besonders erkennt man seine Vielgereisheit aus seinen Schilderungen von Arabiens und Aegyptens Thierwelt. Hier tritt seine scharfe Beobachtung in vielen feinen kleinen Zügen hervor. Die Lebensgewohnheiten bei wilden Thieren, wie dem Löwen, bei Vögeln, wie dem Raben oder dem Strauße, bei Säugethieren, wie der Ziege oder dem Wildesel, bei einem zum Kriegsgebrauch erzogenen Thiere, wie dem Pferde, sind mit Sicherheit und häufig mit Poesie dargestellt.

Jehova sagt, um Hiob zu beschämen:

Bist du es, der für die Löwin Beute jagt?
Der der jungen Löwen Hunger stillt,

Wenn sie sich auf ihrer Wildbahn zusammenducken,
Wenn sie sich auf Lauer in's Gebüsch legen?

Der Verfasser kennt das Treiben der jungen Raben, wie der jungen Löwen:

Wer ist es, der dem Raben sein Futter bereitet,
Wenn seine Jungen zu Gott schreien
Und hin und her fliegen, ohne Futter zu finden?

Er läßt Jehova das Leben der Ziegen in folgenden Versen schildern:

Stennst du die Zeit, wenn die Steinböcke gebären?
Giebst du Acht auf die Hindin, wenn sie kälbert?

Kennst du die Monate, wann sie schwanger gehen?
Weißt du die Zeit, wann sie gebären?

Sie hücken sich, gebären ihre Jungen
Und sind von ihren Wehen befreit.

Die Jungen gedeihen, wachsen im Freien,
Laufen fort und kommen nicht mehr zurück.

Man gebe wohl auf den naiven Widerspruch Acht, daß der Verfasser darüber so gut Bescheid weiß, wo er doch gerade den Menschen unwissend sein läßt, und Jehova allein wissend.

Von dem Wildejehl heißt es:

Er verlacht das Lärmen der Stadt,
Er hört nicht des Treibers Zuruf.

Er streift in den Bergen umher, wo er Nahrung findet,
Er sucht dort Alles, was grün ist.

Der Strauß wird auf folgende Weise geschildert:

Der Strauß schlägt munter mit den Flügeln.
Kennt er wohl die Empfindlichkeit der Federn und Flaumen?

Nein, der Erde läßt er seine Eier zurück,
Und im Sande läßt er sie wärmen.

Er vergißt, daß Füße auf sie treten können,
Daß sie von wilden Thieren zerdrückt werden können.

Er ist hart gegen seine Jungen, als wären sie nicht sein,
Kümmert sich nicht darum, daß seine Mühe umsonst sein kann.*)

Denn Gott hat ihm die Weisheit geraubt,
Er hat ihm nicht Verstand gegeben.

Aber wenn er in Eile vorwärts läuft,
Verlacht er das Pferd und dessen Reiter.

Doch alle diese kurz gefaßten Schilderungen werden durch die inspirirte Schilderung des Kriegshengstes übertroffen. Die volle Freude über die Schönheit des Thieres findet man hier:

*) Die Mühe, die Eier zu legen.

Bist du es, der dem Pferde die Kraft giebt,
Der seinen Hals mit flatternder Mähne bekleidet?

Haft du es springen gelehrt wie eine Heuschrecke,
Während es durch sein stolzes Wiehern schreckt?

Vor Stärke schnaubend, scharrt es in den Boden,
Stürzt vorwärts, um den Waffenselnd zu treffen.

Es lacht der Furcht und zittert nicht
Und flieht nicht vor dem Schwerte.

Auf seinem Rücken rasselt der Köcher,
Winken die Lanzen und Wurfspieße.

Es setzet nach, stürzt weiter des Wegs mit bröhnendem Getöse,
Es kann sich nicht zügeln, wenn die Trompete ertönt.

Beim ersten Trompetenruf sagt es: Qui!
In weiter Ferne wittert es die Schlacht,
Der Håupflinge donnernde Stimmen und des Kampfes Tojen.

Keines dieser Thiere wird um seiner selbst willen beschrieben. Der Zweck ihrer Beschreibung ist: Jehova will Hiob die Unzulånglichkeit seiner Fähigkeiten einsehen lassen, selbst jene Vorgänge, die am einfachsten erscheinen, erklären zu können. Hiob ist nicht im Stande, zu begreifen, was die Eigenthümlichkeit des Löwen, des Straußes, des Pferdes bewirkt. Er hat sie ihnen ja nicht gegeben. Und für die Auffassung des israelitischen Alterthums ist Macht und Wissen das Gleiche, zwei Seiten ein und derselben Sache.

Als Jehovah das Wort zum zweiten und letzten Male nimmt, bringt er zwei Thiere aus Aegypten vor, das Nilpferd und das Krokodil, vor welchen der Mensch Furcht empfinden muß, und hier tritt stark die Unvernunft hervor, daß der Mensch den herausfordern will, der sie erschaffen hat. In dem ersten Falle muß Hiob also seine Unwissenheit einräumen, in dem zweiten seine Ohnmacht. In dem ersten Falle kann er sich damit begnügen, die Beschränktheit seines Verstandes einzugestehen im Vergleiche zu Jehovahs allumfassendem Wissen.

In dem zweiten muß er seine Menschenschwachheit im Vergleiche zu der ungeheuren Stärke zweier unförmlichen Thiere bekennen.

Es liegt in der Schilderung des Nilpferdes eine Naturbeobachtung, die an die Darstellung von Thieren auf assyrischen Reliefsen oder an ägyptische Thierstatuen erinnert.

Sieh' auf das Nilpferd, das ich so gut wie dich erschaffen habe,
Das Gras wie der Ochse frißt.

Seine Kraft ist in seinen Lenden,
Seine Stärke in des Bauches Muskeln.

Sein Schwanz ist fest wie ein Geberbaum,
Die Sehnen seines Bugß sind ineinander verschlungen.

Seine Knochen sind Kupferrohr,
Seine Rippen Eisenstangen.

Es ist das gewältigste von Gottes Geschöpfen,
Sein Schöpfer hat ihm sein Schwert (Hauzähne) gegeben.

Unter Lotosbüschen liegt es,
Verbirgt sich im Schilf und Sumpf.

Lotosbüsche beschatten es,
Des Bades Weiden schirmen es.

Kann man es wohl offenkundig fangen?
Stricke durch seine Nase ziehen?

Die prachtvolle Beschreibung des Krokodils, die nun folgt, ist aus einem doppelten Grunde interessant, erstens wegen der Freude über die Stärke bei dem doch sonst wenig begeisternden Thiere, die einen ungewöhnlich lebhaften Naturstimm verräth, dann, weil die israelitische Leidenschaft, sich imponiren zu lassen und zu imponiren, inmitten der Beschreibung solche Macht über den Verfasser gewinnt, daß er in das ganz Uebertriebene und Phantastische geräth; das Krokodil wird unter der Entwicklung seiner Eigenschaften zu einem wahren Nabelthier, bei dessen Vorstellung in Feuer und Gewalt geschwelgt wird.

Der Anfang ist noch nüchtern:

Kannst du wohl den Leviathan mit Haken aufziehen,
Seine Zunge mit einer Angelschnur als Gebiß zwingen?

Einen Schilfring in seine Nase setzen,
Seinen Niefer durch einen Haken durchbohren?

Wird er viele Bitten an dich richten,
Dir viele sanfte Worte geben?

Kannst du seine Haut mit Pfeilen füllen,
Seinen Kopf mit Harpunen durchbohren?

Leg' Hand an ihn,
Und du wirst es nicht zum zweiten Male thun!

Stolz sind die Linien, die seine Schuppen bilden,
Schließend, wie ein geschlossenes Siegel.

Fest liegen sie aufeinander,
Kein Lufthauch kann durch sie dringen.

Nun nimmt die ungebundene, morgenländische Einbildungskraft vollen Lauf:

Sein Niefen strahlt das Licht aus,
Seine Augen sind wie der Morgenröthe Augenlider

Rauch kommt aus seinen Nasenlöchern,
Wie aus einem siedenden Kessel.

Sein Odem bringet Stohle in Bluth,
Bohe schlägt aus seinem Mund.

.....

Auf seinem Hals wohnt Stärke,
Vor ihm tanzt die Angst.

Fest wie Stein ist sein Herz,
Hart wie der unterste Mühlstein,

.....

Er versetzt die Tiefe wie ein Kessel in's Kochen,
Daß das Meer wie ein Salzgefäß wird.

Hinter sich läßt er einen leuchtenden Streifen,
Es ist, als ob das Meer Silberlocken bekäme.

Nichts auf Erden ist seinesgleichen,
Er ist König über alle die stolzen Thiere.

Die Quintessenz von Jehovas großer Donnerrede in Hiob ist die, daß Gottes Werke verstehen, sein Wesen, seine Pläne und Wege begreifen zu wollen, eine Ueberhebung ist, eine Niedrigkeit, eine dummdreiste Vermeessenheit, welche die härteste Strafe verdient und nur einem bis zur Verzweiflung Unglücklichen vergeben werden kann, wenn er sich demüthigt und bereut.

VII.

Diese eigentlich israelitische Grundvorstellung läßt sich auf die Auffassung zurückführen, die die älteste israelische Sage über die Erschaffung der Welt erzeugte, und die in dem jehovistischen Document des ersten Buches Moses enthalten ist.

Neben dieser Grundauffassung und deren Consequenzen läuft ganz gewiß im Alterthume ein zweiter Gedankengang, wahrscheinlich beeinflusst durch die höhere weltliche Cultur der umwohnenden Volksstämme, ein Gedankengang, nach welchem es keine Sünde und auch keine Unmöglichkeit für den Menschen ist, Gottes Wesen und Wirken in der Welt zu erfassen; aber dieser Gedankengang ist jünger und weniger ursprünglich, und er verschwindet auch früh. Das erste Capitel des ersten Buches Moses ist die Frucht eines solchen Vernunft- und Culturglaubens: „Die Welt war eine öde Vermengung, und Finsterniß lag über dem Abgrunde, und Gottes Geist ruhte über den Wassern. Da sagte Gott: Es werde Licht! Und es ward Licht.“ Aus dem Chaos entwickelt sich hier Alles systematisch, ein keimender Versuch, eine Evolution wissenschaftlich darzustellen. Wie Wellhausen richtig bemerkt: Zuerst entsteht das Große, dann das Kleine, das Wasser vor den Fischen, der Himmel vor den Vögeln, das Land und die Pflanzen vor den Thieren, die Thiere vor den Menschen. Hier ist — wahrscheinlich unter

Einwirkung babylonischer Wissenschaft — ein Versuch gemacht, eine Stufenleiter von Wesen aufzustellen. Und wohl zu merken: Der Mensch ist hier als mit Gott verwandt aufgeführt, wesentlich mit Gott; und er wird unmythologisch auf ein Mal in zwei Geschlechtern erschaffen: „So erschuf Gott den Menschen in seinem Bilde; in Gottes Bilde erschuf er ihn; Mann und Weib erschuf er ihn.“ Und Gott fordert den Menschen auf, sich die ganze Welt unterthänig zu machen, d. h. eine Art Gott auf Erden zu sein, und er unterwirft dem Menschen Alles, giebt ihm die Früchte aller Bäume zur Nahrung und setzt ihn ein zur Herrschaft über die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels und über alles Lebende, das sich auf Erden regt. Da für die ursprüngliche Auffassung des Alterthums Macht Wissen und Wissen Macht umschließt, so sieht man, daß Elohim den Menschen sowohl Macht als Wissen gömmt. Keine Auffassung kann in schärferem Gegensatz zu der stehen, die in Hiob zu Worte kommt, welche die uralte israelitische ist, die in dem zweiten Capitel des ersten Buches Moses hervortritt, wo das Jehova-Dokument beginnt, d. h. mitten in dem vierten Vers, inmitten eines Satzes, dessen Anfang abgeschnitten ist, mit den Worten: „Dieses Mal schuf Jehova Erde und Himmel und alle Pflanzen des Feldes, die nie vorher hervorge sprossen waren.“

Hier ist die ganze Schöpfungs-Geschichte vollständig verschieden und spitzt sich auf die Pointe zu: Jehova fürchtet, daß der Mensch Einsicht in die Natur der Dinge erlangen kann und ihm dadurch gleich wird.

Alles ist hier ursprünglich und naiv: Jehova formt den Mann aus dem Staube des Feldes und haucht den Geist des Lebens in seine Nase. Dann pflanzt er einen Garten, setzt den Mann hinein, erlaubt ihm, von den Früchten aller Bäume zu essen, und verbietet ihm nur die Früchte des Weisheitsbaumes. Der Mann ist ganz allein im Garten. Da es für ihn nicht gut ist, allein zu sein, und er nach Gesellschaft verlangt, bildet Jehova zuerst die Thiere und führt sie ihm vor. Der Mann giebt ihnen Namen, aber findet in ihnen für sich keine Gesellschaft; da findet Jehova einen besseren Ausweg — er bildet das Weib aus der Rippe des Mannes.

Das ist das Vorbild zu dem großen Drama, dessen Stadien das paradiesische Idyll, die Versuchung, der Fall und die Austreibung des Menschenpaares aus dem Edengarten sind, weil es sich verführen ließ, wie Gott werden zu wollen, nach der Kenntniß von Gut und Böse zu streben, d. h. von Nützlich und Schädlich, kurz nach Erkenntniß und Wissen zu verlangen.

In dem ersten Capitel, das einem anderen Grundtexte entstammt, wird dem Menschen die Aufgabe gestellt, sich zum Herrscher über die ganze Erde zu machen, und da Macht und Wissen untrennbar sind, so wird von dem Manne gefordert, daß er die höchste Einsicht erreichen soll. Hier in dem zweiten und dritten Capitel ist es dem Menschen streng verboten, von dem Weisheitsbaume zu essen, denn dann vermischt er sich, wie Gott sein zu wollen. Will er Einsicht in die Beschaffenheit der Natur erlangen, dann

strebt er über die Schranken seines Wesens hinaus. Den Weltenlauf verstehen zu wollen, erforschen, nach welchen Regeln er gelenkt wird, das bedeutet in Gottes Werkstätte schauen und ihm auf die Finger sehen — eine Ueberhebung ohne Gleichen. Während im ersten Capitel die Gottheit den Menschen ausdrücklich nach ihrem Bilde erschaffen und ihn zu ihrem Stellvertreter auf Erden gemacht hat, stellt Jehova in dem zweiten Capitel als fluchwürdige Vermessenheit dar, Einmicht erlangen und so Gott gleich sein zu wollen.

Es ist die letzte Auffassung, die durchdringt, und die uns mit einer Energie ausgesprochen begegnet, welche den Fragetrieb und Zweifel des Menschen abweist in Hiobs klagerischem, aber israelitisch erbaulichem Buche.

Während der Elohist, der von einer stufenweisen Umbildung und dem Fortschritte spricht, ein Optimist mit Entwicklungsglauben ist, ist dagegen der alte Jehovist von der tiefsten Schwermuth bejeelt und sieht Alles schwarz: Einmicht, Verstehen in höherem Sinne ist dem Menschen untersagt. Und doch werden sie von diesen verbotenen Gütern angezogen und suchen sich des Schazes zu bemächtigen, den Gottes Eifer ihnen vorenthält, ungefähr wie die Menschen nach der griechischen Mythe das Gut des Feuers begehren, das Zeus ihnen verweigerte.

Der Jehovist ist unwissenschaftlicher, aber tiefer als der Elohist. Man sehe, von welch' verzweifelt schwermüthiger Lebensanschauung er ist: „Die Erde ist verflucht. Mit Kummer sollst du dich Zeit deines Lebens ernähren. Dornen und Disteln sollst du erzeugen, und du sollst die Kräuter des Feldes essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot verzehren, bis du wieder zu Erde geworden bist, denn von ihr bist du genommen, Staub bist du, und zu Staub sollst du wieder werden.“

Des Jehovisten Auffassung von dem Leben als einer bösen Beschwerde, als einer Art Sklavenarbeit, hoffnungslos und aussichtslos, ist es, die uns bei Hiob entgegentritt:

Ach, des Menschen Loos auf der Erde ist das des Kriegers,
Seine Tage gleichen denen des gedungenen Söldners.

Wie des Sklaven Loos, der nach Schatten seufzt.
Wie des Tagelöhners Loos, dessen Hoffnung keine Löhnung ist.

So wurde Drangsal Monate mein Loos,
Und kummervolle Nächte mein Theil.

Staum hab' ich mich gelegt, so sage ich: Wann soll ich aufstehen,
Die Nacht zieht sich in die Länge,
Und ich werf' mich in Angst auf mein Lager bis zum Tagesgrauen.

.....

Schneller als des Webers Schiff gehen meine Tage
Und schwinden ohne Hoffnung hin.

.....

Denke ich, mein Bett soll mich trösten,
Mein Lager meine Klage mildern,

So schreckst du mich mit Träumen,
Erschreckst mich durch Gesichte.

Darum hat meine Seele den Tod gewählt,
Meine Knochen haben nach Vernichtung gerufen.

Der Jehovist ist indessen nicht nur Derjenige, der zuerst den in Hiob durchklingenden pessimistischen Grundton angeschlagen hat, sondern auch Derjenige, der zuerst den Unwillen Jehovas gegen das Streben der Menschen nach Einsicht und intellectueller Cultur dargestellt und empfunden hat.

Der Grundgedanke ist, daß Fortschritt des Menschengeschlechtes in Cultur Rückschritt in Gottesfurcht ist. Im Streben nach Einsicht in den Zusammenhang der Dinge wird der Mensch Jehovas Nebenbuhler, aber Jehova liebt keine Nebenbuhler. Was Jehova am meisten fürchtet, ist, daß die Menschen alle eine Sprache sprechen und dann wider ihn zusammenhalten werden. Bei dem Elohisten (I. Mos. 10) entwickelt sich die Scheidung der Völker und der Sprachen aus sich selbst heraus, ganz natürlich und friedlich. Alle Völkerstämme werden von Japhet, Sem und Ham hergeleitet mit zum Theil ganz überraschender Einsicht in Geographie und Völkerschaftsverhältnissen, so wenn die Meder, die Jonier (Jawan) und die Armenier auf Das bezogen werden, was wir das kaukasische Geschlecht nennen. Für jede Abtheilung wird der Schluß gezogen, daß die Länder von ihnen und mit ihnen bevölkert wurden, von Jedem nach seiner Sprache, seinem Geschlecht und seinem Volk: „Diese sind die Kinder Hams nach ihren Stämmen und Sprachen.“ Hier sind die vielen Sprachen schon eine natürliche Sache, keine Strafe des Herrn.

Aber in dem folgenden (11.) Capitel, das dem Jehovistischen Grundtext entstammt, ist dies schon vergessen. Hier wird mit den Worten begonnen: „Die ganze Erde hatte eine Zunge und eine Sprache.“ Und es wird als ein Verbrechen der Menschen geschildert, nach Cultur zu streben. Sie sagen zu einander: „Wohlan, laßt uns Ziegel streichen und sie gehörig brennen!“ Und dann: „Laßt uns eine Stadt bauen und einen Thurm, und dessen Spitze soll bis zum Himmel reichen, laßt uns ein Zeichen machen, daß wir nicht über die ganze Erde zerstreut werden!“ Aber Jehova erblickt in diesem Beginnen die Gefahr, die ihm aus dem weiteren Fortschreiten der Menschen in dieser Richtung drohen kann. Er sagt: „Haben sie erst Dies gemacht, so kann ihnen Nichts weiter verwehrt werden, was zu thun sie sich in den Sinn kommen lassen.“ Darum fährt er nieder, verwirrt ihre Zungen, so daß der Eine den Anderen nicht verstehen kann, und führt auf diesem gewaltsamen Wege das Ausbreiten der Menschen über die Erde herbei, das im Capitel 10 ganz friedlich vor sich ging und durch einfache Abstammung erklärt wurde.

Der Jehovist haßt, wie die Propheten nach ihm, in voller Uebereinstimmung mit der ursprünglichen Geistesrichtung Israels, alle weltliche Civilisation. Er hat den Blick auf Babylon gerichtet mit seiner hohen wissenschaftlichen und künstlerischen Cultur, einen Blick, den, wie man sich denken kann, die alten israelitischen Nomaden gehabt haben, wenn sie in geringer Entfernung außerhalb der Stadt lagerten, von ihren Zeltplätzen auf stolze Monumente und himmelhohe Thürme sahen, die ihre Zinnen weit über die Mauern der Stadt erhoben. Diese Thürme erschienen ihnen wie eine Herausforderung Jehovas. Die Kenntniß und die Kühnheit, die nothwendig war, um so prachtvoll und so hoch zu bauen, erreichte den Gipfel menschlicher Ueberhebung. Man beleidigte Jehova durch solch einen Mangel an Demuth. Man beleidigt ihn überhaupt, wenn man die Welt und ihre Grundform verstehen will. Er wird nicht die Nebenbuhlerchaft dulden, die darin liegt. Er ist ein eifriger Gott.

Daher die Grundanschauung des Verhältnisses zwischen Gott und Menschen, das Vermessene in dem Verjuche des Menschen, Gottes Absichten und Wege zu erfassen, die uns so ausgeprägt in Hiob begegnet.

Wir sehen, daß das Grundproblem in Hiob die Frage ist, welche die Kernfrage im Judenthum bildet. Wie geht es zu, daß es unter des gerechten Gottes Herrschaft oft dem Schuldbeladenen gut geht und dem Unschuldigen unendlich schlecht? Und wir sahen, daß diese Frage mit ihrer Abweisung beantwortet wird, Jehova weist sie ab, indem er diese Fragestellung allein schon als Vermessenheit ansieht. Es ist anmaßend von dem Menschen, so unwissend, wie er über die Geheimnisse des Daseins und so ohnmächtig, wie er im Vergleiche zu den anderen Geschöpfen Jehovas ist, dessen Plänen und den Mitteln nachspüren zu wollen, die er anwendet, um sie auszuführen:

Wo warst du, da ich die Erde gründete?
Sag' mir es, wenn du Erkenntniß hast!

Wer hat deren Maß gesetzt — du wählst es ohne Zweifel —
Wer spannte die Richtschnur über sie?

.....

Hast du an des Meeres Quellen gestanden?
Bist du auf des Meeres Grund gewandelt?

Haben des Lobes Thore sich dir gezeigt?
Hast du sie gesehen, die Thore der Finsterniß?

.....

Kamst du zu des Schnees Bewahrungsorten?
Zu den Böden, woher der Hagel kommt?

.....

Weißt du den Weg, auf welchem das Licht sich verbreitet,
Und der Ostwind über die Erde fährt?

.....

Hat der Regen einen Vater,
 Wer erzeugte die Tropfen des Thaus?

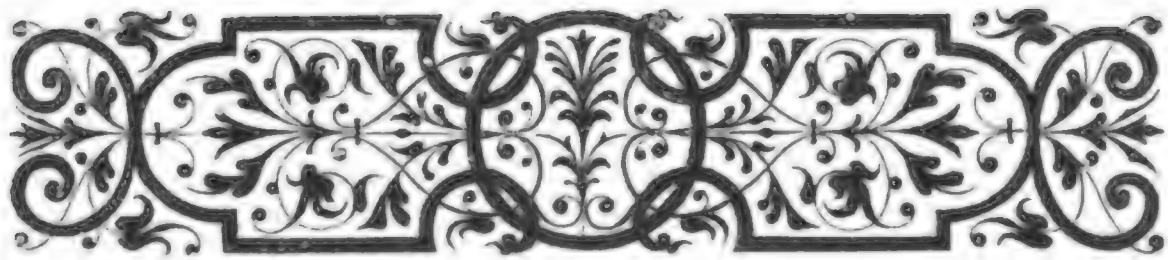
Kenntst du die Geseze des Himmels,
 Und lenkst du dessen Herrschaft über die Erde?

Das ist der Schlusssatz, der immer wiederkehrt. Mit anderen Worten: Der Mensch hat keine Einsicht in das Wesen der Natur, kein Wissen von den Gesezen des Weltalls und darf solches Wissen nicht begehren. Jeder Versuch, zu einer zusammenhängenden Naturerkenntniß und dem vernünftigen Begreifen des Laufes oder der Geseze der Weltenlenkung zu gelangen, wird im Keim erstickt. Keine Wissenschaft konnte auf dem Boden des alten Israel gedeihen, nicht einmal die abstracteste, die elementare Geometrie. Wo im Buche der Könige (7, 23) das große Becken im Tempel Salomos beschrieben wird, ist sein Durchmesser genau auf 10 Ellen angegeben, sein Umfang auf genau 30 Ellen. Diese 2 Zahlen widerlegen einander. Falls die Durchschnittslinie richtig angegeben ist, beträgt der Umkreis 31,415, und so wird noch im Talmud unrichtig angenommen, daß der Umkreis sich zu der Durchschnittslinie wie 3 zu 1 verhält.

Die mathematischen Kenntnisse, die die Grundlage für jede Naturwissenschaft bilden, fehlten den Hebräern gänzlich. Sie erhoben sich nie über die Anfangspunkte der Arithmetik, und ihr höchst unvollkommener Almanach beweist hinlänglich, auf wie niedriger Stufe die Astronomie bei ihnen stand. Propheten und Priester hatten gerade so viel Begriff von Physik, daß sie zuweilen als Wundermänner betrachtet werden konnten, und hier und da haben sie einige Kenntnisse von der ärztlichen Kunst gehabt. So war Hesaias Leibarzt des Königs Hiskia. In Naturgeschichte und Ethnographie verspürt man mitunter etwas Einsicht. Aber Alles, was die Hebräer an wissenschaftlichen Begriffen besessen haben, haben sie augenscheinlich den Aegyptern und Chaldäern entlehnt.

Die religiöse Grundauffassung selbst machte es ihnen unmöglich, Wissenschaft zu erzeugen. Alle Kraft sammelte sich immer mehr auf die Entwicklung des religiösen Grundgedankens und eine diesen beantwortende Geschichtsschreibung und Poesie. Das Buch Hiob steht in dieser Poesie gleichzeitig da als der ausführlichste und der pathetischste Ausdruck sowohl des freien menschlichen Fragens und Zweifelns, das zeitweise zum Aufrührgeiste werden konnte, als auch der religiösen Grundauffassung, die den Keim des Aufrührgeistes ertödtete.





Der Begründer der Völkerpsychologie.

Eine Studie zu Moritz Lazarus' 70. Geburtstage.

Von

Moritz Brasch.

— Leipzig. —

Warum so wenige philosophische Schriftsteller in Deutschland wahrhaft populär geworden sind? Man wird vielleicht die Berechtigung zu dieser Frage in Abrede stellen, indem man geltend macht, daß der wirkliche und echte Denker auf Allgemeinverständlichkeit verzichten muß, da er niemals gewillt sein darf, auf Kosten des tiefern Inhalts formelle Concessionen zu machen. Ich will das Letztere zugestehen, möchte aber doch darauf hinweisen, daß die Schwierigkeit des Verständnisses philosophischer Werke einer doppelten Quelle entspringen kann: der wirklichen Tiefe des gedanklichen Inhalts einerseits oder der mangelhaften Darstellungskunst des betreffenden Schriftstellers andererseits. Dieses Letztere meinte jedenfalls die Frau von Staël, als sie vor nunmehr achtzig Jahren in ihrem noch immer lesenswerthen Buche über Deutschland schrieb: „Le talent de s'exprimer avec méthode et clarté est assez rare en Allemagne: les études speculatives ne le donnent pas.“ Es ist wohl seit der Zeit der Staël etwas besser geworden; aber im Wesentlichen hat das Wort der geistvollen Französin auch für heute noch seine Gültigkeit.

Zu den wenigen deutschen Philosophen der Gegenwart jedoch, deren Schriften weit über die eigentlichen wissenschaftlichen Fachkreise hinaus in's gebildete Publicum gedrungen sind, gehört in erster Linie Professor Moritz Lazarus in Berlin. Ein feinsinniger Denker aus der Schule Herbarths, hat er sich schon vor 40 Jahren selbständigen philosophischen Untersuchungen zugewandt und bei der Bedeutung, welche die Psychologie als Grundwissenschaft in dem Systeme seiner Schule einnimmt, die psychologische

Analyse auch auf andere Gebiete, insbesondere auf Ethik, Aesthetik, Sprachphilosophie, Religionswissenschaft und Cultur- und Sittengeschichte mit großem Erfolge übertragen. Hierbei müssen wir bemerken, daß die Art, wie Lazarus diese psychologische Analyse handhabt, der ruhige, scharfe und feine Blick, wie er die dem gewöhnlichen Auge unzugänglichen und complicirteren Verhältnisse und Beziehungen des menschlichen Seelenlebens entwirrt und darlegt, endlich auch die lichtvolle Klarheit seines Stils allen seinen Werken einen besonderen Werth in der philosophischen Litteratur unserer Zeit verleihen. Lazarus' Hauptwerk: „Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze“ (3. Aufl. 3 Bde., Berlin 1883) hat thatsächlich auch eine große Verbreitung gefunden und sich, zumal in seinen ästhetischen Theilen, in litterarischen und Künstlerkreisen viele Freunde erworben. Dieses Letztere ist erklärlich, da unser Philosoph eigentlich nicht metaphysische Aesthetik schreibt, sondern seine fein eindringenden Schönheitsanalysen an den Kunstwerken selbst, also gewissermaßen unter öffentlicher künstlerischer Controle vollzieht. —

„Das Leben der Seele“ ist keine zusammenhängende, systematische Darstellung der Psychologie als Wissenschaft. Es besteht vielmehr aus einer Reihe mehr oder minder zusammenhängender Monographien aus dem Gebiete der Psychologie, Sprachphilosophie, Aesthetik und Culturpsychologie, welche in sich allerdings kein geschlossenes Ganze einer einheitlichen Weltanschauung darbieten, aber doch die wesentlichsten Principien seiner Philosophie erkennen lassen. Das Werk, wie es jetzt in drei stattlichen Bänden vorliegt, hatte ursprünglich eine durchaus andere Gestalt. Fast vierzig Jahre sind es her (1855), seitdem der damals noch sehr junge Professor in Bern den ersten Band desselben hatte erscheinen lassen. Seitdem hat er fortwährend Veränderungen und Erweiterungen an demselben vorgenommen. Aber diese unaufhörlichen Modificationen sind zu charakteristisch für die ganze Forschungsmethode unseres Philosophen, als daß wir diesem Punkte hier nicht einige Bemerkungen widmen sollten.

Lazarus gehört als Denker, wie schon oben angedeutet wurde, nicht zu den großen philosophischen Systematikern unseres Jahrhunderts, wenn auch anerkannt werden muß, daß er innerhalb seiner Schule seit mehr als vier Decennien eine hervorragende Stelle einnimmt. Er selbst lehnt aber auch den Ruhm ab, seine Weltanschauung, die er nach der psychologisch-ästhetischen Seite hin in bemerkenswerther Weise ausgebaut hat, als ein in sich vollendetes System auszugeben. Er will sich weder mit Trobisch, noch mit Strümpell, noch mit Volkmann, den großen Systematikern der Herbart'schen Schule vergleichen. Vielmehr hält er es für „unthunlich“, das gesammte menschliche Seelenleben in systematischem Zusammenhange darzustellen: gewiß ein beachtenswerthes Geständniß, welches aber ebenso sehr von der gewissenhaften Selbstbescheidung dieses Philosophen zeugt, als es zugleich für die Art und die Methode seiner Studien charakteristisch ist. — Auf

Herbart'schem Boden stehend, weiß er seinen Blick doch frei zu halten von der engen Umgrenzung, die ein bestimmtes System nun einmal mit sich bringt, und Lazarus würde nicht der Begründer einer zwar noch vielfach lückenhaften und des Ausbaues bedürftigen, aber doch neuen philosophischen Wissenschaft, der Völkerpsychologie, geworden sein, wenn die Grenzen der Welt ihm innerhalb der Linien eines bestimmten Systems eingeschlossen dünkten. Indem er aber genöthigt war, das Material zu seinem Neubau von den verschiedensten Seiten her selbst zusammenzutragen und der Fülle einzelner Beobachtungen und Specialstudien die völkerpsychologischen Ideen abzugewinnen, mußte zwar sein Blick für das Einzelne und Interessante an Schärfe und Sinnigkeit zunehmen, aber seine Kraft, diese Menge anziehender und feiner Bautheile zu einem architektonischen Ganzen zu verbinden, hielt dem nicht Stand.

Indeß ist Lazarus' Stellung in der Geschichte der wissenschaftlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts doch so wesentlich bedingt durch seine im Verein mit Hermann Steinthal vollzogene Begründung der Völkerpsychologie, daß wir hier diesem Gegenstand einige weitere Bemerkungen widmen müssen. Es war vor etwas mehr als drei Decennien, daß die beiden genannten Gelehrten die Herausgabe einer vierteljährlichen Zeitschrift unternahmen, welche nach dem Programm sowohl, als nach dem Inhalte der ersten Hefte das höchste Interesse aller Derjenigen erwecken mußten, welche der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit folgten, mehr aber noch aller Derjenigen, welche selbst zum Aufbau der neuen Wissenschaft beitragen zu können hofften. Die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft“ (Berlin 1860—92) sollte aber nicht nur dieser neuen, allerdings noch wenig begrenzten und vielfach schwankenden Disciplin, welche zwischen Culturgeschichte und Psychologie mitten inne steht, zum Organ dienen, sondern zugleich ein Sammelpunkt werden für alle diejenigen Forscher, welche von ihrem Specialgebiet aus irgend welche Beziehungen zur neuen Wissenschaft anknüpfen wollten. Und in letzterer Hinsicht war es nicht nur auf die eigentlichen Psychologen und Geschichtsphilosophen abgesehen, sondern vor Allem auch auf die Männer der Sprachwissenschaft, der Sagen- und Mythenforschung, der vergleichenden Religionswissenschaft, ferner auf die Ethiker und Moralstatistiker, nicht minder aber auch auf die Historiker aller Art, wie die Cultur-, Sitten-, Kunst- und Litterarhistoriker, soweit sie das Bedürfniß fühlen, die völkerpsychologischen Elemente, d. h. die Wirksamkeit des menschlichen Gesamtgeistes, auf ihren speciellen Gebieten einer wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen. Thatsächlich hatte sich auch eine stattliche Reihe von Gelehrten aller der genannten Zweige als Mitarbeiter an der Zeitschrift betheiligigt.

Vor Allem aber gingen die beiden Herausgeber derselben selbst mit gutem Beispiel voran, indem sie, jeder in seinem Gebiete, eine Anzahl Arbeiten veröffentlichten, welche gewissermaßen vorbildlich wurden für alle

Diejenigen, welche durch eigene Untersuchungen zum Aufbau der völkerpsychologischen Wissenschaft beitragen. Insbesondere hat Lazarus in den ersten Bänden der Zeitschrift eine Reihe von Abhandlungen publicirt, welche als grundlegend angesehen werden dürfen. Außer dem einleitenden Programm in Bd. I (S. 61—79), welches Begriff, Wesen und Methode der Völkerpsychologie entwickelt, sind noch folgende größere Aufsätze von ihm zu nennen: „Ueber den Ursprung der Sitten“ (Bd. I), „Verdichtung des Denkens in der Geschichte“ (Bd. II), „Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesamtheit“ (Bd. II S. 393—453), „Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie“ (Bd. III S. 1—94), „Ueber die Ideen in der Geschichte“ (Bd. III S. 385—486) und viele andere kleinere Abhandlungen. Die letztgenannte Studie bietet übrigens neben ihrer grundlegenden Bedeutung für die Völkerpsychologie zugleich einen werthvollen Beitrag zur Philosophie der Geschichte und zur Theorie der Historik dar, dieses trotz aller Blüthe der geschichtlichen Wissenschaften bei uns noch so sehr vernachlässigten und noch gar sehr im Argen liegenden Zweiges derselben. Wir wollen hier nur ergänzend hinzufügen, daß wir neuerdings durch zahlreiche Arbeiten in England, Frankreich und Italien, welche sich an die exacten Werke Buckles, Drapers und Comtes anlehnen, in der Theorie der Historik, trotz der Arbeiten Droysens, Sybels, Doergens und Bona Meyers, bei Weitem schon überflügelt worden sind.

Lazarus' Geschichtsauffassung ist — und dieses müssen wir vorweg bemerken — wesentlich teleologisch und in weiterer Beziehung — theistisch. Von diesem Standpunkte aus, obwohl er sonst wenig zur wissenschaftlichen Polemik geneigt ist, wendet er sich sowohl gegen die speculativ-dialektische Geschichtsbehandlung Hegels und seiner Schule (Michelet, Biedermann, Conrad Hermann u. A.), als auch gegen August Comte und Thomas Buckle und ihre Schulen, deren causal-mechanischer Mechanismus in der Geschichte zwar der mechanischen Atomistik der heutigen naturwissenschaftlichen Weltanschauung entspricht und zu Letzterer gewissermaßen das Pendant in der wissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart bildet, den er aber doch als „anti-ideal“ verwirft.

Lazarus gelangt zu einem Einblick in seine Wissenschaft von drei verschiedenen Standpunkten aus: von einem psychologischen, einem anthropologischen und einem geschichtlichen. Der erste der genannten Standpunkte ist der wesentlichste und dringt am tiefsten in die Sache ein; und doch ist gerade er bisher am wenigsten beachtet worden. Es ist in unserer Zeit ganz allgemein und auch unter wissenschaftlichen Männern — Historikern, Ethnologen, Philosophen und Juristen — die Rede vom „Volksgeist“ und von verschiedenen „Volksgeistern“. Soll dieses aber einen wissenschaftlichen Sinn haben, so muß dieser Begriff selbst eine Stelle in der Wissenschaft haben, wo sein Inhalt, Umfang und seine Bedeutung in Form wissenschaftlicher Erkenntniß gewonnen und festgestellt wird. Diese Stelle müßte offenbar, da von einem „Geiste“ gesprochen wird, in der Wissenschaft des Geistes,

in der Psychologie, sein. Vergebens suchen wir aber in den bisherigen Wissenschaften danach: in der Geschichte, in der Geschichtsphilosophie, in der Geographie, in der Sprachwissenschaft wird der „Volksgeist“ genannt, aber gerade hier, wo man es doch erwarten sollte, geht man seiner Erörterung aus dem Wege. Nun lehrt aber die Psychologie, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, und weil er nur im Zusammenhange mit seines Gleichen Das werden und Das leisten kann, was er sein und leisten soll, bestimmt nicht durch irgend welche von Außen her kommende religiöse oder ethische „Postulate“, sondern durch seine physisch-psychische Natur. Was wir „Geist“ nennen, das ist das gemeinsame Erzeugniß der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung des Geistes aber ist „das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen“. Also ist der Mensch zum gesellschaftlichen Leben bestimmt, und der Einzelne ist nur insoweit Mensch — als er in der Gemeinsamkeit lebt, als er am Leben der Gattung participirt. Nun besteht diese Antheilnahme am Leben der menschlichen Gattung nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit. Daher ist der Einzelne, welcher an der gemeinsamen Geistesbildung participirt, nicht nur durch seine Zeitgenossen, sondern noch mehr durch verflossene Jahrhunderte und Jahrtausende bestimmt und von ihnen abhängig im Denken, Fühlen und Wollen. Der Zusammenhang nun, in welchem der Einzelne zu seinen Zeitgenossen wie zu den verstorbenen Individuen der Vergangenheit steht, ist nicht von gleicher Innigkeit; innerhalb des großen Kreises der Gesellschaft bilden sich kleinere Kreise und immer engere Gemeinschaften bis zur Familie: Kreise, welche sich vielfach berühren und schneiden. Dies ist der Grund für die mannigfaltige Complicirtheit in den Verbindungs- und Trennungsverhältnissen der Menschheit. Dem entspricht die nach Richtung und Innigkeit unendliche Verschiedenheit in der Theilnahme des Einzelnen am Gesamtgeiste und die unendliche Verschiedenheit der Individualitäten. Aber trotz aller Verschiedenheit der Individuen — nach Art und Intensität der Persönlichkeit — sind sie doch immer in ihrer Entwicklung durch die räumlichen Verhältnisse eines bestimmten Ortes, und durch die zeitlichen eines bestimmten Zeitpunktes, also durch einen besonderen Volks-, Familien- und Standesgeist, sowohl nach dem Grade ihrer möglichen Bildung, wie auch nach Inhalt und Form des Geistes bedingt. Nicht nur sein Wissen, sein Gewissen, sein Fühlen und sein Wollen, sondern auch sein Thun und sein Genießen, sein Empfangen und darum auch sein Schaffen ist mit seiner Geburt an diesem Punkte der geistigen Gesamtentwicklung im Voraus bestimmt.

Der verehrte Leser, der mit mir dem Gedankengange unseres Philosophen bisher aufmerksam gefolgt ist, wird nicht verfehlen, gerade an den letzteren Punkt eine Reihe von Fragen zu knüpfen, welche ebenso viel Probleme enthalten, von denen das wichtigste jedoch das der Möglichkeit

einer sittlichen Freiheit des Einzelnen ist. Doch müssen wir — des mangelnden Raumes wegen — diese Frage hier bei Seite lassen und fahren in der Analyse der Ideen fort, durch welche Lazarus die Völkerpsychologie wissenschaftlich zu begründen bemüht war.

Der Psychologie, als Wissenschaft von der individuellen Seele, steht die Völkerpsychologie, als Wissenschaft vom Volksgeiste, d. h. als Lehre von den Elementen und Gesetzen des geistigen Völkerlebens gegenüber. Was ist nun das innerste Wesen dieses Volksgeistes? Soll derselbe kein inhaltsleeres Wort, sondern die Quelle, das Subject, der Träger aller inneren und höheren Thätigkeiten der Volksgesamtheit sein, so muß die Auffassung des Volksgeistes die Totalität aller seiner Erscheinungen umfassen. Die Völkerpsychologie ist nicht, wie Herbart gemeint hat, „eine politische Grundlehre“, vielmehr verhält sie sich zur Politik, wie etwa die Psychologie zur Pädagogik oder zur Aesthetik. Völkerpsychologie und Politik sind Beide auf denselben Gegenstand, auf die Kräfte des Volksgeistes, gerichtet: aber während Jene nur erkennen will, will Diese leiten und wirken. Die Völkerpsychologie ist eine rein theoretische Wissenschaft, die Politik aber ist die Ethik der Völker und eine Technik der Staaten (Staatskunst). — Aber wie die Seele im Leibe wohnt und mit ihm auf's Innigste verknüpft ist, so wohnt der Volksgeist in den gesellschaftlichen Einrichtungen und Institutionen der Gesellschaft. Jeder Staat ist die individuelle äußere Ausprägung eines individuellen Inneren. Völkerpsychologie und Politik setzen daher einander voraus: um Thatfachen des geistigen Lebens eines Staates und um Thatfachen der äußeren Politik zu begreifen, müssen sie zusammenwirken. Aber der Volksgeist führt kein außerhalb der Einzelnen gesondertes Dasein: er lebt in den Individuen. Er macht daher — und dies sind seine Functionen — dieselben Grundproceffe, wie Hemmungen, Verschmelzungen, Apperceptionen und Verdichtungen durch, wie die individuelle Seele. Aufgabe der Völkerpsychologie ist es daher, diese Verhältnisse, welche bestehen, theils zwischen den Elementen des Volksgeistes als Einheit gedacht (z. B. das Verhältniß zwischen Religion und Kunst, zwischen Staat und Sittlichkeit, zwischen Sprache und Intelligenz), theils zwischen den Einzelgeistern, die das Volk bilden, wissenschaftlich zu erkennen. — Dieses „zwischen den Elementen des Volksgeistes“ ist freilich etwas schwer zu denken und erinnert fast an Epikurs Götter, welche zwischen den körperlichen Atomen (*intermundia*, *μετακόσμια*) in ewiger, seliger Ruhe wohnen sollen. — Der Volksgeist besteht in den einzelnen Geistern, sagt Lazarus, welche zum Volke gehören. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber, daß der Volksgeist seine Substanz in den einzelnen Geistern hat, ist eine wissenschaftliche Untersuchung über seine Wirksamkeit allein möglich; denn die Philosophie der Geschichte redet immer von neuen Principien, die in die Welt kommen und wirken. Wie aber wirken denn Principien, wenn nicht auf die einzelnen Geister? Von einer Volksseele, nach der Analogie des Gedankens einer

Weltseele, haben wir keine irgendwie in der Erfahrung gegebene Erkenntniß. Wir würden uns deshalb völlig vergeblich bemühen, von irgend welchen Gesetzen ihrer Erscheinung und ihrer Entwicklung zu reden. Durch die Beobachtung des Einzelnen also muß untersucht werden, was es heißt, daß neue Principien entstehen. Man muß zu diesem Behufe wissen, wie sie im Einzelnen sich bilden oder zur Geltung kommen und wie sie wirken. Dann aber wird es auch weiter nothwendig, über den Einzelnen hinauszugehen. Denn wenn nun die reale Wirksamkeit in demselben vor sich geht, wie und wodurch ist die Wirkung im Allgemeinen, in der Gesamtheit? Hier muß man die Circulation der Ideen, die gewissermaßen chemische Umwandlung derselben aus dem Laufe derselben durch den psychischen Organismus des Volksgeistes begreifen; die Umwandlung, welche diese selbst erfährt, die Endosmose der Ideen, muß erkannt werden.

All Das erfordert Analysen des historischen Geschehens, welche, als Anforderungen hingestellt, unmöglich erscheinen und in der That große Schwierigkeiten haben. So aber erscheint es bei zusammengesetzten Erscheinungen überall. Der Mensch hat Blut; was ist da zu analysiren? so fragte man sich wohl auch. Der Mensch sieht die Dinge, Sprechen und Verstehen findet statt; auch hier fragte man, was zu analysiren sei. Und doch bestehen die Erkenntnisse, welche wir über diese Prozesse gewonnen haben, nur in der Analyse derselben.

Doch hier müssen wir uns wieder eine kleine Zwischenbemerkung gestatten: Chemische Veränderungen, „Vertheilung des Blutes durch den Organismus“, „Endosmose der Ideen“ — dies Alles sind nur Bilder, die der Physiologie entlehnt sind. Aber wo wir eine Erklärung von Processen im psychischen Organismus erwarten, können uns diese Analogien aus dem physiologischen Leben Nichts klar machen und weder ein „gleichsam“, noch ein „gewissermaßen“ führt uns zum ersehnten Ziele. — Es verhält sich dies ganz ebenso wie in dem Verfahren mancher modernen Sociologen (z. B. Albert Schäffles in Tübingen), welche zur Erklärung gesellschaftlicher Vorgänge eine Menge terminologischer Ausdrücke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften heranziehen. Er spricht z. B. vom „Bau“ und den „Functionen“ des socialen Körpers, von „Verdaunungs- und Circulationsprocessen des socialen Stoffwechsels“, von den „Zellen“ gesellschaftlicher Organismen u. dergl. So lange die Sociologen uns aber nicht vorher beweisen, daß die socialen Gesetze und die Prozesse und Gesetze in der Natur ganz identisch seien, werden mit solchen Bildern und Analogien keine exact wissenschaftlichen Wahrheiten erkannt, sondern höchstens der Schein exacter Wissenschaftlichkeit erreicht.

„Wollen wir,“ fährt Lazarus fort, „das Wesen des Volksgeistes wissenschaftlich begreifen, so müssen wir uns Dessen bewusst werden, was er mit dem Individualgeist Gemeinsames und was er Verschiedenes von ihm hat. So verfährt auch unser Philosoph. Für das Erstere citirt

er einen Ausspruch Herbarts: „Wenn im öffentlichen Leben ein Wechsel von Functionen die bürgerliche Ruhe stört, so lag das Vorbild nicht bloß, sondern selbst der Ursprung hiervon offenbar in dem Tumult der Leidenschaften, die in den Gemüthern gähren.“ Im Gesamtgeist also, folgert Lazarus, verhalten sich die Einzelgeister so, wie sich im Individuum die einzelnen Vorstellungen oder überhaupt geistigen Elemente verhalten. — In Betreff der Verschiedenheit zwischen dem individuellen und dem Gesamtgeiste äußert sich unser Philosoph folgendermaßen:

„Die Grundverschiedenheit zwischen beiden besteht offenbar zunächst darin, daß im Individuum die großen und oft sehr disparaten Massen der Vorstellungen durch die Einheit des Subjects zusammengehören; im Volksgeist aber entspringt umgekehrt die Einheit des Subjects nur aus der Gleichheit oder Vereinbarkeit des Inhalts in den Individuen. Wir lassen es dahingestellt, daß auch innerhalb des Volksgeistes oft genug von den Gegensätzen die Rede ist und sein darf, die er in sich birgt, ohne daß wir darum die wirkliche Einheit desselben aufgehoben sehen, und daß umgekehrt auch innerhalb der Einheit des Individuums als Subject, in ihm, als thätiger Geist betrachtet, eine Gegensätzlichkeit und Zerrissenheit sich ausbilden kann, gegen welche die Subjectseinheit keinen Schutz bietet. Wir weisen vielmehr nur darauf hin, daß beim Individuum, falls es in einer Weise entwickelt wäre, die Masse der Vorstellungen in ihm eine solche Einheit bilden, daß die Einheit des Subjects ganz gleichgiltig würde, daß sie als Factum und nicht als Grund für jene innere Einheit bestände, daß sie die That, aber nicht den Werth der Einzelheit bezeichnete. Wie sich also über dem ursprünglichen Bande der Seeleneinheit das höhere Band der geistigen Thätigkeit webt, das im Inhalt und in der Form derselben seinen Ausdruck findet: so auch entwickelt sich umgekehrt im Volksgeiste außer der Gleichheit und Einheit des geistigen Geschehens die Einheit der Existenz.“

Soweit in aller Kürze die psychologische Begründung der neuen Wissenschaft, soweit sie Lazarus in jenem Programm entwickelt.

Neuerdings ist indeß von verschiedenen Forschern gegen das Princip und die Methode der Völkerpsychologie, z. B. Ed. von Hartmann, (Zeitschr. f. Philos. u. philos. Kritik Bd. 58), Prof. Hermann Paul in Freiburg („Principien der Sprachgeschichte“), insbesondere aber von Prof. Wilhelm Wundt in Leipzig („Philosophische Studien“ Bd. IX., S. 1—127) Widerspruch erhoben worden. Der Letztere insbesondere macht geltend, daß Lazarus-Steinthal, welche mit der Begründung der Völkerpsychologie den ursprünglichen Standpunkt Herbarts verlassen haben, den Fehler gemacht hätten, daß sie doch die einzelnen Voraussetzungen Herbarts beibehalten, indem sie zwar immer von Einzelprocessen auch in der individuellen Seele reden, aber gleichwohl allen ihren Erklärungen die Herbart'sche Idee eines Vorstellungsmechanismus, welcher eigentlich alle Entwicklung

ausschließt, zu Grunde legen. Auch in Bezug auf die Stellung der Völkerpsychologie in der Reihe der Wissenschaften, wie sie Lazarus formulirte, hat Wundt beachtenswerthe Einwürfe erhoben, indem er meint, daß die Vertreter der Geschichte und der verschiedenen anderen Geisteswissenschaften mit der ihnen hier zugeordneten Rolle nicht zufrieden sein werden, da ihnen doch gegenüber der Völkerpsychologie die „Leistung von Handlangerdiensten zugemuthet“ werde. Lazarus-Steinthal hatten nämlich die historischen mit den Naturwissenschaften in Parallele gestellt und nach Analogie des Verhältnisses, welches zwischen der beschreibenden Naturgeschichte (Mineralogie, Botanik, Zoologie) und der erklärenden Naturlehre (Chemie, Physik, Physiologie) obwaltet, eine ähnliche Beziehung zwischen der Geschichte, als einer Art beschreibenden und schildernden Naturgeschichte des Geistes und der Völkerpsychologie als einer Art erklärender Naturlehre des geschichtlichen Lebens der Menschheit statuirt. Denn im Sinne Lazarus-Steinthals bleibe, trotz der schätzbaren Vorarbeiten, welche Culturohistoriker, Philologen und Sprachforscher liefern, immer noch die Aufgabe bestehen, aus den so gewonnenen Thatsachen „allgemeine Gesetze“ zu finden, wozu ja in erster Linie die Völkerpsychologie berufen sei. Wundt aber verwirft diese ganze von Lazarus vorgeschlagene Arbeitstheilung, weil diese nicht mehr den wirklichen wissenschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart entsprechen. „Wohl ist alle Geschichte,“ sagt der Leipziger Psychophysiker, „wenn man will, Darstellung der gewordenen Wirklichkeit im Reiche des Geistes. Aber nimmermehr kann eine solche Darstellung auf die Causalklärung des Geschehens Verzicht leisten. Neben der umfassenden Berücksichtigung der äußeren Naturbedingung beleißigt sich daher jede historische Disciplin der psychologischen Interpretation. Ob es freilich jemals gelingen wird, „Gesetze des geschichtlichen Geschehens“ von ähnlichem Charakter wie die Naturgesetze zu finden, kann füglich bezweifelt werden. Wenn dies aber möglich sein sollte, so würde sie sich ganz gewiß nicht das Recht nehmen lassen, sie aus der umfassenden Kenntniß der Thatsachen selbst abzuleiten.“

Dieser letzte Punkt in dem Einwande Wundts ist meines Erachtens doch hinfällig. Denn mag der Historiker über den größten Umfang geschichtlicher Thatsachen verfügen, so wird dieser doch zur Auffindung von „Gesetzen“ des historischen Geschehens nicht ausreichen; denn er muß zu diesem Behufe einen über alle geschichtlichen Thatsachen hinausgehenden Standpunkt gewinnen, und diesen kann er nur mit Zuhilfenahme anderer die bloß geschichtliche Betrachtungsweise ergänzender Disciplinen erlangen. Im Uebrigen hat Steinthal selbst in einer ebenso scharfsinnigen als geistreichen Abhandlung („Zeitschr. f. Völkerpsychologie“, Bd. 17, Heft 3) Wundt geantwortet und seine Einwürfe zu entkräften gesucht. In Bezug auf die vermeintlichen „Handlangerdienste“, zu welchen die anderen Wissenschaften der Völkerpsychologie gegenüber verurtheilt sein sollen, fragt Steinthal: „Mit der Mineraloge der Handlanger des Chemikers, der Physiologe der des Physikers?“

Nicht minder bedeutungsvoll und zu interessanten Ausblicken führend wie der psychologische, ist der anthropologische, resp. ethnologische Standpunkt, d. h. der Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Erörterung der Differenz der Volkscharaktere, von welchem aus Lazarus seine Wissenschaft ansieht. Was speciell den ethnologischen Standpunkt betrifft, so unterscheidet Lazarus gegenüber Carl Ritter und Wilh. von Humboldt, den beiden Vorläufern auf diesem schwierigen und complicirten Gebiete, eine physische und eine psychische Ethnologie, und die letztere ist eben die Völkerpsychologie.

Der dritte, der historische Standpunkt, von welchem aus unser Forscher seine neue Wissenschaft zu begründen sucht, ist der gehaltreichste, aber auch derjenige, wo der aufmerksame Leser die meisten Fragezeichen an den Rand schreiben möchte. Ueberall drängen sich hier neue Zweifel, neue Fragen und Probleme auf. Auch vielfache Collisionen mit anderen, schon bestehenden und zum Theil altberühmten Disciplinen sind hier unvermeidlich. Doch müssen wir uns ein näheres Eingehen auf alle diese interessanten Einzelfragen, von wie großem, insbesondere methodologischem Werthe ihre Erörterung auch wäre, hier versagen. Sicherlich ist dieses oder jenes dieser Specialprobleme in den späteren Bänden der leider jetzt eingegangenen „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ eingehend behandelt worden. — Doch können wir uns nicht enthalten, hier auf die tiefgreifende Erörterung noch hinzuweisen, welche Lazarus in Bezug auf das innere Verhältniß zwischen der von ihm begründeten Wissenschaft der Völkerpsychologie und der zwar älteren, aber nicht minder unfertigen, widerspruchsvollen und lückenhaften Philosophie der Geschichte anstellt:

„Wie die Biographie der einzelnen Persönlichkeit auf den Gesetzen der individuellen Psychologie beruht, so hat die Geschichte, d. h. die Biographie der Menschheit, in der Völkerpsychologie ihre rationale Begründung erhalten . . . Man glaube nicht, daß diese Aufgabe von der Philosophie der Geschichte schon gelöst, oder daß ihre Lösung von derselben zu erwarten sei. Daß sie ihr oft vorgeschwebt habe, ist allerdings anzuerkennen; allein sie hat, statt der Entdeckung der Gesetze der Völkerentwicklung, meist nur eine übersichtliche und räumliche Darstellung des geistigen Inhalts, der Quintessenz der Geschichte, gegeben, wobei denn auch gewöhnlich von einem bestimmten Begriff ausgegangen wurde, welcher als die Idee und das Ziel der Menschheit von vornherein festgestellt war, das zu erreichen der Gang der Geschichte sei. So kam es ihr denn auch mehr darauf an, den Geist der einzelnen Völker summarisch zu schildern, um dann besonders die relativen Fortschritte von einem zum andern in's Auge zu fassen und so ein concentrirtes Bild der gesammten Menschheit zu gewinnen*). Davon, daß auch die Zukunft schon mit hineinprophesiert

*) Lazarus selbst hat später einen Beitrag zu einer derartigen Philosophie der Geschichte geliefert in seiner geist- und gehaltvollen Schrift: „Ueber die Ideen in der

wurde, wollen wir hier nicht reden. So viel ist gewiß, daß nicht die Gesetze der Entwicklung, sondern vielmehr eine Schilderung derselben allemal die Hauptsache war. Nur einzelne Bemerkungen zielten darauf hin, vielfach wiederholte historische Thatfachen als gesetzmäßig zu bezeichnen. . . Die Völkerpsychologie kann nur von den Thatfachen des Völkerlebens ausgehen, aus der Beobachtung, Ordnung und Vergleichung der Erscheinungen allein kann sie hoffen, die Gesetze des Völkerlebens zu finden. Daß eine „Construction“ der verschiedenen Volksgeister und der aufsteigenden Kräfte nach irgend welchen fertigen Kategorien keinerlei Art wissenschaftlich begründeter Resultate abgeben kann, wird man heutzutage gern zugestehen. Die „Construction“ kann sich — geistvoll behandelt — ganz dem Gesetze der Wirklichkeit fügen, finden wird sie es nimmermehr!“

Das Letztere ist vollkommen zutreffend und wir haben aus der Hegelschen Schule genug solche Versuche erhalten (z. B. Bruno Bauers geschichtsphilosophische „Constructionen“ der letzten vier Jahrhunderte), welche obige Bemerkung rechtfertigen. Und doch möchten wir unserm verehrten Freunde gegenüber geltend machen, erstens, daß nicht alle Geschichtsphilosophie bisher nur apriorische „Construction“ gewesen ist. Wir erinnern hier nur an Herders schönen, mehr descriptiven Versuch, das allmähliche Wachsthum der Humanitätsidee im Geschichtsproceß nachzuweisen, oder an Josias von Bunsens großes, freilich etwas stark christianisirendes Werk „Gott in der Geschichte“ (3 Bde.). Weder der Eine noch der Andere wollte „construiren“. Freilich ist es richtig, daß alle diese, der alten Schule angehörenden Forscher, mehr den Inhalt des Geschichtsproceßes schildern, als historische Gesetze finden wollen. Aber die der neueren Schule Buckles angehörenden Bemühungen Lecky's, Drapers, Bagahots, Edward Tylors u. A., die historischen Entwicklungs Gesetze zu finden, dürfen doch nicht so ganz mißachtet werden. Freilich sind es mehr als 30 Jahre her, seitdem Lazarus Obiges geschrieben hat. Und seit dieser Zeit hat sich auch auf geschichtsphilosophischem Gebiete Mancherlei verändert.

Wir haben oben darauf hingewiesen, daß Lazarus' Geschichtsanschauung eine teleologisch-theistische sei. Wüßten wir dies nicht aus seinen sonstigen ethischen und religionsphilosophischen Arbeiten, aus seiner Völkerpsychologie erführen wir es nimmer: und dies halten wir für einen Beweis für den wissenschaftlichen Charakter dieser seiner Disciplin, die nur darauf ausgeht, die Gesetze der Völkerentwicklung aufzusuchen, ohne sich hierbei von der theologisch-religiösen Voraussetzung einer göttlichen Vorsehung und Weltregierung stören oder fördern zu lassen.

Die Begründung der Völkerpsychologie ist die Hauptthat in dem wissenschaftlichen Leben unseres Philosophen. Sie ist gewissermaßen seine genialste

Geschichte“, welche ursprünglich in Bd. III seiner „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, später aber (1872) auch in Buchausgabe erschienen ist.

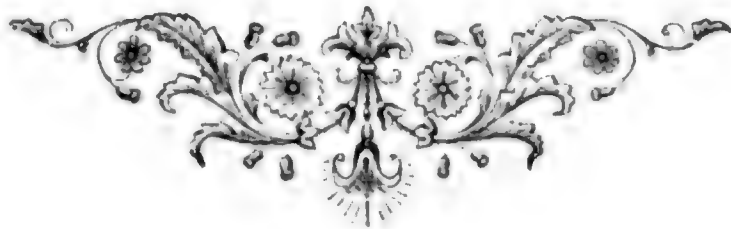
Jugendleistung, obgleich dieselbe nach Lazarus angeblich sich immer noch innerhalb des Geistes und der Grundvoraussetzungen seiner Schule bewegen soll (vergl. Herbart's „Lehrbuch zur Psychologie“, 2. Ausg. S. 240 und dessen Ges. W. Bd. IV. S. 31). „Herbart war,“ sagt Lazarus, „nahe daran, die Völkerpsychologie zu finden . . . er ist an ihr vorübergegangen.“ Aber die wesentliche Ausbildung seiner Lehre hat Lazarus doch Anderen, insbesondere dem scharf- und feinsinnigen Professor Hermann Steinthal, seinem Schwager und Mitherausgeber der genannten Zeitschrift, überlassen. Schon Lazarus' Vielseitigkeit der geistigen Interessen ließ ihn nicht bei einem einzelnen Gegenstande lange beharren. Ab und zu kehrt er wohl zu dem völkerpsychologischen Ideenkreise zurück, wie manche anziehende Monographie zur Psychologie der Sitten in seinem Hauptwerke „Das Leben der Seele“ beweist, im Großen und Ganzen aber ist später seine Aufmerksamkeit durch andere Fragen absorbiert. Zu diesen gehören z. B. die ästhetischen Probleme. Auch hier tritt Lazarus nicht als Systematiker auf. Vielmehr wird er durch gewisse litterarische und künstlerische Zeitströmungen veranlaßt, sich diesen Fragen zuzuwenden. Die früher mehr theoretisch discutirte, seit Richard Wagners Auftreten aber praktisch, ja actuell gewordene Frage über die Zusammenwirkung verschiedener Künste (Poesie, Musik, Malerei, Architectur, Plastik, Tanz und Mimik) zu einem in seiner Wirkung gesteigerten gemeinsamen Kunstwerke (das sogenannte „Kunstwerk der Zukunft“ Wagners) gab auch unserem Philosophen Veranlassung, alle diese hier einschlägigen ästhetischen Fragen einer eindringenden Untersuchung zu unterwerfen. Die betreffende Monographie von fast 300 Seiten nimmt jetzt fast die ganze erste Hälfte des dritten Bandes seines Hauptwerkes ein. Hierbei tritt nun Lazarus ganz und gar aus dem Rahmen seiner Schule hinaus, und in völliger Unbefangenheit erkennt er die ästhetischen Leistungen der ihm sonst antipathischen Hegel'schen Schule, also solcher Männer, wie Vischer, Werder, Schasler u. A. an. Bei der unglaublichen Verwirrung, die in der heutigen Litteratur- und Kunstkritik über die ästhetischen Principienfragen herrscht, möchte ich unsere gebildeten Leser auf die genannte Monographie in Bd. III noch ganz besonders hinweisen.

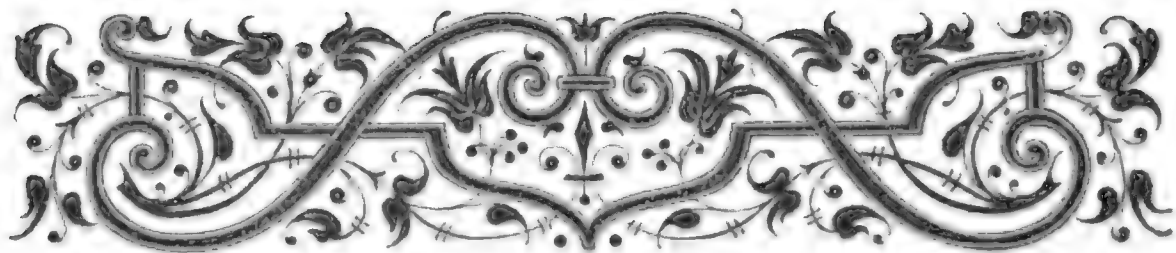
Stets haben die ethischen, politischen und nationalen Zeitfragen das Interesse unseres Philosophen geweckt. Er steht als Denker zwar über seiner Zeit, zugleich aber mitten in derselben. Ihre Strebungen und Gegensätze, ihre Leidenschaften, Kämpfe und Ideale finden in ihm einen verständnißvollen Interpreten und Kritiker, indem er bald die Zeichen und Aeußerungen eines verhüllten Zeitgeistes sinnig deutet, bald aber auch den Sünden und Gebrechen einer verirrten Volksströmung zornig entgegentritt. Aber selbst dort, wo er polemisch auftritt, zeigt er niemals ein agitatorisches Element: er bleibt der ruhige Denker, welcher überzeugen, aber nicht durch allerlei Stilkünste blenden und überrumpeln will. Lazarus hat seine hierher gehörigen Reden und Abhandlungen in mehreren Bänden, welche einen weiten Leserkreis gefunden

haben, gesammelt und herausgegeben: „Ideale Fragen“ (3. Aufl. 1884), „Was heißt national“ (2. Aufl. 1880), „Unser Standpunkt“ (1881), „Treu und frei“ (1887): Producte eines sittlich feinen, hochgestimmten idealen Sinnes, eines warmen und humanen Empfindens, in eine edle und abgeklärte Form gebracht. In ihnen spricht mehr der Weise und der Seher als — der Volkstribun. Heute aber kann leider nur der Letztere auf ein großes Publicum zählen. — Schließlich erwähnen wir noch ein sinniges Büchlein von ihm, halb pädagogisch, halb ästhetisch: „Die Reize des Spiels“ (1883).

Lazarus als akademischer Lehrer entspricht ganz dem Schriftsteller Lazarus. Er verfügt weder über den schneidig pointirten, zuweilen an's Kofette grenzenden Ton Dubois-Reynolds, noch hat er das komödiantische Pathos Michelets, noch das mathematisch-monotone Einerlei des Helmholtz. Wie in seinen Werken die objective, kühle, reservirte, fast höfliche Haltung nur selten durch ein ethisirendes, zu feierlicher Getragenheit des Stils sich steigendes Element durchbrochen wird, so ist auch sein mündlicher Vortrag, dem wir freilich hassenswerthen und gemeinen Zeitercheinungen gegenüber oft einen kräftigeren Ton wünschten. Er prahlt auch nicht mit der Fülle des Wissens, wie mancher seiner akademischen Collegen, er reizt nur selten hin, aber immer fesselt er seine Zuhörer durch den psychologischen Tiefblick und den ästhetischen Feinsinn seines Vortrages — und so ist auch seine persönliche Erscheinung: der weiche, blondgelockte Christuskopf ist freilich längst ergraut, aber er zeigt doch noch die edlen Linien des echten Idealisten. Und der einst so seelenvolle und feurige Blick dieses großen blauen Auges, durch welches unser Philosoph in seinen Jugendjahren so manches Frauenherz gerührt haben mag, ist noch nicht erloschen, aber hart und scharf geworden, wie der eines Criminalrichters.

Am 15. September d. J. begeht Moritz Lazarus seinen 70. Geburtstag: ein arbeitsreiches Gelehrten- und Denkerleben liegt hinter ihm. Mögen ihm noch viele Jahre im Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit vergönnt sein!





Philosophen und Astronomen des XVII. Jahrhunderts und die ethische Seite der Musik.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Wer von den Werken der Großmeister der griechischen Philosophie auch nur eine oberflächliche Kenntniß besitzt, der wird es wissen, welchen hohen Rang darin die Musik als seelenerziehendes Mittel behauptet. Insonderheit ist es Platon, welchem die Musenkunde (*μουσική* — Musik, Poesie und Orchestik umfassend —) als das eiserne Fundament aller Erziehung zu Staatsbürgern gilt.

Nicht nur sein „Staat“, noch vielmehr seine „Gesetze“ gehen in ihren praktischen wie theoretischen Staatsbetrachtungen stets von der Musik aus. Die Musik ist das bleibende Symbol all' seiner Staatsweisheit.

Diese musische Begeisterung, kraft welcher die Musik das Alpha und Omega aller staaterhaltenden Erziehung ist, ging im Zeitalter der Renaissance vom göttlichen Platon auf die philosophischen und musikalischen Geister dieser Zeiten über.

Waren es im XVI. Jahrhundert mehr die philosophisch gebildeten Tonkünstler, Theologen und Dichter, welche in solchem platonischen, oder auch aristotelischen und pythagoräischen Sinne die Musik verherrlichten, so sehen wir im XVII. Jahrhundert die Philosophen und Astronomen selbst hierbei in den Vordergrund treten.

Die Musik-Philosophie oder Musik-Aesthetik im weiteren Sinne ist ja auch bei uns im Ganzen nur erst fragmentisch behandelt; namentlich ist hier das XVII. Jahrhundert noch eine vollständige terra incognita für die Musikgeschichte. Kaum daß ein Musiker oder Musikhistoriker eine Ahnung

davon hat, daß Philosophen, wie Bacon von Verulam, Cartesius und Leibniz, oder Astronomen bezw. Mathematiker wie Kepler, Gassendi und Huyghens sowohl über die mathematische, physiologische, als auch über die ethische Seite der Musik erstaunliche Dinge niedergeschrieben haben.

Im Folgenden soll nun aus den musikwissenschaftlichen Werken eben-
genannter Denker ein kritischer Ueberblick über alles das dargeboten werden,
was dieselben über die ethische Seite der Musik vorgetragen haben.

Man beherzige jedoch, daß gerade im XVII. Jahrhundert der Wort-
begriff „Ethik“ ein weit umfassenderer wird, als in den früheren Jahr-
hunderten. Nemet ja Spinoza, der Hauptphilosoph dieses Jahrhunderts,
sein gesamntes Weltssystem: Ethik. Darnach ist die Ethik als die Ganzheit
aller Weltordnung anzusehen. — Dieser Neigung, den Zusammenhang des
Univeriums als Ethik in höherem Sinne zu bezeichnen, schließen sich auch
die großen Astronomen des Jahrhunderts an, die sich nun mit besonderer
Vorliebe der Sprache und des Geistes der Musik bedienen, um ihre der-
artigen Gedanken auszudrücken.

So erlebt das XVII. Jahrhundert ein besonderes Wiederaufblühen des
Pythagoräismus in der Musik mit der Harmonie der Sphären, wie sie die Neu-
Pythagoräer und ebenso der Schöpfer des Ptolemäischen Weltsystems dargestellt
haben. Das XVII. Jahrhundert wird so gerade eine höchst bedeutende
Epoche der Musikphilosophen, der Musikmathematiker und besonders der
Musikastronomen.

Den Reigen eröffne der Staatsmann und Philosoph Bacon von Veru-
lam, der von 1561—1626 lebte.

Der Verfasser des „Novum organon“, einer der Hauptväter aller
empirischen Philosophie, widmete auch der Musik seine vielseitige Geistes-
kraft. In seinem ziemlich umfangreichen Werke: *Silva silvarum sive*
Historia naturalis in decem Centurias distributa ist der musikalischen
Kunst, vornehmlich in akustischer und mathematischer Beziehung, ein weites
Feld eingeräumt. — Es ist ein ursprünglich englisch geschriebenes Werk,
das jedoch in der lateinischen Uebersetzung von Jakob Gauter (1648) am
meisten bekannt geworden ist. Von den zehn Centurien, in die das ganze
Werk zerfällt, beschäftigen sich die 2. und 3. Centurie mit der Musik.

Bacon verherrlicht besonders die theoretische Behandlung der Musik.
Sein leitender Gedanke ist folgender (a. a. O. p. 83)*): „Auf mannigfache
Weise und nicht unglücklich ist die Praxis der Musik bisher bebaut worden;
die Theorie hingegen, vornehmlich diejenige, welche die Ursachen der Praktik
enthält, nur ganz obenhin (admodum perfunctorio) berücksichtigt worden.
Denn sie ist auf gewisse mystische Subtilitäten beschränkt worden, von denen

*) Die Uebersetzungen werden hier auf Grund der lateinischen Ausgabe von
Gauter vorgeführt.

weder der Gebrauch noch die innere Wahrheit mit Sicherheit feststeht. Darum werden wir unserer Gewohnheit gemäß die contemplative Seite mit der activen (praktischen) verbinden.“

Die interessanten Dinge, die nun ein Bacon im weiteren Verlaufe über den Ton, die Consonanzen, Dissonanzen, über den Bass im Gegensatz zum Discant und über die anderen oberen Stimmen mittheilt, haben uns hier nicht zu beschäftigen, sondern nur Das, was bei aller empirischen, streng wissenschaftlichen Betrachtung Bacon's dennoch für den ethischen Geist des Tones zum Vorschein kommt.

So ist unserem Philosophen die Musik namentlich ein Symbol der Ordnung. Diesen Gedanken entwickelt Bacon in dieser originellen Weise (Caput 111, p. 89):

„Die Ursachen des Tones, inwiefern derselbe den Ohren angenehm oder unangenehm erscheint, können aus all' den Dingen illustriert werden, die unser Auge (visum) ergötzen oder verletzen. Zwei Dinge sind dem Auge angenehm: Die Farben und die Ordnung. Das Ergötzen an den Farben symbolisirt oder hat mit dem Vergnügen seine Uebereinstimmung, welches wir aus dem einstimmigen Tone (d. h. Melodie) empfangen; aber das Wohlgefallen an der Ordnung symbolisirt mit der Harmonie. Daraus erkennen wir, in wie hohem Maße uns Kunstanlagen (topiaria)* in den Gärten, Vorsprünge der Gebäude und irgendbeliebige Figuren gefallen, die durch Gleichförmigkeit wohl proportionirt sind (als Globus, Pyramiden, Kegel und Cylinder), während allem Ungleichförmigem Nichts als Deformität (Häßlichkeit) innewohnt. Dieses beiderseitige Wohlgefallen, welches Gehör und Gesicht gleicherweise betrifft, entsteht aus der wohl besorgten Proportion (Eurythmie). So muß es zur Gewißheit werden, daß durch Gleichförmigkeit und Symmetrie die Harmonie erzeugt wird.“

So erkennt also ein Forscher, wie Bacon, am Wesen der Musik mit voller Klarheit den Geist der Ordnung als eines Fundamentes aller Moral. Und das ist eine auch heute erst recht geltende, zutreffende Wahrheit.

Auch eine andere Bacon'sche Betrachtungsweise, wonach die Physiologie des Tones besonders geeignet erscheinen muß, auf das Gemüth und die Gesittung des Menschen mit großer Kraft und Gewalt einzuwirken, ist der Mittheilung wohl werth.

Im 114. Capitel seiner *Historia naturalis* (p. 90 f.) belehrt uns Bacon von Verulam also: „Als etwas durch die Erfahrung Erprobtes nahm es bereits das Alterthum an, daß sich kraft des Gehörs und der mannigfaltigen Weisen (Melodien) der Musik in unseren Sitten eine große Alteration ergebe. So geht die Meinung, daß der Mensch (durch dieselbe)

*) Das topiarium umfaßt ebensowohl das Wesen der Kunstgärtnerei als dasjenige der Gartenmalerei.

mit kriegerischem Geiste erfüllt werde, daß er sanft, auch weiblich werde, daß er ernst, munter und zum Mitleide geneigt u. s. w. gemacht werde, weil nämlich das Gehör unmittelbarer durch Erschüttern bewege, als die übrigen Sinne, und weit unförperlicher, als der Geruchssinn. Gesicht- und Gefühlsinn nämlich besitzen Organe, welche keineswegs einen so entgegenkommenden (ungefuchten) und unmittelbaren Zugang zum Geistesleben (ad spiritus accessum) darbieten, wie das Gehör. Was den Geruchssinn anbetrifft (der gewiß seine Kraft den Lebensgeistern unmittelbar eindrückt, und der bei bleibendem Objecte als ein heftiger vorhanden ist), so ist derselbe eine gewisse Mittheilung von Hauch oder Dunst aus dem den Geruch entsendenden Objecte. Der Harmonie jedoch steht ein leichter Eingang offen, so daß dieselbe, ohne irgendwelche Vereinigung und offenkundige Bewegung (uns) nahekommt und die Lebensgeister häufig afficirt, in welchen — selbst wenn sie in eine gleichförmige Ordnung der Lage gebracht sind — keine geringe Alteration und Bewegung zum Vorschein kommt, und dies sogar von einem beträchtlich entfernten Objecte her (ex remoto ad intervallum objecto). Dieses Alles beweist, daß zwischen den Tönen und modulirten Gesängen ihrer Natur gemäß eine gewisse Verwandtschaft mit den (seelischen) Affecten bestehe.

Dem von den Tönen (Tonarten, toni) sind einige heiter, (andere) trauervoll, feierlich (oder) solche, die das Gemüth zum Mitleid oder zum Kriege hinlenken; so daß es nicht zu verwundern ist, daß die Lebensgeister, da ja an den Tönen die Fähigkeit erkannt worden ist, dieselben zu bewegen, auch wirklich (durch Töne) alterirt werden. Es ist auch schließlich beobachtet worden, wie eben die verschiedenartigen Töne die Seele verschiedenartig beeinflussen und in derselben ihnen conforme Seelenbewegungen hervorrufen, — daß also im Menschengeschlechte durch die Musik die eigentliche Verfassung der Seele, wie sie auch vor der Alteration bestanden haben mag, genährt und gepflegt wird. Es steht ferner fest, daß unterschiedliche Tonarten und ihnen entsprechende Gesänge diese und jene Völkerschaften und (Einzel-) Menschen anheimeln, je nachdem die Vorführungen (experimenta) eine Sympathie mit den Seelen derselben besitzen“ (freier übersetzt: Sympathie in den Seelen derselben wachrufen).

So haben wir hier in diesen denkwürdigen Sätzen des genialen Bacon von Verulam zum ersten Male eine Art naturwissenschaftlicher Beweisführung für die in der Natur begründete eigenartige Oberherrschaft und Zaubergewalt des Tonwesens. Und damit ist auch gleich der ethische Schlüssel gegeben. So wie gute Musik tief in die Gemüther dringt und diese mit ähnlichen Regungen erfüllt: so kann es auch mit schlechter, unedler Musik geschehen; darum ist Nichts so gefährlich, menschenverderbend als schlechte, unsaubere, lascive Musik. — Die Disposition der Seele — um wieder mit Bacon zu reden — wird durch die Musik, also durch gute, nie durch schlechte „genährt und gepflegt“.

Die Musik ist darum in Wahrheit ein zweischneidiges Schwert: sie kann nach der guten wie nach der schlechten Seite von der einschneidendsten Macht werden. Hier heißt es also stets — und hat zu allen Zeiten so gegolten: mit Argusaugen auf gute, edle, reine Musik Wacht zu halten. Sagt unser Schiller mit Recht: „Die Kunst ist nur durch die Künstler gefallen,“ so gilt das vornehmlich von der Musik; die Tonkunst fällt schließlich nur durch die Tonkünstler, die es in ihrer Kraft und Gewalt haben, reine, lautere Musik zu schaffen, vorzutragen, um dadurch die Gemüther auf's Nachdrücklichste zu veredeln. —

Daß andererseits ein Experimentalgeist wie Bacon im Zusammenhange mit der Ton-Physiologie auch zu feinen Bemerkungen über die Anatomie des inneren Ohres gelangt, wie sie gerade die Tonphysiologie unseres Jahrhunderts besonders stark mitentwickelt hat, das soll wenigstens aus einem kurzen Capitel (282) der Bacon'schen *Historia naturalis* erfaßt werden.

Darin lehrt dieser Philosoph Folgendes: „Auch durch das Zeugniß des Auges und des Ohres steht es fest, daß die Sinnesorgane Sympathie und Conformität mit Dem haben, woraus die Reflexion entsteht, — wie vorher gesagt worden ist. Denn so wie das Licht des Auges einem Krystall nicht unähnlich ist, oder dem Glas oder dem Wasser: so befindet sich im buchtenreichen Ohre eine Höhlung mit einem harten Knöchelchen, um die Schalle zum Stehen zu bringen und zurückzuwerfen (*sistendis et reverberandis sonis*), und jenes (*ossiculum*) hat eine Aehnlichkeit mit den Dertern, aus denen das Echo hervorbricht.“

So hatte Bacon den Echoquell im Ohre beleuchtet. Die neuere und neueste Zeit fand in diesen Dingen noch weit mehr: eine Art Tastatur oder Claviatur im Ohr-Labyrinth, nämlich die Corti'schen Fasern oder das Corti'sche Organ (Corti'sche Membran).

Nach all Diesem darf man sich wohl überzeugt halten, daß Bacon von Verulam zur näheren Beleuchtung des Problems von der Wechselwirkung zwischen Musik und Moral einen bedeutsamen Beitrag geliefert hat.

II.

Wir gelangen nunmehr zu einem unsterblichen Astronomen, zu Johannes Kepler, dem Entdecker der Gesetze über die Planetenbewegungen, zu Kepler, welcher das Wesen der Musik zum ersten Male in einem ganz eigenartigen Zusammenhange mit dem Weltall beleuchtete.

Kepler, der von 1571—1630 lebte, unternahm im Lichte des Kopernikanischen Weltsystems, was viele, viele Jahrhunderte vor ihm der antike Ptolemäus auf Grund seines, des ptolemäischen Weltsystems unternommen hatte, nämlich: die uralte pythagoräische Theorie von der Sphärenharmonie wissenschaftlich zu begründen.

Johannes Kepler hat diese phantasievollen Theorien in einem eigenen Werke behandelt, in seiner berühmten *Harmonice mundi*, d. i. Harmonie der Welt. Es ist ein lateinisch geschriebenes Werk in 5 Büchern (*Harmonices mundi libri V*), das zu Linz im Jahre 1619 erschienen ist.

Das 1. Buch nennt Kepler das geometrische, das 2. das architektonische, das 3. das eigentlich harmonische, das 4. das metaphysische und astrologische und das 5. das astronomische und metaphysische. Grundgedanke ist unserem Astronomen in seiner großen Aufgabe: überall das Wesen der musikalischen Harmonie ausfindig zu machen. Es ist der größte musik-astronomische Versuch, der je gemacht worden ist. Die Musik als Abglanz des Kosmos, des Weltganzen, das harmoniedurchzogene Weltall darzuthun: das ist von keinem Forscher so glänzend unternommen worden, wie von Johannes Kepler.

In der Dedicationsvorrede an König Jakob von Groß-Britannien theilt uns der Verfasser Folgendes über das Grundgeheimniß seiner Betrachtung mit: „Indem ich die Ursachen über diese Beschückung meiner Harmoniedinge erwog, war für mich jene vielfache Dissonanz in den menschlichen Dingen wohl reichlich vorhanden; ist diese ja so offenkundig, daß sie nothgedrungen auffallen muß. Doch ist sie aus lieblichen und articulirten (deutlichen) Intervallen erzeugt, deren Natur die ist, daß sie das Gehör mitten in der Discordanz durch die Aussicht auf die Nachfolge einer süßen Eintracht (*promissione successurae suavis concordiae*) wieder gewinnt und durch die Erwartung derselben gespannt erhält. Darum erschien die Ueberzeugung eines christlichen Menschen würdig, daß es Gott sei, der die gesammte Melodie des menschlichen Lebens gemäß der Größe der göttlichen Geduld lenke, daß er mit nichten durch die Reichlichkeit der Dissonanzen (*prolixitate dissonantiarum*) bekümmert werde und die Hoffnung wegwürfe, wobei man erwog, daß nicht die Vorsehung Gottes langsam arbeite, sondern daß unsere, der Einzelwesen, Lebensbahn (*aevi spatium*) schnell dahinfliege. Er lehrte freilich durch heilige Trakel, daß Alles von Gott zu gewissen, heilsamen Zwecken bestimmt sei: auch all' jenes Dissonirende da, um die Süßigkeit der Consonanz klar zu machen und zu empfehlen.“

So giebt also Kepler schon hierin die Summe seiner musikmoralischen Anschauung damit, daß die prästabilirte Harmonie trotz aller großen Dissonanz des Weltaseins offenbar erkannt wird. Den Vorläufer der Leibniz'schen „*Theodicee*“ darf man wohl hierin erkennen.

Auf die rein mathematische Behandlung in den ersten Büchern der Kepler'schen Weltharmonie brauche ich hier in keiner Weise einzugehen, ebenso wenig auf das 3. Buch dieses Werkes, welches die eigentliche Theorie der Musik vorwiegend mathematisch behandelt. In diesem Betracht gehört der Astronom Kepler, wie sich's von selbst versteht, zu den entschiedensten Musik-Pythagoräern oder Musik-Mathematikern.

Freilich können — beiläufig bemerkt — die 16 Capitel dieses 3. Buches

den reichlich vorhandenen Musik-Mathematikern unserer Zeit von großem Interesse sein. Man verwundert sich fast ob des Astronomen und Mathematikers berauschte Freude an allerhand Experimenten mit den Saiten (chorda): „experimentum mirabile in chordis“. Man erkennt aus dem Allen deutlich, daß sich die Naturforscher und Astronomen der damaligen Zeiten alle tapfer mit der Mathematik der Tonkunst beschäftigt haben; wir wissen, daß dieselben noch heutzutage eine nicht unbeträchtliche Genossenschaft hinter sich herziehen.

Andererseits kann man aber auch aus diesen musiktheoretischen Capiteln mit Vergnügen und Staunen erkennen, wie sich just zur Zeit Keplers aus den alten (Kirchen-) Tonarten heraus unsere zwei modernen Tongeschlechter, Dur und Moll, mit einer gewissen Klarheit und Sicherheit herauszuschälen beginnen. — Das gehört jedoch nicht hierher; giebt überdies nichts besonders Originelles aus dem Geistesreiche Keplers, vielmehr im Ganzen nur die musiktheoretischen Ansichten des aus der Entstehungsgeschichte des Musikdramas (*dramma per musica*) ruhmvoll bekannten Vincenzo Galilei.

Das Eigenartige Keplers in Bezug auf die musikastronomische Weltbetrachtung ist im 4. und 5. Buche seiner Weltharmonie enthalten. Er bekennt dort offen (Lib. IV, p. 107): „Mich hat das Beispiel des Ptolemäus angetrieben, welcher, nachdem in den zwei ersten Büchern seines Harmoniewerkes die Harmoniedoctrin über den Gesang absolvirt war, im 3. Buche zu erweisen unternahm, daß alle vollkommenen Naturen die harmonische Kraft mit einander theilen. Die Disputation beginnt Jener selbst mit eben derselben (d. h. Kepler'schen) Grundfrage: „Unter welche Gattung der Dinge ist die Natur oder die Kraft der Harmonie und deren Wissenschaft zu bringen?“*) — Die Prüfung und Censur des Ptolemäus habe ich nun allerdings in einen Appendix zu diesem meinem Werke verwiesen: was jedoch zu dieser Frage des Ptolemäus auf Grund meiner Principien zu antworten ist, das hat aus besagtem Grunde in diesem 4. Buche vorangeschickt werden müssen.“

Und nun folgt der Kepler'sche Harmonie-Weltbau. Im 4. Buche behandelt der Meister der Astronomie und der Musik-Astronomie in 7 Capiteln folgende Gegenstände: 1. Ueber das Wesen der harmonischen Proportionen, sowohl in sinnlicher als in intellectueller Beziehung. 2. Wie viele und welcher Gestalt sind die Fähigkeiten der Seele gemäß den Harmonieen? 3. Welches sind die Gattungen der Dinge, der materiellen wie der immateriellen, in denen die Harmonien — sei es von Gott oder vom Menschen — ausgedrückt sind? 4. Welcher Unterschied besteht zwischen den Harmonien in diesem 4. Buche und zwischen jenen, die im 3. Buche betrachtet worden

*) „Sub quod genus rerum referenda sit Natura seu vis Harmonica eiusque scientia.“

sind?*) 5. Ueber die Ursachen der wirksamen Configurationen und über deren Zahl und Stufenordnung. 6. Welche Verwandtschaft besteht zwischen den Aspecten und den musikalischen Consonanzen, in der Zahl und in den Ursachen derselben? 7. Der Epilog betrachtet die sublunariſche Natur und diejenige der untergeordneten Seelenkräfte.

Wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß Kepler den Begriff der Harmonie zunächst rein musikalisch nicht im Sinne eines Accordes — wie wir thun — ansieht, noch ansehen kann, sondern im antiken und allenfalls contrapunktischen Sinne der geschickten Anordnung der einzelnen Stimmen. Sonst ist ihm der Begriff „Harmonie“ symbolisch stets der Geist der höheren Ordnung, der Ordnung im Kosmischen. Und so nennt Kepler im 1. Capitel des 4. Buches die Seele selbst eine uns vorgeordnete Harmonie, eine archetypische oder Original-Harmonie (Paradigma); „endlich wird die Harmonie vollständig bejeelt und so gottheits erfüllt“ (p. 120).

Eine derartige Harmonie findet Kepler im ganzen Naturreiche, in Thieren nicht minder, als in Pflanzen, und dann in allen Gestirnen. „So geschieht es daher, daß Kinder, rohe Menschen, Landleute, Barbaren und selbst wilde Thiere die Harmonien der Stimmen wahrnehmen, obwohl sie Nichts von der harmonischen Wissenschaft begreifen.“ (p. 121.) Dieser Instinct ist nach Kepler auf göttlichen Ursprung zurückzuführen. In diesen und noch vielen anderen ähnlichen Dingen erweist sich Kepler als schöpferischen Vorläufer des bekannten Polyhistor Athanasius Kircher, des Verfassers des großen Werkes „Musurgia universalis“.

Des Weiteren wurden von Kepler alle Affecte, als Liebe, Haß und dergleichen auf solche Harmonien zurückgeführt.

Um die Art der eigentlichen Kepler'schen Musik-Astronomie kennen zu lernen, diene folgende Probe aus dem 3. Capitel des 4. Buches (p. 125): „Darum verhält sich die Sache mit den uns bekannten Werken Gottes also: wenn wir damit auch das vergleichen, was die Menschen den Harmoniegesetzen beizählen, so werden wir hier theils Dasselbe, theils Verschiedenartiges zu sagen haben. Zunächst wird in den Gesängen nicht minder als am Himmel eine fortlaufende Vergrößerung und Verringerung der Quantität dargeboten; diese ist nun freilich in den Bewegungen der Gestirne durch bestimmte Naturgesetze nothwendig, in der menschlichen Stimme ist sie weder nothwendig, noch auch ohne Schwierigkeit.“ — — — — — „Daher ist es nicht zu verwundern, daß an den Himmelsbewegungen trotz anhaltender Vergrößerung und Verkleinerung, die nicht vermieden werden konnten, auch die unfreundlichen Intervalle (*intervalla inconcinna*) mit Freundlichem und Consonirendem vermischt geblieben sind, daß aber im menschlichem Gesange, nachdem alles Ungefällige eliminirt ist, allein das Liebliche und

*) D. h. eigentlich musikalische Harmonien und symbolische, vom Geiste der Musik hergeleitete.

Consonirende wahrgenommen werde. Und es hat der Gesang Nichts, dessen er sich vor den himmlischen Bewegungen rühmen dürfe: denn diesen ist ein anderer Dienst aufgetragen, den sie auszuführen haben; die harmonische Lindigkeit (*contemperatio*) ist für sie selbst nur etwas Hinzukommendes, Zufälliges: der Gesang hat aber außer den Harmonien nichts Anderes zu berücksichtigen; er sucht nichts Anderes, er ist lediglich zu dem einen Zwecke des Ergößens bestimmt (*in unum solum finem delectationis intentus est*).“

Etwas dunkel und unklar bleibt immerhin der Sinn dieser wie anderer Reden des denkwürdigen Mannes von der Weltharmonie. Halten wir nur fest, daß Harmonie hier immer noch im antiken Sinne von Wohlgeordnetheit, Ebenmaß, Eurhythmie angewendet wird.

Wie nun Kepler bei allen hochwichtigen astronomischen Problemen die Musiklehre zu Hilfe nimmt, so unter Anderem auch bei der Astronomielehre von den Aspecten oder Configurationen der Planeten.

Man versteht in der Astronomie unter Aspecten oder Configurationen die verschiedenen gegenseitigen Hauptstellungen der Planeten, der Sonne und des Mondes im Thierkreise (*Zodiacus*). — Kepler hat zu den vorhandenen Configurationen neue hinzu entdeckt und auch eine eigene Theorie für alle Aspecten aufgestellt. Freilich ist hiermit die Grenze erreicht, wo die Astronomie aufhört, strenge Wissenschaft zu sein, um mehr der astronomischen Phantasie, d. i. der Astrologie, Platz zu machen; war ja auch Kepler der Astrologie nicht eben abhold.

Die Kepler'sche Grundthese darüber soll angeführt werden, um darzutun, wie dieser Astronom das Wesen der Musik mit all' diesen subtilen Fragen der Astronomie in Verbindung brachte. Das Kepler'sche Axiom aus dem Jahre 1606 lautet (*lib. IV, p. 151*): „Gott, der Schöpfer habe entweder gemäß den Harmonieen des Gesanges innerhalb der Octave (wie sie im 3. Buche beschrieben sind) die Gesetze für die zu ordnenden Aspecte hergenommen, oder er habe den himmlischen Aspecten (Configurationen) die Thron der Menschen, als Richter jener Concordanzen, angepaßt“ (*aut ad coelestas Aspectus attemperasse aures hominis, Concordantiarum illarum judices*).

Die Zahlenverhältnisse, in denen auch die heutige Astronomie noch die wichtigen Configurationen (Stellungen) der Planeten ausdrückt, sind analog den musikalischen Intervallenverhältnissen aufgestellt, aber nach der Kepler'schen musikastronomischen Betrachtungsweise. Hier eine kleine Probe davon, wie Kepler die Aspectbezeichnungen mit den musikalischen Intervallen in Parallele setzt.

So entspricht ihm ein Tertilis der Mollterz, ein Quintilis der Durterz, die Quadrastellung der Quarte, der Trinus (Wedrittstellung) der Quinte, ein Sesquadrus der Mollsechste, der Biquintilis der Dursechste, die Gegenstellung (*oppositus*) der Octave, weil — so demonstrirt Kepler — „wofern

Du von der ganzen Seite eine solche Portion wegnimmst, wie sie irgend ein beliebiger Aspect von der Kreisbahn der Sterne wegnimmt, dann das Residuum der Chorde mit der ganzen Seite jene Consonanz ausmacht, welche hier einem jeden beliebigen Aspecte zugeschrieben wird*)."

Im weiteren Verlaufe lesen wir bei Kepler den Grundgedanken, daß alles Das, was vom Himmel und von der Erde gesagt ist, auch von der menschlichen Seele gilt: Alles unter dem Symbole der Harmonik.

III.

Das 5. und letzte Buch der Kepler'schen Weltharmonie wird uns zunächst dadurch interessant, daß alle damals bekannten Planeten selbst durchaus nach Art der musikalischen Intervallenverhältnisse erkannt, bezeichnet und festgesetzt worden: Dieses geschieht zumeist nach der Berechnung eines anderen großen — antikopernikanischen — Astronomen, des Tycho de Brahe.

Einige Proben mögen diese Art illustriren (cf. p. 195): „Vergleicht man die äußersten Intervalle der verschiedenen Planeten untereinander, so beginnt schon ein gewisses Licht der Harmonik zu erglänzen (*assulgere incipit aliqua lux harmonices*). Die äußerste Divergenz des 7 & 4 (d. i. des Saturn und Jupiter) beträgt ein Weniges über eine Octave (*paulo plus quam Diapason*), ihre Convergenz die Mitte zwischen der großen und kleinen Serte. So umfaßt die äußerste Divergenz des 4 & 3 (d. i. des Jupiter und Uranus) fast eine Doppeloctave (*Disdiapason*), ihre Convergenz fast eine Duodecime (*Diapente cum Diapason*)“ 2c. 2c. — „Das sind also die Harmonien, die unter den Planeten gehörig vertheilt sind, und es existirt unter den vorzüglichen Verhältnissen (nämlich der Convergenzen und Divergenzen der äußersten Bewegungen) keines, welches nicht irgend welcher Harmonie so sehr nahe käme, daß — falls die Saiten so gespannt wären — die Ohren nicht mit leichter Mühe eine Unvollkommenheit unterscheiden könnten, die alleinige Abweichung zwischen Jupiter und Mars ausgenommen.“

In diesen Abschnitten haben wir den Begriff „Harmonie“ (*Harmonia*) als identisch mit conjoinirenden Intervallen anzusehen; hier ist also Harmonie soviel wie Consonanz. Das leuchtet aus folgender Stelle noch deutlicher hervor (p 201): „Vollkommene Harmonien werden daher gefunden zwischen den Convergenten des Saturn und Jupiter, nämlich die Octave; zwischen den Convergenten des Jupiter und Mars, nämlich Octave mit beinahe der Mollterz; zwischen den Convergenten der Erde und Mars,

*) Sextilis = sechster Schein (Aspect), Quintilis = fünfter Schein, Gefünftschein. Dieselben Namen kommen im altrömischen Kalender vor, z. B. Sextilis = sechster Monat, der später dem Augustus zu Ehren August genannt wird. Sesquadrus oder Sesquiquadrus = einer Entfernung von anderthalb Quadranten; biquintilis (aspectus) = Zweifünftelschein.

nämlich die Quinte; zwischen den Perihelien*) derselben die kleine Sexte; zwischen den äußersten Umdrehungen der Venus und des Mercur die große Sexte; zwischen den Divergenten, sogar zwischen den Perihelien, die Doppel-octave (Quintdecime, Disdiapason**), dergestalt, daß ohne Nachtheile der Astronomie, wie sie unter Allen wohl am subtilsten nach den Brahe'schen Beobachtungen aufgebaut worden, nur ganz geringfügige abweichende Rückstände (residua) aufgebraucht werden können, vornehmlich in den Bewegungen der Venus und des Mercur."

Dst noch nennt Kepler die Harmonien als von Gott erschaffen, z. B. p. 202: „nachdem die Harmonien erfunden waren, welche Gott selbst der Welt incorporirt hat“ (inventis Harmoniis, quas Deus ipse in mundo incorporavit).

Es ist dann des Weiteren festzuhalten, daß Kepler sämtliche Perihelien und Aphelien der Planeten unter Intervallenverhältnissen darstellt. So heißt es in diesem Sinne: „Alle Schlüssel des Durgesanges innerhalb einer Octave (mit Ausnahme des A-Schlüssels) werden daher von allen äußersten Bewegungen des Planeten bezeichnet, ausgenommen die Perihelien (Sonnen-nähe) der Venus und der Erde und das Aphelium (Sonnenferne) des Mercur“ (p. 201).

Durch Noten illustriert Kepler seine musikastronomische Intervallentheorie noch deutlicher. Auf ähnliche Weise werden ihm auch alle Schlüssel innerhalb einer Octave des Mollgesanges, mit Ausnahme des f (Sexte) von den Aphelien und Perihelien und den meisten Bewegungen der Planeten ausgedrückt.

So findet Kepler also auf astronomischem Wege eine Mitbegründung der Dur- und Mollscala, wie sie damals etwa bestand. Und nun? Da sich bei uns nach und nach eine beträchtlich andere Mollscala herausgebildet hat, wird diese musikastronomische Weisheit schon darum für uns keine zwingende Beweiskraft mehr haben. Man erkennt hieran, wie an all' solchen Erscheinungen, daß Naturwissenschaft und Musik doch wesentlich heterogene Dinge sind. Musik bleibt als Kunst von gleichem Wesen durch alle Zeiten, ob auch die naturwissenschaftliche Betrachtung derselben stets zu anderen Resultaten gelangen muß.

Aber hochinteressant bleibt die Kepler'sche Methode dennoch: für die Macht und Hoheit der Musik giebt sie ein hellleuchtendes Zeugniß ab.

*) Perihelium (von περι und ἥλιος — um die Sonne) oder Sonnennähe ist der Punkt, in dem ein Planet beim Umlaufen der Sonne am nächsten kommt; Aphelium (von ἀπό und ἥλιος — von der Sonne) oder Sonnenferne der Punkt, in welchem der Planet in seinem Umlaufe die größte Entfernung von der Sonne zeigt.

***) Es scheint, daß Kepler auch Terzen und Sexten zu den vollkommenen Consonanzen zählt, während die strenge Theorie jener Zeiten nur Prime, Octave und Quinte als vollkommene Consonanzen gelten ließ, die beiden consonirenden Terzen und Sexten jedoch als unvollkommene Consonanzen bezeichnete.

Nachdem nun Kepler die Lehre erschöpfend vorgetragen, daß am Himmelsfirmamente auf einem doppelten Wege, gleichsam in den zwei Gattungen des Cantus (Dur und Moll), die musikalische Scala, oder das System einer Octave offenbart sei, ruft er in schwärmerischer Entzückung aus (p. 205): „Nun dürftest Du Dich wohl nicht weiter wundern, daß die ausgezeichnetste Ordnung der Sonne oder die Stufen im Systeme oder in der Scala der Musik von den Menschen festgesetzt worden ist, da Du ja siehst, daß sie selbst in dieser Sache nicht anders, denn als Affen Gottes des Schöpfers (Dei creatoris simias) handeln und gleichsam ein gewisses Drama der Ordnung himmlischer Bewegungen abspielen.“ So sehr also ist für einen Kepler, Musik und Schöpfung des Weltalls zu einer einigen Harmonie verbunden.

In seiner weiteren astronomischen Intervallentheorie stellt Kepler unter Anderem für alle Planeten bestimmte Notenformeln auf. Auch entspricht ihm allgemein jeder Planet einem festen Tone oder Modus (Tonart). So lehrt unser Astronom: „Dem Saturn würde ich den siebenten oder achten Ton geben; dem Jupiter den ersten oder zweiten, dem Marsplaneten den vierten oder sechsten; der Erde würde ich den dritten oder vierten Ton geben, dem Mercur aber würden wegen der Weite der Entfernung alle Töne (modi) eignen, für Venus aber wegen der geringen Entfernung gar feiner“ u. s. w.

Kepler schreitet nunmehr zu höherer Betrachtungsweise auf und ruft dabei die Gottheit also an: „Jetzt, o Himmlischer, ist höherer Ton erforderlich, da ich nunmehr durch die Harmonie-Scala der himmlischen Bewegungen zu Höherem emporsteige“ (p. 207).

Die höhere Weltharmonie wird in vielfachen Weisen und Wendungen gepriesen. Ich hebe Einiges hervor.

„Nichts Anderes,“ lehrt Kepler, „sind die Himmelsbewegungen, als ein gewisser anhaltender Concentus*); (rational, nicht vocal), welcher durch dissonante Spannungen gleichsam durch gewisse Synkopationen oder

*) Der Begriff des „Concentus“ ist in der Musikgeschichte ein ebenso behnbarer als wandelbarer. Im Allgemeinen ist concentus soviel wie Zusammenstimmen, Mitgesang, — etwa dem griechischen Ausdrucke „Symphonia“ (συμφωνία) entsprechend, — demnach eine harmonisch geordnete Melodie; späterhin mit der Ausbildung wirklicher Accorde soviel wie Zusammenklang mehrerer Stimmen. Auch die Ausführung eines Chor- oder Orchesterstückes hieß dann „Concentus“. — In der Geschichte des Gregorianischen Kirchengesanges hat „Concentus“ noch immer eine eigenartige Bedeutung. Dieser Ritualgesang zerfällt nämlich in zwei Hauptgattungen: 1) in Concentus, d. h. in solche Gesänge, die einen geschlossenen, melodischen Zug in sich tragen, und die vom Kirchenchore vorgetragen werden, wie die Responsorien, Antiphonien, Psalmen, Hymnen, Chor- gesänge des Messcanons u. s. w.; 2) in Accentus, accentus ecclesiastici, d. h. in solche Kirchengesänge, die nicht eigentlich gesungen, sondern nur im choralmäßigen Sprech- und Lesetone vorgetragen werden (im modus choraliter legendi; das Choraliter-Lesen). Hier bei Kepler kommt diese gregorianische Bedeutung des „Concentus“ nicht in Betracht, sondern vielmehr die des harmonischen Zusammenstimmens verschiedener Stimmen.

Cadenzen (durch welche die Menschen jene natürlichen Dissonanzen nachahmen) zu bestimmten und vorgeschriebenen Schlußformeln hinstrebt, zu den einzelnen der sechs Termini (gleichsam Stimmen), und der durch solche Zeichen die Unermeßlichkeit der Zeit bestimmt und kenntlich macht (? *iisque Notis immensitatem Temporis insigniens et distinguens*), so daß es nicht weiter zu verwundern ist, daß endlich vom Menschen, dem Affen seines Schöpfers, die Art, nach dem Convent zu sängen, erfunden worden, die den Alten unbekannt geblieben war, so daß nämlich die Perpetuirlichkeit der ganzen Weltzeit in einem kurzen Theile, etwa einer Stunde, durch die kunstfertige Symphonie mehrerer Stimmen sich abspielte, und daß man Gottes, des Werkmeisters, Gefallen an seinen Werken durch den süßesten Sinn des Vergnügens, welches aus dieser Musik als Nachahmerin Gottes (*ex hac Dei imitatrice Musica*) geschöpft wurde, bis zu einem gewissen Punkte kostete.“

So wird also die Musikschöpfung als solche — als eine Nachahmerin der Gotteschöpfung selbst angesehen. Diese Anschauungsweise, die Musik als Abglanz, als Spiegelbild des ganzen Universums zu betrachten, kommt in dieser unzweideutigen Weise wohl zum ersten Male bei Kepler vor. Voll von einer solchen Weltbetrachtung sind dann spätere Philosophen; in neuester Zeit in erster Reihe Arthur Schopenhauer.

Im weiteren Verlaufe der Kepler'schen Weltharmonik wird es merkwürdig, wie dieser Meister die vier menschlichen Stimmen: Sopran, Alt, Tenor und Bass mit den Planeten in Zusammenhang bringt. Kepler sagt (p. 213): „Obgleich die Vocabeln der menschlichen Stimmen (sc. Discant, Alt, Tenor, Bass) weder am Himmel als Stimmen oder Töne existiren — in Folge der höchsten Ruhe der Bewegungen — und nicht einmal die Subjecte, in welchen wir Harmonien antreffen, unter der Art wirklicher Bewegung erkannt werden — da wir ja nur die Bewegungen betrachten, die der Sonne gemäß sichtbar werden —, obgleich endlich keinerlei Ursache am Himmel ist, welche die Stimmen in bestimmter Zahl herantriefe, um eine Harmonie zu bilden, wie sie im menschlichen Gesange erscheint —, so weiß ich dennoch nicht, wie mir diese bewundernswerthe Congruenz mit dem menschlichen Gesange Gelegenheit giebt, daß ich auch diesen Theil der Vergleichung, selbst ohne feste, natürliche Ursache, zu verfolgen gezwungen werde. Denn die Eigenthümlichkeiten, welche der Gebrauch dem Basse (nach Liber III, cap. 16) zuertheilt und welche die Natur anerkennt: ebendieselben Eigenheiten behaupten am Himmel gewissermaßen der Saturn und Jupiter; diejenigen des Tenors treffen wir am Mars; die Eigenthümlichkeiten der Altstimme haften dem Erd- und Venusplaneten an; diejenigen des Discants hat der Mercur, wenn auch nicht in der Gleichheit der Intervalle, so doch wenigstens im Verhältnisse derselben.“

Fernerhin: „Wie nun 1) dem Alt der Bass entgegengesetzt wird, so giebt es zwei Planeten, welche die Natur der Altstimmen haben, zwei,

welche die des Basses haben, wie in jeder beliebigen Gattung des Gesanges von beiden Seiten eine, während von den übrigen Stimmen nur je eine (vorhanden ist). Und wie 2) der Alt, fast die höchste Stimme, in der Enge (Beschränkung) ist, aus nothwendigen und natürlichen, im 3. Buche explicirten Ursachen: so haben die fast innersten Planeten, Erde und Venus, die engsten Bewegungsintervalle, die Erde nicht viel mehr als einen Halbton (Semitonium), Venus nicht einmal eine Diësis (Viertelton). 3) Wie der Tenor zwar frei ist, aber dennoch bescheidenlich einhergeht, so kann Mars — Mercur allein ist ausgenommen — das größte Intervall, nämlich eine Quinte (?) ausführen. Ferner 4) wie der Bass harmonische Sprünge macht, so behaupten Saturn und Jupiter harmonische Intervalle, ja, sie gelangen unter einander selbst von der Octave bis zur Duodecime (a Diapason usque ad Diapente epi Diapason veniunt); und 5) wie der Discant am freiesten ist, freier als alle übrigen (Stimmen) und zugleich der behendeste, so kann auch der Mercurplanet mehr als eine Octave in der kürzesten Rückkehr durchheilen.“ —

Für und wider einen derartigen Erguß ist eben Dasselbe zu sagen, was man bei Gelegenheit adäquater Vorkommnisse aus den Epochen der musisch-scholastischen Weisheit des Mittelalters, etwa eines Johannes de Muris*) sagen kann. Dort — wie immer — muß die musikalische Theorie als wenig stabil erkannt werden. Man muß ein für allemal sagen: mit jedem Fortschritte der musikalischen Theorie mußte sich das musisch-scholastische Gebäude umgestalten. Ähnliches gilt von der Kepler'schen Musikastrologie. Denn zu Keplers Zeiten operirte man ja nur mit 6 Planeten. Wie mußte also dieser ganze Vergleich hinfällig oder doch ganz umgestaltungswürdig erscheinen, wenn man die stattliche Anzahl der Planeten und Planetoiden, über welche das astronomische Wissen der Gegenwart verfügt, in diesen Betrachtungskreis ziehen wollte! — Aber ein hohes historisches Interesse dürfen solche Darstellungen entschieden in Anspruch nehmen — und der Musik bleibt der ewige Ruhm. —

Anderer, ähnliche Symbolisirungen in Keplers Weltharmonik übergehe ich. Nur das verdient noch hervorgehoben zu werden, wie Kepler alles Derartige mit gläubigem Gemüthe erschaut und schließlich in eine Verherrlichung der Kirche übergeht, weil er kraft der überall waltenden Harmonie Gott und Kirche als den höchsten Inbegriff aller harmonischen Ordnung preist.

Also beschließt Kepler seine Hauptbetrachtungen in musikmoralischer und musikreligiöser Weise: „Heiliger Vater, erhalte uns in der Consonanz der

*) Joannes de Muris (Jean de Meurs), einer der bedeutendsten Musiktheoretiker des 14. Jahrhunderts, ist etwa 1300 in der Normandie geboren. Hauptschriften von ihm sind: „Tractatus de Musica: Musica theorea“ und die umfangreichste: „Speculum musicae“. Von seinem Musikscholasticismus hat Verfasser dieser Studien Proben mitgetheilt in „Musik und Moral“, ein cultur-historischer Essai, Hamburg 1888, (J. F. Richter), p. 44—46.

gegenseitigen Liebe, damit wir eins seien, so wie auch Du mit Deinem Sohne, unserem Herrn, und mit dem Heiligen Geiste eins bist; und so wie Du alle Deine Werke durch die süßesten Bande der Consonanzen zur Einheit geschafften hast; und wie aus der versteckten Eintracht Deines Volkes (?) möge der Körper Deiner Kirche auf dieser Erde gebaut werden, so wie Du aus den Harmonien den Himmel selbst gegründet hast."

Zur Zeit Keplers war es immerhin noch etwas sehr Kühnes, Gewagtes, die Sonne als festen Mittelpunkt der Welt, also die Heliocentricität so zu preisen, wie es Kepler zu Ende seiner denkwürdigen Weltharmonik thut. So apostrophirt er die Sonne einmal (p. 244 im Epilogus de Sole conjecturalis): „Von der himmlischen Musik (wende ich mich) an den Hörer, von den Mäusen an ihren Chorführer Apollo; von den sechs umlaufenden und die Harmonien bewirkenden Planeten an die Sonne, die im Mittelpunkte aller Bahnen ist, (an die Sonne), die nicht von der Stelle zu bewegen ist (immobilem loco), sich aber dennoch in sich selbst zurückwälzt."

In der Sonne erblickt Kepler des Weiteren den schlichten Intellect, die Wohnung des Nus (νοῦς), den Quell aller Harmonie.

Das Ganze beschließt der unsterbliche Astronom mit frei gestalteten Worten des königlichen Psalmisten, wie folgt: „Unser großer Gott, dessen hohe Tugend und Weisheit ohne Zahl ist; lobet ihn, ihr Himmel, lobet ihn, Sonne, Mond und Planeten! Gebrauchet jeglichen Sinn, jegliche Zunge, um euren Schöpfer zu preisen, lobt ihn, ihr himmlischen Harmonien, lobet ihn, ihr Richter der offenbarten Harmonien; lobe auch du, meine Seele, den Herrn, deinen Schöpfer, so lange ich leben werde: denn aus demselben und durch denselben und in demselben ist Alles, καὶ τὰ αἰσθητὰ, καὶ τὰ νοερά; sowohl das, was wir absolut nicht wissen, als das, was wir wissen — den kleinsten Theil des Anderen. — Demselben sei Lob und Ehre und Ruhm in alle Ewigkeit, Amen."

Das ist der Schluß des wunderbaren Keplerbuches Harmonices mundi libri sex.

IV.

Unsere Betrachtung führt jetzt zu einem Manne, der nicht nur als Mathematiker, sondern auch als Philosoph und Physiker groß dasteht, zu dem französischen Gelehrten Pierre Gassend, oder, wie er gemeinhin genannt wird, Petrus Gassendi, der 1592 in der Provence geboren ward und 1655 zu Paris als Professor der Mathematik am collège royal gestorben ist.

Gassendi war auch Theologe, als solcher Canonicus; ferner Astronom, Anatom, er ist überhaupt einer der umfassendsten Geister der ganzen Epoche. Der Kritiker Bayle nennt ihn „den größten Gelehrten unter den Philosophen und den größten Philosophen unter den Gelehrten“. Der Philosoph Gassendi trat als heftiger Gegner der aristotelischen, wie auch später der

cartesianischen Philosophie auf. Seine Bedeutung als Philosoph liegt in der Neubelebung des Epikuräismus und der damit verbundenen atomistischen Weltanschauung, womit er der Vorläufer der modernen physikalisch-mechanischen Weltbetrachtung wurde. — Seine Schüler, die Gassendisten, wirkten in seinem Geiste fort.

Die Astronomie unter Anderem verdankt ihm eine vollständige Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaft bis zu ihm hin. — Gassendi und seine Jünger haben für die praktische Ethik auch darin ihren besonderen Werth, daß sie als Gegner der Jesuitenmoral auftraten. —

Ein so eminenten Geist konnte auch — schon in seiner Eigenschaft als Mathematiker und Naturforscher — nicht theilnahmslos an der Tonkunst vorbeigehen. Und so besitzen wir denn auch von diesem vielseitigen Gelehrten eine Anleitung zur musikalischen Theorie. Diese, wie alles Andere, in lateinischer Sprache verfaßte Schrift hat den Titel: *Manuductio ad theoriam, seu Partem speculativam Musicae* (Anleitung zur Theorie oder zur speculativen Seite der Musik). In der Gesamtausgabe der Werke Gassendis, z. B. in der großen Florentiner Ausgabe, steht diese Abhandlung im 5. Foliobande, S. 575—599, umfaßt also 25 doppel-spaltige Folienseiten.

Wie zu erwarten steht, giebt der Mathematiker Gassendi seine Theorie der Musik ganz im mathematisch-pythagoräischen Sinne. Doch diese Seite seiner Arbeit, die im Einzelnen außerordentlich Interessantes und Frappantes darbietet, kann uns hier nicht beschäftigen. Wir haben es lediglich mit den speculativen, vornehmlich ethischen Spuren in dieser Gassendi'schen *Manuductio* zu thun.

Weil die Definition der Musik auch heutzutage noch so viel Schwierigkeiten bereitet, ergreife ich zunächst die Gelegenheit, Gassendis Definition vom Wesen der Musik, wie sie sein einleitendes Capitel (*caput prooemiale*) enthält, vorzuführen. Gassendi definiert: „*Musica est canendi, seu modulandi ars*“, d. h. „die Musik ist die Kunst zu singen, oder die Kunst abzumessen,“ denn so müssen wir den Begriff des Modulirens im Geiste jener Musik-Mathematiker auffassen. Gassendi erklärt dann weiter: „Singen ist aber nichts Anderes, als die Stimme mannigfaltig gemäß den mannigfaltigen Graden der Höhe, Tiefe, Schnelligkeit und Langsamkeit zu verändern (*moduliren*); eben darum, weil die Stimme durch mannigfache Maße (*modi*) oder Tacte (*moduli*) verändert wird, ist Moduliren Dasselbe, was Singen ist. In dieser Stelle wird daher der Ausdruck so genommen, daß dessen Bedeutung sich nicht nur auf den Ton, der durch den Mund entsendet wird, sondern auch auf den Ton, der durch Instrumente (*organa*) ausgedrückt wird, zu erstrecken pflegt.“ Kurz: wir erfahren durch diese Definition weiter Nichts, als daß die Musik die Kunst ist, geordnete Töne hervorzubringen; was die Musik zur Kunst und zur Sonderkunst macht, wird nicht berührt. — Hören wir jedoch Gassendis weitere Aufschlüsse, welche Das zu ergänzen ge-

eignet sind, was die Definition selbst — in ihrer Unzulänglichkeit — unausgesprochen läßt.

„Und freilich,“ lehrt Gassendi, „ist wie die Stimme selbst, so auch der Gesang von Natur da; aber die Beobachtungen, die man über die Lieblichkeit und Rauigkeit des Gesanges angestellt hat, haben die Kunst erzeugt, durch welche man durchaus nur lieblich oder so singen könnte, um so zu sagen, die Ohren passend zu streicheln. Da nun aber die Menschen sich seitdem höher erhoben haben, um die Ursachen einer derartigen Süßigkeit und Rauigkeit zu ergründen: ist es geschehen, daß neben der Praxis des Gesanges der gleichsam vorzügliche speculative Theil der Musik gewonnen ward.“

„Darum wird die Musik auch zu den liberalen Künsten gerechnet und führt ihren Namen von den Musen selbst, welche Göttinnen als Hüterinnen des Gesanges angesehen werden, und sie ist zugleich einer von den vier vorzüglichsten Theilen der Matheſe*) (ex quatuor primariis Matheseos partibus), indem sie darin die Arithmetik überflügelt, daß sie die Zahlen nicht nackt, sondern wohltonend und harmonisch berücksichtigt; sie ist daher eine sich selbst zugehörige Materie“ (quae proinde est ipsi subjecta materies).

Die ethisch-symbolische Art bei Betrachtung der Consonanzen und Dissonanzen tritt unter Anderem in Folgendem hervor.

Gassendi stellt das auch heute noch wichtige Problem auf: „Aber warum in aller Welt erscheint die Octave lieblicher als der Einklang?“ (At quorsum diapason videtur suavior unisonantia?) und giebt diese interessante, aber auch seltsame Antwort: „Natürlich aus dem Grunde, aus welchem der heitere Himmel nach einem Sturm angenehmer als die anhaltende Heiterkeit hervortritt; und ebenso das Aushören der Krankheit oder des Schmerzes angenehmer als die Festigkeit.“(?) — „Daher fügen auch die Harmoniker bisweilen eine Dissonanz bei, welcher, damit sie unmittelbar vorangehe, sogleich eine vollkommene Consonanz folgt“ — „Daraus siehst Du auch ein, daß die Consonanz die Dissonanz auf der Stelle auffaugen soll, damit das Ohr gleichsam nicht zerstreut und der Süßigkeit der Harmonie beraubt werde.“

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Latinität in diesen Gassendi'schen Darstellungen viel zu wünschen übrig läßt, namentlich leidet der hier unmittelbar darauffolgende Passus an großer Unklarheit.

*) Das Wort „Matheſe“ (μάθησις, mathesis) soll hier offenbar soviel wie Wissenschaft überhaupt bedeuten, nicht etwa die Mathematik allein, noch weniger in dem Sinne der Weissagung aus den Gestirnen (= Astrologie). Gassendi hatte ja eben hervorgehoben, daß die Musik zu den liberalen Künsten gehört. Bekanntlich gab es im Mittelalter deren sieben, von denen drei das untere Stadium der Gelehrtenbildung vertraten, das Trivium, nämlich Grammatik, Dialektik und Rhetorik, deren vier vorzüglichere aber die obere Stufe im Cursus der Studenten bildeten, das Quadrivium, welches Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßte. Darum spricht Gassendi von der Musik als von einem der vier vorzüglichsten Theile der „Matheſe“ oder Wissenschaft überhaupt.

Des Weiteren bleibt uns nun aber Gassendi darum denkwürdig, weil er für seine Zeit, wie kein Anderer, die ethische Bedeutung der zwölf Tonarten festgesetzt hat. Die zwölf altkirchlichen Tonarten sind also in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts noch mächtig genug; Gassendi nimmt sie im Allgemeinen noch so an, wie sie des (Glareanus*) „Dodecachordon“ entwickelt hat. Wir bekommen hiermit durch Gassendi eine höhere Potenz ähnlicher musikmoralischer Ideen, wie sie im frühesten Mittelalter Theodorich der Große und sein Geheimsecretär Cassiodorus aufgestellt hatten**).

Gassendi aber lehrt: (a. a. O. V. Fol. 598a): „Der erste Ton (sc. der dorische) eignet daher Reigentänzen und Tänzen überhaupt, wird demnach die üppige (neckende) Tonart genannt (modus lascivus).“ Dorisch etwa d—d'; Mitte: a.

„Der zweite Ton (Hypodorius), an sich freudig genug, nimmt dennoch wegen seiner Verwandtschaft mit dem sechsten Tone dermaßen eine Richtung zum Ausdruck verliebter Affecte, daß er deswegen der schwächende und weinerliche genannt wird (languens lamentabilisque).“ — Eine Tonreihe etwa von A—a; Mitte: d.

Der dritte Ton (Phrygius) wird die würdevolle (gewichtige) Tonart genannt (gravis), weil diese vornehmlich geeignet ist, würdevolle und ernsthafte Dinge auszudrücken.“ — Eine Octavreihe etwa von e—e'; Mitte: h.

„Der vierte Ton (Hypophrygius), welcher zum Ausdruck der Traurigkeit, des Glends, der Bekümmerniß geeignet erscheint, wird der thränenvolle und demüthig bittende genannt (flebilis et supplex).“ — Eine Octavgattung wie H—h; Mitte: e.

„Der fünfte Ton (Lydius), welcher kühnen, schwierigen und widerwärtigen Dingen eignet, wird der strenge, herbe und grausame genannt (severus, austerus, immitis).“ — Eine Octavreihe wie f—f'; Mitte: c'.

„Der sechste Ton (Hypolydius) wird der Schmeichler genannt (Assentator), weil er vorzüglich passend erscheint, um das Wirren, Rosen, die Sehnsucht der Liebenden auszudrücken.“ — Eine Octavgattung wie e—e'; mit der Mitte: f.

„Der siebente Ton (Mixolydius) heißt der heitere und muntere (hilaris alacerque), weil er den Geist von Sorgen undummer ablenkt

*) Glareanus, (eigentlich Heinrich Loriz, Loritus), der Humanist und Musiker, ist 1488 zu Mollis im Canton Glarus geboren; † zu Freiburg 1563. — Epochemachend für die Musikwissenschaft sind seine „Isagoge in musicen“ (1516) und besonders sein „Dodecachordon“ (1547), worin er die Lehre von zwölf Tonarten gegenüber der herrschenden Theorie von den acht Kirchentonarten nachwies.

***) Auf Grund der fünf antiken Tonarten: dorisch, phrygisch, äolisch, iastisch (jonisch) und lydisch. Vergl. des Verfassers bereits angeführte Schrift „Musik und Moral“ (1888), p. 35—36. Die Charakteristik der Tonarten ist dort — trotz der Namensgleichheit — eine wesentlich andere.

und zur Weiterkeit und Fröhlichkeit befähigt.“ — Eine Octavreihe wie $g-g'$, mit der Mitte: d' .

„Der achte Ton (Hypomixolydius) ist der religiöse (Religiosus), weil er insgemein angewendet wird, um die Reue, die Thränen und andere Worte und Affecte der Frömmigkeit auszudrücken.“ — Eine Octavreihe wie $d-d'$ mit der Mitte: g .

„Der neunte Ton (Hyperdorius, Jonius) ist der hitzige, jähzornige (iracundus), weil er passend angewendet wird, um Drohungen, Emotionen des Gemüthes auszudrücken, weshalb er sogar auf übermüthige Dinge übertragen wird.“ — Eine Octavreihe wie $e-e'$, mit der Mitte: g^* .

„Der zehnte (Hypohyperdorius ac hypojonius) Ton ist der schamhafte (pudicus), weil er eine mit Schamhaftigkeit gemischte Lieblichkeit an sich trägt und eine Beruhigung und Mäßigung des Willenstriebes darthut.“ — Eine Octavreihe wie $g-g'$, mit der Mitte: e' . — Nach Glareanus ist dieses der Tonus Hypoaeolius, siehe hier unter 12.

„Der elfte Ton (Hyperphrygius aeolius) ist der feine (polirte oder geschmückte, politus), weil er etwas Geschmücktes, Gefeiltes, und Kunstvolles an sich trägt; weshalb er sich denn auch lyrischen Dichtungen besonders gut anbequemt.“ — Eine Octavreihe wie $A-a$, mit der Mitte: e . Bei Glareanus ist der elfte Tonus der Jonicus.

„Der zwölfte Ton (Hypohyperphrygius ac hypaeolius) ist der trauervolle (luctuosus), weil er, mit dem 4. und 6. Modus verwandt, zum Ausdruck schmerzlicher und jammervoller Dinge passend ist.“ — Eine Octavreihe wie $e-o'$, mit der Mitte: a^{**} .

So weit Gassendi und seine *Manuductio in theoriam musicæ*.

Man wird über die hier vorgetragene Charakteristik der mittelalterlichen Tonarten, welche Psychologie und Moral gleicherweise berücksichtigt, weniger lächeln, wenn man sich vergegenwärtigt, daß auch moderne und allermodernste Aesthetiker des Tones nicht davon loskommen können, unsere 24 (genau genommen 30) Dur- und Molltonarten in ähnlicher Weise zu charakterisiren. — Kurz und gut: die Aesthetik der Tonarten ist noch heutzutage ein keineswegs abgethanes Problem; es beschäftigt ebenso noch die Tonphysiologen unserer Zeit, wie die reinen Ton-Aesthetiker.

Die Gassendi'sche Charakteristik der älteren Tonarten kann aber darum nur historische Reliquie für uns sein, weil diese Tonarten überhaupt ganz anderen Tonarten der modernen Musik, besonders seit Bach und Händel, Platz gemacht haben.

*) Nach Glareanus' Dodekachordon ist der neunte Ton der Aeolius, etwa $A-a$, mit der Mitte: e .

***) Bei Glareanus ist der zwölfte Tonus der Hypoionicus, wie $g-g'$, mit der Mitte: e' ; siehe oben unter: 10.

V.

Wir gelangen nunmehr zum eigentlichen Vater der modernen Philosophie, zu René Descartes, der gewöhnlich Renatus Cartesius genannt wird; ein Mann, ebensowohl durch exacte Naturforschung, mathematische Kraft, wie durch tiefes philosophisches Denken ausgezeichnet. Die Kenner der Physik wissen es, daß sein Name unter Anderem in der Erscheinung des sogenannten „cartesianischen Teufels“ verewigt ist.

In der Philosophie ist er der directe Vorläufer Spinozas; in der Mathematik Schöpfer der analytischen Geometrie. Cartesius ist 1596 zu la Haye in der Touraine geboren und 1650 zu Stockholm gestorben.

Es giebt, mit einer einzigen Ausnahme, keinen hervorragenden und hervorragendsten Denker, der das Grundwesen der Musik nicht entweder rein ästhetisch, oder rein wissenschaftlich, d. i. mathematisch-physikalisch zu ergründen unternommen hätte. Alle sind sie mehr oder weniger von der eigenartig superioren Macht und Gewalt der Musik durchdrungen. Cartesius nun, der Schöpfer des unsterblichen Wortes: cogito, ergo sum, hat die Musik gleich im ersten Stadium seines wissenschaftlichen Lebens zum Gegenstande der Forschung gemacht. Der 21jährige Cartesius, der — dank der Art und Weise, wie die Philosophie im Jesuiten-Collegium zu La Flèche gelehrt wurde — einen Ueberdruß gegen alle Wissenschaft empfangen und sich demzufolge aller ritterlich-weltlichen Lust ergeben hatte, nahm Kriegsdienste, focht unter Moriz von Oranien und dem Feldherrn von Tilly in Holland und Deutschland; die ersten hervorragenden Schlachten des schrecklichen 30jährigen Krieges sehen unseren Cartesius mitten im Getümmel: so die Schlacht am weißen Berge (1620) unter Boucquoi. Und mitten in jenem tollen Kriegsleben kam sein Forschergeist doch wieder zu sich. So entstand gerade damals, vor Breda in Holland, seine erste wissenschaftliche Arbeit: „de musica“ (über die Musik), welche erst nach dem Tode des großen Denkers von einem seiner Schüler herausgegeben wurde. Daß dieses „Compendium Musicae“ von Renatus Cartesius überwiegend mathematischer Natur ist, begreift sich bei einem so vorzüglichen mathematischen Kopfe von selbst: darum können sich vornehmlich die Musik-Mathematiker unserer eigenen Zeit an diesem nicht sehr umfangreichen, lateinisch geschriebenen Compendium erfreuen. — Jener Herausgeber wollte damit denn auch den Studirenden der Musik und der Mathematik zugleich ein Geschenk machen (Musicesque et rerum Mathematicarum studiosis hac quoque parte gratificari); er empfiehlt des Cartesius Compendium über die Musik sowohl um seiner Kürze willen, als auch besonders ob seiner Methode und Durchsichtigkeit.

Daß nun jedoch ein Mann wie Cartesius, der wie alle Großen im Reiche des Geistes das Ethische als die Quintessenz des Daseins ansieht, auch hier in seiner Musikbetrachtung die moralische Wirkung und Bedeutung

des Musikalischen nicht unberührt läßt, wird man leicht einlehen: ja hierbei ist dieser exacte Philosoph nicht selten von eigenartiger Mystik beherrscht.

So sagt Cartesius gleich zu Anfang, wo er vom Schall (Ton, tonus) spricht, Folgendes: „Das scheint uns die menschliche Stimme besonders angenehm zu machen, weil sie am meisten unserem Gemüthsleben gleichförmig ist. Darum mag uns eben diejenige eines sehr befreundeten Menschen angenehmer vorkommen, als diejenige eines feindseligen Menschen: gemäß der Sympathie und Dispathie der Affecte, in demselben Vernunftsinne, in dem man behauptet, daß das auf eine Pauke gespannte Fell eines Schafes vor Entsetzen gar verstumme, wenn es zu einer Zeit angeschlagen wird, wo ein Wolfsfell auf einer anderen Pauke zum Erklingen gebracht ist“ (*ovis pellem tensam in tympano obmutescere, si feriat, lupina in alio tympano resonante*).

In Betreff dieses Philosophen sollen nur noch die Gedanken mitgetheilt werden, in denen er die moralische und psychologische Wirkung des Rhythmus und des Tempus in der Musik zum Ausdrucke bringt. Cartesius lehrt (p. 4): „Was nun die mannigfachen Gemüthsbewegungen anbetrifft, welche die Musik durch die verschiedenartige Mensur (Mensuralmusik) erwecken kann, so sage ich ganz allgemein, daß das langsamere Zeitmaß auch in uns langsamere Affecte ansache, als da sind: Schwermuth, Traurigkeit, Furcht, Stolz u., daß das schnellere Maß auch schnellere Gemüthsbewegungen erzeuge, wie die Fröhlichkeit und so weiter; und in ebender selben Weise ist auch von der doppelten Art des Tactrhythmus (*battutas*, der *Battuta*) zu reden, daß nämlich die gevierte *Battuta* (*quadrata*)*), oder diejenige, welche beständig in gleichtheilige Maße zerfällt, langsamer ist, als die gedrittelte *Battuta* (3theiliger Tactrhythmus), oder der aus drei gleichen Theilen besteht. Der Grund liegt darin, daß die letztere mehr den Sinn beschäftigt, da in derselben mehr zu betrachten ist, nämlich drei Glieder, wo in der anderen nur zwei sind: aber dieser Sache genauere Untersuchung hängt von einer ausgeführten Kenntniß der Seelenbewegungen (*motuum animi*) ab, über welche es nichts Klares, Entschiedenenes giebt. — Ich will jedoch nicht übergehen, daß die Macht des Rhythmus (*temporis vim*) in der Musik so bedeutend ist, daß sie durch diesen allein eine gewisse Ergözung für sich gewähren könne, wie es an der Pauke, einem kriegerischen Instrumente, offenbar wird, an welcher nichts Anderes zum Vorscheine kommt, als der Rhythmus (*mensura*), welcher jedoch — wie ich meine — dort nicht ausschließlich aus 2 oder 3 Gliedern zu bestehen braucht, sondern auch vielleicht aus 5 oder 7 und noch anderen (*sed etiam forte quinque aut septem aliisque*). Da nämlich bei einem solchen Instrumente der Sinn nichts Anderes

*) Etwa so viel wie die gerade Tactart oder im weiteren Sinne: *ritmo a quattro battute*, im Gegensatz zum 3theiligen Tacte oder im weiteren Sinne: *ritmo a tre battute*.

als den Rhythmus (tempus) wahrzunehmen hat, darum kann im Zeitwesen (Rhythmus, in tempore) die Verschiedenheit größer sein, damit sie den Sinn mehr beschäftige.

So weit Cartesius. Daraus ist manches recht Interessante festzuhalten. Es ist gewiß einerseits ebenso antheilerweckend als lehrreich, daß Cartesius, ähnlich wie die hellenischen Philosophen Platon und Aristoteles, die sittliche Bedeutung des Rhythmus erkennt; aber Cartesius versucht es als Erster, den physiologischen Beweis dafür beizubringen. Ganz neu ist es, wie bereits Cartesius die Bedeutung des Rhythmus an sich betont, wie der Rhythmus schon ganz allein durch sich künstlerische und damit ethische Wirkungen hervorzubringen vermag.

In neuester Zeit ist die hohe Bedeutung des Rhythmus von Aesthetikern mannigfach betont worden, namentlich weil durch gewisse Partien der Beethoven'schen Musik ganz neue Offenbarungen für diese Idee dargeboten wurden; man denke z. B. in der C-moll-Symphonie im Scherzo an dessen phänomenalen Uebergang zum triumphirenden Finale, wo in allererster Reihe der Rhythmus solche Wunder wirkt.

Auch der Umstand ist an jenem Cartesius'schen Gedankengange als sehr geistreich hervorzuheben, daß er zuerst vom 5theiligen und 7theiligen Rhythmus spricht, der künstlerisch zu rechtfertigen ist. Und in Wahrheit kommt auch die heutige Musik nicht über 2-, 3-, 5- und 7theilige Tactarten hinaus. Damit würde schließlich auch die Erkenntniß zusammenhängen, die unserer musikalischen Gegenwart noch immer ein Buch mit 7 Siegeln zu sein scheint, daß es auch im Einzelwerthe der Noten nur 2-, 3-, 5- und 7theilige als unter sich gleiche Notengruppen geben kann, also neben den durch 2 zu theilenden Notenwerthen nur noch Triolen (durch 3), Quintolen (durch 5) und Septolen (durch 7 theilbar) und nichts darüber hinaus. All' solche fruchtbaren Betrachtungen finden ihre Keime im Compendium Musicae des Cartesius.

VI.

Zu den Männern, die uns in diesem Sinne beschäftigen müssen, gehört auch der als Mathematiker, Physiker und Astronom gleich ausgezeichnete Christian Huyghens (Hugenius), der zu Haag 1629 geboren ward und ebendasselbst im Jahre 1695 starb. Dieser umfassende Geist hat nicht nur fast jedes Gebiet der Mathematik, Physik und Astronomie schöpferisch bereichert, sondern auch der Musik weitgehende, nutzbringende Aufmerksamkeit gewidmet. Die Wissenschaft verdankt ihm unter Anderem die Grundlegung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, eine Verbesserung des Teleskops, die Aufstellung der Wellentheorie des Lichtes (Undulation), die Entdeckung des größten der 7 Trabanten des Saturn, die Theorie der Centrifugalkraft, die Ausstattung des Uhren-Räderwerkes mit einem Pendel, und zahlreiches Andere. —

In der Musik hat er sich naturgemäß besondere Verdienste um die mathematische Seite dieser Kunst erworben; hierher gehört sein berühmtes Werk „Novus Cyclus Harmonicus“ (Neuer Harmonischer Cyclus), worin er ganz neue Tabellen zur Temperaturlehre aufstellte, ein Werk, das für die Einführung der außerordentlich bedeutungsvollen „gleichschwebenden Temperatur“ sehr einflußreich geworden ist. Für unsere vorliegenden Zwecke kommt dieses Werk nicht in Betracht.

Es giebt aber eine andere, sogar populär gewordene Schrift dieses großen Mannes, worin die ethisch-kosmische Seite der Musik zwar nicht als Selbstzweck behandelt, aber doch nebenbei in diesem Sinne gewürdigt wird. Es ist dieses die Huyghens'sche Schrift „Kosmotheoros“ (Weltbetrachter, Weltbeschauer), oder „Muthmaßungen über die himmlischen Lande und deren Schmuck“ (ΚΟΣΜΟΘΕΩΡΟΣ, sive de Terris Coelestibus earumque ornatu conjecturae ad Constantinum Hugenum Fratrem“ etc.). Die Schrift kam 1699 heraus. Im Jahre 1703 erschien eine deutsche Uebersetzung des lateinisch geschriebenen Kosmotheoros.

Diese Schrift stellt, um es kurz zu sagen, eine Art transcendentaler Astrologie dar. Huyghens unternimmt darin als einer der Ersten und Berufensten den Versuch, nachzuweisen, daß alle Himmelskörper ebenso wie die Erde beschaffen und geartet sind. Dieselben vegetabilischen, animalischen Prozesse und Functionen sind auf den anderen Planeten und auf den Fixsternen, wie auf unserer Erde; ja, wie auf der Erde, so leben auch auf anderen Himmelskörpern menschliche Wesen, die ebenfalls alle Künste und Wissenschaften pflegen, wie die Erdbewohner.

Es begreift sich leicht, daß eine derartige Schrift, von einem Manne wie Huyghens, das höchste Aufsehen machen mußte. Und in Wahrheit ist der Weltbeschauer (Kosmotheoros) auch in fast alle lebenden Sprachen übersetzt worden.

Huyghens beginnt sein an seinen Bruder Constantin gerichtetes Werk also:*) „Raum ist es möglich, bester Bruder, wenn irgend Jemand mit Copernikus die Meinung hegt: die Erde, welche wir bewohnen, sei einer aus der Zahl der Planeten, die sich um die Sonne bewegen und von ihr alles Licht empfangen, daß ein Solcher nicht zuweilen denken sollte, es sei doch keineswegs vernunftwidrig, daß wie diese unsere Erdkugel (Globus), so auch jene übrigen (Planeten) nicht der Cultur und des Schmuckes, und vielleicht auch wohl nicht der Bewohner entbehren mögen.“

Dieser Grundgedanke wird nun eingehend nachgewiesen. Huyghens lehrt darin mit Recht, daß eine derartige Betrachtung über sich hinausführen lehre, daß sie vom Egoismus befreie und zur Weisheit und Gottseligkeit anleite. Und darin liegt in Wahrheit das ethisch-religiöse Element

*) Die hier dargebotenen Uebersetzungsproben werden nach dem lateinischen Originale vorgeführt.

dieses Kosmotheoros. — Aus der Gleichartigkeit der Erde mit den anderen Planeten wird nun gefolgert, daß auf den Planeten Thiere und Gewächse sind, daß es den Planeten nicht an Gewässern, ebenso auch nicht an vernunftbegabten Bewohnern gebricht. Wesen giebt es dort wie bei uns mit denselben Tugenden, Lastern und Beschäftigungen, mit gleichen Sinnen, die nicht viel anders als die unsrigen beschaffen sind; mit denselben Lüsten und Empfindungen.

Es wird ferner dargethan, daß die Bewohner der Planeten allerhand Künste, darunter auch die Astronomie ausüben, ebenso die dazu dienlichen Handwerkskünste, als Geometrie, Arithmetik, Schreibekunst, Optik u. s. w. Die Planetenbewohner sind nach Huyghens entweder gleich groß mit den Erdbewohnern oder größer, sie lieben Geselligkeit, finden Wohlgefallen an lieblichen Reden und Gesprächen, bauen sich zum Schutze wider die Elemente Häuser; sie treiben dort überall auch Schiffahrt und demgemäß auch alle dazu gehörigen Künste und Gewerke.

Und nun ergeht sich Huyghens auch des Weiteren darüber, wie die Musik auf den Planeten und anderen Himmelskörpern gepflegt wird. „Uebrigens“ — so lehrt Huyghens liber I, p. 73 — „ist es gewiß, daß Dasjenige, was der geometrischen Wissenschaft als einheitlich und ewig innewohne, ähnlicher Weise auch in Harmonie-Dingen (in Harmonicis) gefunden werde; da alle Consonanzen durch feststehende Mensur und Proportion bestimmt werden, daß aber alle Ordnung der Klänge, daß jede Erhöhung am Gesange, sogar einer einzelnen Stimme, sich auf die Consonanzen gründet. Daher kommt es, daß bei allen Völkern dieselben Ton-Intervalle gesungen werden, sei es, daß die Stimme stufenweise oder sprungweise fortschreitet. Ja, glaubwürdige Autoren erzählen, daß in den Ländern Amerikas ein Thier gefunden werde, welches mit seiner Stimme die sechs musikalischen Töne*) nacheinander vernehmen lasse, so daß es den Anschein hat, die Natur schreibe dieselben in unveränderlicher Weise vor.

Da nun alles Hierhergehörige sich auf eine bestimmte einzige und nothwendige Weise verhält, ist es wahrscheinlich, daß die Freude an der Musik ebenso wie die an der Geometrie sich noch auf mehr Wesen, als auf uns allein erstrecke.“

Das ist bei allem Interessanten so eine Stelle, die den wunden Punkt aller derartigen Expectorationen erkennen läßt. Alle Musikphilosophen, Aesthetiker, die ihre Speculation auf die jeweilige bestehende Grundlage der Musik begründeten und zustuben, vergessen gemeinhin ebensowohl, daß die Musiklehre vor ihnen ein völlig anderes Ansehen gehabt hat, wie auch, daß die Musikform so entwicklungsfähig als möglich ist und bleibt, also daß auch nach ihnen eine ganz andere Theorie-Basis die Weihe einer prag-

*) Sechs Töne nach dem alten Hexachordsystem; bevor das jetzige Octavsystem Kraft gewonnen hatte.

matischen Sanction in Anspruch nehmen wird. Es muß daher in Bezug auf die ganze Entwicklungsgeschichte derartiger Speculationen als verfehlt angesehen werden, daß die höhere Ansicht vom Wesen der Musik auf eine bestimmte theoretische Grundlage hin exemplificirt wird. — Das Allgemeine darin muß viel mehr so gesucht und aufgestellt werden, daß es für alle Entwicklungsstadien der Musik in gleicher Weise zulänglich erscheint. — Wir kehren zum Kosmotheoros zurück.

Huyghens lehrt dann weiter (p. 74): „Wenn sie nun also (sc. die Planetenbewohner) „durch harmonische Töne und durch Gesang ergötzt werden, kann es kaum anders sein, daß sie nicht auch gewisse musikalische Instrumente gefunden hätten, da es ja vorkommt, daß man auch zufällig auf Erfindungen solcher Art geräth. — Aber wie gewiß und bestimmt auch die Töne und Intervalle des Gesanges sind, so sehen wir dennoch bei den verschiedenen Völkern eine je andere Art und Norm des Singens, wie ehemals bei den Dorern, Phrygern, Lydern, in unserem Zeitalter bei den Franzosen, Italienern, Persern (!): so kann es geschehen, daß die Harmonik der Planetarier (Planetenbewohner) von derjenigen all' dieser Völker beträchtlich abweicht, obwohl sie für ihre Ohren höchst willkommen sein mag. Es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir sie (die Planeten-Harmonik) für roher als die unserige halten sollten; auch keiner, weshalb sie sich dort nicht der chromatischen und gewisser enarmonischer Töne bedienen sollten?“ — (p. 75): „Ja sogar, damit sie nicht weniger als wir in diesen Dingen erreicht haben; so mag ihnen auch wohl der Zusammenklang (concentus) mehrerer Stimmen oder Saiten und deren kunstvolle Vermischung zugestanden werden; ferner der Gebrauch dissonirender Töne, des Tritonus und der verkleinerten Quinte*) (usus diapente diminutae). Ich weiß, daß dieses kaum irgend welche Wahrscheinlichkeit für Viele haben wird, noch weniger, wenn wir sagen, daß die Ansassen auf dem Jupiter oder der Venus ebenso gelehrt sind, wie diejenigen, welche in Frankreich oder Italien in dieser Kunst excelliren . . .

„Ja, es ist wohl möglich, daß sie selbst erfahrener als jene sind, und vornehmlich mögen sie in der theoretischen Seite dieser Kunst derartige Einblicke gethan haben, wie sie just bei diesen unseren Landsleuten bislang noch zu wenig begriffen worden sind. Denn wenn man etwa unsere Musiker fragen wollte, weshalb die Consonanz der Quinte nach einer anderen ähnlichen in fehlerhafter Weise gesetzt wird (Quinten-Parallelen), werden Einige sagen, es solle die zu große Süßigkeit vermieden werden, welche aus der Wiederholung der angenehmsten Consonanz erwüchse; Andere

*) Tritonus, wie etwa f—h, das Intervall der übermäßigen Quinte, aus drei Ganztönen bestehend; verkleinerte (kleine) Quinte, wie etwa h—f': ältere Theoretiker nennen sie die „verminderte“ Quinte; die meisten Theoretiker der Gegenwart nennen ein solches Intervall „kleine Quinte“, weil sie einen kleinen Halbton kleiner ist als die große, früher: reine Quinte.

werden sagen, man müsse in harmonischen Dingen der Abwechslung huldigen (*varietatem in harmonicis sequendam esse*). Solcherlei tragen nämlich die vorzüglichsten Autoren der Kunst, unter ihnen selbst Cartesius, vor. Aber der Bewohner des Jupiter oder der Venus wird vielleicht folgenden wahrhaften Grund davon ausführen können, daß man beim unmittelbaren Fortschreiten von einer Diapente (Quinte) zur anderen Etwas vollführe, als wenn wir plötzlich den Bestand der Tonart (*toni statum*) verwandelten, weil die Quinte, zugleich mit dem dazwischen liegenden Terz-tone (*ditoni sono*), der — wo er fehlt — vom Geiste erzeugt wird, sicherlich das Bild der Tonart (*toni speciem*) festsetze; eine derartige plötzliche Veränderung wird aber mit Recht als den Ohren unangenehm und unbegründet anerkannt, da auch im Ganzen genommen, diejenige (Fortschreitung) meistentheils als die härtere auffalle (außer im Durchgange), die von drei consonirenden Tönen zur Harmonie dreier anderer geschieht, wenn keiner der vorhandenen Töne dabei bleibt“ (d. h. gemeinsam ist; (*nullo priorum manente*)). —

Man muß hier billig anerkennen, daß Huyghens hiermit — soweit es möglich ist — die vorzüglichste Aufklärung über das Quintenverbot gegeben hat, die wir überhaupt bis heute besitzen. Noch unsere allerjüngste Zeit sendet immer neue Kämpfer pro und contra das alte starre Quintengesetz in die Arena; gewiß hat von all' Diesen kaum Einer eine Ahnung, daß der Naturforscher und Mathematiker Huyghens so interessante Dinge darüber aufgestellt hat.

Huyghens schreitet nun in seinen planeten-musikalischen Betrachtungen noch weiter fort und gelangt zu seinem Leib- und Magenstück, zur Temperatur der Intervalle, in welcher Beziehung er ebenfalls den Planeten weit höhere Erkenntniß und Erleuchtung zuerkennt, als den unwissenden Erdbewohnern seiner Zeit. Und daran knüpft unser Autor wieder, indem er, wie er sagt, von seiner Traumwelt zur realen Erdenwelt zurückkehrt, einen tapferen Excurs über die damals durch ihn erst zu rechtem Leben erweckte wichtige Lehre von der gleichschwebenden Temperatur, die selbst heutzutage noch einige eingeselechte Musikmathematiker beseitigt sehen möchten.

Und damit nehmen wir von Christian Huyghens und seiner außerordentlich interessanten Schrift „*Kosmotheoros*“ oder Weltbeschauer Abschied.

VII.

Der Zeitfolge nach kommen jetzt noch zwei Denker ersten Ranges in Betrachtung, der eine freilich nur von der negativen Seite. Diese sind Spinoza und Leibniz.

Unter allen großen Philosophen dürfte Benedict von Spinoza (1632—1677) der Einzige sein, der die Musik nicht nur gänzlich vernachlässigt hat, sondern der auch gelegentlich zu verstehen giebt, daß er allen

überschwänglichen Anschauungen vom Grundwesen der Musik durchaus abhold ist. Vielleicht liegt es mit daran, daß Spinoza die ästhetische Seite der Philosophie überhaupt unberücksichtigt gelassen hat. Wir sind in allen Hauptwerken des unsterblichen Weisen nur zwei Stellen aufgestoßen, welche die musikalische Kunst so en passant erwähnen; beide sind in Spinozas Fundamentalwerk, in seiner Ethik — nach geometrischer Weise demonstriert — enthalten. Im Anhange zum 1. Stücke der Ethik, welches von Gott handelt, spricht Spinoza ein wenig von den Sinnen und berührt dabei flüchtig die Aesthetik des Gesichtsinnes und des Gehörinnes. Vom Gehör heißt es da: „Was endlich das Gehör erregt, von dem heißt es, es mache Geräusch, Schall, Harmonie: dieses Letztere hat die Menschen so bethört, daß sie glaubten, auch Gott ergöze sich an der Harmonie. Es giebt auch Philosophen, welche sich einbildeten, daß die himmlischen Bewegungen eine Harmonie bilden. Alles Dies zeigt deutlich, daß Jeder nach Beschaffenheit seines Gehörs über die Dinge geurtheilt, oder vielmehr die Regungen seiner Einbildungskraft für die Dinge genommen hat. Deshalb ist es kein Wunder (um auch dies nebenbei zu bemerken), daß, wie wir erfahren, unter den Menschen so viel Streitigkeiten entstanden sind und endlich daraus der Scepticismus. Denn obgleich die menschlichen Körper in Vielem übereinstimmen, weichen sie doch in dem Meisten von einander ab“ u. s. w.

Spinoza spricht hier in Wahrheit wie ein Amosos (ἄμωσος); in seiner Antipathie gegen die Musik hat er die einfache, unantastbare Wahrheit übersehen, daß nicht einzelne, sondern alle großen Geister, Propheten, Denker Dichter und Künstler — mit alleiniger Ausnahme seiner selbst — der Musik diese erhabene Stellung im Weltwesen eingeräumt haben; eine solche Ansicht muß demnach wohl im Wesen der menschlichen Natur selbst begründet sein. Darum wird vom Verfasser dieser Studien der Beweis aus der ganzen Entwicklungsgeschichte der Musik und der Cultur überhaupt geführt.

Noch einmal, im 4. Theile der Ethik, welcher „von der menschlichen Unfreiheit oder der Macht der Seelenbewegungen“ handelt, wird der Musik flüchtig Erwähnung gethan. Da will Spinoza seine paradoxe Erklärung von Gut und Böse erhärten und sagt dabei, in der Einleitung dieses Theiles: „Was das Gute und Böse betrifft, so bedeutet auch dieses nichts Positives in den Dingen, nämlich in den an sich betrachteten; es sind nur Daseinsweisen des Denkens, oder Begriffe, die wir daraus bilden, daß wir die Dinge mit einander vergleichen. Denn ein und dasselbe Ding kann zu derselben Zeit gut und böse und auch indifferent sein. Die Musik z. B. ist für die Mißmuthigen gut, für den Trauernden böse, für den Tauben aber weder gut noch böse.“

In diesem Gedanken ist Alles verkehrt: denn der Mißmuthige kann durch Musik noch mißmuthiger werden, der Trauernde aber erst recht durch die Musik erhoben und getröstet werden, — und auch für den Tauben ist solche Erhebung möglich. Freilich muß man eine Ahnung von der inneren

Musik haben, die dem großen Spinoza jedenfalls nicht verliehen war, denn sonst würde er anders darüber gesprochen haben. — Daß der Verfasser dieser Studien aber trotzdem zu den glühendsten Bewunderern und Verehrern des herrlichen Spinoza gehört, das hat er durch verschiedene im Laufe des letzten Decenniums veröffentlichte Schriften reichlich dargethan. —

Um so erfreulicher ist es nun für das vorliegende Thema, daß Spinozas großer Zeitgenosse, der umfassende Geist eines Leibniz (1646 bis 1716) uns so außerordentlich für diese so eben kundgewordene Geringschätzung und Vernachlässigung der Musik durch Spinoza entschädigen kann.

Merkwürdigerweise weiß man in Sachen der Musik im Allgemeinen von Gottfr. Wilh. von Leibniz Nichts mehr, als daß er die Musik seltsam genug als unbewusstes Rechnen definiert habe. Dagegen nimmt ihn jedoch bereits Gottfried von Herder in seiner ästhetischen Schrift „Kalligone“ in Schutz. Im 3. Theile dieser Aesthetik ist vom Schönen und Angenehmen der Umrisse, Farben und Töne die Rede. Und dabei spricht es Herder aus: „Auch den Unbegriff, daß unser Vergnügen an der Musik aus Zahlenschreiben entstehe, hat man Leibniz aufgebürdet, ihm, der für die Musik ein großes Gefühl hatte und sie würdig angewandt wünschte. Wenn er irgendwo sagt, daß die Seele bei der Musik ihr selbst unbewußt rechne, so zeigen eben diese Worte ‚ihr selbst unbewußt‘, daß er dabei etwas Höheres als ein trockenes, nichtsagendes Zahlenschreiben dachte.“

Daß dem so sei, geht aus Nichts klarer hervor, als aus der kleinen Skizze, die wir von Leibniz selbst über die moralische Macht der Musik besitzen. Herder hat diese Leibniz'sche Skizze als Abhandlung unter dem Titel „Ueber Macht und Anwendung der Musik“ in deutscher Uebersetzung in seiner „Kalligone“ mitgetheilt. — In der lateinischen Originalausgabe haben diese Leibniz'schen Gedanken keinen besonderen Titel erhalten. Man findet sie unter Anderem im 4. Bande der Leibniz-Ausgabe von Ludwig Dütens (Godofredi Guilelmi Leibnitii etc. Opera omnia etc. Genevae 1768). Dieser 6. Band der Leibniz'schen Werke (in Quartformat) enthält ein merkwürdiges Stück unter dem Collectiv-Titel: „Leibnitziana Sive Meditationes, Observationes et Crises variae Leibnitianae Gallico et Latino sermone expressae“ (p. 294—334). Das ist das universellste und gelehrteste Collectaneum, das man sich denken kann; Gedankenspäne, sozusagen, für alle erdenklichen Gebiete des menschlichen Geistes. Jede Wissenschaft, jede Kunst ist hierin vertreten. Es sind dieses offenbar gelegentliche Aufzeichnungen, die Leibniz über alle ihn beschäftigenden Fragen *pêle-mêle* gemacht hat. Das Ganze ist in meist recht kleine Capitel (mit römischen Ziffern bezeichnet) abgegrenzt, deren es hierbei im Ganzen 189 giebt.

In musikalischer Beziehung amüßrt darunter Cap. CXXXVIII (p. 323), worin uns Leibniz eine artige Anekdote erzählt. Irgend ein curioser Mensch

hatte folgende Anordnung getroffen. Da er ein großes Haus und mehrere Diener besaß, schaffte er sich eine Hirtenpfeife (fistulam) an und vertheilte die Töne unter die Diener, damit er sich nicht, sobald er derselben bedurfte, durch Rufen aufriebe (rancescoret, eigentlich: ranzig machte), dem Einen wies er das Ut (C) zu, dem Andern re (= d), einem Dritten mi (= E) und so weiter. So war ein Jeder an seinen Ton gewöhnt und vernahm so den blasenden Herrn; fast ebenso, wie nach der Erzählung des Verfassers vom „Fliegenden Reisenden“ (volantis peregrinatoris) die Menschen auf dem Monde nicht mit deutlichen Worten, sondern nur in Tönen sprechen (tonis tantum loqui).

Ein anderes Capitelchen (CLXX, p. 329) enthält folgende interessante Dinge über das Aeußere und die Lebensführung Spinozas: „Le fameux juif Spinoza avoit un teint olivâtre, et quelque chose d'Espagnol dans son visage; aussi étoit-il originaire de ce pays-là. Il étoit philosophe de profession et menoit une vie tranquille et privée, passant sa vie à polir des verres, à faire des lunettes d'aproche et des microscopes. Je lui écrivis une fois une lettre touchant l'Optique, que l'on a insérée dans ses oeuvres.“ —

Noch eine dritte Probe theile ich mit, deren Memmenlernen gewiß jeden Politiker, besonders jeden Volkswirth unserer Zeit in das hellste Erstaunen setzen wird. Welche Bewegung heftet sich nicht an das Schlagwort: „Kauf bricht Miethe.“ Nun, eines dieser Capitel bei Leibniz behandelt just diese jetzt so brennende Frage, nämlich Cap. CVIII (p. 317). Es beginnt also: „Peccant saepe Juris consulti, quod regulas faciunt, ubi non sunt, v. g. „Kauff gehet vor Miethe“, das heißt: Die Rechtskundigen fehlen oft darin, daß sie Regeln aufstellen, die es nicht sind, wie „Kauff gehet vor Miethe.“ Leibniz fährt fort: „Daraus folgern sie, daß der Miether vom Verkäufer des Hauses ungestraft verjagt werden könne, was falsch ist, denn ihm ist Indemnität zu leisten.“ (Inde colligunt, conductorem posse expelli impune a venditore domus, quod falsum est, nam indemnitas ei praestanda est.) Und so versicht hier Leibniz noch weiter mit vortrefflichen Gründen den Gedanken, daß der Kauf nicht die Miethe oder Pacht breche. Dabei will Leibniz dem Miether sogar das ius retentionis gewahrt sehen, auch wenn er sich kein derartiges Recht stipulirt habe. — Die Interessenten mögen das Weitere in diesem Abschnitte dort selbst nachlesen. —

Nach diesen Abschweifungen kehren wir zu unserem Thema zurück und berücksichtigen aus dieser Gedankensammlung des Leibniz nunmehr das Cap. LXIX (p. 306—307), welches der Musik gewidmet ist. —

Leibniz geht von der Anschauung aus, daß die Macht der Schönheit und Harmonie die Menschen befähigt, das Allerübelste standhaft zu ertragen. „Es ist ausgemacht,“ — so beginnt jener Abschnitt — „daß Märtyrer die ausgefuchtesten Qualen aus keinem anderen Grunde, als durch die starke

Einbildung auf zukünftiges Ergötzen ertragen haben; überhaupt ist es ja unmöglich, dem Schmerz oder Freude zu widerstreben, wenn wir nicht ihre Gegenbilder vor Augen sehen (*nisi contrariis oppositis*). Es wird Sache des Weisen sein, sich überhaupt einmal die Schönheit des zukünftigen Lebens, — das ist Gottes, in welchem es beruht, und das ist die Liebe Gottes, oder die Harmonie der Dinge — fest einzuprägen. Wenn er sich diese (Schönheit) kräftig genug eingegraben haben wird, wenn er daraus ein beständiges Wohlgefallen schöpft, wenn sie sich immer wieder (in ihm) erneuert, so wird Zweierlei daraus folgen: einmal, daß der Mensch in seinem Handeln immer das Ende bedenken wird, andererseits, daß er durch keinerlei Qualen von der Liebe zu Gott abwendig gemacht werden kann*).

Leibniz setzt Dieses des Weiteren auseinander, belegt es durch Beispiele aus Bibel und Geschichte. Besonders aber sollen derartige Eindrücke, Vorstellungen den Menschen bereits von Kindheit an durch das Medium der Künste eingepflanzt werden; aller Kunstgattungen solle man sich hierzu bedienen. Indem nun Leibniz die Wichtigkeit derartiger Vorstellungen für das Heil und Gedeihen der Menschen weiter ausmalt, gelangt er dahin, unter den Künsten der Musik den obersten Rang in solchem Heilsplane anzuweisen. „Es entsteht aber,“ so werden wir belehrt, „eine starke Vorstellung (*imaginatio*) entweder durch Gemälde oder durch Töne: denn durch die übrigen etwas gröberer Sinne werden die Dinge nicht ebenso verständlich gemacht. Malereien sind faßlicher, Töne mächtiger, denn dort ist Ruhe, hier Bewegung. Die Worte des Tones sind es, welche vornehmlich die Erinnerung an Gemälde oder an geschehene Dinge erneuern. Darum haben Worte, die zu Liedern und Gesängen hinzugethan werden, weil sie zugleich Bilder erwecken und Töne erscheinen lassen, eine unglaubliche Bewegungskraft (*incredibilem habent vim movendi*). Ich zweifle auch nicht, daß die Menschen durch Gesänge in Leidenschaft gebracht werden können, daß sie dadurch in Ohnmacht fallen, angeregt, gereizt werden, daß sie zu Lachen und Weinen, zu jeder Art von Affect getrieben werden können.“

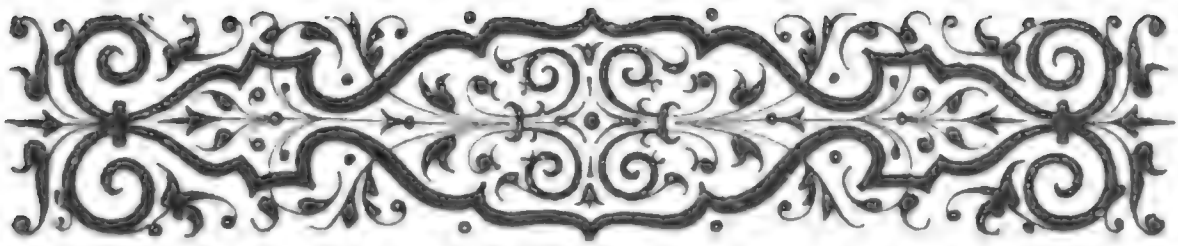
Leibniz ist auch sehr wohl des Umstandes eingedenk, daß die Macht der Musik zur Förderung des Reformationswerkes wesentlich beigetragen hat. „Und ich sehe,“ sagt derselbe, „daß die letzten Restauratoren der Religion diese Kunst benutzt haben, damit sie durch Gesänge das Volk in ganz Deutschland und Frankreich zu den wahreren Heiligthümern hinlenkten. Welche unglaubliche Gewalt die Musik gehabt hat, wissen Diejenigen sehr wohl, welche wahrnehmen, daß auch jetzt das Volk durch beständige Wiederholungen solcher (Gesänge) mit dem größten Vergnügen erfüllt werde, und daß es kaum einen Handwerker giebt, kaum eine Nähterin, die sich

*) Die Uebersetzung mußte auch hier auf's Neue nach dem Originaltext übernommen werden, weil die Herder'sche theils unvollständig, theils zu frei, willkürlich und ungenau ist.

durch solche Unnehmlichkeit nicht die Arbeit würzte und über den Ueberdruß daran hinwegtäuschte. Darum halte ich dafür, daß sich die Poeten (d. h. Wort- und Tondichter) nicht besser um den Staat verdient machen können, als wenn sie bemüht wären, mit aller Kraft und aller Farbenpracht den Gemüthern ewige Glückseligkeit zu schildern und einzuprägen. Freilich werden auch Laster durch Gesänge und Dramen verherrlicht; schon ist es ein Vorurtheil des Volkes, daß Liebeslieder die geschmackvolleren zu sein pflegen. Und darum würde es besser um das menschliche Geschlecht bestellt sein, wenn die Komödien angewendet würden, um die Schönheit des ewigen Lebens zu entwerfen und die schrecklichen Strafen der Verbrechen zu schildern. Da nun einmal Gesänge in den Gemüthern die höchste Freude erwecken können, da Soldaten durch Kriegstrompeten zur Todesverachtung entflammt werden können, da endlich alle Affecte durch die Tonkunst in Bewegung gesetzt werden können; so wird auch ein Jeder durch eine möglichst lebendige und deutliche Erinnerung an solche Musik sich alle beliebigen Affecte und die Freude an solchen Affecten anthun können. Die Sybariten setzten Preise für Den aus, der neue Arten des Genusses ausfindig machte (*qui nova genera voluptatis reperiret*). Ich aber meine, daß die Christenheit (*republicam Christianam*) Demjenigen zu größtem Danke verpflichtet wäre, der es bewirken konnte, daß man die größte Unnehmlichkeit in der Frömmigkeit fände“ (*ut summa sit jucunditas in pietate*).

Damit beschließt Leibniz dieses Capitel der oben bezeichneten Gedankensammlung hervorragendster Art. Wir dürfen es mit Genugthuung erkennen, daß dieser universelle Geist in so schöner und in so zutreffender Weise die Ehrenrettung der Musik als einer seelenerziehenden Macht übernommen und zu Stande gebracht hat.





Kurd von Schlözer als Geschichtschreiber.

Von

Bruno Gebhardt.

— Berlin. —

Als im Jahre 1882 Kurd von Schlözer zum preussischen Gesandten bei der Curie ernannt wurde, war eine alte und schöne Tradition wieder lebendig geworden: auf diesen Posten Männer zu berufen, die sich auch durch wissenschaftliche Thätigkeit Namen gemacht haben. Wilhelm von Humboldt, der erste bevollmächtigte Minister Preussens am römischen Hofe, Niebuhr und Bunsen — sie Alle waren aus der Wissenschaft in die Diplomatie übergegangen und walteten in Rom nicht blos des politischen Amtes, sondern erschienen auch als die Vertreter und Beförderer deutscher Geistescultur auf dem altclassischen Boden, dem diese soviel Kraft verdankte, auf dem sie erwachsen. Vielleicht waren jene wissenschaftlichen Männer nicht immer die erfolgreichsten Diplomaten den schlaunen Monignori gegenüber, an ihrer Werthschätzung auch seitens der Curialen hinderte das nicht, und daß sie würdige Vertreter ihres Staates waren, daran zweifelte auch Niemand.

Auch Kurd von Schlözer hatte eine reiche, wissenschaftliche Thätigkeit hinter sich, als er in den diplomatischen Dienst Preussens trat, der ihn nach Rom, nach Mexico, nach Washington und wieder nach Rom führte. Durch die Familientradition war er geradezu zum Historiker bestimmt und in Sonderheit auf osteuropäische Geschichte gelenkt. In die russische Chronik des Mönchs Nestor, die sein Großvater herausgegeben und übersezt hatte, knüpften seine eigenen ersten Arbeiten an.

Auch als Sohn der alten Hansestadt Lübeck mit ihrer stolzen Vergangenheit gewann er geschichtliche Antriebe, und die meisten seiner Arbeiten berühren die Geschichte der Stadt in engerer oder weiterer Beziehung. Seine Universitätsstudien waren allerdings in erster Reihe dem Arabischen

zugewandt: Wüstenfeld in Göttingen, Lassen, Frentag und Gildemeister in Bonn nennt er seine Lehrer auf diesem Gebiete, aber hier wie dort hatte er auch schon historischen Studien sein Augenmerk zugewandt, hörte Havemann und Schaumann und an der rheinischen Universität bei Dahlmann englische Geschichte. Auf die Einwirkung Johannes Classens, seines Rectors am Catharineum zu Lübeck, führt er seine Vorliebe für die Geschichte zurück, die in seiner letzten Studienzeit zu Berlin ihn fast ausschließlich in Anspruch nahm. Ritter und Ranke erwähnt er in erster Reihe, und ihr Einfluß ist in seinen eigenen Schriften auf das Deutlichste wahrnehmbar. Daneben hörte er noch Böckh, Rose, Trendelenburg und bei seinem älteren Freunde und Landsmann Ernst Curtius, der sich eben erst (1843) habilitirt hatte, griechische Topographie und Kunstgeschichte.

Schlözers Doctorarbeit ist noch dem Kreis seiner arabischen Studien entnommen: Abu Dolef Misaris Ben Mohalhal de itinere asiatico commentarius lautet der Titel. Er giebt nach einer belehrenden Einleitung den arabischen Text der Reisebeschreibung, die lateinische Uebersetzung und textkritische und exegetische Anmerkungen dazu. Die gelehrte Erstlingsarbeit erschien 1845, ist Karl Ritter gewidmet und als seine Opponenten bei der Vertheidigung der Thesen walteten Wilhelm Wattenbach, Hugo Baron von Bülow und Reinhold Pauli ihres Amtes. So betrat Schlözer an der Seite zweier jungen Leute, in denen später die Geschichtswissenschaft hervorragende Meister verehrt, die wissenschaftliche Laufbahn.

Schon im folgenden Jahre, 1846, veröffentlichte Schlözer eine kleine Arbeit „Les premiers habitants de la Russie: Finnois, Slaves, Scythes et Grecs. Er nennt sie ein historisches und geographisches Essai; sie ist ursprünglich in einer französischen Revue erschienen und im Separatabdruck seinem Freunde Ernst Curtius gewidmet. Was sie enthält, verräth schon der Titel. Die damalige tonangebende historische Zeitschrift von Adolf Schmidt begrüßte die kleine Arbeit sehr freundlich und charakterisirt sie folgendermaßen: „Was durch die Forschungen von Schaffarik, F. G. Müller u. A. festgestellt ist, verbindet der Verfasser mit den Resultaten, die er aus eigener sorgfältiger Prüfung aller, namentlich von Herodot uns überlieferten Nachrichten gewann, zu einer ungemein klaren und anschaulichen Darstellung. Herodot einerseits, andererseits die geographische Beschaffenheit des Landes, die Nachrichten neuerer Reisenden und die dort entdeckten Reste der Vorzeit nebst dem, was wir von der Eigenthümlichkeit dieses Volkes wissen, bildet die Grundlage seiner Forschungen; aber auch die Ergebnisse der vergleichenden Grammatik finden wir vielfach benutzt und angewandt — nicht jenes früher beliebte Spiel mit willkürlichen Stymologien, sondern die durch die Untersuchungen eines Kop und Lassen besonnen und sicher fortschreitende Wissenschaft.“ Karl Ritters Schule verräth der Verfasser auf's Deutlichste, wenn schon das zweite Capitel sich mit der Geographie Rußlands beschäftigt und den Satz an die Spitze stellt: „Die Beziehungen eines Volkes zu den

fremden Nationen, die Entwicklung seines Geistes, der Gang seiner Civilisation, kurz, seine ganze Geschichte hängt sehr vom Charakter und der geographischen Lage des Landes, das es bewohnt, ab.“ Die Schrift behandelt nacheinander, vor Allem auf Grund Herodots und Nestors, die Finnen, die Slaven, die Scythen, Kurier, Sarmaten und die griechischen Colonien an den Küsten des schwarzen Meeres und weist den Ursprung einer Sage, die Herodot von den Scythen erzählt, bei den Slaven nach. In engstem Anschluß an diese Arbeit fügt sich die nächste, „Rußlands älteste Beziehungen zu Scandinavien und Constantinopel“ (1847). Wiederum beginnt der Verfasser mit der geographischen Bildung, schildert die älteste Cultur des Landes auf Grund von Nestors Angaben und den Forschungen von Schaffarik in seinen slavischen Alterthümern, geht den großen Umwälzungen, die das neunte Jahrhundert in den slavischen Ländern hervorrief, nach und weist dann an der Hand der geschichtlichen Thatsachen auf, wie von Constantinopel aus das Christenthum eindrang, von Scandinavien aus die kriegerische Unterjochung erfolgte. Auch in diesen Schriften sind Ritters Einflüsse wahrnehmbar, der Recensent in der Schmidt'schen Zeitschrift glaubt auch Ranke als Muster für die Darstellung erkennen zu können und warnt den Verfasser vor dem Streben nach pikanten Wendungen. In der That macht sich auch schon in dieser Arbeit eine Eigenthümlichkeit Schlözers geltend, die, wie wir sehen werden, den Tadel der gelehrten Kreise später hervorrief: es ist sein Wunsch und sein Bestreben nach eleganter Darstellung, wobei er gelegentlich vor Pikanterie und stärker zugespitzten Wendungen nicht zurücksteht.

Den nächsten Jahren verdankt sein Hauptwerk, „Die Geschichte der deutschen Ostseeländer“, seine Entstehung. Es erschien in 3 kleinen Bänden von 1850—53. Der erste, „Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden“, setzt bei Karl dem Großen ein. Seine Versuche, auch im europäischen Norden das Christenthum zu verbreiten, führten zur Gründung einer Kirche in Hamburg. Sein Sohn Ludwig setzte die Bestrebungen fort, aber die Normanneneinfälle machten ihnen ein vorzeitiges Ende. Erst der Bremer Adalbert, erfüllt von den großartig gedachten Plänen eines nordischen Patriarchats, nahm sie wieder auf; er gewann großen Einfluß, und es gelang ihm, den ganzen skandinavischen Norden in Abhängigkeit von der Bremer Kirche zu bringen. Sein Tod, die veränderte Stellung des Papstthums seit der Erhebung Gregors VII. auf den Stuhl Petri, die Besorgniß gerade, die in Rom vor einer Wiederaufnahme der selbstständigen Absichten Adalberts durch einen seiner Nachfolger herrschte, bewirkte die Loslösung Scandinaviens von jener Abhängigkeit. Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, da diese Wendung eintrat, entdeckten Bremer Schiffer am Ausfluß der Düna ein neues Land, Livland. In Anknüpfung an beide früheren Schriften schildert Schlözer als Vorgeschichte den finnischen Norden Europas: Esthen, Liven, Curen, Letten, das Verhältniß dieser Völker nach West und Ost, zu Scandinavien und den slavischen

Stämmen, das Vordringen der Russen, alles Das wird in großen Zügen klar und belehrend angeführt. Ganz prächtig ist das Bild von dem Leben und den Sitten der Esthen, das Schlözer entwirft, und zu dem ihm ebenso die Nachrichten in der Chronik Heinrich des Letten wie Volkslieder und Volksfagen die belebenden Züge leihen. Mit Vorzicht braucht er diese nur zur Ergründung des Volkscharakters. „Trotz dieser äußeren Fehden und Kämpfe,“ heißt es, „waren aber die Esthen doch kein eigentliches Kriegervolk. Das erkennen wir besonders in dem Charakter ihrer Sagen, in denen sich keine nach Außen gerichtete Thätigkeit, sondern eine behagliche Gemüthlichkeit und ein harmloser Friede abspiegeln, während sich die Poesie der ihnen verwandten Finnen schon frühe zum Heldengedichte emporshawang und in einfacher, aber mächtiger Form die alten Völkerkämpfe zu verherrlichen strebte. Freilich ist uns, neben einer großen Menge lyrischer Poesien späterer Zeiten, aus der esthnischen Sagenwelt der früheren Jahrhunderte bis jetzt leider nur ein winziger Theil bekannt geworden, da erst die jüngste Vergangenheit demselben einige Achtung geschenkt hat; und wohl mag noch heute, wenn sich an langen nordischen Winterabenden die zahlreiche Familie in der räucherigen Hütte um den Herd versammelt, von Greisen und Matronen beim eintönigen Schalle der Rantelet gar manche schöne Sage über die Großthaten der alten Götter und Heroen den andächtig lauschenden Söhnen und Enkeln vorgetragen werden, die denen da draußen verborgen bleibt. Denn auch dem Esthen wurde einst von Wannenunne, dem nordischen Orpheus, nachdem er mit seinem Gesange die Berge, Wälder, Menschen und Thiere bezaubert hatte, die Mantelet geschenkt und ihm zugleich die Gabe des Gesanges verliehen. Aber vor dem Fremden verstummt das Lied des Esthen. Mißtrauen und Verachtung haben sich tief in die Herzen des unterdrückten Volkes eingeschlichen, und nur da, wo er sich allein und unbelauscht unter den Seinen weiß, wagt er jene ihm lieben Erinnerungen an die Vergangenheit aufzufrischen.“ Schlözer giebt nur einige dieser reizenden Sagen wieder. „Kennst Du die Leuchte in Altvaters Hallen? Soeben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt noch der Widerschein am Himmel. Schon zieht sich der Lichtstreifen hinüber nach Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst Du die Hand, welche die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollendet hat? Kennst Du die Hand, welche die erloschene wieder ansacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt? Altvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlecht, dem ewige Jugend verliehen war; und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Nemmarik: ‚Deiner Sorgfalt, mein Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, damit kein Schaden geschieht.‘ Und als am andern Morgen die Sonne wieder ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte Altvater zum Krit: ‚Dein Amt, Söhuchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Lauf vorzu-

bereiten.' Treulich übten Beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen. Und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingehet, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf. Und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt, und im Sommer mit ihren heißen Strahlen die Früchte zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Nemmarik übergiebt die erlöschende unmittelbar der Hand des Krit, der sie sogleich wieder zum neuen Leben ansacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften; und Vögel und Menschen erfüllten mit ihren Liedern den Raum unter Nemmariks Zelt. Da sahen Beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die erlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände auch gegenseitig gedrückt, und Beider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorgegangen war, und anderen Tages rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung Eures Amts und wünsche, daß Ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet Euer Amt hinfort als Mann und Weib.“

Und Beide entgegneten aus einem Munde: „Alter, störe unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande, wo die Liebe immer jung und neu ist, haben wir unser Glück gefunden.“

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtszeit zusammen. Und wenn Nemmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt ein Händedruck und Kuß. Und die Wange Nemmariks erröthet und spiegelt sich rosenroth am Himmel ab, bis Krit die Leuchte wieder anzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Zur Feier der Zusammenkunft schmückt aber der Alte noch immer die Fluren mit den schönsten Blumen, und so oft dann Nemmarik zu lange am Busen Krits verweilt, rufen scherzend die Nachtigallen ihr zu: *locisk tüdruf, locisk tüdruf! öjisk! säumiges Mädchen, säumiges Mädchen! Die Nacht wird zu lang!*“

Doch aus dem poesievollen Kreis sagenhafter Schilderung führt uns die Darstellung wieder in den strengen Gang der geschichtlichen Ereignisse. In livischen Landen erscheinen die Deutschen, und damit beginnt eine neue Epoche der Entwicklung für jene. Der Augustinerpriester Meinhard gründet am Ufer der Düna eine Kirche, eine kleine Gemeinde sammelt sich um ihn, gegen die Einfälle der Litthauer, gegen die Feindschaft der Semgallen schützt er die Ansiedelung durch Wall und Graben, und der Erzbischof von Bremen nahm die neue, vielversprechende Colonie unter seinen Krummstab. Bald aber trat der Rückschlag ein, die Neubekehrten fielen ab, die ganze Gründung schien verloren, als Albert von Buchhöden, der Bremer Dom-

herr, ein Staatsmann und Feldherr von großer Begabung, das verlorene Werk aufnahm. Er und seine Thätigkeit bilden auf lange hinaus den Mittelpunkt der livischen Geschichte. Eine nordische Kreuzfahrt kam zu Stande, an der Spitze der tapferen Schaar zieht er in das Land ein, bald erheben sich die Mauern und Zinnen Riga, wo Albert seinen Sitz als Bischof nimmt, und zum dauernden Schutze des neu gewonnenen Gebiets stiftet er den Orden der Schwertbrüder. Und nothwendig war dieser kriegerische Schutz, denn unaufhörlich drangen die wilden Reiter Schwärme der Litthauer und die Schaaren der russischen Dünafürsten vor und bedrohten die christlich-deutschen Anpflanzungen. Gewaltig scholl der Kriegsruf, mächtige Kämpfe spielten sich ab, ein wildbewegtes, aber kräftiges, thatenfrohes und erfolgreiches Leben war es, das sich hier entwickelt. Aber „das ist ja einmal das traurige Schicksal,“ sagt unser Geschichtschreiber am Ausgange der 40er Jahre, „welches den Deutschen bei allen seinen staatlichen Unternehmungen beglückt, daß in demselben Augenblicke, wo unter kräftiger und besonnener Hand des Einen ein großes, lebensfähiges Werk Gestalt und Einheit zu gewinnen scheint, auch schon von anderen Seiten, und zumeist gerade den einflußreichsten, eine solche Unzahl von kleinlichen und selbstsüchtigen Interessen sich Geltung zu verschaffen weiß, daß ein jedes Zusammenwirken in weiteren Kreisen dadurch unmöglich gemacht wird. So im Großen, so im Kleinen. In Livland waren es die Schwertritter, von denen der erste Anstoß zu inneren Spaltungen und Zwistigkeiten ausging.“ Je mehr der Orden an Zahl und Bedeutung wuchs, desto lebhafter war sein Streben nach Selbstständigkeit. Bis dahin unter der Herrschaft des Bischofs, entzog er sich derselben, bald artete die Trennung in offene Feindschaft aus, die das ganze große Werk auf's Schwerste schädigte. Schon aber richteten sich begehrliche Blicke auf das neu gewonnene Gebiet. Der Kampf gegen die Esthen bewirkt die Einmischung der Nowgoroder; gegen sie ruft Albert die Dänen zu Hilfe, die längst den Wunsch, sich einzumischen, hegten. Sie setzen sich im Norden Esthlands fest, wenden sich feindlich gegen die Deutschen, und alle Bemühungen Alberts bei Papst und Kaiser gegen sie scheitern an der gezwungenen Rücksichtnahme beider Häupter der Christenheit auf die großen europäischen Fragen. So verlassen, unterstellt er Livland und Esthland der dänischen Herrschaft, aber die Eingeborenen und Zugewanderten beider Länder widerstreben dieser Neuordnung, und die Esthen erheben, unterstützt von den Russen, die Fahne des Aufbruchs gegen Deutsche und Dänen. Drei Jahre dauert der Krieg. Glänzender Waffenthaten dürfen sich die Deutschen rühmen, sie erobern Dorpat — in vortrefflicher Schilderung wird die Belagerung von unserem Autor vorgeführt — die Esthen liegen am Boden, die Russen wünschen den Frieden, die Dänen sind ihres Führers beraubt, da König Waldemar von Graf Heinrich von Schwerin gefangen gehalten wird, ungehindert genießen die Deutschen die Früchte ihrer Siege. In Dorpat, zu Leal im Westen Esthlands, im Lande der Semgallen,

überall werden neue Bisthümer eingerichtet. Ein päpstlicher Legat, der zu dieser Zeit im Lande erscheint, nimmt die dänischen Besitzungen für die Curie in Anspruch, nur Reval bleibt ihnen, bis Königs Waldemars Stern in der Schlacht bei Bornhövede (1227) gänzlich erblich. Jetzt wird auch dieses letzte Bollwerk der dänischen Macht deutsch. Alberts gewaltiges Lebenswerk war zu Ende, Großes hatte er erreicht, und in der Geschichte der Germanisirung der Ostseeländer lebt sein Name glanzvoll fort. Was er nicht mehr erlebte, die Unabhängigkeit der livländischen Kirche von Bremen, wurde seinem zweiten Nachfolger mit dem erzbischöflichen Pallium zu Theil.

Schon hatte aber auch der deutsche Ritterorden seinen Einzug in das Land Konrads von Masovien gehalten; zu gleicher Zeit gründete Ringold, der Litthauer, sein Reich, und im Streben nach nationaler Geschlossenheit bedrohte es das christlich-deutsche Livland. Da erging der Hilferuf nach Deutschland; was durch dänische Umtriebe bisher verhindert war, erfolgt nun: die Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutschen Ritterorden, Livland und der Süden von Esthland werden Ordensprovinzen, der Norden kommt an die Dänen, das Erzbisthum Riga behält nur die höchste Gerichtsbarkeit. Im Schlusscapitel erzählt uns der Verfasser die Schicksale der Insel Gothland; auch hier erscheinen die Deutschen, Wisby ist ihre erste Niederlassung und erhebt sich zum Mittelpunkt des Handels in ganz Nord-europa. Auch in Nowgorod gründete der deutsche Kaufmann seinen Kaufhof mit großem eigenen Recht der Selbstverwaltung. „So gedeihen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf Gothland diese Handelsstiftungen, die, unter sich wie mit dem Mutterlande im engsten Verbande lebend, gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten, zur selben Zeit, da jene Rittercolonien am Embach, an der Düna und im Grivathale, durch festen Anschluß an den deutschen Orden neu gekräftigt, das Haus der deutschen Kirche hier zu schirmen und zu erweitern strebten. Und als nun mit dem Fall der Hohenstaufen der alte Geist der Zwietracht im Reiche wieder wach ward, die deutschen Nord- und Ostseestädte aber zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hanja gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wisby, Riga, Reval, Dorpat zu rascher Blüthe sich empor-schwang, da hob für dieses baltische Außen-Deutschland eine neue Zeit des Ruhmes an. Und an die Spitze des mächtigen Städtebundes trat jetzt das reichsfreie Lübeck, um während zwei Jahrhunderte dem deutschen Werk im Norden Kraft und inneren Halt zu geben.“ Die Glanzzeit der Hanja begann, die uns Schlözer im zweiten Bande, „Die Hanja und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern“ (1851), schildert.

In die größten Zeiten unserer mittelalterlichen Geschichte führt uns die Gründung Lübecks, in das Zeitalter Barbarossas und seines gewaltigen Gegners, Heinrich des Löwen. Das wendische Lübeck ward von den jerräuberischen Rugiern zerstört, das schaumburgische sinkt in Flammen nieder,

das welfische erst steigt zu Ruhm und Glanz auf. Die Thatkraft Heinrich des Löwen führte in der günstig gelegenen Travestadt einen starken Aufschwung herbei, eng verknüpft mit seinem Schicksal, macht sie die Kämpfe gegen die Hohenstaufen, gegen die Schaumburger mit, sie geräth in die Herrschaft der Dänen und kommt endlich zu Deutschland zurück, um seit 1226 dem Reiche als freie Reichsstadt anzugehören. Bald erringt sie im ganzen baltischen Norden eine führende Stelle, herzerhebend schreitet im 13. Jahrhundert das Deutschthum dort vorwärts. „Um das Jahr 1170, da Helmold schrieb, gedenkt er am Schlusse seiner Chronik der Erbauung Rostocks an der Warnow. Dreißig Jahre später gründet der große livische Kirchenfürst, Albert von Burhövden, seinen Bischofssitz Riga an der Düna. Im Jahre 1209 legte Jaromar von Rügen an dem Meeresarme der Ostsee, der die Insel vom Festlande trennt, die Stadt Stralsund an, die bald wetteifernd neben dem alten Wolgast und Stettin emporblühte. Ein Decennium später übernimmt Waldemar der Däne seine Heerfahrt gegen Esthland, welcher die Burg und Stadt Reval ihr Entstehen verdanken. Dann zieht um das Jahr 1226 der deutsche Orden in das Polenland. Im Osten der Weichsel beginnt der Kampf mit den Preußen, und binnen Kurzem füllten sich nun die nördlichen Uferlande des Stromes, sowie die ihm benachbarten Gebiete mit den Burgen, Waffenplätzen und geistlichen Stiftungen der mönchisch-kriegerischen Eroberer. Dort werden Kulm, Thorn, Marienwerder angelegt, und während das von Alters her hochwichtige Danzig im Westen des Weichseldeltas an neuer strategischer Bedeutung gewann, gründeten im Osten desselben betriebsame Colonisten aus Lübeck um das Jahr 1237 neben der festen Ordensburg Elbing die Handelsstadt gleichen Namens an der Rogat. Fast zur selben Zeit ward im Obotritenlande die Stadt Wismar, an der pommerschen Küste Greifswald erbaut. Mit den siegreichen Fortschritten des Ordens nach Nordosten gelangten dann die Deutschen bald auch in den ihnen so lange bestrittenen Besitz der Küstenlande zwischen Weichsel und Memel; im Jahre 1250 ward an der Mündung des letztgenannten Flusses die Burg und Stadt Memel angelegt, und fünf Jahre später, ungefähr zur selben Zeit, da am livischen Gestade Pernau entstanden sein soll, gründete König Ottokar von Böhmen nach dem ruhmvollen Ausgange seines Kreuzzuges gegen die Preußen das feste Königsberg am Pregelstrome. So waren im Verlaufe von kaum hundert Jahren auf einem Küstengebiete von etwa 250 Meilen Ausdehnung vierzehn der größten Städte entstanden und zugleich den von früher her dort bestehenden neue Bahnen geöffnet.“

Den Handel nach der baltischen Küste trieben vornehmlich die niedersächsischen Binnenstädte, die erfreuliche Colonisationsthätigkeit an der Nord- und Ostsee änderte aber den Zug des Verkehrs, und zwischen Jenen und Diesen trat nun eine Concurrenz ein, die schließlich durch ein Hand in Hand Arbeiten am besten aus der Welt geschafft wurde. So entstanden

seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Städtebündnisse zur Sicherung und Hebung des deutschen Handels im europäischen Norden. Und während das Reich unter den Kämpfen der Kaiser und Päpste und in der kaiserlosen Zeit immer tiefer sank, erblühte an der Peripherie ein neues, kräftiges Deutschthum. Aber je weniger Schutz die Städte von den officiellen Gewalten erhoffen durften, desto zahlreicher und enger wurden ihre Verbindungen. Man pflegt mit Recht das Jahr 1241 und das Bündniß zwischen Hamburg und Lübeck als Anfang der Hanja anzunehmen, stufenweise schritt es weiter, und wir sind jetzt auf Grund der Hanjarecesses über die Entwicklung genauer unterrichtet, als es unser Autor vor mehr als 40 Jahren sein konnte. Der Kampf gegen König Erich von Norwegen 1283 macht Epoche in dieser Entwicklung, der Bund wurde ein politischer, erweiterte sich, auch durch Zutritt benachbarter Fürsten, und die Unterwerfung Norwegens verlieh ihm ein starkes Gefühl der Kraft und des Selbstbewußtseins. Unbestritten aber stand Lübeck als Haupt an der Spitze, zumal seitdem 1295 der Oberhof von Wisby dorthin verlegt wurde, also dort in letzter Instanz alle Prozesse für das Comptoir des gemeinen Kaufmanns von Nowgorod entschieden wurden. Dort versammelten sich die Mitglieder zu den Tagfahrten, unter den Augen des dortigen Rathes wurden alle Angelegenheiten des gemeinen Kaufmanns geordnet.

Zeitlich gleich lief die Entwicklung des zweiten Factors, der die baltischen Lande dem Deutschthum gewann: des deutschen Ordens. Reichlich unterstützt aus dem Innern Deutschlands, kämpfte er mit größtem Erfolge und befestigte schrittweise seine Herrschaft durch Gründung von Burgen und Waffenplätzen, um die Städte entstanden, wie in der obigen Schilderung bereits gedacht ist. Auch innere Kämpfe blieben ihm nicht erspart, als Albert Suerbeer von Innocenz IV. zum Legaten und Erzbischof der baltischen Kirchenlande ernannt wurde. Aus den Streitigkeiten um die Wahl ging der Orden als Sieger hervor. Noch einmal kam ein kritisches Moment für seinen Bestand; zu derselben Zeit, da Clemens V. den Templerorden aufhob, gelangten auch gegen den deutschen Orden von der baltischen Geistlichkeit Klagen an ihn. 230 Anklagepunkte hatte der Erzbischof von Riga der dort tagenden päpstlichen Commission vorgelegt, aber um dem Schicksal des Templerordens zu verfallen, dazu war er schon in seinen Besitzungen zu mächtig, dazu war er auch nicht mehr genug eine kirchliche Institution, sondern schon zu sehr eine national-deutsche. Der clericale Kampf gegen ihn verlief resultatlos, und in der goldenen Zeit des Ordens, als Winrich von Kniprode an seiner Spitze stand, mußte der Erzbischof auf alle bisher über den Orden behaupteten Rechte verzichten. Und nun stieg die Macht des Ordens mehr und mehr: ein langjähriger Krieg mit den Polen endete (1343) günstig für ihn; wenige Jahre darauf trat Waldemar IV. von Dänemark ihm Esthland ab, derselbe Waldemar IV., mit dem auch die Hanja schwere Kämpfe durchzufechten hatte. Sein Plan,

die Vorherrschaft im Norden zu erlangen, und die Ansprüche des durch eine straffe innere Organisation gefesteten Bundes auf die alleinige Herrschaft in der Ostsee mußten zum Zusammenstoß führen. Waldemar eroberte 1361 Gothland, der Krieg begann, die Hanseaten erobern Kopenhagen, die Unvorsichtigkeit des Lübecker Bürgermeisters Wittenborg, die er durch den Tod von Henkerzhand büßen mußte, führte den Verlust der Flotte herbei und zwang zu einem Waffenstillstand. Neue Uebergriffe des Königs drängten zur Abwehr, und hier trifft, was Schlözer bei mangelhaftem Material nicht so deutlich sah, die Geschichte der Hanja und des deutschen Ordens zusammen. Der Hochmeister Winrich von Kniprode war es, der die zur Hanja gehörigen Städte zu scharfem Auftreten veranlaßte. Tagfahrten zu Köln, zu Lübeck und Rostock faßten die Beschlüsse, der holsteinische Adel und der Schwedenkönig Albrecht von Mecklenburg traten bei, und der Krieg begann im Frühjahr 1368 und führte zur gänzlichen Unterwerfung Waldemars. Schon 1370 kam der Friede zu Stande, und mächtiger als je stand der Bund da. Wir Rückblickenden wissen, daß die Hanja ihren Höhepunkt erreicht hatte; wie ein äußerer Ausdruck dessen erscheint der Besuch Karl IV. in Lübeck (1375). Glänzend war der Empfang, und der Kaiser soll, wie der alte Chronist Detmar erzählt, gesagt haben: „Ihr seid Herren! Die alten kaiserlichen Register weisen aus, daß Lübeck eine der fünf Hauptstädte des Reiches ist, und daß die Rathsmänner Eurer Stadt zugleich kaiserliche Räte sind, welche überall in den Rath des Kaisers treten dürfen, ohne daß sie deshalb Erlaubniß nachsuchen.“ Die fünf Städte sind Rom, Venedig, Pisa, Florenz und Lübeck. Aus den Tagen des Glanzes wenden wir nur ungerne den Blick zum „Verfall und Untergang der Hanja und des deutschen Ordens in den Ostseeländern“, die Schlözers dritter, 1853 erschienener Band schildert. Aber nicht beklagen und bedauern soll der Historiker, sondern verstehen lernen, und den Einblick in die Verhältnisse, die zum Untergang führten, gewinnen wir aus der Schrift. Wir sehen die Nachbarmächte erstarken, Polen mit Litthauen sich verbinden, den Orden in steten Kämpfen mit dieser erwachsenden Macht, bis endlich die unglückliche Schlacht bei Tannenberg seine Kraft an der Wurzel trifft. Alle Versuche, durch innere Reformen und Ausbietung aller Kräfte nach außen wieder zum alten Ansehen zu gelangen, waren vergeblich, der zweite Friede zu Thorn entriß dem Orden einen Theil seines Gebietes und seiner Selbstständigkeit. Und in analoger Weise rafft sich die Macht Skandinaviens in der Calmarer Union zusammen, während innere Streitigkeiten die Kraft der Hanja schwächen. Der demokratische Aufruhr in Lübeck veranlaßt die Einmischung der Dänen, unaufhörliche, für die Hanja unglückliche Kriege füllen die Jahre, hemmen den Handel, der durch den merkwürdigen Zug der Heringe von der Ost- in die Nordsee ohnedies in die Hände der Niederländer übergeht. Diese aber fanden seit der Verbindung Hollands mit dem neuburgundischen Reich an diesem einen stärkeren politischen

Rückhalt und schieden aus dem Hansabunde aus, auch die preussischen Städte und die des Binnenlandes lösten sich mehr und mehr ab, und in den noch treu Bleibenden hörte vielfach die Interessengemeinschaft, die Einheit auf, und besonders die Rivalität zwischen Lübeck und Cöln schädigte den ganzen Bund.

Sollen wir diese rückläufige Bewegung noch weiter verfolgen? Mit dem Fall Nowgorods in die Hände des Großfürsten von Moskau, Zwans III., ging auch dieser wichtige Platz verloren, die Fahrten nach Schonen mußten aufgegeben werden, die Tage des Glanzes waren vorbei. Zwar vegetirt der Bund noch nahezu zwei Jahrhunderte, 1669 fand die letzte Tagfahrt statt, aber seine Bedeutung war dahin.

Noch früher endet die Geschichte des deutschen Ordens. 70 Jahre kämpfte er noch um seine Existenz, dann trat die Säcularisation und Reformation ein, neue Bahnen öffneten sich dem Lande für die Zukunft.

Es ist ein eigenartiges und im Ganzen doch wundervolles Capitel der deutschen Geschichte, das Schlözer in seinem Werk uns vorführt. Bei der Beurtheilung desselben vergesse man nicht, daß es zu einer Zeit geschrieben ist, da die Quellenforschung über diesen Gegenstand noch im Argen lag. Erst 1870 erschien der erste Band der Hanserecessen, erst 1857 Voigts grundlegende Geschichte des deutschen Ritterordens. Mit dem damaligen Material ist Schlözers Werk vortrefflich gearbeitet. Vorzüglich sind aber drei Punkte hervorzuheben, die dem Buche dauernden Werth geben und für den Verfasser charakteristisch sind: das gesunde nationale Urtheil, das die Thatsachen begleitet, der universale Blick auf die Weltverhältnisse, deren Einfluß auf den Sondergegenstand stets festgehalten ist, und die ungemein klare, anschauliche Darstellung selbst der verwickeltsten Dinge, die stellenweise in trefflichen Charakteristiken und getragenen Schilderungen ihren Höhepunkt findet. Liebe zur Heimat und Stolz auf ihre Vergangenheit haben sein Werk veranlaßt und ihm oft die Feder geführt, aber ohne Verblendung und Voreingenommenheit, und dieser Wärme des Gefühls, mit der der Autor bei seinem Gegenstande weilt, entzieht sich auch der Leser nicht.

Eine Art Gelegenheitschrift, veranlaßt durch verwandtschaftliche Beziehungen, ist das Büchlein „Die Familie von Meyern in Hannover und am Markgräflichen Hofe zu Baireuth.“ Bis in das 16. Jahrhundert rückwärts verfolgt Schlözer die Familie, schildert einzelne hervorragende Mitglieder derselben, unter denen der Wichtigste und Interessanteste der Herausgeber der Acta pacis Westphalicae ist, über deren Entstehung manches Neue in der Schrift enthalten ist. Auch zu hübschen, graziösen Schilderungen Baireuther Hof- und Gesellschaftszustände des vorigen Jahrhunderts findet der Verfasser Gelegenheit, wie überhaupt das ganze Büchlein zierlich und nett ist. Es bildet sozusagen den Uebergang zum zweiten Kreis von Schlözers historischen Arbeiten, die der Geschichte des vorigen Jahrhunderts gewidmet sind, und in deren Mittelpunkt Friedrich der Große steht. Die erste der drei einschlägigen Arbeiten behandelt „Chasot“ (1856). Auch zur Abfassung dieses

Buches ist wohl Schlözer durch die Beschäftigung mit der Vergangenheit seiner Vaterstadt angeregt worden. Verbrachte doch Chasot als Commandant von Lübeck die zweite Hälfte seines Lebens dort. Höchst elegant und fesselnd geschrieben, unter Verwendung von mancherlei Archivalien, unter denen auch Fragmente von Chasots verlorenen Memoiren*) sich befinden, schildert Schlözer den merkwürdigen Lebensgang des kühnen Mannes, der eines Duells halber die französischen Dienste verläßt, die Freundschaft des großen Königs genoß, als Militär und Diplomat Dienste leistete, mit dem König zerfiel, den preussischen Dienst verließ, dann wieder verjöhnt, noch mancherlei freundschaftliche Beziehungen zum Hofe von Sanssouci aufrecht erhielt und seine Söhne in der preussischen Armee unterbrachte. Von Schlözers Art der Geschichtschreibung giebt das Buch ein treffendes Beispiel. Er hält sich durchaus nicht immer eng an sein Thema, sondern ergeht sich bei mancherlei Gelegenheiten in mancherlei Excursen über Dinge, die enger oder loser mit seinem Gegenstand in Verbindung stehen. So finden wir eine ganz reizende Schilderung des Schlosses Rheinsberg und seiner Umgebung, des Lebens und Treibens im Kreise um den Kronprinzen, weiter eine solche einer Berliner Opernvorstellung. Die Erwähnung der Barbarina, zu deren Verehrern Chasot gehörte, giebt ihm Anlaß, ihre romantische Zwangsexpedition aus Venedig nach Berlin zu erzählen. Ein Fest bei Hofe im Jahre 1750, eine Schilderung Berlins und eines Zusammenkommens mit dem König im Jahre 1776 nach dem Tagebuch eines Lübecker Kaufmanns läßt er sich nicht entgehen, wenn auch in beiden Fällen Chasot Nichts damit zu thun hat. Die ganze Schrift liest sich ganz reizend, zeigt uns Schlözer als einen vortrefflichen Stilisten, und wenn auch Chasot keine große geschichtliche Rolle spielte, so verdiente doch der Mann, den Friedrich den Matador seiner Jugend nannte, ein so zierliches Wiederaufleben in der Erinnerung der Nachwelt.

Der selben Zeit gehört das kleine Buch „Choiseul und seine Zeit“ an (1857). Auch bei ihm gilt vor Allem das uneingeschränkte Lob der äußeren Form.

Mehr und mehr merkt man, wie Schlözer sich an Rankes Art gebildet hat: in der Gruppierung der Thatfachen, vor Allem aber in der Charakteristik der Persönlichkeiten. Man lese z. B. die Charakteristik Kaunigs: „Die Etiquette und das Ceremoniell, welches einst in anmuthiger Form vom ritterlichen Hofe Karls des Kühnen ausgehend, mit dem burgundischen Erbe den habsburgischen Höfen zu Madrid und Wien überkommen war, hatte besonders hier durch das Zusammentreffen mit der Grandezza der Spanier und dem eckigen Wesen der Deutschen jene starre, verschrumpfte Gestalt angenommen, in welcher es sich, unberührt von den feinen Pariser Sitten, bis unter Karl VI. erhielt. Die Bildung der damaligen Wiener Hofwelt war aus einer peinlichen Pedanterie und gutmüthigen Leichtfertigkeit, steifem

*) Neuerdings hat Gaedertz die Abschrift einer Uebersetzung aufgefunden.

Kastengeist und biederer Derbheit auf's Wunderlichste zusammengesetzt, übte aber auf Jeden, der sich diesen höheren Sphären der Gesellschaft näherte, unwiderstehlichen Einfluß aus. Auch Kaunitz blieb nicht unberührt von dem bizarren Wesen seiner Umgebung. Ein kleinlicher Eigensinn und ein eitles Wohlgefallen am äußerlichen Treiben waren die Grundzüge seines Privatlebens, das daher eine durchweg carikirte Gestalt annahm. Seinem Anzuge wandte er die größte Sorgfalt zu: die Auswahl eines Stoffes kostete ihm oft lange Stunden der Ueberlegung; mit dem Reinigen seiner Diamanten und Dosen konnte er ganze Morgen zubringen. Um seine Perrücke zu pudern, mußten vier Bediente mit Blasebälgen in einem Zimmer große Puderwolken unablässig in Bewegung setzen, während welcher Zeit Kaunitz auf- und niedergehend, den feinsten Puder mit seiner Perrücke aufzufangen und zugleich eine richtige Vertheilung desselben zu erreichen suchte. Sein Frühstück mußte gewogen werden, Kaffee wie Zucker. Seine einzige Nahrung selbst bei den größten Tafeln bestand in einem Hühnchen mit Reis. Die Reitschule besuchte er täglich, ritt hier drei Pferde, jedes aber nur eine gewisse Minutenzahl. Wie Richelieu auf seine Verse, so war Kaunitz hauptsächlich stolz auf seine Reitkunst. Als der Fürst Vigne ihm daher einst einen vornehmen Russen vorstellte, sagte er demselben: Ich rathe Ihnen, sich mein Porträt zu kaufen, denn man wird in Ihrem Lande froh sein, das Abbild eines der berühmtesten Männer zu sehen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Minister seit fünfzehn Jahren die Monarchie regiert, der Alles kennt, der Alles weiß, sich auf Alles versteht. Den höchsten Grad seiner Bewunderung wußte er nur durch die Worte auszudrücken: Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können. In ihm, glaubte er, ruhe der ganze Schwerpunkt der Monarchie, und mit Schrecken dachte er an die künftigen Generationen. Dem Ausruf der Minister Ludwigs XV: *Après nous le déluge* lag daher, wenn Kaunitz ihn anwandte, weniger Verwegenheit, als die wunderlichste Selbstgefälligkeit zu Grunde. Um einen großen Geist zu schaffen, der im Stande sei, ein Reich herzustellen, meinte er, gebrauche die Vorsehung ein volles Jahrhundert; im nächstfolgenden ruhe sie dann aus von ihrer Arbeit. „Ich zittere daher, wenn ich an das Schicksal denke, welches der Monarchie nach meinem Tode droht.“

„Und unter diesem Wesen, das jeden Anflug von Natürlichkeit zu scheuen und sich in den ausschweifendsten Lächerlichkeiten zu gefallen schien, lebte der schärfste politische Verstand, der Alles mit der größten Gründlichkeit, Umsicht und Sicherheit durchdrang und fast immer seinen Zweck zu erreichen wußte. Es ist nicht anders, bemerkt Hornemr, als ob jedesmal seine Seele aus sich herausgetreten wäre, um die großen Geschäfte mit ganz anderen Mitteln, nach ganz anderen Grundsätzen zu ordnen, und sich dann wieder zurückgezogen, nur an seiner Person und in seinem Hause gleichsam zu tändeln. Hier erschien er eigenmächtig, kleinlich, dort war es immer für das Edlere und für das Größte. Bei einer äußeren, unver-

änderlichen Ruhe war sein Geist in voller Thätigkeit. Alles überlegte er behutsam, prüfte Fall für Fall, wog sorgsam das Für und Wider ab. Jede Uebereilung haßte er, und das Talleyrand'sche: *point de zèle* befolgte schon Kaunitz mit der größten Consequenz. Hatte er dann seinen Entschluß gebildet, so war Nichts vermögend, ihn von seiner Meinung abzubringen. Dann war ihm keine Zeit zu lang, keine Mühe zu groß, um seinen Plan auszuführen; dann ging er mit der vollen Sicherheit des Genies an's Werk. In der Politik erschien ihm Nichts unmöglich; ein geschickter Mensch, meint er, könne Alles wagen. Hierzu kam noch eine unbegrenzte Berichwiegenschaft und Täuschungsgabe, die sich aber nicht in kleinlichen Unwahrheiten verlor. Was er dachte, sagte er nicht; sagte aber selten Etwas, was er nicht dachte.“

Ist das nicht ein Cabinetsstück von Charakterzeichnung? Amüsant, und doch gerecht, pikant, und doch wahr!

Für das Büchlein über Choiseul hat Schlözer vor Allem französische Memoiren benutzt, und der leichte, oft leichtfertige Stil derselben und ihre Anekdoten, die man wohl auch Hof- und Gesellschaftsklatsch nennen darf, haben der Schrift einen gewissen Stempel verliehen. Es soll dies durchaus kein Vorwurf sein; im Gegentheil, er entnahm ihnen das Beiwerk zur historischen Gestaltung, die Kleinmalerei und die Einzelzüge für die Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten. Wie amüsant ist das Erscheinen der Marquise Pompadour, wie geistvoll sind Pitt und Choiseul in ihrer Stellung und Haltung aus den englischen und französischen Zuständen heraus, wie fein die gesellschaftlichen und litterarischen Zustände Frankreichs geschildert, wie kraftvoll und von innerem Interesse getragen die Geschichte Corsicas erzählt! Kurz, nicht als großes, neue Aufschlüsse bringendes und das historische Urtheil über Zeiten und Menschen bestimmendes Werk darf das Buch betrachtet werden, sondern als geistreiche und geschmackvolle Leistung eines gewandten Schriftstellers, dem es Freude macht, den Irrgängen der Diplomatie und den kleinen und großen Leidenschaften der Menschen nachzugehen.

Und Aehnliches gilt auch von Schlözers letztem Werk: „Friedrich der Große und Katharina II.“ (1859), nur daß es auf werthvollen Archivalien beruht und seiner Zeit manches Neue brachte. Kein Geringerer als Georg Waitz hat dieses Buch zum Anlaß einer Kritik der Schlözer'schen Historiographie genommen.*) Er tadelt neuere Geschichtswerke in der Gesamtheit und findet, daß bei ihnen „die Kritik zur Paradorie, die Objectivität zur Gleichgiltigkeit, das Streben nach Auffassung des wahren Zusammenhanges der Dinge zur Tendenz geworden sei“, er wirft einen etwas verächtlichen Blick auf die jüngsten Leistungen Schlözers, beobachtet dann, daß die Bücher dieses Autors zu denen gehören, „die sich recht eigentlich die Aufgabe gestellt haben, die Geschichte in die große Welt, d. h. hier besonders in die

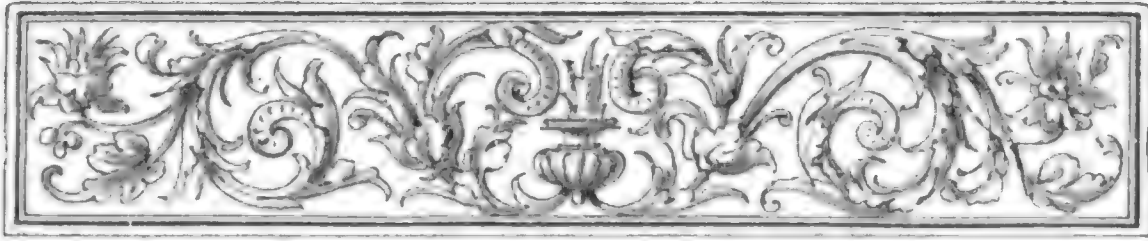
*) Historische Zeitschr. v. Sybel. Bd. III.

Kreise, welche auf elegante Form Gewicht legen, einzuführen; er hat ein schönes Talent, angenehme Erzählung, gute Gruppierung, klare Darstellung, er läßt es dabei auch an Fleiß nicht fehlen.“ Aber er macht insbesondere dem eben erwähnten Werke den Vorwurf: „Auf wenigen gedruckten Bogen schreiten die großen Persönlichkeiten, die gewaltigsten Ereignisse an Einem vorüber, ohne daß man nur das Gewicht ihrer Tritte hört oder erinnert wird an die Schwere der Geschehnisse, die sich durch sie vollziehen. Wenigstens gewiß Nichts von dem Geist, in dem wie der Historiker auch der wahre Dichter seine Gestalten zu zeigen versteht, ist hier wahrzunehmen.“

Es ist doch eigentlich ein recht schwerer Vorwurf, so vorichtig auch die Worte gewählt sind; aber ich meine, der Gegensatz zwischen beiden Auffassungen ist ein tieferer, ein methodologischer. Mit Recht hat Waiz oben nach dem Publicum gesucht, für das Schlözer schreibt, denn schließlich das Ziel, das ein Schriftsteller sich steckt, der Kreis, für den er schafft, giebt seiner Schrift Richtung und Form. Und da sehen wir hier zwei Seiten auseinandertreten, die besonders scharf schon im vorigen Jahrhundert sich geschieden haben. Es ist der Gegensatz, etwa auf die kürzeste Formel gebracht, zwischen der damaligen deutschen Geschichtsschreibung in ihrer respectablen Schwerfälligkeit und der Voltaire'schen, etwas leichten Eleganz. Man denke an die großen Sammelwerke, an die Schaubühnen, Diarien wie Abelins *Theatrum europaeum*, Wagners gleichbetitelttes Werk, Ludolffs *Allgemeine Schaubühne der Welt*, Zieglers historischer *Schauplatz der Zeit*, an die hallische *Weltgeschichte* und selbst an Maskou und Büнау und den ehrwürdigen Schmidt, die immerhin schon einen Fortschritt bedeuten — und andererseits an Montesquieu und Voltaire. Den Charles XII. nannte Schloffer nicht viel besser als einen Roman, Villemain ein Meisterstück der Erzählungskunst, und Strauß setzt hinzu: beide Urtheile sind richtig. Ohne Schlözers Thätigkeit mit der Waiz'schen gleichzustellen, ich meine, sie repräsentiren zwei Richtungen, die allerdings in Ranke zusammentrafen und ihn eben zum größten Meister machten: die profunde und respectable, aber etwas langweilige Schwerfälligkeit, die von Fachgenossen nur für Fachgenossen schreiben läßt und an der Spitze der vielbändigen Werke ein *odi profanum vulgus* zu tragen scheint — und die graziöse Leichtigkeit der Diction, die Kühnheit der Auffassung, selbst auf die Gefahr, daß nicht jedes Wort in Anmerkungen zu belegen ist, und die Neigung, ein bißchen amüßant, vielleicht auch ein bißchen pikant die Sache darzustellen, im Helden mehr den Menschen von Fleisch und Blut als eben den Helden zu sehen. Muß denn das auf Kosten der Wahrheit geschehen? Im Gegentheil, es giebt Zeiten und Personen, bei deren Schilderung man der Wahrheit näher kommt, wenn man durch das *Boudoir* statt durch die *Antichambre* geht. Trifft die Schuld den Historiker oder nicht vielmehr seinen Gegenstand? Und wenn die Geschehnisse der Staaten und Völker von frivolen Häuptern geleitet wurden, wo soll man die sittlichen Gesichtspunkte des Urtheils hernehmen, ohne sie hineinzutragen?

Doch die Betrachtung führt uns zu weit und führt uns über den Vorwurf des Kritikers und das Werk des Historikers hinaus. Also daß dem Verfasser der deutschen Rechtsgechichte das etwas novellenhaft gehaltene Buch Schlözers nicht gefallen konnte, ist uns sehr erklärlich; das darf aber nicht hindern, es in mancher Beziehung eine vortreffliche Leistung zu nennen. Die diplomatischen Vorzüge sind mit meisterhafter Klarheit entwickelt, die Charakteristiken wieder feinsinnig und liebenswürdig, die Schilderung des russischen Hofes ganz reizend. Man vergesse auch bei diesem Werke nicht, daß es geschrieben, ehe die Publication der politischen Correspondenz Friedrichs und die zahlreicher anderer Quellen über diese Zeit begonnen hatte; wir wissen über manche Punkte heute mehr, urtheilen auf Grund besserer Kenntnisse auch hie und da anders, aber ich finde beispielsweise, daß Schlözers Darstellung der ersten Theilung Polens, mit der das Werk schließt, indem ich sie mit den neuesten Schilderungen bei Neimann und Brückner etwa vergleiche, durchaus das Richtige getroffen hat. Und so scheidet man von dem Buche mit dem Bedauern, daß es die letzte historische Arbeit Schlözers blieb. Ob ein kleiner anregender Aufsatz „Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten“ im fünften Bande von Sybels historischer Zeitschrift aus seiner Feder stammt, ist wahrscheinlich, aber nicht sicher. Dort werden auf wenigen Seiten die Authenticität der Memoiren und ihre Abfassung Anfangs der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen und ihr Inhalt kurz, aber scharf charakterisirt.

Herr von Schlözer verließ das Feld der Geschichtschreibung, um selbst Geschichte zu machen und für den künftigen Historiker vielleicht selbst einmal der Gegenstand der Forschung und Darstellung zu werden. Wer sein Leben schildern wird, wird seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen breiten Raum anweisen müssen. Historische Werke veralten ja unendlich schnell, das Material wächst fortwährend, die Forschung dringt in die Tiefe und die Weite, und was noch vor wenigen Jahren als grundlegend oder abschließend galt, ist heute überholt. Aber wenn die Kunst der Darstellung sich mit der Reife des Urtheils verbindet, schafft sie Werke, die immer Genuß bereiten, wenn auch die Belehrung schon in jüngeren Arbeiten gesucht werden muß. Die deutsche Geschichtschreibung war immer reicher an Forschern als an Darstellern, die Litteratur es immer an Untersuchungen als an lesbaren Werken. Und ein Drittes kommt hinzu: Die deutschen Geschichtschreiber waren fast immer Männer des Ratheders, selten des handelnden Lebens oder wenigstens im Besitz der dazu nöthigen Eigenschaften. Nach diesen drei Seiten ist Schlözers Stellung in der Geschichtswissenschaft zu charakterisiren: er verband mit reifem Urtheil die Kunst der Darstellung, auf diese mehr als auf die minutiöse Untersuchung führte ihn sein Talent, das ihn zur politischen Thätigkeit, zur Diplomatie befähigte.



Sei gelobt.

Eine indische Sage.

Von

Henryk Sienkiewicz *).

— Warschau. —

In einer hellen Mondnacht, da wurde der weise und mächtige Krishna nachdenklich und sagte:

„Ich dachte, der Mensch sei die schönste Schöpfung auf Erden, und täuschte mich. Da sehe ich die Lotusblume unter dem Hauche des nächtlichen Windes sich neigen. Wie überragt sie an Schönheit alle lebenden Wesen: ihre Blätter haben sich just im silbernen Mondlicht erschlossen . . . und ich kann meine Augen nicht von ihr wenden . . .“

„Ja, es giebt unter Menschen Nichts, das ihr ähnlich wäre,“ wiederholte er seufzend.

Eine Weile später dachte er aber:

„Warum sollte ich, der ich ein Gott bin, durch die Macht des Wortes nicht ein Wesen schaffen können, welches Das unter Menschen wäre, was die Lotusblume unter den Blumen ist? So sei es denn, den Menschen und der Erde zur Freude. Lotusblume, verwandle Dich in eine lebende Jungfrau und erscheine vor mir.“

Die Woge erzitterte leise, als berühre sie der Schwalbe Flügelschlag, die Nacht wurde heller, der Mond erglänzte tiefer, der Drosseln Nachtlied ertönte lauter, um dann plötzlich zu ersterben. Und das Wunder geschah: in menschlicher Gestalt stand vor Krishna die Lotusblume.

Der Gott selbst wurde stutzig.

„Du warst des Sees Blume,“ sagte er, „so sei fortan die Blume meiner Gedanken und sprich.“

*) Uebersetzung aus dem Polnischen von Bronislawa Neufeld.

Und das Mädchen begann zu flüstern, so leise, wie das Murmeln der weißen Lotosblätter, von Sommerlüften geküßt:

„Herr! Du hast mich in ein lebendes Wesen verwandelt, wo wirst Du mich jetzt wohnen heißen? Gedanke, Herr, daß, als ich eine Blume gewesen, da erzitterte ich und schloß meine Blätter bei jedem Windeshauch. Mich erfaßte die Furcht, Herr, vor Regen und Gewitter, vor Donner und Blitz, sogar vor sengenden Sonnenstrahlen erfaßte mich die Furcht. Du gebotest mir, die einverleibte Lotosblume zu werden, da bewahrte ich also meine frühere Natur, und jetzt wird mir bange, Herr, vor der Erde und vor Allem, was auf ihr besteht . . . Wo wirst Du mir denn zu wohnen befehlen?“

Krishna erhob seine klugen Augen zu den Sternen, dachte eine Weile nach und frug:

„Willst Du auf den Bergesgipfeln leben?“

„Dort ist Frost und Schnee; ich fürchte mich, Herr.“

„Nun . . . so werde ich für Dich einen Palast aus Krystall auf dem Seeegrunde errichten.“

„In den Wasserstiefen schleichen Schlangen und andere Ungeheuer; ich fürchte mich, Herr.“

„Willst Du endlose Haiden?“

„O, Herr! Die Haiden werden von Gewitter und Sturm zerstampft wie von wilden Heerden.“

„Wie soll ich über Dich verfügen, fleischgewordene Blume? . . . Ach! In den Höhlen Elloras leben heilige Einsiedler . . . Willst Du, ferne von der Welt, in einer Höhle wohnen?“

„Es herrscht dort Finsterniß, Herr, ich fürchte mich.“

Krishna setzte sich auf einen Stein, seinen Kopf auf die Hand stützend. Das Mädchen stand vor ihm zitternd und bebend.

Indessen erstrahlte im Osten die Morgenröthe. Goldig schimmerten des Sees Wogen, die Palmen und Bambusbäume. Die rosigen Reiher, die blauen Kraniche und die weißen Schwäne auf den Gewässern, die Pfauen und Bengali in den Wäldern schlugen im Chor an, und zugleich ertönten die Klänge von Saiten, auf einer Perlemuschel aufgespannt, und die Worte eines menschlichen Liedes.

Da erwachte Krishna aus seiner Träumerei und sagte:

„Der Dichter Walmiki begrüßt den Sonnenaufgang.“

Eine Weile später rückten die Schleier der purpurnen, die Lianen bedeckenden Blumen auseinander, und am See erschien Walmiki.

Als er die lebende Lotosblume erblickte, hörte er auf zu spielen. Die Perlemuschel entglitt leise seinen Fingern zur Erde, seine Hände fielen an den Seiten schlaff herab, und er stand sprachlos, als hätte ihn Krishna in einen Baum verwandelt.

Und der Gott freute sich dieser Bewunderung seines eigenen Werkes und sagte:

„Erwache, Walmiki, und sprich. —

Und Walmiki sprach:

„Ich liebe!“

Nur dieses einen Wortes erinnerte er sich, nur dieses eine Wort konnte er aussprechen.

Krišna's Antlitz erstrahlte plötzlich.

„Wundervolles Mädchen,“ sagte er, „ich habe einen Platz gefunden, der Deiner würdig ist auf Erden: wohne in des Dichters Herzen.“

Und Walmiki wiederholte zum zweiten Mal:

„Ich liebe!“

Der Wille des mächtigen Krišna, der Wille der Gottheit zog das Mädchen zu des Dichters Herzen. Der Gott bewirkte auch, daß das Herz Walmiki's durchsichtig wurde wie Glas.

Heiter wie ein Sommertag, ruhig wie eine Welle des Ganges, schritt das Mädchen in die ihr beschiedene Stätte ein. Aber plötzlich, als sie tiefer in das Herz Walmiki's hineinschaute, erblaßte ihr Antlitz, und die Furcht berührte sie mit eiligem Hauch. Krišna stutzte.

„Lebende Blume,“ fragte er, „fürchtest Du Dich auch vor dem Herzen des Dichters?“

„Herr,“ antwortete das Mädchen, „wo hast Du mir zu wohnen befohlen? In diesem einen Herzen erblicke ich schneeige Bergesgipfel und der Gewässer Tiefen, von eigenthümlichen Geschöpfen bevölkert, und die Haide mit Sturm und Gewitter und die dunklen Höhlen Elloras; so fürchte ich mich denn wieder, o Herr!“

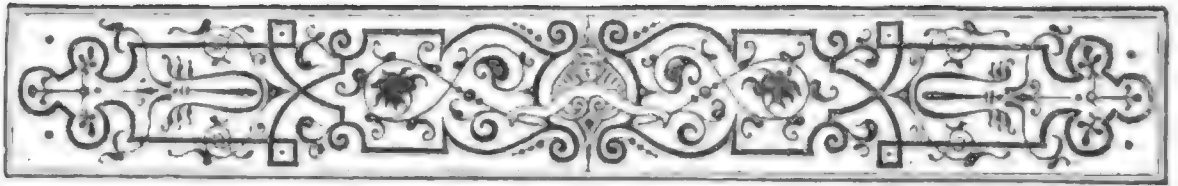
Aber der gute und weise Krišna sagte:

„Beruhige Dich, lebende Blume. Wenn im Herzen Walmiki's einsame Schneefelder liegen, so sei Du der warme Frühlingsodem, unter welchem sie zerthauen; wenn dort tiefe Gewässer sich befinden, so sei Du die Perle dieser Tiefen; wenn dort die Dede der Haide herrscht, so säe in dieser Dede des Glückes Blumen; wenn Du dort die dunklen Höhlen Elloras findest, so sei in dieser Finsterniß der Sonne Strahl —“

Und Walmiki, der indessen die Sprache wiedergewonnen hatte, fügte hinzu:

„Und sei gelobt!“





Ein Fest.

Skizze

von

L. Lindemann.

— München. —

Daheim wurde ein Fest gefeiert, ich fuhr nach Hause, um dabei zu sein. Von Morgens früh drängten sich die Gratulanten; die Stuben dufteten nach Wein, Kuchen und Blumen. Jeder war gerührt, Jeder war froh bewegt. Das war ein Händeschütteln, Küssen, Umarmen! Es kam sogar eine Deputation von Herren im Frack und in weißen Handschuhen — ein feierlicher Moment! Es war ein Tag, den man froh mit erlebt — und froh war, überstanden zu haben.

Am Spätnachmittage war eine Pause eingetreten; am Abend sollten die ganze Familie und alle Freunde zum festlichen Mahl versammelt sein.

Die Eltern schliefen; ich selbst saß im kleinen Salon auf dem Sopha, froh erregt — aber zufrieden damit, eine Weile nicht lächeln zu dürfen. Ich schloß die Augen, ich war wirklich müde. Hin und wieder sah ich blinzeln und freute mich an dem Farbeffect der Blumen am Fenster; die Sonne stand bereits tief, und die Blumen leuchteten auf in diesen letzten Strahlen — — —

— Plötzlich ein Gefühl, als ob Jemand mein Herz zusammenpreßt — Hat denn Niemand an Dich gedacht? Wie warst Du noch im vorigen Jahre hier in diesen Räumen so glücklich mit uns. Und heute! Alles voll Liebe, voller Glück und Heiterkeit — und Du? — Fort! —

Nein, Du sollst Etwas haben von diesem Tag.

Schnell — ehe die Gäste kommen.

Ich raffe Blumen zusammen und gebe dem Kutscher die Weisung, so rasch als möglich zu fahren. Der Wagen poltert über das Steinpflaster; endlich hält er vor dem Friedhofsthor.

Ich trete ein. Wie still ist's hier! Es ist fast Dämmerung; das trockene Herbstlaub wird vom Wind gefegt. Kein Mensch weit und breit — nur die endlosen Hügelreihen. Alles still — so still.

Nur wenig Schritte noch, dann kann ich Dein Grab sehen. Dort ist es schon! Gleich bin ich bei Dir — — o wie fürchterlich!

Zu Häupten ein tiefes, gähnendes Loch! — —

— Ist denn der Sarg eingebrochen und liegt die kalte, nasse Erde Dir auf Gesicht und Brust?

So feierst Du unser Fest mit? — —

Der Himmel fahl. Am Horizont ein greller rother und gelber Streif, von dem die kahlen Bäume sich tiefschwarz abheben.

Plötzlich ein schriller Ton — ich fahre zusammen. Der Todtengräber zieht die Glocke zum Zeichen, daß der Friedhof geschlossen wird, und sein großer Hund setzt sich hin und heult — und heult!

Ich werfe mich über das Grab und weine fassungslos. Du hier so allein in diesem Grauen, in dieser Dunkelheit, Du, die alles Schöne so liebte und alle Wärme, alles Licht!

Und zu Hause das Fest — sind sie denn Alle wahnsinnig?

Ich schütte die Blumen auf das Grab — ach, es hilft Nichts, es hilft Nichts; hier leuchten sie nicht.

Und diese Glocke — dieses Heulen!

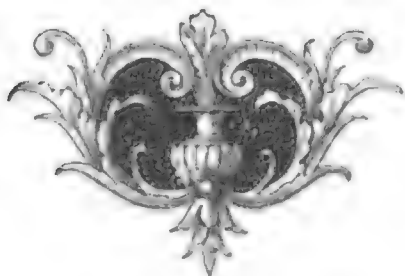
Noch wenige Minuten, und ich muß gehen. Mir graut, und doch möchte ich die ganze Nacht hier bleiben, damit Du nicht so allein bist. —

Ich muß fort zu den Lebenden. Leb' wohl. — — — — —

Ich bin zurückgekehrt; Niemand weiß, wo ich gewesen. Ich fühle die Augen und kleide mich rasch festlich an; die ersten Gäste kommen bereits.

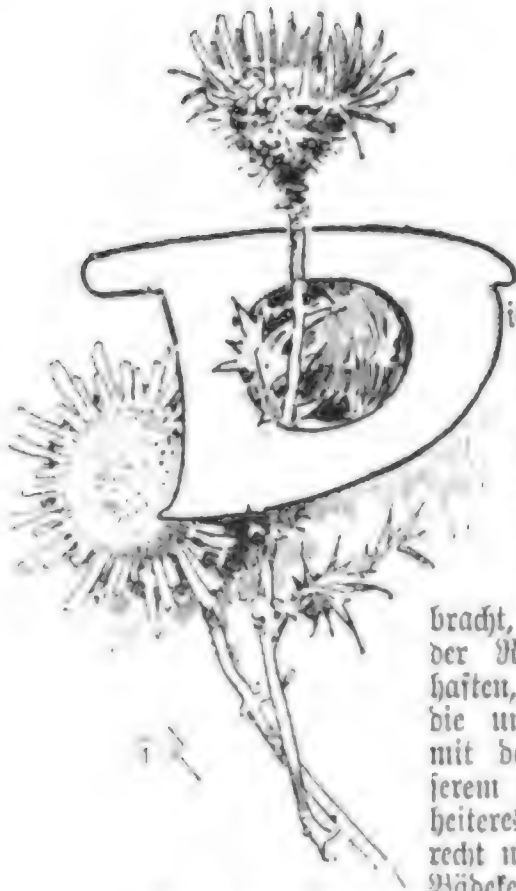
Lauter frohe Gesichter, Scherze, Lachen, Gläserklingen! Ich lache und scherze mit. Toaste werden gehalten, und der Eine spricht von dem Andenken an die Verstorbenen. Manche sind ernst dabei, Manche sentimental; Einige haben Thränen in den Augen — eine wohlthuende behagliche Traurigkeit, bei der das Gefühl überwiegt: „Es ist doch recht angenehm, daß ich lebe und daß es mir so gut schmeckt.“

— Das Fest ist vorüber; Alle schlafen. Endlich schlafe auch ich und träume — daß sie noch lebt, und kann nicht begreifen, warum ich mich so um sie geängstigt habe.





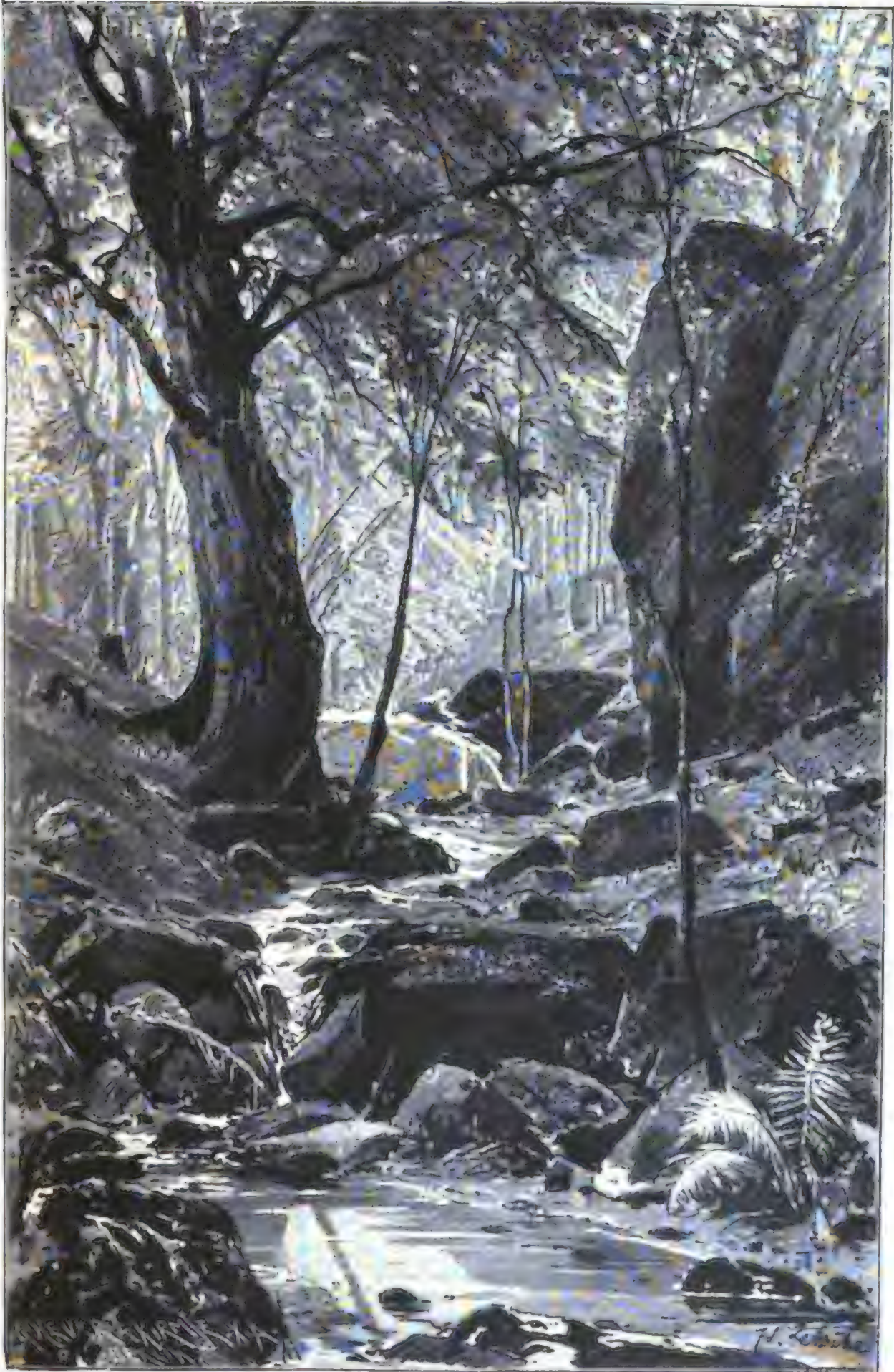
Von der Deutschen Verlags-Anstalt.



Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, die sich durch ihre illustrierten Classiker-Ausgaben — wir erinnern an den illustrierten Hauff, an die Grimm'schen Märchen, an die kürzlich erschienene Neuausgabe des illustrierten Schiller, dem eine solche der Goethe'schen Werke folgt — um eine würdige, künstlerische Fassung der besten geistigen Schätze des deutschen Volkes bedeutende Verdienste erworben, — hat neuerdings fast gleichzeitig drei neue hervorragende Prachtwerke auf den Markt gebracht, die allerdings einem andern Gebiete angehören: dem der Reiselitteratur — das Wort weniger in seinem lehrhaften, als im künstlerischen Sinne gefaßt. Es sind Werke, die uns Landschaften oder Menschen oder Beides zusammen mit dem Auge des Künstlers sehen lassen wollen, die unserm ästhetischen Sinn, unserer Empfindung genug thun und heiteres Wohlbehagen erregen wollen — keine umschriebenen, recht nützlichen und recht praktischen, aber auch recht trockenen Wäbeler.

Dem einen Reisenden ist die Natur, dem andern der Mensch das interessantere Object. Lediglich die eritere, wenigstens soweit es den bildlichen Theil des Werkes betrifft, — führt uns Eduard Zetsche in seinem den Umgebungen Wiens gewidmeten Werke *) vor. Eduard Zetsche erfreut sich des Vortheils, den Zeichenstift wie die Feder mit gleicher Gewandtheit handhaben zu können. So vermag hier der Zeichner dem Schilderer und umgekehrt sich auf's Engste anzupassen, so vermag der Eine den Andern vortrefflich zu ergänzen und abzulösen. Zetsche führt uns zuerst in die nächste Umgebung Wiens: nach Schönbrunn, Lorenburg, sodann in den Wienerwald, an die Donau, in die Vor-alpen und den Semmering, schließlich in das sübliche und weisliche Hochgebirge: zum

*) Aus den Umgebungen Wiens. Schilderungen und Bilder von Eduard Zetsche.



Waldbach.

Aus: Eduard Zetsche, „Aus den Umgebungen Wiens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt
Nord und Süd. LXX. 210.

Schneeberg, auf die Nagalpe, in das Detschergebiet und das Gebiet des Dürksteins. Zetsche weiß warm und anschaulich zu schildern und seine Beschreibung durch interessante historische und kulturhistorische Details zu würzen. Die von ihm herrührenden 90 Voll- und Textbilder geben die großartigen und lieblichen Schönheiten der Landschaften stimmungsvoll wieder; die xylographische Ausführung ist vortrefflich wie die



Die Römische Ruine im Park von Schönbrunn.

Aus: Eduard Zetsche, „Aus den Umgebungen Wiens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

ganze Ausstattung des Werkes, die dem Rufe der Deutschen Verlags-Anstalt vollauf entspricht.

Ausschließlich der Menschenschilderung ist ein anderes Werk, das uns in die moderne Großstadt versetzt, gewidmet; und zwar ist es der Mensch von besonders ausgeprägter Eigenart, der in seiner charakteristischen Erscheinung dem Stifte des satirisch-humoristischen Künstlers ein so dankbares, willkommenes Object bietet. „Mündner Or'ginale“ sind es, die uns eine Anzahl der begabtesten Mündner Künstler vorführen*). Wo sich Meister

*) „Mündner Or'ginale,“ von Conrad Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

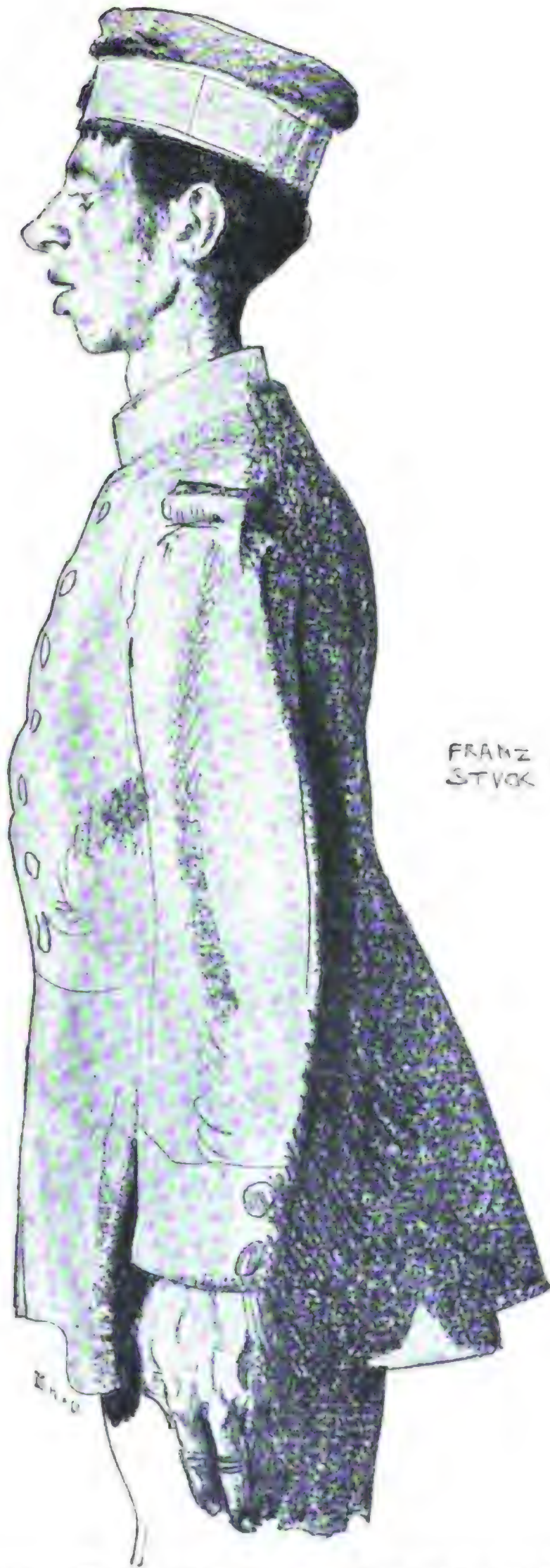


Aus: „Münchener Originale.“ Von Conrad Dreher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

der humoristischen Zeichnung wie Gd. Grünner, August Oberländer, Theodor Gräß, Franz Stud, Adolf Hengeler und andere, als Illustratoren der „Münchener Fliegenden Blätter“ bekannte, Künstler vereinen, — da muß natürlich ein Werk entstehen, dessen siegreicher Humor, dessen lebensvolle Charakteristik nicht zu überbieten ist. Da finden wir alle jene Prachtgestalten Isar-Athens: den Packträger, das Kabinweib, den jüdischen Gausirer, die Kaffee- und die Bierkellnerin, die Zeitungsfrau, den „Wagelproben“ und neben diesen und anderen Typen der Großstadt auch ein paar kraftvolle, gesunde Erscheinungen aus der nahen Gebirgswelt.



Aus: Conrad Dreher, „Münchener Originale.“ Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Aus: Conrad Dreher, „Münchener Originale.“ Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

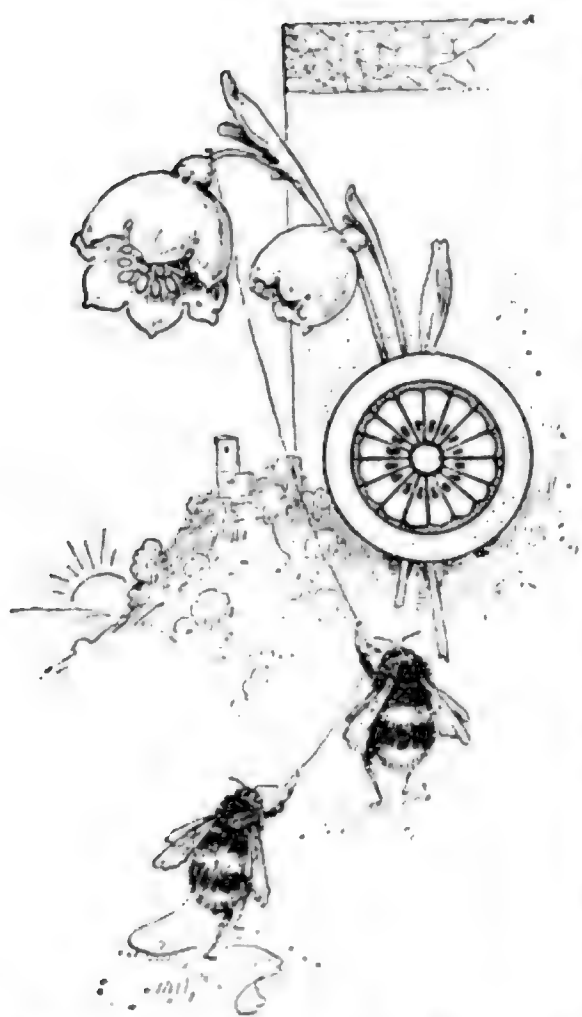


Ruine Stahremberg.

Aus: Eduard Zetsche, „Aus den Umgebungen Wiens“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Aus: Fritz Reiß, „Lustiges aus'm Schwarzwald.“ Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.



Aus: Fritz Reib, „Lustiges aus'm Schwarzwald“.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Möge den drei Werken die Gunst des Publicums, die sie vollauf verdienen, in reichem Maße zu Theil werden.

*) Lustiges aus'm Schwarzwald. Mit Illustrationen von Fritz Reib. Text von J. J. Hoffmann und H. Domsch.

Conrad Dreher, der beliebte Münchner Komiker, der als Begründer des Schlierseeer Bauerntheaters auch weit außerhalb der Mauern Münchens bekannt geworden ist, hat zu den Bildern gutgemeinte, zum Theil auch wohlgelungene humoristische Verse, theils hochdeutsch, theils im Dialekt, geliefert.

An der Spitze der Münchner Originale steht Conrad Dreher selbst, dessen Portrait Meister Lenbach gezeichnet hat. —

Hat das eine der beiden Werke lediglich die Natur, das andere lediglich den Menschen bildlich verkörpert, so wird ein drittes Werk „Lustiges aus'm Schwarzwald“*) Beiden gerecht. Die durch leichte Färbung belebten Zeichnungen führen uns nicht nur anmuthende landschaftliche Scenerien, sondern auch die verschiedenen Gestalten des Schwarzwaldes in ihren originellen Trachten, Genrebilder, Scenen aus dem Volksleben u. s. w. in einer humorvollen, die Caricatur aber vermeidenden Darstellung vor Augen. Die Aufgabe, die hübschen Bilder von F. Reib durch das Wort zu erläutern, haben J. J. Hoffmann und H. Domsch in Versen und Prosaplaudereien, welche die Eigenart schwäbischen Volksthums lebendig wiedergeben, mit Glück gelöst.

Leider müssen wir mit Rücksicht auf das Format unserer Zeitschrift darauf verzichten, aus dem letztbesprochenen Werke größere Bilder hier zu produciren, so daß unsere Leser nur einen unvollkommenen Eindruck von der Qualität der Reib'schen Illustrationen erhalten. —



Bibliographische Notizen.

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher. Herausgegeben von Hugo Gering und Oskar Erdmann. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Vor andern germanistischen oder philologischen Zeitschriften zeichnet sich die Zeitschrift für deutsche Philologie bei wissenschaftlicher Gründlichkeit durch große Mannigfaltigkeit des Inhalts aus, so daß sie auch den nicht mit streng fachwissenschaftlichen Studien sich befassenden gebildeten Laien, die ein tieferes Interesse für ihre Muttersprache haben und sich einen Ueberblick über die verschiedenen Gebiete der germanistischen Wissenschaft zu verschaffen und zu erhalten wünschen, warm empfohlen werden kann. Alte und neuere deutsche Litteratur, alle Theile der Sprachwissenschaft, Verslehre, Mythologie, Alterthümer und Culturgeschichte werden berücksichtigt; Personalnotizen und Zeitschriftenschau, auch aus dem Auslande (Dänemark und Schweden), weisen den Leser auf bemerkenswerthe Vorgänge in der wissenschaftlichen Welt und alle in das germanistische Fach schlagenden beachtenswerthen Erscheinungen hin.

Die uns vorliegenden ersten zwei Hefte des 27. Bandes enthalten folgende Abhandlungen: „Der große Waldesgott der Germanen“ von M. Koediger; „Baudouin de Seboure in altniederländischer Bearbeitung“ von W. Volther; „Sprachliche Bemerkungen zu der von Seemüller herausgegebenen österreichischen Heimchronik Ottokars“ von F. Vech; „Ueber das altdeutsche Badeweisen“ von E. Martin; „Zu Maiber's „Lutherana“ v. G. Christmann u. J. Meier; „Goethe's Gedichte „Auf Miedings Tod“ und „Imenau“ von H. Dünker; „Kestner, Lotte und Gotter“ von M. Schlösser; „Johann Frigner“, Nekrolog von Konrad Maurer; „Zur Kaiserchronik“ von F. Vogt; „Altdeutsche Predigten“ von Ph. Strauch; „Zum Heliand“ von H. Gering; „Zu Max v. Schenkendorf's Gedichten“ v. M. Sprenger; „Von dem Reichthum Priester Johannis“ von F. W. G. Roth; „Zu Dietrich's Flucht“ von M. Sprenger; „Zum Till Eulenspiegel“ von demselben; „Kleine Nachträge zum Deutschen Wörterbuche“ von M. Reichel. —

Auch die litterarischen Besprechungen und kleineren Beiträge bringen viel Werthvolles und Interessantes. Wir machen auf die beachtenswerthen Erörterungen aufmerk-

sam, die der Herausgeber Oskar Erdmann — der, wie wir aus den Personalnotizen ersehen, als Mitarbeiter am Deutschen Wörterbuche für den von M. von Leger unvollendet hinterlassenen Band (von tolp bis uz) eingetreten ist — im Anschluß an J. Boeschels Abhandlung in den Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschrift des allgem. Dtsch. Sprachvereins über die Inversion nach „und“ giebt. Diese oft oberflächlich discutirte Frage wird von O. Erdmann mit gründlicher Darlegung des geschichtlich entwickelten Sprachgebrauchs und zugleich mit sorgfältiger Sonderung der verschiedenen Stilarten behandelt. W.

Die dramatische Kunst in Danzig von 1615—1893. Von Otto Kub. Danzig, Theodor Bertling.

Dieser erste Versuch einer zusammenhängenden Geschichte der dramatischen Kunst Danzigs darf auf mehr als locale Bedeutung Anspruch machen; das Büchlein enthält Manches, was für die Theatergeschichte überhaupt, im weiteren Sinne für die Culturgeschichte von Werth ist. Der Kenner der Danziger Theaterverhältnisse in den letzten Jahrzehnten wird in dem tabellarischen Theil manche Irrthümer, Lücken und Inconsequenzen finden, deren Beseitigung in einer etwaigen späteren Auflage sehr wünschenswerth ist. O. W.

Die Leistungen der deutschen Frau in den letzten 400 Jahren auf wissenschaftlichem Gebiete. Von Elise Delsner. Gubrau, Max Lemke.

Frau Elise Delsner ist als Vorkämpferin für die Frauenfrage längst schon weithin bekannt, und als eine der bedeutendsten unter ihren Mitstreberinnen ist sie zu bezeichnen, nicht nur wegen ihres Talentes, sondern weil sie sich nicht begnügt, zu behaupten, sondern sich auch bestrebt, zu beweisen, wofür sie in die Schranken tritt. Nur jene Emancipation der Frau halten wir für unbedingt gerechtfertigt, die das Niederreißen aller Schranken, welche wider die Erwerbsmöglichkeiten der Frauen ausgerichtet sind, aufstrebt! Es ist nach unserem Dafürhalten absolut zeitwidrig, das Recht der Individualität so beeinträchtigend zu wollen, daß die Möglichkeit, auf jedem Arbeitswege das tägliche Brot zu verdienen, gesehlich gehindert

wird; und das Recht der Individualität den Frauen abprechen, das hieße den Er-rungenschaften unserer Cultur an die Krone greifen! Frau Elise Delsner wirkt seit beinahe dreißig Jahren praktisch und theo-retisch, durch opferwilligste Vereinsthätig-keit und durch geschriebenes und gesprochenes Wort für die Förderung der sittlichen und intellectuellen Fortbildung des weiblichen Geschlechts. Dieses Mal hat sie ihre scharfe und blanke Waffe erhoben, um wider jenes Verbot zu kämpfen, das den Frauen in Deutschland die meisten Hörsäle unserer Hochschulen, wo die Befähigung zur Aus-übung eines akademischen Berufes erworben wird, verschließt. Tief in die Jahrhunderte ist Elise Delsner eingedrungen und hat durch fleißiges Forschen und unermüdeliches Suchen ein beweiskräftiges Material für die geistige Befähigung der Frauen zu-sammengetragen, wider das selbst ein In-quisitionen-Richter mit seinen Argumenten nicht aufkommen könnte. Das uns vor-liegende, sehr empfehlenswerthe Buch ist nur der erste Theil der Werke, der uns die Leistungen der Frauen im Gebiete von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft — der üblichen Zweitheilung — vorführt; in einem anderen Theile sollen wir er-fahren, welche Verdienste die deutsche Frau sich auf religiösem und philosophischem Gebiete erworben. Aber jetzt schon stimmen wir in vollster Ueberzeugung ein in den Ruf Elise Delsners: „Die gebildete Frau Deutschlands ist reif für jedes wissenschaft-liche Studium,“ und nur Voreingenommen-heit kann versuchen, sie daran zu hindern!
A. W.

Wegweiser durch das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Von D. Lekner. Leipzig, Bibliographi-sches Institut.

Der bewährte Führer liegt nun in neunter, unter Mitwirkung des Riesen-gebirgs-Vereins bearbeiteter Auflage vor, die ebenjowohl hinsichtlich der Zuverlässig-keit der Angaben wie der Ausstattung alles Lob verdient. Die böhmische Seite des Riesengebirges ist eingehender als bisher berücksichtigt worden. Von den carto-graphischen Beilagen seien erwähnt: Special-karte des Riesengebirges, desgleichen des Sfergebirges, ein nach der Natur aufge-nommenes Panorama von der Schneekoppe aus der Vogelschau, Panorama vom Riesen-gebirge (von Warmbrunn aus), Stadtplan von Hirschberg, Karte der Grafschaft Glatz und vom Gesenke, ein Routenney.

Von der in der Reiseliteratur immer mehr einreißenden Reclamemacherei, welche die Glaubwürdigkeit solcher Werke völlig in Frage stellt, hält sich das vorliegende Werk durchaus frei; sogar auszeichnende Sterne bei Gasthöfen zc. sind weggelassen, ein Verfahren, das wir nur billigen können. Der Preis des Führers beträgt nur 2 Mk.

— a.

Eine suchende Seele. Roman von ***.
Leipzig, Carl Reißner.

In eine Mädchenseele sind die Zweifel an Gott eingezogen! Einst hatte das Mädchen inbrünstig beten können, und Gottes Allmacht und Güte waren ihr die Pole, zwischen denen die Welt sich bewegte — dann waren im Sturme und Drange des Lebens die Zweifel über sie gekommen! Und sie ringt und kämpft um der Wahr-heit Licht; von überall her sucht sie Gründe, und von überall her kommen die Gegen-gründe ihr, bis — die Liebe ihr Herz er-füllt! In der Liebe sieht sie dann die Offenbarung des Göttlichen hier auf Erden; in ihr die Verkündung echter Gotteslehre, den Inbegriff der wahren Religion. — Die Gestaltung dieses Themas ist sicher eine wohlberechtigte und ausgiebige dichte-rische Aufgabe, die aber zu lösen dem Ver-fasser des obigen Buches nicht sonderlich gelungen ist. Seine Figuren sind nicht Gestalten von Fleisch und Blut; sie sind ungekleidete und mit Sprache ausgestattete Abstractionen eben des dichterischen Themas. All' ihr Denken und Thun culminirt einzig in der großen Frage: Ist Gott? und in Discussionen hierüber. Man wird schier müde ob des unaufhörlichen „Für“ und „Wider“; ein Herzens-Interesse an den Personen kann daneben kaum auf-kommen. Was nützen da eine Anzahl recht sinniger Aussprüche und reifer Gedanken, wenn nirgends das Leben selbst pulst und ruft! So schreibt man Abhandlungen, aber keine Geschichten.
A. W.

Neue Novellen von Alfred Friedmann.
Mannheim, J. Bensheimer.

Das neueste Novellen-Buch Alfred Friedmanns enthält nur zwei Er-zählungen: „Mädchenfreundschaft“ und „Liebe und Pflicht“ — Beides Dichtun-gen von hohem poetischen Werth. Auf die Lebenswahrheit hin darf man Alfred Friedmanns Gestalten selten prüfen und noch seltner die Totalität seiner Geschichten. Aber eines eigenartigen Zaubers ist er Meister; bis in das Herz hinein werden

wir ergriffen von einzelnen Situationen; wir glauben wirklich zu erleben, was doch nur Phantasie-Gebilde sein kann! Alfred Friedmann gebietet eben über reiche poetische Kraft und echte poetische Feinfühligkeit für des Herzens Regen, sowohl für dessen glühendes Verlangen als für die Bitterniß seines Verzichtens — das ist's, was uns seine Dichtungen, trotz aller innerlichen Unwahrscheinlichkeiten und logischen Widersprüche, rein menschlich so nahe bringt!

A. W.

kleine Schriften von Heinrich Mather. Mit einem Vorworte von Ludwig Speidel und dem Portrait Heinrich Mather's. Innsbruck, Edlinger's Verlag.

Der zu früh verstorbene treffliche Bildhauer zeigt sich in den vorliegenden kleinen Skizzen und Märchen als origineller Erzähler. Seinen vielen Freunden wird diese Gabe aus seinem Nachlaß doppelt lieb sein, denn aus den anspruchslosen Blättern des Büchleins redet nicht nur der Künstler, sondern vor Allem der gemüthstiefe, gute Mensch.

J.

Einjödler und Genosse. Sociale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Vorwort von Julius Hart. Berlin. S. Fischer's Verlag.

Julius Hart und der Verfasser selbst schrieben diesem Büchlein Geleitworte. Ist das nicht des Guten zu viel? Dyrif, welche einer Erklärung bedarf, wird selten dadurch empfohlen. Bruno Wille denkt und dichtet so klar und schön, daß der Leser auch ohne Commentar ihm leicht folgen kann. Der Inhalt zerfällt in zwei Theile: Der Einjödler und der Genosse. Schon in den Gedichten der ersten Abtheilung, die der Verfasser als Jugendgedichte bezeichnet, findet sich Treffliches, besonders manche eigenartige Naturbetrachtung, jedoch das Beste bietet die zweite Abtheilung. Hier erringt sich W. als socialer Dichter durch seine edle Begeisterung für das Höchste und Beste Achtung. Oft nimmt seine Sprache, mehr in kräftigen Rhythmen, als in melodischen Versen ausklingend, einen erhabenen, prophetischen Ton an, der große Gemüthstiefe und innige Ueberzeugung verräth.

N.

Der Regenbogen. Sieben Dichtungen von Theo Herrmann. Verlag von Oskar Damm. Dresden. N. Moskau.

Wollte der Dichter durch den Titel seines Buches die regenbogenartige Schönheit des Ganzen andeuten, so ist ihm dieser

Vergleich mißglückt. Die einzelnen Dichtungen sind nur so verschieden, wie die Farben des Regenbogens. Theo Herrmann besitzt Talent, aber mehr zur Naturschilderung als zur poetischen Erzählung. Während seine Poesie in „Lenz im Blockland“, „An der Nordsee“ und vor Allem in „Haidezigeuner“ einen hohen künstlerischen Aufschwung nimmt, ermatten in den anderen Dichtungen mehr oder minder ihre Schwingen und sinken zuweilen tief in's Prosaische hinab.

N.

Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum von Gustav Falke. München, Druck und Verlag von Dr. G. Albert & Co.

Würde nicht heutigen Tages aller feineren Poesie und besonders der Dyrif so wenig Verständnis und Theilnahme entgegengebracht, so müßte ein Dichter wie Gustav Falke längst in aller Leute Mund sein. Kraft, Adel, Grazie, tiefe Empfindung, frischer Farbenschmuck und gesunder Humor sind die hervorragenden Merkmale seiner Dichtungen. Als ein feinführender Künstler erwägt er sorgfältig Bild und Beleuchtung, Wort und Weise. Zur Erläuterung des eigenthümlichen Titels „Tanz und Andacht“ dient das Vorwort: „Ob mit Tanz wir oder Beten hin vor unsere Gottheit treten, gestern Schelme, heut Propheten, immer fromm sind wir Poeten.“ In der That spricht aus allen Theilen des vorliegenden Buches die wahre Frömmigkeit des Poeten, die geistige, göttliche Erhebung. Der Leser empfindet nach, was der Dichter in dem kleinen Gedicht „Zwischen Tag und Abend“ stimmungsvoll schildert: „Und ich fühl' mich hingetragen, wo die reinen Flammen weh'n, singend um den Sonnenwagen selig heitere Schaaren geh'n. Ueber Wolken, über Welten, Triumphatorschritt, ziehen sie den Neugesellten, den Erhöhten, den Erhellten, ihre goldne Straße mit.“ Das Buch bietet so viel Unmuthiges und Schönes, daß eine Auswahl schwer fällt. Sein Inhalt zerfällt in Phantasiestücke, Vermischte Gedichte und Gedichte in Prosa. Die Phantasiestücke und Gedichte in Prosa sind zuweilen wunderbar wie die Bilder Böcklin's (z. B. Die Regeninsel, Der Berg, Der Ueberfall), aber niemals unschön. Nicht nur an Zahl, sondern auch an geistigem Gehalt die reichste Abtheilung bilden die Vermischten Gedichte. Hier offenbart sich die weite Gedankenwelt des Dichters am vielseitigsten und gemüthvollsten. Hier schlägt er die herzzugewinnendsten Töne an. Wie neckisch ist „Der Schutz-

engel“, wie rührend „Mich friert so sehr“! Welche Zufriedenheit mit dem herben Dichterlose spricht aus „Genim“! Ja, Falke kann mit Recht sagen: „Weil ich denn ein Dichter bin, fühl' ich doppelt Schmerz und Schmerzen, aber durch das Dunkel hin Leuchten goldner Himmelskerzen.“ N.

Neue Gedichte. Von Detlev von Liliencron. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

Die Kritik hat sich bisher an Liliencron schwer veründigt. Seine Freunde schadeten ihm durch blindes, unmäßiges Lob, seine Feinde durch Unverständnis und ungerechten, hämischen Tadel. Erst die Nachwelt wird ihm gerecht werden. Eins aber steht schon jetzt unbestritten fest und wird wiederum durch seine Neuen Gedichte bewiesen, das ist: sein bedeutendes, bahnbrechendes, urwüchsiges Talent. Nach der Erklärung Schillers, der den Genius daran erkennt, daß er in der Natur die Natur mehrt, dürfte sich Liliencron sogar ein Genie nennen. Die treffendste Charakteristik von sich giebt er selbst in der Strophe: „Zuweilen schießt ein Stern herab, in eines Menschen Brust hinab: Ein Dichter, der der Zukunft zollt, ein mächtiger Künstler gräbt sein Gold, zahllos sind ihm die Feinde, klein zählt ihn die Gemeinde.“ Leider fragen die meisten Beurtheiler bei der Aufzählung der Fehler dieses Dichters nie danach, ob die Vorzüge der Art sind, daß man die Mängel darüber vergessen darf. Auch die Neuen Gedichte enthalten einige Straftausdrücke und Lebensjuchzer, die ohne Schaden wegbleiben könnten. Aber was bedeutet jene leichte Spreu gegenüber dem schweren, goldenen Weizen, den der Poet auf der vollen Tenne seiner Gedanken würfelt! Wie oft beschäftigt er sich mit dem höchsten Ernst des Lebens, mit dem Tode, und gewinnt ihm immer neue ergreifende

Gestalten ab, z. B. Stupor, Der Kranz, Der souveräne Herr, Die Pest, Der eine Tag im Jahre, Die heilige Flamme! — Welch' ein tiefes, wahres, echt deutsches Gemüth spricht aus den Gedichten: Der Maibaum, Heimkehr, Ein Erinnern, Einen Sommer lang, Schöne Junitage, Das Kornfeld, Abschied, Die vergessene Hortensie, Pietà! Von lieblichen Liebesbildern sind hervorzuheben: Bepvi, Zwigespräch, Versteckte Jasminen, Das eine Kleid, Troglöpfe, März, Frühlingsnacht und die herrlichen „Stammelveie nach durchsehnter Nacht“. Dazu kommen noch farben- und gedankenvolle Schilderungen (Wüdder Lüng, Der schwermüthige König, In Brygfred) und ein kerngesunder Humor (Waldfahrt, Ich und die Rose warten, Betrunknen, Und so bleibt's halter beim Alten, Einmarich in die Stadt Pfahlburg). Ist das nicht des Schönen mehr als genug? N.

Vom stillen Ocean. Gedichte von Richard Jordan. Halle a. d. S. Druck und Verlag von Otto Hendel.

In dem Gedicht „Vergleichniß“ jagt Jordan beiseiden: „Graue Vöglein, halb erst flügge, können ihre Lust nicht zügeln; zwitschern leis nur, und doch zittern sie vor Sehnsucht mit den Flügeln. Meinen Liedern sind sie ähnlich“ u. s. w. Den vorliegenden Gedichten haftet wenig Unreifes an. Sie sind fern von der deutschen Heimat in Guatemala entstanden; daher herrscht in ihnen der Ton der Wehmuth, der Sehnsucht, des Heimwehs vor. Ihre Wirkung beruht nicht auf blendendem Bilderreichtum und neuen, kühnen Gedanken, sondern auf froher, warmer Empfindung. Besondere Erwähnung verdienen: „Himmelskunde“, „Im Sturm“, „Geistesgruß“, „Sei wieder gut“, „Der erste Brief von unfrem Kind“, „Tröstlich“, „Kunde“, „Aus dem Tagebuche eines Mönchs“, „Bilder aus der Wildniß.“ N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus einer modernen Junggesellen-Klausur. Eine Inventur. 2. Aufl. Leipzig, C. F. Müller.
Bacher, W., Varianten zu Abraham Iben Esras Pentateuch-Commentar aus dem Codex Cambridge Nr. 46 Strassburg, K. J. Trübner.
Bock, A., Tarantella. Roman. Zwei Bände. Berlin, Bibliogr. Bureau.
Boy-Ed, I., Die Schwestern. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Browning, R., Ausgewählte Gedichte. Uebers. von E. Ruete. Bremen, M. Heinsius Nachf.

Carnegie, A., Die Pflichten des Reichthums. Zwei Aufsätze. Vom Verf. autoris. deutsche Ausg. Leipzig, P. Hobbins.
Diercks, G., Nordisch-germanische Göttersagen. Dritte Aufl. Berlin, S. Cronbach.
Dubols, F., Die anarchistische Gefahr. Uebers. von M. Trüdjen. Autoris. deutsche Ausg. Amsterdam, A. Dieckmann.
Dumas, A., Die drei Muskettiere. Mit Illustr. von M. Leloir. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

- Eckart, R.**, Stand und Beruf im Dichterwort und Volksmund. Erster Band: Fürsten und Adel. Zweiter Band: Medicin und Justiz. Hannover, C. Meyer.
- Eckermann, J. P.**, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- und Sach-Register. Herausg. von L. v. d. Linden. Erster Band 1823—1827. Leipzig, H. Barsdorf.
- Erdmann, C.**, Ein Ei des Columbus. Klärende sociale Beobachtungen. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Ewert, E.**, Maria Pally. Novelle. Danzig, Th. Bertling.
- Freericks, H.**, Der Apoll von Belvedere. Eine archäolog. Studie. Paderborn, F. Schöningh.
- Friedmann, A.**, Der Geiger von Gmünd. Ein Wunder- und Zauber-Märchen in drei Acten, nach einer alten Sage gedichtet. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Goldberg, O.**, Getheilte Pflicht. Ein Schauspiel in vier Aufzügen. (Bühnen-Manuscript.) London, Selbst-Verlag.
- Greinz, R. H.**, Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. (Cultur- und Litteratur-Bilder, Heft 2.) Neuwied, A. Schupp.
- Grosse, B. J.**, Rudolf. Eine lyrische Erzählung. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Grotowsky, P.**, Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Gumpenberg, H. v.**, Alles und Nichts. Dichtungen in drei Abtheilungen und zwölf Bildern. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Heksch, A. F.**, Illustriertes Führer auf der Donau von Regensburg bis Sulina. Revidirt und theilweise neu bearbeitet von Joseph Kahn. Mit 50 Abbildungen und 5 Stromkarten. Wien, A. Hartleben.
- Hérissou, Graf M. v.**, Der kaiserliche Prinz. (Napoleon IV.) Autoris. Ausg. Augsburg, Gebr. Reichel.
- Hildebrand, R.**, Ueber das Problem einer allgemeinen Entwicklungsgeschichte des Rechts und der Sitte. Graz, Leuschner & Lubensky.
- Hirth, G.**, Die Localisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. München, G. Hirth.
- Kandt, M.**, Ueber die Entwicklung der australischen Eisenbahnpolitik nebst einer Einleitung über das Problem der Eisenbahnpolitik und Praxis. Berlin, H. Mamroth.
- Kapff-Essenther, F. v.**, Himmel und Hölle. Roman. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Kaysersling, M.**, Christoph Columbus und der Antheil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen. Nach zum Theil ungedruckten Quellen bearb. Berlin, S. Cronbach.
- Keller, C.**, Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen von C. Cramer und H. Schinz. Mit Illustr. Lieferg. 3. Leipzig, T. O. Weigel Nachf.
- Keyserling, Gräfin M.**, Strandgeschichten. Berlin, Pfeilstücker.
- Lavendel, C.**, Mexikanische Nächte. Hamburg, C. Heyse.
- Leimbach, K. L.**, Ausgew. deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. Zehnter Band. 1. Lieferg. Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchh.
- Maupassant, Guy de, Yvette.** Uebersetzt und mit Einleitung von Heinz Towote. Berlin, W., F. Fontane & Co. 1894.
- Maurer, Th.**, Zeit-Sonette. H. Kraeuter'sche Buchh.
- Mombert, A.**, Tag und Nacht. Gedichte. Heidelberg, J. Hörning.
- Notowitsch, N.**, Die Lücke im Leben Jesu. Aus d. Französischen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Ottmann, V.**, Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten auf das Jahr 1894. Leipzig, C. F. Müller.
- Parnod, M.**, Antisemitismus und Strafrechtspflege. Berlin, S. Cronbach.
- Pfungst, A.**, Neue Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.
- Pitlik, C.**, Sonnenschein und Wetterwolken. Ausgewählte Dichtungen. Linz, E. Marels.
- Reform, ostdeutsche.** Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 13 und 14. Königsberg in Pr., Braun & Weber.
- Rosegger, P. K.**, Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhang: Ausflüge in die Fremde. Wien, A. Hartleben.
- Routier, G.**, L'Amour de Marguerite. Roman contemporain. Sixième édition. Paris, H. Le Soudier.
- Schack, A. F. Graf v.**, Perspektiven. Vermischte Schriften. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schatheitlein, A.**, Die Götterfarce. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Schmidt, M.**, Zum goldenen Steig. Culturbild aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge. München, Seltz & Schauer.
- Schnitzer, M.**, Käthe und ich. Erlebnisse und Erfahrungen aus junger Ehe. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
- Schönaich-Carolath, Prinz Emil zu,** Bürgerlicher Tod. Novelle. (Literarisches Schatzkästlein II. Band.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schumann, G.**, Particularist Bliemchen aus Dresden in Karlsbad. Mit Illustr. Leipzig, Abel & Müller.
- Particularist Bliemchen aus Dresden in der Schweiz. Mit Illustr. Leipzig, Abel & Müller.
- Particularist Bliemchen aus Dresden in Bayreuth. Leipzig, Abel & Müller.
- Steinbrecht, G.**, Ewige Krankheiten. Novelle. Berlin, E. Rentzel.
- Strehlke, Fr.**, Deutsche Lieder in lateinischer Uebersetzung. Zweite verm. Aufl. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Unser Vogtland.** Monatschrift. Herausg. von G. Doehler. Mai 1894. Leipzig, Rossberg'sche Hofb.
- Wagner, Chr.**, Neuer Glaube. Mit dem Bild d. Dichters. (Literarisches Schatzkästlein I. Bd.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Wilczek, E. Graf,** Historische Genrebilder vom Mittelmeere. Marinegeschichtliche Skizzen. Wien, C. Konegen.
- Winter, J. u. A. Wünsche,** Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lieferg. 20. Trier, S. Mayer.
- Witkowski, G.**, Die Walpurgisnacht im ersten Theile von Goethes Faust. Leipzig, F. W. v. Biedermann.
- Zeitschrift für Hypnotismus,** Suggestionstherapie, Suggestionstheorie und verwandte psycholog. Forschungen. 1894 Juni. Berlin H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Einundsiebzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1894.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schöllaender.

1

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Karl Ewald Haffe, Hermann Levi, Franz Koppel-Elfeld.



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 71. Bandes.

October. — November. — December.

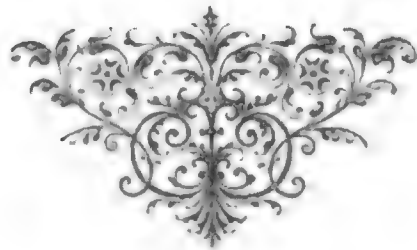
1894.

	Seite
Edward Bellamy in Chicopee-falls (Massachusetts). Das Programm der Nationalisten. Autorisirte Uebersetzung von Georg von Bizycki-Berlin	55
Hugo Böttger in Hildesheim. fünfundzwanzig Jahre Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche	209
Emil Burger in Breslau. Goldene Herzen Drama in einem Aufzuge. Nach dem französischen des Léon Cladel für die Bühne bearbeitet	397
Ludwig v. Doczi in Wien Einmal frei	135
L. Fürst in Berlin. Schlaflosigkeit und Schlafmittel	109
Arthur Hahn in München. Hermann Levi. Ein Künstler-Portrait	195
Ola Hansson in Schliersee. Der Punkt des Archimedes	71
Eugen Hunold in Zabrze. Befehl ..	279
Otto L. Jiriczek in Breslau. Sagen der Indianer von Ost-Canada	353
W. Keiper in Berlin. Zwei Genlebriefe aus der Schweiz vom Jahre 1775	222
Adolf Kohut in Berlin. Wilhelm Müller. Eine biographisch-kritische Studie	235
Franz Koppel-Ellfeld in Dresden. „Der süße Fraß.“ Episode	293
Paul Lindau in Dresden. Tage und Nächte im milden Norden. Eine Nachtfahrt durch Nor- wegen	118. 251

	Seite
Rudolf Lindau in Konstantinopel.	
Der schöne Dschanfeda Hanum und ihre Verfolger. Eine türkische Geschichte	1
Theodor Loewe in Breslau.	
Gedichte	220
G. Manz in Berlin.	
Michael Beer und Eduard von Schenk. (Ungedruckte Briefe Beers)	42
D. Meding in Wohldenberg.	
Die großen Epidemien des Mittelalters. Ein culturhistorischer Rückblick	387
Sigmar Mehring in Berlin.	
Zwei Uebertragungen französischer Gedichte	69
Wolfgang Michael in Freiburg i. Br.	
Die Schuld Maria Stuarts	92
Hans Müller in Berlin.	
Eine deutsche Grabstätte in Holland	341
Hermann Obst in Leipzig.	
Karl Ewald Hasse	26
Jvar Ring (A. Mecklenburg) in Kopenhagen.	
Ein Jagdrubber. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter-Berlin	155
Hans Schmidkunz in Starnberg	
Religion ohne Dogma	371
Bibliographie	148. 283. 423
Musikalische Notizen	286
Bibliographische Notizen	151. 287. 429

Mit den Portraits von:

Karl Ewald Hasse, Hermann Levi, radirt von Wilhelm Rohr in München,
und Franz Koppel-Elfeld, radirt von Johann Lindner in München.



KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58²⁰ 8
Nühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 41⁸ "
Theresienbrunn 47¹ "
Heubrunn . . 47⁸ "
Marktbrunn . 34⁶ "
Felsenquelle . 47 "
Kaiser-Karl-Qu. 38⁴ "
Kaiserbrunn . 39¹ "

— † —

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY.
LIMITED.



Band 71. — Heft 211

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1894.

18.
Jahrgang.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schöllaender.

October 1894.

Inhalt.

	Seite
Rudolf Emdau in Konstantinopel. Die schöne Dschansedü Hanum und ihre Verfolger. Eine türkische Geschichte	1
Hermann Obst in Leipzig. Karl Ewald Haffe	26
G. Manz in Berlin. Michael Beer und Eduard von Schenk. (Ungedruckte Briefe Beers)	42
Edward Bellamy in Chicopee-Falls (Massachusetts). Das Programm der Nationalisten. Autorisirte Uebersetzung von Georg von Gizycki-Berlin	55
Sigmar Mehring in Berlin. Zwei Uebertragungen französischer Gedichte	69
Ola Hansson in Schliersee. Der Punkt des Archimedes	71
Wolfgang Michael in Freiburg i. Br. Die Schuld Maria Stuarts	92
E. Fürst in Berlin. Schlaflosigkeit und Schlafmittel	109
Paul Emdau in Dresden. Tage und Nächte im milden Norden. Eine Nachtfahrt durch Norwegen.	118
Ludwig v. Doczi in Wien. Einmal frei	135
Bibliographie.	148
<small>Durch Massailand zur Nilquelle. (Mit Illustrationen.)</small>	
Bibliographische Notizen	151

Hierzu ein Portrait: Karl Ewald Haffe.
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von
Kündner & Ofterdinger in Frankfurt a. M. (Kündner · Ofterdingers Erbe · Hanfelle-
Unterfleidung.)

1000



Dr. H. F. Gay Jr.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

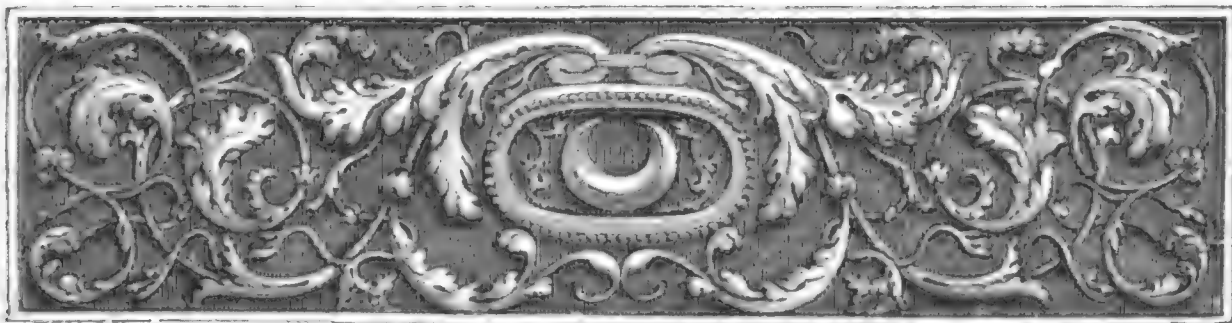
Paul Lindau.

LXXI. Band. — October 1894. — Heft 211.

(Mit einem Portrait in Radirung: Karl Ewald Haffke.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die schöne Dschanfeda Hanum und ihre Verfolger.

Eine türkische Geschichte

von

Rudolf Lindau.

— Konstantinopel. —

In Angora lebte vor vielen Jahren ein Mann Namens Zummüß, der für den reichsten Bewohner der Stadt galt, und in dessen Hause alle Reisenden und Wanderer, ob vornehm oder gering, arm oder reich, stets gastfreundliche Aufnahme fanden. Zummüß hatte eine tugendhafte Frau, die er innig liebte, und als diese nach kurzer Krankheit starb, war er bis zum Tode betrübt. Er brach die Handelsbeziehungen ab, die er bis dahin gepflegt hatte, und zog sich so sehr von allem Verkehr mit seinen früheren Freunden und Bekannten zurück, daß er bald nur noch seine beiden Kinder, Osman und Dschanfeda, und den Imam*) einer in der Nähe seines Hauses gelegenen Moschee sah. Osman war ein gottesfürchtiger, kluger Jüngling; von Dschanfeda erzählte man in den Harem, sie sei das schönste Mädchen der Stadt, ja wohl des ganzen Reiches; der Imam war ein häßlicher Mensch von etwa vierzig Jahren, aber von einiger Gelehrsamkeit und großer Klugheit. Er hatte es verstanden, die Freundschaft und das volle Vertrauen Zummüß' zu gewinnen.

Der Imam liebte Dschanfeda, wennschon er sie seit ihren Kinderjahren nicht mehr gesehen hatte. Die Haremsberichte über ihre unvergleichliche Schönheit, die durch seine Mutter, welche dem alternden Sohne nicht mißtraute, an seine Ohren gedrungen waren, hatten seinen Verstand getrübt, alle Gottesfurcht in ihm getödtet und maßlose Leidenschaft und Begierde in seinem

*) Priester.

Herzen entfacht. Dschanfeda's Bild, wie er es sich nach der Beschreibung seiner Mutter ausmalte, groß, schlank, mit tief schwarzem Haar, blauen Augen und marmorweißem Antlitz, verfolgte ihn Tag und Nacht, ließ ihn Speise und Trank vergessen, so daß er zum Skelett abmagerte und grausenhaft anzusehen war. Er wußte wohl, daß Zunnüß ihm seine Tochter niemals zum Weibe geben würde, da er arm, alt und häßlich war, und wenn er bemerkte, wie die Kinder in der Straße sich erschreckt von ihm abwandten, so erkannte er auch, daß Dschanfeda freiwillig nicht an seiner Seite bleiben würde, aber dennoch sann er unausgesetzt darauf, wie er sich durch List oder Gewalt in den Besitz der schönen Jungfrau setzen könnte. Da kam ihm der Gedanke, daß er damit anfangen müsse, Zunnüß und Osman aus Angora zu entfernen, damit Dschanfeda des starken Schutzes ihres Vaters und ihres Bruders beraubt werde. Er benutzte die Traurigkeit, die Zunnüß seit dem Tode seiner Frau überfallen hatte, um diesem eine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten als das gottgefälligste und deshalb beste Heilmittel gegen seine Schwermuth anzupreisen, und Zunnüß, dem das Leben in Angora keine Freude mehr bot, ging sogleich auf den vom Imam angeregten Gedanken ein. Er befahl seinem Sohne Osman, Alles zu einer gemeinsamen Pilgerfahrt nach Mekka und Medina vorzubereiten, und nach wenigen Tagen schon waren die Beiden reisefertig.

Zunnüß hatte einen alten Intendanten, der seit vielen Jahren im Hause nach eigenem Ermessen schaltete und waltete und dort Alles in guter Ordnung hielt, aber Zunnüß' Freundschaft für den Imam war größer als sein Vertrauen zu dem ehrlichen Diener, und so stellte er den Imam über einen Verwalter, indem er Jenem eine große Summe Geldes übergab und ihn bat, die Rechnungen zu bezahlen, die der Intendant ihm zur Bestreitung der Unkosten des Haushaltes vorlegen würde. Der Haushofmeister fühlte sich dadurch tief gekränkt, aber er schwieg, wie dies seine Pflicht als Diener war.

Nachdem Zunnüß und Osman Angora seit zwei Wochen verlassen hatten, ließ der Imam den Intendanten rufen und befahl ihm, Rechnung über seine Ausgaben während der vergangenen zwei Wochen abzulegen. — Der Verwalter war darüber erstaunt, denn sein Herr hatte niemals Aehnliches von ihm gefordert.

„Ich bedarf Eures Geldes nicht,“ sagte er. „Ich kann mit dem, was ich besitze, bis zur Rückkehr meines Herrn auskommen.“

„Ich sehe wohl,“ erwiderte der Imam, „daß Du vorziehst, mit meinem Freunde Zunnüß abzurechnen, den Du täuschen kannst, weil er blindes Vertrauen zu Dir hat; aber ich vertrete ihn jetzt, und es ist meine Pflicht, darauf zu achten, daß er in seiner Abwesenheit nicht von diebischem Weinde betrogen werde. Du mußt mir sogleich Rechnung ablegen; verweigert Du dies, so hast Du das Haus zu verlassen oder ich rufe Dich vor den Kadi.“

„Ich fürchte nicht, vor dem Kadi zu erscheinen,“ sagte der Verwalter, „denn ich habe nichts Unrechtes gethan, und die alten Leute dieser Stadt, in der ich geboren bin und mein Bart weiß geworden ist, kennen mich für einen ehrlichen Mann; auch der Kadi weiß, daß ich es bin; — doch ziehe ich vor, ein Haus zu verlassen, in dem Ihr über mich gestellt worden seid. Ich werde Euch die Schlüssel, die noch in meinem Besitz sind, aushändigen lassen. Was dann noch in Junnüs' Hause geschehen mag, dafür werdet Ihr allein verantwortlich sein.“

Als der Imam die Schlüssel in seinen Händen hielt, war er erfreut, denn er wählte, daß er dem Ziele, nach dem er strebte, nun nahe gerückt sei. — Er bemühte sich zunächst, die Lebensweise Dschanfedas genau kennen zu lernen und benutzte dazu seine arglose alte Mutter. Diese kannte Dschanfeda seit ihrer Geburt, und bei der Freundschaft, die deren Vater mit dem Imam verband, war es natürlich, daß sie ein häufig und gern gesehener Gast im Harem des reichen jungen Mädchens war. Wenn dann die alte Frau nach diesen Besuchen wieder mit ihrem Sohn zusammentraf, so erzählte sie bereitwillig und unaufgefordert Alles, was sie im Laufe des Tages in Gesellschaft der Dschanfeda Hanum erlebt hatte. Nach kurzer Zeit war der Imam mit den regelmäßigen Gewohnheiten des Lebens, das die heimlich Geliebte führte, vollständig vertraut. Auf diese Weise wußte er auch, daß Dschanfeda an schönen Abenden gern in dem großen Garten verweilte, der sich, von hohen Mauern umgeben, hinter dem Hause ihres Vaters ausbreitete. Sie war dabei gewöhnlich von Dilbeer, ihrer Lieblingsflavin begleitet, doch kam es nicht selten vor, daß diese, wenn sie einen Auftrag im Hause auszuführen hatte, die Herrin in dem sicheren Garten allein ließ. Auf seine Kenntniße dieser Verhältnisse baute nun der Imam den thörichten und frevelhaften Plan, sich der Person Dschanfedas zu bemächtigen. Er schlich sich allabendlich in den Garten, wobei er eine schmale Thür in der Mauer benutzte, die, dem am anderen Ende gelegenen Hause gegenüber, vom Garten unmittelbar in's Freie führte. Er entging somit der Beobachtung des Pfortners, der den Eingang zum Hause bewachte, sowie der zahlreichen Diener und Sklaven, die sich im Hofe und in den daran grenzenden Gebäuden aufhielten. In dem Garten standen viele alte Bäume und verdeckte Lauben, so daß es Jemand, der die Vertlichkeiten so genau kannte wie der Imam, leicht war, sich dort den unaufmerksamen Blicken harmloser Spaziergänger zu entziehen.

Als die Zeit des Vollmondes nahte, erschienen Dschanfeda und Dilbeer jeden Abend im Garten. Die beiden Mädchen setzten sich dann gewöhnlich auf eine breite steinerne Bank, die, etwa in der Mitte des Gartens, unter einer mächtigen Platane angebracht war. Dort hörte man die Nachtigallen schlagen und andere Vögel in Liebesweh rufen und schluchzen, so daß die Herzen derer, die ihnen lauschten, sich mit unbeschreiblichem Sehnen füllten. Schwiegen die Vögel einen Augenblick, so trat sogleich Todtenstille ein, und

die Ruhe unter den duftenden Bäumen, deren Blätter im milden Mondlicht erzitterten, wurde dann so feierlich, daß die Mädchen nur leise zu flüstern wagten oder am liebsten schwiegen.

Dichanfeda und Dilbeer waren in leichten Gewanden gekleidet und gingen unverschleiert, wie im Harem, da sie keines Mannes Blick zu fürchten hatten. Doch wurden sie von Augen, gieriger als die eines hungrigen Wolfes, überwacht. Der Imam, im schwarzen Schatten eines Baumstammes, stand nur wenige Schritte hinter ihnen.

Am vierten Abend erschien Dichanfeda ohne Begleitung und ließ sich auf ihren Lieblingsplatz nieder. Sie trug ein gelbseidenes leichtes Hemde, das bis zu ihren kleinen Füße reichte, in der Mitte durch einen breiten goldenen Reiß zusammengehalten war und Arme und Hals frei ließ. Ihr aufgelöstes Haar bedeckte wie ein Mantel aus langen, schwarzen glänzenden Seidenfäden die zart geformten Schultern, den schmalen Nacken, den Rücken und die schlanken Hüften.

Der heiße Athem des Imams flog wie der eines abgehekten Thieres, sein Herz pochte, als wollte es die Brust zer Sprengen. Er trat hervor. Dichanfeda fuhr erschreckt in die Höhe und stand kerzengerade, stumm, zitternd, bleich vor ihm. Er hatte die Worte, die er ihr bei der ersten Begegnung sagen wollte, die er sich wohl hundert Mal wiederholt hatte, die das Herz des jungen Mädchens rühren sollten, vergessen. Er konnte nur beide Arme nach ihr ausstrecken und wimmernd murmeln: „Dichanfeda! Dichanfeda!“

Da kam dem geängstigten Mädchen die Stimme zurück. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der wie ein geller Pfeiß die Stille der Nacht durchschneid, und wollte entfliehen. Aber der Imam hatte sie mit seinen knochigen Armen gepackt und zog sie unwiderstehlich an sich. Sie fühlte sich umschlungen, emporgehoben, sie vernahm unheimliches Nschzen, Stöhnen, scheußliche Lippen suchten ihren Mund und fanden ihn, und sie glaubte sich unrettbar verloren, als sie in geringer Entfernung die ängstliche Stimme Dilbeers vernahm:

„Herrin! Herrin! Ich komme!“

„Zu Hilfe! Rette mich! Der Imam!“

Dichanfeda fühlte sich plötzlich frei und sank zu Boden. Fast vergingen ihr die Sinne, aber im nächsten Augenblick hörte sie die weiche Stimme der geliebten Sklavin und fühlte deren sanfte Hände auf Gesicht und Armen:

„Was ist geschehen? Oh, Herrin, was ist geschehen?“ jammerte Dilbeer.

„El hamdu-lillah,“ murmelte Dichanfeda. „Du kamst zur rechten Zeit. Folge mir! Schnell! Hier ist es nicht geheuer.“

Im Lauf erreichten die beiden Mädchen den Harem, und dort erzählte Dichanfeda ihren entsetzten Zuhörerinnen, daß sie von einem Manne überfallen sei, in dem sie den Imam erkannt habe.

„Den Znam? Das Scheusal?“ riefen die Dienerinnen.

„Ja, den Znam, den Freund meines Vaters.“

Als der elende, gottvergessene Znam die Stimme Dilbeers vernommen, da war sein Verstand plötzlich wieder Herr seiner Sinne geworden, und er hatte erkannt, daß sein verbrecherischer Anschlag mißlungen sei. Er war entflohen und, durch die Gartenthür in der Mauer, zu der er den Schlüssel hatte, in's Freie gelangt, vorläufig vor jeder Verfolgung sicher. — Der böse Geist, der sich seiner bemächtigt hatte, flüsterte ihm neue, üble Rathschläge ein. Da er Dschanfeda nicht beißen konnte, so wollte er sie verderben. — Er begab sich langsam nach Hause. Während des Weges reisten in ihm die schändlichen Pläne, mit denen er sich trug. Seine Mutter erwartete ihn, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Er trat ihr unfreundlich entgegen und sagte: „Weshalb verschwieget Ihr mir, was im Harem der Tochter meines Freundes Zammüß vorgeht?“

Die alte Frau antwortete: „Ich verstehe Dich nicht. Ich habe Dir nichts Geheimen verschwiegen. Im Harem der Dschanfeda Hanum geht Alles so zu, wie es gute Ordnung und Sitte erheischen.“

„So hat das listige Mädchen auch Euch getäuscht,“ fuhr der Znam fort, und darauf erzählte er seiner erstaunten Mutter, er habe durch geheime Kundschafter, die er angeworben, weil er der Dschanfeda schon seit einiger Zeit mißtraute, in Erfahrung gebracht, daß die pflichtvergessene Tochter seines Freundes im Geheimen ein Liebesverhältniß mit einem Ungläubigen angeknüpft habe und mit diesem zu entfliehen beabsichtige. Es sei ihm soeben gelungen, das verbrecherische Paar zu überraschen. Der Fremdling habe die Flucht ergriffen, und Dschanfeda würde ihm gefolgt sein, hätte er sie nicht gewaltsam zurückgehalten.

„Nun begehbt Euch morgen früh zur Dschanfeda Hanum,“ schloß er seinen lügnersichen Bericht, „und sagt ihr, meine Befehle, die ich Namens ihres Vaters ertheilte, wären, sie dürfe den Harem nicht wieder verlassen und bis zur Rückkehr ihres Vaters oder Bruders Niemand, außer ihren Dienerinnen, darin empfangen. Sie sollte nicht versuchen, ungehoriam zu sein, denn ich würde sie im Geheimen auf Schritt und Tritt überwachen lassen. — Nachdem Ihr der Dschanfeda diese Befehle mitgetheilt habt, müßt Ihr Euch sogleich wieder entfernen. Sie wird wahrscheinlich versuchen, mit Euch zu sprechen und ihre Mißthat in Abrede zu stellen, dann sollt Ihr sie aber unterbrechen und sagen: Mein Sohn hat mir Alles erzählt, was ich zu wissen brauche. Und ich wünsche, daß Ihr weiter kein Wort sagt, noch ein Wort von ihr anhört, sondern Euch schleunig zu mir zurückbegehbt. Ich werde Euch erwarten.“

Die Mutter des Znam sagte: „Niemals hätte ich der Dschanfeda Hanum so viel Schlechtigkeit zugetraut. Sie sieht gut und rein aus, und ich hatte sie immer dafür gehalten.“ Darauf führte sie den Austraa, den der Sohn ihr gegeben hatte, getreulich aus. —

„Wie nahm Dschanfeda Eure Mittheilung auf?“ fragte der Imam seine Mutter, als diese wieder zurückgekehrt war.

„Sie brach in Thränen aus und sagte: ‚Auch ohne den Befehl Eures Sohnes hätte ich den Harem vor der Rückkehr meines Vaters nicht wieder verlassen. Ich fürchte mich vor dem Abscheulichen. Ich bin jetzt schutzlos; aber sagt ihm, er werde den Zorn meines Vaters kennen lernen.‘ Darauf antwortete ich nach Deinem Wunsche: ‚Mein Sohn hat mir Alles erzählt, und entfernte mich sogleich wieder. Es war ein schwerer Gang für mich, denn ich habe Dschanfeda Hamam gleich einer Tochter geliebt.‘

„Ihr habt wohl gethan,“ entgegnete der Imam. „Ich danke Euch.“

Darauf schrieb der Imam einen ausführlichen Brief an Junnüs, in dem er die Lügen, die er seiner Mutter bereits aufgetischt hatte, wiederholte und noch weiter ausschmückte und ihm anempfahl, seine Rückkehr nach Angora möglichst zu beschleunigen, damit Dschanfeda nicht Schimpf und Schande über sein Haupt brächte. „Ein verliebtes Mädchen ist schwer zu überwachen,“ schloß er seinen Brief, „und ich weiß nicht, ob meine geringen und unerfahrenen Kräfte dazu genügen werden. Den ersten Liebhaber habe ich verjagt; aber ein zweiter kann austauschen. Eurer Tochter mißtraue ich, und sie muß wohl sehr listig sein, da es ihr gelungen ist, Euch selbst und auch meine Mutter vollständig über das Sündhafte ihrer Regungen zu täuschen. Daß sie plötzlich züchtig und aufrichtig geworden sein sollte, dazu müßte sie ihre ganze Natur verändern. Das glaube ich nicht: denn wer einmal in den Bergen gewesen ist, ist bedacht, dorthin zurückzukehren.“

Diesen Brief übergab der Imam einem sicheren Boten, dem er große Eile anempfahl und dem es gelang, die Karawane, mit der Junnüs seine Pilgerfahrt angetreten hatte, in der syrischen Wüste zu überholen.

Junnüs las den Brief aufmerksam durch, wozu er lange Zeit gebraucht; dann reichte er ihn seinem Sohne Osman, der dem Vater seit Ankunft des Boten nicht von der Seite gewichen, weil er begierig war, zu erfahren, welche wichtige Angelegenheit die Entsendung eines Briefes verursacht haben mochte.

Der unglückliche Vater verharrte eine Nacht und einen Tag, ohne zu sprechen und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und erst kurz vor Morgenrauen des zweiten Tages, als die Karawane zum Weitermarsch aufbrechen wollte, rief er Osman zu sich und befahl ihm, nach Angora zurückzukehren. Er solle dort zuerst den Imam auffuchen und nachdem dieser die Schuld Dschanfedas bestätigt, die Unwürdige tödten; Alles was sie an Juwelen und kostbaren Gewanden beissen habe, solle vom Imam verkauft und an die Armen der Stadt vertheilt werden, nur den goldenen Gürtel, der von ihrer tugendhaften Mutter herrühre, und den der Vater ihr befohlen habe, niemals abzulegen, solle er ihr abnehmen und ihm zum Zeichen, daß seine Befehle ausgeführt worden sein, zurückbringen.

Osman erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, den Vater milder zu stimmen, und da ihm seine Schwester sehr theuer gewesen war, so trat er mit tiefer Trauer im Herzen den beschwerlichen Rückweg nach Angora an. Auch er hegte jetzt bitteren Groll gegen Dschanfeda, doch würde er, hätte es in seiner Gewalt gestanden, ihres Lebens geschont und sie zur Gefangenschaft in einem entlegenen Theile des Harems verurtheilt haben. Er hatte dies seinem Vater angedeutet, aber der hatte sein Anliegen mit strenger Gebärde stumm zurückgewiesen.

Nach langer Fahrt traf Osman endlich wieder in Angora ein. Unterwegs hatte er seltsame Traumbilder gehabt. Dschanfeda war ihm erschienen und hatte ihn bittend und traurig angesehen: „Glaube mir, glaube dem Lügner nicht; ich bin unschuldig, ichone meines Lebens!“ Das Bild der unglücklichen Schwester verfolgte ihn auch am Tage, und während er auf dem Rücken seines unhörbar dahinschreitenden, schnellfüßigen Kameels durch schreckliche Einöden zog, vernahm er Dschanfedas weiche Stimme: „Ich bin unschuldig, ichone meines Lebens.“ Seine Traurigkeit wurde immer größer, und er fühlte sich daran erkranken, aber er wußte, daß es ihm oblag, seinem gekränkten Vater ein gehorsamer Sohn zu sein, und der Entschluß, dessen Befehle auszurichten, schwankte nicht in ihm.

Mit finstern Ernst begrüßte der Imam den Heimgekehrten, und unbewegt vernahm er dessen Botenschaft, er käme nach Angora, um Dschanfeda zu tödten, falls sie schuldig sei.

„Sie ist schuldig, schuldig alles dessen, was ich Deinem Vater geschrieben habe. So handle nach seinen Befehlen.“

Darauf begab sich Osman nach dem väterlichen Hause und in den Harem zu seiner Schwester. Diese war höchlich erstaunt, ihren Bruder, den sie in Meffa wähnte, plötzlich vor sich zu sehen; aber ihre Verwunderung war keine freudige, sondern gab Unruhe und Beängstigung zu erkennen.

„Was führt Dich jetzt schon nach Angora zurück?“ fragte sie. „Dem Vater ist hoffentlich kein Unfall zugefallen? Du selbst siehst elend und traurig aus.“

„Ich fühle mich elend und traurig. Der Vater war nicht krank, als ich ihn verließ. Was mich nach Angora zurückgeführt hat, das werde ich Dir später erzählen. Jetzt mache Dich bereit, mich zu begleiten.“

Osman führte seine Schwester, sobald sie Mantel und Schleier angelegt hatte, an das Ufer des Engürü-Su und ging ihr lange Zeit stromaufwärts voran, bis die Beiden eine einsame Stelle erreicht hatten. Dort bedeutete Osman seine Schwester, sich unter einem Baume niederzulassen, dessen Wurzeln in den schnell vorbeischießenden Ströme hineingriffen, und vor ihr stehend, mit tiefer Traurigkeit in Stimme und Gebärde, sagte er, er wäre mit dem Auftrag seines Vaters nach Angora gekommen, sie zu tödten, weil sie sich einem Ungläubigen hingegeben und mit diesem zu entfliehen beabsichtigt habe.

Djhanfedá konnte auf diese Anklagen zuerst nur durch Thränen antworten; dann erzählte sie mit zitternder Stimme, was an jenem verhängnisvollen Abend vorgefallen war. Aber Osman war durch den verlogenen Brief des Zman auf die Darstellung seiner Schwester vorbereitet und glaubte ihr nicht. Und je öfter und eindringlicher sie die Betheuerungen ihrer Unschuld wiederholte, je mehr war Osman von ihrer Schuld überzeugt.

„Göbe jenen Gürtel und gieb ihn mir,“ sagte er.

Als er den Keif in der Hand hielt und Djhanfedá emporheben wollte, um sie in den Strom zu stürzen, denn ihr Blut zu vergießen, dazu fehlte ihm die Kraft, zauderte er noch einmal vor dem Vollbringen der furchtbaren Aufgabe, seine eigene Schwester zu tödten; doch kam ihm der Gedanke nicht, seinem Vater ungehorsam zu sein. „Es muß sein!“ sagte er vor sich hin. Er nahm Djhanfedá in seine Arme, und seiner Sinne kaum noch mächtig, näherte er sich schwankenden Schrittes dem steilen Ufer. Da vernahm er Djhanfedás Stimme:

„Glaube mir, glaube dem Lügner nicht, ich bin unschuldig, schon meines Lebens.“

Osman ließ Djhanfedá aus seinen Armen gleiten und blickte verwirrt um sich. Das waren dieselben Worte, die er im Traume gehört und die während des Mittes durch die Einöden und Wüsteneien von Syrien und Kleinasien so oft an sein Ohr gedrungen waren. War es nicht eine Stimme des Himmels, die er vernommen hatte? Stand nicht im heiligen Koran, daß Allah die Seelen der Schlafenden bei sich aufnimmt?

„Ich will Deines Lebens schonen, Djhanfedá,“ sagte er kaum hörbar; „Gott wird mir den Ungehorsam gegen meinen Vater verzeihen, da er selbst mir befiehlt, Dich nicht zu tödten.“

Darauf versank er in tiefes Nachsinnen, und als er daraus erwachte, berieth er milde und ruhig mit seiner Schwester, was geschehen müsse, um ihr selbst das Leben zu lassen, gleichzeitig aber dem Vater den neuen Schmerz zu ersparen, seinen Sohn als einen Ungehorsamen zu erkennen. Endlich kamen sie überein, dem Vater müsse der Glaube gelassen werden, daß seine Tochter todt sei, und diese solle in ein fernes Land fliehen, so daß er sie niemals wiedersehen würde. Dann übergab ihr Osman eine ansehnliche Summe Geldes, die er noch von der Reise in seinem Gürtel bei sich trug und verabschiedete sich wie ein Bruder von ihr. Sie weinte dabei so bitterlich, daß auch ihm die Thränen in die Augen traten.

„Du ziehst mit Gott,“ sagte er endlich. „Was er für Dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen.“ (Wörtlich: „Du wirst nun lesen, was auf Deiner Stirn eingeschrieben ist.“)

In Angora berichtete Osman dem Amam, Djhanfedá sei todt, gönnte sich im vaterlosen Hause einige Tage Kast und schloß sich endlich einer Karawane an, um in Mekka, wie er es mit seinem Vater verabredet hatte, wieder mit diesem zusammenzutreffen. Es kostete ihm große Ueberwindung,

dem Imam nicht zu sagen, daß er ihn für einen Lügner halte, aber er wußte, daß er dadurch den Argwohn seines Vaters erweckt haben würde, und deshalb schwieg er. — Der Imam, der Osman als einen gehoramen Sohn kannte, schöpfte keinen Verdacht. Das ernste Wesen des Bruders der unglücklichen Dschanfeda bedurfte für Den, der in Osman den Heter der eigenen Schwester erblickte, keiner Erklärung.

Dschanfeda schritt inzwischen unverzagt ihres Weges. Sie war dem Tode so nahe gewesen, daß das Geschenk des Lebens allein genügte, ihr junges Herz mit Muth und Hoffnung zu füllen. Und dann: zum ersten Male seit langer Zeit athmete sie frei wieder auf, denn sie hatte niemals gezweifelt, daß der Imam sie mit tödtlichem Haß verfolgen werde. Nun hatte er seine Rache gefühlt, und sie fühlte sich frei von den Verfolgungen des Niederträchtigen. — Gegen Abend erblickte sie auf einer weiten Ebene einen Hirten, der dort seine Schafe weidete. Sie schritt auf ihn zu und stand bald vor einem alten, von den Jahren gebeugten Mann, mit einem milden Antlitz, in dem ein Paar große Augen, hell und klar wie die eines Kindes, freundlich leuchteten. Dschanfeda begrüßte ihn artig und fragte ihn, ob er ihr nicht den Anzug eines Hirten verschaffen könnte.

„Was willst Du, meine Tochter, mit Manneskleidern anfangen?“ fragte der Hirt.

„Ich will sie meinem Bruder schenken,“ antwortete Dschanfeda.

„Nun, ich könnte Dir vielleicht helfen,“ fuhr der Hirt fort; „denn ich besitze seit einigen Jahren schon ein neues Gewand, das ich aber noch nicht getragen habe, weil ich damit warten wollte, bis ich einmal nach Angora gehen müßte. Aber das kann noch lange dauern. Wenn Du mir zurückerstatten willst, was ich dafür gegeben habe, so will ich es Dir überlassen.“

Der Hirt nannte eine bescheidene Summe, und Dschanfeda und er wurden ohne Weiteres handelseinig. Darauf schaffte der Hirt aus dem nahen Zelte einen neuen Anzug aus festem, hellbraunem Tuch herbei, an dem Nichts fehlte — auch die hohe Schäfermütze, Sandalen und Gürtel waren dabei.

Dschanfeda eilte leichten Herzens damit davon, und als sie bald darauf einen Wald erreicht hatte, verbarg sie dort ihre eigenen Gewänder unter trockenem Laub und abgebrochenen Aesten und kleidete sich von Kopf bis zu Füßen in den neuen Hirtenanzug. Ihre langen Haare band sie in einem festen Knoten auf dem Scheitel zusammen, so daß sie unter der Schäfermütze versteckt werden konnten, und auch die Sandalen wußte sie, wenn schon nur mit großer Mühe, für ihre zierlichen Füße einigermaßen passend zu machen. Als sie sich noch den langen, breiten Gürtel um die schlanken Hüften geschlungen, da erschien sie wohl als der ammuthigste Hirtenknabe, den man je gesehen hatte. — Nun eilte sie, so schnell ihre leichten Füße sie tragen konnten, einem Dorfe zu, dessen Minaret sie schon seit geraumer Zeit erblickt hatte und das sie wenige Minuten nach Sonnenuntergang

erreichte. Ein junger Mann, den sie am Brunnen vor dem Dorfe traf, führte sie vor das Haus des reichsten Bewohners des Dorfes, bei dem sie während der Nacht gastfreundliche Aufnahme fand. Am nächsten Morgen zog sie in aller Frühe weiter, verbrachte auch die zweite Nacht unter gastfreiem Dache, und so ging es noch viele Tage fort, bis sie eines Morgens das Meer erreichte, das sie nie zuvor gesehen hatte und dessen Anblick sie mit Bewunderung erfüllte.

Dichanfeda war sich bewußt, daß ihre Verkleidung eine unvollkommene war, und hatte es während der ersten Tage vermieden, sich in den Dörfern, die sie zu durchziehen hatte, bei hellem Tageslicht zu zeigen. Sie war immer vor Sonnenaufgang aufgebrochen und hatte erst in der Dämmerungsstunde Aufnahme für die Nacht gesucht. Sie wußte nicht, wohin sie zog, und sie machte sich auch keine Gedanken darüber, was schließlich aus ihr werden würde. Die letzten Worte ihres Bruders: „Du ziehst mit Gott! Was er für Dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen,“ genügten zu ihrer Beruhigung. Doch betrat sie jedes neue Haus, in dem sie rasten wollte, mit großer Befangenheit, und schon zu verschiedenen Malen hatte sie unter freiem Himmel übernachtet, um nicht genöthigt zu sein, die Gastfreundschaft fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Diese Bedenklichkeiten hatten sie des Wanderns müde gemacht, und als sie sich nun am Meere sah und viele Tagereisen weit von Angora wußte, da beschloß sie, sich in der ersten größeren Stadt, die sie antreffen würde, für einige Zeit niederzulassen. Sie hatte den Geldvorrath, den ihr Bruder ihr mitgegeben, kaum berührt, und konnte der Zukunft für geraume Zeit ohne Sorgen entgegensehen. Ehe ihre Mittel aufgezehrt seien, hoffte sie, Anstellung in einem Harem gefunden zu haben. Es handelte sich für sie jetzt zunächst darum, den Männeranzug, den sie trug, wieder gegen Frauenkleider einzutauschen.

Gegen Abend des Tages, an dem Dichanfeda an das Meeresufer gelangt war, erblickte sie die alte Stadt Rsmid vor sich; aber als sie ermüdet dort angelangt, war es bereits späte Nacht geworden. Sie wagte nicht, sich nach einem Obdach umzusehen, und nachdem sie sich an einem Brunnen mit einem Stück Brod und einigen Datteln, die sie unterwegs gekauft, gelabt hatte, trat sie in einen offenen Garten und ließ sich dort unter einen Baum wieder, wo sie, an den Stamm gelehnt, alsbald in tiefen Schlaf versank.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die ihr auf das Gesicht fielen, weckten sie plötzlich. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie mit Bewunderung, daß sie sich in dem schönsten Garten befand, den sie je gesehen hatte. — Rings umher auf sorgfältig gepflegten Beeten blühten und prangten neben herrlichen Rosen und anderen Blumen fremdartige Gewächse von sonderbaren Formen und erstaunlicher Farbenpracht; die Bäume vom schönsten Grün, hell und dunkel, strotzten von Lebenskraft, einige waren mit lieblichen duftenden Blüthen bedeckt, an anderen hingen schon reife Früchte, und die Wege und Alleen waren so sauber gehalten, hier und da mit weißen,

rothen und blauen Steinchen gepflastert, daß man hätte glauben können, sie seien mit buntfarbigem Teppichen und Matten bedeckt, um sie dem Fußgänger angenehm und dessen Auge gefällig zu machen. Als die überraschte Dschanfeda auf die andere Seite des mächtigen Baumstammes trat, an dem sie während der Nacht geruht hatte, sah sie zu ihren Füßen ein Bassin aus weißem Marmor, mit krystallhellem Wasser gefüllt, in dem Gold- und Silberfischchen spielten und in das die alten Bäume, die das Becken umstanden, ihre dunklen Schatten warfen; auch sich selbst erblickte Dschanfeda in dem klaren Wasser, und sie vertiefte sich so sehr in die Betrachtung des lieblichen Bildes, das ihr die glatte Fläche wiedergab, daß sie erschreckt auffuhr, als sie plötzlich menschliche Stimmen vernahm. Nun wollte sie entfliehen, aber auf dem Wege, den sie einzuschlagen hatte, um an die weiße Mauer zu gelangen, die sie hinter Bäumen und Gesträuch hervorrang sah, kamen ihr vier Männer mit dunklen Gesichtern, in bunter arabischer Tracht entgegen, von denen ein Jeder ein rubig dahinschreitendes Pferd an langer Leine führte. Die Männer hatten sie noch nicht erblickt. Sie trat schnell hinter den Baumstamm, der sie ganz verbarg. Die rauhen Stimmen näherten sich, schon glaubte sie langsamen, dumpfen Hufschlag zu vernehmen. Sie hatte als Kind, im Garten ihres Vaters, wie ein Eichkätzchen in den Bäumen gespielt, und ohne sich zu bedenken, klonn sie jetzt in die Höhe, um sich hinter dichten Aesten und Blättern den Blicken der fremden Männer zu entziehen. Bald hatte sie einen sicheren Platz gefunden, und von dort aus erspähte sie nun neugierig, was zu ihren Füßen vorging.

Die Pferde, die mit lang ausgestrecktem Hals an das Becken getreten waren, hatten die Köpfe wieder gehoben und blickten aufmerksam in das Wasser.

„Nun? Seid Ihr nicht durstig? Trinkt!“ hörte Dschanfeda einen der Männer sagen.

Dann traten die Vier an das Wasser; es war rein und ungetrübt, die alten Bäume spiegelten sich darin wie immer, die Männer erkannten nichts Ungewöhnliches. Sie streichelten lieblosend die seidenglatten Häufe der Pferde und sprachen ihnen freundlich, wie Kindern, zu: „Trinkt, Lieblinge, trinkt! Das Wasser ist frisch und rein.“

Aber die Pferde blieben unbeweglich. „Sie sind verhert,“ sagte einer der Araber. „Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß Dschinn zur richtigen Stunde den Trunk verweigert. Und seine drei Brüder thun ein Gleiches. Sie sind verhert.“

Der zweite Araber wurde ungeduldig. „Trink!“ rief er dem Hengste zu, den er an der Leine hielt, und er versuchte, dessen Kopf gewaltsam nach dem Wasser zu ziehen. Aber das Thier warf den stolzen Nacken unwillig in die Höhe und wieherte leise.

Da ließ sich plötzlich in geringer Entfernung vom Baume eine gebieterische Stimme vernehmen. „Was treibt Ihr hier? Weshalb laßt Ihr die Thiere nicht trinken?“

Die Araber warfen sich nieder und berührten mit ihren Stirnen den Erdboden. Dann antwortete der Eine, noch immer in knieender Stellung, den Kopf demüthig gebeugt:

„Oh, Padiſchah! Die Pferde ſind verheert. Sie wollen nicht trinken.“

Der Mann mit der gebieteriſchen Stimme näherte ſich gelaffen. Er war von hoher Geſtalt und edlem Anſtand. Auf ſeinem weißen Geſicht lagerte ein Ausdruck tiefer Ruhe, wie Dſchanfedá ihn noch auf keines Menſchen Antliſ bemerkt hatte. Jezt ſtand er am Rande des Beckens, neben den Pferden und blickte in das Waſſer. Das war hell und klar — aber in dem Schatten des Brunnens zeigte ſich etwas Fremdartiges: ein großer dunkler Körper.

Der Padiſchah hob den Kopf, und alſbald entdeckte er Dſchanfedá. „Komm herunter,“ ſagte er.

Dſchanfedá ließ ſich den glatten Stamm hinabgleiten, dabei wurde ihr Beinkleid etwas in die Höhe geſtreift, und der Sultan erblickte einen feinen, blendend weißen Knöchel.

Gleich darauf ſtand Dſchanfedá bleich und zitternd vor dem Herrſcher. Aber dieſer blickte ſie freundlich an, und alle Härte war aus der gebieteriſchen Stimme geſchwunden, als er ſagte:

„Was thateſt Du in dem Raum, wo Dein Schatten meine Pferde erſchreckte?“

„Ich hatte dort Obdach geſucht.“

„Obdach? Biſt Du heimatlos?“

„Ich bin von meinem Vater geflohen, weil er mir zürnte.“

„Wie heißt Dein Vater?“

„Zunnüß von Angora,“ antwortete ſie unüberlegt.

„Und Du ſelbſt?“

„Behiéh.“ — Sie hatte ſich in dem Augenblick, in dem ſie die Frage vernahm, klar gemacht, daß ſie nicht verſuchen dürfte, den Sultan über ihr Geſchlecht zu täuſchen; aber ihren wahren Namen wollte ſie nicht ſagen, aus Furcht, dies könnte ſogleich zur Entdeckung ihrer Abkunft führen und ſie ihrem Vater verrathen.

Die Pferde hatten inzwiſchen in langen Zügen ihren Morgentrunk eingeſogen, und die Männer wollten ſich lautlos entfernen, um ſie nun wieder in den Stall zu führen. — Der Sultan wandte den Kopf nach ihnen und ſagte nachläſſig:

„Eine Sänfte! Hierher!“

Einer der Araber ſprang in weiten Säben davon, von dem Pferde, das er an der Leine führte, luſtig gefolgt.

Dſchanfedá oder Behiéh, wie ſie von nun an heißen ſollte, wurde bald darauf von ſchwarzen Sklaven in den Harem getragen, der zu dem Jagdſchloß von Iſmid gehörte. Der Sultan hatte eine beſondere Vorliebe für dieſen Landſiß, ſo daß er ihn öftmals, wenn die Regierungsgeschäfte ſeine Abweſenheit von Stambul geſtatteten, auf längere oder kürzere

Zeit besuchte. — Der Großherr, der langsam vorangeschritten war, hatte im Harem bereits seine Befehle gegeben, als Behiçh dort eintraf. Sie wurde von stillen, gewandten Sklavinnen ehrerbietig empfangen und in ein kühles Gemach geführt, aus dem sie eine halbe Stunde später, kostbar geschmückt, wieder hervortrat, um in einem anderen Raume den Besuch des Padiſchah zu erwarten.

Dschanfeda war in Angora als das schönste Mädchen des Reichs gepriesen worden, und das Urtheil der kleinen Stadt erwies sich nun als richtig. Der Sultan hatte nie etwas Schöneres gesehen, als das junge Mädchen, das mit züchtig zu Boden geschlagenen Lidern vor ihm stand. Als sie auf seine Anrede den Blick zu ihm erhob und er in die tiefen, blauen, reinen Kinderaugen schaute, da entflamnte er in nie gekannter Leidenschaft zu dem schönen Wesen und beschloß, es zu seiner Gemahlin zu machen. — Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden noch an demselben Abend statt, und vier Tage später brachten vom Sultan entsandte Boten Hochzeitsgeschenke für die jüngste Gemahlin des Großherrn aus Stambul zurück, die einer Sultantin würdig waren: Kopfreifen, Hals- und Armbänder, Gürtel, Ohr- und Knöchelreifen aus lauterem Golde, mit Diamanten und Perlen verziert, einen mit Edelsteinen besetzten Spiegel, mit Diamanten durchwirkte Schleier, Pantoffeln, mit Perlen gestickt, Stelzenschuhe für's Bad aus Gold mit Juwelen besetzt, und zahlreiche Gewänder aus den kostbarsten Stoffen für alle Tages- und Jahreszeiten. — Der große Reichthum in dem Dschanfeda seither gelebt hatte, kam ihr jetzt ärmlich vor, doch dachte sie mit Wehmuth an ihre freie Jugend im Harem von Angora und an ihre Verwandten, die sie, trotz der grausamen Behandlung, die ihr von ihrem Vater zu Theil geworden war, noch immer zärtlich liebte. Und auch an Dilbeer, ihre Lieblings-Sklavin, dachte sie und hätte sie an Stelle der stummen Frauen gewünscht, die ihre Dienste um sie ohne Freude verrichteten.

Nachdem der Sultan seinen Aufenthalt im Jagdschloß von Ismid noch um zwei Wochen über seine ursprünglichen Pläne hinaus verlängert hatte, kehrte er nach Stambul zurück, von Behiçh begleitet, für die in einem Theil des Harems von Top-Kapu eine besondere Wohnung mit großer Pracht eingerichtet worden war. Nach einem Jahre genas sie dort eines schönen Knaben, wodurch die Zuneigung des Sultans zu ihr noch vergrößert wurde, so daß sie bald für den größten Liebling des Padiſchah galt und von den anderen Frauen, die sich durch sie aus dem Herzen des Großherrn gedrängt fühlten, mit Neid und Eifersucht behandelt wurde. Aber Niemand wagte, das zu zeigen, überall begegnete sie freundlichen Blicken und hörte artige Worte, und ihre Sklavinnen, die sie zu Anfang aus Furcht allein aufmerksam bedient hatten, schlossen sich bald in treuer Anhänglichkeit an sie an, weil ihre unvergleichliche Schönheit, ihre Milde und Herzengüte auf Alle, die das Glück hatten, ihr näher treten zu dürfen, einen unwiderstehlichen Zauber ausübten.

Ein großer Sultan kennt nicht die kleinliche Neugierde gewöhnlicher Menschen. Der Großherr wußte, daß Behiéh schön war, daß sie ihm allein angehörte, er erkannte, daß sie sich des Zusammenseins mit ihm freute, und er lauschte gern ihrer weichen Stimme, wenn sie, ihn einschläfernd, leise sang oder ihm Geschichten aus ihrer Heimat erzählte, die von Urahnen bis zu ihrer Mutter gekommen waren und die diese ihr als Kind und junges Mädchen erzählt hatte. Mehr verlangte der Sultan nicht von Behiéh; es kümmerte ihn nicht zu wissen, woher sie kam. Seit den Fragen, die er bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr an sie gerichtet, hatte er sich nicht wieder nach ihrer Herkunft erkundigt. Sie stammte aus Angora, ihr Vater, der sie schlecht behandelt hatte, führte den Namen Junnûs. Dessen würde sich der Sultan vielleicht noch erinnern haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, daran zu denken — aber er dachte nicht daran. Diese Gleichgiltigkeit des Padiſchah, die der Großartigkeit seines Charakters entsprang, war nicht etwa von einem Mangel an Theilnahme für die von ihm bevorzugte Gemahlin begleitet, und als er sie eines Tages traurig und nachdenklich fand, fragte er sie, was ihr fehle. Sie antwortete nach einigem Zögern und mit oftmal's wiederholtem Dank für das gnädige Wohlwollen, das ihr der Sultan nun seit drei Jahren bezeuge, und für das sie ihm in unverbrüchlicher Treue und Liebe zugethan sei, Heimweh verzehre sie, sie sehne sich danach, ihre Anverwandten, von denen sie seit ihrer Trennung von ihnen nie wieder gehört hätte, einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiederzusehen. Der Sultan, der sie von ihrer Traurigkeit heilen wollte, ertheilte ihr die zur Reise nöthige Erlaubniß, wofür sie ihm mit Thränen dankte, und traf Anordnungen, wonach die Sultantin, denn eine solche war sie seit der Geburt ihres Sohnes, die beabsichtigte Reise standesgemäß unternehmen könnte: ein Wagen für sie und den Prinzen, der sie begleiten sollte, zahlreiche andere Wagen für den Leibarzt der Sultantin und für die männliche und weibliche Haremsdienerschaft, die ihr Gefolge bildeten, wurden reisefertig gemacht, und vierzig Soldaten der berittenen Leibwache des Padiſchah auserlesen, unter dem Befehl eines alten Hauptmanns, für die persönliche Sicherheit der Sultantin und des Prinzen, während des Durchmarsches durch einsame Landstriche, in denen Räuber hausten, Sorge zu tragen. An die Spitze des ganzen Zuges wurde, mit Recht über Leben und Tod während der Fahrt, ein noch junger Wesir gestellt, der sich durch seine Klugheit und anscheinende Treue das volle Vertrauen des Sultans zu erwerben gewußt hatte.

Während der ersten Tage der langsamen Reise ereignete sich nichts Bemerkenswerthes. Die Sultantin saß, allen Anderen, als ihren Dienerinnen, unsichtbar, in verschlossenem Wagen, in dem sie auch ihre Mahlzeiten einnahm und den sie nur verließ, um bei Ankunft in dem Orte, in dem übernachtet werden sollte, dicht verkleidet in den Harem zu treten, in dem Wohnung für sie vorbereitet worden war. Je weiter der Zug in das

Innere Anatoliens vordrang, je drückender wurde die Hitze, schließlich geradezu unerträglich. Der zweijährige Prinz erkrankte. Der herbeigerufene Arzt schrieb das Leiden des Kindes der Hitze zu, die in dem verschlossenen Wagen herrschte, und verordnete, daß während der Mittagszeit an schattigen Stellen gerastet, und daß die Fenster und Vorhänge des Wagens nur während kühler und feuchter Nässe geschlossen, am Tage aber stets offen gelassen werden sollten. Die Sultantin gehorchte diesen Vorschriften unbedenklich, und bald trat Besserung in dem Zustande des kleinen Kranken ein.

Nun saß die Sultantin während des ganzen Tages am offenen Wagenfenster. Der feine Schleier ließ die Züge ihres Antlitzes errathen, und aus der schmalen Oeffnung unterhalb der Stirn blickten ihre großen Augen blau-leuchtend hervor. Als der junge Weir, beim Vorbeireiten an dem langsam dahinrollenden Wagen der Sultantin, diese Augen zum ersten Male erblickte, da hatte sein Herzschlag gestockt, und seitdem verfolgten sie ihn auf Schritt und Tritt, bei Tag und Nacht: Liebeswahnwitz, wie er den Zmam von Angora zum abscheulichen Verbrecher gemacht hatte, bemächtigte sich seiner und zerstörte seine Vernunft. Sein Sinn ging fortan nur noch dahin, wie er sich der Person der Sultantin bemächtigen könnte; alles Andere, ja sein Leben, erschien ihm werthlos.

Der Zug hatte bereits den Punkt überschritten, wo sich der Engüri-Su, an dem die Stadt Angora liegt, in den Sakaria ergießt, und das Ziel der Reise konnte in zwei Tagen erreicht werden. Schon zeigten sich die Minarets des Dorfes Nitanos, in dem die vorletzte Nacht verbracht werden sollte, als der Weir Halt zu machen befahl und, unter dem Vorwande, er wolle feststellen, ob in dem armseligen Flecken ein der Sultantin würdiges Unterkommen zu finden sei, dorthin vorausritt. Er kam nach einer Stunde auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse zurück und begab sich zunächst zum Leibarzt der Sultantin, dem er erzählte, in Nitanos wütheten die Blattern, namentlich unter den Kindern, und der Ort müsse deshalb umgangen werden. Da aber ein anderes Dorf vor dem nächsten Morgen nicht mehr erreicht werden könnte, so verbliebe nur, Vorrichtungen zu treffen, um die Nacht an dem Plage zu verbringen, auf dem man sich gerade befand. Der Arzt erblickte darin keine Gefahr für die Gesundheit der ihm anvertrauten Sultantin und des Prinzen, und nachdem er einen Rundgang mit dem Weir unternommen hatte, bezeichnete er für den Wagen, in dem die Sultantin übernachten sollte, eine Stelle, auf die der Weir ihn aufmerksam gemacht hatte: unter einem vereinzelt Baum, auf einer kleinen Anhöhe, die nur für einen Wagen Platz gewährte.

„Die Luft dürfte dort oben reiner sein, als in der niedrigen Ebene, in der Nähe des Flusses,“ bemerkte der Weir.

„Ganz richtig,“ bestätigte der Arzt.

Nachdem der Wagen auf den Hügel geführt worden war, wurden die Pferde ausgespannt, damit ihr Scharren und Wiehern am frühen Morgen

die Ruhe der Sultanin nicht störe, und mit den anderen Pferden zusammenggebracht, die am Fuße der Anhöhe, in der Nähe der Haremswagen, an langen, in den Boden gerammten eisernen Holzten festgebunden waren. — Für den Wezir, den Hauptmann und den Leibarzt wurden Zelte aufgeschlagen; die Soldaten waren nicht verwöhnt: sie streckten sich neben ihren abgezäumten und abgefattelten Pferden zur Ruhe nieder.

Der Wezir und der Hauptmann hatten eine Runde um das kleine Lager vollendet und dabei Alles in Ordnung gefunden. Als sie sich trennen wollten, sagte der Wezir:

„Habt Ihr Wachen zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt?“

„Das habe ich, wennschon von keiner Seite Gefahr droht.“

„Wo stehen die Posten?“ fragte der Wezir weiter.

„Am Fuße des Hügels, zur Rechten und Linken des kaiserlichen Wagens.“

„Nun, dann kann der Sultanin und dem Prinzen kein Unfall zustoßen,“ jagte der Wezir.

„Inschallah! Gott gebe es,“ entgegnete der Hauptmann.

Es war dunkle Nacht geworden, der Himmel hatte sich mit Gewölk überzogen, die Luft war schwül, rings umher herrschte tiefe Stille. Man vernahm das Plätschern und Klaischen des nahen Engüri-Su. Aus weiter Ferne tönte der klagende Ruf eines Nachtvogels herüber.

Der Wezir bot dem Hauptmann gute Nacht, dieser antwortete mit höflichem Dank; dann verschwand ein Jeder in seinem Zelte.

Einige Stunden später trat der Wezir unhörbaren Schrittes wieder in's Freie. Alles im Lager war in tiefen Schlaf versunken; auch die beiden Schildwachen, die zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt waren, mochten wohl ihrer Pflicht nur unaufmerksam walten, da sie wußten, daß von Außen keine Gefahr drohte, und die einfachen Männer an einen Verräther im Innern des Lagers nicht dachten. Der Himmel war noch immer bewölkt und schien das schwarze Vorhaben des Wezirs begünstigen zu wollen. Er schlich sich auf einer der freien Seiten des Hügels an den Wagen der Sultanin und lauschte dort mit gespannter Aufmerksamkeit. Nirgends ließ sich ein verdächtiger Laut vernehmen. Darauf öffnete der Wezir leise die Wagenthür und beugte den Kopf vorwärts. Alles blieb still. Jetzt vernahm er die ruhigen, tiefen Athemzüge der Behiéh Hanum und ihres Sohnes; und nun trat er in das Innere des Wagens und schloß die Thür behutiam hinter sich wieder zu. — Alles dies war geräuschlos geschehen; doch empfand die Sultanin die Nähe eines fremden Wesens und murmelte kaum hörbar, wie im Traum:

„Seid Ihr es, Herr?“

Aber in demselben Augenblick war sie jählings und schrecklich erweckt, denn eine breite, kräftige Hand hatte sich auf ihren Mund gelegt und drückte ihr Haupt in das weiche Kissen, auf dem es ruhte. Dann vernahm sie die Stimme des Wezir:

„Wenn Ihr den leisesten Laut hervorbringt, um Hilfe herbeizurufen, so ist Euer Kind und so seid Ihr des Todes! Wollt Ihr mich ruhig anhören, so legt als Zeichen Eure Hand auf die meine.“

Sie that so, und er gab ihren Mund wieder frei. Darauf richtete sie sich halb in die Höhe und tastete nach ihrem Kinde. Es lag ruhig schlummernd neben ihr; aber als sie den Versuch machte, es aus der unmittelbaren Nähe des Wesir zu entfernen, da fühlte sie dessen schwere Hand:

„Das Kind bleibt in meiner Gewalt als Unterpfand Eures Schweigens. So lange Ihr Eurem Versprechen treubleibt, droht ihm keine Gefahr. Ihr haltet sein Leben in Euren Händen. — Nun vernehmet meine Worte.“

Er sprach lange und eindringlich auf die Ueberfallene ein. Sie solle mit ihm entfliehen und in einem Lande, wohin die Gewalt des Sultans nicht reichte, sein Weib werden. Er habe Alles zur Flucht vorbereitet. Verweigere sie, mit ihm zu ziehen, so werde sie und ihr Kind und so werde auch er sterben. „Wisse,“ sagte er, „daß ich bereits seit einer Stunde im Wagen bei Dir war, ehe Du aus dem Schlaf erwachtest. Zwei meiner Diener, die in geringer Entfernung von hier vor der Thür lauerten, haben mich bei Dir eintreten sehen. Sie können vor dem Sultan bekunden, daß Du mich zur Nachtzeit während einer Stunde in Deiner unbewachten Nähe geduldet hast. — Damit würde Dein Todesurtheil unwiderruflich gesprochen sein, wie stark auch die Zuneigung sein mag, die der Sultan für Dich hegt. Und so hast Du nur die Wahl, mit mir zu ziehen und zu leben — oder zu sterben.“

Der Wesir log, indem er so sprach: Allein war er gekommen, von Niemand gesehen, hatte er die Sultantin überfallen, und diese war sogleich nach seinem Eintritt in den Wagen erwacht. Seine Lügen und Drohungen bezweckten, Behiéh zu erschrecken und in seine Gewalt zu treiben. Was darnach geschehen würde, darüber hatte er sich keine Gedanken bilden können, denn sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf das Eine gerichtet: sich der Sultantin zu bemächtigen.

Behiéh nahm jedes seiner Worte in sich auf und sah sich unrettbar verloren, denn daß sie eines qualvollen Todes sterben würde, wenn der Sultan von ihrem nächtlichen Alleinsein mit einem anderen Manne erfahre — das wußte sie — das mußte so sein. Aber so sehr sie auch ihr junges Leben liebte, sie wollte es nicht durch Untreue und Ehrlosigkeit erkaufen. Unbemerkt suchte und fand ihre Hand in der Dunkelheit das Schloß, das die Wagenthür öffnete, und während der Wesir immer eindringlicher auf sie einsprach, abwechselnd flehte und drohte, und in seiner blinden Leidenschaft kaum noch erkennen konnte, was vorging, öffnete sich die Wagenthür plötzlich unter dem Druck der Hand Behiéh's, und diese sprang in's Freie. Ihre weiße Gestalt flog, wie die eines gehetzten Wildes, die Anhöhe hinunter, dem Engüri-Su zu. Der Wesir hörte, wie sie von der Schildwache angerufen wurde; gleich darauf erklang das harte Schwingen einer Bogensaite

und das Schwirren eines fliegenden Pfeiles, und dann vernahm der Wezir deutlich heftiges Aufrauschen des Flusses, wie wenn ein großer schwerer Körper hineingeworfen würde.

Da begann das Kind im Wagen kläglich zu schreien und rief nach seiner Mutter. Der Wezir packte es wüthend am Halse und würgte es, und bedeckte es mit den Kissen und Decken, die auf dem Bette lagen. Das arme gemordete Wesen gab keinen Laut mehr von sich; hätte es noch gelebt, so würden die Kissen, unter denen es begraben war, sein Schreien erstickt haben.

Alles dies war so schnell geschehen, daß der Wezir sein Zelt bereits wieder erreicht hatte, ehe es im Lager unruhig wurde. Nun hörte er die laute Stimme des Hauptmanns, und sogleich, als wäre er plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, trat er vor sein Zelt und fragte gebieterisch, was der Lärm zu bedeuten, wer es gewagt habe, die Nachtruhe der Sultanin zu stören.

Der Hauptmann antwortete kurz: er habe die Schildwache rufen hören, er erwarte die Meldung der aufgestellten Posten. — Der Wezir blieb neben dem Soldaten stehen, wobei er verschiedentlich Zeichen von Ungeduld gab, als die Wachen nicht sogleich erschienen. — Endlich standen diese vor dem Hauptmann.

„Ich war auf meinem Posten,“ berichtete einer der beiden Soldaten, „als ich plötzlich eine weiße Gestalt, die von der Anhöhe kam, wie im Fluge an mir vorbeihuschen sah. Ich rief sie an, und da sie keine Antwort gab, so sandte ich ihr auf's Gerathewohl einen Pfeil nach. Dann hörte ich, daß sie in's Wasser sprang, und lief an das nahe Ufer; aber es war nichts mehr von ihr zu sehen.“

In dem Augenblick erscholl von der Anhöhe wildes Schreien und Klagen: „Die Sultanin und der Prinz sind verschwunden! Oh, über uns Unglückliche! Unsere geliebte Herrin ist uns geraubt!“

Fackeln wurden herbeigebracht. Bei dem gelblichen, schauerlichen Lichte, das sie verbreiteten, sah der Wezir, daß sich das gebräunte Soldatengesicht des Hauptmanns mit fahler Blässe überzogen hatte. Die Beiden erklimmen schnellen Schrittes die Anhöhe. — Sie fanden den Wagen von jammernden Sklavinnen umringt. Als sie sich der Thür näherten, ertönte ein geller Schrei des Entsetzens: „Der Prinz! Der Prinz! Der süße Liebling! Ermordet! Ermordet!“

Ein Sklavin stand in der offenen Wagenthür. Sie hielt die weiße Leiche des ermordeten Kindes zwischen ihren zitternden schwarzen Händen und zeigte sie den Umstehenden.

„Erdroffelt . . . seht! erdroffelt haben die Fluchwürdigen ihn!“ rief sie und deutete auf die graulichen Merkmale des Mordes, die das Kind um seinen zarten Hals trug.

Auf Befehl des Wezirs wurden nun sämtliche Soldaten mit Fackeln versehen, um beide Ufer des Flusses sorgfältig abzusuchen. Sie kamen

nach einer Stunde unverrichteter Sache zurück. Nirgends war eine Spur von der Sultanin zu entdecken gewesen.

Der Hauptmann stand mit verschränkten Armen vor dem Wesir und blickte finster zu Boden.

„Glaubt Ihr, daß wir noch etwas thun können, um die Spur der Sultanin zu entdecken?“ fragte der Wesir.

„Die Soldaten müssen, sobald der Tag graut, zu Pferde steigen und die Umgegend absuchen.“

„So gebt die nöthigen Anordnungen.“

Da hob der alte Soldat das gebeugte, schon ergraute Haupt und sagte ruhig, mit fester Stimme: „Ich habe auf dieser Welt keine Anordnungen mehr zu treffen. Die Sultanin und der Prinz waren meiner Obhut anvertraut. Daß ich sie dem Padischah nicht zurückführen kann — ist mein Tod.“ Er zog seinen Dsch, stieß ihn sich mit sicherer Hand tief in die Brust und sank sterbend zu Boden.

Am nächsten Morgen setzte sich der Wesir in eigener Person an die Spitze der Reiter, um in der Umgegend des Lagers nach der Sultanin zu suchen. Er zeigte dabei, wie die Soldaten unter sich bemerkten, die Unerfahrenheit eines Laien, und seine ungeschickten und oberflächlichen Nachforschungen hatten kein anderes Ergebnis, als die von Wald zu Wald und von Dorf zu Dorf gehekten Gärten auf das Aeußerste zu ermüden. Während der darauf folgenden Nacht wurde wieder bivouakirt und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch der Rückmarsch nach Stambul angetreten. Vorher unterhielt sich der Wesir noch längere Zeit in herablassender Weise mit dem Leibarzt der Sultanin, dem er die Ansicht aufzudrängen verstand, die Sultanin müsse in einem Zustand von Geistesstörung ihr Kind erdroßelt und sich selbst darauf ertränkt haben. Der Wesir wußte dies so geschickt als die einzig mögliche, gewissermaßen selbstverständliche Erklärung der Ermordung des Prinzen und des Verschwindens seiner Mutter darzustellen, daß sich der Arzt diese Auffassung vollständig aneignete und dieselbe bald darauf mit so viel gewichtigen wissenschaftlichen Gründen vertrat, als habe er selbst sie entdeckt. Danach wußten denn auch die Diener und Sklavinnen der Sultanin nicht anders, als die Beschwerlichkeiten des Marsches bei starker Hitze, verbunden mit der Sorge um die Gesundheit des Prinzen, hätten bei der Behäi Hanum ein hitziges Fieber erzeugt, und in dem ersten heftigen Anfall dieser Krankheit sei die Sultanin zur Mörderin an ihrem Kinde und wahrscheinlich auch an sich selbst geworden.

Das Haremsgeinde der Sultanin war der Begleitung des Wesirs nicht würdig. Dieser wählte deshalb die zehn bestberittenen Soldaten der Escorte, die er so schnell vorwärts trieb, daß sechs der Pferde unterwegs liegen blieben, und der Wesir mit nur vier Leuten, die, wie er selbst, auf das Aeußerste erschöpft waren, in wenigen Tagen die weite Strecke zwischen Angora und Stambul zurücklegten. Dort angekommen, ließ sich der Wesir

beim Sultan melden und wurde sogleich von diesem empfangen. Er hatte nicht zu sprechen, um zu berichten, er sei Ueberbringer einer Trauerbotschaft: das erkannte der Großherr sogleich an den abgemagerten Zügen, den fieberhaft glühenden Augen und dem Ausdruck tiefer Trauer, der sich über das Antlitz seines Günstlings gelagert hatte.

Der Wesir erzählte in gedrängter Kürze und wohlüberlegten Worten von den entsetzlichen Vorgängen im Lager von Istanos. Er stellte dabei die Geisteskrankheit der Sultinin nicht mehr als eine unbegründete Vermuthung, sondern als eine feststehende Thatsache hin. Der Sultan entließ ihn mit einer stummen Gebärde und zog sich in seine innersten Gemächer zurück.

Der Tod der geliebten Gemahlin und ihres Sohnes füllte das Herz des Sultans mit tiefer Trauer. Er konnte auf der einsamen Höhe seiner Größe Niemand klagen und seinem schweren Herzen dadurch Erleichterung schaffen, und der stumm getragene Schmerz zehrte an ihm wie ein tödtliches Gift. — Die Heilmittel, die der Hausarzt dagegen anwandte, hatten keinen Erfolg, und nachdem dieser in allen gelehrten Büchern, die zu seiner Verfügung standen, nachgelesen hatte, was zur Vinderung von Seelenschmerzen angeordnet werden könnte, bat er den Sultan ehrfurchtsvoll, Zerstreung zu suchen und zwar durch Reisen. — Der Großherr ging zuerst gleichgiltig, bald darauf jedoch eifrig auf diesen Vorschlag ein. — Er wollte denselben Weg einschlagen, auf dem Behiç ihre letzte Reise gemacht hatte, die Stelle sehen, wo sie gestorben war, die geschicktesten Baumeister sollten ihn begleiten und Pläne zur Errichtung eines großartigen Grabmals entwerfen. — Der Leibarzt beglückwünschte sich zu dem von ihm gemachten Vorschlage, denn die Lebensgeister des Sultans, die schon dem Erlöschen nahe gewesen waren, flackerten wieder auf.

Die Vorbereitungen zur Abreise waren schnell getroffen, der Aufbruch erfolgte an einem günstigen Tage, bei kühlem, klarem Wetter. Im Gefolge des Sultans befand sich derselbe Wesir, der die Sultinin begleitet hatte, denn dieser sollte ihm während der langen Fahrt alle Stellen zeigen, an denen Behiç Hanum gerastet, und schließlich die Anhöhe, von der aus die Unglückliche sich in den Engürü-Su gestürzt hatte. Dort, die Ebene hoch überragend, aus weiter Entfernung sichtbar, sollte ihr Grabmal errichtet werden.

Der Wesir war der Einzige, der während der Reise beim Sultan vorgelassen wurde, und auch mit diesem sprach der Padiſchah nur, um sich von ihm zeigen und erklären zu lassen was auf dem Wege mit Behiç Hanum in Beziehung gebracht werden konnte: im Schatten dieses Baumes hatte sie während der Mittagshize gerastet und sich gelabt, an jenem Bache Blumen gesammelt, die sie später dem Prinzen geschenkt, dort stand das Haus, in dem sie die Nacht verbracht hatte — und so fort. Am Uebrigen zog der Großherr schweigend seiner StraÙe, und Schwermuth lagerte auf seinem Antlitz.

Im Lager vor Nitanos verbrachte er vierundzwanzig Stunden unter einem Zelte, das auf der Anhöhe aufgeschlagen war, wo der Wagen gestanden, in dem Behisch mit ihrem Kinde zum letzten Male lebend geruht hatte. — Dann, ohne sich in Nitanos aufzuhalten, das die Sultantin nicht berührt, zog der Sultan nach Angora. Es war seine Absicht, dort einen Wohnsitz zu beziehen, in dem er, während der Errichtung des Grabmals, so lange, wie die Regierungsgeschäfte es gestatteten, leben wollte.

In Angora befand sich derzeit kein öffentliches Gebäude, das dem Sultan sogleich ein Unterkommen nach seinen Gewohnheiten hätte gewähren können. Deshalb wurde das Haus des reichsten Bewohners der Stadt, des Hadjschi Zummüs, hinter dem sich ein großer Garten befand, wie ihn der Sultan liebte, ausersehen, um dem Großherrscher als vorläufigen Wohnsitz zu dienen; dem Hadjschi wurde mitgetheilt, daß ihm die hohe Ehre zu Theil werden würde, seinen Herrn gastfreundlich bewirthen zu dürfen. Er bereitete in kurzer Zeit Alles vor, was dazu nothwendig war, und dies wurde ihm bei seinen großen Reichthümern, und da er stets darauf eingerichtet war, Gäste zu empfangen, nicht schwer.

Der Sultan zeigte sich mit der Aufnahme, die er in Angora fand, zufrieden und ließ seinen Wirth zu sich bescheiden, um ihm dies zu sagen und ihn dadurch zu erfreuen. — „Wie heißt Du?“ redete er ihn an.

Der Hadjschi nannte seinen Namen.

„Zummüs?“ wiederholte der Sultan erstaunt. „Wieviel Kinder hast Du?“ fuhr er fort.

„Der Himmel hat mir zwei Kinder geschenkt,“ antwortete Zummüs, „einen Sohn, Osman, der noch am Leben ist und den Gott mir erhalten möge, und eine Tochter Dschanfeda, die vor Jahren gestorben ist.“

Der Sultan fragte nicht weiter; der Hadjschi war gerührt durch die Theilnahme an seinen Familienverhältnissen, die der Padischah zu erkennen gegeben hatte.

Am nächsten Tage, kurze Zeit nach Sonnenuntergang, wurde dem Hadjschi die Ankunft eines neuen Gastes gemeldet: eines alten Hirten. Zummüs befahl, ihn in üblicher Weise zu laben und für sein Obdach zu sorgen.

Bald darauf kam der Diener zurück, um zu sagen, der Hirt bitte um die Vergünstigung einer Unterredung mit dem Hadjschi.

„Er ist willkommen. Laß' ihn eintreten,“ sagte Zummüs.

Bald darauf erschien in der Thür ein alter Mann mit schneeweißem Bart und buschigen weißen Augenbrauen, über dem einen Auge trug er eine Binde, auch das andere schien der Sehkraft zu mangeln, denn es war halb geschlossen. Dies, aber nicht mehr, konnte der Hadjschi, bei der Dämmerung, die im Zimmer herrschte, erkennen. — Der Hirt näherte sich seinem Wirthes umfächeren Schrittes, wobei er seine gebeugte Gestalt auf einen langen Stab stützte, den er in der Hand trug. Der Hadjschi bot ihm den

ehrerbietigen Gruß, der dem hohen Alter gebührt, und fragte nach seinem Vorhaben.

„Ich habe erfahren, daß der Sultan in Euerem Hause weilt,“ antwortete der Hirt mit seiner Stimme, „und daß seine Seele von tiefer Traurigkeit unnachtet ist. Ich weiß eine Geschichte, die ihn zerstreuen und vielleicht von seiner Schwermuth heilen würde . . . Ihr dürft versichert sein, Hadjschi, daß ich nicht ohne guten Grund spreche. — Wollt Ihr den Großherrn fragen, ob er mich in Gegenwart seines Weir anhören will? Auch möchte ich, daß Ihr, sein Wirth, meiner Erzählung beiwohnt, Ihr und Euer Sohn, sowie der Imam dieses Stadtviertels, damit Ihr erkennet, daß ich mich nicht leichtfertig in die durchlauchte Gegenwart des Kalifen gedrängt habe . . . Holt seinen Bescheid, Hadjschi, ich bitte Euch darum, und dann kommt zurück und gebt ihn mir. Ich werde Euch, mit Eurer Genehmigung, an dieser Stelle erwarten.“

„Wenn mich der Sultan empfangen will, so werde ich Euren Wunsch vortragen,“ antwortete der Hadjschi und entfernte sich. Er kam nach kurzer Zeit zurück und sagte, der Sultan sei geneigt, in einer Stunde die Erzählung des Alten zu hören.

Darauf entgegnete dieser: „So habe ich noch einige unbedeutende Anliegen, denen Ihr Berücksichtigung verschaffen möchtet: der Sultan geruhe anzuordnen, daß, während ich erzähle, Niemand den Saal verläßt. Der Großherr wird diese Bitte eines alten Mannes bewilligen, dem er sich gnädig zeigt, da er seine Erzählung mit anhören will. Dann möchte ich Euch, Hadjschi Zummüs, ersuchen, den Saal, in dem ich sprechen soll, nur spärlich zu erleuchten, da meine franke Augen ein helles Licht nicht ohne Schmerzen ertragen können; und endlich wollt Ihr mich dem Sultan so nahe kommen lassen, wie die schuldige Ehrfurcht vor ihm es gestattet, denn meine Stimme ist schwach und ich wünschte, daß nicht ein Wort von dem, was ich sagen werde, dem Padischah entgehen möge.“

„Ihr stellt mehr Bedingungen, als irgend ein Erzähler, dem ich je gelauscht habe,“ sagte der Hadjschi; „aber Ihr scheint von der guten Wirkung Eurer Geschichte überzeugt zu sein, und Ihr seid ein alter Mann. So will ich denn, so weit es in meinen Kräften steht, anordnen, was Ihr verlangt, und auch dem Sultan Euren Wunsch vortragen, daß Niemand, während Ihr sprecht, den Saal verlassen möge.“

„Ihr werdet nicht bereuen, mir gefällig gewesen zu sein.“

Eine Stunde später wurde der Hirt durch einen matt erleuchteten Saal geführt, an dessen Ende der Sultan auf einem erhöhten Sessel Platz genommen hatte. In geringer Entfernung von den Füßen des Padischah lag ein Teppich, der für den Erzähler bestimmt war, und auf dem sich dieser, nach ehrfurchtsvollem Gruß, niederließ. Hinter ihm befanden sich, außer dem Weir und einigen Personen und dem Gefolge des Sultans, der Hadjschi Zummüs, dessen Sohn Osman und der Imam, der Freund des Hadjschi.

Die Ausgangsthür war von zwei Soldaten aus dem Gefolge des Sultans bewacht.“

„Du darfst sprechen,“ sagte der Padiſchah zu dem Hirten gewandt.

Darauf begann dieſer mit feiner, klarer Stimme:

„In einer Stadt Kleinaſiens lebte einmal ein unbeſcholtenen und wohlhabender Mann, der eine ſchöne und tugendhafte Gemahlin, einen Sohn, eine Tochter und einen Freund, den Amam, beſaß. Da ſtarb die Frau . . .“

Und nun, im weiteren Verlauf, erzählte der Hirt mit allen Einzelheiten die Geſchichte der unglücklichen Dſchanfedá — der er aber, ſowie den anderen Perſonen, die in ſeiner Erzählung auftraten, fremde Namen gab. In die Stelle ſeiner Erzählung gelangt, wo die Sultanin, vom Weſir zu Tode geängſtigt, aus dem Wagen ſpringt, fuhr der Hirt folgendermaßen fort:

„Hiſch“ — unter dieſem Namen hatte er Dſchanfedá bezeichnet — „hatte ſoeben das Ufer des Fluſſes erreicht, als ein Pfeil, dicht an ihr vorbei, in das Waſſer ſlog. Sie wußte, daß er für ſie beſtimmt geweſen war, und vor Aufregung und Angst kaum noch ihrer Sinne mächtig, ſprang ſie in das Waſſer und gelangte an das jenseitige Ufer, dort lief ſie landeinwärts, ſo ſchnell ihre Füße ſie trugen, ohne zu wiſſen wohin, bis zum Morgen. Da erblickte ſie zu ihren Füßen eine Landſchaft, die ihr bekannt erſchien, und als ihre ſuchenden Augen in der Mitte der Ebene einen Hirten erblickten, der dort ſeine Schafe weidete, da war ſie ganz ſicher, daß das Schickſal ſie wieder an dieſelbe Stelle geführt hatte, wo ſie vor drei Jahren mit dem Hirten zuſammengetroffen war, von dem ſie damals einen Anzug gekauft hatte. Sie erinnerte ſich des milden Antlitzes und der argloſen, freundlichen Augen des alten Mannes, und ſie ſchritt unverzagt auf ihn zu. Bei irgend Jemand in der Welt, in die ſie ausgeſtoßen war, mußte ſie Hilfe ſuchen und finden, wenn ſie nicht zu Grunde gehen ſollte, und ſie war ſchnell entſchloſſen, demſelben Mann ihr Vertrauen zu ſchenken, der ihr bereits einmal einen großen Dienſt geleistet hatte.

„Der Schäfer war höchlich erſtaunt, als er eine junge Frau vor ſich ſtehen ſah, im Nachtgewand, mit goldenen Spangen an den Fußgelenken und koſtbaren Ringen in den Ohren. Sie redete ihm ſogleich an: ‚Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater? Ihr verkauftet mir vor drei Jahren Euer neues Gewand.‘

„Ein gutes Lächeln zog über ſein Geſicht, und er ſagte: ‚Ich erkenne Dich wohl, meine Tochter; aber verwunderlich erſcheiſt Du mir, denn Du ſiehſt aus, als wärſt Du von reichem Lager in einen Fluß geſprungen und zu mir gelaufen.‘

„Mein Schickſal iſt wunderbar und grauſam. Ich will Euch anvertrauen, was Ihr davon wiſſen dürſt, und ich hoffe, Ihr werdet mir helfen.‘

„Ich bin ein alter und ein armer Mann,‘ antwortete er; ‚aber wenn es Gottes Wille iſt, daß ich Dir helfen ſoll, ſo will ich Dir gern zu Dienſten ſein.‘

„Darauf erzählte Miſſeh, ſie ſei von einem mächtigen Paſcha überfallen und mit dem Tode bedroht worden und habe ſich nur durch Flucht vor ihm retten können.

„Warum ſuchſt Du nicht Schutz bei Deinem Gemahl?“ fragte der Hirt.

„Man hat mich bei meinem Gemahl verleumdete, ſo daß er mich für untreu hält. Auch von ihm droht mir Gefahr, ſo lange er nicht die Wahrheit kennen gelernt haben wird,“ antwortete Miſſeh.

„So möge es Gott gefallen haben, zu beſtimmen, daß er die Wahrheit erfährt. Einſtweilen magſt Du gleich einer Tochter bei mir leben.“

„Darauf verblieb Miſſeh bei dem alten Hirten. Aus dem Erlös des kleiſten ihrer goldenen Ringe kaufte er ein Zelt, das neben dem ſeinigen aufgeſchlagen wurde, und Männerkleider, in denen die von ihm angenommene Tochter die Schafe hüten konnte, ohne von vorüberziehenden Landbewohnern beachtet zu werden. — Miſſeh war ſehr traurig, denn ſie gedachte des geliebten Gemahls, bei dem man ſie verleumdete hatte, und des theuren Sohnes, um deſſen Schickſal ihr bangte; aber ſie war ruhig, denn ſie hoffte, den Verfolgungen des falſchen Freundes ihres Vaters und des ungetreuen Dieners ihres Herrn für immer entgangen zu ſein. — So verfloſſen drei Monate. Da drang bis in die Einſamkeit, in der ſie mit ihrem zweiten Vater lebte, die ſeltſame Kunde an ihr Ohr, der Sultan ſelbſt käme gezogen, um die Stelle zu beſuchen, an der ſeine Gattin, die er todt wähnte, in geheimnißvoller Weiſe verſchwunden war. — Als Miſſeh dieſes erfuhr, erhellte ein ſchwacher Hoffnungsſchimmer die Nacht ihrer Traurigkeit, und ſie bat ihren Vater, den Hirten, zum Sultan zu gehen und dieſem die ganze Wahrheit aufzudecken — das that er . . .“

Hier ſchwieg der Hirt plötzlich, und tiefe Stille trat ein. — Die Erzählung war an zwei Stellen unterbrochen worden. Der Imam und der Weſir hatten, als von dem Ueberfall im Garten und ſpäter von dem im Wagen die Rede war, Einer nach dem Anderen verſucht, den Saal heimlich zu verlaſſen. Die Wachen hatten ſie zurückgewieſen, und jezt ſtanden ſie, bleich und zitternd, zur Rechten und Linken der Thür, der verdienten Strafe für ihre Miſſethaten gewärtig. Der Hadſchi Zunnüſ blickte traurig und beſchämt zu Boden, auch Öſman, ſein Sohn, wennſchon deſſen Augen furchtlos aufgeſchlagen waren, ſchien tief bewegt. Der Sultan allein hatte vollſtändige Ruhe bewahrt, nur hatte ſeine Stimme einen ſanften, milden Ton, den ſeine Umgebung nicht kannte, als er den Hirten leiſe fragte:

„Wie kennſt Du dieſe Geſchichte voll trauriger Schickſale und unerhörter Frevelthaten?“

„Weil ich Dſchanfedá bin, die Tochter des Hadſchi Zunnüſ, die Schweſter Öſmans — Behiſh, die Gemahlin des erlauchten Sultans, die Mutter des ermordeten Prinzen — Miſſeh, die Tochter des alten Hirten.“

Sie hatte sich dessen, daß sie unkenntlich gemacht und entstellt hatte, entledigt und stand jetzt, die jugendliche Gestalt aufgerichtet, vor dem Sultan. Ihre Stimme war weicher und tiefer geworden und zitterte, und die Augen strahlten in feuchtem Schimmer in dem abgehärteten, kleinen Gesichte.

„Das wußte ich,“ sagte der Sultan, „sobald Du zu sprechen begannt.“ — Sei willkommen im neuen Leben, in dem Dir Freude und Ruhe werden sollen.“

Der Imam und der Wesir wurden am nächsten Tage hingerichtet; dem Hadjchi Zummüß wurde seine grausame Härte der Tochter gegenüber verziehen, weil sie seinem tiefgekränkten Ehrgefühl entsprossen war, Osman endlich zog mit dem Sultan nach Stambul und wurde an Stelle des einen der Hingerichteten zum Wesir ernannt.

Dschanfeda lebte noch mehrere Jahre an der Seite des Sultans, dessen Liebling sie blieb; aber die furchtbaren Ereignisse der Nacht im Lager von Zstanos und der Tod ihres geliebten einzigen Sohnes nagten an ihrer Gesundheit, und sie starb jung, den Namen einer Sultinin von großer Milde und Güte und von unvergleichlicher Schönheit hinterlassend. — Der Padiſchah errichtete ihr in der Nähe von Zsmid, wo er sie zuerst gesehen hatte, ein herrliches Mausoleum, das Jahrhunderte überdauern sollte, aber bald nach seinem Tode durch ein Erdbeben vernichtet wurde, und von dessen Pracht jetzt nur noch einige zerstreute Marmorblöcke zeugen, die, von Sturm und Wetter aller Schönheit beraubt, einen Theil des öden Platzes bedecken, auf dem vormals die berühmten Gärten des Jagdschlusses von Zsmid grüntem und blühtem.



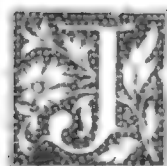


Karl Ewald Hasse.

Von

Hermann Obst.

— Leipzig. —



Am 23. Juni dieses Jahres, ist der Nestor der deutschen Kliniker, Geheimer Hofrath Dr. med. Karl Ewald Hasse, früher ordentlicher Professor der Pathologie und Therapie an den Universitäten zu Zürich, Heidelberg und Göttingen, in sein fünfundachtzigstes Jahr getreten, nachdem es ihm bereits im vorigen Jahre, am 19. März 1893, vergönnt gewesen ist, in seltener Mäßigkeit des Körpers und Frische des Geistes sein sechzigjähriges Jubiläum als Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe zu feiern.

Hasse gehört zu den seltenen Erscheinungen, die kaum noch in der medicinischen Welt zu finden sind. Ihm ist es vergönnt gewesen, einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte der Heilkunst, die große Zeit der Reformation derselben, die im vorigen Jahrhundert begonnen hatte und in den ersten Jahrzehnten des gegenwärtigen, in welcher Epoche die Naturwissenschaften, namentlich Anatomie und Physiologie, in ihr zu Ehren gelangten und ihnen ihr Recht zu Theil wurde, ausreiste, wir sagen, Hasse ist es vergönnt gewesen, diese bedeutungsvolle Zeit der Wiedergeburt unserer Wissenschaft mit zu durchleben, und nicht nur zu durchleben, sondern auch thatkräftig und schöpferisch an ihr theilzunehmen, in die Geschichte der Medicin zielbewußt mit einzugreifen, so daß sein Name allezeit mit ihr verknüpft sein wird.

Aber nicht nur in Bezug auf seine Fachwissenschaft ist Hasse heute eine seltene Erscheinung, sondern auch in Bezug auf das allgemeine Geistesleben, indem er regen und innigen Antheil an allen Culturbestrebungen der Zeit genommen hat; namentlich ist er ein eifriger und begeisterter Jünger

der Kunst, der er noch heute mit jugendlichem Feuer huldigt und zwar nach dem Ausspruche Senecas: „Res severa, verum gaudium“. Zeugniß hierfür legen seine, leider als Manuscript gedruckten, nur für seine Kinder und nächsten Verwandten, wie für die bevorzugten seiner zahlreichen Schüler und Freunde niedergeschriebenen Erinnerungen aus seinem Leben dar, in denen uns der ganze Haffe als Mensch wie als Gelehrter und Freund der Künste entgegentritt, eine ebenso vornehme wie harmonisch ausgestaltete Natur, deren Wesen ebenso den Verstand befriedigt, wie Herz und Gemüth wohlthuend berührt, eine Natur, die mit dem ihr verliehenen Pfunde redlich gewuchert hat.

Geboren ist Haffe im Jahre 1810, wie schon erwähnt am 23. Juni, zu Dresden, wo sein Vater, Friedrich Christian August Haffe, als Professor der Geschichte und Moral an dem königlichen Kadettenhause zu Dresden angestellt war. Als Gelehrter, Schriftsteller und Mensch, namentlich auch als fein gebildeter Mann, erfreute sich dieser in den weitesten Kreisen eines ausgezeichneten Rufes und war hoch geachtet. Die vorzüglichen Eigenschaften des Herzens und Geistes, die den Grundzug seines Charakters bildeten, hatten sich auch auf seine Söhne vererbt, von denen der Älteste nachmals Professor der Theologie, und zwar der Kirchengeschichte, in Bonn, der Jüngere aber unser Ewald Haffe war.

„Donnez-moi la carte d'un pays, sa configuration, son climat ses eaux, ses vents, ses productions naturelles, sa flore, sa zoologie et toute sa géographie physique, et je me flatte de vous dire à peu près, quel sera l'homme de ce pays et quelle place ce pays occupera dans l'histoire,“ bemerkt Cousin. So kann man auch sagen: zeige mir das Haus der Eltern, die Umgebung, in der die Kinder heranwachsen, und ich will dir sagen, wie sie geartet sind. Wie Flora und Fauna ein Product ihrer Unterlage und ihrer Umgebung sind, wie die Pflanze abhängig ist von dem Boden, auf dem sie wächst, der ihr Nahrung giebt, von dem Himmel, unter dem sie blüht, in dessen Sonnenschein sie gedeiht, von all' den geologischen, topographischen und klimatischen Verhältnissen, von Licht und Luft, von Wind und Wetter, so auch der Mensch von der Scholle Erde, auf der er wandelt. Sie bedingt seinen Charakter, beeinflusst sein Thun und Treiben und bildet das Fundament seiner Stellung in der Geschichte. So wirkt auch das Elternhaus, und diese Wirkung ist in Haffe auf allen seinen Lebenswegen bemerkbar, wie im Knaben und Jüngling, spiegelt sie sich nachmals im gereiften Manne und heute noch in dem würdigen Greise; in gleicher Weise hat das Dresden von damals mit seiner reizenden Natur, ganz besonders aber mit seinen Kunstschätzen, aber auch mit seinen literarischen Kreisen seine Spuren in ihm nachhaltig hinterlassen.

Die erste Schulbildung erhielt Haffe mit seinem älteren Bruder von einem „strammen, sauberen Unteroffizier“ im väterlichen Hause, dann in einem Privat-Institute, weiter in der Neustädter Bürgerschule, um später der „Ehre“ theilhaftig zu werden, als Extraner in das Kadettenhaus auf-

genommen zu werden, eine Ehre, die man als eine große werthvolle Vergünstigung ansah, über die aber Hassé später anders zu urtheilen gelernt hat.

Dresden erschien damals, wie Hassé in seinen «Erinnerungen» erzählt, als eine Art Zuflucht für viele Leute, die mit dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft Schiffbruch gelitten hatten. Franzosen und Franzosenfreunde, auch Italiener fanden sich ein. Bei Hofe waren namentlich die Polen aus dem ehemaligen Großherzogthum Warschau der hilfreichen Theilnahme empfohlen. Im elterlichen Hause und auch sonst kam Hassé vielfach in Berührung mit diesen ausländischen Gästen. Der Umgang mit ihnen trug nicht wenig mit zu der weltmännischen Art seines Benehmens bei, durch die er sich nachmals so vortheilhaft in der Gesellschaft auszeichnete.

Bald nach vollendetem siebzehnten Jahre verließ Hassé nach leidlich bestandenen Maturitäts-Examen — die Erzählungen des Livius, Tacitus und Herodot hatten ihn wohl angezogen, so wie er auch an Ovid und Homer Genuß gefunden hatte, aber er hatte es nur zu einem halbwegigen Verständniß dieser Sprachen gebracht, wie er berichtet — die Kadetten-Anstalt, um das medicinische Studium zu beginnen, zuerst in Dresden an der seitdem aufgehobenen medicinisch-chirurgischen Akademie. Jetzt befand er sich im richtigen Fahrwasser, die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, mit Mineralogie, Botanik und Zoologie, mit Physik und Chemie, namentlich aber mit der Anatomie, sagten ihm mehr zu, als die mit den alten Sprachen, die damals den Schülern durch ihre ausschließlich grammatikalische Behandlung nicht weniger verleidet wurden, wie sie es heutzutage noch vielfach werden, leider nicht zum Nutzen der humanistischen Bildung. Die Neigung zur Medicin war auch ein Erbstück, das Hassé von mütterlicher Seite empfangen hatte. Sein Urgroßvater Demiani war praktischer Arzt gewesen und hatte sich, als seinerzeit die Inoculation der wahren Pocken geübt wurde, einen großen Ruf in dieser Richtung erworben. Seine Voricht und Sorgfalt bei dieser nicht unbedenklichen und glücklicherweise alsbald durch die Kuhpockenimpfung überflüssig gewordenen Maßnahme war, wie Hassé mittheilt, so anerkannt, daß er an den kurfürstlichen Hof nach Dresden berufen und später, nach glücklich verlaufener Operation, als Leibarzt angestellt wurde. Die medicinische Richtung ging dann auf den Enkel über, und weiter auch auf den Urenkel, unseren Hassé.

Wie sehr ihn aber auch das medicinische Studium anzog und fesselte, so vernachlässigte er doch, dem Antriebe, den er im väterlichen Hause erhielt, folgend, nicht seine allgemeine Bildung, namentlich nach der ästhetischen Seite hin. Ganz besonders war es die Kunst, in welcher Beziehung ihm Dresden reiche Nahrung bot, die pietätvoll gepflegt wurde. In Architektur, in Malerei und Bildnerei fanden sich ja hier unvergleichliche Schätze. So wurde die Antikensammlung im japanischen Palais mit der nöthigen Ehrfurcht vor dem Geiste des Alterthums bewundert, die nachhaltigste Wirkung übte aber die Gemäldegalerie auf den jugendlichen Sinn und auf das jugend-

liche Gemüth aus, eine Wirkung, die bestimmend für die ganze künstlerische Richtung des Mannes geworden ist.

Auch der Litteratur schenkte Hesse seine Aufmerksamkeit und bewegte sich in den schöngeistigen Kreisen Dresdens, die allerdings zum Theil recht philisterhaft angehaucht waren, so eine litterarische Gesellschaft, die unter dem Namen des Liederkreises eine ganze Schaar mehr oder minder kleiner Poeten in sich schloß, und die trotz ihrer Harmlosigkeit viel Spott und Hohn über sich ergehen lassen mußte. Zu nennen sind hier auch die ästhetischen Theestunden einer Persönlichkeit aus der Zeit der süßen Schwärmerei und Freundschafts-Gefühle, der Elise von der Necke, und des Dichters der *Urania*, Tiedge, die Beide ihren Lebensabend, umgeben von einem Kreise feingebildeter Menschen, die sich in gleicher Weise durch Schönheit und Güte des Herzens und Geistes auszeichneten, verbrachten. Von nachhaltigerer Wirkung waren aber für Hesse die Eindrücke, die er später von Tieck, dem litterarischen Tyrannen von Dresden, empfing.

Bis in sein zwanzigstes Jahr verblieb Hesse in Dresden und folgte dann 1824 seinem Vater nach Leipzig, der bereits ein Jahr früher zur Uebernahme einer historischen Professur an der Universität dahin übergesiedelt war. In neue, von den Dresdnern wesentlich verschiedene Verhältnisse versetzt, beginnt hier für Hesse ein neuer Lebensabschnitt, sowohl in wissenschaftlicher wie in socialer Beziehung. „Diese Stadt“ — so charakterisirt Hesse das damalige Leipzig in seinen *Erinnerungen* — „und ihre Bewohner, der ganze Charakter, das Leben und Treiben daselbst unterschied sich sehr wesentlich von der Dresdener Eigenthümlichkeit. Von Alters her hatte sich das Gemeinwesen ganz eigenartig entwickelt, selbstständig wie in einer Reichsstadt und doch nicht so abgeschlossen. Unabhängiger Sinn war in der Bürgerschaft im Verfolge einer ausgebreiteten und erfolgreichen kaufmännischen Thätigkeit entwickelt worden. Die zu dieser Zeit bereits 420 Jahre alte Universität hatte ebenfalls den Sinn für Kunst und Wissenschaft geweckt und genährt. So war eine weit freiere Strömung, neben feiner Bildung und sicherem Blick in dem gesammten städtischen Leben entstanden. Man fühlte sich ganz anders gegenüber den Dresdnern, auf deren Haltung allerdings eine gewisse Abhängigkeit von dem königlichen Hofe, dem Adel und der höheren Beamtenwelt, endlich auch von der vornehmen und reichen Fremden-Colonie ihre Einwirkung nicht verfehlen konnte.“ Und weiter bemerkt Hesse: „Ohne Zweifel war Leipzig eine der Hauptstätten des deutschen Lebens und Schaffens. Dabei konnte ein Jeder nach seiner Art und Gefallen seinen Antheil an der Bewegung nehmen oder sich ganz zurückziehen, ohne weiter in Anspruch genommen zu werden.“

In der medicinischen Facultät der Universität Leipzig herrschten damals zum Theil noch recht vorintusluthliche Verhältnisse, obgleich die von Frankreich ausgegangene Wiedergeburt der Heilkunst auch bereits in Deutschland Widerhall zu erwecken begonnen hatte. So lehrte die Naturgeschichte sämmtlicher

drei Reiche noch nach altgewohnter Weise Schwägriehen, indem er fast nur eine trockene Specieskennerei zum Besten gab und aus einer sehr kümmerlichen Sammlung die wichtigsten Gegenstände vorwies. Eine Ausnahme von dieser Verjümpfung machte damals einzig und allein der außerordentlich lebendige und geistvolle Anatom und Physiolog Ernst Heinrich Weber, lange Zeit die Zierde der Facultät, bis auch er, wie viele Andere, nicht einsehen wollte, daß der Mensch alt würde und jüngeren Kräften Platz machen müsse. Mit einem seltenen Feuereifer trat Weber der frankhaften naturphilosophischen Richtung jener Tage entgegen und leistete mit höchst bescheidenen, ja geradezu ärmlichen Mitteln Erstaunliches. Wie erfolgreich und fruchtbar als Forscher, so anregend, ja Begeisterung erweckend war er als Lehrer. Obgleich Weber auch im hohen Alter, zu der Zeit, da wir seine Schüler waren, sich die Lebendigkeit und Beweglichkeit der Jugend bewahrt hatte, wodurch er nicht wenig anziehend wirkte, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß er in dieser Zeit den gewaltigen Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr gerecht wurde, zum nicht geringen Nachtheil der damals Medicin Studirenden. So hatte er von den bahnbrechenden Arbeiten eines du Bois-Reymond und Anderer auf dem Gebiete der Nervenphysiologie, die sich bereits allgemeiner Anerkennung und Würdigung zu erfreuen hatten, kaum eine Idee.

Waren nun schon in den theoretischen Fächern der Medicin, mit Ausnahme der von Weber vertretenen, zur Zeit, da Gasse in Leipzig studirte, die Verhältnisse wenig erfreuliche und ermuthigende, so sah es in den praktischen womöglich noch trauriger aus, zu denen nach bestandener Baccalaureats-Examen übergegangen wurde. „Mit der allgemeinen Pathologie und Therapie wurde begonnen. Da bekam man aber leider,“ so schildert in gerechter Entrüstung über die damaligen, in der medicinischen Facultät herrschenden verrotteten Zustände der sonst so mild und nachsichtig urtheilende Gasse Verhältnisse, unwürdig der berühmten Universität Leipzig, „da bekam man aber leider,“ sagt er, „nur eine trockene unreife Dogmatik, von einer unfruchtbaren Terminologie belastet; namentlich entbehrte die Aetiologie fast jeder wissenschaftlichen Grundlage. Und nun die Arzneimittellehre. Auch hier war wenig von einer physiologischen Anschauung bei der Beurtheilung der Arzneiwirkungen zu spüren,“ und, müssen wir hinzuweisen, noch sehr lange, fast bis auf unsere Tage. „Das Beste,“ fährt er dann fort, „ergab noch die reine Pharmakologie; allein, was die Anwendung der Mittel anlangte, stützte man sich auf die sogenannte Erfahrung und auf phantastische, zum Theil naturphilosophische Voraussetzungen, nur selten vernahm man etwas von experimentellen Nachweisen.“ Es kam da nicht Wunder nehmen, wenn unter solchen Verhältnissen die Homöopathie gläubige Jünger fand. Das gab Veranlassung zu den von Jörg geleiteten Arzneiprüfungen. Dieser ließ seine Zuhörer die verschiedensten Medicamente verschlucken, worauf diese ihm über die beobachteten Wirkungen Bericht erstatten

mußten. So ließ er auch — *difficile est satiram non scribere* — als Professor der Geburtshilfe von seinen Klinikern die Wirkung des *Secale cornutum* prüfen, die er nicht anerkennen wollte.

Mit den Zeichen aus dem Pulse war man damals noch nicht viel weiter als von Galens Zeiten her gekommen — die Messung der Körperwärme ging über den *Calor mordax* kaum hinaus, Percussion und Auscultation, die so wichtigen Hilfsmittel für die Diagnose, die weit und breit anfangen, in der ärztlichen Welt Eroberungen zu machen, bis nach Leipzig waren sie noch nicht gelangt, hier waren sie in jener Zeit noch vollständig böhmische Dörfer.

Ebenso wenig befriedigte Haffe in der speciellen Pathologie der damals so gefeierte Clarus, der durch seine gewichtige Persönlichkeit und seine ganze öffentliche Stellung als die erste medicinische Autorität in Leipzig galt und sich auch als Allmächtiger in der Facultät gerirte. Haffe, obwohl die Schwäche Clarus' als Menschen wie als Gelehrten wohl erkennend, läßt ihm doch alle Gerechtigkeit widerfahren; er nennt ihn einen Mann von Geist und Thatkraft, der seinen Standpunkt mit Gewandtheit und Würde zu vertreten verstand. Den jungen Anfängern imponirte Clarus nicht wenig dadurch, daß er den klinischen Unterricht noch in eleganter lateinischer Sprache erteilte, bald wurde man aber inne, daß das «*Verba facere*» nicht selten die thatsächliche Belehrung bedenklich überwucherte. Dabei behandelte Clarus die Medicin noch ganz nach dem Muster der sogenannten Geisteswissenschaften, *a priori*, für die Thatsachen Lehrgänge aus Vernunftgründen aufstellend und so, anstatt das Gebäude auf einem festen und sicheren Grund zu errichten, anstatt von unten von oben anfangend, gleichsam den Kirchturm von der Spitze aus bauend. Anfangs ließ sich Haffe zwar durch diese gewandt und eindringlich aus dem Munde gewichtigster Auctorität vorgetragenen Dogmen düpiren, aber schon als Student, obgleich er noch nicht vom Baume der Erkenntniß, der damals seine Früchte in Paris zeitigte, genossen hatte, kamen ihm Zweifel an der Richtigkeit der befolgten Grundsätze, und er wurde bald inne, daß die medicinische Wissenschaft, wie sie von Clarus behandelt wurde, sich auf falscher Fährte befinden müsse. Bereits in jener Zeit begann sich der reformatorische Geist in ihm zu regen, wenn er auch erst während des Pariser Aufenthaltes zum Durchbruch und zur vollen Geltung gelangte und für die ganze weitere Entwicklung Haffes maßgebend wurde.

Als das gelobte Land der Medicin galt damals, und mit vollem Rechte, Frankreich, wo in Paris, wie in einem Brennpunkte, die ersten Kräfte sich vereinigten. Dorthin zu gehen, erhielt Haffe, nachdem er in Leipzig am 19. März 1833 die Würde eines Doctors der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe durch öffentliche Vertheidigung eines Themas aus der vergleichenden Anatomie, über die Gelenke der Articulaten, sich erworben hatte, die väterliche Erlaubniß. Es wurde nur nicht gezögert und im Frühjahr des genannten Jahres die Reise nach Frankreich angetreten.

Der Weg wurde zunächst über Tepliz, Karlsbad und Franzensbad eingeschlagen, um die berühmten böhmischen Bäder kennen zu lernen. Dann ging es über Bamberg nach Würzburg, wo die berühmten medicinischen Anstalten Haffe Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit Leipzig boten. Nicht allenthalben waren die Verhältnisse so schlecht wie in dieser Stadt. Schon früher hatte Haffe bei einem Besuche von Jena gefunden, daß daselbst Manches weit besser war, als in dem „mittelalterlich verknöcherten“ Leipzig. Ebenso hatte er in Halle, wo Krufenberg mit vielem Erfolg wirkte, eine viel objectivere Richtung gefunden, als in Leipzig, indem man dort die Herrschaft eigenmächtiger Theorien verschmähte und den Thatfachen unbefangenen gegenübertrat.

In Paris eröffnete sich dem jungen Arzte eine neue Welt, sie, die heiß von ihm ersehnte, umfing ihn nun, und mächtig wirkte sie auf ihn ein. Hier fand er, was er suchte, was er bedurfte, reiche Befriedigung im Gewinnen neuer Anschauungen in echt naturwissenschaftlichem Geiste sowohl, wie in der weiteren Ausbildung auf Grund der anatomisch-physiologischen Methode. Aber so großen Eindruck auch Paris in medicinischer Hinsicht auf Haffe machte, so hohe Achtung es ihm einflößte, so nahm er doch das Gesehene, so werthvoll es auch war, nicht so ohne Weiteres als ein Evangelium hin und übte strenge Kritik daran, dabei mit sicherem Blick die Spreu von dem Weizen sondernd. So hatte er sofort den wahren Werth des vielgefeierten Broussais erkannt, die Hohlheit und Leere eines Abenteurers.

Trotz aller Vorzüge, die sie besaß, entging Haffe die Einseitigkeit der französischen Schule nicht. Hier trat bei ihm das folgerichtige Denken der nackten, rohen Erfahrung gegenüber, in welcher Beziehung der Deutsche gegen den Franzosen im Vortheil war, bei dem wiederum die Phantasie überwog. So galt es, die Thatfachen nicht nur hinzunehmen und sie scharfsinnig und geistreich zu deuten, sondern sie auch causal zu verknüpfen. Wenn die Entzündung als Grundlage der krankhaften Vorgänge hingestellt wurde, so entging ihm nicht, daß dieselbe oft eine erst ziemlich späte Folge der krankmachenden Ursache ist. Und so kam ihm der Gedanke, daß, so lange man nicht über die specifischen Ursachen der Krankheiten aufgeklärt sei, man sich auf ein unbefangenes Studium der Krankheitsvorgänge und ihres Verlaufes, sowie auf eine genauere Erkenntniß der anatomischen Veränderungen und physiologischen Vorgänge der zunächst ergriffenen Organe und der übrigen Körpertheile beschränken müsse. Hieran hat die Folgezeit die Frage nach der Aetiologie der Krankheiten geknüpft, in deren Beantwortung die Gegenwart so fruchtbringend gewirkt und so Bedeutendes geleistet hat.

Die glückliche Beanlage des Deutschen bewirkte bei Haffe das, was die Franzosen auszeichnete, die emige und scharfsinnige Forschung im Einzelnen und die phantasiereiche Ausgestaltung desselben, immer in Beziehung zum Ganzen zu bringen und nicht nur analytisch, sei es mit dem Secirmesser, sei es mit dem Mikroskop oder mit chemischen Reagentien, sondern auch synthetisch thätig zu sein, nicht nur nach Wissen, das sich in einem unerlätt-

lichen Heißhunger nach Erfahrung, der unserer Zeit eigen ist, kennzeichnet, sondern auch nach Erkenntniß zu streben, was auch für eine erspriessliche Therapie von Wichtigkeit sein mußte. Nach dieser Richtung war aber von den Franzosen Nichts oder nur Wenig zu lernen; in Bezug auf das therapeutische Handeln herrschte bei ihnen eine große Gleichgiltigkeit und eine ermüdende Einförmigkeit, die das ganze Heilverfahren kennzeichnete.

So wurde Haffse, im Geiste der Reformation wirkend, die von Frankreich ausgegangen war, nachmals mit einer der Hauptbahnbrecher und Bannerträger der neueren von Frankreich ausgegangenen medicinischen Richtung in Deutschland, die er aber hinfort in deutschem Geiste veredelte.

Es ist das unbestrittene Verdienst der Franzosen, das Rad in's Rollen gebracht zu haben; wie auf so vielen Gebieten sind sie auch auf dem der Medicin die Anreger und unsere Lehrmeister gewesen. So viel die Deutschen ihnen aber auch in dieser Beziehung zu danken haben, so sind sie doch nicht die bloßen Nachtreter derselben geworden. Auf der Erfahrung fußend, namentlich die Ergebnisse der pathologischen Anatomie und Physiologie beherzigend, haben die Franzosen die medicinischen Begriffe begründet und festgesetzt, vom Einzelnen zum Einzelnen fortschreitend, verstandesmäßig das Gegebene unterscheidend. Die Deutschen haben sich damit nicht genügen lassen, ihnen verlangte nach der höheren Form des Denkens, nach der Vernunft, die Ideen schafft. Verständig sind die Franzosen wohl sehr, fast übermäßig, erschrecklich verständig, vernünftig selten; nüchtern erfassen sie Alles mit dem Verstande, bringen einen reichen und werthvollen Schatz von Erfahrungen zusammen, den sie kühl begreifen, vermögen aber nicht das Begonnene zum Abschluß, in einer umfassenden Idee zur Darstellung zu bringen, worin erst die schöpferische Kraft des Geistes zum Ausdruck gelangt. Hierin liegt erst der bleibende Werth der Geistesarbeit, das die flüchtige Erscheinung und den Wechsel der Zeit Ueberdauernde. Und wenn die Deutschen in der Schaffung solcher Werthe so Großes geleistet haben, so danken sie Dies der harmonischen Ausbildung der drei Grundformen des Seelenlebens, die sie bewahrt hat, einseitig, nur dem Verstande huldigend, zu „Götzenanbetern einer rein intellectuellen Entwicklung“ zu werden, um uns eines Ausdrucks Diltheys zu bedienen, der sehr richtig bemerkt: „Es gereicht zwar einer wissenschaftlichen Untersuchung zum Nachtheil, wenn sie durch irgend ein Gefühl oder einen Zweck gebunden ist, so daß sie nicht unparteiisch und selbstständig verfährt. Jedoch in Wahrheit geht unserem Erkennen und Forschen immer eine Theilnahme des Gefühls, eine Thätigkeit des Willens zur Seite. Wer wollte bestreiten, daß in der Ausbildung von Platos Ideenlehre nicht auch die sittliche Willenskraft und die innige Liebe zum Schönen reichen Antheil gehabt! Die Thatsache, daß der Mensch auch als erkennender doch zugleich fühlend und wollend thätig ist, haben unsere Denker, besonders Hegel und Herbart, nicht genügend gewürdigt.“ So ist es eine arge Verirrung, wenn Hegel das Sein lediglich im Denken auf-

gehen läßt, und Herbart Lust und Unlust eines lebenswarmen Fühlens und ein kräftiges Streben zu einem Beiwerk unseres Vorstellens, als des einzig Wirklichen, herabdrückt.

So gehört auch Hassé als echter Deutscher zu jenen „verständigen, geistreichen und lebhaften Menichen“, von denen Goethe sagt, „daß sie einsehen, daß die Summa unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rund aufgeht, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe.“ Und wenn auch die Beschäftigung mit der Medicin Hassés Hauptsache, sein Beruf war, so hat er doch nie unterlassen, auch den Ansprüchen des Gemüthes nach Vermögen Rechnung zu tragen. So boten ihm nach dieser Seite hin, wie früher in Dresden, jetzt in Paris die werthvollen Kunstschätze, die hier aufgehäuft sind, reiche Nahrung für Herz und Sinn, die er auch in der Befriedigung der Wanderlust fand, der er schon in der Jugend gern gefröhnt hatte; und wie sie ihn damals trieb, die nähere und fernere Umgebung Dresdens und das sächsische Vaterland zu durchstreifen, so veranlaßte sie ihn auch zu verschiedenen weiteren Ausflügen von Paris. Da wurde eine Ferienreise an die Loire unternommen und ein anderes Mal die Normandie durchwandert, wobei überall den herrlichen Denkmälern der Baukunst besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

Im August 1834 kehrte Hassé in's Vaterland zurück, dankbar anerkennend, wie ihn der Aufenthalt in Paris in seinen medicinischen Studien mächtig gefördert, seine Kenntnisse vervollständigt und sein Urtheil gefestigt, zugleich aber auch seinen Gesichtskreis in jeder Hinsicht erweitert hatte. Aber nicht den geraden Weg in die Heimat schlug Hassé ein. Zuvor begab er sich noch nach Wien, das er auf dem Umwege durch Nordtyrol und das Salzkammergut erreichte. In der Kaiserstadt an der Donau begann damals erst die Morgenröthe jener Zeit zu dämmern, die in der Folge so glanzvoll für die medicinische Schule Wiens wurde und ihre befruchtenden Strahlen nach allen Seiten hin ausstrahlte. Mokitsansky fing eben an, seine Bedeutung geltend zu machen, während Skoda nur erst seine Studien beendet hatte.

Im Frühjahr 1835 wurde über Prag, wo Hassé mit Dypolzer Freundschaft schloß, in die Heimat zurückgekehrt. Manche verlockende Anerbieten waren ihm gemacht worden, aber er war den Versuchungen, wie verführerisch sie auch waren, immer noch glücklich entronnen. Die akademische Laufbahn war Hassés Ideal, aber es bot sich nicht gleich Gelegenheit dazu. Inzwischen nahm Hassé die Stelle eines ärztlichen Begleiters und Rathgebers des Grafen Gregor Stroganow an, mit dem und dessen Familie er auf Reisen ging, worauf er sich einige Zeit als praktischer Arzt in Dresden niederließ, bis ihn Clarus nach Leipzig in das dortige Jacobs-Hospital berief, wo er ihm die sehr bescheidene Stelle eines Repetenten der medicinischen Klinik anbot. Ohne Bedenken gab Hassé die in letzter Zeit vielversprechenden Ausichten in Dresden und das dortige heitere und anregend gesellige Leben auf, um nunmehr mit allen Kräften auf das ersehnte

Ziel loszugehen, welche anstrengende Thätigkeit und aufopferungsvolle Arbeit es auch erfordern würde. In rosigem Lichte erschien ihm jetzt das Leben, zumal es ihm überraschend schnell gelang, sich im Jahre 1836 in der medicinischen Facultät für das Fach der pathologischen Anatomie habilitiren zu können, obgleich gerade hier die grauenvollsten Verhältnisse herrschten. Die Schilderungen Haffes über diese spotten allen Begriffen, die man heutzutage von derartigen Instituten hat; diese Unzulänglichkeiten waren aber für ihn nur ein Antrieb zu desto energischerer Thätigkeit. Trotz aller Anstrengungen, trotz aller Erfolge gelang es aber Haffe nicht, wie er verdient hätte, außerordentlicher Professor zu werden. Intriguen waren dabei mit im Spiele, an denen es wie damals allerdings auch heute noch nicht an den deutschen Universitäten fehlt. Ein Gesuch Haffes um eine Professur wurde vom Ministerium abschlägig beschieden und zwar auf das Gutachten von Clarus hin, das, charakteristisch für den Menschen und den Mann der Wissenschaft, verdient, tiefer gehängt zu werden, und das dahin ging, daß die pathologische Anatomie durchaus nicht von solcher Bedeutung für die Medicin sei, um einen besonderen Professor dafür anzustellen, daß vielmehr ein Jeder, der die nöthige mechanisch-anatomische Schulung besitze, dafür eintreten könne. So Etwas konnte man noch angesichts des aller Orten eindringlich sich bemerkbar machenden französischen Einflusses, angesichts der Erfolge, die Rokitsansky erzielte, angesichts der Thätigkeit Haffes, deren Wirkung offen vor Augen lag, behaupten! Durch Beharrlichkeit erreichte aber Haffe schließlich doch sein Ziel, im Jahre 1839, was ihm besonders deshalb von großem Werthe war, weil er dadurch größere Aussicht auf Berufung an eine auswärtige Universität erhielt. „Auf eine solche“ — bekennt er in seinen «Erinnerungen» — „war meine Hoffnung um so mehr gerichtet, je mehr ich einsehen mußte, daß meine Stellung im Hospitale, Clarus gegenüber, immer unhaltbarer, ja das ganze Verhältniß zu ihm immer peinlicher wurde. Auf seine und der Seinigen persönliche Wünsche hatte ich nicht einzugehen vermocht, und meine wissenschaftlichen Pläne waren ihm gleichgiltig. Bei der Verfolgung derselben und in meiner ferneren akademischen Laufbahn mochte er mir sogar Gegner sein. Einmal, weil meine Richtung der seinigen nicht entsprach, hauptsächlich aber, weil er leider an der bei einflußreichen Professoren so häufigen Monomanie litt, seine leibliche Nachkommenschaft auch zu seiner Nachfolge im Amte machen zu wollen.“

Acht Jahre hatte Haffe in Leipzig gewirkt, als er eine Berufung als Kliniker zunächst nach Dorpat, dann nach Zürich erhielt, welche letztere er annahm. Eine neue, segensreiche Thätigkeit begann hier für ihn, eine Thätigkeit, die wie in humanitärer und praktischer Beziehung, so auch für die Wissenschaft von Erfolg war, und die nicht nur ihm in jeder Beziehung zusagte, Verstand und Herz in gleicher Weise befriedigte, sondern auch für die Allgemeinheit die schönsten Früchte trug.

Die Thätigkeit, die Hesse als Professor der Pathologie und Therapie sowie als Leiter der medicinischen Kliniken seit 1844 in Zürich, dann weiter seit 1852 an der Universität Heidelberg und endlich seit 1856 in Göttingen entfaltet hat, ist zu sehr rein fachmännischer Art, als daß wir hier näher darauf eingehen könnten. Hesses Bedeutung auf medicinischem Gebiete liegt vorzugsweise in seinem reformatorischen Wirken, indem er dem für die Naturwissenschaften so verderblichen Dogmatismus, dieser Hydra der Wissenschaftlichkeit, beherzt entgegentrat und ihn mitbezwingen half. Aber nicht minder hervorragend hat er sich auch als Forscher und Lehrer bewährt, namentlich auf dem Gebiete der Circulations- und Respirationsorgane wie des Nervensystems hat er die Wissenschaft gefördert, in welchen Fächern er seinerzeit als eine erste Autorität galt, wie auch seine Werke: „Anatomische Beschreibung der Krankheiten der Circulations- und Respirationsorgane“ und „Krankheiten des Nervensystems“, welch' letzteres Buch zwei Auflagen erlebte, während das erstere in's Englische überetzt wurde, beweisen. Auch als praktischer Arzt hat Hesse außerordentlich segensreich gewirkt, indem er nicht nur medicinischer Rathgeber und Helfer, sondern auch ein warmführender Freund war, der die Anforderungen des Herzens denen des Verstandes nicht unterordnete.

Wenn Hesse trotz der wissenschaftlichen Befriedigung, die er in Zürich empfand, trotz der hohen socialen Stellung, die er daselbst einnahm, sich bewegen lassen konnte, die neu gewonnene Heimat, in der es ihm immer so gut ergangen war, die er liebte und in der er sich wohl fühlte, zu verlassen, so war hierfür namentlich das inzwischen in der Linnmattstadt eingetretene politische Treiben bedingend. Eine Partei war hier an's Ruder gelangt, die bestrebt war, nur ihre Parteiinteressen zur Geltung zu bringen und diese auch bei der Verwaltung der Universität mitwirken zu lassen, was zu wiederholten Mißstimmungen führte und für Hesse Veranlassung wurde, einen Ruf nach Heidelberg — frühere Berufungen an andere Universitäten hatte er regelmäßig ausgeschlagen — anzunehmen, allerdings nicht leichten Herzens und nach vielem Ueberlegen und Schwanken.

Trat nun Hesse in Heidelberg in einen größeren akademischen Wirkungskreis ein, so gerieth er doch dort, was das Parteitreiben anbelangte, aus dem Regen in die Traufe; die Verhältnisse waren hier noch viel unerquicklichere als in Zürich. Ultramontane, Protestanten, Liberale, Absolutisten und Particularisten, Großdeutsche und die Anhänger Preußens lagen sich hier in den Haaren, von deren Gezänk und Streit auch die Universität nicht unberührt blieb. Auch herrschten in Heidelberg arge Mißstände in der Zusammensetzung der medicinischen Facultät, die ein erfolgreiches Wirken sehr erschwerten und die Freudigkeit an dem Berufe arg verleideten. Hesse griff daher zu, als er im Jahre 1856 einen Ruf nach Göttingen erhielt, obgleich man Alles daran setzte, ihn zum Bleiben zu bewegen und bereit war, nach Möglichkeit seinen Wünschen zu entsprechen. Die unerquicklichen Personalverhältnisse in der Facultät konnten aber in absehbarer Zeit nicht

aus der Welt geschafft werden, und um persönliche Vortheile war es Hesse nicht zu thun, daher gab er dem an ihn ergangenen Rufe an die Georgia Augusta in Göttingen Folge.

Es kann das bei der Gesinnung Hesses und seiner Gemüthsverfassung einigermaßen Wunder nehmen, denn die Verhältnisse waren in jener Zeit in Göttingen auch nicht besonders verlockende. Ueberall, wohin sich Hesse wendete, herrschten reactionäre Zustände. So war es, als er nach Zürich ging, so in Baden, während seines Aufenthaltes in Heidelberg, endlich auch jetzt wieder in Göttingen. König Georg hatte die Verfassung des Landes in ihren wichtigsten Theilen eigenmächtig auf einen überwundenen Standpunkt zurückgeführt und dadurch in der Bevölkerung große Beunruhigung, bei den Liberalen entschiedenen Widerstand hervorgerufen. Auch die Universität, berichtet Hesse, war vorzugsweise in der Opposition. Zwar hatten sich hier die Verhältnisse nicht in dem Maße verschärft, wie im Jahre 1837 unter dem Könige Ernst August, der bekanntlich sieben der angesehensten Professoren absetzte und aus dem Lande verwies, indessen waren auch jetzt zum allerhöchsten Mißfallen die Wahlen der Universität für die Ständeversammlung stets oppositionell ausgefallen. Zugleich verlautete, daß die Universität im Allgemeinen von den einflußreichsten Häuptern im Ministerium und in der Bureaukratie scheinlich angesehen werde. Es war daher natürlich, daß Hesse mit einigem Mißtrauen den amtlichen und persönlichen Begegnungen entgegenah.

Die Verhältnisse gestalteten sich aber ungleich günstiger, als Hesse ursprünglich gemuthmaßt hatte, auch trat er durch Krankheitsfälle bei Hofe, zu denen er herbeigerufen wurde, in nähere und dauernde Beziehungen zu diesem, wobei er Gelegenheit hatte, den blinden König, wie die Königin näher kennen zu lernen und zwar ganz besonders im häuslichen Kreise, wo sie sich als Menschen geben durften. Auch hier war der Eindruck, den Hesse empfing, ein ungleich vortheilhafterer, als er geahnt hatte. So entstanden gewisse vertrauliche Beziehungen zum Hofe, die Hesse in den Stand setzten, einen tieferen Blick in den Charakter des oft und viel geschmähten Königs zu thun und ein nicht auf den Schein, sondern auf das Wesen desselben gegründetes Urtheil sowohl über ihn im Allgemeinen, wie insbesondere über seine nicht öffentliche Art und Weise in Haus und Familie abzugeben. „Es liegt mir das Letztere ganz besonders am Herzen“ — betont Hesse in seinen, gerade in dieser Beziehung sehr interessanten, weil völlig von den gewöhnlichen Anschauungen abweichenden Erinnerungen — „da ich dem hohen Herrn für sein beständiges gnädiges Wohlwollen Dank schuldig bin. Bisher ist ja der König in der Oeffentlichkeit nur abschätzig besprochen worden, und, bei reichlichem Tadel, hat man ihm nicht einmal mildernde Umstände zuerkannt, ja, es hat sich sogar der wohlfeile Spott der Menge an seine Fersen geheftet. Da scheint es mir Pflicht, auch die vielen Lichtseiten im Verhalten des viel verleumdeten Herrn zum Ausdruck zu bringen.

Ich fühle mich um so mehr dazu gedrungen, je weniger ich, wie ich gleich hier erklären muß, an der deutschen Politik des Königs Gefallen gehabt habe und mit einem entschiedenen Vorurtheile gegen ihn seiner Zeit nach Hannover gekommen war.“

Ganz besonders offenbarte sich die Liebenswürdigkeit des Königs, wenn er, nach Erledigung der Regierungsgeschäfte, am Abend seine Theegesellschaft aufsuchte, wo er heiter und unbefangen sich einer harmlosen Geselligkeit als ein guter Hausvater hingeben konnte. Den Vorsitz am Theetisch nahm die Königin Marie ein, die Haffe als die wahre Schönheit des ganzen Hofes schildert, eine königliche Gestalt, ihr Antlitz strahlend von Güte und Anmuth, dessen Ausdruck sich auch in der Unterhaltung nicht verleugnete und bei ihrer Umgebung Vertrauen und Verehrung erweckte, wobei Haffe ganz besonders hervorhebt, daß sie, was von anderer Seite ihr sehr unbedacht zum Vorwurf gemacht worden ist, es stets unterlassen habe, Einfluß auf ihres Gemahls öffentliches Wirken auszuüben. Auch wäre ein derartiges Bestreben bei dem Charakter des Königs ganz ohne Erfolg geblieben und hätte nur eine Störung des häuslichen Friedens herbeigeführt. Sie hatte wohl erkannt, daß sie ihre Stellung nicht an der Seite der Minister, sondern in der Familie zu suchen habe.

Wie viel ernste und heitere Dinge auch an den Theeabenden der königlichen Familie verhandelt wurden, wobei die Musik eine große Rolle spielte, so kam doch niemals die Politik oder die öffentlichen Geschäfte zur Sprache. Nur einmal, als gerade Neuwahlen zur Ständeversammlung bevorstanden, gab der König Haffe zu verstehen, daß es sein Wunsch sei, daß die Universität eine «correcte» Wahl treffe, und ersuchte ihn, mit darauf hinzuwirken, was zu thun jedoch Haffe außer Stande zu sein erklärte. Der König wurde darüber allerdings momentan mißgestimmt, ließ es Haffe aber nicht weiter entgelten, so daß dieser noch weiter *persona gratissima* bei Hofe blieb.

Haffe nennt den König den wirklichen Führer der Regierungsgeschäfte, wobei ihn sein unglaublich treues Gedächtniß unterstützte. Stets war er bereit, den steigenden Bedürfnissen der Universität zu Hilfe zu kommen. Ganz besonders hebt aber Haffe hervor, daß der König Georg wie durch Abstammung, so durch angeborene Anlage und endlich auch durch Erziehung durch und durch Welse gewesen sei. „Mit dem bekannten hohen Selbstgefühl dieses Geschlechtes,“ urtheilt Haffe, „verband sich der Stolz des englischen Prinzen und der starre Sinn des niedersächsischen Stammes. Dies und das Bewußtsein einer unleugbar großen Begabung hätte den König wahrscheinlich schon zur Ueberschätzung seiner Machtstellung führen können. Nun kam das Unglück hinzu, das ihn zu einer Zeit des Augenlichtes beraubte, in der die geistige Entwicklung erst recht sich entfaltete. Das lange dauernde Leiden nebst Curen und Operationen fesselte den jungen Prinzen an den beschränkten Kreis des elterlichen Hofes, schloß ihn Jahre lang von der

Außenwelt ab, gab ihm statt klaren Lichtes nächtliches Dunkel, was Alles die bereits vorhandene Neigung zu einer phantasiereichen Auffassung der Verhältnisse noch mehr begünstigen mußte. Was wäre aus dem geistig so begabten Jüngling geworden, wenn er durch einen regen und vielseitigen Verkehr nach außen Charakter und Einmüch hätte durcharbeiten und erweitern können. So aber schwächte sich sein Urtheil über das Maß der Außendinge ab, und er täuschte sich in dieser Richtung um so leichter, je weniger das über ihn gekommene Unheil seine Energie und Thatenlust zu beugen im Stande gewesen war. Sein Ideal fand er in der Größe und Macht des Welfenhauses, sein Vorbild war Heinrich der Löwe, als dessen politischen Erben er sich ansehen mochte. Wie er, nachdem er den Thron bestiegen, keine Mühe scheute, alle Erinnerungen an den Ahnherrn in den Schätzen des Welfenmuseums zu vereinigen, so hat er sich vielleicht auch wohl dem Traume hingeeben, den einstigen Länderbesitz des großen Welfen unter seinem Scepter wieder zu vereinigen. Dagegen war ihm der Gedanke, sich jemals auch nur eines Theiles seiner königlichen Macht zu begeben, wahrscheinlich ganz unfassbar, höchstens würde er vielleicht ein Verhältniß wie im alten deutschen Kaiserreiche haben über sich ergehen lassen. Daß die romantische Denkweise und das ausgesprochen particularistische Selbstgefühl im ärgsten Widerspruch zu den thatsächlichen Verhältnissen, zu dem Entwicklungsgange der deutschen Geschichte und zu den immer dringender sich geltend machenden idealen Wünschen der großen Mehrheit des deutschen Volkes stand, das wurde dem Könige entweder nicht klar bewußt, oder er beachtete es nicht. Die lebhaftere Phantasie des Blinden überwog dessen sonst so scharfe Einmüch. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann durch bloße Ueberredung nicht dazu gebracht werden konnte, sich kleiner machen zu lassen. Seinem tragischen Geschicke mußte er unaufhaltsam verfallen. — In ruhigen Zeiten hätte dieses Alles wenig zu sagen gehabt, allein beim Eintreten schwerer politischer Verwickelungen mußte ein Verkennen der wahren Lage der Dinge die größten Gefahren mit sich bringen. Und als nun das Verhängniß immer näher und deutlicher herantrat, vermochten keine Vorstellungen, die zahlreich und dringend an den König gelangten, seinen festen Willen zu überwinden. Leider hatte er sich auch zu Berathern lauter Männer gewählt, die entweder seine politischen Ansichten wirklich theilten oder sich schweigend unter seinen geistigen Einfluß stellten oder endlich ihren Vortheil darin fanden, den Herrn auf seinen Irrwegen zu begleiten. Freilich wäre er unter allen Umständen unbeugsam geblieben, selbst wenn, wie es die Legende von seinem Ahnherrn, Heinrich dem Löwen, meldet, ein Kaiser vor ihm gekniet hätte.“

Nach dieser Schilderung, die uns Haffe von dem Charakter des Königs giebt, wird dessen Verhalten in der Katastrophe von 1866 verständlich. Aber „tout comprendre, c'est tout pardonner,“ und so wendet ihn auch Haffe seine wehmüthige Theilnahme zu in dem Unglück, das ihm betraf, als er seiner Krone verlustig ging, jedoch, bemerkt er dazu: „mit tiefem

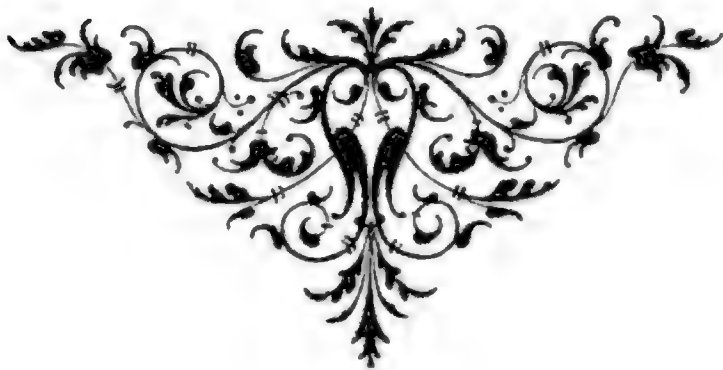
Schmerze mußte man sich abwenden, als er vergaß, daß er ein deutscher Fürst sei und sich mit dem Reichsfeinde in Verbindung setzte.“

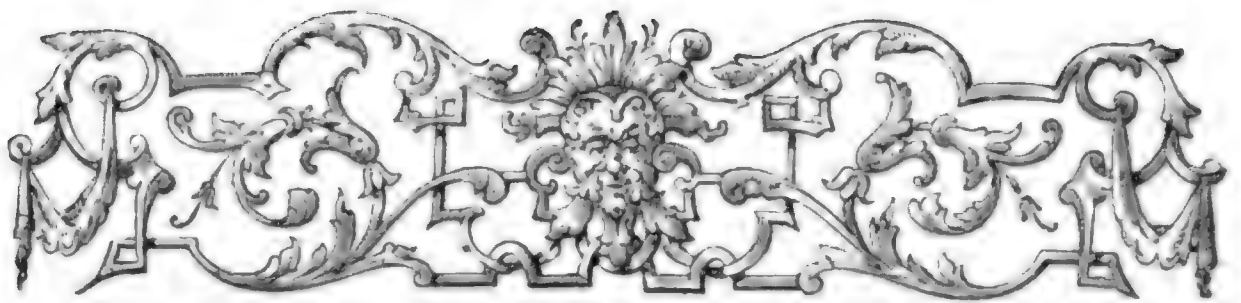
Auch die persönlichen Beziehungen, die unter den Professoren der Georgia-Augusta herrschten, waren erfreulicher, als es sonst vielfach an den deutschen Universitäten der Fall ist. Hassé hat sich in jeder Beziehung in Göttingen wohl gefühlt, und interessant sind die Porträts, die er mit treffender Charakteristik der wissenschaftlichen Bedeutung von den hervorragenderen Mitgliedern der Universität entwirft, und wenn auch hier wieder die kritische Feder Hassés in den Vordergrund tritt, wie sie in den scharfen prägnanten Zeichnungen zur Geltung gelangt, so hat er diesen ein so feinfühliges Colorit zu geben verstanden, daß er auch hier wieder als Meister künstlerischer Darstellung sich offenbart, wie er auch, in den Ueberlieferungen unserer großen classischen Zeit herangewachsen, in Litteratur wie in der Kunst ein Anhänger derselben, in seinem eigenen Schaffen diese widerpiegelt, während er auf medicinischem Gebiete durchaus nicht ein „Laudator temporis acti“ gewesen ist, sondern hier kühn die Leuchte zu dem gewaltigen Umschwung und Aufschwung, den Naturwissenschaften und Heilkunst in unserem Jahrhundert genommen haben und wodurch diesem die Signatur aufgedrückt worden ist, mit vorangetragen hat. Selbst das Alter hat ihn hier, wie dies sonst meist der Fall ist, nicht conservativ, geschweige denn reactionär gemacht, und so bezeichnet er auch Robert Koch, der einst sein Schüler gewesen, als den Bedeutendsten, der aus der Göttinger Schule hervorgegangen sei: „Wir können leider in Göttingen,“ fügt er Dem hinzu, „uns nicht rühmen, in der von ihm eingeschlagenen Richtung seine Lehrmeister gewesen zu sein. Ich selbst stand am Anfange der sechziger Jahre der Lehre von der Bedeutung der Mikroorganismen noch ziemlich skeptisch gegenüber. Zwar hatte ich von Anfang meiner Lehrthätigkeit an die Forderung einer wohlbegründeten Aetiologie betont und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die bekannten, scharf gezeichneten Krankheiten, insbesondere die ansteckenden, nicht anders als durch eigenartige, specifische Ursachen entstehen könnten. Es schien mir jedoch vorschnell, die Bacterien so ohne Weiteres als das Wesentliche der Entstehung hinzustellen. Die betreffende Theorie zeigte mir noch zu viele Lücken für eine überzeugende Erklärung der gesammten Krankheitsvorgänge. Und nun waren es die ersten schlagenden Beweisführungen Kochs und der Nachweis, daß es die durch die Mikroben erzeugten giftigen Zerlegungsproducte seien, welche die Krankheitsercheinungen hervorrufen, was mich vollständig bekehrte. So kann ich mich nicht den Lehrer, sondern den wohlüberzeugten Schüler Kochs nennen. Was Koch wirklich bedeutet, das ist er ganz durch sich selbst und so unser Aller Lehrer geworden.“

Ein seltenes Beispiel unbefangener und freimüthiger Würdigung eines Mannes, der nicht wenig angefeindet worden ist, und über den Viele noch heute besessen sind, den Stab zu brechen, indem sie nach Art der kleinen Kläffer

die epochemachenden Entdeckungen Kochs angreifen und ein «Danaergeschenk» für die praktische Medicin nehmen.

Im Jahre 1879 hat sich Hassé von der Lehrthätigkeit sowie von der Praxis zurückgezogen und verbringt jetzt ein „otium cum dignitate“ mit derselben Frische des Geistes wie in der Jugend, und wie sie den reifen Mann auszeichnete, der Kunst ergeben und theilnehmend an der geistigen Bewegung und den Ereignissen der Zeit, wenn diese auch mitunter einen herben, nicht besonders erfreulichen Beigeschmack haben. Hassé hat sich den alten Glauben treu bewahrt und hält an ihm fest, daß Wahrheit es allein nicht thue, sondern daß stets die Schönheit mit ihr verbunden sein müsse, und diesen Glauben hat er allzeit in seinem langen, gottbegnadeten Dasein bethätigt, bethätigt in seinem Denken sowohl, wie in seinem Thun, in seiner ganzen öffentlichen wie häuslichen Lebensführung, so daß der heitere, glückliche Lebensabend an der Seite seines „trautesten Freundes und treuesten Pflegers“, seines Schwiegerohnes Dr. med. Hermann Schläger und dessen Familie, uns den Ausspruch Goethes auf's Neue bekräftigt: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“





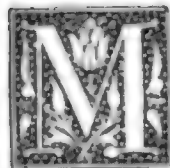
Michael Beer und Eduard von Schenk.

(Ungedruckte Briefe Beers.)

Mitgetheilt von

G. Manz.*)

— Berlin. —



Michael Beer, der Dichter des „Paria“ und des „Struensee“, der Bruder des berühmten Componisten Meyerbeer und des hervorragenden Astronomen Wilhelm Beer, war eines jener tüchtigen Talente, dem die Mitlebenden reichliche Bewunderung zollten, den aber das Schicksal zu früh aus der Lebensbahn riß, um ihm auch bei der Nachwelt eine immer lebendige Erinnerung zu sichern. Immerhin aber hat er sich bis auf unsere Tage im Spielplane deutscher Bühnen erhalten, und auf's Neue wird man auch seiner Persönlichkeit gedenken beim herannahenden Hundertjahrfeſt der Geburt Zimmermanns. Bildet doch der Beer-Zimmermann'sche Briefwechsel das werthvolle Zeugniß einer Dichterfreundschaft, die im herzlichem und ehrlichen Gedankenaustausch, vor Allem über Kunst und Politik, ihren festen Rückhalt fand. Ueberraschender aber als die Beziehungen des Berliners Beer zu seinem norddeutschen, nur wenige Jahre älteren Landsmann, dem Magdeburger Zimmermann, ist die innige Freundschaft des Pariadichters mit dem Manne, der ihm nach seinem Tode mit der Herausgabe seiner Werke und seiner Briefe an den Düsseldorf'schen Poeten ein schönes Denkmal gesetzt hat, mit dem bayerischen Minister Eduard von Schenk. „Dieser war strenger Katholik (1817 vom Protestantismus übergetreten), jener von Geburt Jude, nach Bestimmung Freidenker; dieser geborener Rheinländer, jener echter Berliner; dieser klerikaler Minister, Hofmann, im bayerischen Staatsdienst ergrauend, jener berufsloser Poet, Sohn eines reichen Bankiers,

*) Aus Materialien zu einer Biographie Beers; die Briefe sind mir gütigst zur Verfügung gestellt von Frau Therese von Stachelhausen, geb. von Schenk.

ein wohlhabendes Reiseleben führend; dieser politisch reactionär, jener durchaus liberal, dieser 38, jener 26 Jahre alt, als sie sich kennen lernten —“ so ungefähr habe ich an anderer Stelle die äußeren und inneren Gegensätze der beiden Männer gekennzeichnet. Und trotzdem durfte schließlich der freisinnige Jude den frommen Staatsmann — duzen. Es war vor Allem das beiderseitige Interesse an Poesie, das sie zusammenführte. Beer war besonders ein warmer Bewunderer des in den 20er und 30er Jahren vielgespielten Schenk'schen Trauerspiels „Belisar“; als Brüder in Apoll versöhnten sie sich immer wieder, wenn politische oder religiöse Ansichten zeitweilige Entfremdung hervorriefen.

Den Winter 1826 auf 27 verbrachte Beer in München im stetem Verkehr mit Schenk, der ihn in den ersten Kreisen einführte. Damals beschäftigte sich der Dichter des „Paria“, der 1823 mit diesem Einacter seinen ersten großen Bühnenerfolg erzielt hatte, eingehend mit dem Struenseeestoff. Im Sommer begab er sich an den Rhein, nach Bonn, um dort das neue Drama zu fördern. Aus dieser Zeit stammt der erste der ungedruckten Briefe, dem ich die übrigen, nur mit den nothwendigsten Bemerkungen versehen, chronologisch geordnet, folgen lasse. Beer schreibt:

Bonn, den 14^{ten} Septbr. 27.

Obgleich, mein theurer Freund, ein Stillschweigen wie das Ihrige jeder ferneren Mittheilung einen Anstrich von Zubringlichkeit giebt*), so breche ich doch heute einen festen Vorsatz und erscheine lieber zubringlich als daß ich Ihnen die Freude vorenthielte, die Sie gewiß bei Lesung des beiliegenden Briefes empfinden werden. Die Beilage des Briefes wird Ihnen erklären, wie er in meine Hände gekommen ist. Er ist von Goethe, an einen langjährigen vertrauten Freund geschrieben und schildert den Eindruck, den der Besuch des Dichters unter den Königen auf den König der Dichter hervorgebracht hat**). Dieser Eindruck ist so gewaltig und tief eindringend gewesen als die Handlung Ihres herrlichen Königs selbst großartig und herrlich war. Wer König Ludwig so liebt wie Sie, ich habe kein Recht hinzuzusetzen wie ich, dem muß es ungemein anziehend sein zu sehen wie ein Gemüth wie Goethes die größte Ehre, die einem Sterblichen zu Theil werden kann, empfängt; und eine vertraute Aeußerung darüber gewährt ein wunderbares Interesse. Der Dank, den Goethe unmittelbar, wahrscheinlich auch schriftlich, Ihrem herrlichen König erwidert hat, kann kein ähnliches Interesse haben, denn die Ehrfurcht könt doch immer mit, die zu den Ohren der Majestät klingt. — Hier spricht der Freund zum Freunde und mich dünkt es ist der schönste Lohn, der dem Könige für seinen erhabnen Besuch werden könnte, zu vernehmen, was der unbelauschte Goethe darüber geäußert. Deshalb fühle ich einen unwiderstehlichen Reiz, das Vertrauen des Professors D'Alton***), der mir den Brief bei seiner schnellen Abreise anvertraute, ein wenig zu mißbrauchen und ihn Ihnen mitzutheilen, damit Sie auch, wenn es Ihnen passend scheint, ihn zur Kenntniß Ihres edlen Monarchen gelangen lassen können. Ich bin völlig mit mir darüber einig, daß ich dadurch nichts thue, was nicht Goethe und D'Alton billig er-

*) Beer hatte seit seiner Abreise bereits zwei Briefe an Schenk geschrieben, die im Beer-Zimmermann'schen Briefwechsel mit abgedruckt sind.

***) Bezieht sich auf den bekannten Geburtstagsbesuch Ludwigs I. von Bayern bei Goethe.

****) D'Alton, Goethes Freund, war seit 1818 Professor der Archäologie und Kunstgeschichte in Bonn.

scheinen dürfte. — Dürfte ich Sie nun aber auch bitten diese Mittheilung des Briefes nicht weiter auszudehnen und ihn mir so bald es Ihnen möglich ist zurückzuwenden. Es ist der Original-Brief, den ich sende; wie immer bei Goethens Briefen ist er von ihm dictirt. Nur die letzte Zeile ist von seiner Hand. Wer möchte unter seinen Papieren ein solches Document, das dem Empfänger so thätig die Freundschaft eines großen Mannes bekundet, gern vermessen? Also lege ich Ihnen die Zurücksendung dringend an's Herz.

Sie haben doch wohl die Exemplare meiner Novelle erhalten*). Auf den Wunsch mehrerer Freunde habe ich mich entschlossen sie nicht unter meinem Namen erscheinen zu lassen und Gotta hat die Freundlichkeit nun diesem Wunsch zu willfahren und das Titel-Blatt umdrucken zu lassen. Also Ihr Exemplar ist ein Geheimniß! Ich sehne mich unendlich nach Nachrichten von Ihnen. Herzliche Grüße an die lieben Ihrigen. Unwandelbar

Ihr

Michael Beer.

Düsseldorf, den 24. Oktober 1827.

Benige Tage, mein geliebter Freund, nachdem ich meinen unfreundlichen Mahnbrief an Sie geschrieben, erhielt ich Ihr freundliches Schreiben**). Um ihnen zu zeigen, wie vollkommen es mich mit Ihrem Stillschweigen ausgesöhnt hat, schreibe ich Ihnen diese Zeilen aus Ihrer Vaterstadt, die mir ihres heitern Aussehens halber immer lieb war, und mir nun tausendmal mehr ist da sie mir den Freund gegeben, der doch über alles geht, und mir die schönen, wenn auch in der Situation nicht hingehörigen Worte Wallensteins erst recht wahr gemacht hat. Ich werde dem Sängler der Nachtviolen nicht sagen, wo diese Worte stehen. Die Cassiopeja (nicht nach Schillers unhellenischer Orthographie Cassiopeja) leuchtet hin! Doch eh' ich über Freundschaft spreche habe ich meinen letzten etwas herben Brief zu commentieren. Unfriede, Neid und Haß, die Dämonen des ganzen weiten Lebens der Welt, schleichen sich ebenso gut wie in die großen Verhältnisse der Staaten, in die kleineren aller Institute. Es sei Gerichtshof oder Theater, Königs- oder Bauernhof — wo Gleichgestellte zu einem gemeinsamen Zwecke hinwirken sollen, der einzelne aber dennoch seine Interessen in's Auge faßt, da zieht man mit dem Athem irgend ein Gewürm aus Pandoras Büchse in die Brust. Von allen Instituten aber, die traurige Erfahrung mache ich täglich hier, ist keines reicher an solchem Gezücht als eine Universität. Größer als irgendwo sind dort die Spaltungen. Jeder hält den andern des Verrathes, des Spottes und der Intention fähig, daß ihm von seinen Collegen bei den unschuldigsten Handlungen die schändlichsten Motive untergeschoben werden. Aus diesem Grund war D'Alton in einer wahren Verweissung, daß Nees***) erfahren habe, daß er Goethes Brief einem Dritten anvertraut und dieser Dritte nun einen Gebrauch davon gemacht hatte, den hämiische Leute Goethe verrathen und vielleicht dadurch peinlich anregen konnten. Nees ist nun freilich dessen ebenso unfähig als Sie und ich, aber D'Alton ist nicht vortrefflich genug, um zu glauben, daß sich sein Feind, denn dafür hält er Nees, die Gelegenheit würde entgehen lassen, wider ihn bei Goethe, an dessen Gunst ihm viel gelegen ist, zu intriguiren. In einer Verzweiflung, die tragi-komisch schien, mir aber peinlich war, trieb er mich an, Sie um den Brief zu mahnen, und ich mußte mich um so eher bewogen fühlen es zu thun, da ich mir ehrlich gesagt, Ihr Stillschweigen nicht mehr

*) Gemeint ist eine Künstlernovelle „Maphaels Schatten“, in der, gegen das modische Nazarenerthum gerichtet, eine Lanze für die ewige Mustergiltigkeit der classischen Cinquecentisten gebrochen wird. Abgedruckt in den Ges. Werken.

***) Dieser Mahnbrief ist nicht erhalten und scheint von Schenk vernichtet worden zu sein.

***) C. G. Nees von Ejenbeck, Professor der Botanik, seit 1816 in Bonn, stand gleichfalls in freundschaftlicher Beziehung zu Goethe und hat seiner Zeit die Bekanntschaft Beers mit dem Weimarer Altmeister vermittelt.

zu deuten wußte. — Nun ist Alles wieder gut. Ich werde gelegentlich den Brief wieder erhalten, D'Alton ist dadurch, daß der König dessen Sendung wohl aufgenommen, wieder versöhnt, und ich habe die Ueberzeugung wieder gewonnen, die leider etwas zu wanken anfing, daß Sie mir noch der alte sind und daß wir uns ewig verstehen werden, was uns auch immer trennen mag. — Hier bin ich hergereist, um ein längst gegebenes Versprechen gegen Wilhelm Schadow*) zu lösen, den ich auf einige Tage besuchen wollte, um seine neuesten Bilder, und die seiner besseren Schüler zu sehen. Ich denke heute Immermann bei ihm kennen zu lernen. Indessen habe ich schon durch Schadow ein frühes Exemplar seines eben erscheinenden neuen Dramas Hofer, nach Immermanns Titel, „Ein Trauerspiel in Tyrol“ erhalten und mit großem Interesse gelesen. Mit allen seinen früheren Sachen, wissen Sie, konnte ich mich nicht mit seinem Genius und seinen Ansichten befreunden. Verzerrte Gestalten, geschmacklose Wahl des Stoffes, unerquicklicher Humor schreckten mich überall ab. Im Trauerspiel v. Tyrol ist mir endlich die Morgenröthe eines großen Talents aufgegangen. Zur Probe sende ich Ihnen eine Scene, die ich von Heinrich**) copiren ließ: Der Herzog v. Danzig hat durch Hofer die Schlacht am Isel verloren. Zu Anfang des dritten Actes hat der Herzog v. Leuchtenberg den Bericht darüber vernommen. Der Verlust dieser Schlacht erschüttert auf eigen echt tragische Weise den Unerfrohenen.

Jetzt lesen Sie die Scene mit seinem Vertrauten Barraguan. Nachher noch ein paar kritische Worte über das Ganze. Vielleicht schließe ich den Brief nicht eher, bis ich Ihnen auch Etwas über Immermanns Persönlichkeit sagen kann.

(Folgt die copirte Scene.)

b. 29. Oktober 1827.

Erst heute schließe ich diesen Brief, lieber Freund, und thue es um so lieber da ich Ihnen nun sagen kann, daß ich in diesen Tagen fast stündlich mit Immermann (der Rath bei dem hiesigen Landesgericht ist) zusammen war, einen offenen anspruchlosen Mann gefunden und hoffen darf, einen Freund gewonnen zu haben. Seit ich Sie verlassen, fand zwischen mir und einem Dritten kein ähnlicher Gedanken-Austausch statt; da ist alles besprochen worden, Pläne wurden mitgetheilt über das noch unvollendete und das bereits angefangene. Die Brust ging mir wieder auf und ich glaube wir scheiden beide ermutigter von einander. Immermann ist wie Sie wissen nur die spärliche Anerkennung einiger Kritiker geworden, keines seiner Stücke hat auf der Bühne das Leben gewonnen, das das stumme Kind der Brust erst zu einem athmenden Geschöpf macht. Dies Gefühl hat einen heilsamen Stachel in seiner Seele zurückgelassen, der ihn nicht wie dies bei unedleren Naturen, wie Müllners der Fall wäre, zur Bitterkeit reizt, er spornet ihn nur an die alte Bahn zu verlassen und Hofer ist das erste lebendige Erzeugniß dieses Gefühls. Sie werden eine große Freude an diesem Stück haben. Es ist ein durch und durch gesundes Werk. Ein edles Bild voll scharf gezeichneter und kräftig colorirter Gestalten. Vielleicht wäre der Ton des Hintergrundes dunktiger zu halten gewesen und zugleich deutlicher. Das warme Alpen-Odeur, das uns im Tell entgegenweht, wäre wohl auch auf dem Tyroler Gebirg erquicklich gewesen. Ich sage indeß nicht, daß es durchweg fehlt. — Nur war mir's oß, als wär' es ein großer Gewinn für die Tragödie gewesen, hätte der Himmel dem Dichter vergönnt selbst die Berge zu schauen, von denen nieder die Schützen den Tod auf die Franzosen senden.

Immermann kennt von Ihnen nur die Schluß-Scene des dritten Actes vom Belisar, (mit der Sie „das kindische Vergnügen“ zu einem hohen gesteigert haben). Sie hat ihn auf's innigste bewegt und er hat den Adel und die anmuthige Milde Ihres Talentcs

*) Der bekannte Gründer der Düsseldorfer Malerschule, Director der Akademie daselbst.

**) Ein Bruder Beer's.

erkannt. Mich hat das ungemein gefreut, denn es giebt nichts schöneres als einen neuen Freund für einen alten zu gewinnen, so daß nirgends eine Spaltung des Gefühls zu entstehen braucht.

Von Struensee sage ich Ihnen nichts. Ich bin erst im dritten Akt. Aber ich hoffe Sie sollen mit mir zufrieden sein, wenn wir uns auch etwas später sehn. — Denken Sie, welch ein Gefühl es mir erregt hat, von Immermann zu hören, daß er den Hofer in — drei Wochen gedichtet hat? Schaubern Sie doch auch ein wenig, lieber Schenk. Drei Wochen! Man möchte verzweifeln.

Mit alter unwandelbarer Freundschaft

Ihr
Michael Beer.“

Bonn 14. Novbr. 1827.

„Als ich von Düsseldorf zurückkam, fand ich Ihren lieben Brief und die Einlage des Goethischen Schreibens. Ich eilte nicht mit der Beantwortung, weil ich Sie schon im Besiz meines Düsseldorfer Briefes wußte und mich, ehrlich getaucht, ein solcher furor poeticus ergriffen hatte, daß ich, und noch bis zu diesem Augenblick, lediglich meinem Dänen lebe und hoffe den Minister noch am Ende des Jahres zu stürzen. Ich arbeite mit allen Kräften daran, weil ich mir doch nur nach der Vollendung meines tragischen Spiels den erheiternden Genuß Ihres Umgangs gönnen darf. — Daß ich über das Schicksal des Goethe-Briefs völlig beruhigt war, werden Sie schon aus meinen Düsseldorfer Zeilen ersehen haben. Es ist nun alles in der besten Ordnung und einige Details dieser Angelegenheit sollen uns zu erbaulichen Gesprächs-Stoffen dienen. —

Die anmuthigen Gaben Ihrer Muse haben mich ungemein erfreut. Besonders hab' ich mich mit dem Sonett befreundet. Es hat mir auf's Neue Ihre Meisterchaft in dieser Form und die Grazie, mit der sich ihr Ihr Genius schmieg, bewiesen. Sie wissen daß man in der Arbeit eines dramatischen Werkes wenig lyrischer Ergießung bedarf. Was ich darin diesen Sommer geleistet, ist unbedeutend, meist erotischer Art. Aber um Ihre liebe Gabe durch eine ähnliche, wenn auch nicht durch eine gleiche zu erwidern, sende ich Ihnen ein Gedicht auf das Siebengebirge am Rhein, dessen unbeschreibliche Schönheit mir oft das Herz in diesem Sommer wunderbar erweitert hat. Finden Sie es auch in der Form nicht ganz korrekt (es ist nicht allen gegeben, sie mit solcher Reinheit wie Sie es können zu handhaben) so werden Sie doch trotz Ihrer Satyre auf meinen Liberalismus, mit wahrhaft liberaler Gesinnung darin erkennen, daß es ein wahres, ein ungeheures Gefühl für das Große, nicht für die Großen, in die Seele gefloßt hat. Es ist so schön und macht mir Sie so lieb und werth, daß man nie bei Ihnen Gefahr laufen kann zu werden. Sagen Sie mir doch, ob Sie mir zum Druck dieser lyrischen Bagatelle rathen. Sie hat hier viel Freunde gefunden*). Erhalte ich denn nicht auch ein gedrucktes Exemplar Ihrer Kantate auf die Vespermann**). Ich möchte sie gern meiner Mutter und meinen Brüdern senden. . . . Ist es Ihr Ernst, lieber Schenk, daß Sie mich fragen ob ich einwillige Hölken den *Varia* spielen zu lassen? Es steht mir überhaupt nicht zu eine Intendanz zu mahnen sich eines Stückes zu erinnern das ihr Kosten und wie es damals schien dem Publikum sein Mißfallen verursacht hat, — wenn sie es sich aber selbst in's Gedächtniß rief, so gebührte doch wohl Urban zunächst in München *Clairs* Stelle in dieser Rolle zu vertreten. Sollte dieser die Rolle zu spielen wünschen, so bitte ich Sie Hrn. v. Poßl zu versichern, wenn er, was mir kaum denklich scheint, darüber meine Wünsche vernehmen wollte, daß mir dies die zweckmäßigste Besetzung zu sein scheint. Indes wird es wohl dazu nicht kommen, denn *entre nous soit dit*, ich glaube er hat in aller Stille den *Varia* zu seinem Bruder den *Crociato* in die Kammer

*) Das Gedicht, eines der schönsten von Beer, ist abgedruckt in den Werken S. 387 ff.

***) Fr. Sigl-Vespermann, Sängerin an der Münchener Hofbühne.

der Vergessenheit gelegt*). Erregt denn die Sächner gleichen Enthusiasmus bey Ihnen wie bey uns? Es ist eine gebührende Anerkennung gegen den Componisten der unübertrefflichen Vestalin, daß Ihr König und Ihr Publikum Spontini so freundlich empfangen hat. Bewahre Sie nur der Himmel vor seiner nähern Bekanntschaft und möge ein günstiges Geschick die Klasse des Theaters und Ihre Ohren vor Alcidor und seiner Schmiede behüten**). — Was Sp.'s Zuneigung zu meinem Bruder betrifft, so mögen Sie ihr neunundzwanzigmal weniger trauen als Christus dem Judas trauen durfte. Dieser verrieth doch für die Summe von 30 Silberlingen den Heiland, Spont. würde Meyerbeer um einen halben und wohl auch pour son bon plaisir verrathen. — Die Wahrheit dieser Behauptungen kann ich durch unzählige Beweise bestätigen. — Wir sind hier alle voller Jubel über den Sieg der allirten Flotte vor Navarin. Ich aber noch ganz besonders darüber, daß ein Theil der östr. mitverbrannt ist. Ich denke ein Funke davon fällt auf M ichs Herz***). — Sagen Sie mir nicht ich soll toleranter in politischen Maximen seyn. Das positiv Schlechte hassen heißt nicht anders als mit ganzer Seele lieben. Lassen Sie doch diese Zeilen und meinen Düsseldorf'er Brief nicht ganz unbeantwortet. Tausend Grüße den lieben Ihrigen und den Freunden Bellile, Hailbronner, Langer, Lindner, Klenze, Pärmann und wer sich meiner nur irgend noch freundlich erinnert. Herzlichst

Ihr

Michael Beer.

Frankfurt 8. Januar 1828.

Mein theurer Freund! Der Ort dieses Briefes wird Ihnen wohl schon andeuten, daß ich auf dem Wege zu Ihnen bin. Indes habe ich hier so manches erfahren, das meine ungedulbigen Schritte ein wenig hemmt und ich kann mich nicht entbrechen den Gedanken einer Ueberraschung aufzugeben und diesen Brief als Boten voranzusenden. — Struensee ist seit 14 Tagen fertig, sogar bis auf die für die Darstellung nöthigen Abkürzungen fertig. Ich gestehe Ihnen, daß mich Ihr freilich durch Ihre großen Beschäftigungen leicht erklärliches, aber für mein Gemüth doch nicht ganz zu entschuldigendes Stillschweigen auf meine beiden letzten Briefe, abgehalten hat Ihnen diese für mich in der That erfreuliche Nachricht mitzutheilen. Ich verband zugleich mit diesem Schweigen die Idee Sie zu überraschen und war selbstlich genug zu glauben, daß meine Ankunft in München meinen Freunden und — bei der großen Armuth neuer tragischer Productionen, da ich ein fertiges Trauerspiel mitbringe, auch der Intendanz nicht unwillkommen sein dürfte. Ich will mich der Hoffnung nicht ent schlagen, daß meine Freunde mich nicht ungern sehen werden, ich kann aber nach dem, was ich hier gehört, nicht zweifeln, daß ich der Intendanz höchst unwillkommen sein werde. Von Mlle Stubenrauch, die ich hier gesprochen, weil ich, das können Sie denken ein großes Interesse habe manches über die bestehenden Verhältnisse bey der Münchener Bühne zu erfahren, namentlich ob ich das vollständige Personal des Schauspiels, das ich durchweg in Struensee beschäftige, vorfinde, ob kein Urlaub mir einen Matador entführt, da habe ich mit Schrecken hören müssen, daß Madame Fries Anfangs März ihre lang projektierte Reise antritt, und gerade dies dürfte doch wohl erst der Zeitpunkt sein, in welchem ich das Stück auf die Bühne bringen könnte, da der Carneval nicht viel früher beendigt seyn wird †). Ob

*) Herr von Poißl war der damalige Intendant, Gclair erster Held, Urban jugendlicher Held und Liebhaber, Hölken Vertreter zweiter Rollen am Münchener Hoftheater; der Crociato ist ein Jugendwerk Meyerbeers.

***) Spontinis Herrschsucht war ebenso verüchtigt wie der ohrenbetäubende Lärm seiner großen heroischen Opern.

****) Natürlich Metternichs Herz. Die Schlacht bei Navarino war am 20. October 1827. —

†) Frau Fries spielte dann doch in der Premiere die ränkevolle Königin Juliane und zwar in vorzüglicher Weise.

Madame Fries mir zu Liebe vielleicht acht Tage länger in München bleibt, das will ich dahin gestellt seyn lassen, und es würde wahrscheinlich doch am Ende auf den Eindruck ankommen, den die Rolle, die ich ihr bestimmt, auf sie machen wird. Indes tritt ein Zweifel bey mir ein, der mich vielleicht bestimmen könnte, das Stück der Münchener Intendance gar nicht anzubieten, sondern meine Anwesenheit in München, die außerdem einen rein wissenschaftlichen Grund hat, da ich für einen neuen Plan Ihre königliche Bibliothek fleißig zu benutzen denke*), bloß dazu anzuwenden, Ihren König um die Gnade zu bitten ihm mein Stück in Druck zueignen zu dürfen und überdieß mit Herrn von Cotta wegen des Druckes selbst abzuschließen.

Den einen Zweifel — es sind deren mehrere, — haben Sie mein theurer Freund veranlaßt und Sie mögen selbst urtheilen, welche eine veinliche Empfindung sich meiner bemächtigt hat, als ich ihn erfahren. Im Geißräch mit Mlle Stubentrauch, die mich, was ich anfangs einem Mangel an Welt zuschrieb, sehr precieus empfing, ergab es sich, daß ich gewissermaßen die Veranlassung geworden, daß Mlle St. ihr Engagement in Stuttgart gebrochen hat, da sie behauptete, daß durch mich (gedenken Sie meines Briefes an Sie aus Stuttgart: das Gerücht in München verbreitet worden sei als wolle sie die Stuttgarter Intendanz gar nicht**). Was ich darüber geschrieben ist nichts anderes als was ich in Stuttgart vernommen und ich dachte eine solche Aeußerung an meinen Freund Schenk wohl ungestraft richten zu dürfen. Wer konnte denken, daß eine solche Aeußerung, die in der That für das junge Mädchen ungemein kränkend sein mußte, so verbreitet würde, daß sie ihr zu Ohren kommen mußte. Denken Sie sich meine Situation als mir das mit einer Natürlichkeit, die der jungen Schauspielerin auf der Bühne nicht übel stehen würde, in's Gesicht gesagt wurde. Ich hatte die Wahl vor einer Dame als Verläumder oder als Grobian zu stehen und zog mich so aus der Affaire wie man es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich thut, das heißt, ich blieb eigentlich darin stecken. Ich würde nun an und für sich das Geschichtchen als etwas ganz unbedeutendes betrachten, wenn ich nicht das Vorgefühl hätte, als habe es im Allgemeinen ein Mißwollen gegen mich bei der Intendanz erregt und ich danke dem Himmel eine so unabhängige glückliche Stellung in der Welt, daß Sie mir eine kleine Portion Starksinn nicht verargen können.

Ich bin [also] gesonnen, falls mir die Münchener Theater-Intendanz nicht mehr wohl will, auch nicht das kleinste Schrittden zu thun, sie zu veröhnen, und sollte, wozu ich sehr große Hoffnung habe, Struensee trotz dieser Hoffnungen nicht in Berlin gegeben werden und somit, wenn es auch in München nicht geschieht, auf lange Jahre (ich hoffe nicht auf immer) für die Darstellung verloren seyn, so will ich das lieber, als ein unwürdiges pater peccavi sagen.

Wie nun aber die Intendanz gegen mich gesonnen sey, das wünschte ich zu erfahren, ehe ich nach München komme. Wünschte es durch Sie zu erfahren, damit ich in München selbst nicht genöthigt wäre, mir selber eine abschlägige Antwort, die nicht anders als unendlich kränkend für mich seyn könnte, zu holen. Meine Bitte geht demnach dahin, und ihre Erfüllung erwarte ich von Ihnen theurer Freund wie ein Pfand Ihrer Freundschaft, die ich wie ein Gut betrachte, das mir kein Mißverständniß und kein Argwohn entwenden kann —: daß Sie die Güte hätten so schnell als möglich nach Empfang dieser Zeilen Herrn Baron Poßl von meiner projektirten Ankunft zu benachrichtigen und ihn zu fragen, ob er, falls ihm meine Tragödie sonst gefällt (die Clausel versteht sich wohl von selbst), nichts dagegen habe sie noch vor der Madame Fries Abreise auf dem Königl: Hoftheater zu geben. Wenn kein anderes Stück für diesen Zeitpunkt vorliegt, so steht der materielle Möglichkeit nichts im Wege. Auf die Weise wie ich die Rollen vertheilt wünsche, steh ich mit meinem Kopf dafür, daß alle Schauspieler in

*) Studien zu einem Drama „Kaiser Abrecht“, das übrigens nicht zur Ausführung kam.

**) Die angebeutete Briefstelle fand sich nicht unter dem mir zur Verfügung gestellten Material.

der gegebenen Zeit ihre Rollen vortrefflich memorieren können. Das Stück enthält 36 Personen und ich setze voraus, daß die Damen Fries, Stubenrauch, Hann, die Herrn Eclair, Urban, Wespemann, Höller, Balke und — August als die mir wichtigsten des Stückes um die bestimmte Zeit in München gegenwärtig sind. Ende Januar kann das Stück bequem ausgeheilt werden. Ich würde zu der Darstellung in München einen Prolog schreiben, in welchem ich den Zuschauer auf die politischen Schwächen der Personen aufmerksam machen würde, die in dem Stück selbst vorgeführt werden, und gerade in dem Mangel dessen untergehn, was Baiern besitzt und glücklich macht. Zu welchen poetischen Schönheiten sich diese Idee in der Ausführung pretieren würde, welche großartige Stellung er dem Staate und der Tragödie bezeichnen würde, brauche ich dem Dichter des Belisar nicht zu erläutern. — Ich bitte nur, mein verehrter Freund, daß Sie die Güte hätten, dem Herrn Intendanten noch an demselben Tage, an welchem Sie meinen Brief empfangen, die eben gemachte Frage zu stellen (immer mit der Clausel, daß ihm und den Darstellern das Stück gefiele). Die Antwort darauf erbitte ich mir natürlich noch den folgenden Tag nach Augsburg unter Adresse Michael Beer, poste restante. Ich komme auf jeden Fall nach München, der Intendant mag ja oder nein sagen, aber ich komme nicht eher, wie bis ich weiß, was er gesagt hat. Finde ich keine Antwort von Ihnen in Augsburg, so sehe ich es als eine stille Erwiderung an, die so viel heißt als: wir alle wollen dich nicht mehr . . .

Ich denke, wenn meine Briefe von Hause mir nichts Wichtiges bringen was mich bestimmen könnte nach Berlin zu gehen, den 14. od: 15. in Augsburg einzutreffen. — Gibt mir Ihre Antwort Veranlassung, nach München zu kommen, so bitte ich Sie, die Gefälligkeit zu haben mir vom 16. an zwei Zimmer (wo möglich die, welche die Catalani gehabt hat), bei Savard zu bestellen. Bestille hoffe ich mündlich zu versöhnen, ich werde auch für Therese und Caroline wohl einen Talisman finden, der mich nicht unwillkommen machen wird. —

Finde ich nach einem 24stündigen Aufenthalt in Augsburg Ihre Antwort nicht, so gehe ich ohne Weiteres über Straßburg nach Paris, denn meiner Freunde in München muß ich gewiß sein, sonst komme ich nicht hin. — Entschuldigen Sie den Dinten-Flecken, ich habe eine zu große Scheu vor Copieren. Sonst hätte es dieser äußerst flüchtige Brief wohl verdient. Herzlich wie immer

Ihr
M. B.

Berlin, 21. Juni 1828*).

Nur mit wenigen Worten kann ich Ihnen heute, mein theurer Freund, meine glückliche Ankunft in der hyperästhetischen Residenz anzeigen. Die Familien-Gespräche und unzählige Besuche, die zu machen und zu empfangen sind, nehmen in diesen ersten Tagen so meine Zeit in Anspruch, daß ich Entschuldigung zu finden hoffe, wenn dieser Brief Ihnen nichts bringt als meinen ersten herzlichen Gruß und die feste und treue Versicherung, daß mir, trotzdem ich im Kreise meiner geliebten Verwandten bin, die ich, dem Himmel sei Dank, alle wohl gefunden habe, eine Seele fehlt, die ich, das fühle ich schon längst, da finden muß, wo ich mich heimlich fühlen und verstanden werden soll. Ja, lieber Schenk, schon in den ersten Tagen meiner Ankunft in Berlin sage ich Ihnen, daß ich nach München zurückkehren werde . . . Ich bin, wie ich gewollt, den 19. hier angekommen und würde vergebens versuchen, Ihnen die Freude und Ueberraschung der Meinigen zu schildern. Aber auch ich habe doch einen großen Trost und eine unnennbare Freude empfunden, Mutter und Bruder wieder an's Herz zu drücken . . .**)

*) Zwischen den vorigen und diesen Brief fällt die glänzende Erstaufführung des „Struensee“ (27. März 1828), dem eine solche des für München neuen „Baria“ vorausgegangen war. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt an der Isar begab sich Beer im Juni nach Berlin, um von da mit seiner Mutter Spaa aufzusuchen.

***) Es folgt hier eine Reihe von nebensächlichen Mittheilungen und Aufträgen geschäftlicher Art.

Mit dem freimüthigen Bekenntniß, daß ich unausstehlich bin und dem, daß ich Ihr Freund bleibe, so lange Sie der meintge bleiben wollen, schließe ich diese Zeilen. Ich glaube durch die letzte Bedingung die Dauer unserer Freundschaft nicht verkürzt zu haben.

Grüßen Sie doch auch Heine und unsern poetischen gedichtberaubenden (?) Menze. Ein solcher Freund der Poesie darf ein Poesienräuber sein und es soll mich freuen, wenn er unsern platonischen Platen mit dem Gedanken behält, daß ich ihm diesen hesperisch-hellenischen Blüthen-Duft als ein Andenken zurückgelassen, das er freundlichst (oder ohne Superlativ) freundlich bewahren möge*).

Den 21. Juni,

aus der libyschen Wüste von der großen Oase Albrechts des Bären.

Ihr treuer M. Beer.

Spaa. 19. Aug. 1828.

Obgleich ich, theurer Freund, erst vor einigen Tagen an Sie geschrieben, muß ich Sie heute schon wieder mit wenigen Zeilen behelligen.

Nach langem Kampfe mit mir selbst hat doch das innige unerschütterliche Vertrauen in Ihre Freundschaft zu mir gesiegt und nach Beseitigung mancher kleinen Zweifel und trotz der Abrede, die wir genommen, daß Sie meine Dedikation an König Ludwig nicht lesen sollten, sende ich Sie Ihnen doch hierdurch und fordre Ihren Rath und Ihre Meinung**). — Soll und kann sie so bleiben? Ist nichts darin, was den König verletzen könnte? Sollte ich mehr zu seinem persönlichen Lobe sagen? Ist Ihnen überhaupt das Ganze recht gewendet und hätten Sie nicht vielleicht lieber ganz unberührt gelassen, was ich zum Thema der Widmung genommen? Die stilistischen Anforderungen an eine Dedikation sind freilich sehr gering und leicht zu befriedigen; verhehlen Sie mir aber auch nicht, wenn Ihnen in dieser Rücksicht etwas zu verbessern scheint.

Kurz, mein theurer Schenk, rathen Sie mir nach Ihrer besten Einsicht und, vor allem seien Sie ganz wahr gegen mich und abstrahieren Sie von Ihren eigenen politischen Grundfägen, indem Sie die meinigen beurtheilen. Doch ich fühle, daß diese Anforderung meinem besten Freunde beleidigend klingen könnte. Vergeben Sie mir und schonen Sie mich nicht, wenn Ihnen vielleicht die ganze Dedikation verwerflich und zu geringfügig scheinen sollte. Ich hoffe in den Aureden nicht gefehlt zu haben. — Sollten Sie die Dedikation, so wie sie ist, billigen, so bitte ich Sie dieselbe gefälligst Herrn v. Gotta sogleich zustellen zu wollen . . . Dem König indessen bitte ich Sie die Dedikation nicht vorher zu zeigen. Sie selbst waren, wie ich mich erinnere, der Meinung, daß dies ganz unziemlich sei. Ueberhaupt dünkte ich theurer Freund, Sie ließen keinen Dritten etwas davon wissen. Nur mir verhehlen Sie Ihre innerste Ueberzeugung nicht. — Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort, mein theurer Freund, bis dahin unwandelbar

Ihr

treuer Freund
Michael Beer.

in Eile.

Wieviel Schenk zur schließlichen Fassung der Struensee-Widmung beigetragen hat, erfahren wir nicht. Die mir vorliegenden Briefe zeigen eine Lücke von drei Jahren, während deren bedeutsame Geschehnisse in das Leben der beiden Freunde eingriffen. Beer lebte um die Wende des Jahr-

*) Beer hatte Heine bei dem einflußreichen Schenk eingeführt, wofür er sich mit der bekannten Struensee-Kritik bedankte. Menze ist der berühmte Schöpfer der unter Ludwig 1. ausgeführten Monumentalbauten. Ueber Beers Verhältnis zu Heine und Platen vgl. den letzten der hier mitgetheilten Briefe. — Ein vor dem nächsten bereits aus Spaa abgesandter Brief ist nicht erhalten.

***) Gemeint sind die als Widmung dem Struensee vorangestellten Prosa Worte. Werke S. 287.

zehnts fast ausschließlich in Paris. Wiewohl er in dieser Zeit ein Trauerspiel „Schwert und Hand“ und zwei Lustspiele vollendete, trat jedoch sein Interesse an Poesie hinter dem an den weltbewegenden Tagesfragen sehr stark zurück. Mit Wonne sog er den Freiheitsathem der Julirevolution ein und begrüßte die volksbefreiende That mit einer noch handschriftlich erhaltenen jubelnden Hymne an die französische Hauptstadt. Indes nun Beer im frischen Strome des Liberalismus schwamm und in verschiedenen Dichtungen den schlafenden deutschen Michel beklagte, traf sein klerikaler Freund, der seit 1828 bereits Minister des Innern war, eine Reihe reactionärer Maßregeln gegen die Reformbewegung, die einen scharfen Angriff der Opposition und das schließliche Ausscheiden Schenk's aus dem Ministerium zur Folge hatten. Sein König bewahrte ihm jedoch die Gunst und Gnade und ernannte ihn zum Generalcommissär und Regierungspräsidenten mit dem Sitz in Regensburg.

Dahin ist denn der nächste erhaltene Brief Beers gerichtet.

Paris, den 23. Juli 31.

„Meine ersten Zeilen aus Paris, verehrter Freund, sind für Sie, um Ihnen, da ich nicht weiß, ob Sie den Temps in Regensburg halten, eine merkwürdige poetische Correspondenz zu senden, die ich heute darin finde. — Sie enthält einen Angriff Barthélemy's (Verfasser des fils de l'homme) gegen Lamartine und dessen Erwiderung*). Offenbar ist der poetische Sieg auf Seite des Angegriffenen, indes ist die Anklage der Ehr- und Stellensucht nur schlecht vertheidigt. . . . Ich bin erst seit gestern hier und muß eiligst diese Zeilen schließen, um der Séance Royale, die in einer Stunde stattfindet, beizuwohnen. Alles lebt hier in der größten Spannung. Ich habe im Laufe des gestrigen Tages schon wohlinformierte Personen von allen Farben gesprochen. Keiner weiß, was die nächste Stunde bringen kann und wird. Niemand kennt die Kammer und ihre innerste Gesinnung. Soviel scheint gewiß, die Präsidenten-Wahl wird entscheiden, was das jetzige Ministerium zu hoffen hat. Casimir Perier sträubt sich gegen die Wahl Lafitte's zu dieser Stelle. Ertröht er nicht, daß diese Wahl unterbleibe, so hat die Majorität gesprochen und der König ändert dann sein Ministerium, man zweifelt dann nicht, daß der allgefürchtete Odilon Barrot an's Ruder kommt**). In diesem Falle — doch — peut-être le diable n'est-il pas si noir qu'on le peint. Lassen Sie mich bald hören, daß Sie nicht ganz vergessen haben Ihren treu ergebenen M. B.

Wiederum tritt in dem Briefwechsel eine Pause, diesmal von anderthalb Jahren, ein. Beer blieb bis zu Ende des Jahres 1831 in Paris: zu den ihn so stark interessirenden politischen Vorgängen kamen noch bedeutende künstlerische Erlebnisse, — nämlich die ersten Aufführungen von seines Bruders Oper „Robert der Teufel“. Frühjahr 1832 begab er sich nach Berlin, wo am 30. April sein schon ein Jahr zuvor vollendetes Trauerspiel „Schwert und Hand“ erstmals dargestellt wurde und nach einem Achtungserfolg mehrere Wiederholungen erlebte. Nach einer Sommerreise am Rhein

*) Auguste Barthélemy war Gegner der Bourbonen und der Julidynastie. Der 1829 erschienene „fils de l'homme“ ist eine Elegie auf den Herzog von Reichstadt, Napoléons I. Sohn.

***) C. Perier (Water) war 1831 Minister des Innern; Lafitte gehörte, nachdem er, unzufrieden mit der Politik des Julikönigs, seinen Ministerposten im März 1831 aufgegeben, in der Kammer zur scharfen Opposition, Haupt derselben war eben Odilon-Barrot.

und in Frankreich traf Beer Ende des Jahres 1832 wieder in München ein; von hier aus schrieb er seinem Freunde nach Regensburg folgenden Brief, nach langem Schweigen eine doppelt warme Erwiderung auf die Bitte Schenk's, von nun an in ihrem Verkehr das freundschaftliche „Du“ zu gebrauchen.

München 23. Dec. 1832.

Wenn ich meiner ersten Empfindung gefolgt wäre, mein geliebter Freund, so hätte ich den liebenswürdigsten aller Briefe unmittelbar nach seinem Empfang beantwortet. Durfte ich ihn doch mit dem herzlichsten Worte schmücken, dessen wir beide zwar, trotz unseres Jahre langen Schweigens nicht bedürfen, um uns ganz zu verstehn. Für unsre Freundschaft ist dies Symbol der innigsten Vertraulichkeit wahrer Lugus. Indes ich liebe den Lugus. Er macht alles behaglicher und bequemer und so komme ich mit ganzem Herzen meines liebsten Freundes Wunsch entgegen und begrüße ihn mit dem schönen brüderlichen Du. —

Nimm meinen herzlichsten Dank für Deine liebliche Gabe. Ich kannte das edle Gedicht schon längst und habe mich längst auch in der Stille daran erfreut. Denn es Dir selber sagen, wie es mir so wohl gefallen hat, das konnte ich nicht, Du Böser, der mich ein volles Jahr ohne Antwort gelassen.

Wäre das Wetter nur irgend erträglich gewesen, so hätte ich mir zu Weihnachten die Antwort selbst geholt. So aber blickte mich der Himmel finster und ungnädig an und es liegt der liebe Brief vor mir, der mir auch das Schreiben an Dich wieder lieb macht. Mit meiner Antwort zugleich geht ein Päckchen an Dich ab, das, denke ich, gerade zum Weihnachts-Abend in Dein Haus fallen soll, um eine magere Bescherung zu werden. So arm habe ich München noch nie gefunden als diesmal, und es hat sich auch nichts meinen Blicken dargeboten, das würdig gewesen wäre, Dir gesandt zu werden. So habe ich denn zu einer Sendung, die ich aus Paris empfangen, meine Zuflucht nehmen müssen und so empfängst Du nichts als einen Westenstoff, den man mir als das Neueste rühmt, und der vielleicht im Regensburger Carneval seine Dienste thun könnte. Ich erfülle nur ein gegebenes Versprechen, indem ich Frau von Schenk den vollständigen Mavier-Auszug des Robert le Diabolo sende, und ich hoffe, daß die Fräulein Therese und Marie die kleinen gestickten neuds nicht verschmähen werden, die ich für sie beigelegt.

Wie gerne hätte ich Dir eine poetische Gabe gesandt. Aber leider ist mein Portefeuille so leer als mein Kopf und die Poesie hat mir, seit uns das Schicksal getrennt, ein ewiges Lebewohl gesagt. Wäre ich Herkules, so würde ich jagen, daß ich am Scheidewege stände, auf dem Gebiete nämlich, wo ein Weg zur Melpomene und der andre zur Thalia führt. Wenn noch an eine Begeisterung bei mir zu denken ist, so wäre es gewiß eher für die letztere, denn ich fühle etwas von dem in mir, was jetzt das gesammte Publikum der gebildetsten Länder Europas zu fühlen scheint — Abstumpfung nämlich gegen die illusorischen Emotionen der Tragödie, seit uns das Leben selbst so umgeheurt giebt.

Struensee wird nicht, wie es früher bestimmt war, den 28^{ten}, sondern erst den 4^{ten} Jänner sein. Bis dahin hofft die zärtliche Juliane in den Armen eines Helben die alte Kraft wieder zu finden, die sie in diesen Tagen verlassen zu haben scheint*). Du hast bereits erfahren, daß ich den Schluß des dritten Actes nach Deiner mir oft geäußerten Idee geändert und es wird ihm in dieser Szene Gelegenheit zu einem großartigen Benehmen gegeben, das wohl das Interesse für ihn erhöhen wird. Wirkt diese Szene, — so ist die Wirkung Dein Verdienst, denn ich fühle, daß die Ausführung nur schwach das echt dramatische der Idee wiedergegeben.

Die Krone v. Oypem habe ich mit großem Vergnügen gesehen*). Die großen Schönheiten der 3 ersten Acte sind mir doch noch lebendiger als bei der Lektüre ent-

*) Wer und was hiermit gemeint ist, war mir nicht möglich, zu ermitteln.

**) Drama von Schenk.

gegengetreten. Ueber die Haltung des Amalrich in den beiden letzten hätte ich manches einzuwenden. Indes critique est aisée et l'art est difficile! — Ich habe, das fühle ich besonders nach Schwert und Hand, nicht das Recht immer den schärfsten kritischen Maßstab an fremde Werke zu legen. Besonders nicht an die Deinigen, der von jeher in seiner Kritik meiner Produktionen immer den Nagel auf den Kopf getroffen . . .

Hast Du Immermanns Merlin gelesen? Ein wunderliches Gedicht. Willst Du, so sende ich Dir's.

Tausend herzliche Wünsche zum neuen Jahr. Möge es die Welt der Schrecken des scheidenden vergessen machen, uns aber, denke ich, führt es bald zusammen und wir sagen uns dann mündlich wieder, daß wir uns in allen Verhältnissen des Lebens unerschütterlich treue Freunde bleiben wollen. Mit der herzlichsten Liebe

Dein M. B.

München, 4. Febr: 1833.

Herzlichen Dank, mein geliebter Freund, für Deine beiden lieben Briefe. Je schwerer Deine Berufs-Geschäfte auf Dir lasten, um so dankbarer erkenne ich das Opfer, das Du mir gebracht, indem Du Dich Ihnen entziehst, um dem fernem Freund einige Augenblicke zu widmen. Ich hätte Dir meinen Dank für diesen neuen Beweis Deiner Freundschaft schon vor einigen Tagen ausgesprochen, wenn ich nicht von Tag zu Tag gehofft, die fertige Abschrift des neugestalteten Struensee zu erhalten, die ich nebst Immermanns Alexis und Merlin diesen Zeilen beifügen wollte. Indes währt das zu lange und mein Brief eilt der Sendung voraus. Ich sagte, der neugestaltete Struensee, weil ich das ganze Stück nicht allein auf das Bett des Procrustes gespannt habe, sondern auch manche Veränderungen vorgenommen*). Die erste Dienerscene ist jetzt in Versen, die Volkscene gestrichen, da sie, indem man Str.' Arrestation auf dem Theater sieht, mir keine dramatische Nothwendigkeit mehr schien, der Scenenbau des ganzen dritten Actes verändert — doch Du wirst es selbst leien und mir freundschaftlichst sagen, ob mir bey den Veränderungen nicht Johann Wallhorn die Feder geführt. Doch genug von mir und meiner abgestandenen Poesie.

Bist Du neugierig zu erfahren, wie wir's diesen Carneval hier treiben? Toll genug, theurer Freund; alles tanzt — nein mehr als dies, alles rast. Morgen rasen die Studenten im Odéon und die bedeutendsten Locken und Scheitel werden herabstrigen zu den Riegelhäutchen und werden vielleicht durch ihre Herablassung nicht an Schönheit gewinnen. Am demselben Abend rast der Herr von Sche(e)pler in großartigem Wahnsinn, dem er giebt einen Ball, zu dem er einige wenige Bekannte und sehr viele Unbekannte geladen hat. Mit einem Wort, die Gesellschaft (la société), in deren Gesellschaften er nie gekommen ist, wird seine Gesellschaft bilden. Ich bin einer der aus dem Plebs Erwählten, der auch zu der Ehre einer Einladung gekommen ist — er weiß selbst nicht wie. Und ich werde hingehen, nicht weil ich mich zu amüsieren oder zur noyorio Stoff zu empfangen hoffe, sondern weil ich beobachten will, wie Jeder in dem fremden Saal seine Maske trägt. Für die nächste Woche erwarten wir einen Ball des Herzogs Max, mit dem er sein herrliches Palais eröffnet. Außerdem giebt es Soiréen in den verschiedensten Kreisen und es fehlt nicht, wie Du siehst, an Unterhaltungen, die aber nirgends künstlerischer Natur sind. O nur ein Fünkchen Poesie in allen diesen Festen! Vergewens! Seit Du München verlassen, sind die Musen aus den Salons entflohen und im Theater sind sie dagegen auch nicht zu finden. O dies Theater! Der scheidende Intendant geht klanglos zum Orcus hinab und nichts bleibt von ihm zurück als die Schädelstätte verpfluchter Stücke. Wir haben in dieser Woche den Freischützen erlebt in dem Wille. Fuchs die Agathe und Wille. Deisenrieder das Nemmenchen fangen. Wir haben eine Zauberflöte gehört, in der die 3 Damen mit den 3 Herren um den Preis des

*) Die umgearbeiteten Scenen des Struensee sind abgedruckt in den Werken, S. 521 ff.

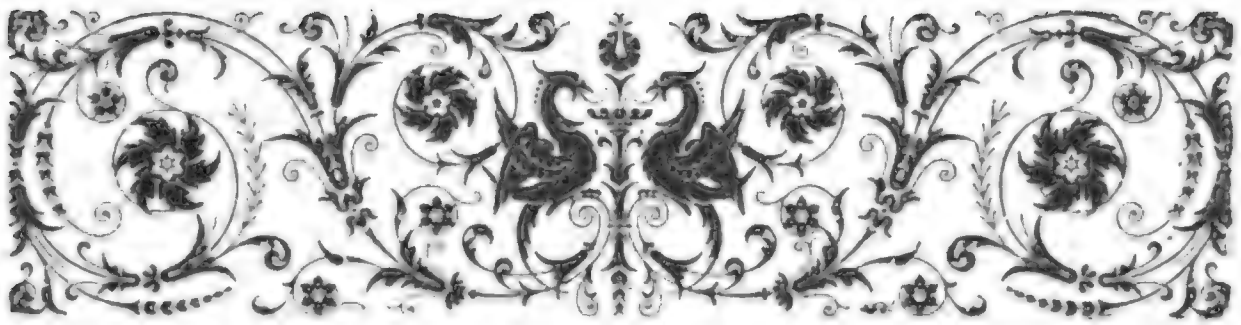
Falsch-Singens geringen. Ich habe ihn in meinem Innern den Damen zuerkannt, das müssen die Genien gemerkt haben, und sie bemühten sich nun, so viel es in ihren Kräften stand, in den letzten Acten ihren schwarzen Colleginnen den Rang abzulaufen. In der Arie der Pamina muß ich gestehn, daß sie ihre Absichten erreichten. Die Tragödie hat dagegen in „Isidor und Olga“ einen seltenen Triumph gefeiert*). Alle Seeger spielte die russische Gräfin mit einer so nationalen Stätte, daß einige Zuschauer Frostbeulen davon bekamen. Als Gegenstück tyrannete Herr Forst den Wolodimir mit solcher Wahrheit, daß man von Augenblick zu Augenblick die Skute in seiner gestikulationsreichen Hand erwartete. Man kann in der That sagen, es war eine vollendete Darstellung, denn Höllen spielte den jungen Maler mit demselben Anstand, der unsre guten deutschen Jünglinge der Fresken im Hofgarten auszuzeichnen pflegt. — Mit Beschämung erkenne ich, daß ich Dir nichts Neues schreibe, und Du kennst die alte Misere genau genug, um daß ich nicht fürchten müßte, daß ihre weitere Beschreibung Dir als höchst überflüssig erscheine. — Ich habe bei meiner jetzigen Anwesenheit in München nicht eben viel neue Bekanntschaft gemacht. Die einzige, die einer Erwähnung gegen Dich verdient, ist die des Grafen Platen. Er hat ein fast unnahbares Wesen, und da ich aus Dir leicht begreiflichen Gründen mich nicht zu ihm gedrängt, so haben wir uns zuerst bei Schelling gesehen, ohne uns zu nähern und in ein nur irgend bedeutendes Gespräch zu gerathen**). Als aber neulich an Schellings Geburtstag wir uns wieder trafen, führte ein günstiger Zufall das Gespräch auf Poesie und Politik und wir fanden uns gegenseitig von so divergierender Meinung und jeder suchte die seine so hartnäckig zu vertheidigen, daß wir so Gelegenheit fanden in nicht zu endendem Gespräch unsere innersten Gedanken auszutauschen. Der Erfolg dieser Annäherung (denn was führte mehr zusammen als solcher Streit) war, daß Platen mit mir zusammen nach Hause fuhr und mir dort einige seiner Polenlieder vorlas, die mich sehr mit ihm versöhnt haben. Ich sehe Dich lächeln, denn Du glaubst an die Milde des moskowitischen Philipps und an die Milde seines Alpa in Warschau. Der ungläubige Platen aber läßt in seinen Elegien einem herzzerreißenden Jammer über das Schicksal des armen geknuteten Volks freien Lauf, dem nur zwischen der russischen Peitsche zu Hause oder dem hilflosen Elend der Fremde die Wahl bleibt.

Deiner liebenswürdigen Schwägerin den allerherzlichsten Dank für ihren trefflichen Brief, den ich meinen Erben als ein Muster der feinsten weiblichen Grazie und Schalkhaftigkeit, des liebenswürdigsten Humors und der tadellosesten Orthographie hinterlassen werde . . .

Dieser muntere Brief war der letzte, den Beer an seinen Freund schrieb. Sechs Wochen darauf starb der lebensfrohe Dichter, erst 33 Jahre alt, dahingerafft von einem bössartigen Nervenfieber. Er schied aus dem Leben genau ein Jahr nach dem Tode des Meisters, den er über Alles verehrt, am 22. März 1833. Sein Freund Schenk veranstaltete zum Gedächtniß des Dahingegangenen eine Aufführung des Struensee und gedachte seiner später noch in einer den Werken vorangestellten Lebensfizzi mit warmer, etwas zu panegyrischer Schilderung. Mögen auch die hier mitgetheilten Freundschaftsbriefe dazu beitragen, das Bild des talentvollen Dramatikers im Gedächtniß der Nachlebenden aufzufrischen.

*) Isidor und Olga, ein Trauerspiel in 5 Acten von G. Hauptmann.

***) Es mußte dem mit Heine befreundeten Beer peinlich sein, so sehr er selbst Heines bekannten Angriff gegen Platen verdammt, mit Letzterem zusammenzutreffen.



Das Programm der Nationalisten.

Von

Edward Bellamy. *)

— Chicopee-falls (Massachusetts). —

I.

Die Veröffentlichung des folgenden Artikels in „Nord und Süd“ giebt mir die willkommene Gelegenheit, den deutschen Lesern meines „Rückblicks“ einige Worte über die Bewegung zur Einführung eines von Grund aus neuen Wirtschaftssystems zu sagen, welche in den Vereinigten Staaten herbeizuführen jenes Buch beigetragen hat. Der Socialismus ist in Europa etwas Altes, aber in Amerika etwas Neues. Seit dem Beginn der modernen demokratischen und humanitären Bewegung hat in der alten Welt das Schauspiel des wirtschaftlichen Elends der Massen den Geist wohlmeinender und denkender Personen dazu bestimmt, über mögliche sociale Neuordnungen nachzufragen, welche die allgemeine Wohlfahrt wirksam befördern würden. In den Vereinigten Staaten ist es ganz anders gewesen. Dank der Größe unseres noch nicht occupirten Continents, unserer ungeheueren materiellen Hilfsquellen und unserer relativ schwachen Bevölkerung hat es in unserem Volke bis ganz neuerdings wenig andauerndes oder weit ausgedehntes wirtschaftliches Elend gegeben. Jeder, der stark und bereit zum Arbeiten war, war bisher, allgemein zu reden, wohl in der Lage, sich einen guten Lebensunterhalt zu erwerben. Infolgedessen hatten socialistische Ideen absolut keinen Boden in diesem Lande. Nationalökonomische Gelehrte und einige Gruppen europäischer Einwanderer in unseren großen Städten wußten etwas vom Socialismus; aber das Volk im Allgemeinen wußte weder etwas von der Sache, noch wollte es etwas davon wissen.

*) Autorisirte Uebersetzung von Georg von Gizycki-Berlin.

In dem folgenden Artikel wird der Proceß der Accumulation des Reichthums kurz beschrieben, durch welchen neuerdings die wirthschaftlichen Zustände dieses Landes sich verschlechtert haben. Diese Wandlung mußte natürlich mit der Zeit unter allen Umständen Platz greifen; aber ihre Plöblichkeit und Schnelligkeit machte sie sicherlich zu einem der Wunder der Geschichte. Der außerordentliche, allgemeine Eindruck, den in diesem Lande der „Rückblick“ mit seiner Schilderung eines besseren, auf wirthschaftlicher Gleichheit gegründeten Gesellschafts-systems machte, erklärt sich größtentheils durch die Thatsache, daß die Veröffentlichung desselben zu einer Zeit stattfand, als das amerikanische Volk ernstlich sich der Veränderung in seiner Lage bewußt zu werden begann. Sogleich entstanden im ganzen Lande Tugende und dann Hunderte von Clubs und Vereinen zur Verbreitung der Idee der wirthschaftlichen, auf ein nationalisirtes Industriesystem gegründeten Gleichheit. Eine große Anzahl von Journalen, besonders unter der Landbevölkerung, entwickelte diese Lehre; der größere und reichere Theil der Presse griff sie an und suchte sie lächerlich zu machen; während die monatlich oder vierteljährlich erscheinenden Revüen ihre Spalten der Discussion derselben öffneten. Sie wurde ein Hauptgegenstand der Erörterung in den Gesellschaften und in den Zeitungen, und auch die Geistlichen, welche mit der Zeit gleichen Schritt halten wollten, hatten darüber zu predigen. Mit einem Worte, der Socialismus, von dem man zuvor kaum etwas gehört hatte, wurde plöblich zu einer Sache, die im Vordergrund des öffentlichen Interesses stand. Diese so plöblich erlangte Stellung hat er seitdem völlig behauptet. Dies konnte in der That auch nicht anders sein bei einem denkenden Volke, welches sah, daß die bedrohliche Macht der Plutokratie, welche dem „Rückblick“ Gehör verschafft hatte, von Jahr zu Jahr, ja von Monat zu Monat einen immer unverkennbareren Charakter annahm, bis auch der, welcher am optimistischsten an das unüberwindliche Glück der Republik glaubte, ihre schreckliche Gefahr nicht länger leugnen konnte. Heut scheint es, daß der Streit zwischen der Idee der Demokratie und dem wirthschaftlichen Absolutismus des Privatcapitals in Amerika eher als anderswo zur Entscheidung kommen wird. Es kann in diesem Zeitpunkte der Weltgeschichte und zumal in Amerika, wo die Grundstimmung des Volkes intensiv demokratisch ist, kein Zweifel bestehen, welches diese Entscheidung sein wird; es wird ein nationalisirtes Industriesystem mit der Bürgerschaft unveräußerlicher wirthschaftlicher Gleichheit sein. In Amerika giebt es keine monarchischen oder aristokratischen Institutionen oder Traditionen, welche dem Volke widerstehen könnten, wenn es sich einmal erhebe; und wenn die Amerikaner sich erheben, dann sind sie sehr schnell und radical in ihrem Handeln. In Amerika giebt es nichts über dem Willen des Volkes, da die Verfassung nur seine Schöpfung und durch die Wahlstimme der Bürger unbeschränkter gesetzlicher Modificirung unterworfen ist. Dieser Sachlage gegenüber zögere ich nicht vorherzusagen, daß, falls nicht vor dem Schlusse dieses Jahrhunderts die socialistische Ordnung

in Europa eingeführt wird, Amerika der Pionier der Welt zu wirtschaftlicher Gleichheit sein wird, wie es ihr früher die sogenannte politische Gleichheit gebracht hat.

Was den Unterschied zwischen dem Nationalismus und anderen Formen des Socialismus anbelangt, so kann man sagen, daß die Nationalisten sich von vielen anderen Arten von Socialisten dadurch unterscheiden, daß sie nicht nur auf die corporative Organisation der Industrie anstatt des Privatcapitalismus dringen, sondern daß sie auch darauf bestehen, daß diese corporative Organisation eine staatliche, den ganzen Staat umfassende sei, wobei natürlich vorausgesetzt ist, daß der Staat bereits demokratische Form hat. Während ferner viele andere Socialisten sich mit der Forderung einer „gerechten“ Vertheilung der Producte begnügen, was das nur immer bedeuten möge, verlangen die Nationalisten eine gleiche Vertheilung. Die Maxime einiger anderer Socialistenschulen: „Jedem nach seinen Thaten“ verwerfen wir, in Anbetracht, daß diese Norm zugleich ihrer Idee nach unethisch und gänzlich undurchführbar in der Praxis ist. Wir wollen auf die Production und Vertheilung der Güter die nationale Idee anwenden, wie das Verhältniß zwischen dem modernen Staate und seinen Bürgern sie zeigt, nämlich die Forderung von Beiträgen von Seiten der Bürger unter einem gleichförmigen Geetze, bei Rücksichtnahme auf das Unvermögen, und die beständig gleiche Theilnahme Aller an den resultirenden Wohlthaten, ohne Rücksicht auf die Ungleichheit der Beiträge, welche die Folge relativen Unvermögens ist. Die gleiche Vertheilung gleichförmig erhobener, aber nothwendig ungleicher Beiträge ist in den civilisirten Staaten das Princip aller öffentlichen Verwaltung, und dieses Princip wollen wir auch bei der Ausdehnung der öffentlichen Verwaltung auf die industriellen Angelegenheiten befolgen.

In unserer Propaganda suchen wir den gehässigen und bitteren Ton zu vermeiden, in der Meinung, daß eine so starke Sache wie die unsere der Hestigkeit der Sprache nicht bedarf. Wir appelliren an alle Klassen in gleicher Weise und weisen — für Amerika wenigstens, was auch immer für andere Länder gelten mag — die Vorstellung zurück, daß die Ausgleichung der menschlichen Lebenslagen das Werk einer einzigen Klasse der Gesellschaft sein muß. Wir suchen immer besonders die moralische Seite unserer Argumente zu betonen.

Ich will noch hinzufügen, daß die Nationalisten, obwohl sie ihre Maßregeln durch politische und legislative Mittel durchzuführen eifrigst bemüht sind, sich nicht zu einer bestimmten politischen Partei organisiert haben. Ihre Propaganda ist gleichsam pädagogisch gewesen und hat sich auf den Volksgeist überhaupt gerichtet. Sie finden sich in allen Parteien, aber vornehmlich wirken sie mit der unlängst entstandenen Volkspartei (people's party), welche in einem solchen Umfange ihr praktisches Actionsprogramm adoptirt hat, daß man sie zuweilen selbst, ungenau, die Nationalisten-Partei genannt hat.

II. *)

Man hat mich aufgefordert, über den Nationalismus zu berichten, sein Programm darzulegen und die ersten Schritte anzugeben, welche in der logischen Entwicklung des Planes zu thun sind. Ich habe dabei besonders auf Amerika Bezug zu nehmen, obwohl offenbar die wirthschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten von derjenigen der älteren Nationen sich nur durch die Plöblichkeit unterscheidet, mit welcher sich die drückenden Zustände entwickelt haben, welche in Europa schon von Alters her bestehen.

Der Nationalismus ist die wirthschaftliche Demokratie. Er will die Gesellschaft von der Herrschaft der Reichen befreien und durch die Anwendung der demokratischen Formel auf die Erzeugung und Vertheilung der Güter ökonomische Gleichheit herstellen. Er will der gegenwärtigen Leitung der wirthschaftlichen Interessen des Landes durch nicht verantwortliche Capitalisten, welche ihre eigenen Zwecke verfolgen, ein Ende machen und sie durch verantwortliche öffentliche Functionäre ersetzen, welche für die allgemeine Wohlfahrt thätig sind. Das heißt, er will das industrielle und commercielle System mit dem politischen in Harmonie bringen, indem er das erstere unter die Herrschaft des Volkes bringt, wie dies bei dem letzteren schon geschehen ist, damit es, wie es bei der politischen Regierung der Fall ist, gemäß dem gleichen Stimmenrecht Aller zum gleichen Nutzen Aller verwaltet werde. Wie die politische Demokratie die Menschen gegen Bedrückung zu schützen sucht, welche durch politische Maßregeln gegen sie ausgeübt wird, so will die wirthschaftliche Demokratie des Nationalismus gegen die weit zahlreicheren und schlimmeren Bedrückungen Schutz gewähren, welche durch wirthschaftliche Maßregeln herbeigeführt werden. Die wirthschaftliche Demokratie des Nationalismus ist die Folge und die nothwendige Ergänzung der politischen Demokratie — eine Ergänzung, ohne welche es der letzteren niemals gelingen kann, einem Volke die Freiheit und Gleichheit zu sichern, welche sie verspricht.

Die Zustände, welche die gegenwärtige nationalisierte Agitation besonders in Amerika rechtfertigen, können in der Kürze folgendermaßen gekennzeichnet werden.

Es ist gewiß augenscheinlich, daß die Art der Organisation und Verwaltung des Wirthschaftssystems, welches die Production und die Vertheilung der Güter regelt, wovon nicht nur das ganze Wohl, sondern sogar das nackte Leben Aller abhängt, für ein Volk unendlich wichtiger ist, als die Art und Weise, in der irgend ein anderer Theil ihrer Angelegenheiten geregelt wird. Das Wirthschaftssystem der Vereinigten Staaten war früher, und noch zu einer Zeit, deren sich jetzt Lebende erinnern, ein solches, welches

*) Dieser zweite Artikel ist zuerst im März=Heft des New=Yorker „Forum“ in englischer Sprache veröffentlicht worden.

dem individuellen Unternehmungsgeiste ein recht freies Feld darbot und Allen eine gewisse Möglichkeit gewährte, einen behaglichen Unterhalt, wenn nicht Reichthum, zu erwerben; und in Folge dieser Thatsache hat, ungeachtet mancher Ungleichheiten der Lage, bis neuerdings ein gut Theil allgemeiner Zufriedenheit geherrscht.

Durch eine wirthschaftliche Umwälzung, wie es in solchem Umfange und solcher Schnelligkeit noch niemals eine gegeben hat, sind innerhalb eines Menschenalters, und hauptsächlich in den letzten zwanzig Jahren, diese früheren Zustände vollständig verwandelt worden. Statt eines Feldes für freie Concurrenz, das in jeder Richtung eine gute Gelegenheit zu individueller Initiative darbot, gewahren wir gegenwärtig eine centralisirte Verwaltung oder Gruppe von Verwaltungen, welche von großen Capitalisten und Verbindungen von Capitalisten, die sowohl die Richtung wie den Profit der Industrie des Volkes monopolisiren, geleitet werden.

Obwohl die ökonomischen Herrscher, welche so in diesem Lande die individuelle Unternehmung vernichtet haben, Interessen unter ihrer Notmässigkeit haben, die für das Volk unvergleichlich wichtiger als diejenigen Functionen sind, welche die sogenannte politische Regierung ausübt, werden doch, während unsere politischen Regierer ihre Macht nur im Auftrage des Volkes haben und demselben für deren Ausübung verantwortlich sind, jene Herrscher, welche die wirthschaftliche Regierung des Landes verwalten und den Lebensunterhalt des Volkes in ihrer Hand haben, vom Volke dazu nicht erwählt oder irgendwie damit beauftragt, und halten sich demselben in Betreff der Art und Weise, wie sie diese Macht ausüben, nicht für verantwortlich.

Indem sie die wohlanständige Heuchelei verschmähen, mit welcher andere Souveräne ihre Prätemionen zu bemänteln gepflegt haben, rechtfertigen die Capitalisten, welche sich unserer wirthschaftlichen Regierung bemächtigt haben, ihre Herrschaft nicht, indem sie entweder das göttliche Recht der Könige oder die Zustimmung der Regierten oder selbst nur eine wohlwollende Absicht bezüglich ihrer Unterthanen vorschützen. Sie machen keinen anderen Machtitel geltend, als ihr Vermögen, den Widerstand zu unterdrücken, und erkennen den persönlichen Gewinn als das einzige Motiv ihrer Politik ausdrücklich an. In Verfolgung dieses Zieles ist die Verwaltung der wirthschaftlichen Regierung des Landes so geleitet worden, daß in den Händen eines unbedeutenden Theiles des Volkes die Masse des Reichthums concentrirt worden ist, welcher die Mittel des allgemeinen Unterhalts liefern muß.

Vor fünfzig Jahren, als durch die Anwendung des Dampfes auf das Maschinenwesen die Macht des Capitals der Arbeit gegenüber plötzlich vervielfältigt wurde, galt dieses Land für die ideale Demokratie der Geschichte wegen der vorwiegenden Gleichheit in der Vertheilung des Reichthums und der daraus folgenden allgemeinen Zufriedenheit und des Gemeinmüthes von Seiten des Volkes. Gegenwärtig sollen 31000 Menschen die Hälfte des Reichthums besitzen, von dem 65000000 Menschen in ihrer Existenz ab-

hängen, und der größere Theil der anderen Hälfte ist das Eigenthum eines weiteren kleinen Bruchtheils der Bevölkerung, während die große Mehrheit der Nation ohne erhebliche Habe ist. Nach den letzten Schätzungen, welche sich auf die statistischen Angaben der Volkszählung von 1890 gründen, besitzen 9 Procent der Bevölkerung der Vereinigten Staaten 71 Procent des Reichthums des Landes, so daß nur 29 Procent für die übrigen 91 Procent der Bevölkerung verbleiben; und 4074 Personen oder Familien, welche die reichste Gruppe unter den erwähnten 9 Procent sind, besitzen ein Fünftel des Gesamtvermögens des Landes oder nahezu ebensoviel, wie der Gesamtbesitz der 91 Procent des Volkes beträgt.

Seit den Zeiten, wo die kriegerische Eroberung die völlige Confiscation der Güter und Personen des besiegten Volkes bedeutete, meldet die Geschichte von keiner so vollständigen, in so kurzer Zeit bewirkten Expropriation einer Nation, wie dieser. Die Völker Europas jeuzen freilich unter ähnlichen Zuständen; aber bei ihnen sind sie das Erbe vergangener Zeiten, nicht, wie in Amerika, das Ergebnis einer, in einem Menschenalter bewirkten Umwälzung.

Diese Ableitung des Reichthums einer Nation zur Bereicherung einer kleinen Klasse hat außerordentliche sociale Wandlungen bewirkt und droht noch verhängnisvollere herbeizuführen. Unsere Farmer-Bevölkerung, welche die Masse des Volkes ausmacht und in der Vergangenheit der wohlhabendste und zufriedenste Theil desselben, die Hauptstütze der Republik in Frieden und Krieg, war, ist durch unerträglichen wirthschaftlichen Druck und die Aussicht, in die Lage der Bauern gebracht zu werden, zur revolutionärsten Klasse der Nation gemacht worden. Die Wandlung in der Lage der Handwerker ist nicht minder verhängnisvoll gewesen. Mit der Consolidirung des Capitals unter corporativer Verwaltung ist Alles, was in dem Verhältniß von Unternehmer und Arbeiter human war, verschwunden, und gegenseitiges Mißtrauen und Haß und eine Haltung organisirter Feindseligkeit sind an seine Stelle getreten. Es ist die Hauptfunction der Miliz geworden, die Streikenden in Furcht zu halten und den Aufruhr unzufriedener Arbeiter zu unterdrücken. Durch einen Anschauungsunterricht von erschreckender Häufigkeit werden wir belehrt, daß unser industrielles System, wie die politischen Systeme Europas, letzten Endes auf dem Bajonett beruht. Die Klassenunterscheidungen der alten Welt von höheren, niederen und mittleren Klassen, — Worte, die für unsere Väter abscheulich waren, — finden schnell bei uns Eingang und bezeichnen nur zu richtig die Auflösung unserer einst ungebrochenen, innerlich zusammenhängenden Gemeinden zu auf einander erbitterten Elementen, welche in einem Staate zusammenzuhalten, bald die eisernen Banden politischen Despotismus erforderlich machen wird.

Angeichts dieser Lage, welche aus der Eroberung und Ausbeutung unseres Wirthschaftssystems durch eine nicht verantwortliche und despotische Oligarchie entstanden ist, behaupteten die Nationalisten, daß, wenn das Volk

der Vereinigten Staaten irgend einen Theil des hohen Zustandes von Gleichheit, Freiheit und materieller Wohlfahrt behalten will, der sie früher zum Meide der Welt machte, es hohe Zeit ist, daß es, in Ausübung seiner obersten Macht über Regierungen und Einrichtungen, der Usurpation ein Ende macht, die seinen Zustand so lange gefährdet hat, und an deren Stelle ein neues System wirthschaftlicher Verwaltung setzt, indem sie dessen Grund in solchen Principien legt und dessen Kräfte in solcher Form organisirt, wie es ihnen ihrer Sicherheit und ihrem Glücke am meisten zu entsprechen scheint.

Welche Art industrieller und wirthschaftlicher Regierung soll das Volk an die Stelle der gegenwärtigen nicht verantwortlichen Herrschaft der Reichen setzen? Die Frage beantwortet sich in einem gewissen Umfange von selbst; denn wenn das Volk die Regierung einsetzt, so muß sie offenbar eine Volksregierung sein. Aber eine andere Frage bleibt übrig. Soll diese Regierung vom Volke individuell oder collectiv ausgeübt werden? Sollen wir den Zustand der Dinge wiederherzustellen suchen, welcher vor einem halben Jahrhundert und früher existirte, wo in jedem Felde der Industrie und des Handels die selbstständige individuelle Unternehmung die Regel war und hundert mit einander concurrirende Firmen das Geschäft besorgten, welches nun von einem Einzigen gethan wird? Selbst wenn es wünschenswerth wäre, diese Aera wieder zurückkehren zu lassen, so würde es doch so wenig in Frage kommen, wie das Unternehmen, den jungfräulichen Continent, die grenzenlosen Hilfsquellen, das unoccupirte Land und die anderen materiellen Bedingungen wieder herzustellen, welche sie möglich machten.

Das Industriesystem, welches unter den gegenwärtigen und künftigen Bedingungen des Landes unsere dichte Bevölkerung beschäftigen und erhalten soll, muß eine systematisirte, centralisirte, in einander greifende wirthschaftliche Organisation von höchster Wirksamkeit sein. Es ist eine physische Unmöglichkeit, dem Volke als Individuen die Verwaltung ihrer wirthschaftlichen Interessen wiederzugeben; aber sie läßt sich unter seine collective Controlle bringen: und das ist die einzige mögliche Alternative gegenüber der wirthschaftlichen Oligarchie oder, wie man sie nennt, Plutokratie. Dies ist das Programm des Nationalismus. Wir sind der Meinung, daß das industrielle System einer Nation, gleich seinem politischen System, eine Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk und für Alle gleich sein muß. Zu diesem Zwecke wünschen wir alle industriellen und commerciellen Geschäfte des Volkes als eine öffentliche Angelegenheit organisirt zu sehen, sodaß sie fortan, wie alle anderen öffentlichen Angelegenheiten, durch verantwortliche öffentliche Beamte zum gleichen Nutzen der Bürger verwaltet werde.

Dies System wird Nationalismus genannt, weil es von der Nationalisirung der Industrie ausgeht, worin, als eine beschränktere Anwendung desselben Principis, die Municipalisirung und staatliche Controlle localer Geschäfte inbegriffen ist.

Der Socialismus schließt die Socialisirung der Industrie ein. Dies kann sich auf den nationalen Organismus gründen oder auch nicht, und kann die wirtschaftliche Gleichheit einschließen oder auch nicht. Mit dem Socialismus verglichen ist der Nationalismus ein Begriff, der jenem nicht entgegengesetzt ist oder ihn ausschließt, sondern nur von größerer Präcision ist, welche durch eine Wolke vager und bestrittener Folgerungen, welche mit jenem Worte geschichtlich verknüpft sind, nothwendig gemacht wird.

Vielleicht der gewöhnlichste Einwand gegen den Plan, die Industrie zu organisiren und sie als eine öffentliche Angelegenheit zu betreiben, ist der, daß er nochmehr Regierung involviren würde. Aber dem ist nicht so. Der Nationalismus wird nur eine Art der Regierung an die Stelle einer anderen setzen. Das industrielle System, das in den Vereinigten Staaten entstanden ist, ist, wie wir gesehen haben, eine Regierung von der härtesten und despotischsten Art. An die Stelle der unverantwortlichen Herren, welche jetzt die wirtschaftlichen Interessen des Volkes mit einer Ruthe von Eisen lenken, will der Nationalismus die Selbstregierung des Volkes setzen. Thomas Jefferson soll gesagt haben, daß diejenige Regierung die beste ist, welche am wenigsten regiert. Das ist eine wahre Maxime; und die Regierung, welche am wenigsten regiert, ist die Selbstregierung. Das war es, was die Unterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung dachten, als sie darauf bestanden, eine eigene Regierung einzuführen, trotz der Bereitwilligkeit König Georgs, ihre Angelegenheiten für sie zu besorgen. Das ist es, was die Nationalisten denken, wenn sie an Stelle der gegenwärtigen wirtschaftlichen Oligarchie eine Volksregierung der industriellen Interessen des Volkes befürworten.

Es wird zu einem klareren Verständniß des Programms des Nationalismus dienen, wenn wir zwischen dem völlig verwirklichten und dem im Proceße der Einführung begriffenen Plane sorgfältig unterscheiden. Viele der gewissten und nothwendigsten Folgen des völlig durchgeführten Nationalismus müssen bis dahin ganz ausgeschlossen bleiben. Dazu gehört das Princip der unverletzlichen ökonomischen Gleichheit aller Bürger, natürlich ohne Rücksicht auf das Geschlecht.

Die ökonomische Gleichheit ist die offenbare Folge der politischen Gleichheit, sobald das ökonomische System demokratisirt ist. Ganz abgesehen von den zu ihren Gunsten sprechenden ethischen Erwägungen folgt sie als etwas Selbstverständliches aus dem gleichen Stimmrecht Aller bei der Bestimmung des Vertheilungsmodus. Was auch immer ein demokratischer Staat unternimmt, muß für den gemeinsamen — d. h. den gleichen — Nutzen Aller unternommen werden. Die europäischen Socialisten, oder ein großer Theil derselben, bestehen nicht auf der ökonomischen Gleichheit, sondern lassen auch im idealen Staate ökonomische Unterschiede zu. Dies kommt daher, daß sie nicht, wie die Nationalisten, ihre Schlussfolgerungen aus der strengen Anwendung der demokratischen Idee auf das Wirthschaftssystem herleiten.

Aber obwohl die ökonomische Gleichheit der Schlüsselstein des Nationalismus ist, muß sie doch warten, bis die Nation ihr Productionssystem vollständig organisiert hat. Das Gewölbe muß vollendet sein, bevor der Schlüsselstein eingefügt wird, obwohl, nachdem er eingefügt ist, die Standhaftigkeit des Gewölbes von ihm abhängt.

Während die Nationalisten es als berechtigt anerkennen, daß man von der Partei einer radicalen Reform ein bestimmtes Programm verlangt, so folgt daraus doch nicht, daß sie mit Genauigkeit den Lauf der Ereignisse vorauszuwissen vermeinen. Große Umwälzungen, wie friedlich sie sich auch vollziehen mögen, folgen nicht vorbestimmten Plänen, sondern bahnen sich selbst ihre Wege, deren allgemeine Richtung und Ziel wir besten Falles voraussagen können. Einstweilen möchten die Nationalisten den Weg durch eine schrittweise Ausdehnung der öffentlichen Leitung der Geschäfte vorbereiten — eine Ausdehnung, welche so schnell oder so langsam vor sich gehen wird, wie die öffentliche Meinung es bestimmen mag.

Wenn eine Industrie oder ein Beruf zur öffentlichen Sache gemacht wird, so müssen zwei Ziele gleicherweise im Auge behalten werden: nämlich erstens der Vortheil des Publicums durch billigere, wirksamere und ehrlichere Bedienung oder Waarensendung, und zweitens, aber als ein in jeder Hinsicht gleich wichtiges Ziel: die unmittelbare Verbesserung der Lage der aus dem privaten in den öffentlichen Dienst herübergenommenen Arbeiter. Was den ersten Punkt anbelangt, so muß jeder Beruf und jedes Unternehmen, das in öffentliche Leitung übernommen wird, so verwaltet werden, daß sie genau auf ihre Selbstkosten kommen, d. h. der Dienst oder die Waare muß zu dem niedrigsten Preise geliefert werden, welcher die Ausgaben und die angemessene Verwaltung des Unternehmens bezahlt. Der Nationalismus beabsichtigt, zum Zwecke aller Production den Nutzen und nicht den Profit zu machen, und jedes nationalisirte Unternehmen muß ein Schritt nach dieser Richtung sein, indem es, so weit es in Betracht kommt, den Profit eliminirt.

Was die Verbesserung der Lage der Arbeiter anbetrifft, welche in allen Fällen der Nationalisirung eines Unternehmens der zweite und gleich wichtige zu erstrebende Zweck ist, so reicht es hin, zu sagen, daß der Staat sich als der Musterunternehmer zeigen muß. Mäßige Arbeitsstunden, gesunde und sichere Arbeitsbedingungen, Vorsorge für Krankheit, Unfall und Alter und ein System der Annahme, Beförderung und Entlassung von Arbeitern, welches sich streng auf das Verdienst gründet und alle willkürliche, persönliche Einmischung aus politischen oder anderen Gründen absolut ausschließt, muß alle öffentlich geleiteten Unternehmen von Anfang an kennzeichnen. In besonderen Fällen, wie bei der Bekleidungsmanufactur, welche jetzt in so weitem Umfange durch die Sklaven von Hungerlöhne zahlenden Unternehmern betrieben wird, können anständige Löhne und Arbeitsbedingungen den Preis fertiger Kleidungsstücke zeitweilig erhöhen. Wenn dieser Umstand

einträte, so würde er nur zeigen, wie nothwendig es war, das Geschäft zu einem Staatsmonopol zu machen; und wir können hinzufügen, daß aus Gründen der Menschlichkeit dieses Geschäft eines der ersten ist, welche unter öffentliche Verwaltung genommen werden sollten.

Was die allgemeine Frage hinsichtlich der Ordnung anbetrifft, in welcher die verschiedenen Industriezweige nationalisirt oder (was dasselbe ist) unter Gemeinde- oder Staatsleitung und -Besitz gebracht werden sollten, so stimmen die Nationalisten im Allgemeinen darin überein, daß privilegirte Unternehmungen aller Art, welche, da sie öffentliche Vorrechte genießen, bereits quasi-öffentliche Geschäfte sind, zuerst berücksichtigt werden müssen. Hierher gehören die Telegraphen und Telephone, die localen sowohl als die allgemeinen Eisenbahnen, die Gemeindebeleuchtung, die Wasserwerke, Fähren und dergleichen. Die Eisenbahnen allein beschäftigen gegen 800000 Männer, und die Arbeiter in den anderen erwähnten Unternehmungen können diese Zahl bis auf 1000000 erhöhen, welche vielleicht eine Gesamtbevölkerung von 4000000 repräsentiren — gewiß ein hinlänglich großer Theil der Nation, um damit einen Anfang zu machen. Diese Unternehmungen würden andere mit sich führen. Zum Beispiel: Die Eisenbahnen sind die größten Consumenten von Eisen und Stahl, und die nationale Verwaltung derselben würde naturgemäß die nationale Verwaltung des größeren Theiles des Eisengeschäfts mit sich führen. Es gibt im Lande gegen 500000 Eisenarbeiter, welche eine von dieser Industrie abhängige Bevölkerung von vielleicht 2000000 Personen repräsentiren; was mit den oben erwähnten Kategorien eine Gesamtzahl von gegen 6000000 Personen ergibt. Dieselbe Logik läßt sich auch auf die Beschaffung der Kohle anwenden, mit welcher, als Transporteure und als Hauptconsumenten, die Eisenbahnen eng liirt sind.

Die Nothwendigkeit, das, was von unseren Wäldern noch übrig ist, zu erhalten, wird alle Staaten bald zwingen, sich der Forstangelegenheiten anzunehmen, was sehr wohl der Beginn der Uebernahme der Holzindustrie in den Staatsbetrieb werden kann. Wenn unsere schnell abnehmenden Fischeereien geschützt werden sollen, so wird nicht nur die Staatsaufsicht, sondern auch der Staatsbetrieb bald nothwendig sein.

Im Felde der allgemeinen Industrie haben die Trusts und Syndikate, welche das allgemeine Verlangen nach dem Nationalismus so sehr erregt haben, auch den Fortschritt desselben sehr vereinfacht. Wo immer die Leiter eines Industrie- oder Handelszweiges, dem Gesetz und dem öffentlichen Interesse zuwider, ein Monopol gebildet haben, was ist da gerechter und angemessener, als daß das Volk selbst durch seine Functionäre das in Frage stehende Geschäft übernimmt und es zum Kostenpreise verwaltet? Angesichts der Thatfache, daß die meisten Hauptzweige der Production jetzt „syndikate“ worden sind, wird man gewahren, daß dieser Vorschlag, wenn er vollständig ausgeführt werden würde, uns der völligen Verwirklichung des Planes des Nationalismus ziemlich nahe bringen würde.

Inzwischen würde derselbe Proceß auch in anderen Richtungen vor sich gehen. Fremde Regierungen, welche große Heere haben, lassen gewöhnlich, um sich die Qualität und die Billigkeit zu sichern, die Bekleidung der Soldaten, die Nationen und anderes Nothwendiges in Staatswerkstätten herstellen. Die britische Regierung, welche der unsrigen am meisten ähnelt, wurde durch die Betrügereien der Lieferanten gezwungen, im Krimkriege die Herstellung der Bekleidung für die Soldaten selbst zu übernehmen, und ist seither mit den besten Resultaten bei dieser Maßregel geblieben. Wenn unsere Regierung im Bürgerkriege die Lieferungen für die Soldaten selbst hergestellt hätten, so würde dies eine große Summe Geldes erspart haben. Es ist höchst wünschenswerth, daß sie sofort die Anfertigung der Bekleidung und anderer Bedürfnisse für ihre Soldaten und Seeleute und für alle anderen von ihr beschäftigten Personen, die so bedient zu werden wünschten — wie sie es gewiß Alle wünschen würden — übernehme; denn derartige, vor der Verfälschung sichere und zum Kostenpreise gelieferte Waaren würden in diesen Tagen betrügerischen Geschäftsbetriebes selbst für einen Millionär ein Glück sein. Diese Politik, die Bedürfnisse der von der Regierung angestellten Personen durch das Product öffentlich geleiteter Industrien zu befriedigen, würde in dem Maße, als sich die Anzahl der Angestellten vermehrte, das ganze Productions- und Distributionssystem des Nationalismus herbeiführen.

Zu den besonderen Geschäftszweigen, welche sofort in öffentliche Verwaltung genommen werden sollten, gehören der Branntweinhandel und die Feuer- und Lebensversicherung. Es wird vorgeschlagen, daß jeder Staat sofort in seinem Gebiet den Branntweinhandel monopolisirt und an den Orten, welche es wünschen, Verkaufsstätten eröffnet. Dieser Plan würde die Profitgier als Motiv, den Abjaß zu steigern, beseitigen, eine genaue Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften sichern und eine reine Waare verbürgen. So lange man sich noch nicht für die Nationalisirung der Spiritus-Fabrikation entscheidet, brauchte die Nationalregierung nur aufgefordert zu werden, ein Transportgesetz zu erlassen, welches die Staaten innerhalb ihrer Grenzen gegen illegale Lieferungen schützt.

Was die staatliche Lebens- und Feuerverversicherung anbetrifft, so würde dies Unternehmen keinen Fonds außer der Ananspruchnahme des Staatscredits auf Grund lange bewährter Risiko-Berechnungen erforderlich machen. Es würde zu den Selbstkosten in Staatsgebäuden von niedrig besoldeten Beamten und ohne alle Ausgaben für Neclamezwecke verwaltet werden. Dies würde denen, die sich gegen Feuersgefahr versichern, wenigstens 25 Procent Prämien und denen, die ihr Leben versichern, wenigstens 50 Procent ersparen, und vor Allem würde es eine Versicherung sein, welche nicht selbst wieder versichert zu werden brauchte.

Wenn von einer Stadt, einem Einzelstaate oder der ganzen Nation Privatgeschäfte übernommen werden, so müssen sie natürlich bezahlt werden,

indem man zum Abschätzungsprincip die Kosten eines gleichwerthigen Geschäfts nimmt.

Natürlich muß diese ganze Frage der Entschädigung mit Rücksicht auf die Thatsache erwogen werden, daß die letzte Wirkung des Nationalismus die Vernichtung aller, wie immer auch entstandenen ökonomischen Ueberlegenheit ist.

Die Organisation der Arbeitslosen auf der Grundlage einer staatlich beaufsichtigten Corporation ist ein dringend nöthiges Unternehmen, welches ganz dem Programm des Nationalismus gemäß ist. Die Arbeitslosen repräsentiren eine Arbeitskraft, welche nur der Organisation bedarf, um sich reichlich selbst zu erhalten. Es ist die Pflicht und das Interesse des Staates, die Arbeitslosen nach ihren verschiedenen Berufen und Fähigkeiten — die Arbeiterinnen sowohl als die Männer — so zu organisiren, daß ihr Unterhalt durch ihre eigenen Producte geliefert wird, welche nicht zum Kaufe auf den Markt kommen, sondern gänzlich innerhalb des Kreises der Producenten consumirt werden sollten, so daß sie in keiner Weise die allgemeinen Preise oder Löhne schädigten. Dieser Plan betrachtet das Problem der Arbeitslosigkeit als ein, sich periodisch besonders verschlimmerndes, dauerndes Problem, welches daher zu seiner Lösung einer dauernden und elastischen Vorkehrung bedarf, durch welche innerhalb eines Kreises eine in sich vollständige und von dem commerciellen System unabhängige Production und Consumtion gesichert wird. Es giebt keine andere ernsthafte Methode, das Problem der Arbeitslosigkeit zu behandeln.

In dem Maße, als die Industrien, der Handel und die allgemeine Geschäftsthätigkeit des Landes öffentlich organisirt sind, werden die Quellen der Macht und die Mittel des Wachstums der Plutokratie, welche von der Beherrschung und dem Ertrage der Industrien abhängen, unterminirt und abgeschnitten. In demselben Maße werden augenscheinlich die Regelung der Arbeit des Volkes und die Mittel zur Beschaffung seiner Lebensbedürfnisse unter seine collective Gewalt gelangen. Den Plan des Nationalismus zu vollenden durch die Durchführung seines Principes, Allen den gleichen Unterhalt und eine den Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung zu verbürgen, wird es nur eines Processes der Systematisirung und Ausgleichung der Bedingungen in einer bereits vereinheitlichten Verwaltung bedürfen.

Die Thätigkeit der Nationalisten ist bisher hauptsächlich eine erziehende gewesen. Dies mußte nothwendig so sein wegen der Größe des Planes, da er zur Ausführung seiner umfassenden Seiten so etwas wie eine nationale Annahme voraussetzt. Besonders in Betreff der Gebiete des localen öffentlichen Dienstes, wie der Wasser- und Beleuchtungswerke u. dergl., ist in den letzten drei Jahren eine Gefühlswoge zu Gunsten der Municipalisirung solcher Unternehmungen durch das Land gegangen, und, weit davon entfernt, zu fallen, schwillt sie zu einer Fluth an. In fast jeder fortschreitenden Gemeinde hat sich in den letzten paar Jahren ein mehr oder minder

starker Keim von Bürgern gebildet, der jeder neuen Bedrückung von Seiten privilegirter Corporationen mit einer Forderung öffentlicher Verwaltung begegnet. Der übermüthige Hohn wohl verschanzter Monopole: „Was wollt Ihr dem dagegen thun?“ macht die Menschen nicht mehr verlegen. Eine Antwort ist auf den Lippen Aller, und sie heißt: Nationalismus! Der Umstand, daß die Frage der öffentlichen Verwaltung des Handels und Wandels als eines Heilmittels gegen den Mißbrauch des Capitalismus neuerdings plötzlich zu einem der in den Zeitungen und Journalen am häufigsten discutirten Gegenstände geworden ist, ist natürlich das beste allgemeine Anzeichen von dem Umfange, in welchem sich das öffentliche Bewußtsein mit dieser Sache beschäftigt.

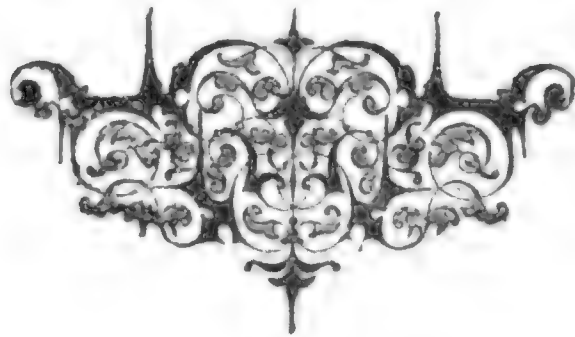
Unzweifelhaft aber der auffallendste einzelne Beweis von der Schnelligkeit und Echtheit der Ausbreitung des Nationalismus ist die Thatsache, daß bei der Präsidentenwahl im Jahre 1892 mehr als eine Million Stimmen für die „Volkspartei“ (people's party) abgegeben wurden, deren Programm die wichtigsten Punkte des oben dargestellten nationalistischen Programms enthält. Daß selbst jenes Programm nicht radical genug war, um einen großen Theil der Partei und der mit ihr Sympathisirenden zu befriedigen, ist durch den weit fortgeschrittenen Standpunkt offenbar geworden, den staatliche und städtische Convente, die großen Arbeiterorganisationen in ihren nationalen und örtlichen Versammlungen und die Farmer-Verbindungen eingenommen haben. In der That darf man zuversichtlich die Behauptung aufstellen, daß, so weit die ökonomische und industrielle Unzufriedenheit in diesem Lande bisher bestimmten Ausdruck gefunden hat, sie die Form von Forderungen einer mehr oder minder vollständigen Anwendung der Nationalisierungs-idee auf das Geschäftsleben angenommen hat. Der Grund davon ist einfach der, daß bei näherer Untersuchung kein anderer Ausweg sich finden läßt.

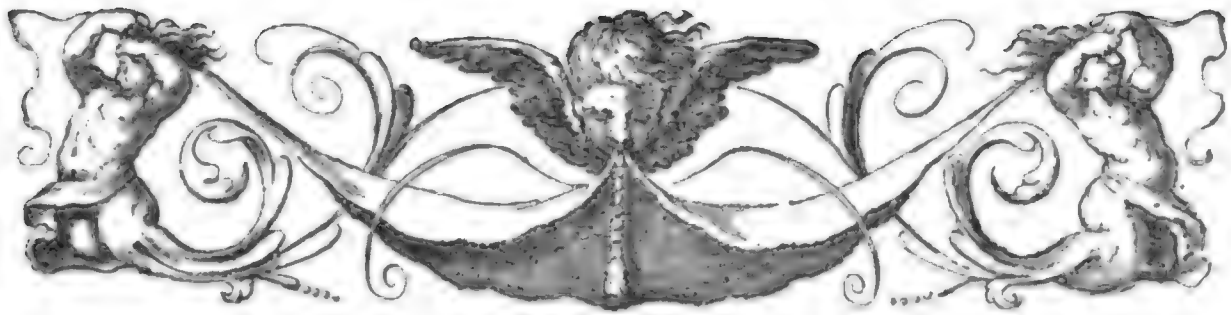
Personen, die zum ersten Male auf den Nationalismus aufmerksam gemacht werden, verfehlen deswegen oft den Punkt, auf den es ankommt: sie gewahren nicht, daß, wenn die Plutokratie nicht triumphiren soll, der Nationalismus die einzige Alternative ist. Solche Personen pflegen die Nationalisierung oder öffentliche Leitung der Industrie nur als einen unter vielen nationalökonomischen Plänen anzusehen, welcher mit den übrigen, als mehr oder minder anziehend oder hinreichend, zu vergleichen ist. Es entgeht ihnen, daß sie die nothwendige und einzige, eine Lösung der ökonomischen Frage verbürgende Methode ist, welche in ihrem Charakter demokratisch ist. Viele, die aufrichtig an die Volksregierung und die demokratische Idee als ein allgemeines Princip glauben, — oder meinen, daß sie es glauben, — würden diese Frage ohne Zweifel anders ansehen, wenn sie sich die Zeit nähmen, zu erwägen, daß die öffentliche Verwaltung der Industrie, wie schon diese Worte selbst besagen, die Ersetzung der persönlichen und Klassenregierung durch die Volksregierung ist, und daß, wenn sie sich derselben

entgegenstellen, sie geradezu gegen die demokratische Idee und zu Gunsten der oligarchischen Herrschaft in dem ausgedehntesten und wichtigsten Gebiete menschlicher Interessen auftreten.

Es giebt zwei Principien, nach denen die gemeinsamen Angelegenheiten in Gesellschaft lebender Menschen geregelt werden können: die Regierung durch Alle für Alle und die Regierung durch Wenige für Wenige. Die Zeit ist nahe, wo sich entscheiden muß, ob hinfort das eine oder das andere Princip die Organisation der menschlichen Arbeit und die Vertheilung ihrer Früchte regeln soll. Die zahllosen vergangenen Kämpfe in dem uralten Ringen der Vielen gegen die Wenigen, sei es um persönliche, religiöse oder politische Freiheit, haben nur den Weg geklärt und zu diesem allumfassenden Ziele geführt, für das man sich jetzt in der ganzen Welt vereinigt. Es ist die entscheidende Schlacht, für welche alle die früheren Gefechte nur vorbereitende Scharmüchel waren.

Gewiß, nicht in vielen Zeitaltern, vielleicht noch niemals, haben Männer und Frauen während ihrer kurzen Lebenszeit die Gelegenheit gehabt, einen so schweren Irrthum zu begehen, wie diejenigen, welche sich in diesem Kampfe auf die unrechte Seite schlugen.





Zwei Uebertragungen französischer Gedichte.

Von

Sigmar Mehring.

— Berlin. —

Der Schutzengel.

Von Béranger.

Ein Bettler, den der Tod schon grüßt,
Sieht seinen Schutzgeist näher schweben,
Und ruft: „Daß Du Dich jetzt bemühst,
Kann wenig mir Befried'gung geben.

Auf dürrer Streu zur Welt gebracht,
Soll Deinen Gott ich kindlich lieben?“
„Wohl,“ sagt der Engel, „ich gab Acht,
Daß diese Stren stets frisch geblieben.“

„Almosen suchst' ich bis zum Grab',
Daß ich vor Hunger nicht verrecke.“
„Wohl,“ sagt der Engel, „und ich gab
Dir selbst dazu die Bettelsäcke.“

„Ich zog in's Feld mit frohem Muth,
Ein Schuß hat mir das Bein genommen.“
„Wohl,“ sagt der Engel, „das war gut,
Sonst hättest Du die Gicht bekommen.“

„Und als ich einst mir Wein erschlich,
Kam über mich gleich das Verhängniß.“
„Wohl,“ sagt der Engel, „doch durch mich
Erhieltst Du nur ein Jahr Gefängniß.“

„Als mich die Liebe überkam,
Ward auch mir eitel Qual bereitet.“
„Wohl,“ sagt der Engel, „doch aus Scham
Hab' ich Dich damals nicht begleitet.“

„Manch' Weib mag schlimm sein, aber meins
Konnt' mir das Haus zur Hölle machen.“
„Wohl,“ sagt der Engel, „unserains
Mischt niemals sich in Ehesachen.“

„Kann noch ein Glück erringen ich,
Eh' mich empfängt des Grabes Fremde?“
„Wohl,“ sagt der Engel, „bau' auf mich!
Ich komm' mit Pfaff und Todtenhemde.“

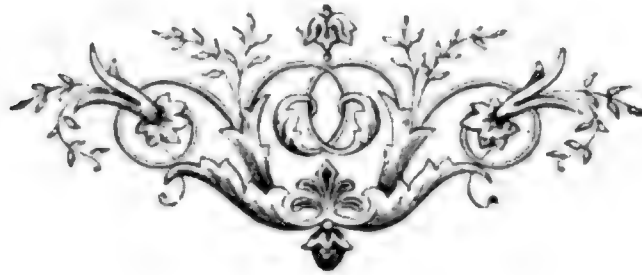
„Winkt mir des Himmels Gnadenlicht?
Wird mich der Teufel weiter schröpfen?“
„Wohl,“ sagt der Engel, „—wohl auch nicht,
Zähl' es Dir ab an Deinen Knöpfen.“ —

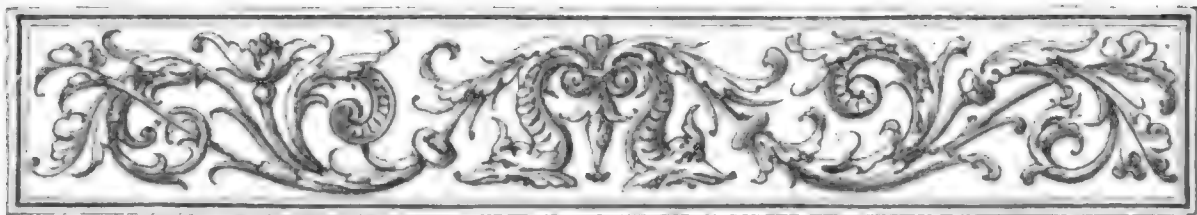
Der Zwiesprach schnurriger Verlauf
Stimmt' Alle, die ihr lauschten, heiter.
Der Bettler niest, der Engel drauf
Ruft ihm „Gott heil!“ zu und fliegt weiter

Seelenkampf.

Von Sully Prudhomme.

Zwei Stimmen kommen nie zur Ruh',	„Kein Vater leitet diese Welt,“
Der Seelenkampf währt unergründet:	Sagt der Verstand, der urtheilsschroffe,
Es giebt Vernunft den Gott nicht zu,	„Hier, wo das Böse Recht behält.“
Den Liebe träumt und laut verkündet.	Da spricht das Herz: „Ich glaub' und hoffe.
Sei fromm, sei freigeist — es ist Eins:	Mit etwas Liebe kommt man weit.
Du hast dem Zwist Dein Ohr gegeben.	Hoff' auch und glaub ihn, den ich preise.
Es ist mein traurig Loos, wie Deins,	Ich spüre Gott und Ewigkeit.“
Mit diesem Widerstreit zu leben.	Doch der Verstand ruft: „Ja, beweise!“





Der Punkt des Archimedes.

Von

Ola Hansson.

— Skiersee. —

I.

Eines Vormittags, Ende März, stehe ich auf dem Balcon meines Pensionszimmers am Schiffbauerdamme und sonne mich. Es ist ganz mollig; ich fühle, wie die Wärme mir weich in's Blut dringt und kann geradezu ihren Weg von Glied zu Glied und von Theilchen zu Theilchen verfolgen. Schlage ich die Augen von den Lastprähmen auf, die an den beiden Einfassungen der Spree liegen, und haben sie den weitgestreckten Wirrwarr von Dächern, Thurmspitzen, Schornsteinen — die ganze Partie zwischen dem massiven Complex des neuen Reichstagsgebäudes mit seiner vergoldeten, in der Sonne funkelnden Kuppel und dem ungeheuren Gewölbbogen aus Eisen und Glas, der den Centralbahnhof überwölbt — umspannt, so verlieren sie sich in einem Meer von Licht, in die noch riesigere Bogenwölbung des Himmelsraumes von funkelndem Blau, die sich über der Riesenstadt spannt und in deren Mitte die Sonne wie eine runde Doffnung steht, durch die das Licht funkelnd hervorströmt aus den unendlichen Lichtregionen dahinter. Und wenn dann der Blick, geblendet und müde, nach unten zurückkehrt von seiner Himmelfahrt, so bleibt er ruhen am Horizont, den die Luft wie ein dichter, blauer, sich schwärzlich vertönender Rauch mit weichgezeichneten Umrissen einfaßt.

Wie ich so dastehe, fühle ich auf einmal, daß es nicht bloß die Sonnenwärme ist, die mich durchquillt. Es ist auch etwas Anderes. Es kam zusammen mit der Sonnenwärme. Ich mache mir nicht klar, was es sein kam, aber lasse mich davon gefangen nehmen. Ich höre nicht länger das Pfeifen und Rauchen von der Eisenbahnhalle und sehe nicht mehr die Züge sich wie schwarze Schlangen aus dem Riesenrachen hervorwinden. Die

Sinne schlummern ein, während ich in das verjunkte, was mit der Sonnenwärme kam, und das ich gar nicht darauf angucken möchte, was es ist. Eine Mattheit, aber voller belebender Sonne; ein Schlummer der Seele, aber voll von Träumen, die noch nicht Körper angenommen; eine Sehnsucht, aber nicht von der Art, die Unbefriedigung ist, sondern eine Sehnsucht, in der die Gewißheit kommender Seligkeiten lächelt; eine unbestimmte und doch sonnedurchleuchtet klare Empfindung, daß das Leben jetzt seine alte, häßliche Haut vor mir abstreifen und sich in seiner neuen, schönen zeigen wird, und daß ich selbst das Mysterium der Wiedergeburt durchmache . . .

Etwas Schwarzes taucht auf in den Sonnenweiten meiner Seele, etwas Schwarzes, das sich bewegt — und ich entdecke auf einmal, daß ich ganz wach dastehe und den kleinen zierlichen Expreszug nach Frankfurt a. M. ansehe, der aus den dunklen Eingeweidern des Bahnhofes hervorgeglitten kommt, sich an dem Eisengitter der hohen Spreebrücke hinstreckt und um eine Hausecke verschwindet.

Mein innerer Blick ist mit einer Geschwindigkeit, die auch die modernsten mechanischen Schnellkräfte übertrifft, geschwinder als der Dampf, geschwinder als das Telephon, dem Expreszug vorausgeeilt; und ehe dieser noch zwischen den Hausgiebeln hinter mir verschwunden ist, zeichnet sich in meinem eigenen Innern ein ganzes Panorama der Landschaft, die der Zug erst in den nächsten zwanzig Stunden durchheilen wird, deutlich in allen Einzelheiten, im Lauf einer Secunde, und zuletzt bleiben die scharfen Linien schneebedeckter Bergkämme an dem klarblauen sonnigen Horizont — in meinem Innern — stehen.

Plötzlich halte ich den Schlüssel zu meinem Sinneszustand in der Hand, weiß, was meine Sehnsucht mir wieder einmal vorgegaukelt hat, und stehe zwischen den verbliebenen Coulißen des Geheimnisses meiner Wiedergeburt. Ich sage mir, daß das Ganze doch nichts anderes war, als die alte, verherzte Lust, in die weite Welt hinauszufahren, die Lust, die wir als Kinder noch dieser Welt gegenüber fühlen, und die wir als Greise der andern Welt gegenüber nicht mehr haben, wenn wir, wir modernen Träumer, sie auch immer noch in uns großziehen, obgleich wir schon hundert Mal auf unsere Nase gefallen sind als verunglückte Karusse. Ich vergewissere mich, daß ich ganz ohne allen Zweifel auf dem Balcon eines Pensionszimmers am Schiffbauerdamm in Berlin stehe, die Spreepfähne unter mir, einen ganzen Wirtswart gebrochener Dachlinien vor mir, das Reichstagsgebäude zur Rechten und den Centralbahnhof zur Linken. Die Sonne scheint beständig, und es ist blendend blau um mich herum; aber in mir ist es auf einmal ganz kalt geworden, als sei etwas inwendig erloschen; und ich gehe nüchtern und gedrückt zurück zu meinen Arbeiten, mit denen ich mich seit einem Jahr häuslich eingerichtet, zwischen dem Reichstagsgebäude und dem Bahnhof Friedrichstraße, in einem Pensionszimmer am Schiffbauerdamm.

Aber wie ich gegen Abend ausgehe, faßt mich die Stimmung vom Vormittag auf's Neue. Ich ertappe mich darauf, daß ich umherwandere und von der Stadt und ihren verschiedenen Theilen Abschied nehme, wie man von einer Geliebten, mit der man die Erinnerungen eines langen Zeitraumes theilt, und von den tausend liebgewordenen Kleinigkeiten, von ihrer Person und ihren Sachen und den Räumen, die Zeugen eines heimlichen Glückes gewesen, Abschied nimmt. Und wie ich weit, weit weg, in der fernen Straßenperspective die blaue Dämmerung gewahre, die bloß Berlin besitzt und die ich so lieb habe — nicht das feuchte nebelblaue Abendlicht unserer Seestädte, sondern eine blanke durchsichtige Dämmerung, die uns erscheint wie die Brechung des sinkenden Dunkels gegen die Sandkornparcellen des märkischen Bodens — wie ich sie gewahre, wird mir ganz warm und weich und wehmüthig, als beherberge sie tausend verlegliche Erinnerungen, die man in sich ausreißen und wegwerfen muß, daß sie hinschwänden und sterben, während man selbst fern ist. Ich rede mir ein, daß es sich gar nicht um eine Trennung handele; aber ich weiß, ich werde reisen; und dabei überfällt es mich noch stärker, das Gefühl des Abschieds, das ich jedesmal empfinde, wenn ich Ort oder Umgang wechsle, selbst wenn mir Beide gleichgiltig waren — es überfällt mich, süß und trostlos, und süß gerade in seiner Trostlosigkeit.

Während ich herumstreife, ohne zu merken, wieviel Zeit vergeht, wird es völlig Abend, Alles flimmert von Licht, und die Straßen sind voller Menschen. Ich gehe gerade unter der Eisenbahnbrücke Friedrichstraße und möchte auf die andere Seite hinüber, kann aber nicht: zwei ununterbrochene Reihen Wagen gleiten die Straße entlang, jede in ihrer Richtung, wie die Treibriemen um zwei Räder. Ich sehe auf die Esfuhr und sage mir: Theaterstunde. Eine Vision vom Innern des Lessingtheaters steht vor mir, und im selben Augenblick fühle ich den gemischten Geruch von Parfümen, Hautschweiß und der Hitze elektrischer Lampen mir entgegenschlagen. Da überfällt mich ein ödes Gefühl, wunderbar zusammengesetzt aus eigener Heimlosigkeit und Widerwillen gegen alle diese Anderen, die da in den Droschken sitzen und in die Theater jagen. Daß sie mögen! sage ich; aber zugleich beneide ich sie gewissermaßen, denn ich komme mir so einsam draußen stehend vor, während sie Alle zusammenkommen und einander kennen. Und auf einmal springt es in mir auf, wie eine wilde, schmerzvolle Lust, das Einsamkeitsgefühl, das Heimlosigkeitsgefühl. Ich räche mich an den Vielen, indem ich von ihnen weggehen und mir selbst genug sein kann, — ein schadenfroher Triumph, aus dem nach und nach das Bittere wegtropft und der schließlich zu einem stillen, warmen Glück, zu einem heimfrohen Lächeln der Seele im Gefühl ihres eigenen inneren Reichthums wird. Und auf dem Boden dieser Stimmung finde ich die Stimmung von heut morgen wieder; sie sind eins, ich kann sie nicht mehr von einander unterscheiden. Mein Kopf sagt mir, diese selbe Gemüthsverfassung habe

ich schon hundert Mal vorher gehabt und danach gehandelt und sei immer von ihr betrogen worden, und fragt mich vorwurfsvoll und höhnisch, ob ich wirklich nothwendigerweise wieder vor mir zum Narren werden will; aber meine ganze Person macht sich gar nichts aus dem, was mein Kopf sagt, und ich gehe nach Hause und packe meine Reisekoffer.

Am Morgen darauf sitze ich im Zuge, der nach Süden fährt. Ich fliege durch die norddeutsche Ebene und quer durch die Berghöhen Mitteldeutschlands und lasse mich ganz mechanisch wegführen, gleichgiltig wohin, so ganz ohne zu sehen oder zu denken, daß, als der Zug gegen Sonnenuntergang in das Mainthal hinabbraust und Schloßzinnen an fernen warmblauen Horizonten mir die erste Botchaft von alter Cultur und südländischer Beleuchtung bringen, ich von der ganzen Fahrt des Tages nur ein Bild habe: eine Thalenge irgendwo in Thüringen, mit grünen Abhängen, einem Bach im Grunde, einer breiten geraden Landstraße längs dem Bach, auf ihr ein Ochsengespann und mitten in der Landschaft ein kleines, weltvergeffenes Städtchen mit Häusern aus irgend einem schwarzen Baumaterial.

Das Billet lautet auf München; aber ich steige in Nürnberg ab — nach meiner eigenen, ganz persönlichen Tradition. Ich fehre im „Rothen Hahn“ ein, von dem ich eine kleine Erinnerung mit Färbung von Mondschein und Mittelalter bewahre, finde da Alles, wie es damals war, die Vorflure weit, die Decken niedrig, einen Geruch alten, reinlichen Hausgeräthes, und bekomme dasselbe Zimmer wie damals, was auch ganz unverändert ist, als hätte es die lange Zwischenzeit unberührt gestanden. Nachdem ich mich gesäubert, wandere ich nach dem „Bratwurstglöcklein“. Es ist noch nicht neun Uhr; aber die Stadt scheint schon zu Bett gegangen zu sein; kaum ein Mensch auf den Straßen, nur hier und da ein schwacher Lichtschein in einem kleinen, viereckigen Fenster, der Widerschein einer Laterne in der schwarzen Begniß, und in schmalen, gewundenen, hügeligen Gäßchen ein Dunkel, wie das des Mittelalters, das hier zurückgeblieben zu sein scheint mit diesen Häusern zusammen, die in dem unsicheren Licht hervorhimmern, anzusehen wie die verwitterten Coulißen eines Kleinstadttheaters in meinen Kindheits Erinnerungen. Ich taste mich vorwärts, auf und nieder, über offene Plätze mit Kirchen und durch Winkelgäßchen und finde schließlich das kleine, niedrige, verräucherte Kerstck, wo die Magd die leckeren Würstchen am offenen Feuer röstet und die Nürnberger Bürger und Zeitgenossen das starke, dunkle Bier ihrer Stadt an den zwei Tischen trinken, die das Local besetzt, ganz wie weiland Albrecht Dürer, Hans Sachs und Peter Vischer, die jetzt zusammen mit ihren Zinnkannen auf den Absatz der hölzernen Wandverkleidung hinaufgerückt sind, hier geessen und poculirt haben in jenen längstvergangenen Zeiten, da man so viele merkwürdige Gewürze kannte, den Wein damit zu erhiben, doch nicht das famose moderne: den Geschmack der Würstchen und des mittelalterlichen Geistes im „Bratwurstglöcklein“ dadurch doppelt pikant zu machen, daß wir, Dank unseren Erpreßzügen, noch einen

Nachgeschmack vom Weißbier und dem modernen Theaterstück im Munde und in der Seele haben, mit denen uns gestern um dieselbe Zeit in Berlin aufgewartet ward. Als Ersatz, sage ich am anderen Tage zu mir, wie ich Nürnberg bei Tageslicht sehe und die modernen Paläste gewahr werde, die sich zwischen die alten Häuser eingedrängt haben, seit ich zuletzt hier war, und jetzt überall wie aufgeblasene Emporkömmlinge mit Talmigoldfetten und neuen Kleidern vom berühmtesten Schneider zwischen den Abkömmlingen der Fürstenfamilie einer alten Cultur in ihren stilvollen Lumpen herumstehen — zum Ersatz, sage ich zu mir, besaßen jene früheren Gäste des „Bratwurstglöckleins“ etwas, das wir, die Gäste von heute, nicht haben, weder diese zeitgenössischen Nürnberger Bürger, noch ich, der mit dem Expresszug von Berlin kam, um etwas zu suchen und zu finden, ich weiß nicht was, irgendwo zu suchen und zu finden, ich weiß nicht wo. Sie hatten nämlich, in ihrem Instinct mehr als in ihrem Bewußtsein, den Punkt des Archimedes, wo sie stehen und das Leben um sich kreisen lassen konnten — um sich als das Stabile. Aber wir haben Nichts, worauf wir leben oder sterben können. Nürnberg kann uns sicher das Verlorene nicht wiedergeben; aber das kann auch nicht Fürth.

II.

Der Zug arbeitet, sich stöhnend den Berg hinauf. Der Tag war trüb gewesen, und der Abend kam früh. Durch die Coupéfenster kann man nichts mehr unterscheiden, man sieht bloß die Decklampe sich in dem undurchdringlich Schwarzen draußen abspiegeln und sein eigenes Bild in dem trüben Spiegel.

Ich reiste herum, wie lange, weiß ich nicht recht; ich gab nicht Acht auf die Zeit. Es ging mit den Tagen gerade so, wie mit den Goldstücken in meiner Börse; ich gab sie aus, eins nach dem andern, jedes einzeln oder mehrere zusammen, ohne daß ich mir dabei sagte, nun seien schon so und so viele davongeflogen. Aber zwei bis drei Wochen müssen's wohl gewesen sein, denn aus der Zeitung, die ich mir kaufte, sehe ich, daß wir heute den 12. April haben.

Ich sitze apathisch zusammengekauert in meiner Ecke und lasse die Cigarre ausgehen. Im Coupé ist keiner, als ich. Die Einsamkeit, das Dunkel draußen, das einförmige Rollen stimmen melancholisch. Ich sitze und horche auf das gleichmäßige, angestrengte Stöhnen der Maschine, und mir ist es plötzlich, als sei das einzig Lebende außer mir diese Maschine, die durch eine ausgestorbene Welt rollt mit mir, mit mir allein, ohne Zweck und Ziel, von nirgendher nach nirgend wohin. Ich kann es mir selbst nicht erklären, wie es kommt, daß ich jetzt hier sitze; ich bin ganz erstaunt darüber und suche vergebens nach dem Erklärungsgrund, dem Ausgangspunkt, überhaupt nach einem Punkt, aus dem ich durch Schlüsse das Factum herleiten

könnte, daß ich gerade jetzt hier sitze, auf diesem bestimmten Zug. Aber Alles rinnt auseinander; es giebt keinen Zusammenhang; hunderttausend Punkte, doch kein erster und kein letzter, sondern Alle chaotisch durcheinander geschüttelt. Ich kann nicht einmal mein eigenes Ich festhalten; ich erkenne mich selbst nicht wieder; ich finde keinen Zusammenhang zwischen mir, der im Augenblick in diesem Eisenbahncoupé sitzt, und allen den anderen Ichs, deren ich mich von früher her erinnere. Die Identität ist aufgehoben. Ich frage mich fast mit Schrecken, ob ich träume oder wach bin, und es kommt mir vor, als müsse ich träumen. Mir wird ganz unheimlich zu Muth, da ich mich plötzlich als etwas Lebendiges empfinde, das keine Vergangenheit mehr hat, und dem das, was doch sein Selbst in dessen früheren Stadien sein sollte, plötzlich als etwas Fremdes erscheint. Ich habe eine Empfindung, als hätte ich den Ariadnesfaden des Lebens fallen lassen und sei nun rettungslos verloren im Labyrinth, allein im Chaos . . . und einsam in mir selbst, heimlos in der eigenen Selbsterinnerung des Ichs, selbst Chaos, aus dem einzigen, zufälligen festen Punkt meiner momentanen Selbstempfindung, die auch in kurzem untertauchen und ebenso spurlos verschwinden wird, wie alle anderen.

Der Zug geht langsamer, hält an, steht. Eine Pause. Darauf ein Pfiff, ein Ruck, und stöhnend setzt sich die Locomotive wieder in Bewegung.

Plötzlich kommt es mir vor, als hätte ich diese Reise schon irgend einmal früher gemacht. Draußen ist es pechschwarz, und ich kann keinen einzigen Gegenstand unterscheiden, aber mir ist es doch, als seien diese Gegenden, durch die der Zug rollt und die meinem Blick verborgen sind, lauter bekante. Die Empfindung klärt und vertieft sich; jetzt wird sie zu einer bekanten Empfindung, zu einer Empfindung, die ich früher bei einer anderen Gelegenheit gehabt — zu einer Erinnerung. Diese ganze Reise und dieser ganze Abend, nicht bloß alle Einzelheiten, sondern auch die Stimmung, müssen eine Wiederholung sein; gerade so habe ich schon einmal geessen, an einem Abend wie dieser, auf diesem selben Zug, in diesen selben Gegenden, die ich nicht sehen kann. Ich erkenne Alles wieder, Alles ergreift mich mit der ganzen Kraft einer Erinnerung; und die Uebereinstimmung, die Identität zwischen jetzt und jenem seltsamen Parallelfall in der Vergangenheit ist so vollständig, daß ich mich frage, ob ich jetzt nicht nur von etwas träume, ob jenes Andere nicht die eigentliche Realität war. Und es ist nicht nur diese Einzelheit, die in meiner Erinnerung aufsteigt; sie steht allerdings am anschaulichsten da, anschaulicher sogar als das Gegenwärtige; aber es giebt etwas mehr, was sie umschließt, wie eine nach außen immer undurchsichtigere Atmosphäre einen festen Körper umschließt: die Erinnerung einer ganzen anderen Welt, in der ich einmal gelebt. Ich empfinde es genau so, wie wenn man aus tiefem Schlaf aufwacht, und das Gedächtniß, an einen schönen Traum, den man gehabt, in einem liegt als eine weiche, warme, wehmüthige Stimmung, ohne daß man sich doch auf den Inhalt des Traums zu bestimmen vermag.

Und wie ein solcher Traum für immer verschwunden ist, wird diese dunkle und undurchdringliche Erinnerung für immer ein Räthsel bleiben . . .

Das irritirt mich. Ich sage mir, es ist so, unwiderruflich; aber ich kehre eigenmächtig immer wieder und wieder zum Räthsel zurück, kreuze darum, taste daran; aber vergeblich: es ist etwas und ist doch nichts. Also lasse ich Alles ärgerlich liegen und gehe davon weg; fühle aber dabei, daß ich es in mir trage, daß es inwendig in mir liegt und unleidlich drückt. Bis der Zug wieder langsamer geht, anhält, steht — und mit einem Ruck sich stöhnend wieder in Bewegung setzt. Dieser Eingriff der äußeren Welt löst den Alp und giebt meinem Gegrübel eine andere Farbe und neue Richtung. Warum soll ich mich nicht auf bekanntem Boden glauben, hier wie anderswo? Wir moderne Menschen sind ja eine Art Reisende im Großen, die ewigen Reisenden des Lebens, die sich nirgendwo fremd fühlen, so wenig wie sie sich irgendwo zu Hause fühlen. Wir richten uns überall nach unserer Bequemlichkeit ein, gerade so wie wir nirgendwo Wurzel schlagen. Unser Leben ist eine Art ununterbrochenen Pensionswechsels: man zieht ein, wohnt und ißt zusammen mit diesen fremden Menschen, um am anderen Tag an einen anderen Ort einzuziehen und mit anderen fremden Menschen zu wohnen und zu essen. Wir kennen alle bedeutenden Städte Europas, sind überall wie zu Hause, aber auch nicht mehr; wir haben überall unser Hotel und unser Restaurant, wohin wir kommen und uns angeheimelt fühlen von dem bekannten Gruß des Portiers und des Oberkellners. Wir sind mit den Alpen ebenso intim bekannt wie mit der Person, mit der wir eine Tagereise lang im selben Eisenbahncoupe gerüttelt wurden; und in den Badeorten gehen wir aus und ein mit derselben hausgewohnten Gemüthlichkeit, wie in unserer Pension. Und wie wir überall und nirgend zu Hause sind, so kennen wir auch Alle und Keinen. Wir haben mit so Vielen zusammengelebt, daß wir nicht einem Einzigen auf den Grund gekommen sind, ganz ebenso, wie wir unser Leben an so vielen Orten zersplittert haben, daß wir mit keinem einzigen verwachsen konnten. Ich selbst kenne ganz Europa, bin überall zu Hause, habe überall meine Bekannte, bin Pariser in Paris, Berliner in Berlin, weiß genau, was chic ist und was schneidig ist, und bin mit meinem Freund Mr. Smith, ganz ebenso intim, wie mit meinem Freund Herrn Meyer. Nur eine Stelle in der Welt kenne ich nicht, und das ist das Gütchen, das ich irgendwo in Friesland besitzen soll, das ich nie gesehen habe und von dessen Dasein ich nichts weiß, außer daß Dunkel mir jährlich die kleinen Nettoeinnahme sendet, von der ich eine ganze Saison in Ostende leben kann und die also doch zu etwas gut ist . . .

Ich wache aus meinen Gedanken auf, weil der Zug steht. Wir sind angekommen. Ich lasse meinen Koffer herab und steige aus, fühle Bergluft und begegne einer sparlamen Beleuchtung in einem tiefen Dunkel und einer großen Menschenleere. Bekomme einen Stationsaufseher zu fassen

und frage ihn, wo Logis zu haben ist. Er nennt einen Namen und zeigt mit der Hand um die Ecke des Stationsgebäudes. Ich bin noch ganz blind von all dem Schwarzen um mich herum und tappe vorsichtig vorwärts im Schmutz. Ein Haus taucht plötzlich vor mir auf, niedrig, mit Veranden ringsum und Dunkel hinter all den kleinen Fenstern. Nur aus dem Flur fällt ein spärlicher Lichtschein in die Finsterniß. Ich trete ein, gehe an einer Reihe übereinandergestapelter Biertonnen vorbei, höre nebenan ein Brummen und Summen vieler Stimmen und falle durch eine Thür in ein Zimmer, das voll von Rauch und Bier und Menschen ist. Die Kellnerin läutet an einer Glocke, die Wirthin kommt, den rasselnden Schlüsselbund an der Hüfte, und ich werde in ein Zimmer geführt, das in seiner Außer-saisonlichkeit eiskalt und ohne Gardinen ist. Darauf gehe ich wieder hinunter, esse das schreckliche bairische Essen und trinke das herrliche bairische Bier. Als das besorgt ist, sehe ich auf die Uhr: neun. Hier unten ist nicht auszuhalten, oben auch nicht — ich ziehe den Rock an und trabe hinaus.

Ich bin so blind wie eine Eule am Tage, aber der Weg ist mit Steinen bestampft, und auf diesem Wegweiser tappe ich mich vorwärts. Hier und da ein blasser Lichtschein giebt außerdem an, wie die Straße sich zwischen den Häusern hinwindet. Ich höre etwas rieseln und steige über einen Bach, dessen Wasser es vernehmbar eilig hat, vom Berg hinab in den See zu gelangen. Ich gehe noch eine Strecke und höre im Dunkel und in der Stille ein Plätschern. Nach einer kleinen Weile bin ich am See, den ich nicht sehe, aber dicht unter mir höre. Ich lehne mich über die Barrière und bleibe stehen, horche dem Wellengeplätscher und starre hinaus in dieses Dunkel, in dem es so gar nichts zu sehen giebt, außer den spärlichen Lichtern im Dorf. Und doch lausche ich, als ob noch etwas Anderes zu hören wäre, außer dem Wellengeplätscher, oder als ob dieses selbst mir etwas mehr mitzutheilen hätte, als den Laut seiner kleinen Wogen; und starre hinaus in das Dunkel, als bewahre es etwas für mich auf. Und plötzlich jagt es ganz laut in mir: Dies ist ja das Leben, — ein stilles Wellenplätschern in einem tiefen Dunkel. Es giebt keine Lebensphilosophie, die größer wäre; dies ist der einzige Punkt des Archimedes, den es giebt . . .

III.

Als ich am anderen Morgen aufwache und nach der Uhr sehe, ist es erst acht. Das scharfe Licht hat mich so früh geweckt; es fällt durch vier gardinentlose Fenster von zwei Seiten in das Zimmer. Wie ich so in meinem Bett liege, sehe ich durch das eine Fenster, gerade über der Bettlehne, die Berge hinter dem See, mit ihren schneebedeckten Gipfeln und Rämmen.

Es ist rauhkalt im Zimmer, und ich fahre rasch in die Kleider. Ich fühle mich inwendig so öde in diesem möbelleeren Raum mit nackten

Wänden und ohne Teppich auf der Diele; der kleine schwarze Kamin sieht so schwarz und leer aus, als hätte nie Feuer in ihm gebrannt — man friert schon bei seinem Anblick. Aber draußen stehen die weißen Berge, — ganz nahe, scheint mir's, obgleich ich weiß, daß sie weit weg sind, — stehen in ihrer lustigen, beruhigenden Ruhe; ich reiße das Fenster auf, und mir entgegen weht die Bergfrische, in der man nie friert.

Nach dem Kaffee mache ich einen Morgenspaziergang. Es hat während der Nacht geschneit, und die Wege sind schlüpfrig. Ich krampe die Weinkleider um und fühle mich wie ein deplacirter Gigerl, während ich so durch das Dorf schreite, den Rodfragen aufgeschlagen, die Hände in den Taschen, den Stock unter dem Arm, in meinen japanesisch spitzen Schuhen und umgeschlagenen Hosen. Die Eingeborenen widmen mir ihr unverstelltes Interesse; doch ich fühle mich gar nicht am rechten Ort und das Ganze genirend; aber ich drücke den Aneiser fester auf meine sich in der Kälte röthende Nase und bewahre meine Ueberlegenheit, indem ich die Situation unter'm Gesichtswinkel des Selbsthumors auffasse. Unterdessen habe ich den Weg von gestern Abend zurückgelegt, der, wie ich jetzt sehe, gerade durch den kleinen Ort führt; lauter alte Häuser und Höfe mit bemalten Wänden, Veranden um den oberen Stock, Busenscheiben und grünen Fensterläden. Ich wandere eine Strecke am See entlang und wende auf einem Umweg zurück, über die Höhen, nach einem raschen Blick auf meine Schuhe. Ich befinde mich wieder im Dorf, ohne daß ich von meinem Spaziergang etwas Anderes mitbringe, als das Bewußtsein, eine Morgentour gemacht zu haben. Gerade wie ich wieder vor meinem Wirthshaus stehe, „Zum Brückenfischer“ lese ich, und ganz rathlos, was ich jetzt unternehmen soll, den Blick mit gemachtem Interesse über Alles schweifen lasse, was er schon gesehen hat, eigentlich in beherrschter Verzweiflung, ob sich denn Nichts darbieten will, was des Interesses werth ist, — denn ich fühle, daß alle Fenstercheiben rund herum voll sind von plattgedrückten Eingeborenengesichtern, die mich voll Verwunderung anstarren, wonach ich denn hier zu gaffen habe —, da bleiben meine Augen an einem Hofe hängen, der ganz allein und frei, hoch auf einem mächtigen Abhang liegt, die Vorderseite mit ihren massiven Mauern und kleinen Fenstern dem See zugehend. Er sieht so uneinnehmbar aus, ist mein Eindruck, wie eine Festung; — und was für eine Aussicht, füge ich hinzu; besehen wir ihn uns näher!

Und ich steuere wieder zwischen den Häusern hin, die in ihrer malerischen Unordnung daliegen.

Sobald ich den letzten Bauernhof hinter mir habe, steigt der Weg. Ein schmaler, schlüpfriger Fußpfad windet sich an einer tiefen Klust hin, in deren unterstem Spalt ein Bach vom Berg herab dem See zustürzt. An den Rändern, wo der Schnee weggeschmolzen ist, wachsen schon die ersten bleichen Blumen des Vorfrühlings: die weißen Gänseblümchen und die gelbe Schlüsselblume und eine blaue, die ich nicht kenne, mit haarigem

Stengel und langen, geschlossenen Kelchblättern. Der Pfad wirft sich mit einem Sprung quer über die Klust — und nach einer Strecke wieder zurück: auf einmal sehe ich die Rückseite des Hofes gerade über mir, an einem buschbewachsenen Absturz. Ich bleibe stehen und hole Athem und trockne mir den Schweiß von der Stirn, klettere darauf weiter in die Klunde um den Absturz und befinde mich an der Vorderseite des Hofes, den breiten, steilen Abhang vor mir und unter mir das Dorf und den See und drüben die weißen Berge hoch am Himmel.

Wie ich mich wieder dem alterthümlichen Hof mit den kleinen, trüben, undurchdringlichen Fensterchen in den dicken Mauern und dem vorspringenden geschnitzten Balkon über dem niedrigen Erdgeschos zuwende, bemerke ich eine Frau in der Thüröffnung, neben der die Madonna mit dem Kinde und einer der drei Weisen aus dem Morgenlande in gelb und roth an die weißgetünchte Wand gemalt sind. Die Frau trägt die oberbairische Tracht: das kurze, schwarze Leibchen, den kurzen, bunten Rock, darunter weiße Strümpfe und um den Kopf geschlungen das schwarze Kopfstuch, dessen mittelster Zipfel lang auf den Rücken hinunterhängt. Sie steht und sieht gerade vor sich hin in die weite Aussicht; sie läßt sich Nichts merken, daß sie mich gesehen hat, aber ich fühle, daß sie weiß, ich stehe hier. Es fällt mir plötzlich etwas in ihrer Haltung auf, wie sie da mitten in der Thür steht und hinausblickt: etwas eigenthümlich Einfaches und Sicheres und Unbekümmertes, freundlich und selbstgenügsam zugleich und abwartend, als ob sie wohl über ihre Schwelle treten könne, aber es dann ganz die Sache des anderen Partes sei, ob er näher kommen wolle oder nicht. Diese Beobachtung, oder richtiger: dieser Eindruck schlägt in mich nieder wie ein großes wunderliches Behagen; und einem Impuls gehorchend, von dem ich mir gar nicht näher Rechenschaft gebe, lüfte ich den Hut und trete zu ihr auf das getäfelte Steinpflaster vor dem Hause.

„Guten Abend,“ grüße ich, jetzt am Vormittag, nach der Sitte des Landes, sehe sie an und finde eine Frau in mittleren Jahren vor mir, mit einem feinen, beweglichen, frischen Gesicht von der Art, die die Jahre verfeinern und beseelen.

„Grüß Gott,“ antwortet sie, während es ihr um Mund und Nasenflügel zuckt und sie den Kopf etwas zurückwirft, mit einer eigenthümlichen Bewegung, die mir gefällt.

Ich stehe einen kurzen Augenblick und sage Nichts. Darauf frage ich, ohne den geringsten Gedanken daran gehabt zu haben, ganz von selbst, als sei das der Grund, weswegen ich gekommen:

„Sind hier Zimmer zu vermietthen?“

„O ja,“ antwortet sie.

Und ehe ich noch dem Erlaunen über mich selbst Einlaß gewähren kann, das irgendwo auf der Lauer in mir sitzt und großäugig anklopft, um hereinzukommen und zu sehen, was ich für Dummheiten treibe — spaziere ich schon hinter der fremden Frau her in's Haus.

Wir gehen durch einen geräumigen Flur, groß wie ein freundliches Zimmer. Sie schreitet mir voran eine Treppe hinauf und öffnet eine Thür; wir wandern durch eine ganze Reihe Zimmer und kommen endlich in Stube und Kammer mit alten, geschnitzten Möbeln, großem Ofen aus grünen Macheln, der sich durch die Wand streckt, und sehr tiefen Fenster-nischen, hinter denen die fernen Schneeberge sich wie ein Fondgemälde ausnehmen.

„Das wäre ja passend,“ sage ich.

„Wie Sie wollen,“ antwortet sie und lächelt.

„Ja, dann nehme ich dies wohl!“

Wir stehen Beide und sagen Nichts.

„Und wann denken Sie zu kommen?“ fragt sie mit ihrem Kopfschütteln.

„Am liebsten gleich,“ erwidere ich, sehr verwundert über mich selbst.

„So, so, gleich?“ antwortet sie, auch verwundert, und sieht mich eigen an. „Ja, Sie können nehmen, was Ihnen gefällt,“ sagt sie mit einer großen Geberde über die ganze Zimmerreihe und lächelt, während ihr ganzes Gesicht in Bewegung ist.

Und am Nachmittage klettern wir in Procession den Berg hinauf. Voran ein Knecht und eine Magd aus dem Wirthshaus mit meinen Sachen, hinterher ich selbst, den Kocktragen aufgeschlagen, die Hände in den Kocktaschen, den Stock unter dem Arm, in umgekrempten Hosen und japanisch spitzen Schuhen. Meine Wirthin steht wieder in der Thür und empfängt mich, diesmal umgeben von ihren Buben und Mädeln. Die Sachen werden in mein Zimmer getragen, Alle gehen hinaus, ich bleibe allein und fange langsam an auszupacken und mich einzurichten.

Ich bin gerade fertig mit dem Nothwendigsten, habe meine Koffer hinausgestellt und stehe nun mitten auf der Diele und weiß nichts mehr zu thun. Da kommt ein merkwürdiger Augenblick. Es ist ganz still, draußen und drinnen; und durch das tiefe Fenster sehe ich die Berge, weiß, mit scharfen Linien, sich vom klaren, blasgrünen Himmel abheben. Die Sonne ist schon hinter dem Berge, es ist der Augenblick, wo das Licht durchsichtig klar wird, ehe es dämmt. Ich stehe und stehe — eine große Stille ist plötzlich über mich gekommen. Alles außer mir und in mir schweigt; die Zeit selbst steht still; und ich halte den Athem an. Ich weiß nicht, was jetzt vor sich geht, — aber das Ganze wird mir auf einmal unwirklich, und ich erkenne mich selbst nicht wieder. Alles erscheint mir gleich fremd, die Umwelt und ich selbst; das Empfindende in mir ist plötzlich von dem Empfundnen geschieden. Ein unbekannter Mann steht in einer unbekanntem Umgebung; und mein Ich irrt um all' dies Unbekannte herum, wie ein verflogener Vogel mit ängstlichen Flügelschlägen und stummem Schrei. Und die Dämmerung fällt und fällt, und eine Welle von Wehmuth schwillt in mir empor und vereinigt wieder das Getrennte.

Es ist ganz dunkel um mich herum; aber ich stehe noch da, mitten auf der Diele, und finde mich selbst wieder, wie ich auf ein Klappen von Wasser draußen lausche, ein Rieseln und Klappen, als hätte es so seit ewigen Zeiten gerieselert und würde in Ewigkeit fortfahren so zu rieseln . . .

IV.

Ich bin schon soweit, daß mein Tag genau eingetheilt ist. Es war immer so mit mir, ich fühle mich nie recht wohl, ehe meine Zeit bestimmt geregelt ist und ich mich darin eingelebt habe. Bis das geschehen ist, fühle ich mich gewissermaßen immer auf reisendem Fuß, so provisorisch unruhig, gerade so, wie wenn man sich am Morgen recht mollig in die Bettdecke wickelt, um noch einmal einzuschlafen, aber nicht schlafen kann, da man wider Willen auf einen störenden Laut horchen muß. Pedanterie, haben die Anderen immer gesagt; aber kann es nicht vielleicht etwas Anderes sein, etwas, das meine Natur ist, ein doppeltes Echo von den Gewohnheiten meiner Vorfäter, die durch Jahrhunderte, von Geschlecht zu Geschlecht, so ein Einerlei-Leben geführt, in dem der Tag genau eingetheilt war, und der, welcher kam, dem auf ein Haar gleich, welcher ging . . .

Genug, ich habe meine liebe Tagesroute und lebe dabei auf. Schlafe gern bis in den hellen Morgen. Nach dem Ankleiden und der Chocolate gleich hinaus — ich habe nie einen klaren Kopf, ehe ich Lust und Körperbewegung gehabt. Um Zwölf Mittagessen. Um halb Zwei kommt der Zug, und da wandere ich regelmäßig hinunter, um die Post zu holen. Darauf folgt die Arbeitszeit: von halb Drei bis halb Sechs schreibe ich. Dann gehe ich „zum Bier“. Um halb Sieben Abendessen; zuletzt ein Grog und ein Buch; und vor halb Elf schlafe ich schon, jenen Schlaf der Gerechten, der in unserem neunzehnten Jahrhundert beinahe eine Sage geworden ist.

Und am anderen Morgen erwache ich zu einem neuen Tage, der eine Wiederholung des vergangenen ist.

Ich kenne hier im Dorf Alle und Keinen, — aber daran bin ich ja gewöhnt. Ich spreche mit Niemandem, aber wir grüßen uns gegenseitig, von den Honoratioren bis zu dem Mann, der die Wege fezt; und ich weiß nicht wie, aber die Leute haben hier eine Art zu grüßen, die der in den Städten ganz unähnlich ist: es wird Einem dabei ganz warm um's Herz. Die Kinder auf der Straße kommen und geben mir die Hand, nach allerliebster Landesart; neulich begegnete ich einem zwölfjährigen kleinen Mädchen mit einem nordisch blonden, zarten Gesichtchen; sie blieb halb stehen, sah mich mit ein paar offenen blauen Augen an und sagte ihr: „Grüß Gott, Herr Stedinger!“ so bekannt und lächelnd, daß ich ganz gerührt in meine Einsamkeit zurückwanderte.

Dann und wann überfällt mich freilich das Bedürfnis, unter anderen Menschen zu sitzen und mit anderen Menschen zu sprechen, aber das kommt

weniger aus Ueberdruß und innerer Leere, eher aus einem Gefühl von Fülle, das von seinem Ueberfluß mittheilen möchte. Dann gehe ich zum Hausherrn hinein; nicht, um die Zeit todtzuschlagen, sondern weil ich so vollgepfropft von munterer Laune und warmen Stimmungen bin. Und dann sitze ich in der warmen Stube mit dem mächtigen Herd und den wandfesten Bänken und dem massiven Tisch, zwischen Vater und Mutter und Buben und Mädchen, und trinke meinen Grog mit Vater und dem ältesten Sohn, die, so lang der Abend ist, Schuhplattlweisen auf der Zither und der Guitarre spielen, während die Schwarzwälderuhr in den Pausen gemächlich tikt zu meinen stillen Betrachtungen.

Oder ich mache, wie heute, einen weiten Weg. Ziehe meine nägelschlagene Bergschuhe an und den grüngelanteten Lodenrock; den weichen Filzhut auf dem Kopf, den Stock mit der eisernen Spitze in der Hand, wandere ich den Berg hinauf, anzusehen ganz wie ein anderer Eingeborener. An den mächtigen Rücken, von denen sich einer über den anderen wölbt, und längs denen das Wasser in runden Holzröhren und offenen Rinneen hinunterfließt, setze ich hinauf und folge dann dem Weg, der sich dem Bach entlang am Berg hinaufschlängelt. Blumen leuchten: gelbe Caltha, eine schöne, rothe Primel; und die Vögel singen. Während der Nacht ging ein starker Frühlingswind; hier unten ist es schon fast still, aber droben jagen weiße Wolkenstreifen rasch am blauen Frühlingshimmel hin. Ich biege auf einen der schlüpfrigen Waldwege ab und vertiefe mich zwischen die Unendlichkeit schlanker hoher Tannenstämmen. Die Einsamkeit wächst um mich, je weiter ich komme, schließt sich um mich, legt sich hinter mich, zwischen mich und die übrige Welt; nur der Wald ist über mir wie ein einziges tosendes Brausen. Ich stehe, horche; eine Stimmung kommt in mir auf von frohem, herrlichem Schrecken; und ich setze meine Wanderung fort.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gegangen bin, weder der Zeit, noch der Strecke nach, da stehe ich auf dem Gipfel. Die Aussicht ist frei nach allen Seiten; ich sehe rund herum in ein endloses, wechselndes Panorama von nahen steilen Bergwänden und fernen Schneecalpen, weißen Dörfern und langen grünen Abhängen, Seen, die in weiter Ferne blauen, weiten Flächen, die sich im Sonnennebel am Horizont verlieren; und ich fühle mich auf einmal als der kleine Punkt, der ich bin, mitten in diesem All.

Ich setze mich auf einen Baumstumpf, die Ellenbogen auf dem Knie, das Kinn in der Hand. Alles liegt da unten um mich herum, stumm, unbeweglich, schlummernd; und die Wälder stehen und rausen ihr dröhnendes Schlummerlied. Und doch ist es mir, wie ich so in einem Zustand von Träumerei sitze, sehe und nicht sehe, höre und nicht höre, — doch ist es mir, als ob diese ganze stumme, unbewegliche Landschaft sich bewege, etwas flüstere, etwas, das an mich gerichtet ist. Es ist wie ein fragendes Lächeln, ein stiller, melancholischer Anruf, bloß mit einer Miene, — und an mich gerichtet. Ich fühle ein tiefes, frohes Erstaunen, denn es kommt

mir wirklich so vor, als hätte das Alles herum bloß darauf gewartet, daß ich hier oben sitzen sollte, wie jetzt, um mir Alles zu vertrauen, was es mir zu sagen hat. Und dann, unmerkbar, gleitet der ganze Anblick weg aus meinem Sinnes; und im selben Augenblick ist es mir, als ob eine Seele, das geheimnißvolle Lächeln, die vorwurfsvolle Miene in mich hineinversetzt seien. Es geht ein Klang durch mich hindurch, ein tönender Schimmer, wie wenn der erste, schwache, kaum hörbare Ton einer alten Weise, von der wir uns nicht länger erinnern, wann und wo sie gesungen wurde, deren Echo aber noch in uns vibriert, plötzlich durch die Ferne zu uns dränge; und ich halte den Athem an und lausche. Etwas kommt zu mir, etwas, worauf ich gewartet habe, jahrelang, wie das Mädchen auf seinen Herzliebsten, der in der Ferne ist, etwas, das einmal mein war, aber vor so langer, langer Zeit . . .

Ich sitze still wie eine Maus und rühre keinen Finger, und halte den Athem zurück, bis es mich anstrengt, und horche, jeden Nerv gespannt . . . aber da schweigt auf einmal Alles und ist stumm. Ich fahre mir mit der Hand über das Gesicht und sehe mich um, als suche ich etwas, das ich verloren habe. Die Stimmung ist in einem Nu wie weggeblasen; und vor mir liegt wieder die weite Landschaft, dieselbe wie früher, aber so verschlossen und ausdruckslos; und ich fühle ein großes Entbehren in der Seele. —

In der fallenden Dämmerung steige ich den Berg hinab, nach dem Hof zu, der, von dieser Höhe gesehen, am See zu liegen scheint. Die Thür zum Stall steht offen, und ich gehe des Wegs hinein. Drinnen sitzt einer der Buben und melkt die Kühe; und ein paar von den Kleinsten stehen nebenan mit Krügeln in den Händen und warten darauf, die kuhwarne Milch zu trinken. Ich bleibe auch stehen: es fühlt sich so warm, wenn man gerade aus der kalten Abenddämmerung kommt, die Laterne wirft einen so anheimelnden, unbestimmten Schein über die Kühe hinter den Futtertrögen und die Schafe hinter dem Schafverschlag in der Ecke, und die Luft ist stark von Ammoniak. Dieselbe Stimmung wie neulich da droben ergreift mich, noch tiefer, noch innerlicher, — die Stimmung einer Erinnerung, die sich nicht ganz auslöchen kann. Unterdeß kommt Mutter herein vom Gang, der quer durch das Haus, vom Eingang zum Kuhstall führt; und wie sie mich sieht, nimmt sie dem einen Kind das Krügel weg und fragt, ob ich nicht auch trinken möchte. Und ich jage ja, und die fette, rahmgelbe Milch schäumt in einem geraden Strahl in's Krügel, und ich trinke die warme Kraft in einem Zuge aus.

Darauf gehe ich zu mir hinein, wechsele die Schuhe, werfe einige Holzscheite in den grünen Kachelofen und setze mich an's Fenster, um in der Dämmerung zu träumen.

Der Himmel über dem Berge, hinter dem die Sonne niedergegangen, ist kalt und beinahe weiß, und die Klämme zeichnen sich auf diesem Hintergrunde in scharfen Linien, fast schwarz, da der weiße Schnee in der heißen

Frühlingssonne weggeschmolzen ist. Mitten aus der wagerechten, fleingezackten Linie erhebt sich eine hohe, dunkle Gestalt im Abendlicht; es war eine Steinspitze für gewöhnlich, aber ich merke jetzt, daß es eine menschliche Gestalt ist. Ich nehme sogar die Gesichtszüge ziemlich deutlich wahr, wenn die Gestalt den Kopf zurückbeugt und das grelle Licht auf sie fällt; und Staunen ergreift mich, denn sie verrathen eine deutliche Aehnlichkeit mit meinen eigenen. Eine menschliche Gestalt ist es, und doch nicht die eines gewöhnlichen Menschen, sondern größer und unwirklicher. Und sie wächst und wächst; es ist, als käme sie immer näher — auf einmal merke ich: das beruht darauf, daß sie sich bewegt. Noch eine Weile steht sie aufrecht in ihrer ganzen vollen Länge, die Füße auf dem Bergkamm, das Haupt hoch oben im durchsichtigen Aether, — darauf schreitet sie langsam am Abstieg hin, ein Riese, dessen Schritte schwer im Dunkel und Schweigen des Abends hallen. Und er wandert und wandert, und die Sonne geht wieder auf, und es wird wieder Abend, und Jahrhunderte steigen herauf und gehen unter, und bei jedem verdämmernden Jahrhundert klingen seine Schritte müder und schwerer, und wird sein Antlitz mehr das Antlitz eines Mannes, der sein Heim sucht und sich nicht mehr zurecht findet auf seinem eigenen Feld und in die Irre geht auf seinem eigenen Grund und Boden. Wenn die Sonne blendend auf ziegelgelben und rothen Häuserreihen neuer Städte liegt, sucht er abgelegene Waldthäler auf und setzt sich vor das Wirthshaus in einer kleinen, schwarzen Stadt in Thüringen, um zu träumen; und wenn er auf seiner Wanderung durch stockfinstere Nächte die Fabrikfeuer plötzlich vor sich aufflammen und die Nacht roth färben sieht, biegt er ab in die undurchdringlichen Wälder des Fichtelgebirges und läßt sich in Schlaf sinken, oder er setzt sich am Strande der Nordsee nieder und lauscht dem Wasserchlag, der ihm vorjingt, daß sein Urahn das Landkind in der Familie war, und daß seine Väter immer in den Wäldern ihr Heim hatten und auf dem Meer und auf den weiten Ebenen, und darum wandert er umher mit einem Gefühl des Nirgendsheimlichseins, er, der letzte Germane auf der Wanderung nach dem Punkt des Archimedes — — —

Klänge von unten schlagen an mein Ohr: zarte Klänge von Zither und Guitarre. Die Dämmerung steht dicht um mich herum und füllt den ganzen Raum; und draußen ist der Himmel voller Sterne. Unten wird gespielt. Plötzlich ist es, als glitten die Wände weg; und ich sehe das ganze Innere der Stube vor mir in der unruhigeren Beleuchtung der Abendlampe. Da taste ich mich nach der Thür und gehe hinunter.

V.

Eines Tages taucht der erste Tourist auf, gerade wie ich auf dem Heimweg von meinem Morgenspaziergang bin. Er zieht durch das Dorf, ausgestattet mit einem unbequemen, steifen Hut und einem unbequemen

Ueberrock aus dickem Zeug, der ihm bis unter die Kniee reicht. In der einen Hand hat er den rothen Bädeler und in der anderen einen unverhältnißig langen Alpstock, den er linksch handhabt. Das fettblasse Gesicht mit der ungejunden grauen Farbe verräth ein stillstehendes Stubenleben in einer Bank oder einer Verwaltung. Als ein kleiner Mops, dessen Gegenwart seiner Aufmerksamkeit entgangen, plötzlich hinter einem Stacket mit böshafem Gecläff auf ihn zufährt, zuckt er zusammen und biegt aus; und mit Blicken, die sich mißtrauisch jedes eventuelle Lustigmachen verbitten, den Alpstock noch linkscher hantirend, seit er durch das Hundegecläff nervös geworden und aus der Fassung gekommen — setzt die merkwürdige Erscheinung ihre Wanderung fort durch das Dorf und verschwindet um die letzte Hausecke.

Damit habe ich den ersten Vorgegeschmack der nahenden Saison bekommen. Andere folgen bald nach, — es dauert nicht lange, so treten sie einander auf die Fersen. Und der Invasion vorausseilend, lange ehe sie sich noch recht in Bewegung setzen konnte, schlägt mir der Geruch der Stadt und vieler Menschen entgegen und erzeugt in meiner Seele ein ganzes Gewimmel von Gefühlen, Gesichten und Betrachtungen.

Und die Tage werden glühend, und der Juli kommt, und jedes Haus ist bis unter das Dach vollgepfropft und die Dorfstraße bunt von Toiletten. Blasse Kinder wandern sittsam und gelangweilt an der Hand der Bonne, und anämische Damen stehen vor dem Hôtel und kokettiren mit fettgrauen Herren, unter denen gewöhnlich der Eine oder Andere sich mit den kurzen, grünbestickten Lederhosen und den langen, grau-grünen Strümpfen ausstaffirt hat, die das schlaffe, graugelbe Fleisch seiner Kniepartie offenbar werden lassen. Man vermischt seinen Schmutz im See und seine üble Ausdünstung im Speisejaal des Hôtels. Ueber dem ganzen Dorf schwebt, wie es mir scheint, als verdichtete Atmosphäre, die Ausdünstung all' der verlegenen Unreinlichkeit, die sich während zehn Monaten in diesen tausend Körpern angesammelt; und ich wende mich instinctmäßig weg, wie wenn eine Person sich an Einen lehnt, deren uns entgegenschlagender Athem übel riecht.

Blos droben auf unserem Berge bin ich ganz außerhalb dieses neugebildeten Wirbels. Allerdings habe ich das ganze Hurlumhei von meinen Fenstern aus, die Tag und Nacht weit offen stehen, vor Augen; aber mich erreichen kann es nicht. Dagegen habe ich das Bewußtsein, daß es da ist; die Empfindung davon verläßt mich niemals ganz; es ist mir Alles näher gekommen, auf den Leib gerückt, hat sich vor meine eigene Thür gesetzt. Es drückt mich ein bißchen, es ist mir ein Unbehagen, und ich empfinde es, als ob eine unbequeme Person, mit der ich doch keinen rechten Anlaß habe, Händel zu suchen, sich ganz nonchalant in meinem Zimmer niedergelassen hätte. Aber zugleich ist der Contrast concreter geworden, der Contrast da draußen; und der Contrast da drinnen, in mir, ebenso. Es schneidet sich, es gerinnt in mir, das Eine scheidet sich reinlich von dem Andern;

und im selben Maße, wie das Eine als das Fremde, das meinem Instinct zuwider, vor mir steht, im selben Maße klärt sich das Andere und wird immer durchsichtiger, und ich fange an, zu unterscheiden, was das stets aufgerührte Wasser mir nie gestattete, zu sehen: den Boden meines eigenen Ichs

In einem herrlichen Sommerabend steige ich meinen Berg hinauf, die Seele voller Ekel über jene Welt da drunten. Ich habe im Hötelgarten gefessen und mir die Seele krank an diesen Typen einer Cultur und einer Raceentartung gesehen, die meinem Instinct zuwider sind. Während ich hinaufklimme in dem schönen Augustnachmittag, der schon abendstill wird, glimmt in mir eine trübe, leere und flackernde Vision davon nach, und die allgemeine Ekelempfindung formt sich aus durch alle Sinne. Und aus diesem Ekelchaos lösen sich einzelne Linien, Körper und Gesichter; und zwei Mittelpunkte bilden sich von selbst, um die meine Unlust so geschwind und so lange schwingt, bis sie sich zu greifbarer Form condensirt haben. Einen Augenblick lang merke ich, das sind alte Eindrücke einer wirklichen Welt, in der ich selbst mitgelebt und die bloß auf die Stimmung gewartet haben, die jetzt gekommen ist, um sich aus meinem Unbewußten zu lösen und als Körpergewordene Typen eines Zeit-Bodenjases vor mir dazustehen, der sich in mir aufgesammelt und großgewachsen hat zu einer Unlustempfindung für meinen Instinct. Erst eine Erinnerung, von wann, weiß ich nicht mehr, die sicher jahrelang begraben und vergessen in mir gelegen, und jetzt so federkräftig hervorspringt, als wäre sie mein letztes Erlebnis. Ich sah an einem Sommerabend auf einer Hötelveranda in Göhren auf Rügen, zusammen mit einem Bankier aus Berlin; da kam ein alter, würdiger Bauer vorbei in seiner schönen Mönchguttracht und mit einem jener großgeschnittenen Gesichter, die meiner Heimat Friesland eigenthümlich sind. Mein Begleiter, zu dessen Profil ein Turban vielleicht vorzüglich gestanden hätte, schnitt Gesicht und machte einen dummen Berliner Wit über den Alten, der uns ruhig ansah und vorüberging, ohne eine Miene zu verziehen. Und die Arbeit in mir rollt weiter, und ich frage mich selbst humoristisch höhrend, wie man sich denn eigentlich das Culturleben unserer Zeit am besten veranschaulichen könne, — und vor meinem inneren Blick schiebt mit einer Geschwindigkeit, als wäre ein verborgener Faden unter ihr, eine Marionette auf, die täuschend einem Menschen gleicht, nicht einer Persönlichkeit, sondern einem Typus: dem Träger unserer modernen Theatercoulißencultur, der sich Notizen für sein Drama zur nächsten Saison im Expresszug von der Premidre in X zur Premidre in Y macht

Vor der Schwelle sitzt Mutter mit den Kleinsten um sich. Es ist Sonntag. Ich setze mich auch zu ihnen. Der Abend ist nahe, die Sonne nähert sich dem Berge, und in die Luft kommt die Stille der Sonnenuntergangsstunde, die sich auch dem Menschen mittheilt. Unser Gespräch hört auf wie von selbst, die Pausen werden lang, und die wenigen Worte, die

fallen, schrillen so wunderbar in der tiefen Ruhe, die die Natur ergriffen hat, daß man sich fast scheut, sie auszusprechen. Schließlich kommt ein Augenblick, wo wir völlig schweigen; die Sonnenscheibe ruht auf dem Bergkamm, und drunten in den Kirchen läutet's zur Vesper.

Es ist bloß ein kurzer Augenblick, aber er scheint mir unendlich. Es ist die Ewigkeit, festgehalten im Nu. Ist es Gottesdienst, den ich halte? So müssen gläubige Katholiken empfinden, wenn sie auf den Knien in ihrer Kirche liegen und sich erhört fühlen. Was mich jetzt erfüllt, ist der vollkommene Frieden. Es ist der Frieden des Alls, das sich selbst in mir, dem Menschen, empfindet. Aber es ist auch etwas Anderes, etwas, das mein Weien zittern in einer Erwartung läßt, die das Glück ist. Als die Sonne nur noch mit der halben Scheibe über dem Horizont steht, ist es mir auf einmal, als ob inwendig in mir auch solch ein Sonnenuntergang glühe, wie der heut Abend, aber doch nicht derselbe; und in einem Blinken — es steht Alles vor mir, ohne daß ich weiß, wie es gekommen — taucht ein Bild auf, das in den allertiefsten Schichten meines Unbewußten eingebettet gewesen sein muß; und ich sehe mich selbst, einen kleinen Buben, mit Vater und Mutter vor meinem friesischen Väterhof sitzen, den ich jetzt zum ersten Mal sehe in dieser auferstandenen Erinnerung, und es ist Sommerabend, und die große rothe Sonne sinkt hinab in's Meer . . .

Und ich bleibe hier andächtig sitzen zwischen Mutter und den Kleinsten, während unten zur Vesper geläutet wird und die Sonne sinkt. Ich fühle ein Licht aus dieser meiner ältesten und wieder lebendig gewordenen Erinnerung fallen, und die Brücke sich wölben zwischen meinem Da und Jetzt, und den verlorenen Zusammenhang im Ich wieder angeknüpft. Ich finde mein wirkliches, eines und einziges Ich wieder und empfinde mich zum ersten Mal in meinem Leben als eine Einheit mit der Harmonie und Ruhe der Einheitlichkeit.

VI.

Die Saison ist vorbei, der Sommer geht zu Ende, und die Gäste ziehen ab. Jeder Zug führt seine Last mit sich weg, und es wird immer leerer von Menschen in den Wirthshäusern und auf den Wegen. Ich habe wieder den See ganz für mich, wenn ich am Morgen bade; und es geschieht nicht mehr selten, daß ich nutterseelenallein bei meinem Nachmittagsbier sitze. Es wird immer leerer und stiller; man merkt es mit jedem Tage, der geht. Das Dorf sinkt langsam zurück in seine Ferneinsamkeit und seinen Winterschlaf. Die Villen haben geschlossene Läden, und die Bäume werden gelb und roth. Eines Tages wirbelt der Wind die letzten Blätter herunter; und schon früher sah man an einem kalten Nachmittag die Berge sich in Weiß kleiden.

Es wird ein schöner Herbst, und er geht, und es kommt ein harter Winter. Da ziehe ich mich immer mehr in mich selbst und das kleine

abgegrenzte Stück Leben zurück, das die Familie auf unserem Berg darbietet.

Dabei kommt es zu noch einer Spaltung, der letzten in meinem nun heilgewordenen Ich. Es ist eine Spaltung zwischen dem Ganzen und einem Theil desselben, zwischen meinem Wesen, das unmittelbar sein will, und meinem raisonnirenden Kopf. Im ersteren steigt eine Neigung auf, die sich nicht einmal um die Frage nach ihrer Berechtigung kümmert, da sie eins ist mit meinem Ich, und das Ich nicht in der Wahl zwischen Sein und Nichtsein zu zweifeln pflegt; sie steigt auf in mir, wächst und erfüllt mich und wird eins mit der Empfindung von Wärme und Kraft, dem Zeichen der Vitalität. Mein Kopf, getrieben von der Besorgniß für seine bedrohte Souveränität, ahnt einen Feind in dieser aufsteigenden Neigung, die steigt wie das Meer zur Fluthzeit, unmerklich, aber unwiderstehlich, steigt und steigt und schon an seine Ufer schlägt. Mein Kopf holt aus der Geschichte und Wissenschaft alle die vielen Lebensideale und Weltanschauungen hervor, zwischen denen Generationen auf der langen Wanderung der Menschheit zerdrückt wurden, legt sie auf seine Weise zurecht, giebt die Proportion und zieht das Facit. Mein Kopf docirt, von seinem eigenen, modernen, vogelperspectivischen Gesichtspunkt aus, daß sie eigentlich alle ganz gleich berechtigt seien, da Alles relativ ist. Mein ganzes Ich sagt Nichts dazu, obgleich es sich durchaus nicht als etwas Relatives fühlt, sondern als etwas Absolutes; und mein Kopf geht dazu über, die vielen Versuche, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, die von unserer eigenen Zeit, diesem grübelnden Hamlet, der blos ein grübelnder Kopf ist, gemacht worden, zu untersuchen und gegen einander abzuwägen. Zu einem Resultat kommt dabei mein kleiner Kopf nicht, ebenso wenig wie der große Kopf der Zeit; aber mein ganzes Ich findet, daß das auch ganz überflüssig ist, da Alles doch in letzter Hand darauf ankommt, was es als wahlverwandt empfindet.

Während dieser Gegensatz sich in mir zuspitzt und mein Kopf für sich grübelt, wächst sich mein ganzes Ich immer fester in der kleinen Welt, in der ich lebe, wie die Muschel an den Stein. Ich werde unbewußt in diesen, von außen gesehen, so engen Kreis gezogen, in welchem das Leben dieser Menschen sich abwickelt; ich kenne jetzt, bis auf Punkt und Tüpfel, aus- und inwendig, was das Jahr für sie enthält, und ich kann mir sagen, wie dieses eine Jahr, in dem ich mitgewesen, so sind auch alle die anderen Jahre, die sich rückwärts und vorwärts daran knüpfen. Ich gehe so innig in diesem Leben mit seiner stillen Ebbe und Fluth von Alltagsbeschäftigungen und Sonntagsruhe auf, daß der Kreis, von innen gesehen, mir bald unendlich scheint. Es ist nicht länger blos ein kleines, ausgechnittenes Stück Leben, dieser geschlossene Kreis; seine Grenzen scheinen mir mit denen des Lebens überhaupt zusammenzufallen. Es ist mit ihm, wie mit der kleinen Muschel, in der man das ganze Meer brausen hören kann, wenn man das

Dhr daran legt: ich höre in diesem stillen Wellenschlag des Lebens tiefste und mächtigste Ewigkeitslieder.

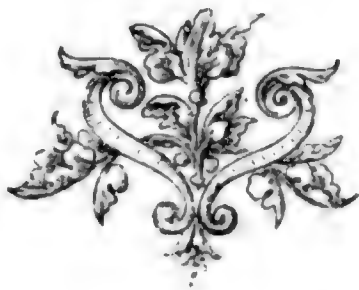
Und so steige ich an einem Jannuarabend den Berg hinauf, nach meiner regelmäßigen Wanderung in's Dorf. Es hat früh angefangen zu dämmern, das Dunkel steht ganz schwarz hinter mir und vor mir, und bloß von oben leuchtet mir ein Licht entgegen. Es ist ein stiller, milder Abend; überall rieselt und tropft es, unten in der Erde und oben von den Bäumen. Es thaut draußen, und es thaut drinnen; warm und weich das Gemüth wie die Luft. Es löst sich und tropft drinnen im Schweigen meiner Seele; mitten im Steigen halte ich an und bleibe stehen, die Blicke auf das Licht droben gerichtet, während eine warme Welle innerlicher Sehnsucht und süßen Entbehrens in mir aufschwillt.

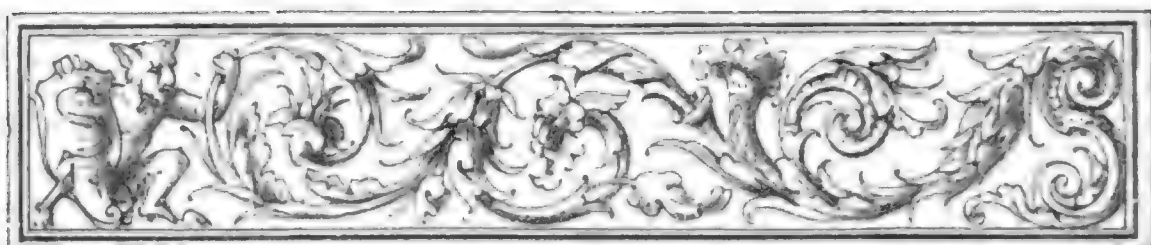
Wie ich oben bin, gehe ich gleich zu den Anderen in die Stube, statt in mein Zimmer. Das kam von selbst, ohne Ueberlegung. Sie sitzen Alle in der Stube umher; ich grüße: Guten Abend, blinzle etwas gegen das Licht und will eben hingehen und mich in meine gewohnte Ecke setzen, als mich ein Etwas schlägt und ich stehen bleibe, wo ich stehe, vom Anblick geblendet wie Saulus auf dem Weg nach Damaskus.

Hundertmal haben sie so dageessen, gerade wie jetzt, Abend nach Abend; und doch ist es mir, als sähe ich sie jetzt zum ersten Mal. Ich habe sie Alle sitzen sehen wie heute Abend, Jedes auf seinem Platz; aber heut ist ein Etwas hinzugekommen, ist etwas Anderes und mehr da, als die einzelnen Personen, jede für sich und alle zusammen. Es ist nicht bloß eine Additionssumme; es ist eine organische Einheit. Das ist hinzugekommen. Es liegt in der Art, wie die Mutter da zwischen Mann und Kindern sitzt. Ich kann mir's nicht erklären warum, aber sie wirkt auf mich als der Mittel- und Schwerpunkt in einem Organismus, um den sich Alles gruppirt in organisch bedingter Ordnung. Ich weiß nicht wie, aber ich fühle, daß die anderen Alle die Mutter instinctiv als diesen zusammenhaltenden Punkt empfinden, und daß sie diesem Instinct unbewußt in der Art, wie sie sich um sie gruppiren, gehorchen. Und die Gruppe vor mir scheint mir hervorgewachsen aus dem menschlichen Organismus selbst, — eine Gruppe, zu der mein eigenes ganzes Ich, seinem eingeborenen Triebe folgend, auswachsen möchte.

Ich bin einsam mit mir selbst und dem Schweigen und der Nacht. Durch das stumme Dunkel wälzt sich ein Strom ohne Ufer, dessen Rämme und Sturzwellen ich nur undeutlich unterscheiden kann: der ewige Strom der Zeit ohne Anfang und Ende, ohne Boden und Ufer, in dem die Wogen sich thurmhoch erheben, sich brechen und verrollen, jede Woge ein Volk, eine Cultur, eine Weltanschauung, ein Ideal. Aber selbst sitze ich auf festem Grund, mitten in dem rasenden Wirbel, zusammen mit dieser Individuen-colonie, die sich aus der Tiefe aufgebaut, und an die sie nicht herankönnen, diese Wogen, die sich heben und senken durch Tausende von Jahren. Und

blicke ich über die unübersehbare Oberfläche dieses beweglichen Wasserbergs, so entdeckt mein Auge im Dunkel und Wogengang hier ein Licht und da ein Licht, die so ruhig und sicher blinken, als wären sie Brände aus dem ewigen, heiligen Feuer selbst; und mein ganzes Ich fühlt, daß jedes einzelne dieser Lichter eine Gruppenbildung wie die bezeichnet, in der ich selbst sitze, wie die Muschel am Stein. Und während die Wogen sich heben und brechen, und Völker sterben, Jahrhunderte verrinnen, Ideale untergehen und Weltanschauungen über einander fallen, stehen diese Centra unbeweglich, Granitfelsen, an denen die Wellenriesen sich die Stirnen im Dunkel zerschmettern, die einzigen, die bleiben im *Ναυτα περ*: von Allem, Bildungen aus Ewigkeitsstoffen und Bewahrer und Ueberlieferer derselben. Und mein ganzes Wesen wird zu einer heißen Sehnsucht; und wie der Tag anbricht und die Sonne aufgeht hinter den Bergen, stehe ich voller Begier, mich selbst, meinen ganzgewordenen Menschen, in die Mitte eines solchen Ewigkeitsherdes zu setzen — der gesuchte Punkt des Archimedes, um den Welten und Zeiten wogen wie donnernde, jügende Brandungen. Ich will, auch ich, mein eigenes Licht mir entgegenschimmern sehen, eines Abends, wenn ich heimwandere aus der Welt draußen; und ich will sitzen als ein Glied in meinem eigenen Kreis, in dem Individuenorganismus, in dem ein Weib den Mittelpunkt bildet. Ich will, daß meine letzte Erinnerung dieselbe sei, wie meine erste: daß ich als Kreis sitzen mag, wie ich als Kind geessen, an einem Sommerabend vor meinem friesischen Väterhof, während die Sonne groß und roth hinabgleitet in's Meer; und mein Leben möge sich ausgespannt haben zwischen diesen beiden Punkten wie ein himmelumfassender Regenbogen.





Die Schuld Maria Stuarts.

Von

Wolfgang Michael.

— Freiburg i. Br. —

Am 12. Februar des Jahres 1554 wurde im Tower zu London eine englische Königin hingerichtet. Es war die unglückliche Johanna Grey, die auf Befehl ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin, Maria der Katholischen, ihr unschuldiges siebzehnjähriges Leben auf dem Blutgerüste dahingeben mußte.

Was hatte die junge Fürstin verbrochen, daß ein so schreckliches Loos sie traf? Als im vorangegangenen Jahre 1553 König Eduard VI. gestorben war, da wurde ihr von den Großen des Reiches eröffnet, daß er sie zu seiner Nachfolgerin auf dem Throne ernannt habe, von dem seine beiden Schwestern, Maria und Elisabeth, ausgeschlossen sein sollten; sie sei jetzt Königin von England. Damals wußte sie nichts davon, daß ihr Anrecht auf den Thron bestritten werden konnte, sie wußte nicht, daß ihr Schwiegervater, der allmächtige Herzog von Northumberland, ihr nur die Krone auf's Haupt setzen wollte, um selber in ihrem Namen zu regieren; sie wußte nicht, daß es nur galt, die Wiederherstellung des Katholicismus zu verhindern. Die in der Weltvergeßenheit ihrer gelehrten Studien aufgewachsene Lady Johanna vermochte die gewaltigen politischen und kirchlichen Fragen der Zeit nicht zu durchdringen. Als die Großwürdenträger des Reiches vor ihr knieten, um der neuen Königin zu huldigen, da war sie nur erfüllt vom Gefühl ihrer menschlichen und weiblichen Schwäche, sie ist ohnmächtig zu Boden gesunken, dann brach sie in Thränen aus und flehte zu Gott, er möge ihr die Kraft verleihen, wenn sie denn Königin sein solle, ihr Amt zu seiner Ehre und zum Wohle des Volkes zu verwalten.

Aber im Lande wollte man von dem Königthume der Johanna Grey nichts wissen. Nach einem Parlamentsstatut Heinrichs VIII. mußte auf seinen Sohn Eduard seine Tochter Maria folgen, und wirklich schloß sich ganz England der Maria an, die sich in Norwich, wohin sie sich anfangs geflüchtet hatte, zur Königin ausrufen ließ. Bald hielt sie ihren siegreichen Einzug in London und ergriff Besitz von der Herrschaft. Als Johanna Grey durch ihren Vater, Lord Suffolk, erfuhr, daß sie nicht mehr Königin sei, richtete sie die unschuldige Frage an ihn, ob sie jetzt den Tower, die Stätte ihrer kurzen Königsherrlichkeit, verlassen und nach Hause gehen dürfe. Aber eben dort wurde sie nun als Gefangene festgehalten, und Maria hätte sich ihrer gern sogleich entledigt, aber noch fehlte es an einem schicklichen Vorwand. Das folgende Jahr hat ihn geliefert. Damals brach eine gefährliche Empörung gegen die Regierung Marias aus, bei der auch an ihre Absetzung gedacht worden ist. Johanna Grey stand freilich mit dieser Empörung, die leicht niedergeschlagen wurde, in gar keiner Verbindung, aber ihr Vater hatte daran theilgenommen, und so hielt Maria den Zeitpunkt für günstig, um auch ihre verhasste Feindin auf's Schaffot zu schicken. — Niemals ist unschuldigeres Blut vergossen worden. Johanna Grey ist die rührendste Gestalt in der langen Reihe der Märtyrer der neuen Glaubensform auf englischem Boden. Ihrer siegreichen Gegnerin aber hat die Nachwelt den Beinamen der Blutigen gegeben.

Es war 33 Jahre später, am 18. Februar 1587, daß abermals auf englischem Boden eine Königin hingerichtet wurde: Maria Stuart. Auch sie hat sich den Titel einer Königin von England beigelegt, auch sie wird von ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin auf das Blutgerüst geschickt. Auch jetzt wieder handelt es sich um die großen Fragen des Glaubens und der europäischen Politik. Und doch wie anders ist das Bild, das sich hier vor unseren Augen aufthut. Bei jenem ersten Zwiste zweier Königinnen sahen wir auf der einen Seite ein junges, unerfahrenes, unschuldiges Weib, das zu Grunde geht als ein Opfer der ehrgeizigen Wünsche seiner Verwandten; ihr gegenüber die finstere Gestalt der blutigen Maria, die ein Schreckensregiment über England aufgerichtet hat. Im Jahre 1587 aber steht auf der einen Seite die ruhmreiche Königin Elisabeth, die Urheberin der Größe Englands, auf der andren die listenreiche, vielgewandte, ewig ränkespinnende Königin von Schottland, Maria Stuart. Nicht als ein Opfer fremder Schuld geht Maria Stuart zu Grunde. Sie ist angeklagt und, wie wir glauben müssen, überführt der Theilnahme an Verschwörungen gegen den Thron, ja gegen das Leben der Elisabeth. Das englische Volk fordert ihre Hinrichtung, und wenn sie bis zum letzten Augenblick die ihr zugeschriebene Schuld hartnäckig geleugnet hat, so ist sie, wie ein neuerer Forscher gesagt hat, mit einer Lüge auf den Lippen vor ihren himmlischen Richter getreten!

Es ist nicht diese Schuld Maria Stuarts, von der hier die Rede sein soll. Sie er scheint gering gegen jene andere furchtbare Schuld, die ihr von

Mit- und Nachwelt zur Last gelegt worden ist, die Schuld des Ehebruches und Vattermordes. Jene Vergehen, um deren willen sie das Schaffot bestiegen hat, sind, menschlich betrachtet, zu erklären, wenn auch nicht zu entschuldigen. Achtzehn Jahre lang war Maria ohne Grund und ohne Recht in englischer Gefangenschaft gehalten worden, sie, die hilfesuchend den englischen Boden betreten hatte, sie, die selbst ein besseres Recht auf den Thron von England zu haben glaubte, als Elisabeth. Darf man sie verurtheilen, wenn sie beständig auf Mittel sann, ihre Freiheit zu gewinnen, wenn sie die in England und vom Auslande ihr gebotene Unterstützung begierig ergriff? Ja, man kann es begreiflich finden, daß sie in ihrer Bedrängniß schließlich vor Verrath und Mord nicht zurückgeschreckt ist. Es waren die wilden Zeiten des Glaubenskrieges, der mit allen seinen Schrecken im Westen Europas schon entflammt war, die Zeit der Pariser Muthochzeit, der Hugenottenkriege, des furchtbaren Ringens der protestantischen Niederlande gegen die spanische Zwingherrschaft. Die Frage des Glaubens hat selbst erit dem Streite zwischen Elisabeth und Maria Stuart keine welthistorische Bedeutung gegeben. In der Erbitterung dieses Streites hat man sich auf beiden Seiten zu verwerflichen Handlungen fortreiben lassen, und Elisabeth ist dabei unserer Sympathie gewiß nicht würdiger, als die unglückliche Schottenkönigin. Maria war die nach Freiheit schmachtende Gefangene, die gegen ihre Peinigerin Alles, selbst das Schlimmste, für erlaubt hielt; ihr Vergehen ist mit dem Tode gebüßt worden. In welchem Lichte aber erscheint das Verfahren Elisabeths, wenn in ihrem Auftrage Anfang Februar 1587, als das Todesurtheil über Maria schon ausgefertigt war, das aber zu vollziehen man sich noch scheute, als in ihrem Auftrage, sage ich, den Kerkermeistern Marias zu Rothenburg die Unzufriedenheit der Königin ausgesprochen wurde, weil sie nicht die Mittel gefunden hätten, das Leben der Königin von Schottland zu verkürzen? —

Gewiß, das Urtheil der Geschichte über Maria Stuart müßte milder lauten, wenn bei der Würdigung ihrer Persönlichkeit bloß von den auf englischem Boden begangenen oder versuchten Verbrechen zu sprechen wäre. Aber nicht um diese handelt es sich, sondern um jene schrecklichen Vorwürfe, die ihr früheres Leben betreffen; sie sind es, nach deren Begründung der Historiker zu fragen hat, wenn er von der Schuld Maria Stuarts spricht.

Es sei mir zunächst gestattet, den Lesern dieser Zeitschrift in aller Kürze die wichtigsten Züge aus dem Leben Marias bis zu ihrer Gefangenschaft in England mitzutheilen.

Maria Stuart ist geboren im Jahre 1542. Ihr Vater war König Jacob V. von Schottland, der schon am 13. December desselben Jahres starb und seine sieben Tage alte Tochter als Königin zurückließ. Jacob V. war der Sohn Jacobs IV. und der Margarethe, einer Tochter Heinrichs VII. von England. Maria Stuart war also die Urenkelin eines Königs von

England, und gerade diese Abstammung ist ja von verhängnißvoller Bedeutung für ihr ganzes Leben geworden. Denn sie war der Ursprung ihres Anrechtes auf den englischen Thron, war der Grund, weshalb sie nach Elisabeth, oder wenn man will, an Stelle Elisabeths Königin von England hätte werden müssen, wie ja ihr Sohn Jacob wirklich beim Tode Elisabeths auf den englischen Thron gelangt ist. Im Alter von neun Monaten wurde sie in Stirling zur Königin von Schottland gekrönt, und viele Männer vom schottischen Adel, die später in Waffen ihr gegenüber standen, beugten hier das Knie vor ihrer kleinen Königin. Durch ihre Mutter Maria von Guise war sie mit dem königlichen Hause von Frankreich verwandt, und bei den unsicheren Zuständen in Schottland hielt man es für rathsam, sie nach Frankreich zu bringen. Dort hat sie an dem galanten Hofe Heinrichs II. ihre Jugend verbracht, war auf's innigste befreundet mit der Prinzessin Elisabeth, der späteren Gemahlin Philipps II. von Spanien, und war die Freude und der Stolz ihrer Lehrer. In jener Zeit pflegte man nicht nur die heranwachsenden Prinzen, sondern auch die jungen Prinzessinnen in die Lectüre der classischen Schriftsteller einzuführen. So konnte Maria geläufig Lateinisch sprechen, und von den lebenden Sprachen beherrschte sie vollkommen das Französische, Englische, Schottische und Italienische. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß sie auch in den Künsten des Salons eine große Fertigkeit erlangte. Sie hatte eine angenehme Stimme und begleitete sich selbst auf der Laute beim Gesange, sie liebte den Tanz, sie verstand es meisterlich, jene kleinen Verslein zu schmieden, in denen die zarten Liebständeleien am französischen Hofe ihren Ausdruck zu pfänden pflegten. Wenn die vielen begeisterten Beschreibungen von der Schönheit der heranwachsenden Fürstin ernst zu nehmen sind, so war sie mehr durch Anmuth und weiblichen Reiz, als durch Regelmäßigkeit der Züge ausgezeichnet; das Gesicht bleich und oval, die Haare braun, eine hohe Stirn, eine fast zu lange Nase, ein beinahe melancholischer, rührender Ausdruck; aber das sprühende Feuer der halbgeschlossenen Augen hat in jungen wie in späteren Jahren den bezaubernden Einfluß geübt, dem sich kein Mann, der sich ihr nahte, entziehen konnte. Dabei wird ihre lebenswürdige Art gerühmt, ihr gutes Herz; sie will nur heitere Gesichter um sich sehen. Von ihrem scharfen Verstande soll es zeugen, wenn sie mit neun Jahren beginnt, sich mit der Politik zu beschäftigen, wenn sie mit dreizehn Jahren vor dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe von Frankreich eine selbstverfaßte lateinische Rede hält.

Wie kann es anders sein, als daß die junge Königin von Schottland der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ist? „Seid zufrieden, meine Augen,“ ruft bei ihrem Anblick ein französischer Dichter aus, „ihr habt das Schöne auf Erden gesehen.“ Und von ihren Geistesgaben rühmt er: „En vostre esprit le ciel s'est surmonté.“

Als Maria im sechzehnten Lebensjahre stand, wurde sie mit dem Dauphin Franz vermählt: eine hochpolitische Heirath, denn durch dieselbe wurde die

Vereinigung von Frankreich und Schottland unter einem Scepter vorbereitet, die im folgenden Jahre 1559 beim Tode Heinrichs II. wirklich erfolgte. Ja, als in diesem Jahre die Königin Elisabeth von England sich offen dem Protestantismus zuwandte, erklärte man am französischen Hofe, daß Maria Stuart ein besseres Recht auf den englischen Thron besitze, als Elisabeth, und indem jetzt Franz II. und Maria sich neben den Königstiteln von Frankreich und Schottland noch diejenigen von England und Irland zulegte, hofften sie, in Wahrheit einmal alle diese Länder unter ihrer Herrschaft zu vereinigen. Das wäre eine Machtansammlung gewesen, die dem übrigen Europa als eine Gefahr erscheinen mußte. In diesem Sinne hatte derselbe Philipp II. von Spanien, der später der stärkste Fürsprecher Maria Stuarts war, der ein Jahr nach ihrer Hinrichtung als ein Vorkämpfer des Katholicismus die unüberwindliche Armada gegen die Königin Elisabeth und das protestantische England auf die trügerische See hinausjandte, derselbe Philipp II. hatte die Thronbesteigung Elisabeths begünstigt, damit nicht Maria Stuart, die Königin von Schottland, die zukünftige Königin von Frankreich, auch noch den englischen Thron besteige. Aber diese weite Aussicht verschwand mit dem Tode Franz' II. im Jahre 1560. Als darauf im Januar 1561 Maria Stuarts Mutter, die bis dahin die Regentschaft in Schottland für ihre Tochter geführt hatte, ebenfalls starb, da verließ Maria den gastlichen Boden Frankreichs, den sie nie wieder betreten sollte, und fuhr hinüber in ihr Königreich Schottland. Das Land, in das sie kam, befand sich in einem Zustand wirrer Unordnung. Die Kämpfe der großen Lords gegen die Regentschaft der Königin-Wittwe Maria von Guise waren kaum beigelegt; auch die fremden Mächte England und Frankreich hatten in diesem Kampfe Partei ergriffen. Der größte Theil des Volkes und besonders der großen Herren hatte sich in den letzten Jahren dem Protestantismus zugewandt; Maria aber war katholisch. Jetzt mußte sie der neuen Glaubensform in ihrem Lande Raum lassen.

Vom Beginn ihrer Regierung an hatte Maria mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nach Außen suchte sie ein gutes Einvernehmen mit Elisabeth von England herzustellen. Denn dadurch meinte sie, ihre Erbansprüche auf den englischen Thron am besten zu sichern. Doch auch mit dem mächtigsten katholischen Staate, mit Spanien, knüpfte sie an. Jahrelang wurden Unterhandlungen gepflogen über eine Vermählung Marias mit Don Carlos, dem Sohne Philipps II. Aber weder er noch der englische Graf Leicester, den Elisabeth empfahl, wurde der zweite Gemahl der Maria Stuart. Im Jahre 1565 hat sie den verhängnißvollen Schritt gethan, der die Quelle aller ihrer Leiden wurde. Sie hat ihrem Better Henry Darnley die Hand gereicht; auch der Königstitel wurde ihm übertragen. Darnley gehörte einer katholischen Familie an, und seit dieser Heirath begann auch Maria mit aller Thatkraft die Wiederherstellung des Katholicismus in Schottland zu betreiben. Die Verbindung zwischen Maria und Darnley,

der als ein schöner Mann gerühmt wird, war aus Liebe geschlossen; aber Darnley war ein verächtlicher Charakter, voller Ehrgeiz, doch ohne große Eigenschaften, ein Mann, der nicht geeignet war, auf die Dauer die Neigung einer Maria Stuart zu fesseln.

Er hat sie vollends verscherzt durch einen wilden Racheact. Den größten Einfluß auf die Geschäfte hatte damals ein Italiener, Namens David Riccio; er war die mächtigste Person im Reiche nächst der Königin. Maria schätzte ihn sehr, aber gewiß ist die Behauptung unwahr, daß sie in unerlaubten Beziehungen zu ihm gestanden habe. Durch Riccio sah sich Darnley von den Regierungsangelegenheiten ferngehalten. Er verband sich mit einigen Edelleuten, die gleichfalls dem Fremden seine hohe Stellung mißgönnten. Bewaffnet dringen sie eines Abends in das Gemach der Königin, welche sich eben mit Riccio und einigen anderen Personen bei der Mahlzeit befindet. Ohne vieles Reden wollen sie Riccio ergreifen, sie achten wenig auf Maria, die ihn zu schützen versucht, Riccio wird vor ihren Augen verwundet, hinausgeschleppt und auf dem Flur ermordet. Die Königin selbst wird in Gefangenschaft gehalten, doch es gelingt ihr, ihre Freiheit und die Herrschaft zurückzugewinnen. Kein Wunder, wenn Maria von diesem Augenblicke an ihren Gemahl haßt. Sie tritt mit seinen Gegnern in Verbindung. Gegen Darnley, wie vordem gegen Riccio, thun sich die nach dem höchsten Einfluß im Staate strebenden Edelleute zusammen, an ihrer Spitze Lord Bothwell, ein verwegener, ehrgeiziger Mann. Eines Tages treten sie vor die Königin und erbieten sich, ihre Trennung von Darnley in's Werk zu setzen. Maria wendet ein, daß dadurch die Rechte ihres kürzlich geborenen Sohnes in Gefahr gerathen könnten. Sie antworten: „Wir werden Mittel finden, daß Ew. Majestät Ihres Gemahls ledig werde ohne Verkürzung der Rechte Ihres Sohnes.“ Und obwohl eine derartige Ausdrucksweise doch schon verhänglich genug ist, so giebt die Königin doch nur die unbestimmte Antwort, sie selbst werde nichts gegen Ehre und Gewissen thun; Jene sollten ihr Vorhaben lieber unterlassen, denn wenn sie ihr auch damit einen Dienst erweisen wollten, so könne die Sache ihr ebenso gut auch Schaden und Verlegenheit bereiten.

Kurze Zeit nachher ist Darnley in Glasgow an den Mattern erkrankt. Maria begiebt sich zu ihm an sein Krankenlager, es findet anscheinend eine Versöhnung statt. Sie überredet ihn, mit ihr nach Edinburgh zu gehen, wo ihm bessere ärztliche Pflege zu Theil werden solle. In einem einsamen Hause außerhalb der Stadt wird Darnley untergebracht, und hier hat nun Bothwell mit einigen seiner Diener den Anschlag ausgeführt. Unter dem Raume, in welchem Darnley schlief, wurde Pulver aufgehäuft, um ihn in die Luft zu sprengen. Aber ehe die Explosion erfolgte, flüchtete sich Darnley, den das Geräusch geängstigt hatte, in's Freie, auf der Flucht ist er von den Dienern Bothwells erdroßelt worden. Jedermann wußte, daß Bothwell der Mörder Darnleys sei, nur die Königin wußte es nicht, oder

wollte es nicht wissen. Es treten Bewerber um die wieder einmal freige-wordene Hand Maria Stuarts auf, der Ansehlichste unter ihnen ist wiederum Graf Leiceſter, der Schüßling Eliſabeths. — Da verbreitet ſich „zu Jedermanns Erſtaunen und Grauen“ das Gerücht, die Königin werde dem Grafen Bothwell, dem Mörder ihres Gemahls, die Hand reichen. Nun erſchien das Ganze wie abgefartetei zwischen ihr und Bothwell, und was weiter erfolgte, mußte dieſen Eindruck noch verſtärken. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung muß die Regierung ein gerichtliches Verfahren anordnen, aber der Einfluß Marias und Bothwells ſelbſt iſt ſchon ſo ſtark, daß es zu einer ernſten Unterſuchung gar nicht kommt, man weiß den Hauptankläger, den Vater Darnleys, fernzuhalten, und Bothwell wird freigeſprochen. Es iſt auch überliefert, daß Bothwell an dem Morgen der Gerichtſitzung aus dem Palaſte der Königin in Edinburg fortgeritten ſei. Schon zu Pferde, wirft er einen Blick zurück nach den Fenſtern des königlichen Schlafgemaches: Da ſteht Maria und nickt ihm zum Abſchied freundlich zu. Zwölf Tage nach Bothwells Freisprechung bemächtigt ſich derſelbe der Perſon Marias und entführt ſie nach Dunbar. Um, wie ſie ſagt, ihre Ehre wiederherzuſtellen, vermählt Maria ſich jezt in der That mit Bothwell.

Das ſind die unzweifelhaft verbürgten Einzelheiten, die ſich auf die Ermordung Darnleys und Maria Stuarts Ehe mit Bothwell beziehen. Damit iſt aber zugleich die Grenze gegeben zwischen dem, was hiſtoriſch gewiß iſt, und dem, was der Vermuthung angehört. Nicht mit voller Beſtimmtheit läßt es ſich alſo nach dieſem Zusammenhange behaupten, daß Maria ihren Gemahl habe ermorden laſſen, d. h. daß ſie ihn in der Abſicht nach Edinburg gebracht habe, um ihn den Mördern in die Hände zu ſpielen. Es läßt ſich nicht mit voller Beſtimmtheit behaupten, daß die Entführung durch Bothwell eine bloße Komödie geweſen ſei, um nur die folgende Heirath zwischen Maria und dem notoriſchen Mörder ihres Gatten nicht als einen öffentlichen Skandal, ſondern als eine Art von Nothwendigkeit erſcheinen zu laſſen. Aber nichtsdeſtomeniger hat die Mehrheit des ſchottiſchen Volkes ſogleich Maria für ſchuldig erklärt und ſich von ihr und ihrem neuen Gemahl abgewandt. Und wer möchte hier nicht das Wort anwenden: „Des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme“? Die Nachlebenden haben meiſtens unter demſelben Eindruck geſtanden, und ich glaube, daß Jeder, der mit ruhigem Sinne und ohne Voreingenommenheit an die Frage hereintritt, ſchon lediglih auf Grund der ſicheren Thatſachen Maria ſchuldig ſprechen wird.

Nun aber iſt uns außer dem ſicheren hiſtoriſchen Material auch ſolches überliefert, deſſen Echtheit von vielen Forſchern angezweifelt worden iſt, Documente, auf Grund deren wir in unſeren Schlußſätzen viel weiter gehen dürften, wenn wir ſie eben als echt und urſprünglich anzuerkennen haben. Dieſe Documente, von denen wir nun zu ſprechen haben, um deren Echtheit oder Unechtheit ſeit mehr als 300 Jahren geſtritten wird, ſind die berühmten Caſſettenbriefe.

Doch um auf diese zu kommen, müssen wir zunächst noch einen Augenblick in unserer vorher unterbrochenen Erzählung fortfahren.

Bothwell war mehr durch den Ehrgeiz, als durch die Liebe zu Maria getrieben worden, und nun, nachdem er sie gewonnen, maßte er sich selber jene Gewalt an, die ihm vordem in Darnley so verhaßt gewesen. Aber die mächtigen Lords wollten sich auch seinem Regimente nicht fügen. Sie hatten das Volk auf ihrer Seite, das der Königin, als einer Mörderin, nicht mehr gehoramen wollte. Man fürchtete selbst, daß Bothwell sich auch an dem Leben des kleinen Sohnes der Maria, des künftigen Königs von Schottland, vergreifen werde. Ein Heer zog heran gegen Maria und Bothwell. Auf dem Banner, das zwischen zwei Lanzen getragen wurde, sah man die Gestalt des Ermordeten abgebildet und neben ihm knieend ein Kind, das seine Hände zum Himmel ausstreckte und die Worte rief: „Richte und räche meine Sache, o Herr!“ Zu einem Kampfe kam es nicht, denn die Mannen der Königin weigerten sich, zu fechten. Sie selbst mußte sich in's Lager ihrer Feinde begeben, Bothwell entfloh. Aus der Gefangenschaft der schottischen Großen, in der Maria nun gehalten wurde, gelang es ihr noch einmal, zu entkommen, und zwar mit Hilfe eines Mannes, der sich wieder Hoffnung auf ihre Hand machte. Sie sammelte ein Heer, aber dasselbe ward in der Schlacht bei Langside von ihren Gegnern auseinander getrieben. Aber noch hielt sie in ihrem unbeugsamen Sinne ihre Sache nicht für verloren. Jetzt entschloß sie sich, nach England zu gehen und die Königin Elisabeth um Hilfe zu bitten gegen ihre rebellischen Vasallen. Unter den größten Entbehrungen hat sie die Wanderung an die Küste vollführt und sich hier nach England eingeschifft.

Aber wie sah sie sich in ihren Erwartungen getäuscht! Im Kampfe mit den schottischen Großen war Maria zugleich als Wiederherstellerin des Katholicismus aufgetreten, die Großen kämpften für die Erhaltung der kürzlich zur Herrschaft gelangten protestantischen Ideen. In diesem Conflict konnte Elisabeth, die in England selbst erst die Reformation durchgeführt hatte, sich unmöglich auf die Seite Maria Stuarts stellen. Sie nahm die Haltung einer unparteiischen Vermittlerin zwischen Maria und ihrem Halbbruder Murray an, der inzwischen die Regentenschaft in Schottland übernommen hatte. Dabei aber beschloß die englische Regierung, die Person Marias nicht wieder freizugeben, denn wenn sie sich nach Frankreich oder Spanien wandte, so hätte sie auch für England höchst gefährlich werden können. Nun wurden über die Sache Marias Conferenzen abgehalten, zuerst in Norfolk, später in Westminster. Murray klagte seine Schwester des Mordes an ihrem Gatten an, und das angeblich belastende Beweismaterial bestand in einer Anzahl von Briefen, die Maria an Bothwell geschrieben haben sollte. Sie befanden sich in einer kleinen vergoldeten Cassette, die an mehreren Stellen mit dem Buchstaben K. und einer Königskrone darüber geziert war. Diese Bezeichnung spricht durchaus dafür, daß die Cassette aus Marias

Besize stammte, da ja ihr erster Gemahl Franz II. König von Frankreich gewesen war. Die Cassette soll von Bothwell vor seiner Flucht in Edinburg zurückgelassen worden sein. Diese Briefe wurden also im December 1568 der Versammlung in Westminster im Original vorgelegt und von derselben für echt erklärt. Die Nachwelt aber hat sich mit diesem Urtheil nicht zufrieden gegeben, und seit jenem December 1568 haben die Cassettenbriefe und die Fragen nach ihrer Echtheit und ihrer Beweiskraft einen der Lieblingsgegenstände für historische Forschung und Combinationen abgegeben.

Es handelt sich um acht Briefe, die sämmtlich im Original nicht mehr erhalten sind. Die Originale haben der englischen Untersuchungscommission vorgelegen und sind dann, nachdem man Abschriften und Uebersetzungen angefertigt hatte, zurückgegeben worden. Was später aus ihnen geworden ist, weiß Niemand. Sie werden im Jahre 1584 noch einmal erwähnt, und von da an verschwindet jede Spur von ihnen. Es ist wohl die Vermuthung geäußert worden, daß Jacob VI., der Sohn Marias, als er herangewachsen war, die Briefe habe vernichten lassen, weil sie das Andenken seiner Mutter befleckten. Doch ist dies eben nichts als eine Vermuthung, für die ein Beweis niemals hat erbracht werden können. Man hat auch das spurlose Verschwinden der Documente schon als einen Beweis ihrer Unechtheit bezeichnen wollen, indem man gesagt hat, der Fälscher habe sie, nachdem sie ihren Zweck erfüllt hatten, schleunigst wieder vernichtet. Aber begreiflicherweise ist das eine sehr schwache Beweisführung.

Kurz, die Originale sind nicht mehr erhalten, und so ist es heute nicht mehr möglich, ihre Echtheit auf die allereinfachste Weise zu prüfen, nämlich durch Vergleichung der Handschrift mit derjenigen Marias, wie sie in zahlreichen eigenhändigen Schriftstücken der Königin vorliegt. Aber die Sache liegt sogar noch ungünstiger. Die acht Briefe waren sämmtlich in französischer Sprache abgefaßt, aber nur von vieren ist der französische Wortlaut auf uns gekommen, die übrigen vier, und darunter gerade die beiden wichtigsten, sind nur in schottischen und englischen Uebersetzungen überliefert. Jene vier Briefe, die im französischen Wortlaut vorliegen, kann man wenigstens in Bezug auf Stil und Ausdrucksweise mit anderen Schriftstücken Marias vergleichen, soweit solche in französischer Sprache abgefaßt sind. Bei den übrigen vier Briefen ist auch das nicht möglich. Weder handschriftliche noch sprachliche Vergleichung ist bei diesen ausführbar, und man kann nur nach ihrem Inhalt auf Echtheit oder Unechtheit schließen.

Auf eine genaue Untersuchung der acht Briefe kam es natürlich an dieser Stelle nicht abgesehen sein; einige kurze Mittheilungen mögen dazu dienen, die Leser mit dem Charakter der Streitfrage bekannt zu machen.

Am wichtigsten sind die beiden ersten Briefe. Beide sollen in Glasgow geschrieben sein, während Maria dort ihren kranken Gemahl besuchte. Beide sind in englischer und schottischer Uebersetzung erhalten, sind an Bothwell gerichtet und lassen, wenn sie echt sind, unzweifelhaft auf ein vorangegangenes

Einverständnis Marias mit Bothwell schließen. Zum Beweis dessen mögen einige der stärksten Stellen hier angeführt werden, und zwar gleich in deutscher Uebersetzung, da ja ohnehin auf den englischen oder schottischen Text wenig ankommt. Der erste Brief beginnt folgendermaßen:

„Es scheint, daß Du mich seit Deiner Abwesenheit ganz vergessen hast. Denn bei Deiner Abreise versprachst Du mir, bald Nachricht von Dir zu senden; demungeachtet habe ich bis jetzt noch keine erhalten. Und doch habe ich gestern ausgeblickt nach dem, was mich glücklicher machen sollte, als ich bin.“ Ferner heißt es:

„Was mich betrifft, so werde ich nun, wenn ich nichts Anderes von Dir höre, meinem Auftrage gemäß, den Mann Montag nach Cragmillar bringen, wo er am Mittwoch eintreffen soll.“ Der Mann ist natürlich Darnley, Cragmillar ist eine Dertlichkeit bei Edinburg. Wenn also Maria an Bothwell schreibt, „ich werde meinem Auftrage gemäß den Mann nach Cragmillar bringen,“ so liegt darin nicht nur das Zugeständniß einer vorangegangenen Verabredung, sondern es kann sich in derselben kaum um etwas Anderes gehandelt haben, als um den Untergang Darnleys.

Noch deutlicher und ausführlicher ist dasselbe in dem zweiten Briefe gesagt. Darin heißt es unter Anderem, nachdem Maria über ihre scheinbare Versöhnung mit Darnley berichtet hat:

„Er wollte mich nicht gehen lassen, sondern wollte, daß ich bei ihm wachte. Ich that, als ob ich Alles für wahr hielt und es mir überlegen wollte, und entschuldigte mich, daß ich diese Nacht nicht bei ihm aufsitzen könnte; wie er sagt, schläft er nicht. Du hast ihn niemals besser und bescheidener reden hören; und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß sein Herz wie Wachs ist und meines wie ein Diamant, von keiner anderen Hand als der Deinen könnte ich den Streich fallen sehen, ohne Mitleid mit ihm zu empfinden.“ Die Bedeutung dieses Satzes ist doch gewiß keine andere, als daß Darnley ermordet werden soll. Und ihrer Bosheit scheint Maria sich noch zu freuen:

„Ob Du nicht lachen möchtest, wenn Du mich hier so hübsch lügen sähest, oder doch heucheln und Wahres mit Falschem vermengen!“ Weiter unten findet sich der folgende Liebeserguß an Bothwell:

„Gott vergebe mir, und Gott verbinde uns auf ewig als das treueste Paar, das er je verbunden hat. Das ist mein Glaube; in ihm will ich sterben. Verzeih' mir, wenn ich schlecht schreibe; Du mußt die Hälfte errathen; ich kann nicht mit Allem fertig werden, denn ich bin übel daran und muß froh sein, Dir schreiben zu können, wenn andere Leute schlafen, da ich schon nicht dasselbe thun kann, wie ich wünschte, in Deinen Armen, mein theures Leben, das vor allem Uebel zu bewahren ich Gott bitte, und er gebe Dir eine gute Ruhe, wie ich sogleich die meine auffuchen will.“ Gleich darauf findet sich ein böser Ausfall Marias gegen Darnley, ihren frankten Gatten:

„Verflucht sei dieser pockige Kerl, der mich so plagt, denn ich wüßte Dir sonst etwas Angenehmeres zu schreiben als über ihn.“

Der Brief besteht aus zwei Theilen; der erste, dem die eben mitgetheilten Stellen angehören, ist am Abend nach Marias Ankunft in Glasgou geschrieben, die Fortsetzung am folgenden Abend. Darin heißt es nun:

„Ach, ich habe nie Jemanden betrogen; aber ich ergebe mich ganz in Deinen Willen; und nun gieb' mir Nachricht, was ich thun soll, und was auch immer mir zustoßt, ich will Dir gehorchen. Ueberlege Dir einmal, ob Du nicht als Arznei etwas Geheimeres ausfindig machen kannst, denn er soll in Cragmillar Arznei nehmen und auch Bäder und soll lange Zeit dort bleiben.“ Man wird diese Stelle schwerlich anders deuten können, als daß Maria, wenn es sich nicht auf andere Weise thun lasse, die Beseitigung ihres Gemahls durch Gift in Vorschlag bringen will. Und endlich bringt der Schluß des Briefes abermals eine bezeichnende Herzensergießung. Zum Verständniß diene nur noch die Bemerkung, daß Bothwell damals verheirathet war und sich erst nach der Entführung Marias von seiner Gemahlin scheiden ließ. Und ferner wolle der Leser sich in Erinnerung halten, daß Bothwell mehr aus Ehrgeiz, als aus Liebe zu Maria gehandelt hat, daß aber ebenso gewiß Maria ihrerseits in Bothwell verliebt war. Es kann uns also nicht Wunder nehmen, wenn sie gegen Diejenige, die zur Zeit noch den von ihr selbst begehrten Platz an seiner Seite einnahm, von heftiger Eifersucht gequält war. Die Stelle lautet also:

„Wenn ich nun, um Dir, mein theures Leben, gefällig zu sein, weder Ehre noch Gewissen schonen, Gefahr und Größe gering achte, rechne es mir hoch an und nicht im Sinne Deines falschen Schwagers — (das ist Graf Suintlen) —, welchem ich Dich bitte, keinen Glauben zu schenken gegenüber Derjenigen, die Dich treuer lieben, als Du je geliebt wurdest oder geliebt sein wirst. Höre auch nicht auf sie, deren erheuchelte Thränen Du nicht höher achten darfst, als das treue Bemühen, durch das ich ihren Platz zu verdienen suche, den zu gewinnen ich, gegen meine Natur, diejenigen verrathe, die mich daran hindern könnten. Gott verzeihe mir und gebe Dir, mein einziger Freund, das Glück und den Erfolg, den die Dich ergeben und treu Liebende Dir wünscht, ich, die ich Dir bald etwas Anderes zu sein hoffe, zur Belohnung meiner Leiden.“

Wir haben im Vorstehenden die stärksten Stellen aus den beiden Briefen kennen gelernt, die Maria aus Glasgou an Bothwell gerichtet haben soll. Es ist noch hinzuzufügen, daß der erste Brief einige Stunden später geschrieben ist, als der Schluß des zweiten, nämlich am zweiten Morgen nach ihrer Ankunft in Glasgou. In beiden Briefen finden sich Anspielungen auf die gewaltsame Beseitigung Darnleys. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß, wenn diese beiden Briefe echt sind, ein Einverständniß zwischen Maria und Bothwell stattgefunden hat. Freilich gewinnt man den Eindruck, als ob eine genaue Verabredung nicht vorangegangen sei, d. h. als ob Beide

über die Art der Ermordung noch nicht schlüssig geworden seien. Aber auch nur über die Art, an der Absicht der Ermordung ist nicht zu zweifeln. Sie wollen Darnley nur erst einmal in Edinburg haben, dann wird sich die günstige Gelegenheit schon finden. „Ich bringe den Mann meinem Auftrage gemäß nach Cragmillar,“ so schreibt sie ja selbst, und mit cynischer Offenheit gesteht sie zu, daß ihre Handlungsweise gegen Ehre und Gewissen gehe. Sie selbst offenbart uns durch ihre Worte den Abgrund von Schlechtigkeit, die in der Seele dieses Weibes gewohnt hat. Mit teuflischer Arglist naht sie ihrem Gatten, heuchelt Liebe und Versöhnung, bestriekt und überredet ihn, mit ihr nach Edinburg zu gehen, angeblich damit er dort bessere Pflege finde, damit er in der reineren Luft schneller geneset, in Wahrheit aber, um ihn den Mörderhänden ihres Buhlen zu überliefern. Fürwahr, das Vergehen, um dessen willen Maria Stuart das Schaffot bestiegen, erscheint gering gegen das furchtbare Verbrechen, das sie sich gegen ihren Gatten, den Vater ihres Sohnes, hat zu Schulden kommen lassen! Alle ihre Leiden erscheinen wie eine gerechte Strafe für die Niedertracht der Gattenmörderin.

Aber wie! Sind denn die Briefe auch echt? Das ist doch die Frage, auf deren Entscheidung es jetzt ankommt. Man wird über diese Frage vielleicht niemals zu absoluter Gewißheit gelangen können, außer wenn etwa ein glücklicher Zufall ganz unerwarteter Weise doch noch einmal die Originale an's Licht fördern sollte. Solange aber das nicht geschehen ist, muß man sich darauf beschränken, die Gründe, welche für die Echtheit oder Unechtheit zu sprechen scheinen, gegen einander abzuwägen.

Man befolgt in der historischen Kritik im Allgemeinen den Grundsatz, daß nicht die Echtheit, sondern die Unechtheit eines historischen Documents zu beweisen ist, oder mit anderen Worten, man hat es so lange für echt zu halten, bis Jemand kommt und mit überzeugenden Gründen beweist, daß man sich geirrt hat und daß in dem angeblich echten Document eine bloße Fälschung zu erkennen sei. Man hat also im Allgemeinen bei der Beurtheilung historischen Materials nicht zu fragen: „Was läßt sich für seine Echtheit anführen?“ sondern: „Läßt sich etwas gegen seine Echtheit anführen?“ Und es kommt dann darauf an, die gegen die Echtheit vorgebrachten Gründe zu prüfen, ob sie stichhaltig und stark genug seien, um darum das vorher für echt gehaltene Schriftstück aus der Zahl der historischen Documente zu verstoßen. Lassen sich ausreichende Gründe nicht anführen, so hält man das Document für echt. Kann man daneben auch noch positive Anhaltspunkte für die Echtheit gewinnen, so ist man um so viel besser daran; nothwendig ist es aber nach dem vorher Gesagten im Allgemeinen nicht.

Was nun unsere Cassettenbriefe betrifft, so hat es seit 300 Jahren stets ebenso leidenschaftliche Angreifer, wie begeisterte Vertheidiger Maria Stuarts gegeben. Die ersteren haben seit dem Augenblicke, als die Cassettenbriefe der Untersuchungscommission in Westminster vorlagen, behauptet,

daß sie echt, die letzteren, daß sie unecht seien. Es ist bei dem großen Umfang, den die Maria Stuart-Litteratur heute erreicht hat, nicht mehr möglich, in einer kurzen Skizze, wie der vorliegenden, alle die Gründe aufzuzählen und zu erörtern, die jemals gegen die Echtheit der Cassettenbriefe in's Feld geführt worden sind. Im Folgenden soll nur der Versuch gemacht werden, eine allgemeine Vorstellung zu geben von den wichtigen Fragen, um die gestritten worden ist und heute noch gestritten wird.

Man hat, um nur einiges anzuführen, behauptet, wenn die Briefe echt wären, so hätte Murray, der als Ankläger Marias auftrat, nicht so lange, nämlich mehr als anderthalb Jahre, zu zögern brauchen, ehe er sich entschloß, das seine Anklage am besten unterstützende Material bekannt zu machen. Wenn Murray, so hat man ferner gesagt, wirklich von Anfang an im Besitze der französisch geschriebenen Originale der Briefe war, warum hat er dann anfangs der englischen Untersuchungscommission nur schottische Uebersetzungen angeboten, warum ist er erst so viel später mit den französischen Originalen hervorgetreten? Ganze einfach, weil er so viel besser Schottisch als Französisch verstand und die zu fälschenden Briefe natürlich zunächst schottisch niederschrieb. Erst als er französisch geschriebene Originale zeigen soll, läßt er seine schottischen Texte in's Französische übertragen und legt diese Uebersetzungen den englischen Commissaren vor. Die vier unter den Cassettenbriefen, die in französischer Version auf uns gekommen sind, wären also nicht ursprünglich französisch, sondern schottisch geschrieben gewesen, und wenn man sich ihr Französisch genauer ansieht, so stellt sich, meinen die Freunde Marias, wirklich heraus, daß das kein ursprüngliches Französisch sei, sondern nur in's Französische überriebtes Schottisch. — Man hat mehrfache Unrichtigkeiten und Widersprüche im Texte der Briefe nachweisen zu können gemeint. — Man hat auch den Ton der Briefe angefochten. Einer der neuesten Vertheidiger Marias findet, daß der zweite, der lange Glasgow-Brief, mit seinen cynischen Ausfällen, mit seiner teuflischen Freude am Bösen, nicht von einer Frau geschrieben sein könne. Aber sollte man einer Frau, die ihren Gatten betrügt und ermorden läßt, nicht auch einen solchen Brief zutrauen dürfen? Wenn nämlich Maria den Brief wirklich geschrieben, so ist sie ja die Mörderin Darnleys gewesen.

Die ganze Frage ist in ein neues Stadium getreten durch eine Abhandlung, die Harry Breklau im Jahre 1882 veröffentlicht hat. Denn hier ist zum ersten Mal eine eingehende Untersuchung der verschiedenen englischen, schottischen und französischen Texte erfolgt. Von den französischen Texten ist, wie wir aber gesehen haben, mehrfach behauptet worden, daß sie nicht wirkliches Französisch, sondern Uebersetzungen aus dem Schottischen seien. Breklau hat nun das Französisch dieser Briefe mit dem anderer, unzweifelhafter Briefe Marias verglichen und eine große Uebereinstimmung in der Ausdrucksweise und namentlich in einzelnen Wendungen gefunden. Die vier französisch geschriebenen Cassettenbriefe weisen vollkommen den Stil

Marias auf, so daß damit fast unwiderleglich der Beweis geliefert ist, daß sie wirklich von ihr geschrieben sind. Wenn demnach von den acht Cassettenbriefen vier echt sind, so wäre die nächstliegende Vermuthung, daß auch die übrigen vier echt seien: entweder alle oder keiner. Und doch ist dies nicht das Resultat, zu dem Breslau durch seine Untersuchung geführt ist. Die beiden letzten, in schottischer Uebersetzung überlieferten Briefe erklärt er ebenfalls für echt, schon aus dem Grunde, weil sie nicht mehr neues und belastendes Material bringen, als die vier als echt erkannten Briefe. Wozu hätte aber Murray Briefe gefälscht oder fälschen lassen, wenn nicht, um durch dieselben das Belastungsmaterial gegen Maria zu vermehren? Anders ist es mit den beiden ersten Cassettenbriefen, die in englischer und schottischer Uebersetzung erhalten sind, jene beiden Briefe, die Maria von Glasgow aus an Bothwell gerichtet haben soll, und aus denen oben einige Stellen mitgetheilt worden sind. Von diesen beiden Briefen erklärt Breslau den ersten für echt, den zweiten für unecht. Der zweite ist gerade jener lange und Maria am meisten compromittirende Brief. Allerdings hat Breslau zunächst gerade einige Umstände hervorgehoben, welche für die Echtheit des Briefes zu sprechen scheinen. Er führt in diesem Sinne an, daß an einer Stelle der englische Text das Wort *money* (Geld) hat und der schottische statt dessen *silver*. Das führt fast nothwendig zu dem Schlusse, daß beide aus dem Französischen übersezt sind, wo das Wort *argent* beide Bedeutungen hat, sowohl die von „Geld“ als die von „Silber“. Demnach wäre also der französische Text der ursprüngliche gewesen, d. h. wahrscheinlich von Maria selbst herrührend.

Noch schlagender scheint dies eine andere Stelle zu beweisen. Im englischen Text finden sich einmal die Worte: *I have taken the worms out of his nose* (Ich habe ihm die Würmer aus der Nase gezogen), und am Rande befinden sich, offenbar um diese ganz unenglische Wendung zu erklären, die Worte: *I have disclosed all, I have known what I would*. Der schottische Text gebraucht hier statt dessen die ohne Weiteres verständliche Ausdrucksweise: *I have drawn it all out of him*. Es kann kein Zweifel sein, daß hier beide Texte auf die im Französischen ganz gebräuchliche, im Englischen aber nicht wiederzugebende Wendung *tirer les vers du nez* (die Würmer aus der Nase ziehen) zurückgehen. Das deutet also abermals auf einen ursprünglichen französischen Text hin. Und dieses Mal läßt es sich dazu nachweisen, daß die Wendung gerade Maria recht geläufig war. Denn sie findet sich mehrfach in ihren Briefen. Obwohl also diese Umstände für die Echtheit des Briefes zu sprechen scheinen, so erklärt Breslau ihn trotzdem für gefälscht oder wenigstens für theilweise gefälscht, so nämlich, daß Bestandtheile eines echten Briefes durch willkürliche Zuthaten erweitert worden wären. Das Hauptargument für diese Annahme besteht in der Feststellung, daß ein Theil des Briefes fast wörtlich mit der schriftlich gegebenen Zeugenaussage eines gewissen Crawford vor der Untersuchungscommission

in Westminster übereinstimmt. Diese Zeugenaussage, meint Breslau, hat Murray in den Brief hineingearbeitet. Dagegen ist nun aber neuerdings der Nachweis geführt worden, daß vielmehr umgekehrt jener Crawford seine Zeugenaussage ganz aus dem Briefe Marias entnommen und die eine Stelle des Briefes nicht einmal richtig verstanden hat.

Das gewichtigste Argument gegen die Echtheit des langen Glasgow-Briefes ist damit widerlegt. Wir dürfen also annehmen, daß dieser Brief wirklich von Maria an Bothwell geschrieben worden ist. Und indem wir von den Resultaten Breslaus ausgingen, der schon die sieben übrigen Briefe für echt erklärte, dürfen wir nunmehr die sämtlichen acht Cassettenbriefe als echt bezeichnen. Darin also hätten wir das Ergebnis der bedeutenderen, in jüngster Zeit erschienenen Untersuchungen zu erblicken; es ist der augenblickliche Stand der Forschung. Aber dabei darf nicht verschwiegen werden, daß es immer noch Freunde und Vertheidiger Maria Stuarts giebt, die sie von aller Schuld loszusprechen suchen, von der Mitwirkung an Darnleys Ermordung nicht weniger, als von der Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben Elisabeths. Es wäre voreilig, die Frage der Schuld Maria Stuarts als für immer gelöst zu bezeichnen. Der Streit um die Cassettenbriefe ist noch nicht zu Ende und wird auch wohl in absehbarer Zeit noch nicht sein Ende erreichen. Aber wie viel klarer liegt heute die Frage vor uns, als noch vor zwanzig Jahren. Seit dem Erscheinen der ersten Arbeit von Breslau beginnt die Ueberzeugung von der Echtheit der Cassettenbriefe mehr und mehr durchzudringen. Breslau hatte nur noch einen unter ihnen als gefälscht bezeichnet. Heute darf man auch an die Echtheit dieses einen glauben, der dazu der beweiskräftigste von allen ist.

Damit wären wir am Ende unserer Erörterungen angelangt. Man sieht: die Frage der Schuld Maria Stuarts ist fast identisch mit der Frage der Echtheit der Cassettenbriefe. Ueber diese muß Klarheit herrschen, ehe jene entschieden werden kann. Wohl mag es scheinen, als ob schon die wohlverbürgten Thatfachen, wie wir sie mitgetheilt haben, zu einem Urtheil führen könnten, aber die sichere Entscheidung läßt sich doch nur durch die Cassettenbriefe gewinnen. Und auch das nur nach einer Seite. Wenn diese echt sind, so darf die Schuld Maria Stuarts als bewiesen gelten. Würde aber darum die Unechtheit der Briefe auch zu dem Schlusse berechtigen, daß Maria unschuldig des Gattenmordes angeklagt war? Gewiß nicht. Man müßte sich darauf beschränken, zu sagen, daß es einen klaren, zwingenden Beweis für Marias Schuld nicht giebt, daß aber gleichwohl eine starke Wahrscheinlichkeit für diese Schuld immer bestehen bleibt. Um es kurz zu sagen: War nun Maria schuldig oder unschuldig; ihre Schuld könnte bewiesen werden, ihre Unschuld niemals.

Wir aber verharren bei dem einmal gewonnenen Standpunkt. Wir betrachten die Cassettenbriefe sämtlich als echt, von Maria Stuart geschrieben. Und die weitere Schlussfolgerung muß dann sein, daß sie in der

That im Einverständnisse gehandelt hat mit jenem Manne, der ihren Gatten ermordete. Sie hat mit diesem Manne, noch als Darnley lebte, in unerlaubten Beziehungen gestanden, zur Ermordung des Gatten hat sie die Hand gereicht, die angebliche Entführung durch Bothwell war nichts als eine schamlose Komödie, schon vorher war es beschlossene Sache, daß Maria den Mörder ehelichen werde. Am Ende aber hat sie über sich und ihr Land nur Verderben gebracht.

So erblicken wir denn in Maria Stuart eine jener unseligen Frauengestalten in der Geschichte, die uns wie eine schlimme Entartung der weiblichen Natur erscheinen. Ihr Name kann nicht genannt werden, ohne daß das sittliche Empfinden eines Jeden sich empört bei der Erinnerung an ihre ruchlosen Thaten. —

Aber nicht mit diesem düsteren Bilde möchte ich schließen. Wir Deutschen kennen noch eine andere Maria Stuart, als die der Geschichte. Es ist die rührende Gestalt der edlen Dulderin, wie unser großer Dichter sie in unvergänglichen Zügen uns geschildert hat.

Der Historiker hat eine schwierige Stellung in den Fällen, wo er Gegenstände behandelt, die vor ihm ein großer Dichter zum Vorwurf genommen hat. Er sucht durch seine Arbeit das Publicum zu belehren, wie die Dinge in Wahrheit gewesen sind, wie Alles zugegangen ist, aus welchen Motiven die Menschen gehandelt haben; die Erkenntniß des sachlichen Zusammenhanges stellt er der dichterischen Anschauung, der Schönheit stellt er die Wahrheit entgegen. Aber es ist ein ungleicher Wettstreit, und der Dichter trägt zumeist den Sieg davon. Mit einem gewissen Bedauern nimmt das Publicum die Belehrung durch die Wissenschaft entgegen und kehrt dann leichten Herzens zu seinen Dichtern zurück.

Aber in Wahrheit will ja der Historiker den Dichter nicht verdrängen, die Forschung will nur neben der Dichtung gewürdigt sein. Es gilt nicht, die poetischen Gestalten der Dichtung aus dem Herzen des Volkes zu verdrängen; aber die Dichtung soll auch nicht die Quelle für die wissenschaftliche Belehrung sein. Es ist neuerdings ein Buch über Don Carlos erschienen, in dem endgiltig bewiesen ist, daß der Sohn Philipps II. ein halber Idiot gewesen ist, der sich durch seine ausschweifende Lebensweise selbst ein frühes Ende bereitet hat. Sehr bedauerlich wäre es doch, wenn durch die Feststellung dieser Thatfache irgend Jemand sich die Freude an dem Schiller'schen Drama verkümmern ließe. Aber auf der anderen Seite soll man auch den wissenschaftlichen Fortschritt willkommen heißen, soll nicht dem Forscher zürnen, weil er die holde Illusion zerstört, als ob der Don Carlos des Dramas auch der der Geschichte sei.

Wie aber ist es nun mit unserer Maria Stuart? Hat Schiller sich auch in diesem Falle so ganz und gar von der historischen Wahrheit entfernt? Wir wollen einmal sehen. Zeugnet er Marias Antheil an Darnleys Ermordung oder ihre Heirath mit Bothwell? Keineswegs.

„Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand.“

Mit diesen Worten gesteht Maria selbst ihre Schuld vollkommen zu. Aber trotzdem weiß Schiller uns an Marias Charakter die schönen, liebenswerthen Züge in so hellem Lichte erscheinen zu lassen, daß wir das Schreckliche darüber vergessen und nur noch Mitleid mit ihrem Geschick empfinden.

Man kann auch kaum sagen, daß Schiller nicht der Elisabeth gerecht geworden sei. Ihre Herrschergröße wird nicht geleugnet, ja fast mit begeisterten Worten wird sie verkündet:

„Mögest Du noch lange leben, Königin,
Die Freude Deines Volks zu sein, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schöne Tage hat dies Eiland nie
Gesehn, seit eig'ne Fürsten es regieren.“

Aber doch werden die kleinen häßlichen Züge, die auch in dem historischen Charakter Elisabeths unstreitig vorhanden waren, so stark gezeichnet, daß wir sie mehr verabscheuen als verehren müssen.

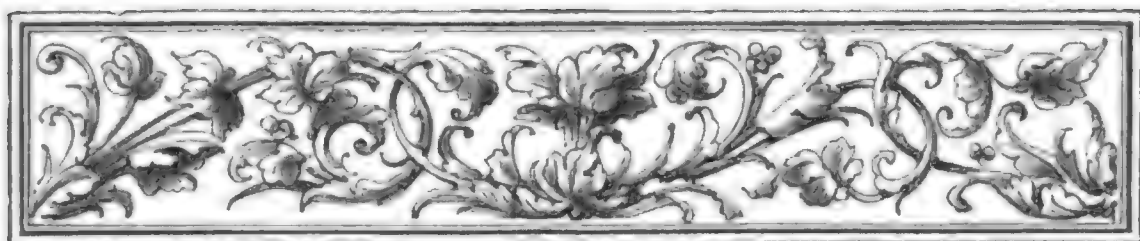
Der große politisch-religiöse Conflict, der Kampf der Principien, um den es sich bei dem Gegensatze zwischen Elisabeth und Maria Stuart handelt, wird uns menschlich so viel näher gerückt, indem wir zwei starke Krauennaturen einander gegenüber treten sehen. Maria erscheint so viel edler und vornehmer als ihre Gegnerin; ihr Untergang ist unvermeidlich von dem Augenblicke an, wo Elisabeth durch sie in ihrem Stolge beleidigt ist. Die meisten Züge des Dramas sind wirklich der Geschichte entlehnt, und doch weiß uns der Dichter durch seine Kunst darüber hinwegzutäuschen, daß diese Maria unser Mitleid in so hohem Maße doch nicht verdient.

Am Ende dringt aber der echte historische Sinn Schillers durch. Er fühlt, daß die alte Schuld seiner Heldin noch zu büßen ist, und kein Historiker könnte das über Marias Leben schwebende Verhängniß richtiger zum Ausdruck bringen als Schiller, wenn er Maria sagen läßt:

„Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.“

Es giebt keinen zweiten deutschen Dichter, der bei der Behandlung geschichtlicher Stoffe ein so sicheres historisches Verständniß gezeigt hätte, wie Schiller. Er hat die höchste Eigenschaft des Historikers beieffen, die Divination, die ahnende Erkenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge. Troyen hat von ihm das Wort aufgebracht, Schiller hat darauf verzichtet, unser größter Historiker zu werden, weil er unser größter Dichter werden wollte.





Schlaflosigkeit und Schlafmittel.

Von

H. Fürst.

— Berlin. —

Ein genügend langer, tiefer und ununterbrochener Schlaf, in welchem thatsächlich jede Gehirnarbeit ruht, jeder Muskel entspannt ist und das Bewußtsein des eigenen Ich für einige Zeit erlöschen scheint, gilt mit Recht als ein Glück, eine Wohlthat. Der helle Tag, in welchem Tausende von Sinneseindrücken auf uns einströmen, ebenso viele Vorstellungen und Empfindungen im Centralorgane unseres Seelenlebens, der grauen Hirnrinde, erweckend, Tausende von Wahrnehmungen des Auges, des Ohres, der Hautoberfläche unsere Ganglien erregen und den Anstoß zu psychischer Thätigkeit geben, weicht der Dämmerung. Immer spärlicher und immer schwächer werden die Sinnesreize, die unser Sehorgan treffen. Immer lauschiger und stiller wird es um uns. Das hastige Schaffen, das eifrige Arbeiten, das Sinnen und Denken, Sorgen und Mühen macht einer gewissen Ruhe Platz; der Mensch fühlt sich „abgespannt“, er hat allerdings noch kein Schlafbedürfniß, aber doch das Bedürfniß, mehr receptiv als productiv thätig zu sein. Eine leichte Unterhaltung, eine angenehme Geselligkeit, schon eine Beschäftigung, welche ihm zugleich Genuß gewährt, wie Musik, das halb mechanische Spiel und dergl., giebt seinem erholungsbedürftigen Gehirn noch eine Zeit lang Veranlassung, sich zu bethätigen. Allmählich aber macht sich dessen stärkere Ermüdung geltend, begünstigt durch die Stille der Nacht mit ihrem feierlich-ernsten, träumerisch-süßen, lautlosen Charakter.

Schlaftrunken sucht der Mensch sein Lager auf; hier, befreit von beengender Kleidung, umgeben von einer gleichmäßig temperirten Luftschicht, die alle Hautreize abschwächt, entschlummert er ziemlich schnell. Das Dunkel

des Zimmers begünstigt sein Einschlafen, ebenso wie das leise, monotone Ticken seiner Uhr. In derjenigen Lage, die ihm durch Gewohnheit die liebste geworden ist, liegt der Mensch in einem immer fester werdenden Schlafe. Die leichten, aber verschwommenen Vorstellungen, welche ihn noch beim Uebergange aus dem Wachen in den Schlaf umschwebten, verdunkeln sich mehr und mehr, das Bewußtsein erlischt bald vollständig. Die Nerven und Ganglien der grauen Hirnrinde, das Instrument unseres Denkens und Empfindens, unserer Impulse, ruht vollständig. Doch halt! Bewegt der Schlafende nicht soeben seine Lippen? Sprach er nicht einige, ganz deutliche Worte? Ein Lächeln flog über sein Gesicht, es erfolgte eine Bewegung seines Armes oder der Hand; Mimik und Phantasie sind nicht ganz unterdrückt. Der Schläfer sieht im Schlafe phantastische Erscheinungen, erlebt wunderbare, absonderliche Dinge, Zeit und Raum überspringt er im märchenhaften Fluge, er unterhält sich, Rede und Widerrede glaubt er zu vernehmen, launisch, wirt, bald neckisch, bald ängstlich, traurig oder furchterregend ist die Reihe seiner Traumbilder. Er selbst weiß Nichts davon; völlig unbewußt erwachen diese Vorstellungen und Erinnerungsbilder, sich eigenartig verkettend, ein Geistesleben ganz für sich.

Da mit einem Male — husch — verfliegt der Traum, wie leichter Nebel, aufgelöst in Nichts. Der Mensch schläft weiter. Nach einer Stunde ist der Schlaf so tief, daß das Erwecken schon kräftige Reize anwenden muß, lautes Ausrufen, helles Licht, derbes Berühren. Allmählich wird der Schlaf von Stunde zu Stunde weniger tief, bei Manchen gegen Morgen so leise, daß das Geringste sie erweckt, bei Anderen in den Morgenstunden noch einmal tiefer, fester. Endlich blizt der erste Sonnenstrahl durch die Vorhänge, oder eine Glocke ertönt, oder das Gehirn hat seinem Schlafbedürfnisse genügt — der Mensch erwacht, und zwar in der Regel ohne ein Uebergangsstadium, ziemlich plöblich. Damit ist er allerdings noch nicht völlig klar und munter; er muß sich noch einige Momente sammeln und orientiren, dann aber ist er so wach, sein Gehirn so frisch und functionsfähig, daß ihm keine Thätigkeit zu schwer erscheint, und daß es, was in später Nachtarbeit die abgematteten Nervenlemente nicht bewältigen konnten, jetzt spielend löst.

„Glücklicher Mensch, der so schlafen kann!“ wird vielleicht Einer oder der Andere der geschätzten Leser dieser Zeilen ausrufen, der das Ideal eines Schlafes schon seit Jahren nicht mehr kennt. Und wenn er seine Muskeln noch so durch Gehen, durch Bewegungen ermüdet, wenn er noch so regelmäßig am „Stammtisch“ seinen Schlaftrunk genommen und sich ernstlich bestrebt hatte, an Nichts zu denken oder bis 1000 zu zählen — es geht nicht. Der ersehnte Schlaf, für den er gern die schwersten Opfer bringen möchte, stellt sich nicht ein.

Spät sucht er sein Schlafzimmer auf, in der sicheren Meinung, „nun müsse er doch müde sein.“ Er lieft zum Ueberflusse noch etwas recht Lang-

weiliges oder Gleichgiltiges. Aber der süße Schlummer kommt nicht oder flieht ihn nach wenigen Stunden schon. Mehrmals in der Nacht macht er Licht und verlöscht es wieder, hundertmal wechselt er seine Lage; bald liegt er rechts, bald links, bald auf dem Rücken, bald mit herabhängenden oder erhobenen Armen. Aber ach, der Geist ist's, die Gedanken sind's, die ihn nicht schlafen lassen. Ideen, Pläne, begonnene Arbeiten, Dinge, die am nächsten Tage erledigt sein müssen, dazwischen kleine und große Sorgen aller Art, verdrießliche Erlebnisse, die man nicht vergessen kann — alles dies läßt das arme, müde Gehirn, das so gerne schlafen möchte, nicht zur Ruhe kommen. Endlich ent schlummert es — aber ach — nur für wenige Stunden.

Noch ehe der Tag graut, ist der Schlaf wieder vorüber oder nur ganz oberflächlich, von Stadien des Halbschlafes unterbrochen. So naht der Morgen. Aber die Sonne bescheint keinen Glücklichen. Matt und schlaff erhebt sich der Aermste von seinem Lager; seine Züge haben nichts von Erfrischung, sein Wesen zeigt nichts von Erholung. Und so muß er wieder in die Tretmühle der Tagesarbeit und neuen geistigen Erregung, die das Leben des Tages mit sich bringt.

Uebereinstimmend wird von solchen, die an Schlaflosigkeit leiden, dieser Zustand als eine Pein, als ein Unglück bezeichnet; er wird umsomehr als solches von ihnen empfunden, weil das Leiden in erster Linie geistig hochstehende, regsame Menschen befällt. So oft man sich mit solchen Patienten beschäftigte — und Verfasser dieses hat gerade diesem eigenartigen Uebel stets ein gewisses Interesse gewidmet, weil seine Ursachen und seine Beseitigung in jedem Einzelfalle eine intensive psychische Aufgabe stellen — immer hat man den Eindruck behalten, als wenn die „Agrypnie“, so lautet der technische Ausdruck, wenn sie auch an sich keine selbstständige Krankheit bildet, doch schlimmer ist, als manche Krankheit. Sie ist ein anomaler Zustand, welcher dem Betroffenen das Dasein verleidet, ihn körperlich und seelisch tief herunterbringen, seine Functionen zerrütten, seine geistige Spannkraft lähmen kann. Diese sich Monate und Jahre lang fortsetzende, ungenügende Ruhe der Gehirnsubstanz bildet für die Betreffenden eine Qual, und schon darum erscheint es als eine Pflicht des Arztes und des Menschen, als ein Gebot des Berufs und der Humanität, dazu beizutragen, daß diese Bedauernswerthen wieder zu glücklichen Menschen werden, vor Allem aber, daß sie nicht dem Morphiniſmus oder sonst durch eigenmächtiges Einnehmen von Schlafmitteln der Charonidis der chronischen Vergiftung verfallen, nachdem sie die Scylla der Schlaflosigkeit glücklich umsegelt hatten.

Wer sich mit einer Beseitigung der Schlaflosigkeit befassen will, muß vor Allem auf's Sorgfältigste zu ergründen suchen, woher dieselbe rührt. Jeder Fall liegt in dieser Beziehung anders. Es herrscht darin die größte individuelle Verschiedenheit. Und dies ist sehr wohl begreiflich, da Schlaflosigkeit durchaus nicht immer das Symptom eines körperlichen Leidens ist,

welches sich ja durch eine Untersuchung sofort diagnosticiren ließe. Sie ist in den meisten Fällen ein chronischer Erregungs-Zustand der Rinde, oder — um sich anatomisch-physiologisch auszudrücken — der grauen Nervensubstanz der Großhirnrinde. Dieser Theil des Gehirnes ist, wie wir mit Sicherheit wissen, der Sitz der Seelenfunctionen, des Bewußtseins, unserer höchsten geistigen Leistungen. Unser Wollen und Empfinden, unser Sinnen und Denken, die ganze Summe unserer Intelligenz spielt sich hier, wo die Leitungen der Sinnesreize zusammenlaufen, ab. Hier ordnen diese sich, hier werden sie gesammelt; hier erwecken sie in den Ganglienzellen Vorstellungen; von hier aus werden sie durch Ausläufer derselben auf dem Wege der Nervenfasern zu den Muskeln geleitet und in Bewegungen umgesetzt. Daß die bewußte Empfindung und Bewegung hier sich auslöst, hat der Thierversuch längst gelehrt. Das der grauen Substanz beraubte, zum Theil enthirnte Thier frißt nicht mehr aus eigenem Verlangen, geht nur noch auf Antrieb, stößt sich leicht, fällt öfters, es macht den Eindruck, daß seine zweckbewußte Intelligenz verschwunden, der mechanische Impuls und Reflexer an ihre Stelle getreten ist. Einen ähnlichen Eindruck macht der sehr schlaftrunkene Mensch. Auch bei ihm beginnt die Thätigkeit der Großhirnrinde sich zu suspendiren; die Zeit, in welcher sie periodisch ihre Functionen unterbricht — in der Regel die Nacht — naht; die mangelnden Sinnesreize erhalten sie nicht künstlich wach, das Gehirn wird nicht mehr durch geistige Thätigkeit blutreicher. Das Blut strömt aus der Schädelhöhle ab, und es kommt eine Art von vorübergehender Ausschaltung des Gehirns zu Stande. Was jetzt noch im Körper vorgeht, geschieht gewissermaßen ohne das Gehirn, nur noch mit Hilfe des Rückenmarks. Auf Reiz der Haut oder der Schleimhäute erfolgen mechanische Reflerbewegungen, die sich ohne das Bewußtsein vollziehen, obwohl sie anscheinend eine gewisse Zweckmäßigkeit verrathen. Automatisch krast der Schlafende die Stelle, die man mit einer Feder kitzelt, automatisch wendet er sich weg, wenn ihn eine Berührung unangenehm reizt. Der Wille hat damit Nichts zu thun. Der fest Schlafende hört die Uhr nicht schlagen, er sieht nicht die vom Mond erhellte Wand, er riecht nicht eine im Zimmer stehende Blume — oder richtiger ausgedrückt, die Sinnesreize erregen keine Sinneswahrnehmung; er ist für diese Dinge „vorübergehend todt“, wenn man so sagen darf. Und doch lebt der Körper, und ununterbrochen gehen seine wichtigsten Functionen, die Athmung, der Herzpuls, der Blutkreislauf, der ja auch das Gehirn weiter ernähren muß, die Magen- und Darmverdauung, der Lymph-Ström und die Nieren-Absonderung ihren Gang fort. Knochenmark und Milz produciren weiter die nöthigen Blutkörper, die Drüsen sondern ungestört ab, Zellen wachsen und vergehen. Mein Stillstand in diesem wunderbarsten aller Getriebe. Der sympathische Nerv, dessen Leitungen in erster Linie dies Alles in Thätigkeit halten, ist es, der ohne den bewußten Willen, ja von ihm unabhängig, den Mechanismus vor Stockung schützt. Würde diese nur einen Bruchtheil einer

Minute eintreten, so stände das Leben still. Der Schlafende weiß Nichts von alledem; ein schwaches Kind gegenüber dem Herrn über Leben und Tod, machtlos und ahnungslos, ein Spiel des Zufalles giebt er sich, vertrauend auf ein Wiedererwachen, dem Schlummer hin, dem er nicht länger widerstehen kann. Sein Gehirn, und wenn es noch so geistreich schuf, vermag nichts mehr gegenüber dem gewaltigeren Naturgesetz. Von Ermüdung übermannt, ist er nur noch diesem unterworfen.

Schlaflosigkeit ist meistens das Resultat der Lebensweise, der Lebensverhältnisse, gewisser Berufsarten und Gewohnheiten. Diese zu ermitteln, die Summe aus ihnen zu ziehen, nachdem man dem ersten Entstehen und der Entwicklung des Leidens nachgepürt hat, dasjenige Moment ausfindig zu machen, welches gerade diesem Menschen den für seine Existenz unentbehrlichen Schlaf stört und raubt, das ist eine Aufgabe, die es verlangt, daß man sich in die Eigenart dieses Naturells, in die Einzelheiten seines Denkens und Empfindens versenkt, mit seinen Lebensschicksalen und Herzensangelegenheiten vertrauter macht. Fast Jeder, der an Schlaflosigkeit leidet, hat Etwas, wo ihn der Schuh drückt: Ueberreizung und Ueberanstrengung mit allzustarker geistiger, zumal abendlicher Arbeit, unzweckmäßige Lebensweise in Bezug auf Ernährung oder Muskelthätigkeit, Erregungs- oder Depressionszustände, Affecte freudiger, aufregender Art oder niederschlagende Stimmungen, Angst, Furcht, Sorge, Kummer — Alles dies kann in Frage kommen, wenn es sich darum handelt, die Ursache der Schlaflosigkeit zu ermitteln. Dies ist ganz unmöglich ohne das Vertrauen und die Offenheit der Patienten, unmöglich ohne eigenes Nachdenken und Abwägen, ohne ein Sich-Versenken in dessen Stimmung und Situation.

Wer nicht jeden derartigen Fall individuell betrachtet, wer die Mühe scheut, den Wurzeln des Uebels nachzugraben, der darf sich nicht wundern, wenn ein handwerksmäßig niedergeschriebenes Recept oder einige allgemeine Verordnungen keinen rechten Erfolg haben, wenn ein Mittel das andere vergeblich ablöst. Nichts verträgt weniger eine schablonenhafte Therapie, als die Schlaflosigkeit. Ja gerade sie verlangt in den meisten Fällen, obwohl sie nur indirect als ein Leiden des psychischen Centralorganes angesehen werden kann, ein Eingehen auf die psychischen Verhältnisse, aus denen es entstanden ist, und demgemäß auch zum Theil eine psychische Behandlung.

Alles dies ist aber nicht im Handumdrehen zu erreichen; es kann nur das Product vorrichtigen Abwägens und Nachforschens sein. Dem Patienten muß selbst daran liegen, den Arzt auf die richtige Spur zu bringen, ihn nicht durch Nebensächliches abzulenken oder zu verwirren. Klar, nüchtern, streng wahrheitsgetreu muß er über sein bisheriges Leben berichten, Nichts verschweigen oder zusezen, Nichts übertreiben oder beschönigen. Erst aus der körperlichen Lebensweise, der Art und Dauer der Beschäftigung, dem Beginn der Nachtruhe und der Aufstehezeit, der täglichen Kost, der Bewegung im Freien, dem Sigen am Schreibtisch, gewissen Liebhabereien und

Sport-Thätigkeiten, den bisherigen Gesundheitsverhältnissen und Körperfunktionen baut sich dem Arzt die Grundlage auf. Und auf dieser fußend, muß er weiter das ganze bisherige psychische Verhalten ermitteln, sich klar machen, was den Betreffenden erregt und bewegt, ihn erfüllt und bekümmert, kurz, was ihm die Ruhe raubt. Irgend etwas findet sich immer, was daran Schuld ist, daß die graue Substanz, jener Mantel, der sich in zahlreichen tiefen Falten und Windungen um den weißen Kern des Gehirns lagert, in unnatürlicher Erregung bleibt, den Menschen nicht schlafen läßt, während jeder gesunde Normal-Mensch sich in den wohlverdienten acht Stunden Schlafes, in denen er zur „Reisler-Maschine“ herabgesunken ist, erholt und zu neuer Arbeit neue Kräfte sammelt.

Gerade aber, weil jeder Fall anders liegt, in dem einen die körperlichen, in dem anderen die geistigen Ursachen überwiegen und alle die größten Variationen darbieten, lassen sich allgemeingiltige Vorschriften nicht geben.

Man kann nur sagen: Je mehr es gelingt, mit natürlichen Hilfsmitteln wieder einen natürlichen Schlaf herbeizuführen, also mit den einfachsten hygienischen und diätetischen Maßregeln, desto besser ist es. Welche man zu wählen hat, richtet sich ganz nach den Ursachen. Ruhe, Enthaltung von spätabendlicher Geschäftsthätigkeit, angemessener Wechsel zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Arbeit des Geistes, des Geschmackes, der Technik, zwischen Schaffen, Reproduzieren, Lesen, Schauen und Hören, Unterhaltung und harmlosem Spiel, alles dies sind nur allgemeine Gesichtspunkte. Man wird dafür sorgen, daß der Betreffende nicht zu spät sein Abendessen einnimmt, daß er seine Verdauung in Ordnung hält. Congestionen nach dem Kopfe wird man durch ein ableitendes Verfahren bekämpfen. Zu große Wärme des Schlafzimmers, zu starke Bedeckungen im Bett, Unzweckmäßigkeiten im Arrangement desselben wird man beseitigen, die Gewohnheit, im Bett zu lesen oder ein Nachtlicht zu brennen, abschaffen müssen. Man wird auf tägliche Bewegung in freier Luft, auf das Zustandekommen einer tüchtigen Muskelermüdung achten.

Aber fast noch mehr wird man auf den Geistes- und Seelenzustand des Betreffenden einzuwirken haben, und das ist oft sehr schwer. Denn auf diesen wirken Dinge ein, die der Betreffende selbst oft mit dem besten Willen nicht ändern kann. Wenn sich das ganze Sinnes- und Trachten eines Menschen auf eine Lebensaufgabe oder ein großes künstlerisches Werk concentrirt, wie das Schaffen einer Oper, einer Symphonie, eines Dramas, wenn die Nerven durch eine Musik erregt sind, wenn eine gewagte Speculation den Menschen in die höchste Spannung versetzt, sein Schicksal vor irgend einer wichtigen Entscheidung steht, Angst, Hoffnung, Ungewißheit ihn erfüllen, Kränkung, Zurücksetzung, Mißgeschick, Unglück sein Herz erfüllen, dann spielen diese psychischen Affecte auch in die Nacht hinein. Der Schlaf wird unruhig, oberflächlich, kurz dauernd, ja er kommt überhaupt schwer zu Stande. Hier läßt sich leicht sagen: „Wirf es von Dir, was

Dich beschäftigt, unterlasse es, vergiß es!" Das Leben und Streben ist oft viel mächtiger, als daß der Rath des Arztes dagegen ankämpfen könnte. Oft genügt der feste Wille des Kranken, alle Regungen, die sein Gehirn in angespannter Thätigkeit erhalten, zu unterdrücken, auf Das und Jenes zu verzichten, sich mit Thatfachen abzufinden, unnöthige Grübeleien zu unterlassen. Ein gewisses leichtlebigen Vertrauen auf das „Morgen“, ein „Ver-schlafen“ seiner Kümmernisse, Sorgen und Projecte, eine Selbstbeherrschung, die selbst im Sturme fest und sicher das Steuer hält, das sind Eigenschaften, die über manche Schlaflosigkeit hinweghelfen.

Daß ein Gläschen Punsch, ein Glas „bestes Bayrisch“ Schaden könnte, wird wohl Niemand ernstlich behaupten. Der Segen des sehr maßvoll genossenen Alkohols besteht gerade darin, daß er das Gehirn leichter in Schlaf bringt, die Seele über augenblickliche Verstimmungen erhebt, das Gemüth erheitert, beruhigt, Unangenehmes für einige Zeit vergessen läßt. Diese kleine Erholung des Gehirns ist für den Bemittelten eine ebensolche Wohlthat, wie für den Armen der Lethe-Trank, den er aus dem Schnapsgläschen zu sich nimmt. Es wird heut mit Recht sehr viel gegen Trunksucht gepredigt und für Mäßigkeit agitirt, aber es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man einen sogenannten „Schlaftrunk“, der den solidesten Menschen nicht zum Trinker machen wird, verurtheilen. Für Jemanden, der an Schlaflosigkeit leidet, ist dies minimale Quantum Alkohol oft besser, als jede Arznei.

Zahllos ist die Menge der Schlafmittel, welche gegenwärtig fabricirt werden und als Medicamente von oft sehr bedenklicher Wirkung viel zu leicht in die Hände des Publicums gelangen. Es werden alljährlich so viele Menschen durch dauernde Gewöhnung an solche Mittel, von denen zur Erzielung von Schlaf immer steigende Dosen genommen werden müssen, zeit-lebens nich, es sterben alljährlich so Zahlreiche an den Nebenwirkungen hypnotischwirkender Präparate, daß sich jeder Schlaflose den ersten Schritt auf dieser Bahn reiflichst überlegen sollte. Nicht genug kann davor gewarnt werden, sich ohne genaue ärztliche Verordnung und Controle selbst mit Schlafmitteln zu behandeln; die Verantwortung ist eine große, denn man spielt mit der Gesundheit und dem Leben.

Ob überhaupt ein Schlafmittel anzuwenden ist, welches gerade für diesen Organismus das geeignetste, welches in Anbetracht des Herzens, des Gehirns, der Gefäßwände, des Magens und Darms, der Leber und Nieren das unbedenklichste ist, das kann nur der Arzt entscheiden. Nur er kann die Dosirung für jeden Patienten dann genau feststellen, nur er bestimmen, wie lange und in welchen Pausen das Mittel genommen werden darf. Er ist im Stande, die Wirkungen, die es entfaltet, zu überblicken, gefährlicher Beeinflussung des Herzens, des Blutes u. s. w. vorzubeugen, schwere Nebensymptome, die sich nicht immer voraussehen lassen, zu verhüten oder rechtzeitig zu bekämpfen.

Ein Mensch, der auf eigene Faust sich ein beliebiges Mittel, von dem er gerade gehört oder gelesen hat, verschafft, es ohne Weiteres einnimmt

und wiederholt gebraucht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn dies die schwersten Folgen hat. Das bekannteste Beispiel für die Schädlichkeit uncontrolirten Selbstmedicinirens ist das Morphinum. Es ist so leicht, so verlockend, so überaus einfach: Ein kleines Pulver in einem Glas Zuckerwasser, oder eine kleine Einsprizung unter die Haut, und der lang ersehnte Schlaf kommt. Das Erwachen ist zwar oft unangenehm, dumpf, matt; auch fehlt es nicht an unerwünschten Erscheinungen nach der Morphinum-Injection, wie Erbrechen, Ohnmacht und dergl. Allein das schreckt Manche nicht ab. Das Morphinum wird fortgesetzt; bald muß die Dosis verstärkt werden, um dieselbe Wirkung zu erzielen. Nicht lange, und abermals ist eine Steigerung nothwendig. Endlich erschrickt der Patient selbst über die Höhe der Einzeldose. Er will aufhören, diese Behandlung abbrechen, allein es ist nicht mehr möglich; die Zeichen der chronischen Morphinum-Vergiftung, Abmagerung, Blutarmuth, Schwindel, Zittern, geistige Störungen treten auf, ja selbst die ursprünglich gerade bekämpfte Schlaflosigkeit. Plötzliche Entziehung des gewohnten Medicamentes erzeugt, wenn sie nicht in einer Anstalt unter ärztlicher Controle geschieht, noch schwerere Krankheits Symptome, und so kehrt der unglückliche Morphiniist wieder zu seiner Selbstbehandlung zurück, um ihr schließlich zu erliegen.

Nicht minder bedenklich wird oft das eigenmächtige Experimentiren mit einem bekannten Nervenberuhigungsmittel, dem Bromkalium. In vorsichtig berechneten, mäßigen Dosen, unter Leitung des Arztes, genommen, von oft geradezu erlösender Wirkung bei nervöser Erregung, erzeugt es bei längerem Gebrauch größerer Dosen Mattigkeit, Muskelschwäche, geistige Abstumpfung, Nachlaß des Gedächtnisses, Schlingbeschwerden, der Appetit läßt nach, und die Verdauung wird gestört. Ist das Bild des Bromismus auch nicht in allen Fällen ein so schweres, so ist es doch ernst genug, um auch hier vor Mißbrauch zu warnen. Am wenigsten Schaden in dieser Beziehung noch die künstlichen Bromwässer, welche mehrere Bromsalze in kleiner Dosis und guter Zusammenziehung enthalten und für leichtere Fälle von Schlaflosigkeit, die auf nervöser Ursache beruhen, ausreichen.

Das richtige Mittel für den betreffenden Patienten zu finden, ist nur möglich, wenn man den Grund seines Leidens und seine Constitution genau berücksichtigt.

Sind körperliche Leiden und Schmerzen Schuld an der Störung des Schlafes, so muß man diese zu beseitigen suchen und außerdem solche Mittel wählen, welche zugleich schmerzstillend und dadurch indirect schlafbringend wirken. Liegt abnorme Erregung der grauen Substanz der Hirnrinde vor, so wird man beruhigende, direct auf die Nervencentren wirkende Mittel vorziehen; wieder in anderen Fällen wird sich der Arzt zu anti-neuralgischen Mitteln entschließen oder rein narkotisch wirkende Arzneien geben. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß er in schwereren Fällen zur Hypnose, trotz deren Bedenken wegen der dadurch leicht zurückbleibenden Neigung zu Katalepie,

keine Zuflucht nimmt, wenn er auf keine andere Weise einen Schlaf herbeiführen kann; daß er sogar, um einen unbedingt nöthigen Schlaf zu erzielen, wenn es sich um Beseitigung eines schmerzhaften Uebels handelt, das Chloroform anwendet.

Zahlreiche Mittel sind im letzten Jahrzehnt erfunden und angewendet worden; es gab eine Zeit, wo man im Chloralhydrat die Erlösung gefunden zu haben glaubte; bald erschien das Paraldehyd, dem Sulfoal folgte das Somnal; von anderer Seite wurde das Chloralamid und das Amylenhydrat als Panacee gepriesen, wieder von anderer das Urethan und Hypnon. Man hat Codein und Narcein versucht, Cannabin und Cannabinon, Hyoscin und Hyoscinamin — kurz, schon die Aufzählung der Mittel, die genügend lange zu erproben, die ärztliche Welt oft kaum Zeit hatte, vermag schon zu verwirren. Jedem der genannten Präparate wird für die eine oder andere Art von Schlaflosigkeit höherer Erfolg zugeschrieben. Eines wirkt schneller, eines langsamer, eines nur bei Gesunden, das andere nur bei Irren, eines nur für kurze Zeit, das andere für eine ganze Nacht, das eine verursacht keine störenden Neben Symptome, das andere kann schwere Vergiftungserscheinungen, ja, selbst den Tod herbeiführen. Die Meisten sind stark wirkende, fabrikmäßig hergestellte, mit allen Hebeln des industriellen und commerciellen Betriebes in den Verkehr gebrachte Präparate, aus denen der gewissenhafte Arzt mit Vorzicht seine Auswahl treffen muß. Dem ihm fällt, wenn sich ein Unglück ereignet, die Verantwortlichkeit zu, was schon im Krankenhause unangenehm, in der Privatpraxis aber geradezu ein schwerer Schlag sein kann. Um wie viel gewagter ist der Gebrauch solcher Mittel in der Hand des Laien! Man erinnere sich nur, wie viel Schlimmes schon der Mißbrauch des Antipyrin, Antifebrin und Phenacetin, des Salicyl und Cocaïn bewirkt hat, und man wird begreifen, daß es thöricht ist, gefährliche Experimente am eigenen Körper vorzunehmen.

Es würde unconsequent sein, wenn man hier Winke für den Gebrauch der genannten Mittel geben wollte. Der Schlaflose lasse die Hand davon und überlasse die Entscheidung seinem Arzt.

Berücksichtigt man die Ursachen, zu denen auch chronische Vergiftungen gehören (Blei, Quecksilber, Alkohol, Nicotin), forscht man nach, ob zu starke Getränke (Kaffee, Thee) genossen werden, ob körperliche Leiden vorliegen, ob geistige Ueberanstrengung oder zu große geistige Unthätigkeit, rauschende, unausgesetzte Vergnügungen oder anhaltende Gemüthserregung, Einfluß des Alters oder bestimmte Beschäftigungen — kurz, vermag man das Wesen der Schlaflosigkeit festzustellen, so ist deren Behandlung meist erfolgreich. Man wird dann weder in den Anordnungen über das ganze Verhalten und die Lebensweise, noch in der Wahl künstlicher Mittel einen Mißgriff begehen und die Freude erleben, einem fast verzweifelten Menschen die lange entbehrte Nachtruhe wiedergegeben zu haben.



Tage und Nächte im milden Norden.

Eine Nachtfahrt durch Norwegen.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Das Yachting ist der kostspieligste, aber auch der dankbarste Luxus. Eine Fahrt auf der Nacht in schöner Gegend und angenehmer Gesellschaft — eine reizvollere Art des Reisens giebt es nicht. Frei von allen tyrannischen Vorschriften, von festgesetzten Stunden der Abfahrt und des Aufenthaltes, sogar in souveräner Unabhängigkeit von den willkürlichen Launen des Wetters, lediglich dem Gebote der eigenen Neigung unterthan, dampft man auf dem eleganten Fahrzeug, zu dem man bald in ein gemüthliches, fast vertraulich zärtliches Verhältniß tritt, nach eigener Bestimmung dem selbst gewählten Ziele zu, rastet unterwegs, wenn irgend eine ernste Verlockung sich darbietet, bleibt, wo man will und so lange man will, und fährt weiter, wohin man mag. Die Gesellschaft ist klein, auserwählt, harmonisch. Man bleibt unter sich. Jede Belästigung durch unberufene Schwäber, durch anspruchsvolle Nachbarn ist ausgeschlossen. Mit einem Worte: die Nacht steht zu allen übrigen, auch den denkbar bequemsten Locomotionsmitteln in demselben Verhältniß wie der Viererzug zum Courierzug.

In den letzten Tagen des Juni stieg ich in Kiel an Bord der Dampfyacht „Maid of honour“. Wir waren im Ganzen nur vier Passagiere: Herr Louis Meyer-Dresden, der mich zu der Fahrt nach Norwegen eingeladen hatte, ein liebenswürdiges internationales Ehepaar, das seinen Wohnsitz in Baden-Baden hat, und ich. Dazu kamen noch zwei Diener und die Besatzung von vierzehn erfahrenen Seeleuten, also Alles in Allem zwanzig Seelen. Die „Maid of honour“ gehört nicht zu den „historischen“ Nachts,

wie sie sich europäische Herrscher und begnadete Glückskinder der Alten und Neuen Welt zu ihrem Vergnügen haben bauen lassen können; aber unser Boot nimmt mit seinem Gehalt von 185 Tons und seiner vorzüglichen Maschine, seinen lustigen Salons, seinen bequemen und geräumigen Kajüten, bei einer Geschwindigkeit von zwölf Seemeilen in der Stunde, unter den mittleren Privatdampfern eine immerhin respectable Stellung ein.

In der Kieler Bucht herrschte damals ungewohntes Leben. Die großen Segelregatten, denen das Kaiserpaar auf der „Hohenzollern“ beigewohnt hatte, hatten just ihr Ende erreicht. Selten ist mir der Begriff der Majestät, der Herrschermacht zu klarerer Anschaulichkeit gekommen. Wer je ein Panzerschiff gesehen hat und weiß, mit welcher grandiosen Schwerefülligkeit sich diese erschrecklichen Kolosse bewegen, welche Fülle von besetztem und todtem Material diese stählernen Riesenleiber bergen, der wird auch den Eindruck nachempfinden, den die Vereinigung der mächtigsten Fahrzeuge unserer Panzerflotte in dem verhältnißmäßig knappen Raum des Kieler Wassers auf den Beschauer üben mußte. Auf den Wink des Einen, der mit ruhiger Befriedigung lächelnd auf der Brücke der „Hohenzollern“ stand, waren all diese fürchterlichen schwimmenden Megatherien, deren Anblick Bewunderung und Schrecken einflößt, gehorjam, wie wohldressirte Hausthiere auf den Pfiff des Herrn, herbeigeeilt und harrten weiterer Befehle.

Auch die Nordlandfahrten sind durch unsern jungen Kaiser erst in rechten Schwung gekommen. Die klugen Leute von Chicago wußten ganz genau, was sie thaten, als sie Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um den Kaiser zum Besuch der Ausstellung zu veranlassen. Der Procentsatz der ehrlichen Reisenden — ich meine die Leute, die aus wirklicher Wanderlust sich auf den Weg machen, die ihnen unbekannte Naturschönheiten kennen lernen und mit wahren Interesse andere Leute als ihre gewöhnliche Umgebung aufsuchen wollen, — ist doch beschämend gering. Das Reisen ist zur Modesache geworden, und unser Kaiser hat das Seinige gethan, um Norwegen modern zu machen.

Die norwegische Reise, wie sie der nicht besonders begünstigte Sterbliche machen muß, sei es auf dem unendlichen Landwege mit fragwürdiger Verpflegung, oder zu Wasser auf den langsamen und langweiligen Küstendampfern, denke ich mir ziemlich beschwerlich. Ob da die Genüsse im richtigen Verhältniß zu den Anstrengungen, Entbehrungen und Kosten stehen, wage ich nicht zu entscheiden. Bis jetzt scheint übrigens doch noch ein ziemlich starkes Mißtrauen zu herrschen. Norwegen wird auch heute noch fast ausschließlich von reisewüthigen Engländern und wagemüthigen Amerikanern, welche die Kunst des Verzichtes auf Comfort zur Virtuosität herausgebildet haben, besucht. Selbst die benachbarten Schweden und Dänen sind spärlich vertreten. Die Zahl der deutschen Reisenden hat sich allerdings vermehrt, ist aber immerhin noch nicht übermäßig stark. Die Russen sind weise Raben, und die lateinische Rasse fehlt fast ganz.

Neuerdings sind zu größerer Bequemlichkeit der Vergnügungsreisenden besondere „Excursionen“ in Cook'scher und Stangen'scher Art eingerichtet worden. England rüstet alljährlich mehrere solche Touristendampfer aus. In diesem Jahre hat Deutschland zum ersten Mal die „Augusta Victoria“ nach dem Nordcap abgehen lassen. Diese Art des Reisens hat ja gewiß ihre Annehmlichkeiten. Zunächst ist es verhältnißmäßig billig. Man hat gewissermaßen Fabrikpreise. Die Verwaltung spielt Vorsehung, man hat für Nichts zu sorgen, hat gutes Unterkommen und gute Verpflegung und das größte Sicherheitsgefühl, da das beste menschliche und mechanische Material zur Verwendung kommt. Aller Segen kommt von oben; es werden Einem sozusagen die Zähne gepulvt. In relativ kürzester Zeit sieht man alles Hauptsächliche; man kann es wenigstens sehen, wenn das Wetter gut ist. Aber diesen Vergnügungszüglern geht es ähnlich wie den Bergsteigern, die besondern Werth darauf legen, daß auf ihrem Alpenstock so und soviel Namen mehr oder minder schwer erreichbarer Gipfel eingebrannt werden, die damit schon zufrieden sind, und denen es ziemlich einerlei ist, ob sie da oben herrliche Aussicht oder dichten Nebel gehabt haben. Von den braven Leuten sind eben viele in Rom gewesen, ohne den Papst gesehen zu haben.

Bei diesen Vergnügungsschwärmen muß jede individuelle Regung des Reisenden erstickt werden. Die obere Organisation lenkt eben Alles. Gerade wie man beherbergt und beköstigt wird, wird man auch amüürt: heerdenhaft. Es ist ein *Table d'hôte-Genuss*. Man vertauscht sein Activum gegen ein allgemeines Passivum.

Gerade in Norwegen ist aber die Wahrung der Freiheit von unberechenbarem Werthe. Denn gerade hier giebt es eine ganz erhebliche Anzahl von sogenannten „Punkten, die man gesehen haben muß“, und bei denen der Führer einer großen Vergnügungscolonne pflichtschuldig Halt zu machen hat, die man aber thatsächlich wirklich nicht zu sehen braucht, weil sie dem, was wir gestern schon gesehen haben oder morgen unbedingt werden sehen müssen, wie ein Ei dem andern gleichen. Denn ehrlich gesagt, Norwegens Natur, so großartig sie ist, ist in ihrer Erhabenheit doch monoton, und der französische Dichter sagt mit vollem Recht: „L'ennui naquit un jour de l'uniformité.“

Ich weiß, daß ich da einen Satz ausspreche, der mich in den Augen der skandinavischen Naturfanatiker auf das verächtliche Niveau der Reisenden niederer Gattung herabdrückt. „Nawohl!“ ruft einer dieser Heißsporne aus, „Norwegens Natur ist monoton, aber monoton wie eine Beethoven'sche Symphonie.“ Das klingt wie Etwas, in der That ist aber gar Nichts damit gesagt. Eine Beethoven'sche Symphonie dauert etwa soviel Minuten, wie eine Reise durch Norwegen Tage. Und gerade die Zeit ist das Wesentliche: die tagelang währende gleichmäßige Erhabenheit. Ich würde mich auch bedanken, wenn man mir zumuthete, vier Wochen lang täglich drei Stunden Beethoven'sche Symphonien zu hören.

Die einförmige Großartigkeit des nordischen Naturwunders Europas wird um so fühlbarer, als das Schauspiel, das uns geboten wird, nicht kunstgerecht componirt ist. Wie anders der Yellowstone Park! Was übt da die mächtige erschütternde Wirkung der Gesammtheit? Die gewaltige kunstgerechte Gliederung und Steigerung: von den Terrassenbauten in Mammoth Hot Spring über die Geysierfelder von Norris zu den Riesengeysiern am Firehole River mit dem kolossalen Abschluß des buntfarbigen Riesencanyons, in das die herrlichsten Wasserfälle der Welt brausend hinabstürzen.

Dieser wahrhaft dramatische Aufbau, diese unvergleichliche Steigerung — hier in Norwegen fehlt sie gänzlich. Kaum sind wir an der norwegischen Küste gelandet und in das erste Fjordgebiet von Hardanger mit seinen Seitengassen eingebogen, so wissen wir auch schon ungefähr Alles, was uns das herrliche Land an gewaltigen und eigenartigen Schönheiten zu bieten vermag. Wir haben sogleich den prototypischen Fjord gesehen. Alles Folgende ist nur noch eine Frage des Mehr oder Weniger des bereits Gesehenen.

Die Fjordbildung ist das Charakteristische der norwegischen Natur. Nur Ignoranten können behaupten, daß sie auf der Welt nicht ihresgleichen habe. Die Nordwestküste des amerikanischen Festlandes zeigt vielmehr ganz genau dieselbe Bildung. Die Küsten des nördlichen Washington und des canadischen Columbia weisen geologisch die der norwegischen Fjordbildung durchaus analogen Züge auf. Die Strait of Juan de Fuca, der Gulf of Georgia, der Puget Sound u. s. w. können als typische „Fjords“, die kleinen abgepülten Inseln, sowie die großen, Vancouver, Queen Charlotte Island u. s. w., als typische „Schären“ bezeichnet werden. Das Wasser hat sich hüben wie drüben mit kolossaler Gewalt in das Land hineingezwängt, sich mehr oder minder breite Gassen ausgespült und dadurch größere und kleinere Stücke vom Festlande zu selbstständigen Inseln abgerissen. Diese Sackgassen des Wassers, die von wildzerklüfteten Felsen umrahmt sind, sind eben die Fjords. Die durch das Wasser vom Festlande losgerissenen größeren Inseln und kleineren Werder, diese felsigen Eilande, die ihre westliche Front gegen den unermesslichen Ocean richten und sich östlich dem Festlande zuwenden, sind die sogenannten Schären, — die natürlichen Bollwerke, die die gütige Natur längs der norwegischen Küste zu deren Schutz gegen Sturm und Brandung errichtet hat. Während es draußen im freien Meere wüthet und tobt, ist die Wasserstraße zwischen den Schären und dem Festlande kaum bewegt. Und fast die ganze lange Fahrt von Stavanger, wo das Charakteristische der norwegischen Natur beginnt, bis zum Nordcap hinauf, wo überhaupt Alles aufhört, also vom 59. bis zum 71. Grad nördlicher Breite, kann man nahezu völlig unbehelligt von den Tücken des Oceans in großer Gemächlichkeit zurücklegen.

Die Fahrt ist lang! In den ersten Tagen ungemein reizvoll und schön. Aber das Vergnügen dauert wirklich ein bißchen zu lange! Nicht

auf Stunden, auf Tage und Wochen hat man denselben Anblick auf dieselbe Scenerie, die schließlich auch den genussfreudigsten Menschen einigermaßen abspannt. Mitunter gehört eine gewisse Tapferkeit dazu, um gegen die sich immer vernehmlicher regende Enttäuschung siegreich anzukämpfen.

Besonders an trüben Tagen, die in diesen Regionen auch in den kurzen Sommermonaten keineswegs selten sind, wenn unter sackgrauem Himmel das farbenarme, grau schillernde Wasser ölig träge dahinschleicht, die tiefhängenden Wolken die Häupter der Berge wie mit einem düstern, schwarzgrauen Schleier umhüllen, die Aussicht beengen und verhängen, hört der Spaß auf.

Beleuchtung ist hier Alles. Die gewaltige poetische Bedeutung des ersten Schöpferwortes: „Fiat lux!“ wird dem menschlichen Gemüthe nirgends so eindringlich und verständlich wie hier. In der Sonne ist Alles schön, ohne Sonne Alles häßlich. Die Sage, daß der sonnige Gott Baldur vom blöden blinden Hödur menschlings erschlagen, und daß mit dem lichten Baldur alle Freude und Heiterkeit auf Erden erstorben sei, lernt man erst recht verstehen, wenn man Norwegen ohne Sonne gesehen hat. Und erst hier begreift man die wahre Bedeutung des leidenschaftlichen Verlangens, das den unglücklichen Helden der Ibsen'schen „Geister“ bis zum letzten Augenblicke verzehrt: „Mutter, gib mir die Sonne! Die Sonne!“

Das unfreundlich grämliche Licht eines sonnenlosen Tages hat indessen auch sein Gutes. In einem solchen Tage ahnt man wenigstens die graue Freudlosigkeit des Nordens, man begreift die verstimmende Rückwirkung der nordischen Natur auf das menschliche Gemüth, die düstere Weltanschauung der modernen nordischen Dichter. Man fühlt das Grauen der langen Winternacht.

Ist aber die Sonne da, so kommen wir aus der Ueberraischung, aus dem freudigen Erstaunen über das völlig Unerwartete der norwegischen Landschaft gar nicht heraus. Der gewaltige Wohlthäter der nordischen Küste, der Golfstrom, der durch die Fluthen des Oceans den Gruß von den Palmen, Mandeln und Citronen Floridas nach dem Polarkreise wälzt, wirkt hier doch noch viel stärkere Wunder, als wir sie uns in unseren kühnsten Träumen vorstellen konnten. Hier unter dem Breitengrade der Behringstraße, wo im ganzen Osten Europas und in der Neuen Welt Alles in Schnee und Eis starret, zaubert der warme Athem dieser Fluthung die wunderlieblichste Anmuth und Freundlichkeit des beglückten Südens hervor. Bis in die Polarzone hinauf sehen wir kräftige Vegetation, üppige Laubbäume, blühende Rosen. Im Gardanger Fjord und noch höher hinauf, in Molde, das schon auf dem Breitengrade des nördlichen Alaska liegt, fühlt man sich an die lachenden Gestade der italienischen Seen versetzt. Es ist wunderbar, aber es hat etwas Unheimliches. Und es ist doch eigentlich nicht gerade das, was man hier sucht. Italienische Seen findet man wohl noch unverfälschter und rationeller in Italien, als in der Nachbarschaft des nördlichen Polarkreises.

In der Nacht war unsere Yacht in das häßliche Wasser des Skager Racks eingelaufen. Die harten kleinen tückischen Wellen entfesselten bei unserer „Maid of honour“ eine Eigenschaft, die nicht gerade angenehm war: die Tanzlust. Sie ließ sich hin und her werfen, daß es nur so eine Freude war.

Die Wellen klatschten schallend an die Luke und verdunkelten immer wieder die Kajüte. Und als ich mich vom Lager aufrichtete und durch die Oeffnung blickte, sah ich die wohlbekannte häßlich schwarzgraue Farbe, die weißen Schaumkämme, die deutlichen Anzeichen für die ungemüthliche Stimmung des Meeres. Unausgesetzt schlugen die Wellen an die Rippen des Schiffs und übersprangen den Bord. Wir Alle befanden uns, ohne gerade seekrank zu sein, doch in der widerwärtigen Verkaterung, die für die Bewunderung der Natur Schönheiten unempfänglich macht. Erst in der Abendstunde, als wir den norwegischen Vooten an Bord nahmen, wich das Unbehagen, und in guter Stimmung liefen wir nach zehn Uhr in den Hafen von Stavanger ein. Der durchaus südlich wirkende Charakter der freundlichen Stadt erregte in mir noch geringes Erstaunen. Ich dachte: wenn wir nur erst ein wenig weiter nordwärts kommen, wird es schon noch anders werden. Wir ankerten zwischen zehn und elf Abends. Es war noch hell, und es herrschte volles Tagesleben. Duzende von Vooten waren, als unsere Yacht sichtbar geworden war, vom Lande abgestoßen, umkreisten uns und begleiteten uns, bis wir Halt machten. Auf einem der kleinen Boote saßen sieben junge Mädchen, die sehr hübsche Lieder sangen, auf einem anderen wurde Harmonika gespielt, auf einem dritten vergnügten sich zwei Geiger und ein Flöter. Alles war lustig und erfreulich, und ich segnete das Land, in dem es keine nächtliche Ruhestörung giebt. Das sommerliche Norwegen war mir schon von seiner Beschreibung her immer sehr sympathisch gewesen. Ich hatte mich von jeher nach einem Lande gesehnt, wo man sich nicht zu schämen braucht, wenn man erst am hellen Tage das Lager aufsucht.

Die Stadt Stavanger steigt auf mäßigen Erhöhungen amphitheatralisch vom Wasser auf: ein dichtes Häusergewühl, unansehnlich im Einzelnen, aber von hübscher Gesamtwirkung. Interessante Profilirungen, wie sie die Städte des Orients bieten, darf man hier nicht erwarten. Das demokratischste Volk Europas baut auch seine Städte demokratisch. Die bescheidenen Kirchthürme erheben sich nur wenig über die rothen Dächer der niedrigen Holzhäuser.

In Stavanger machte ich die erste Bekanntschaft mit der berühmten eigenartigen schwedisch-norwegischen Mahlzeit, der sogenannten Sera. Für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis, 1 Krone 50 Dere bis 2 Kronen, also etwa zwei Mark, wird dem Gaste da ein Essen aufgetragen, das in seiner Reichhaltigkeit geradezu verblüßt. Der mittelgroße Tisch, an dem der Gast Platz nimmt, genügt nicht, es wird noch ein anderer Tisch angeschoben, um all die Teller und Schüsseln, die der Kellner schweigend

herbeischleppt und vor unseren verwunderten Blicken in symmetrischer Anordnung niederlegt, zu tragen. Man bekommt zwei warme Gänge und etwa zwanzig kalte dazu, also alle Arten von Sardinen, Anchovis, gefochten Lachs, geräucherten Lachs, Stockfisch, Rauchfleisch, Moasibeef, Wurst, Schweine- und Kiemthierschinken, Eier u. s. w. u. s. w. Das erste Mal kostet man ungefähr von allen Schlüsseln. Alles mundet, man ist entzückt von dieser billigen und amüsanten Bewirthung; aber schon das zweite oder dritte Mal verliert die Sache ihren Reiz, und schließlich gesteht man sich ganz im Geheimen, daß diese berühmte Sera eigentlich ein Blendwerk der Hölle ist. Es ist eben nichts Anderes als der übliche kalte Aufschnitt, der, anstatt auf einer Schüssel vereinigt zu sein, auf so und soviel Tellern für jedes Scheibchen servirt wird. Der unvermeidlich wiederkehrende Lachs, an dem wir uns die ersten Male delectirt haben, widersteht uns allmählich. Wir merken, daß unter dem Krimskrans eigentlich Nichts recht schmackhaft ist, daß der interessante Kiemthierrücken mit einer geräucherten und gepöfelten Streichholzschachtel eine verzeifelte Aehnlichkeit hat, und würden die ganze Sera mit ihrem reichhaltigen Programm gegen ein einfaches Kalbscotelett sehr gern vertauschen.

Stavanger besitzt eigentlich nur eine Sehenswürdigkeit, das ist sein Bürgermeister: Alexander Kielland, einer der begabtesten norwegischen Erzähler, dessen Werke weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden sind. Leider ist zu befürchten, daß wir von ihm nicht mehr viel lesen werden. Er nimmt sein Amt als Bürgermeister von Stavanger sehr ernst, und seine municipale Würde entfremdet ihn der Schriftstellerei. Kielland, der in der Mitte der Vierzig steht, ist ein ungemein liebenswürdiger, herzensguter Mensch, aber ein sonderbarer Kauz. Er hat eine unbegreifliche Passion für Kleider und Putz. Er componirt eigene Trachten, in voller Unabhängigkeit von den Herrscherlaunen der Mode. Er trägt Wämselein, die er eigens erdichtet, wunderlich geschnittene Westen aus Sammet und Seide mit reichhaltigen Stickereien. Wenn der Fremde diesen Mann in seinem ergöglichen Phantasiestück würdevoll durch die Straßen von Stavanger daherstolzieren sieht, so bleibt er stehen und blickt voll Erstaunen auf diesen skandinavischen Bürgermeister von Mottenburg. Die guten Bürger von Stavanger haben sich aber an dem Anblick schon gewöhnt und weisen mit Stolz auf ihn, denn Kielland ist bei allen seinen Schrullen nicht nur ein sehr begabter Schriftsteller, sondern auch ein vortrefflicher Mensch. Er ist norwegischer Particularist vom Scheitel bis zur Sohle. Alle seine Schriften vertreten das Norwegertum in starrster Einseitigkeit, alle geißeln den vermeintlich verderblichen Einfluß der fremden Eindringlinge. Und zu diesen „Fremden“ rechnet er auch, und sogar vor allen Dingen, die Schweden. Er haßt die Schweden, er ist der Todfeind der skandinavischen Union. Schweden ist ihm so widerwärtig, daß er, wenn er in's Ausland reist, um seine Freunde in Kopenhagen zu besuchen, es immer so einrichtet, daß er

das schwedische Gebiet nicht zu betreten braucht und lieber den beschwerlicheren Seeweg wählt, als die Sohlen seiner koketten Schuhe durch Berührung des verhassten schwedischen Bodens zu beslecken.

Gleich oberhalb Stavangers beginnt die charakteristische Fjordbildung. Zwischen langgestreckten felsigen Hügelketten, die in ihrer gleichmäßigen Erhebung versteinerten Riesenwellen vergleichbar sind, und hinter denen sich in grauem Dunste andere felsige Höhen sanft vom Horizonte abheben, zwischen abgesprengten kleinen Felsenwerdern, auf denen hier und da ein Fischer seine Hütte erbaut hat, dampft unsere Nacht ruhig daher. Wir begegnen von Zeit zu Zeit Fischerbooten mit wettergebräunten Männern und kleinen blonden Jungen. Manchmal scheinen sich die Felsen um uns ringartig zu schließen, und wir haben die Täuschung, als ob wir eine Wasserpartie auf einem freundlichen Binnensee machten. Mitunter verengt sich aber das Bett des Wassers, und wir durchfahren enge felsige Gassen, in der entzückenden Umrahmung von vier, fünf sich hinter einander aufschichtenden steinernen Wänden, die zum Theil mit grünem Moos bewachsen wie mit Grünspan durchspränkelt sind und in den unbeschreiblich zarten Tönen des Corot'schen Graublau schimmern. Der Vordergrund ist am tiefsten abgetönt. Die dahinterliegenden Ketten hellen sich immer mehr auf, und die letzte Gasse erglänzt im sanften Lichte des Abendhimmels im hellsten bläulichen Scheine.

Bei dieser wundervollen Beleuchtung erreichen wir in der zehnten Abendstunde das liebliche Sand, das wie in Polster gebettet zwischen den Bergen daliegt, rein und sauber, als wäre es eben aus der Spielkachel ausgepackt. Der Sandfluß, der hier in den Fjord mündet, sieht zunächst ganz harmlos aus; geht man an seinem reizenden Ufer aber nur eine Viertelstunde landeinwärts, so kommt man an einen wahrhaft großartigen Wassersturz, an Stromschnellen, die man in ihrer graufigen Wildheit dem Whirlpool an die Seite stellen darf. Es ist eine einzige kolossale Schaumwelle, die da mit donnerartigem Getöse wie im Herenkessel brodelte. Ganz unbegreiflich erscheint es, aber alle Kenner bestätigen es, daß die starken Lachse gegen diese gewaltige Strömung siegreich anspringen und durch diese Brandung hindurch stromaufwärts schwimmen, wo sie in dem hier friedlichen, fast regungslos wirkenden Wasser, in dem sich die felsige Umrahmung mit wunderbarer Schärfe abspiegelt, dumm genug sind, sich fangen zu lassen. Deswegen haben sie nun ihre übermenschlichen Fischkräfte angespannt, um schließlich einem fischenden Engländer in's Netz zu gehen! Da oben auf der Höhe hat sich in dieser idyllischen Einsamkeit so ein Engländer seine Hütte erbaut und fischt den lieben langen Sommer hindurch. Uebrigens verlohnt es sich hier der Mühe, denn die Lachse des Sandflusses sind sehr stark. Am Abend, als wir da waren, hatte der Engländer einen Lachs von 38 Pfund gefangen, einige Tage vorher sogar einen noch größeren, der 60 Pfund gewogen hatte.

Am anderen Morgen lernten wir auf unserer ersten Landfahrt die specifisch norwegische Beförderungsart durch „Skjds“ kennen. Die „Skjds“ verpflichten den Bauern, dem Reisenden gegen eine festgesetzte Vergütung Fuhrwerk zu stellen. Dieser zweirädrige farrenartige Wagen führt in bester Qualität den Namen „Kariol“. Die Wagen zweiter Klasse heißen „Stol-kjårren“. Die Kjårren sollen böse sein. Ich habe sie nicht benutzt. Im Kariol ist es dagegen recht behaglich. Der kleine Wagen hat nur einen Platz, einen Sessel mit zurückgebogener Lehne, auf dem man in halblierender Stellung gut sitzt. Die Füße steckt man in Steigbügel. Hinter dem Sessel kann man ein mäßig großes Gepäckstück festbinden, und da kauert auch der kleine Junge auf, der Wagen und Pferde von der Relaisstation nach der Ausgangsstation zurückzubringen hat. Ich habe mit Wagen und Pferden in meinem Leben sehr wenig zu thun gehabt. In nähere Beziehungen bin ich eigentlich nur zu der gutmüthigen Sorte der abgetriebenen Gebirgsgäule gerathen, die dem müden Wanderer das beschwerliche Aufsteigen zu hochgelegenen Aussichtspunkten erleichtern. Ich empfand daher auch eine gewisse Befangenheit — Unbehagen wäre zu stark gesagt —, als ich hörte, daß ich in Norwegen mein eigener Kutcher sein müßte. Ich wollte meine graunige Laienhaftigkeit indeß nicht ohne Grund ausschwaßen, ließ meinen Freund zuerst auf sein Kariol steigen und beobachtete, während ich ihn hinterlistig in ein zerstreutes Gespräch verwickelte, genau, wie er die Zügel zwischen den Fingern der linken Hand zurechtlegte. Nachdem ich ihm das abgeguckt hatte, war ich schon über die Hauptsache beruhigt. Ich trat an mein Pferd heran und musterte es.

Es war ein hübscher Falbe von gedrungener Wohlgestalt mit crème-farbener, sorgfältig geschorener, aufrecht starrender Mähne und gleichfarbigem langen Schweif, in den besten Pferdejahren, wie mir schien. Sein Blick flößte mir unbedingt Vertrauen ein. Ich klopfte ihm sanft die Blässe und sagte ihm währenddem in zutraulichem Tone: „Du scheinst mir ein vernünftiges Thier zu sein! Dir gegenüber will ich auch nicht mit Fertigkeiten renommiren, die ich nicht beübe. Du wirst es ohnehin bald merken, wen du hinter dir hast. Unser ganzes Leben besteht aus Compromissen. Ich mache dir also den Vorichlag: thu du mir nichts, ich thu dir auch nichts.“

Der Falbe nickte verständnißvoll. Ich klemmte mich in meinen Sitz ein, steckte die Füße in den Steigbügel, nahm die Zügel, wie sich's gehörte, in die Linke, und in die Rechte die primitive Geißel, die mir der kleine Junge reichte, schnalzte mit der Zunge, und das Pferd zog an. Der Junge war hinten aufgesprungen. Während der ersten zehn Minuten achtete ich auf das Pferd, aber ich merkte sogleich, daß das gute Thier vollkommen Bescheid wußte und ganz von selbst zur rechten Zeit die zweckmäßigsten Gangarten vornahm. Beim Steigen ging er in wohlüberlegtem Schritt, bergab stemmte er sich und hemmte von selbst, und in der Ebene trabte er so vergnügt, daß meine Reisegefährten, die weniger gute Pferde hatten, trotz

aller ihrer Kutschkümte mir nur mit Mühe folgen konnten. Sobald das beruhigende Gefühl über mich gekommen war, daß das verlässliche Thier keines anfeuernden und zurückhaltenden Führers bedurste, klemmte ich die Zügel zwischen die Kniee, steckte die Peitsche in die lederne Dose und betrachtete durch mein Opernglas die wundervolle Landschaft. Etwa zweieinhalb Stunden fuhren wir fast unausgesetzt am Ufer eines wildrauschenden Gießbachs dahin, dessen erquickende Frische den heißen Tag erträglich machte, mit freiem Ausblick auf trogige, spärlich bewachsene Felsen, in deren Zerklüftungen der blendende Schnee in der Sonne glänzte, oder auf friedliche behagliche Niederungen, die nur geringe Spuren des Ackerbaus zeigten — hier und da schaukelten sich wohl ein paar dürftige Halme im Winde — zu Füßen der wilde Strom mit der wundervollen Färbung des Gebirgswassers — schwarzgrünblau, sich zum eisigen Gletschergrün auflichtend, mit milchfarbenem Schaum, aus dem der Gischt cascadenartig aufspringt. Menschliche Behausungen sind hier spärlich; nur selten zeigt eine hölzerne Baracke, daß der Mensch mit seiner Qual auch in diese Einöde vorgezogen ist.

Norwegen ist das bei Weitem spärlichst bevölkerte Land Europas. Auf den Quadratkilometer kommen nur 6 Seelen, gegen 91 im Deutschen Reich. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit Europas beträgt 36 Seelen auf den Quadratkilometer. Norwegen bleibt also um 30 Seelen hinter dem Durchschnitt zurück. Nach der letzten Zählung von 1891 beträgt die Gesamtbevölkerung, die sich auf ein Areal von 322,594 Quadratkilometer vertheilt, noch nicht 2 Millionen.

Diese unanfechtbare statistische Angabe hat doch mein höchstes Erstaunen erregt. Es macht auf mich den Eindruck, als ob ich während meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Norwegen nahezu die ganze Bevölkerung gesehen haben müsse. Und doch habe ich nur die Küstenstriche besucht, und einige Norweger waren ja verreist, zum Beispiel Björnstjerne Björnion. Die Städte sind freilich nicht bedeutend, aber überall, auch in den entlegensten Punkten, findet man in größeren oder geringeren Abständen Fischerhütten, Gehöfte, Weiler und kleine Dörfer.

Jedesmal, wenn ich eine dieser Niederlassungen in ungaslicher Weltentrücktheit, völlig abgeschlossen vom allgemeinen Verkehr, vor mir sah, vergewärtigte sich mir das freudlose Dasein dieser Menschenkinder mit besonderer Schärfe. Sie werden geboren, sie placken und schinden sich, damit sie gerade soviel verdienen, um das Dasein zu fristen und die genügenden Kräfte zu beüben, sich weiter zu schinden und zu placken, und sterben . . . Fast Alle sind arm. Sie verdienen eben bei angestrenzter rauher Arbeit unter völligem Verzicht auf alle Freuden des Daseins in der entsetzlich langen Winternacht gerade soviel, um sich ungefähr durch's Leben durchschlagen zu können. Sehr Viele leben in völliger Vereinsamung, ohne den mächtigen Gesellschaftstrieb der menschlichen Natur befriedigen zu können, ohne Austausch

mit anderen Menschen. Daß diese norwegischen Fischer stille, ernste, schweigsam in sich gefehrte Menschen sind, ist wirklich nicht zu verwundern.

In der Nähe des Polarkreises kam ein Fischer mit seinem Jungen an unsere Nacht herangerudert und bot uns frische Fische zum Verkauf an. Unser norwegischer Lootje, der das Geschäft vermittelte, erklärte, daß er den Mann kaum verstanden habe; er habe gebellt und nicht gesprochen. Dieser Fischer mit seinem schmutzigen rothen Wollenhemd und den geölten Hosen, barfuß, eine versetzte, zerrissene Matrosenkappe auf dem Kopf, hatte kaum noch etwas Menschliches. Seine kleinen blauen Augen waren fast erloschen, die Wangen eingefallen, der Mund übermäßig groß, mit vorgeschobenen dicken wulstigen Lippen, der Bartwuchs spärlich, das flachsblonde Haar in Zotteln herabhängend. Er sah aus wie ein Meerungeheuer von Böcklin und erinnerte mehr an einen Fisch als an einen Menschen. Auch der Klang seiner Stimme war thierisch. Es war wirklich ein rauhes Wellen, wie der Lootje ganz richtig sagte. Er schien es kaum zu begreifen, daß ihm der Koch unserer Nacht ein paar Dere mehr gab, als er für seine Beute verlangt hatte.

Seitdem ich die Norweger in ihrer Heimat gesehen habe, wundert es mich nicht mehr, daß das skandinavische Element in der amerikanischen Einwanderung verhältnismäßig so stark vertreten ist. Es ist mir auch erklärlich, daß die paar Leute, die während der rauhen Schnee- und Eiszeit im Yellowstone Park überwintern, ausschließlich Norweger sind. Die Norweger sind die geborenen Pioniere, kräftig, fleißig, verlässlich und ohne allen Anspruch auf Geselligkeit. Es sind durchweg ernste Menschen, ernst auch unter den Bedingungen, die gewöhnlich den Ernst mildern: in der Jugend und Schönheit. Mit ihren großen, etwas kalten blauen Augen sehen die hübschen Mädchen den Fremden an, ohne das geringste Verlangen, sich an seiner Freude und Fröhlichkeit zu betheiligen. Sie haben keinen Sinn für Spas. Nun haben Bauern zwar überhaupt selten eine humoristische Ader, der „Ulk“ ist ein eminent großstädtisches Product, aber so der Lustigkeit abgewandte Erdensinder wie diese Norweger habe ich nie gesehen. —

Als wir am Ziele unserer Karjolfahrt in einem am schönen Suldalsee gelegenen Flecken Halt machten, sagte mir einer meiner Reisegefährten: „Man merkt Ihnen an, daß Sie nicht zum ersten Mal die Zügel in der Hand gehabt haben. Wo haben Sie denn Rutschiren gelernt?“ Ich antwortete mit einigen unarticulirten Lauten, aus denen der intelligente Mensch heraus hören kann, was er will.

Wir bestiegen einen kleinen Dampfer, der die wundervollen Ufer des Suldalsees umfährt, und kamen an einer der berühmten norwegischen Naturschönheiten vorüber, an den sogenannten Suldalporten, zwei sich ziemlich nahe gegenüberstehenden hohen, fast senkrecht abfallenden Felswänden, die geradlinig durchrisen mit Buschwerk und Laubholz, namentlich Birken, besetzt sind — eine ganz ähnliche Gebirgsformation wie die „gates“ in

Californien und Wyoming. Der Suldalsee hat ganz den Charakter der schönen Gebirgsseen. Er ist eingeschlossen von ziemlich hohen Felsen, die, zum Theil mit grünem Moosteppich überzogen, in ihren abgestumpften und abgerundeten Contouren wie bequeme Ruheplätze für müde Titanen aussehen, während andere in ihrer Nacktheit die wilden Zerschneidungen und Schärfen in ungemildeter Schroffheit aufweisen. Während unser Schiff auf dem leichtgefränkelten Wasser dahingleitet, verändert sich stetig die steinerne Umrahmung, die sich cyklich schließt und für das Auge die Täuschung hervorruft, als ob wir eine ganze Reihe von kleinen, rings von Bergen umfaßten Seen durchführen. Wir sehen hier auch die ersten Sendboten der für die norwegische Natur so charakteristischen Wasserstürze: silberschaumige Strahlen, die jäh herabfallen, sich auch wohl theilen und in glitzernden Strahlen über den braunen Fels dem See zuelsen.

In Vaage stiegen wir an's Land, um über einen Bergrücken an den Ausläufer eines andern Fjords zu gelangen, wohin wir unsere Nacht bestellt hatten. Es war eine recht beschwerliche, zweistündige Wanderung bei entsetzlicher Hitze und einem Sonnenbrande, der Einem die Haut abschälte. Wenn wir an irgend einer einigermaßen gedeckten Stelle kurze Rast machten, sahen wir zu unseren Füßen den tiefblauen Spiegel des stillen Sees, der in seinem Felsenbette der Ewigkeit entgegenschlummert. Für den Genuß der schönen Aussicht hatten wir aber einen verhältnißmäßig hohen Preis mit unseren Strapazen zu zahlen. Wir waren froh und hatten eine Art von Heimatsgefühl, als wir wieder geborgen auf unserem gemüthlichen Schiff zusammenfahen.

Unter bedecktem Himmel, bei schweremüthigem Nben-Wetter erreichten wir den Hardanger Fjord. Während der Wind ziemlich heftig bläst, das Segelbad unseres Deck's aufbauscht, die Flagge mit eigenthümlichen Gefnatter flattert, das Tauwerk seuzt und stöhnt und das Wasser sich schäumend und plätschernd am Bug bricht, wird von der Brücke gemeldet: „Ein mächtiges Boot, weiß!“ Da sehen wir von der Ferne her die „Hohenzollern“ stolz und großartig uns entgengedampfen. Auf der Brücke stehen Offiziere und Mannschaften. Die Herrschaften tafeln offenbar. Wir haben die deutsche Flagge des Kaiserlichen Yachtclubs, dem meine Freunde angehören, gehißt. Die Offiziere richten ihre Gläser auf uns, ein flüchtiger freundlicher Gruß und Gegengruß, und das herrliche Schiff fährt vorüber, begleitet vom „Meteor“ und den Torpedobooten.

Das Licht bleibt grau und matt. Das tiefgrüne Wasser sieht aus wie eine abgemähte Wiese, auf der in weiten Abständen Schneeflocken zu liegen scheinen. Von dem umrahmenden Feliengürtel zeichnen sich die vorderen Glieder in hellerer Farbe scharf und bestimmt von den dahinterliegenden dunkleren und verschwommenen Bergen ab. In den Rissen, Furchen und Höhlen liegt Schnee, manchmal in beträchtlicher Menge. Die Ufer sind ungaslich und fast durchweg menschenöde. Nur selten sieht man ein paar

grauverwitterte Holzbauten, die sich auf dem grausteinigigen Hintergrunde kaum erkennen lassen. Manchmal hat der menschliche Fleiß und die menschliche Ausdauer — es hat etwas Ruhrendes — hier doch ein paar Morgen urbar gemacht. Da sieht man quadratisch abgetheilte Felder mit kümmerlichem Ackerbau und ein paar Bäumchen, rings umschlossen von unwirthsamer Felsigkeit. Alles wirkt traurig, verlassen, freudlos.

Das Gardanger Fjord-Gebiet umfaßt eine beträchtliche Anzahl von felsumschlossenen Wasserstraßen. Zu einem der schönsten gehört der Mauranger Fjord, zu dem der Weg durch ein großartiges Felsenthor führt. Ringsum ist die Landschaft von gewaltigen glänzenden Schneebergen umsäumt. Unsere Nacht macht eine kleine Wendung, und vor unseren entzückten Blicken öffnet sich nun, nachdem wir das Felsenthor durchfahren haben, eine wahrhaft großartige Gebirgslandschaft. Zwischen hohen Schneemauern eingekesselt senkt sich ein mächtiger Gletscher zu Thal, ein Theil des sogenannten Folgefonnbrae, von dem wir einen anderen Theil, den Quarbrae, noch besser kennen lernen werden.

In diesem Theile bewahrt das Gebiet des Gardanger Fjords, das wir stundenlang durchfahren, durchaus den Charakter großartiger Wildheit. In ihren Einzelheiten aber ist die Landschaft von unendlicher Mannigfaltigkeit. Auf dem zum Theil kahlen, zum Theil auch mit grünem Moospolster bezogenen, wildzerklüfteten Felsen hat sich in den Einhöhlungen der Schnee zu mehr oder minder dichten Massen geballt. Wenn der steinerne Becher bis zum Rande gefüllt ist, läuft er über. Zahllos sind die kleineren und größeren Wasserfälle, die von der Höhe herab das Bett des Fjords aufsuchen. An dreißig, vierzig solchen schneeigen Strähnen kommen wir vorüber. Es ist eine Alpenfahrt, bei der sich der Fußweg in grünes Wasser wandelt, ohne Beschwerde für den Wanderer, in kühlster Luft und unter den bequemsten und reizvollsten Bedingungen.

Der belebteste und vielleicht auch anmuthigste dieses Fjordgebiets ist der Sörfjord, an dessen Ufer zahlreiche hübschfarbige Häuschen, meist licht, aber auch in kräftigem Braun, Ockergelb und Ochsenblut, mit ihren grauen Schieferdächern sich entlang ziehen, die sich manchmal nachbarlich aneinander anschließen. Am Ende des Sörfjords, eingebettet zwischen hohen Bergen, rings umrauscht von mächtigen Fällen, die brausend herabstürzen, liegt das liebliche Odde mit seiner hübschen Holzkirche und seinem stattlichen Hôtel, das im Stile der amerikanischen Touristenhotels, nur natürlich in erheblich kleinerem Maßstabe, eingerichtet ist.

Odde ist der Ausgangspunkt für einige der reizvollsten Partien durch das norwegische Land. Wir beiteigen zu ziemlich früher Morgenstunde wiederum den Rarjol, kommen an einem wundervollen Wasserfall, der, aus zwei Stromarmen gebildet, ein mächtiges Becken mit hoch aufspritzendem Schaum füllt, vorüber und fahren längs des wilden Wassers entlang, das sich zu einem respectablen Gebirgssee erweitert. Dort verlassen wir

unser Gefährt, nehmen das kleine Dampfboot „Quar“ und setzen nach dem jenseitigen Ufer über. Ein zahnlößes altes Mütterchen, das vor einer zerfallenen Holzhütte kauert, weist uns den Weg, der nach dem Gletscher führt.

Der Weg ist entzückend, aber nicht unbeschwerlich und ziemlich lang. Man braucht, wenn man nicht gerade unsinnig laufen und das Vergnügen zu einer einfachen Strapaze travestiren will, gute dreieinhalb Stunden, um zum Ziele zu gelangen. Im Gegensatz zu den meisten norwegischen Straßen ist diese nicht gerade in guter Beschaffenheit. Landschaftlich ist sie zwar herrlich. Wir folgen dem Laufe des Flusses, der in die drückende Sonnen- gluth herrliche Kühlung heraufschickt, bald spiegelklar sich kaum zu regen scheint, bald von Felsblöcken und Geröll gehängt und gemischhandelt, wüthend und schäumend aufspringt und in wilden Sägen davonläuft. Von den hohen Felswänden, die auf beiden Seiten aufsteigen, stürzen Wasser- fälle, allerdings niedrigerer Ordnung, in so unglaublich starker Anzahl herab, daß wir sie schließlich gar nicht mehr beachten. Sie machen sich nur manchmal ein bißchen störend für den Wanderer bemerkbar, denn sie ver- kriechen sich in den Boden, sickern durch und bilden kleine Rinnsale, die trockenen Fußes zu passiren eine große Gewandtheit erfordert. Mitunter sind auch die kühnsten Turnerkünste vergeblich. Man muß oft gehörig springen und einen sehr sichern Fuß haben, um den nächsten größeren Stein zu erreichen und von der schlüpfrigen Fläche nicht abzugleiten. Bisweilen wird man an die Echternacher Springproceßion erinnert. Man hüpfst drei Schritt voran und zwei wieder zurück. Aber wenn es auch langsam voran geht, und wenn auch der Fuß manchmal bis an den Knöchel in's Wasser gleitet, wir verlieren nicht unsere gute Laune. Das Ziel unserer Wande- rung hat ja einen so zutraulichen Namen: Quarbrae. Man glaubt sich in das schöne Land Tirol versetzt. Aber es ist doch ein böser Quar!

Endlich, endlich sehen wir den Gletscher majestätisch und feierlich vor uns aufragen. Mitunter wird er durch vorspringende Felsencoulissen theil- weise oder auch ganz verdeckt, aber während der letzten halben Stunde ver- lieren wir ihn nicht mehr aus den Augen. Von dem kleinen Wirthshause aus, das wir nach etwa drei Stunden erreichen, und das uns durch seine äußerste Sauberkeit anmuthet, sehen wir den Gletscher schon in seiner ganzen Herrlichkeit und Pracht, wie er sich von stolzer Höhe in gewaltiger erstarrter Kluthung inmitten blendend weißer Schneemauern langsam zu Thal senkt, zartgrün, mit seinen Rissen, Spalten und Höhlen, die so unvermittelt und starkfarbig in ihrem intensiven Himmelblau sich abheben, daß sie wie auf- gemalt wirken.

Das letzte Ende des Wegs ist am steilsten und beschwerlichsten. Wer nicht die wundervolle blaue Eishöhle auffuchen will, wird wohl daran thun, in dem netten Wirthshause zu rasten und dort bei einem guten Imbiß das Naturwunder von ferne auf sich wirken zu lassen.

Ziemlich marode kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück, finden dort noch immer das alte Mütterchen, das sich während der ganzen Zeit nicht vom Fleck geregt zu haben scheint, und der kleine Dampfer bringt uns wieder auf das Ufer, wo die Karjole auf uns warten.

Mit einer gewissen Beunruhigung setze ich mich in dem bequemen Wagen zurecht. Der Tag hat schon Anstrengungen genug gebracht, wie wird das enden? Thun wir nicht des Guten zuviel und muthen wir uns nicht mehr zu, als nöthig ist? Wir wollen noch den berühmten Wasserfall, den Saatesfos, aufsuchen. Wir haben noch eine Wagenfahrt von 17 Kilometer vor uns! Aber unsere Besorgniß erweist sich zum Glück als unbegründet. Unsere Müdigkeit schwindet angeichts der Herrlichkeiten, die jetzt in fast erdrückender Fülle auf uns einwirken.

Auf guter Straße, am schönsten Gießbach, den man sich nur denken kann, der sich an einigen Stellen seeartig ausbreitet, dann wieder in den nahe zusammengedrückten Felsen das Wasser in Strudeln und Wirbeln einzwängt, eine schaumige, brandende, brodelnde, heulende Masse von smaragdgrüner Färbung bildet, die an die wildesten Gewässer der Welt, an die Whirlpools des Niagara erinnert, fahren wir vergnügten Sinns daher. Der Weg folgt den schlängelnden Bewegungen des Flusses in ziemlich geringer Erhöhung vom Wasser in allen capriciösen Windungen. Wir wissen nicht, wohin wir in der Behaglichkeit unseres Karjols blicken sollen, ob auf das tosende, gischtauspritzende Wasser, auf die senkrecht abfallenden fahlen Felswände, auf die mit starken Bäumen, namentlich mit Birken bestandenen Höhen, auf die liebenswürdigen agrarischen Velleitäten, den unsagbar genügsamen Ackerbau, ob auf die Fälle, die in unzählbarer Menge über die Felsenrücken herabschießen, und unter denen sich einige schon von auffallender Stärke und Schöne befinden. Die unserm Wege zunächst liegenden jagen uns einen feinen, kalten Sprühregen in's Gesicht, der uns nach des Tages Mühen erfrischt und erfreut. Auf dem Wege summen mir beständig die Worte aus dem ersten Acte der „Meisterfinger“ in den Ohren: „Merkwürdiger Fall!“

Aber Alles das, was wir bis jetzt gesehen haben, bildet nur ein bescheidenes Präludium zu dem großartigen Naturschauspiele, das wir am Ende unserer Fahrt erblicken sollen.

Der Saatesfos gehört zu den schönsten Fällen — nicht nur Norwegens. Die herabstürzende Wassermasse stäubt in so dichten Wolken auf, daß der eigentliche Fall auf beträchtliche Strecke völlig verdeckt wird, daß man eben nur diesen aufsteigenden Dampf sieht und die optische Täuschung hat, als ob der gewaltige Fall nach oben spränge und himmelan stürmte. Am schönsten ist es, wenn der Wind diese Wasserwolke jagt, die dann eine unendlich zarte, durchsichtig feuchte Wand bildet, die im Sonnenlicht leicht schimmert und durch ihre zitternde Bewegung die dahinterliegende starre Masse des felsigen Gesteins zu erschüttern und zu beleben scheint. Wenn man den Fall gut sehen will, darf man allerdings nicht wassersehen sein. Man wird gehörig

nah. Seit dem Niagara hatte ich das Vergnügen dieses Naturdouchebades nicht gekostet. Der Saatefos ist freilich viel weniger als der Niagara, aber er ist nicht weniger schön. Die romantische Umgebung ist hier sogar viel malerischer und zur stimmungsvollen Umrahmung des wundervollen Naturbildes geeigneter.

Wir nehmen Abschied von den Hardanger Fjords und wollen unseren Lesern nicht zumuthen, uns nach all den entzückenden Punkten, die sie noch bieten, nach Eide, nach Bassevangen u. s. w., zu folgen. Der Typus der Landschaft verändert sich eben nicht mehr. Es sind immer dieselben freundlichen kleinen Städte mit ihren sauberen Holzbauten, ihren Hôtels — die eigens für Flitterwochen eingerichtet zu sein scheinen, gewöhnlich im Stile der Schweizerhäuschen, von holländischer pedantischer Sauberkeit, mit ihren größeren gemeinsamen Räumen im Erdgeschoss, der freundlichen Bedienung durch stille hübsche Mädchen in nationaler Tracht —, dem durchsichtig klaren Wasser, den Felswänden, den Wasserfällen, der überraschend üppigen Vegetation, mit den unbeschreiblich schönen Beleuchtungseffecten im Farbenspiele des Sonnenuntergangs und der schummerigen Nacht. Es wiederholt sich beständig, aber die Wiederholung ermattet nicht, sie erfreut und entzückt immer wieder, ja sie überrascht in jeder neuen Erscheinung. Es drängt uns, nachdem wir nun lange und frohe Tage diese Landschaft durchfahren und durchwandert haben, nach einer größeren Stadt, um uns das Leben und Treiben der nordischen Menschen da einmal anzusehen. In Bassevangen finden wir eine der wenigen norwegischen Eisenbahnen, und in etwas mehr als vierstündiger Fahrt können wir Bergen erreichen. Es ist die echte Gebirgsbahn, die hart am Wasserspiegel des Sörfjords entlang geführt ist und in 52 Tunnels den felsigen Widerstand durchbohrt hat. Wir haben nun auch von der Bahn aus dasselbe Schauspiel, das wir von unserer Nacht und dem Karjol aus schon gesehen hatten: die schroffen Felsen mit den Wasserfällen, das unserm Auge längst vertraut geworden ist. In vorgerückter Nachmittagsstunde erreichen wir Bergen, nächst Christiania die wichtigste Handelsstadt Norwegens. Darüber in einem nächsten Aufsatze.





Einmal frei.

Von

Ludwig v. Dorzi.

— Wien. —



ur Osterzeit erhielt Mme. Zoë Bellincourt in Lausanne, Inhaberin einer Pension für vornehme junge Damen, das nachfolgende Telegramm aus Budapest:

„Bitte, Comtesse Felvinczy mitzutheilen, daß ihre Mutter plötzlich gestorben. Begräbniß verschoben, bis Comtesse ankommt. Meine Frau reist morgen früh ab, um Comtesse abzuholen. Bitte einstweilen Trauerkleider dort anzuschaffen. Baron Réry.“

Comtesse Felvinczy nahm die Nachricht vom Tode ihrer Mutter ohne Zeichen des Schmerzes oder auch nur des Bedauerns entgegen. Es war ihre Stiefmutter, ihre verhaßte Stiefmutter, für die sie Trauer anlegen sollte. Aber in Erregung gerieth sie darüber, daß sie Baron Réry in Lausanne „consignirte“, um sie durch seine Frau holen zu lassen. Und auf die Frage der Madame Bellincourt, was sie antworten solle, schrieb Comtesse Ella eigenhändig folgende Depesche nieder:

„Baron Réry, Akaziengasse, Budapest. Ich reise heute ab. Bitte Baronin, sich nicht zu bemühen, auch nicht entgegenzufahren, da ich nicht sicher weiß, ob ich über Arlberg oder München reise. Ella Felvinczy.“

Dieses Telegramm gab die Comtesse der „Oberin“ zur Beförderung.

Madame Zoë sah die junge Dame mit unverhohlenem Staunen an.

„Ich weiß wirklich nicht,“ sagte sie, „ob ich erlauben darf? . . .“

„Sie haben Nichts zu erlauben, Madame, und Nichts zu verbieten. Ich reise heute ab. Wie wollen Sie mich daran hindern? Ich schulde Ihnen Nichts, und es lebt Niemand, der mir zu befehlen hätte . . .“

„Sie haben einen Vormund, der . . . mich verantwortlich machen könnte.“

„Mein Vormund ist für mein Vermögen verantwortlich, aber er hat kein Recht über meine Person. Ich will nicht mit Frau von Kéry reisen, die ich verabscheue . . . Ich will allein reisen, oder . . .“

„Oder?“ frug Frau Bellincourt betreten.

Comtesse Felvinczy dachte einen Augenblick nach.

„Oder — mit Miß Wood. Geben Sie mir Miß Wood mit. Ich zahle die Kosten.“

Miß Wood war die gemessenste, einwilligste und frömmste Person im Hause Bellincourt. Sie war auch von allen jungen Damen der Pension gründlich gehaßt. Madame Zoë war völlig damit einverstanden, die Comtesse unter dieser Bedeckung reisen zu lassen. Sie ließ das Telegramm abgehen, und eine Stunde später saß Comtesse Felvinczy mit der bebrillten Engländerin in einem Damen-coupe des Courierzuges, der Lausanne auf der Fahrt nach Zürich passirte.

„Ah!“ seufzte Madame Bellincourt auf, als der Zug die Halle verließ. „Das unheimliche, eigenwillige Mädchen! Ich bin froh, sie los zu sein.“

„Ah!“ athmete Comtesse Ella, als der Zug die Höhe über Duchy hinanbrauste und der blaue Genfer See im Glanz der Sonne vor ihr lag — aber sie sagte Nichts dazu.

„Ah!“ schrie ordentlich Miß Wood, indem sie ihre Brille bei Seite legte: wir sind frei, frei, frei!“

Und sie riß das Fenster ungestüm auf, lehnte sich in die frische Gebirgs-luft hinaus, unbekümmert um den Qualm der Maschine, sowie um den scharfen Zug, der ihr die röthlichen Haare zerzaute . . . Als sie den Kopf zurückbog, waren die blassen Wangen frisch geröthet, die Augen, die sonst matt unter den Gläsern lagen, strahlten in unheimlichem Glanze, der Mund mit den dünnen, blutlosen Lippen war wie in Ekstase geöffnet und ließ herausfordernd weiße Zähne sehen, das rothe Haar war zerzaust, und das alternde Mädchen sah aus, wie eine Furie der Freiheit . . . keine häßliche Furie übrigens, denn die blassen Züge waren nur so lange unschön, als der Ausdruck einer aufgezwungenen, comprimierten Sittsamkeit auf ihnen lastete.

Gräfin Ella sah sie erstaunt und fast erschrocken an. Sie kannte Miß Wood besser, als die anderen Insassen des Maison Bellincourt; hatte sie doch die Engländerin durch Geld und geschenkte Toiletten zu ihrer Sklavin gemacht und durch ihre Hilfe alle verbotene Lectüre von Ibsen bis Maupassant und Zola in die prüde Pension geschmuggelt — aber so hatte sie die Person nie gesehen. Die Heuchlerin war ihr bekannt — das entschleierte Urbild war ihr neu und unheimlich.

„Was haben Sie, Hortensia?“ fragte sie und rückte schein in die Ecke.

„Was ich habe? Ich fühle mich frei! O, Gräfin — Sie sind nun frei, reich, unabhängig! Nehmen Sie mich zu sich! Schicken Sie mich nicht zurück! Ich will Ihre Freundin sein — nein, Ihre Sklavin, Ihr Werkzeug — nur behalten Sie mich und lassen Sie mich athmen in einer freien Luft, mich leben, begehren, leiden, genießen — nach eigener Wahl,

nach meinen Tugenden oder Lastern, wie ich will oder wie ich muß! Ich werde Ihnen dankbar sein und anhänglich! Thun Sie's! Thun Sie's!"

Und sie warf sich vor dem jungen Mädchen auf die Knie und küßte leidenschaftlich ihre Hände.

Die Comtesse wurde gerührt und abgestoßen zugleich.

„Erheben Sie sich, Hortensia!“ bat sie, ihre Hände zurückziehend. „Ich werde mir's überlegen. Ich bin nicht so unabhängig, wie Sie glauben. Ich kann Ihnen die Freiheit geben — vielleicht. Aber ob ich frei werde? Heute bin ich's. Morgen? Morgen nimmt mich der Kreis auf, in den ich durch meine Geburt, durch Weltbrauch und Convenienz gehöre. In meiner Heimat angelanet, stehe ich unter der Tyrannei meines Ranges, meines Namens, der Sitte und Wohlstandigkeit . . . O, was sie mir schon Alles angethan haben, diese Mächte des Zwanges! Nichts Liebes, nichts Gutes, nur Zwang und Bitterniß! Und doch! Ich werde nicht die Kraft haben, mich loszumachen, mich frei zu erklären!“

Miß Wood hatte sich wieder aufgerichtet und saß dem schönen, jungen Wesen ruhiger, mit einem kälteren, fast lauernden Blick gegenüber.

„Sie haben mir nie gesagt, Gräfin, was mit Ihnen vorgegangen ist. Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ich bin vielleicht eine Schicksalsgenossin . . . ich werde Sie verstehen.“

„Schicksalsgenossin?“ fragte Ella zweifelnd. „Lassen Sie hören. Ich weiß nur, daß Sie, wie ich, die Lüge hassen; aber Sie lügen dabei mit einer Hingebung, als ob Sie in die Lüge verliebt wären. Lassen Sie mich wissen, wie Sie dazu kommen.“

„Es ist sehr einfach,“ erwiderte Miß Wood mit einem leichten Errothen. „Ich bin ein verirrtes Weib und muß von der Sittsamkeit leben . . . Ich war als junges Mädchen Erzieherin im Hause eines Mannes, in den ich mich verliebte. Seine Frau war ein Gebilde aus Tropfstein — ein seelenloses Pflichtgeschöpf. Er liebte mich wieder, als er meine Gefühle erkannte. Unsere Beziehungen wurden entdeckt. Man gab mich meinen Eltern wieder, ohne daß der Mann mit einer Wimper zuckte. Hätte ich mit einem reichen Jüngling geflirtet, so wäre mein Fall bloß ein Unglück gewesen, und meine Eltern hätten vielleicht ein Glück daraus gemacht, indem Sie den Mann zur Heirath gezwungen hätten. So war es ein Verbrechen. Ich wurde verstoßen und lebte weiter im Ausland, als Muster der Tugend und guten Sitte. Aber ich weiß, was Liebe ist, und habe ein Recht, zu lieben . . .“

„Wie, Hortensia? Sie lieben den Mann noch?“

„Ihn? Warum ihn? Er hat mich kalt und feige geopfert . . . Aber warum nicht lieben, weil ein Mann erbärmlich war? Warum büßen das ganze Leben hindurch für fremde Schuld? Ueberhaupt, warum sollen wir Weiber anders lieben als die Männer — Anderen zu Liebe, nicht für uns selbst? Die Herren der Schöpfung! Und wir bloß Geschöpfe! Brauche ich Ihnen zu sagen, daß das nonsense ist?“

Sie warf bei diesen Worten einen scharfen Blick auf das schöne Mädchen, wie um zu erhaschen, ob sie die Dose Gift nehmen und vertragen würde. Sie hatte die Comtesse vergiftet mit kleinen Dosen von dem schrecklichen Reizmittel der „Freiheit und Gleichheit der Geschlechter“. Sie hatte ihr Alles zugesteckt, was die Lectüre unserer Zeit an Stachelreden und Empörendem liefert, um das Weib glauben zu machen, daß es in unwürdiger Knechtschaft gehalten und im Grunde nicht verantwortlich sei weder für Tugend, noch für Laster . . .

Gräfin Ella hob ihren schönen Kopf nach flüchtigem Erröthen trotzig empor.

„Sie haben Recht,“ jagte sie. „Wir werden unfrei geboren. Ich bin neunzehn Jahre alt. Seit den sechstausend Tagen, die ich auf der Welt zubringe, ist dieser der erste, an dem ich frei bin, an dem ich thun und lassen kann, was ich will. Gibt es für ein solches Wesen Gutes und Schlimmes? Und diesen Tag habe ich mir erobern müssen durch eine Gewaltthat, die mich hinterher staunen macht, daß ich den Muth zu ihr gefunden habe! Und dabei habe ich seit Jahren weder Vater, noch Mutter, noch eigentliche Verwandte. Es ist empörend!“

„Ist Baron Kéry nicht mit Ihnen verwandt?“

„Nicht im Geringsten. Er war ein Freund — bah! — ein Zechgenosse meines Vaters. Er ist mein Vormund, seitdem mein Vater nach einem durchtobten Leben in's Irrenhaus kam, nachdem er im halben Irtsinn jene fürchterliche Frau geheirathet, die man meine Mutter nannte . . . Meine wirkliche Mutter habe ich nie gekannt. Dieses Weib, die einstige Circusreiterin, sollte ich als Mutter ehren! Und der Baron Kéry, der mit meinem Vater alle Spielclubs der Welt durchzog, sollte mir Vaterstelle vertreten! Diese beiden Leute — meine Stiefmutter und mein Vormund — hatten mein Schicksal in der Hand, und sie verstanden sich gut darin, mich so unglücklich wie möglich zu machen. O, es waren ehrenwerthe Leute — ich habe sie nur edle Gesinnungen aussprechen gehört, und damit allein haben sie mir alles Edle zum Abscheu gemacht. Ich sehnte mich nach Schlechtem, weil ich diese Leute Gutes reden hörte. Aber ich hatte weder Anlaß, noch Muth, schlecht zu werden: ich redete so tugendhaft, wie mir vorgeredet wurde, und ging so flüchtig zur Kirche, wie meine fromme Stiefmutter. Vor der Kirche lernte ich — fünfzehn Jahre alt — einen jungen Mann kennen, der mich träumen machte, daß es ein Glück gebe, groß genug, um alle Bitterkeit des Lebens zu ertragen, zu vergessen. Es war der Bruder meiner Gouvernante. Er sprach mit ihr, nicht mit mir, vor der er nur ehrerbietig den Hut zog. Er war schön, mannhaft, aus guter, aber verarmerter Familie. Er hatte sich als Schriftsteller versucht, in früher Jugend einen Namen errungen, und seine Schwester erzählte mir, daß ihm von seiner Partei ein Abgeordnetenmandat freigehalten werden solle. Ich fand ein aufregendes Interesse daran, Alles anzuhören, was mir meine Gouvernante von ihrem Abgott, dem Erhalter ihrer Familie, erzählte. Ich

las Gedichte und Dramen, die er geschrieben, und ging noch fleißiger zur Kirche, weil ich ihn da jedesmal sehen konnte. Als er Deputirter war, sprach er mit mir, wie mit Seinesgleichen, ehrerbietig, aber mit dem Ausdruck wärmerer Gefühle. Eines Tages gingen wir zu Dreien — seine Schwester, er und ich — von der Universitätskirche nach dem Donauquai in lebhaftem Gespräch. Als er sich am Quai verabschiedet hatte, ging der alte Baron Kéry an uns vorüber. Ich wußte nicht, ob er Andor bemerkt hatte, aber es gab mir einen Stich. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß meine Gouvernante aus dem Hause war. Ich wagte Nichts zu sagen. Aber in meinem Betbuch fand ich Abends einen Brief, von Andors Schwester, der Folgendes enthielt: „Ich muß noch heute aus dem Haus, ohne Sie sprechen zu dürfen. Andor liebt Sie und wird eher sterben, als von Ihnen lassen. Wenn Sie seine Gefühle erwidern, so brauchen Sie bloß auszuharren, bis Sie mündig sind. Niemand kann Sie zwingen, gegen Ihren Willen zu heirathen: am wenigsten einen Mann, durch den Ihr Vormund Ihr Vermögen an sich reißt. Es ist nämlich geplant, daß Sie den jungen Kéry heirathen sollen, einen Menschen, der wegen seiner Schulden in's Ausland reisen mußte und der überdies mit Ihrer Stiefmutter seit Jahren sehr intim befreundet ist. Seien Sie stark — Gott schütze Sie, armes, verlassenes Kind! Ihre getreue Anna v. Kürthy.“ Und dann kam ein Postscript: ich solle, wenn ich weiter Nachricht von ihr wolle, des Nachts vor dem Schlafengehen einen Faden aus dem Fenster hängen lassen. Das that ich, und die Folge war die Verabredung einer Flucht. An einem frühen Morgen, da der Portier eben das Thor geöffnet hatte, fand ich mich mit Anna Kürthy, die vor dem Palais wartete, auf der Straße. Aber in dem Momente, da ich mit ihr fort sollte, erfaßte mich ein Widerstreben gegen die geheime, die nicht gutzumachende That. Ich weiß nicht, ob es Scheu, Furcht oder Reue war — genug, ich riß mich an der Straßenecke gewaltjam los und eilte, — an dem staunenden Portier vorbei — zurück in's Vaterhaus, stürmte die Haupttreppe hinan, direct zu meiner Stiefmutter. Ich weckte sie aus dem Morgenschlaf und erzählte ihr schluchzend — aber nicht ruhig — was ich gethan. Ich erklärte ihr, daß ich auf solche Weise nicht fort wolle, daß ich aber Andor liebe, ihm gehöre und nie einen Anderen, geschweige denn einen Schuldenmacher, wie Stefan v. Kéry, heirathen würde. Meine Stiefmutter war ganz außer sich, verschwor ihre Seele, daß ihr nie eingefallen sei, mich mit dem jungen Kéry zu verheirathen, den sie mir ja nie vor die Augen gebracht hatte, und ließ sogleich meinen Vormund rufen. Auch dieser schwor mir, ich sei das Opfer einer unglückseligen Verblendung, und setzte hinzu, er würde die Schuldigen zu strafen wissen. Am nächsten Tage präsentirte mir meine Stiefmutter einen Brief von Andor v. Kürthy, in welchem er erklärte, daß seine Schwester eine arme, hysterische Person sei, die ohne sein Wissen und seine Ermächtigung nach einer romantischen Schrulle gehandelt; er habe mir nie

von Liebe gesprochen, noch je geschrieben, und ich würde dies, wenn man frage, gewiß bestätigen. Das war auch richtig, buchstäblich richtig, und ich wandte, nachdem ich dies bestätigt hatte, auf mein Zimmer. Andor war für mich todt, denn er hatte sich feige gezeigt. Nach einigen Tagen vernahm ich Aergeres. Der junge Kéry war von seinem Vater aus Tunis, wo er einen Posten in einem Consulat bekleidete, telegraphisch heimberufen worden; er war es, der Andor zu dem Abjagebrief veranlaßte. Am nächsten Tag verlangte er, mich zu sprechen; ich erklärte, daß ich ihn nicht sehen wolle und daß ich eher zum Fenster hinauspringen, als ihm meine Thür öffnen würde. Ich habe ihn auch bis heute nicht gesehen. Meine Stiefmutter sagte mir nach einigen Tagen, daß er sich bei mir von dem Verdachte reinwaschen wollte, auf meine Hand und mein Vermögen speculirt zu haben. Ich hätte Unrecht gehabt, ihn nicht anzuhören, denn die Folge war ein Duell mit schwerem Ausgange. Kéry habe Andor insultirt und liege nun an einer schweren Schießwunde darnieder. Sie hoffte offenbar, mich durch diese Mittheilung für ihren Candidaten zu interessiren. Aber ich ging nicht in die Falle. Mir war deutlich, daß Baron Kéry, der mich gar nicht kannte, sich nicht für mich, sondern für meine Mitgift geschlagen hatte, und ich erklärte neuerdings, ihn nicht sehen zu wollen, auch wenn er im Sterben wäre. Und ich bestand darauf, aus dem Hause zu gehen — in's Ausland, und so kam ich nach Lausanne: aus der angeborenen Knechtschaft in die freigewählte. Nun geht die Fahrt zurück, — in das alte Joch, denn der Tod meiner Stiefmutter ändert ja Nichts, als daß die ganze Herrschaft auf meinen Vormund, ihren Allirten, übergeht. Hat er mir nicht seine Frau entgegenschießen wollen, um mich zu übernehmen, wie eine Dogge, wie ein Packet! Aber nein — ich will mir diesen Tag nicht vergällen lassen. Freiwillig sein, sei es auch nur für 24 Stunden. Ich will wissen, wie es thut, wenn man einen Willen hat . . . Na, ginge es nach mir, so würde ich gleich in Bern aussteigen und Sie weiter fahren lassen . . . Und was hindert mich? Haha! 'Ginge es nach mir' — sage ich? Es geht ja nach mir! Hortensia, Sie fahren voraus und erwarten mich in München. Es wird auch Ihnen wohlthun, einen Tag Ihre eigene Herrin zu sein."

„Ich thät's," erwiderte die Engländerin mit einem malitiösen Lächeln — „aber Sie wagen es ja doch nicht."

„Glauben Sie?"

„Das Mädchen, das schon frei war und das doch an jenem Morgen freiwillig zurückließ in ihr Straßhaus, freilich ein gräßliches Palais — dieses Mädchen wird es nicht wagen, mit ihrem gräßlichen Incognito in einer fremden Stadt allein herumzugehen, wie eine Abenteurerin."

„Was kann mir geschehen, was ich nicht will?"

„Nichts. Aber es wird Ihnen bange davor werden, daß Sie wollen können, und vor Allem bange davor, daß es einen Tag oder eine Stunde gegeben hat, von denen Gräfin Felvinczu keine Rechenschaft ablegen kann;

daß es eine Person giebt, welche eines Tages sagen könnte: „Es giebt einen Fleck in dieser Sonne, eine Unterbrechung dieser Wohlanständigkeit.“

„Wohlanständigkeit! Bah!“ sagte die Comtesse mit einem Ton un- nachahmlicher Verachtung. „Geben Sie mir eine Cigarette,“ dann nahm sie aus ihrem Necessaire ein Buch und las. Es war Madame Bovary von Flaubert. — Sie vergaß darüber, in Bern auszustiegen.

In Zürich stiegen die beiden Damen bei Bauer au lac ab, um dort zu übernachten. Die Meldezettel füllte Hortensia aus; sie schrieb Mrs. Browne und Miss Green. Das Souper nahmen sie auf Verlangen der Comtesse nicht auf dem Zimmer, sondern im großen Speisesaal. Er war fast leer.

An einer Ecke nahm eine Familie mit einer Menge Kinder den Thee — offenbar Deutsche. An einer Fensternische hielten zwei Herren — bei Champagnerkübeln — den Nachtsch.

Der Kellner schien die Damen auf die entgegengesetzte Seite geleiten zu wollen. Die Gräfin aber setzte sich an einen Tisch neben dem der beiden Herren, über welchem helle Glühlichter strahlten. Die beiden Männer, Gentlemen von tadelloser Eleganz, machten große Augen über die schöne Nachbarschaft, und ihre Conversation wurde stiller.

Gräfin Ella hatte den jüngeren der beiden Herren gegenüber. Sie sah ihn voll und ruhig an, als wäre er kein lebender Mann, sondern ein Porträt. Es war ein stattlicher Mensch, Anfang der Dreißig, mit scharfen, grauen Augen, dunkelblonden Cotelettes, einem Anflug von Glabe, auffallend schönen Zähnen unter dem französisch gekräuselten Schnurrbart und knochig interessanten Händen. Im Soirégewand, mit den Metallknöpfen an der weißen Weite, — die Herren waren offenbar aus dem Theater gekommen, — machte er den Eindruck eines vollendeten Weltmannes und Genussmenschen; aber an den Schläfen und im Blick zeigten sich Spuren von Gedankenarbeit und intensiver Beobachtung. Ein Diplomat, dachte Gräfin Ella, oder — ein Maler. Miss Wood, die beiden Herren den Rücken kehrte, begnügte sich, aus ihrem Accent zu constatiren, daß es Pariser seien . . .

Das Souper verging den Damen rasch, obwohl es reichlich genug war. Miss Wood schien sich am Brot der Freiheit — und besonders am Weine — nicht genug sättigen zu können. Alles mundete ihr, und ihr Blick strahlte in Wonne, ihre Zunge sprudelte Wit und Blasphemie. Sie fragte Ella flüsternd und neckend, wie ihr das Vis-à-vis gefalle, und Ella setzte eine Ambition darein, den stets längeren und aufmerksameren Blicken des jungen Mannes Stand zu halten. Sie wollte zeigen, daß sie Muth habe, und sie leerte Glas um Glas; aber sie wurde nicht fröhlicher, wie die Engländerin.

Die beiden Herren, die ihr Souper längst beendet haben mußten, blieben gleichwohl sitzen, so lange die Damen tafelten. Erst als diese Miene machten, sich zu erheben, eilten Jene voraus, um im Vestibule ihre Cigaretten anzuzünden. „Pas de chance pour moi,“ sagte Miss Wood frivol, als die

Herrn vorüber waren. „Der Blonde ist ein interessanter Mensch, aber sein Begleiter hat graue Haare und ist fast bucklig.“

Das hinderte die Engländerin nicht, den alten Herrn bald darauf anzusprechen. Sie fragte ihn, während die Comtesse den schwarzen Kaffee bestellte, ob die Times, die er lese, vom neuesten Datum sein. Der Fremde beeilte sich, das Blatt den Damen abzutreten, und ein Gespräch war bald im Gange.

Ein gleichgiltiges Gespräch zunächst: es war von Reiserouten die Rede, und die Damen erhielten die Auskunft, daß die Fahrt über den Bodensee nach Lindau auch in dieser Jahreszeit sehr angenehm sein könne. Es kam dabei heraus, daß die beiden Herren gleichfalls am nächsten Morgen, und zwar über Basel nach Paris reisen sollten.

„Also ein vorübergehendes Beisammensein,“ dachte Ella, die ziemlich unbehaglich und einfüßig gewesen war. „Da darf man sich gehen lassen, denn ich werde den Mann nicht wiedersehen.“

Sie begann mit dem jüngeren Herrn über Paris zu sprechen, das sie nicht kannte, und über ihre Lieblingsautoren: Maupassant, Bourget, und — Zola. Es traf sich, daß der blonde Elegant all diese Celebritäten persönlich kannte. Er sprach von ihnen, wie von seinesgleichen, und Ella konnte leicht erkennen, daß er sich für ihresgleichen hielt.

Ein Schriftsteller also, ein Mann von Talent und Ruf!

Ihre Augen leuchteten auf, eine Erregung fieberhafter Freude ergriff sie. Welcher Glücksfall! Der erste Augenblick ihrer Freiheit brachte sie mit einem Manne zusammen, der ihr das höchste ihrer Ideale verkörperte. Sie fand diesen eleganten Mann interessant, verführerisch, und sie war schön wie nie, als sie ihm ihre Augen zuwandte und ihn bat, weiter zu sprechen.

Er sprach vom „Weib“ in der modernen Litteratur. „Aber,“ sagte er, „Romanciers und Dramatiker wollen das moderne Weib enträthseln, und Alle brechen sich die Zähne an dieser harten Nuß aus. Sie können nicht zu Ende kommen, weil es ihnen an Entschiedenheit fehlt. Es handelt sich um die Wahl in einem ganz klaren Dilemma. Das christliche Weib ist ein anderes und ein anderes das heidnische, zu dem ich auch das mohamedanische zähle. Das heidnische Weib konnte glücklich sein — denn es war eine Sache. Das Christenthum und das Zeitalter der Ritterlichkeit, das aus dem Christenthum hervorging, haben aus dem Weib etwas Anderes gemacht. Das Christenthum, socialistisch wie es ist, hat alle Menschen gleich gemacht, also das Weib dem Manne gleichgestellt. Das Ritterthum ging weiter und stellte das Weib, weil es schwach und gebrechlich war, auf ein höheres Piedestal; es machte das Weib, um es vor Brutalität zu schützen, zur Göttin. Auf jedem dieser Punkte konnte das Weib seine Position finden und glücklich sein. Aber wie das Weib heute figurirt — in den Problemstücken und Sittenbildern — findet es seinen Platz nicht und kann weder glücklich, noch tugendhaft sein. Wir stellen das Weib nicht so hoch, daß es als Göttin bestehen könnte, und nicht so tief, daß es als Sklavin vor den

Qualen der Wahl geichüst sei. Die Frau, die in dem ihr beschiedenen Manne, ob sie ihn liebt oder nicht, ihr unabänderliches Geschick verehrt, ist eine Gans; diejenige, die sich frei erachtet, zu lieben und sich zu ändern, wie der Mann, ist eine Messaline. Ein Drittes giebt es nicht. Die Frau will frei sein, weil heutzutage Jeder frei ist. Aber sie weiß mit der Freiheit Nichts anzufangen. Denn die Freiheit erträgt sich unendlich schwerer, als die Sklaverei, weil es unendlich leichter ist, den stärksten Zwang zu ertragen, der uns von außen auferlegt ist, als die geringste Entsagung, die wir uns selber auferlegen.“

„Was schließen Sie daraus?“ fragte Ella gespannt.

„Daß wir das Weib knechten müßten, um es glücklich zu machen.“

Die Worte des Fremden, noch mehr der Mann selbst, nahmen Ella ganz gefangen. Aber der Schluß, zu dem er gelangt war, schien ihr so drückend, daß sie, wie im Traume, einen krampfhaften Versuch machte, sich zu befreien.

„Und wenn ein Weib die Freiheit höher stellte, als das Glück?“

„Dann, Madame — pardon, dann, mein Fräulein, giebt es noch Eines, das Glück und Freiheit zugleich ist . . .“

Hier hielt der Sprecher inne und sah sich etwas schein nach seinem Gefährten um, der mit Miß Wood am anderen Ende des länglichen Tisches saß. Als er seine Augen der Comtesse wieder zuwandte, glühten sie von einem neuen, fast unheimlichen Glanze. Seine Sprache wurde flüsternd: „Es giebt ein Anderes . . . es giebt für die Freien eine Moral, die keine ist. Sie befinden sich, mein Fräulein, in dem Vaterlande eines Philosophen, der eine neue Sphäre der Existenz geschaffen hat: Jenseits von Gut und Böse; eine neue Moral: die Herrenmoral. Ich bin im Begriffe, die Werke dieses merkwürdigen Mannes in's Französische zu übersetzen. Ich stecke mitten in ihm. Er ist über die Größe seiner Gedanken wahnsinnig geworden. Er hatte zu nahe in's Göttliche gestreift. Seine Herrenmoral ist eine göttliche: sie besteht darin, unseren Willen, den Willen zur Macht, nennt er ihn (ich nenne ihn den Willen zum Genusse), über die Hindernisse und Gebote der Welt zu stellen. Ein Weib, das sich zu dieser Moral bekennt, ist so viel wie irgend ein Mann, wie irgend ein Gott. Sie ist jenseits von Gut und Böse. Ein Schwindel erfasst uns, wenn wir diese Grenze überschreiten, aber ein Schwindel von Glück . . . Wir fühlen uns leicht, zu leicht, weil wir einen Ballast von uns geworfen, den uns die Gemeinheit angehängt hat: das Gewissen.“

Ella rückte erschrocken zurück. Der Fremde neigte sich näher vor. Seine Wangen glühten, seine Stimme wurde nach und nach lauter. „Sie erschrecken vor dem Wort; aber ich sage Ihnen, der Quälgeist dieser Welt ist nicht die Schuld, sondern das Gewissen. Immer sind Ihre Wünsche, die natürlich sind, im Widerspruch mit . . .“

„Anatole!“ rief hier eine Stimme, hart und decidirt. „Sie sprechen zu viel. Sie schaden sich. Wir wollen schlafen gehen.“

Es war der ältere Herr, der sich erhoben hatte und seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte. Dieser zuckte zusammen und erhob sich ohne Widerrede. Sein Blick hatte etwas Furchtames und Müdes, als er Miß Green (er hatte also das Fremdenbuch nachgesehen) um Entschuldigung bat, sie gelangweilt zu haben, und ihr gute Reise wünschte.

Ella reichte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen. Alles, was Sie sagten — wenn ich es auch nicht ganz verstehe, hat mich ungemein interessiert. Schade —“

Sie wollte sagen: Schade, daß es kein Wiedersehen giebt, — aber sie unterdrückte diese Wendung und ging auf ihr Zimmer. Ohne mit Miß Wood ein Wort zu wechseln, legte sie sich zu Bett.

Es war noch dunkel, als die beiden Damen am anderen Morgen den Zug bestiegen. Miß Wood hatte von ihrer Herrin kein Wort vernommen, außer dem Auftrag, in München telegraphisch Wohnung zu bestellen.

Schweigend und sinnend saß die schöne Gräfin im Coupé, bis der Bodensee in herrlicher Winterpracht vor ihnen lag.

„Wie schön!“ rief sie aus. „Wie frei man hier athmet! Wer doch ewig in Freiheit athmen könnte! Aber woher die Freiheit nehmen! Und woher den Muth zur Freiheit, wenn man die Freiheit hätte!“

Der Zug hielt an, die Passagiere drängten sich nach der Brücke, die unmittelbar vom Geleise zum Schiffe führte. Miß Wood stieß, als sie die Thüre des Coupés öffnete, einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Was haben Sie, Hortemä?“

„Nichts, Gräfin. Aber es überrascht mich, den Fremden von gestern hier zu sehen. Er wollte doch nach Paris!“

Gräfin Ella wurde roth und blaß. Es freute sie, den Mann hier zu wissen, und doch beschlich sie eine Art Furcht.

„Ach, was!“ sagte sie und lachte. „Er wird uns amüsiren, vorausgesetzt, daß er keine bessere Gesellschaft hat.“

Auf dem Verdeck näherte sich der Pariser alsbald den beiden Damen und bat um die Erlaubniß, sich vorstellen zu dürfen. Anatole de Bonval, Feuilletonist des „Echo français“. Er war ein Anderer, als gestern — guter Laune, spaßhaft, oberflächlich, aber von guten Manieren.

„Ihre Reise nach München,“ sagte er, „hat wie eine Suggestion auf mich gewirkt. Ich bin meinem Freunde einfach durchgegangen. Mag er mich morgen einholen. Ich werde einen Tag frei gewesen sein.“

Die Gräfin war von dem Worte frappirt und sah ihn groß an.

„Sind Sie sonst unfrei?“

„Wer ist es nicht, der unter Menschen lebt und sich an fremdes Urtheil, fremde Gewohnheiten fesselt?“ fragte er lächelnd. „Auch Sie sind in Ihrer Freiheit bedroht. Ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, an der Schiff-Table d'hôte neben Ihnen sitzen zu dürfen . . .“

Die Comtesse erwiderte nach einigem Zögern:

„Man wählt ja frei seinen Platz. Ich werde nicht aufstehen, weil Sie neben mir sitzen.“

Die Fahrzeit von Romanshorn nach Lindau wird durch dieses Diner fast gänzlich ausgefüllt. Sie verging der Gräfin und der Miss Wood, zwischen denen sich Herr de Bonval postirt hatte, sehr angenehm. Nach Tisch fand der Pariser Gelegenheit, während Comtesse Ella die Gegend betrachtete, der Engländerin einige Worte zuzulüftern. Nach diesem kurzen Gespräch befand sich Miss Wood im Besitze eines werthvollen Ringes, der früher die Hand des Fremden geschmückt hatte . . .

. . . . Mit gleichmüthigem Gepolter rollte der Zug von Lindau der bairischen Hauptstadt zu. Es begann zu dunkeln, als Comtesse Ella bemerkte, daß sie mit Herrn von Bonval allein im Coupé saß. Miss Wood war bei der letzten Haltestelle ausgestiegen, um ein Glas Bier zu nehmen, und nicht zurückgekehrt. Gräfin Felvinczy bat ihn, nachzusehen. Er erwiderte, Mrs. Brown müsse offenbar in der Eile der Abfahrt in einen anderen Waggon gerathen sein.

Im nächsten Augenblicke lag er vor der Comtesse auf den Knien und bedeckte ihre Hände, ihr Kleid mit wahninnigen Küssen.

„Sie sind wahninnig!“ rief Ella, „stehen Sie auf!“

„Ich werde wahninnig, wenn Sie sich nicht erbarmen,“ rief der Mann, und seine entstellten Züge strafte seine Worte nicht Lügen. „Ich will den Liebekuß von diesen Lippen — ich brauche ihn, um nicht zu versichmachten . . . Und Sie — Sie selbst . . . können Sie Anderes wollen? Ein Tag der Freiheit winkt mir, wie Ihnen! Küßen wir ihn . . .“

Er hatte den Arm um ihren Hals gelegt und ihr schönes Haupt an seine Schulter zurückgebeugt . . . Sie fühlte den feuchenden Athem seines Mundes, hörte das Pochen seines Herzens — aber kein anderer Widerhall seiner Leidenschaft regte sich in ihr, als unansprechlicher Ekel. Dabei hatte sie in diesem fürchterlichen Momente Zeit, tausend Gedanken zu denken, wie am Ertrinkenden ein ganzer Lebenslauf im Nu vorüberzieht. Sie sah das Roth der Sammetfüße im Coupé, sie bemerkte eine Kuh, die den vorüberbrausenden Zug anglokte, sie sah die Cravatte des Mannes gelockert, sie dachte an ihren Vormund und dachte an den „Tag der Freiheit“, den sie sich erobert. „Das also ist Freiheit!“ höhnte es in ihr. „Hingegeben sein der Gewalt eines Wilden, eines Tobsüchtigen.“ Und bei diesem Gedanken war es, daß sie, wie die Biene den Stachel, das Gift ihrer Verachtung losließ gegen den Angreifer. Als sich sein Antlitz näher und näher zu dem ihren senkte, kannte sie Nichts als Ekel; sie spie dem Manne in's Gesicht.

Kein Dolch, kein Blitzstrahl konnte fürchterlicher wirken. Sein Arm sank und ließ die Erschöpfte auf den Sitz zurückfallen. Seine Augen traten aus den Höhlen, sein Gesicht zuckte wie von elektrischen Schlägen, die Farbe wich von seinen Wangen, und ein Zittern erfaßte ihn, so convulsivisch, so

tödlich, daß dies junge Weib mit zu beben begann. Es war ihr klar, der Mann sei krank. Sie sprang auf und faßte seine Hände:

„Kommen Sie zu sich! Um Himmelswillen! Was ist Ihnen?“

Herr von Borval sank wie eine Masse auf den Sitz zurück.

„Ich sterbe!“ röchelte er und deutete auf seine Brusttasche.

Gräfin Ella folgte dem Zeichen. Sie dachte eine Arznei in der Tasche zu finden, griff unbedenklich hin und fand ein kleines Etui, das sie fragend vor sich hin hielt.

Der Mann nickte, als wollte er sagen: „Öffnen Sie!“

Sie verstand den Wink und öffnete. Ein fingergroßes Spritschen aus Silber mit einer feinen Spitze — ein Fläschchen mit wasserhellem Laß fanden sich in dem Etui.

Der Kranke, dessen Züge aschfaß geworden, hielt ihr die Handfläche hin. Und sie — die fleißige Leserin von Pariser Romanen — verstand . . . Sie überwand das Grauen — widerstand der Verjuchung, die Rettungsleine zu ziehen und den Schaffner herbeizurufen — und setzte die Spitze des Instruments, das sie mit dem Laß gefüllt hatte, resolut in die Handfläche des Leidenden. Ein Tröpfchen Blut, das hervorquoll, erfüllte sie mit Schauer. Aber das Morphium — das mußte es sein — that seine Wirkung. Der Mann athmete tief und erleichtert, faltete, wie um Verzeihung flehend, die Hände und fiel in Schlaf.

Der Zug rollte und rollte — fühllos, rasend, unbarmherzig.

Gräfin Felvinczy dachte daran, sich aus dem Fenster zu stürzen, um die Luft des Raumes nicht athmen zu müssen, in dem sie so Grauenhaftes erlebte. Sie warf einen Blick des Schauers auf den schlafenden Mann, dann fiel sie in die Knie, vergrub das Haupt in die Arme und weinte, weinte — wie ein Kind. —

Das war Freiheit! Ihre Freiheit!

Der Zug kam endlich zum Stehen. Sie fuhr empor und erweckte den schlafenden Mann, indem sie ihn am Rocke zog. „Hinaus!“ rief sie ihm zu! Und ihr nächster Ruf galt dem Schaffner.

Schon blickte er auf, raffte seine Sachen zusammen und verließ, ohne sich umzusehen, das Coupé.

Eine Minute darauf war auch Miß Wood wieder eingestiegen. „Der Dummkopf von Schaffner . . .“ begann sie lachend . . .

„Schweigen Sie!“ rief die Gräfin und wies ihr den Platz in der entgegengesetzten Ecke an. Sie öffnete den Mund nicht mehr, bis der Zug in die Kiesenhalle des Münchener Bahnhofes einfuhr.

„Mir gleich!“ murmelte die Engländerin in die Zähne. „Ich weiß Etwas von ihr und habe sie.“

Als der Zug hielt, zeigte sich in der Halle ein ungewohntes Gedränge. Miß Wood fragte beim Aussteigen den ersten Träger, was es gebe?

„Der französische Gesandte,“ antwortete der Mann, „ist hier mit zwei

Wachtleuten. Ein Wahnsinniger ist im Zug, der in Zürich seinem Wärter durchgegangen ist. Es war telegraphische Weisung da, ihn anzuhalten. Es soll ein hoher Herr sein — ein Viehconte oder wie sie's heißen."

Ella schauderte zusammen, als sie die Auskunft hörte, und sah sich im Aussteigen um, als suchte sie Hilfe. Eben führte man den Fremden vorbei, der sich zur Wehre setzen wollte und fortwährend dem Gesandten zurief: „Ich mache Sie verantwortlich!“ Der Gesandte begütigte ihn und nahm ihn unter den Arm. Im Vorbeigehen erkannte der Unglückliche Ella und schien sie ansprechen zu wollen. Aber er besann sich, lüftete den Hut und rief: „Jenseits von Gut und Böse!

In diesem Momente vernahm Ella Klänge, die sie elektrisirten: sie hörte ungarische Worte: „Ez ö vagy senki.“ Die ist's oder keine! Sie wandte sich um, und ein schlanker Herr in eleganter Reisefleidung trat respectvoll auf sie zu.

„Verzeihen Sie, meine Gnädige,“ sagte er deutsch, „ich möchte fragen, ob ich nicht die Ehre habe, vor Gräfin Felvinczy zu stehen.“

„Die bin ich,“ erwiderte Ella ruhig und stolz. Sie war froh, ihren Namen zu hören und sich in ihm wieder zu finden. „Wer sind Sie!“

„Stefan Réry!“

Ein unsägliches Mißbehagen durchfuhr das Herz des erregten Mädchens.

„Ich muß Sie also sehen?“ fragte sie bitter. „Sie wußten, daß ich Sie nie sehen wollte. Aber da ich überwacht sein soll, so habe ich natürlich nicht die Wahl meiner Schergen. Wohin soll ich geführt werden?“

„Liebste, beste Gräfin! Immer noch diese Verblendung! Ich bin ja nicht Ihr Feind, sondern . . .“

„Ja, ja, Sie sollen ja mein bester Freund sein, oder noch mehr . . .“

„Nichts von Alledem, Gräfin. Ich komme ja nicht, um Sie zu begleiten, sondern habe nur meine Frau begleitet, mit der Sie die Reise machen sollen.“

„Ihre Frau?“ rief Ella erstaunt.

„Die ich Ihnen hier vorstelle.“

Eine runde, kleine, schwarzbraune Dame mit entzückend freundlichen Schlehenaugen streckte Ella die beiden Hände entgegen. „Liebe, gute Gräfin,“ sagte sie, „mich werden Sie doch als Garde de dame annehmen? Ich habe Sie so lieb, weil Sie doch so eine arme, schöne Waise sind.“

Ella wußte nicht, wie es kam: ihr stürzten Thränen aus den Augen, und sie warf sich der kleinen Baronin an die Brust, indem sie dem Baron Stefan seitwärts die Hand hinreichte. Sie fühlte zum ersten Mal, daß sie verwaist sei und daß ihr Liebe wohl that.

Eine schrille Frage störte sie auf. Miß Wood erkundigte sich, ob man nach der Stadt fahre oder die Reise nach Budapest sogleich fortsetze?

„Ich reise weiter. Sie können nach Lausanne oder wohin Sie sonst wollen.“ Und sie warf ihr ihr Portemouaie vor die Füße.



Illustrirte Bibliographie.

Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Comités in den Jahren 1891—1893. Von Dr. Oskar Baumann. Mit 27 Vollbildern und 140 Text-Illustrationen. Berlin, Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer.

Auf Anregung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft schickte sich der Verfasser gegen Ende des Jahres 1891 zu einer Expedition an, die, vom Deutschen Antisklaverei-Comité ausgerüstet und von der Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika namhaft unterstützt, die geographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der weiten, unbekanntem Striche im Norden der deutschen Interessensphäre erforschen sollte. Baumann, der vorher schon dreimal im dunklen Erdtheile gewesen war und afrikanische Sprache und afrikanisches Land zur Genüge kannte, wandte sich unter Vermeidung aller Karawanenstrassen vorzugsweise Gebieten zu, die bisher kein Europäer betreten hatte. Seine wichtigste Aufgabe war, kartographische Aufnahmen der durchreisten Länder zu machen; ihre Ergebnisse sind zwar einer besonderen Publication in größerem Maßstabe vorbehalten, erscheinen aber in der dem Buche beigegebenen Uebersichtskarte bereits in den Hauptzügen erkennbar.

Baumann hatte beschlossen, allein zu reisen, also keinen europäischen Begleiter mitzunehmen, vor Allem, weil er sich in Afrika unter Schwarzen am wohlsten fühlt, dann aber auch, weil er der Ansicht ist, daß man Europäer in Afrika nur da verwenden sollte, wo Schwarze durchaus nicht zu brauchen sind. Dies ist aber nach seiner Meinung bei einer Expedition nur hinsichtlich der Oberleitung und der wissenschaftlichen Forschung der Fall, da alles Andere, von Marschdisciplin angefangen bis zu den kleinsten Details des Karawanenlebens, die Schwarzen unendlich besser verstehen, als die Europäer. So hatte er auch die ganze Last des Expeditionsdienstes allein zu tragen, und so ist es auch zu erklären, daß der zweite wissenschaftliche Theil seines Werkes nicht in allen Stücken die Gründlichkeit aufweist, die man nur von einer größeren Zahl von theilnehmenden Forschern erwarten kann. Uebrigens enthält der Anhang eine Reihe vorzüglicher Arbeiten auch von anderen Forschern, die zwar zusammengenommen immer noch keine vollendete Monographie der Massai-Lande ergeben — eine solche ist in absehbarer Zeit überhaupt noch nicht möglich —, aber doch eine sehr werthvolle Ergänzung zu dem ausgezeichneten Buche Baumanns bilden.

Bis Aruscha südlich vom Kilima-Ndjaru ging es durch bekanntes Land. Was dahinter lag, war auf Hunderte von Meilen unbekannt, unerforscht — ein weißer Fleck auf der Karte. Die Schwierigkeit, an den Viktoria-Nyanza zu gelangen, bestand weniger in der sonst gefürchteten Massai-Gefahr, als vielmehr darin, daß etwa 40 Tagereisen ohne Nahrung zurückzulegen waren, wenn man etwa der Luftlinie folgte. Der Reisende beschloß daher, einen Umweg nicht zu scheuen, um unterwegs einen bewohnten und Probiand liefernden Platz anzulaufen. Deren gab es nur zwei, im Norden Ober-Aruscha, im Süden Umbugwe. Jenes ist den Europäern stets feindlich gesinnt gewesen und bot nur geringe Aussicht auf Probiandbeschaffung; dieses war als sorgfältig gemieden bekannt, seitdem einmal eine Swahili-Karawane niedergemacht worden war. Baumann zog die zweite Route vor, weil sie geographisch interessanter ist. Er schildert nun in weiteren



Mhogo habim Mbunja.

Aus: Baumann „Durch Massai-Land zur Nilquelle“. Berlin, Dietrich Reimer.

Capiteln des ersten Theiles seinen Marsch durch Massai-Land zum Viktoria-Nyanza, das östliche Nyanza-Gebiet, den Zug vom Viktoria-See zum Tanganika, von dort nach Irangi und schließlich den Heimmarsch nach Bangani; Alles in einer lebendigen, anschaulichen Darstellung.

Im zweiten Theile sind in vier Capiteln die Ergebnisse über die physische Erdkunde der erforschten Gebiete, die Völker des abflußlosen Gebietes, die Völker der Nilquell-Gebiete und den wirtschaftlichen Werth des Landes wissenschaftlich zusammengestellt. Wir machen den Leser namentlich auf die Auseinandersetzung über das Problem der Nilquelle und des Mondgebirges (S. 148 ff.) aufmerksam. „Wie immer man über das Nilquell-Problem denken möge, soviel ist sicher, daß durch die Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Comités die letzten Schleier desselben gelüftet wurden, — daß das Caput Nili Quærere von nun an endgiltig der Vergangenheit angehört.“ Es liegt dem Verfasser fern, den Ruhm eines Spekte, dem er übrigens das Buch gewidmet hat,

zu schmälern, jenes kühnen Forschers, der das Dunkel, welches über der Nilquelle lag, mit einem Schlage lichtete. Seiner und Stanleys Pionierarbeit verdankte er es ja vor Allem, wenn es ihm gelungen ist, ihre Pfade weiter verfolgend, als erster Weißer die Quelle des Nils zu schauen. In Bezug auf die ptolemäischen Mondberge kommt er zu dem Ergebnis, daß nicht dieser oder jener Berg des Nilquellgebietes gemeint sein kann, sondern die Gesamtheit der Gebirge, und nur die Frage scheint ihm interessant zu sein, wie die



Watussi-Land. Aus: Baumann, „Durch Massai-Land zur Nilquelle“. Berlin, Dietrich Reimer.

Wen gerade auf die Bezeichnung „Mondberge“ kamen. Man lese darüber Seite 150 ff. nach. Was ferner Baumann über den wirtschaftlichen Werth des Landes (S. 240 ff.) urtheilt, verdient die größte Beachtung. Er nennt die Gebiete des tropischen Afrika, die erst vor einigen Jahren aus ihrem Dunkel herausgetreten sind und begonnen haben, für die europäischen Nationen eine praktische Bedeutung zu gewinnen, mit Recht Zukunftsländer, solche, deren Werth nicht nach dem bemessen werden kann, was sie heute liefern, sondern nach dem, was sie einmal liefern werden. Dieser unzweifelhafte

Sag ist, wie Baumann zutreffend bemerkt, von Freunden und Gegnern der Colonialpolitik vielfach unrichtig aufgefaßt worden. Während er den ersteren Veranlassung zu den kühnsten Hoffnungen bot, ließ er letztere Alles schwarz sehen. Gegenwärtig jedoch, wo der erste coloniale Launel verrauht ist, wo die Schwärmer theilweise abgekühlt sind, die Gegner aber durch die Thatfachen langsam gewonnen werden, ist es an der Zeit, coloniale Fragen völlig nüchtern zu erörtern. Der richtige Weg dazu scheint doch immer der zu sein, erst festzustellen, was die fraglichen Länder heute liefern, und daraus Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Diesen Weg hat Baumann eingeschlagen; seine Untersuchungen im zehnten Capitel erstrecken sich auf den Karawanenhandel, die Massai-Karawanen, den Tabora-Handel, die Mannema-Araber, die Rohproducte des Landes, die Anbaufähigkeit des Landes, die Bevölkerungsdichte, die Culturpflanzen, denen er auch im Anhang einen Abschnitt widmet, die Viehzucht, den Import, die eingeborene und fremde Einwanderung und die ostafrikanischen Eisenbahnen. Zu sprachlichen Studien hatte er wenig Zeit, aber er sammelte daselbst kleinere Texte, die am geeignetsten sind, auf die linguistische Zugehörigkeit Licht zu werfen, und veröffentlicht sie im siebenten Abschnitte des Anhanges.



Wiffion Sellimant.

Aus: Baumann, „Durch Massai-Land zur Nilquelle“. Berlin, Dietrich Reimer.

Die dem Werke beigegebene, nach den Originalaufnahmen des Reisenden von Dr. Hassenstein reducirte Uebersichtskarte ist ebensowohl gelungen, wie die meisten in Heliogravüre, Lichtdruck und Autotypie ausgeführten Text-Illustrationen. Die äußere kostbare Ausstattung des Buches entspricht seinem inneren hohen Werthe. H. J.

Bibliographische Notizen.

Im Reiche des Geistes. Illustrierte Geschichte der Wissenschaften. Anschaulich dargestellt von N. Faulmann, k. k. Professor. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. Wien N. Hartleben.

Dieses Lieferungswerk, auf welches wir schon früher empfehlend aufmerksam

gemacht haben, liegt nunmehr fertig vor. Das Werk hat die guten Erwartungen, welche wir damals aussprachen, vollständig erfüllt, unsere Litteratur ist durch dasselbe um ein ausgezeichnetes, kurzgefaßtes und doch fließend geschriebenes und interessantes Orientierungswerk bereichert.

Wp.

Die Biologie als selbstständige Wissenschaft. Von Robert Franceschini. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei N. u. G. (vormals J. F. Richter).

Der Verfasser stellt in der anregenden Schrift an der Hand treffend ausgewählter interessanter Beispiele zunächst den Begriff der Biologie in möglichst scharfer Umgrenzung fest, zeigt dann, daß die Biologie einen eigenen Zweig der Wissenschaft darstellt, der sich weder mit der Zoologie noch mit der Botanik als solcher deckt, und schließt mit der auch schon früher aufgestellten Forderung, der wir nur voll beistimmen können, daß auf allen Universitäten ein besonderer Lehrstuhl für Biologie errichtet werde.

Wp.

Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Culturleben Hamburgs. Von R. Th. Gaedertz. Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. Hamburg, Verlagsanstalt N. u. G. (vormals J. F. Richter).

In zwei handlichen Bänden (I: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. II: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert) giebt der Verfasser eine auf gründlichen Studien beruhende, dabei aber anziehend und verständlich geschriebene, auch durch eingelegte Proben anschaulich gemachte Uebersicht der dramatischen Vorstellungen in niederdeutscher Sprache, die in Nordwestdeutschland und besonders in Hamburg bis auf die neueste Zeit stattgefunden haben. Als litteratur- und culturhistorische Schilderung hat das Buch bedeutenden Werth; aber die Hoffnung des Verfassers (II. Vorwort S. XXVIII), daß auch der niederdeutschen Mundart noch ein „dramatischer Messias“, d. h. ein dramatischer Dichter im höheren Stile, ebenbürtig dem Erzähler Fritz Reuter und dem Dyrker Klaus Groth, erscheinen werde, muß dem nüchternen Beobachter recht sehr sanguinisch erscheinen. Seit dem Auftreten von Klaus Groth und Fritz Reuter hat mit der politischen auch die gesellschaftliche und litterarische Einigung Deutschlands solche Fortschritte gemacht, daß die Mundarten naturgemäß allmählich zurückgedrängt werden und in der Litteratur nur auf einem örtlich und sachlich enger begrenzten Gebiete Verwendung finden können. Wir haben auch gar keinen Grund, das zu beklagen. Heinrich Seidel, der bedeutendste und beliebteste norddeutsche Humorist seit Fritz

Reuter, zeigt durch sein Beispiel, daß ein geborener Niederdeutscher auch in der hochdeutschen Schriftsprache herzagewinnend auf ein großes Publicum wirken und dabei in Gemüth und Charakter die Eigenart seines heimischen Stammes ungetrübt bewahren kann.

Ueber die Aufgaben des Staates angehts der Arbeitslosigkeit. Akadem. Antrittsrede von Dr. G. Adler, Prof. an der Univ. Basel. G. Laupp'sche Buchhandlung, Tübingen.

Es ist eine leider nicht wegzuleugnende Thatsache, daß es außer den arbeitscheuen, gewohnheitsmäßigen Landstreichern eine wechselnde, nicht kleine Zahl von Arbeitslosen giebt, welche, gegen ihren Willen zur Unthätigkeit gezwungen, der tiefsten Noth verfallen, wenn sie nicht der immerhin entehrenden Inanspruchnahme der Armenpflege anheimfallen wollen. Es ist fernerhin Thatsache, daß eine große Zahl dieser Unglücklichen, durch die Noth getrieben, mit dem Strafgesetzbuch in Conflict geräth und dann leicht dem Verbrecherthum zugezogen wird.

Der Verfasser giebt in der vorliegenden Arbeit zunächst einen sehr klaren Ueberblick über die Ursachen der Arbeitslosigkeit und über die Stellung, welche die verschiedenen volkswirtschaftlichen Schulen dieser Frage gegenüber eingenommen haben, um dann beachtenswerthe Vorschläge zu machen, welche die Wirkung dieser Arbeitslosigkeit mildern sollen.

Wir können die Lectüre des von warmem Mitgefühl und ernstem Wollen durchwehten Schriftchens nur empfehlen.

Wp.

Für das Handwerk. Von Hugo Böttger. Braunschweig, Albert Limbach.

Die Schrift ist gewissermaßen eine Ergänzung der von mir früher besprochenen Arbeit desselben Verfassers: „Das Programm der Arbeiter“. Nach einer kurzen Einleitung über die Lage des Handwerks giebt der Verfasser eine Kritik des vom preussischen Handelsminister herrührenden Entwurfes für die Organisation des Handwerkes, indem er zugleich diesen Entwurf im Wortlaut mittheilt. Auch eine Zusammenstellung von Urtheilen verschiedener Körperschaften, Versammlungen, Zeitungen ist beigelegt.

Im Allgemeinen steht der Verfasser dem Entwurfe sympathisch gegenüber. Be-

züglich der Einzelheiten müssen wir auf die Lectüre der Schrift verweisen.

Wp.

**Friedrich Nicolai's Briefe über den
itzigen Zustand der schönen Wissen-
schaften in Deutschland (1750).**
Herausgegeben von Georg Ellinger.
Berlin, Gebr. Paetel.

Die hier neu herausgegebenen kritischen Briefe hat Nicolai schon als Jüngling von einundzwanzig Jahren geschrieben; sie zeigen uns den strebsamen Berliner Schriftsteller in der Zeit, in welcher er um die deutsche Litteratur sich wirkliche Verdienste erworben hat. Mit klarem und ruhigem Verstande durchschaut Nicolai die selbstgefällige Beschränktheit des damals schon alternden Gottsched und weiß zugleich auch den Schweizer Kritikern und dem jungen Wieland gegenüber einen festen Standpunkt der Beurtheilung zu finden. Es ist sehr erfreulich, daß die interessante Schrift, aus der gewöhnlich nur einzelne Sätze in den gangbaren Litteraturgeschichten citirt werden, durch diesen Neudruck (III. Serie, 2. Band der „Berliner Neudrucke“, herausgegeben von L. Geiger und G. Ellinger) jetzt allgemein zugänglich ist. Die Einleitung des Herausgebers ist mit ausgezeichnetem Sachkenntniß geschrieben und orientirt sehr klar über die litterarischen Verhältnisse jener Zeit. E.

**G. E. H. Hoffmann's ausgewählte
Werke.** In vier Bänden. Mit Ein-
leitung von Joseph Lautenbacher.
Erster Band: Märchen. Stuttgart J.
G. Cotta Nachfolger.

In der bekannnten gediegenen Ausstattung ihrer „Bibliothek der Weltlitteratur“ läßt die Cotta'sche Buchhandlung eine Auswahl der Werke eines unserer eigenartigsten Erzähler, des als solcher auch im Auslande geschätzten Romantikers G. E. H. Hoffmann erscheinen. Der uns vorliegende erste Band der Ausgabe enthält die Märchen: „Der goldene Lohf“, „Nuglnacker und Mausekönig“ und „Klein Faches, genannt Zinn-ober“; der zweite und dritte werden kleinere Novellen, darunter „Ritter Gluck“, „Das Majorat“, „Der Artushof“, „Das Fräulein von Scudery“, „Doge und Dogaresse“, der vierte und letzte die „Lebensansichten des Staters Murr“ bringen. —

Mit Recht bezeichnet in der dem ersten Bande beigefügten Einleitung Joseph Lautenbacher es als eine höchst befremdliche Thatsache, daß eine so merkwürdige Er-

scheinung, wie die des vielseitig begabten, für die Entwicklung der modernen Erzählungskunst so bedeutsamen Verfassers des „Stater Murr“, noch keine wirklich erschöpfende, in die Tiefen ihrer Wesenheit dringende Behandlung erfahren, daß die reizvolle Aufgabe, die Räthsel dieser complicirten Natur zu lösen, den Wechselbeziehungen zwischen dem Leben und dem künstlerischen Schaffen nachzuspüren, den Einflüssen, denen letzteres unterworfen gewesen und die es wiederum weiterwirkend geübt, zu folgen, noch keinen Berufenen gelockt hat. In seiner verhältnismäßig eingehenden und interessanten Einleitung giebt Lautenbacher für ein solches Unternehmen manch' schätzenswerthe Anregung; insbesondere werden Hoffmann's Leistungen auf musikalischem Gebiete mehr, als es sonst zu geschehen pflegte, gewürdigt. —

In dem Bestreben, Hoffmann's Einflüsse und Wirkungen auf andere, namentlich ausländische Dichter andeutend nachzuweisen, scheint uns Lautenbacher hie und da etwas zu viel zu thun. Z. B. erscheint es uns etwas zu weit hergeholt und nicht nothwendig, des Märchendichters Andersen Eigenart auf Hoffmann zurückzuführen. — Die Ausgabe der Hoffmann'schen Erzählungen wird — wie oben erwähnt — vier Bände umfassen, deren jeder 1 Mk. kostet. O. W.

Achim v. Arnim und Clemens Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig.
Mit 2 Porträts Stuttgart, Cotta.

Die persönliche und schriftstellerische Entwicklung der beiden Romantiker wird in eingehender, zum Theil aus neuen Quellen schöpfender Darstellung bis zum Jahre 1815 geführt. Es sollen diesem zunächst für sich abgeschlossenen Bande noch zwei weitere folgen, von denen der erste Arnim's Verhältniß zu Goethe und Bettina, der letzte Arnim's Verbindung mit den Brüdern Grimm zum Mittelpunkte haben wird. In dem ganzen — von R. Steig in Gemeinschaft mit G. Grimm unternommenen — Werke wird man dann Achim von Arnim's Leben und vielseitiges Streben in enger Verbindung mit den ihm nahe stehenden Freunden bis zum Ende überschauen können. P.

Berliner Skizzen. Von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

„Die Leute schreien immer so viel jetzt, die Welt wäre so schlecht, das kann ich gar nicht finden. Wenn man nur selbst

immer recht gut zu den Menschen ist, da findet man auch welche, die es wieder sind. Das ist meine Ansicht von der Sache — was denkst Du, Annchen?"

Diese Worte, die am Schlusse der ersten Geschichte ein altes Fräulein an eine Freundin richtet, geben die Stimmung an, in welcher die zwölf kleinen Erzählungen dieses Bandes (des zwölften der „gesammelten Schriften“ von Heinrich Seibel) geschrieben sind. Aber wenn sie auch alle Zeugniß ablegen von der in sich befriedigten Lebensanschauung des Verfassers, der mit zartem und feinem Blicke die kleinen Freuden des Lebens aufzufinden und mit dankbarem Gemüthe sie zu genießen versteht, so ist doch die Ausführung keineswegs einformig; vielmehr überrascht selbst den Kenner der früheren Bände die frische Mannigfaltigkeit der Gestalten und der Motive in diesen Geschichten, deren jede ein kleines Cabinetstück von eigenthümlichem Reize ist. Der Referent möchte nach seinem Geschmacke die dritte („die silberne Verlobung“) und vierte („Penelope“) Erzählung als besonders anziehend hervor-

heben; andere Leser werden vielleicht einer oder der andern von den übrigen den Vorzug geben. Aber ohne Genuß wird Niemand, der für idyllische Anschauung und Gestaltung auch des modernen Lebens empfänglich ist, von dem lebenswürdigen Büchlein Kenntniß nehmen. O.

Geschichten aus dem Kleinleben. Von Wilhelm Sommer, Verfasser der „Glässischen Geschichten“. Basel, Benno Schwabe.

Mit scharfem Blicke hat der Verfasser das Leben der Gewerbetreibenden und des Volkes in sehr verschiedenen Städten und Ländern beobachtet — in Flantern, in Süddeutschland, in Böhmen. Diese Beobachtungen hat er gruppirt um Personen, deren heitere oder ernste Erlebnisse seine gemüthvolle Theilnahme erregten; so entstand eine Reihe von wohl abgerundeten Erzählungen, auf denen bei voller Treue des Localcolorits und bei vollkommener Lebenswahrheit der Darstellung ein poetischer Hauch liegt. Das Buch bietet eine sehr anziehende und fejjelnde Lectüre. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- u. Auslandes. [No. 776—792. Halle, O. Hendel.

Brinn' Gaubast, Louis-Pilate de, u. **Edmond Barthélemy**, La Tétralogie de Richard Wagner. Paris, E. Dentu.

Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des Italien. Ministerpräsidenten. Uebers. von Lili Lauser. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands. Herausg. von Otto Lyon. Mit einem Bildnisse Rud. Hildebrands. Leipzig, B. G. Teubner.

Gerschmann, H., Studien über den modernen Roman. Königsberg, Hartung'sche Buchdruckerei.

Handbuch, encyklopädisches, der Pädagogik. Herausg. von W. Rein. Erster Band, 3. Liefg. Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Horaz, Oden und Epoden nebst 5 Elegien des Propertius übers. von Eduard Kleber. Strassburg, J. H. Ed. Heltz.

Katscher, L., Hermann Rolletts Leben u. Werke. Mit d. Bildnisse d. Dichters. Wien, M. Perles.

Keller, C., Das Leben des Meeres. Mit botan. Beiträgen von C. Cramer und H. Schinz. Mit Illustr. Liefg. 4. Leipzig, T. O. Weigel Nachf.

Kiehne, H., Die Dorfprinzess. Volksstück in einem Act. Diamant-Ausg. Nordhausen, Selbstverlag.

Kiehne, H., Die deutschen Lyriker der Gegenwart. Diamantausg. Bd. I. Nordhausen, Selbstverlag. — Kleine Lieder. Gedichte. Diamantausgabe. Nordhausen, Selbstverlag.

Krauss, M., Hahnschrei! Weckrufe eines Modernen. München, J. Lindauer'sche Buchh.

Maupassant, Guy de, Die Wahnsinnige u. and. Novellen. Uebers. von Wilh. Lillenthal. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger.

Reform, ostdeutsche Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 15. Königsberg, Braun & Weber.

Rehmke, J., Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Hamburg, L. Voss.

Stümcke, H., Litterarische Stunden u. Herzensachen. Berlin, Ed. Rentzel.

Thiergarten, F., Von Karlsruhe nach Chicago. Reiseskizzen und Plaudereien von der Weltausstellung. Mit 16 Bildern und einer Seekarte. Karlsruhe, F. Thiergarten.

Walther von der Vogelweide, Sämmtliche Gedichte übers. von E. Kleber. Strassburg, J. H. Ed. Heltz.

Wester, E. (Ed. Wissmann), Bunte Blätter. Gedichte. Zweite verbess. u. verm. Auflag. Wiesbaden, Chr. Limbarth.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionstheorie und verwandte psycholog. Forschungen. 1894 Jull. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ⁹⁰ R
Mühlbrunn .	40 =
Schlössbrunn	41 ⁸ =
Theresienbrunn	47 ¹ =
Kneubrunn .	47 ³ =
Marktbrunn .	31 ⁵ =
Felsenquelle .	47 =
Kaiser-Karls-Qu.	33 ⁴ =
Kaiserbrunn .	30 ¹ =

—♦—

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Hause

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris



NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.



Band 71. — Heft 212.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1894.

18.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schönlaender.

November 1894.

Inhalt.

	Seite
Joar Ring (A. Mecklenburg) in Kopenhagen.	
Ein Jagdrubber. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter-Berlin	155
Arthur Hahn in München.	
Hermann Levi. Ein Tonkünstler-Porträt	195
Hugo Böttger in Hildesheim.	
Fünfundzwanzig Jahre Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche	209
Theodor Koewe in Breslau.	
Gedichte	220
W. Keiper in Berlin.	
Zwei Geniebriefe aus der Schweiz vom Jahre 1775	222
Adolf Kohut in Berlin.	
Wilhelm Müller. Ein biographisch-kritische Studie	235
Paul Lindau in Dresden.	
Tage und Nächte im milden Norden. Eine Nachtfahrt durch Norwegen.	251
Eugen Hunold in Zabrze.	
Gefehlt	279
Bibliographie.	283
Dom Kästgen. (Mit Illustrationen.) — Das Leben des Meeres.	
Musikalische Notizen.	286
Bibliographische Notizen	287

Hierzu ein Portrait: Hermann Levi.
Radirung von Wilhelm Kohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Eindner & Oeffterdinger in Frankfurt a. M. (Eindner-Oeffterdingers Crêpe-Flanelles-Unterleidung.)
Wilhelm Friedrich in Leipzig. (Hermann Heiberg's Werke.)

UNIVERSITY OF
CAMBRIDGE



Hermann Levi.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

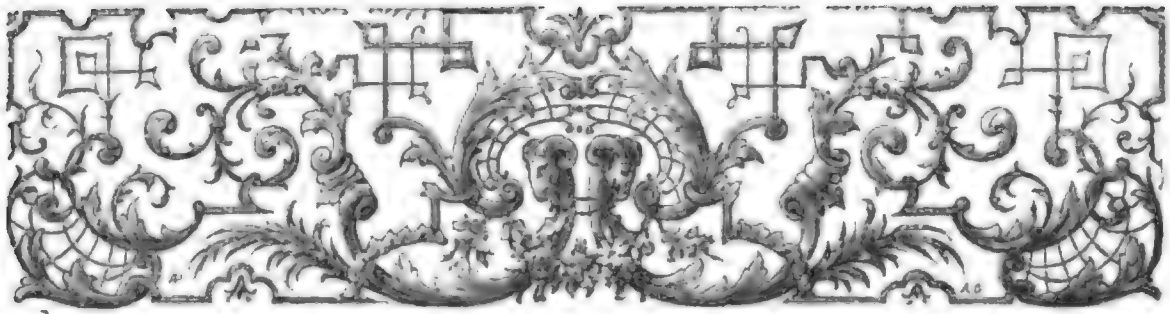
LXXI. Band. — November 1894. — Heft 212.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Leffl.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Ein Jagdrubber.

Von

Ivar King (A. Mecklenburg)*).

— Kopenhagen. —

Erstes Capitel.

Ehre!“ wie oft ist dieses Wort nicht leichtsinnig behandelt, wie oft ist es nicht mißbraucht worden, und doch giebt es wenig Menschen, welche nicht einen kleinen Raum in ihrem Herzen bewahrt haben, wo noch die „Ehre“ wohnt.

Für Einige ist sie ein Götzenbild, welchem sie Alles opfern, für Andere ein kostbarer Besitz, welchen es so gut ist wohlgeborgen zu wissen, wenn Zeit und Umstände ihnen auch nicht immer Gelegenheit bieten, ihn zu zeigen.

Viele tragen sie wie einen Schmuck, der Glanz um sich verbreitet; für die Strengsten ist die Ehre aber ein Theil ihrer selbst, so innig verschmolzen mit ihrer Natur, daß sie sich ihres Besitzes erst bewußt werden würden, wenn sie auf dem Wege wären, sie zu verlieren.

Derartige Menschen werfen niemals mit „Ehrenwort, Ehrbegriff und Ehrgefühl“ um sich; es genügt ihnen, ehrenhaft zu sein. —

Die Familie Holmbo besaß seit mehreren Jahrhunderten ein Gut auf Jytland.

Sie waren Ehrenmänner vom Vater zum Sohn die ganze Linie hinunter, und nicht Einem von ihnen konnte etwas Uebles nachgesagt werden.

Von den Töchtern berichtete die Tradition nicht viel, sie wurden geboren, verheiratheten sich und starben, weiter enthielt ihre Lebensbeschreibung Nichts.

*) Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter-Berlin.

Viel mehr war von den Söhnen auch nicht zu sagen, aber ihre Portraits hingen in der Bibliothek, dem größten Zimmer des Guts Hofes.

Die Familie Holmbo hatte das mit den Adelsgeschlechtern gemeinsam, daß der älteste Sohn immer das Gut erbte und sich mit seinen Geschwistern abzufinden hatte.

Viele Jahre lang wurde in jeder Generation nur ein Sohn geboren, das Schwestertheil war auch nicht groß, und so gedieh und wuchs das Gut von Jahr zu Jahr.

Später kam es bisweilen wohl vor, daß sich ein jüngerer Sohn einstellte; aber keiner von ihnen überlebte das zwanzigste Jahr, und so wurde das Vermögen nicht zersplittert.

Kein wildes Leben, keine Speculationen hatten Ebbe in die Geldkasse gebracht. Freilich Fluth hatte in derselben auch nicht geherrscht. Alles hatte seinen gleichmäßigen Gang gehabt, der Sohn den Platz des Vaters eingenommen und nach den strengen Geboten der Ehre gelebt; es waren brave, ehrliche Naturen, welche hier walteten.

Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein in der Familie vereinzelt dastehendes Ereigniß ein: drei gesunde frische Buben lagen auf einmal in der großen altmodischen Wiege.

Die Frau schaute die drei von weißen Häubchen verborgenen Köpfschen ein wenig ängstlich an; sie meinte, sie hätte mehr als ihre Pflicht gethan; einen Sohn schuldete sie dem Geschlechte; aber hier lagen drei in der Wiege.

Der Vater lächelte zärtlich den Buben zu, streckte sich dann, so daß er fast einen Zoll größer wurde, und sah seine Gattin liegesbewußt an; seine Gedanken streiften Arel und Esbern Snare, Herr Askar Nyg hatte nur Zwillinge bei seiner Heimkehr gefunden — hier stockte er und sank mit einem Seufzer in sich zusammen; er entmann sich plötzlich, daß zwei von ihnen dem Tode verfallen wären; in der Familie Holmbo blieb ja niemals mehr als ein Sohn am Leben.

Die Augen seiner Frau hingen an ihm. Sie verstand sogleich, was sein gesenktes Haupt sagen wollte, und sein Seufzer fand ein Echo in ihrer Brust; welches von den drei kleinen Geschöpfen, welche sie bereits so innig liebte, würde sie behalten dürfen.

Als die Drillinge zur Welt kamen, war es Winter, die Taufe sollte erst stattfinden, wenn der Lenz seinen Sonnenschein zum Feste spendete.

In der Zwischenzeit waren die kleinen Buben treffliche Exemplare des Geschlechtes geworden und regierten das ganze Haus; ein kleiner Schrei eines derselben, und Alle kamen in Bewegung, selbst der Vater stand stets auf dem Sprunge für die kleinen Herren.

Bei der großen Tauffeierlichkeit entstand zum ersten Mal die große Frage: welcher von ihnen nun der Älteste wäre, sie hatten alle Drei in

einer Wiege gelegen, und Niemand konnte sich entsinnen, welcher zuerst das Licht der Welt erblickt hatte.

„Hierbei ist Nichts zu machen,“ sagte der Vater, „denjenigen von ihnen, welcher die beiden Anderen überlebt, hat unser Herr selbst zum Gutsheirn bestimmt.“

Jahr für Jahr verging, und alle drei Jungen gediehen ausgezeichnet, ihre Gesundheit schien wie aus Stein gebaut.

Als der Alte nahe dem Sterben war, wußte er, daß Drei das Erbe theilen mußten.

Da sagte er zu seinen Söhnen, was sein Vater zu ihm auf dem Sterbelager gesprochen hatte:

„Die Achtung seiner Mitmenschen zu besitzen, ist ein großer Segen; aber fühlt Ihr selbst, daß Ihr sie nicht verdient, wird sie zum Fluch für Euch — vergeßt das niemals, meine Kinder!“

Dann warf er sich unruhig auf seinem Lager hin und her und sah seine „Buben“ an.

„Nur Einer von Euch kann das Gut bekommen, die beiden Anderen sollen das Capital theilen, welches ich hinterlasse —“ mehr konnte er nicht reden, dann starb er.

Als er begraben war, standen die Söhne an seinem Grabe und sahen einander an, dann sagte einer von ihnen:

„Du, Karl, warst Vaters Liebling; könnte er jetzt selbst denjenigen wählen, welchen er zum Besitzer des Gutes haben wollte, wäre seine Wahl auf Dich gefallen! Nicht wahr, Jörgen, wir thaten immer, was Vater wollte, Karl soll Vaters Platz einnehmen.“

Dabei blieb es. Die beiden Anderen traten das Gut Karl aus Liebe ab, und sie lebten als gute Brüder; aber seit dem Tage ging es mit dem Reichthum der Familie bergab; das Geschlecht wuchs nach allen Richtungen, nahm dann aber plötzlich wieder ab, sodaß der Karl Holmbo, von welchem diese Erzählung handelt, als Letzter auf der Schanze stand.

Das Gut war zu einem mit großen Hypotheken belasteten Hof zusammengeschrunpft. Die Familie war mit der Zeit mitgegangen, die Ansprüche gestiegen; die Söhne waren alle Studenten gewesen, ehe sie Landleute wurden, sie hatten mancherlei Interessen, Viehzucht und Ackerbau standen nicht mehr zu oberst auf der Liste.

Der Begriff „Ehrenhaftigkeit“ war zu dem der „Ehre“ herangewachsen, und bei jedem Unternehmen nahmen die „Ehre“ und das „Ehrgefühl“ ihren traditionellen Platz ein.

Seit der kleine Karl auf die Kniee seines Vaters hinaufkriechen konnte, hatte er gehört, daß die Ehre in der Familie den Ehrenplatz einnahm. Als junger Mann kannte er diese Lection auswendig, und sein Vater vergaß nicht, ihm auf die Seele zu binden, daß er den Namen fleckenrein erhalten mußte, da er der letzte männliche Sprößling des alten Stammes wäre.

Raum zwanzig Jahre alt, war Holmbo elternlos.

Während er zum staatswissenschaftlichen Examen studirte, erneuerte er die Bekanntschaft oder richtiger Freundschaft mit einem jungen Adligen, Adolf von Arenfeldt, welcher aus der Nähe seines Gutes herstammte. Sie hatten sich schon als Knaben gern gehabt, und gemeinschaftliche Kindheits-erinnerungen knüpften sie aneinander.

Sie hatten Beide ihre Eltern verloren, und während Arenfeldt sich darauf berief, daß er nur sich selbst Rechenschaft für seine Thaten schuldig sei, und mit etwas cynischem Lächeln hinzufügte: „Und ich stehe dafür ein, daß ich ein milder Richter bin,“ mußte die Ehre in's Gewehr treten, um Holmbo zu beschützen.

„Die Ehre ist ein strenger Gläubiger, der sich nicht auf Accord einläßt,“ pflegte er zu sagen, wenn Arenfeldt ihn auf verbotene Wege locken wollte.

„Was hat denn die Ehre mit einem lustigen Abend zu schaffen; kann sie nicht einen Tropfen über den Durst vertragen, so schließen wir sie in unser Studentenzimmer ein: es geht ihr wie den Damen, sie gehören nicht zu einem Trinkgelage.“

Democh hatte Arenfeldt eine Art Respect vor Holmbo, er blieb von vielen Ausschweifungen fern, um sich in den Augen des Freundes nicht herabzuwürdigen.

Die Ferien brachten sie abwechselnd auf ihren Gütern zu.

Hier machte der Unterschied zwischen ihren Verhältnissen sich erst recht geltend; Arenfeldt war ein reicher Mann, der in flotten Verhältnissen lebte, Holmbo besaß zwar noch das große solide Gebäude, welches mit seinen Erinnerungen gleichsam die Familientraditionen aufrecht zu halten suchte, aber sein Ackerland hatte in betrüblichem Grade an der Schwindsucht gelitten und erlaubte ihm nicht, seiner angeborenen Neigung zu folgen und als Gutsherr zu leben.

Wenn er die Bibliothek betrat und seine Ahnen betrachtete, dann stahl sich mancher Seufzer hervor, und oft dachte er:

„Es wäre am besten für das Geschlecht, wenn ich der Letzte desselben bliebe, damit nicht weiteres Unglück die alten Erinnerungen zerstört und das Gut zu Grunde richtet.“

In solchen Stunden war er von tiefem Ernst durchdrungen; er fühlte, daß Tand und Vergnügungen ihn nicht verlocken dürften, daß die Arbeit, strenge Arbeit Anspruch auf ihn erhob, er mußte mit seinem verlockenden Umgang brechen, mit allen diesen reichen Herren, von welchen ihn seine Armuth schied, so schnell als möglich sein Examen absolviren, um Landmann zu sein, zu arbeiten und seinen Hof in die Höhe zu bringen, damit er ihn seinem Sohne in besserem Zustande hinterlassen könnte, als er ihn empfangen hatte; das Cölibat war nun einmal nicht sein Fall.

Niemals fiel ihm ein, daß er durch eine reiche Heirath mit einem Schlage aus seinen Sorgen herauskommen und die Bahn für seine Nachkommen ebnet könnte.

Beide Freunde hatten das Amtseramen bestanden.

Wie schwer es Holmbo auch fiel, hatte er doch fest beschlossen, mit seinen lustigen Jugendfreunden zu brechen und sich an seinen strengen, ernstern Beruf heranzumachen.

Die Trennung von Arenfeldt würde der schwerste Kampf werden, welchen er zu bestehen hatte — er war ein Freund in des Wortes tiefster Bedeutung, und Holmbo begriff nicht, wie es ihm möglich sein sollte, den Sonnenschein zu entbehren, welchen diese Freundschaft ihm gespendet hatte. Er hatte niemals jene flüchtigen Verliebtheiten gekannt, von denen junge Leute so häufig heimgesucht werden — ihm hatte die Freundschaft genügt, besonders, da sie von einem Frühlingsdunst von poetischem Gefühl verschönt wurde, welche sie weit über die gewöhnlichen Trivialitäten des Werktagelbens erhoben hatte.

Es fiel schwer, Arenfeldt begreiflich zu machen, wie nothwendig diese Trennung sei, daß die Noth, die bittere Noth es wäre, welche ihn dazu zwang; das sorglose frohe Leben, welches er und seine reichen Bekannten führten, würde Holmbo nur von seiner Arbeit ablenken und seinen vornehmen Neigungen schmeicheln.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich,“ sagte Arenfeldt ein wenig verlegt; „aber ehe Du Dein ernstes Abschiedslied singst, verlange ich noch einen armseligen Monat von Dir; Dein Verwalter kann die ganze Wirthschaft schon noch vier Wochen leiten, und in dieser Zeit sollst Du mein Gast sein, und genügt unsere treue Freundschaft nicht, Dich zu halten, so will ich doch versuchen, ob ich nicht Versuchungen in Bewegung setzen und Dir alle Herrlichkeiten der Erde zeigen und Dir in Gestalt eines schönen jungen Weibes einen ganzen Goldbarren zu Füßen legen kann; und siehst Du, mein Freund, sie hat obendrein nicht einen Tropfen blauen Blutes in ihren Adern, wie es Deine Vorfahren ja wünschten. Gewinnst Du sie, dann kannst Du Dich auch weiterhin nach Herzenslust amüßiren — denn weißt Du was, Holmbo: der reiche Mann ist Dir doch einmal angeboren.“

Er lachte lustig. „Vielleicht eine Freundin Deiner hübschen Cousine Olga, zwei Freunde und zwei Freundinnen, das wäre ja herrlich — nein, Arenfeldt,“ fuhr er ernster fort, „mich verlockst Du nicht, in unserem Geldbeutel ist ein Loch gewesen, aber unseren Schild haben wir blank erhalten; setze Du nur Verführungen in Bewegung, ich fürchte Dich nicht und nehme Deine Einladung an.“

„Höre, Carl, Du bist wie alle Holmbos, ein richtiger Vockbein; na, das soll uns aber nicht hindern, einen frohen Monat zusammen zu verbringen.“

Zweites Capitel.

Ein leichter Frost hatte sich über Feld und Flur gelagert und nach einer langen Regenzeit die Wege passirbar gemacht; der Waldboden war gerade fest genug, um die muntere Jägerschaar zu tragen, welche sich lustig unter den blattlosen Bäumen tummelte.

In den großen, ausgedehnten Wäldern von „Højgaard“ hatte die emsige Art noch nicht ausgerodet; selbst dichtes Unterholz hatte sich ausdehnen dürfen, und das Wild gedieh vortreflich.

Holmbo war ein tüchtiger Schütze, er besaß selbst ein kleines Jagdrevier in seinem Wald, welches der Thiere willen umfriedigt war.

Der alte Verwalter hatte davon gesprochen, daß die großen Bäume in Geld umgewandelt werden könnten und der Waldboden in fruchtbaren Acker; aber Holmbo hatte dafür bis jetzt taube Ohren gehabt; nun wußte er, daß die Art an der Wurzel der alten Bäume, der mächtigen Eichen, lag, die gleich Repräsentanten der Vergangenheit dastanden, welche die Jugend: „die naseweisen Buchen,“ noch nicht verdrängt hatte.

Ehe der Frühling seinen Einzug hielt, ehe es sprießte und knospete, sollten die alten Veteranen fallen — der Wald sollte einen Theil seiner Schulden bezahlen.

Gerade an diesem frohen Jagdtage überkam ihn eine nagende Trauer, die er nicht loszuwerden vermochte.

Er hatte kein wildes Leben geführt und war nicht verschwenderisch gewesen; warum sollte gerade er der Eltern Schuld bezahlen und die Schande erleiden, den lieben Wald zu verkaufen, der allen Holmbo's, Mann für Mann, zur Verfügung gestanden hatte.

Er senkte seine Büchse und zog sich unwillkürlich von dem frohen Schwarm zurück, die lärmende Munterkeit verletzete ihn in diesem Augenblick; was wollte er eigentlich hier unter diesen reichen jungen Leuten, welche seinen Kummer nicht verstanden.

Das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen, er nahm den flotten Jägerhut ab und strich mit der Hand über die heiße Stirn hin.

War es wirklich eine Schande, den Wald zu verkaufen und seine Schulden zu bezahlen — war es überhaupt eine Schande, arm zu sein?

Er erhob muthig das Haupt und setzte mit einem schnellen Ruck den Hut auf.

„Nein, es ist keine Schande, arm zu sein, aber eine Schmach, über seine Verhältnisse zu leben und kleine Püffe und Stöße von den hochmüthigen Reichen zu erdulden, nur um mit ihnen zusammen sein und es ihnen gleichthun zu können. Gesucht habe ich sie niemals, ein Holmbo ist zu stolz, um zu kriechen; habe ich Püffe bekommen, so habe ich Schläge zurückgegeben, es ist Freundschaft, wirkliche Freundschaft, welche mich an Arenfeldt bindet — darum will ich mein Versprechen halten; aber wenn

dieser Monat um ist, habe ich meine Freiheit wieder, und ich werde ihnen Allen zeigen, was ein fester Wille und Arbeit erreichen kann.“

Die Jäger waren weit fort, er hörte die Schüsse und ging dem Schall nach; da vernahm er einen krachenden Laut im Gesträuch, derselbe kam näher und näher, er sah in den dichten Wald hinein und entdeckte ein Geweih, welches sich in den Zweigen verfangen hatte; der Hirsch kämpfte eifrig, um sich zu befreien, aber je mehr er rang, desto mehr gerieth seine schöne Krone in das Geäst, welches sie umgab.

Holubo erhob die Büchse, senkte sie aber gleich wieder; er sah den ängstlichen Ausdruck in den Augen des Thieres — der fruchtlose Kampf und dieser Anblick ergriff ihn so schmerzlich, daß er tief erschüttert war; es war ihm, als wenn er es selbst wäre, welcher dort von der harten Hand des Schicksals gefesselt und gebunden stand und nach dessen Herzen die Jäger zielen wollten.

Mit raschen Schritten bahnte er sich einen Weg durch das Dickicht, er mußte, er wollte das geängstigte Thier befreien: da hörte er die Jäger nahen, er sah einen Büchsenlauf auf den Hirsch gerichtet und schloß die Augen, ehe der Schuß traf; ein Stöhnen drang an sein Ohr, und ein Krachen in den Zweigen verkündete, daß das Thier gestürzt war.

So glühend heiß ihm eben gewesen, plötzlich wurde ihm kalt, die Stirn war feucht und die Augen glühten; er strich mit der Hand über sie hin, sie waren naß.

Er schämte sich seiner Schwäche, war er nicht selbst einer der Jäger, welche soeben auf das Thier gezielt hatten! Wenn ihn jetzt einer von seinen Freunden sah, wie würde derselbe nicht lachen; er lachte selbst, aber das Lachen schnitt ihm in's Ohr — dann stieß er ein munteres „Hallo!“ aus und eilte zu den Andern hin, und niemals hatte er besser gezielt und sicherer getroffen, als gerade an diesem Tage; er war derjenige von allen Jägern, welcher die größte Beute heimführte; allein der Hirsch kam ihm nicht aus dem Sinn, er trank mehr, als es seine Gewohnheit war, und verlor eine größere Summe im Spiel, als er vertragen konnte.

Diese Nacht schlief er nur wenig, und selbst im Traume sah er die Krone des Hirsches in die Zweige verwickelt, und der Schuß und das Krachen erweckte ihn.

„Was sollte mir Böses widerfahren können, das dumme Thier lief selbst in den dichtesten Theil des Waldes hinein, was wollte es dort, der offene Weg und der Bach waren dicht dabei — mich hat die Büchse des Jägers nicht getroffen; so lange die Ehre der Compasß ist, findet man schon den rechten Weg — in drei Wochen bin ich frei, und dann will ich mich niemals mehr in ihr Garn verwickeln.“

Am nächsten Abend fand bei Kammerherrn Brandt ein Ball statt. Arenfeldt hatte für sich und seine Freunde eine Einladung erhalten.

„Sei nun recht liebenswürdig, Holmbo,“ sagte er, „ich habe meinen Plan nicht vergessen, Dir eine junge, hübsche und reiche Braut zu verschaffen. Unser Wirth hat eine sehr liebenswürdige Tochter, und sie bekommt eine ganze Tonne als Mitgift. Einige hunderttausend Kronen könnten Dir wieder auf die Beine helfen.“

Holmbo lachte munter. „Ich glaube, Du bist aus reiner Fürsorge für mich ein wahrer Kirsten Gistekniv geworden! Nein, Arenfeldt, Geld ist ein schön Ding, aber es kann zu theuer erkauft werden; ich trachte nicht nach Fräulein Brandts Gold.“

Als Arenfeldt mit seiner Jagdgesellschaft den Ballsaal betrat, waren Aller Blicke auf sie gerichtet. Sie sahen so elegant, feck und lustig aus, daß sie sofort das Interesse der Damen erregen mußten.

Als sie den Wirth und die Wirthin begrüßt hatten, trennten sie sich, nur Arenfeldt und Holmbo blieben beisammen. Der Erstere grüßte rechts und links, all die jungen Mädchen hatten ein Lächeln für ihn übrig; aber das lockte ihn nicht, er ging gerade zu seiner Cousine, Olga von Arenfeldt, hin.

Dies war eine große Brünette mit hübschen, regelmäßigen Zügen, — ein wenig kalt und zurückhaltend im Allgemeinen; aber wenn sie eifrig wurde, oder Etwas ihr Interesse in Anspruch nahm, so zog ein warmer Schimmer über den etwas zu vornehmen Ausdruck in ihrem Gesicht hin, und die Augen bekamen Leben; sie hatte niemals beim ersten Zusammensein ein Herz gewonnen; war es aber erobert, so behielt sie es auch in Besitz.

„Guten Abend, Olga! Muß ich als ein richtiger Egoist mir erst einen Tanz bei meiner hübschen Cousine sichern, ehe ich Dir meinen besten Freund vorstelle: Candidatus politics Holmbo, meine Cousine, Fräulein von Arenfeldt — ja, Ihr Beide kennt einander wohl dem Namen nach.“

„Die Holmbos sind hier in der Gegend wohl bekannt,“ antwortete sie freundlich; sie empfand einiges Interesse für den jungen Mann, welcher der letzte männliche Descendent einer Familie war, welche stets ungetheilte Achtung genossen hatte; sie hatte nur Gutes von ihm gehört, und das strenge Ehrgefühl, welches ihn von allen Auschweifungen und allem Leichtfinn fernhielt, hatte ihre Neugier erweckt; sie hatte Lust, den Mann kennen zu lernen, welcher sich das Ziel gesteckt hatte, das Ansehen seiner Familie zu heben und durch ernste Arbeit und Sparsamkeit sein Beißthum von der Schuldenlast zu befreien, welche darauf ruhte.

„Mein Freund hat mir gegenüber so oft seine Cousine erwähnt, daß ich oft wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen —“

Hier unterbrach ihn Arenfeldt munter:

„Nun möchte er gern etwas recht Hübsches zu Dir sagen, Olga, aber das darf er nicht; erst muß ich meinen Tanz in Sicherheit haben; hast Du dann noch für ihn einen übrig, habe ich Nichts dagegen.“

„Wie gnädig — habe ich wirklich Erlaubniß, über mich selbst zu verfügen!“ Sie wandte sich lächelnd gegen Holmbo: „Die Vettern nehmen

sich immer Freiheiten heraus, und doch haben sie kein größeres Recht, als alle Andern," dann sagte sie etwas kurz: „Den zweiten Walzer habe ich für Dich aufbewahrt — ja, dann habe ich nur noch den Tischtanzen übrig — sind Sie damit zufrieden, Herr Candidat Holmbo?“

„Mehr als zufrieden," erwiderte er mit tiefer Verbeugung, „ich bin glücklich!“

Im selben Augenblick begann die Musik, und ihr Cavalier kam, um sie zu holen.

„Das muß ich sagen, Du hast Glück; ich bin sicher, daß sie den Tischtanzen für mich aufgehoben hatte; aber dann ärgerte sie sich über meinen unschuldigen Scherz, und darum bekaust Du ihn, nur um mich zu necken, das ähnelt ihr.“

„Mißgönnt Du mir mein Glück, so sollst Du zur Strafe mich einer der liebenswürdigsten jungen Damen vorstellen, welche noch den ersten Tanz frei haben, denn es war Deine Schuld, daß wir so spät herkamen.“

Als Arenfeldt den zweiten Walzer mit seiner Cousine tanzte, sprachen sie die ganze Zeit von Holmbo.

„Ja, es ist hart für ihn, vor den Pflug gespannt zu werden, er ist ein geborener Edelmann, obschon er seine bürgerliche Geburt weit über unsere ererbten Güter setzt: ich glaube nicht, daß er sich mit einem adligen Mädchen verheirathen würde, wenn sie ihm auch seinen Gutshof mit Gold anfüllte; übrigens ist eine reiche Heirath der einzige Ausweg für ihn, um eine erträgliche Existenz zu erlangen; ich habe an die Tochter unseres Wirthes gedacht, sie besitzt alle die Vorzüge, welche unser Stand mit sich bringt, nur fehlt ihr das blaue Blut, auf welches er herniederblickt, ich glaube, ihr Großvater war Pferdehändler. Kannst Du ihm behilflich sein, sein Glück zu machen, so leistest Du mir wirklich einen Dienst; ich habe Holmbo von Kindheit an gekannt, er ist ein braver Junge und ein treuer Freund.“

Sie ließ ihn ruhig aussprechen, dann sagte sie mit etwas sarkastischem Zug um den Mund:

„Glaubst Du, Dein braver Junge wird meine Hilfe annehmen — ja, Du hast Recht, das ist eine leichte Art, ihm finanziell wieder auf die Beine zu helfen, Fräulein Brandt hat Geld genug.“

Im selben Augenblick schwebte Holmbo und Fräulein Brandt an ihnen vorbei, er tanzte vorzüglich und führte seine Dame hübsch und leicht, sodas sie nicht unterlassen konnte, zu sagen:

„Welch' hübsches Paar!“

„Ja, nicht wahr, sie passen gut zusammen, das ist nicht schlecht von mir arrangirt.“

Fräulein von Arenfeldt verfolgte Holmbo den ganzen Abend mit Neugier, sie wollte sehen, ob er den Goldvogel suchte; als aber der Walzer vorüber war, nahm er von ihr nicht mehr Notiz, als von den anderen Damen.

Sie war ein wenig verwundert darüber, daß sein und ihr Blick sich niemals trafen, sie war sich wohl bewußt, daß ihre Augen ihm folgten; aber nicht ein einziges Mal hatte er sich nach der Seite umgesehen, wo sie sich befand. Das reizte sie ein wenig, und sie gelobte sich, daß er sie nicht so völlig gleichgiltig verlassen sollte, wenn dieser Abend zu Ende war.

Holmbo war ein sehr lebenswürdiger Tischcavalier, welcher sowohl zu reden als zuzuhören verstand. Wenn er auf ihre Rede lauschte und mit ungetheilter Aufmerksamkeit jedes Wort verfolgte, was sie sagte, als wenn er wirkliches Interesse für die Themen hätte, welche sie vorbrachte, dann empfand sie eine Zufriedenheit, wie es ihr bisher nur selten widerfahren war; er gestattete ihr, durch ihre Sachkenntniß und Beredsamkeit zu glänzen, er fing jeden kleinen Witz, jede pikante Wendung auf — kurz, er ließ sie glänzen, ohne zu versuchen, sie zu überstrahlen, und doch war sie überzeugt, daß er selbst Etwas zu erzählen hatte, was werth war, angehört zu werden.

Dann kam der Tischtanx — ihr dünkte, er führe sie besser als irgend einer der anderen Herren, sie fühlte sich so sicher in seinem Arm, und als sie an diesem Abend schieden, gelobte sie sich, wenn sie einander wieder träfen, dann wollte sie zuhören, und er sollte zum Reden kommen.

Drittes Capitel.

Eines Mittags kamen die munteren Jäger weniger lärmend vom Walde heim, selbst der gute Wein vermochte nicht, sie in wirklich gute Laune zu versetzen — Whist und l'Homme waren erst recht zu flau; Hazard mußte heran, um die Unterhaltung zu würzen.

Holmbo stand und sah den Vorbereitungen zu und hörte mit Unruhe, in welch' flotter Weise die jungen Leute von Geld und den Summen redeten, die sie bei dieser gefährlichen Zerstreuung verloren und gewonnen hatten.

Er hatte bereits mehr geopfert, als er verantworten konnte; als Mann von Ehre durfte er nur das Eine thun: er mußte laut gegen ein Spiel protestiren, welches selbst das Gesetz verbot, und wollten die Anderen keine Vernunft annehmen, dann mußte er sich ruhig zurückziehen.

Ja, wenn ich Einer der Euren wäre, würde ich mich auch nicht bedenken. Ich würde das Beispiel geben, und das würde Keinen von Euch verlegen — ja, wäre ich nur ein reicher Mann — aber jetzt, ich weiß es so gut, wenn es auch Keiner von ihnen mit klaren Worten sagen würde, so würde ihr Blick ausdrücken:

„Der arme Kerl hat für sein Geld Angst.“

Im selben Augenblick wurde er aufgefordert, die Karten zu nehmen. Er wurde flammend roth, seine Hände bebten, und als er sich setzte, war er sein eigener Richter.

„Ein jämmerlicher Kerl,“ dachte er, war aber gleichwohl feig genug, gegen seine Ueberzeugung zu handeln.

Er gewann und gewann, und seine Gegner fuhren fort, den Einsatz zu verdoppeln. Er sah mit Schrecken all' das Geld, welches sich um ihn aufhäufte, und sagte mit tiefer Verachtung zu sich selbst:

„Hättest Du diese Summe verloren, so wärest Du ruiniert.“

Er wünschte, das Glück möchte sich wenden, all' das Geld, welches er nun gewonnen hatte, möchte ihm ebenso leicht entgleiten, als es in seinen Besitz gekommen war; aber der Wunsch war vergebens, er gewann immerzu.

Da erhob er sich plötzlich und sagte mit der Bestimmtheit, welche er seiner Stimme zu geben vermochte:

„Nun muß es genug sein, heute Abend habe ich Glück gehabt; aber hätte ich all' dies Geld verloren, welches ich jetzt gewonnen habe, würde es mich meinen Hof gekostet haben; darum will ich lieber keinen Heller von diesem Capital besitzen, auf welches ich, gemäß meinen Principien, kein Recht habe. Ich weiß, Arenfeldt, daß Deine Cousine für ein Legat sammelt, zum Andenken an Euren alten Pfarrer, ich bitte Dich, ihr meinen Gewinn zu übergeben, dann kann dieses Geld doch wenigstens etwas Gutes wirken; nein, es hilft Nichts, zu protestiren, Du kennst mich, alter Freund, was wir Holmbos für Recht halten, davon weichen wir nicht ab.“

Die anderen Spieler lehnten sich gegen diese Bestimmung auf.

„Nein, hören Sie, guter Freund,“ sagte Einer von ihnen, „ich sage, was Voltaire zum alten Fritz sagte: Man soll gerecht sein, ehe man edelmüthig ist; das Andenken an den Pfarrer hat Nichts mit diesem Gelde zu schaffen — wollen Sie es durchaus los sein, so geben Sie uns Revanche, nicht der Gewinnende hebt das Spiel auf; das Glücksrad kann sich drehen, und das Gold in unsere Taschen zurückrollen.“

Holmbo wurde glühend roth, es war ihm, als wenn er einen Schlag bekommen hätte, und er sah auf jedem Antlitz ein Lächeln. Schnell nahm er sich zusammen und sagte mit voller Beherrschung seiner Stimme:

„Ich bin nicht gewohnt, hoch zu spielen, wir Holmbos sind arme Leute, wir haben unseren eigenen Begriff von Ehre — aber ist es Schick und Brauch, das Spiel fortzusetzen, bis einer der Verlierenden aufhört, so fangen wir von Neuem an, meine Herren!“

Und das Spiel wurde mit einer Leidenschaftlichkeit fortgesetzt, von welcher die Spielenden im Anfang keine Ahnung gehabt hatten.

Holmbo wurde von den Anderen angesteckt, er vergaß alles Andere, als er sich vom Tische erhob, hatte er nicht allein verloren, was er vorher gewonnen, sondern Alles, was er besaß.

Die meisten seiner Mitspieler hatten zuletzt weder Verlust, noch Gewinn gehabt und verloren nach und nach das Interesse für das Spiel, sodaß Einer nach dem Anderen sich zurückzog, um Zuschauer zu werden — und gegen den Schluß nur noch Drei übrig waren: der Wirth, Holmbo und Jägermeister Hervig.

Arenfeldt war der einzige Gewinnende, Hervig, ein reicher junger Mann, hatte zehntausend Kronen verloren.

Sie hatten an diesem Abend Alle viel getrunken, und Keiner von ihnen einen ganz klaren Kopf bewahrt.

Holmbo war der Erste, welcher seines Mausches Herr wurde; der Schreck über seinen großen Verlust machte ihn einigermaßen nüchtern.

Er stand mit Mühe auf, der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, und seine Hände bebten.

„Ich kann das Spiel nicht fortsetzen,“ sagte er mit unsicherer Stimme, „wenn ich noch Etwas über das hinaus verliere, was ich bereits verloren habe, sehe ich keine Möglichkeit, es zu bezahlen, und wir Holmbos —“ hier wurde er unterbrochen. Arenfeldt ergriff eifrig das Wort.

„Sage weiter Nichts, alter Kamerad, laß uns erst etwas Sodawasser trinken, dann können wir hernach das Spiel fortsetzen oder aufhören, ganz wie wir Lust haben. Es ist verdammt warm hier drinnen, laßt uns in das Cabinet umziehen, dort ist die Luft reiner.“

Sie verließen Alle das Speisezimmer, aber weder die frische Luft im Cabinet, noch das Sodawasser vermochten ihre Gedanken vollständig zu klären.

Arenfeldt hatte das drückende Gefühl einer Schuld; er war es, welcher Holmbo in die Falle gelockt hatte, die sich nun über ihm schloß; er empfand den glühenden Drang, dem Unglück abzuweichen, welches geschehen war; aber selbst in dem unnebelten Zustand, in welchem er sich befand, stand Holmbos Ehrgefühl wie ein Schreckbild vor jedem Ausweg, den sein schweres Hirn finden konnte.

„Er muß um jeden Preis sein Geld zurückhaben,“ dachte er; „ich bin der einzige Gewinnende, und wenn Hervig, welcher reicher ist, als ich, auch seinen Verlust wiedergewinnt, kann er keinen Zweifel hegen — ja, ich will spielen wie ein Thor und verlieren, das ist der einzige Ausweg.“

Dann goß er noch ein Glas Sodawasser hinunter und sagte munter:

„So wollen wir heute Abend nicht scheiden — Ihr Andern mögt Euch zur Ruhe legen, Ihr seht verdammt angeheitert aus; aber Holmbo, Hervig und ich wollen uns noch eine Partie Whist leisten — einen kleinen Jagd-rubber, wie in unseren Knabenjahren — gewinne ich, na, dann nehme ich sein Gut — das Land ist ja bereits verloren, und Du, Hervig, sollst mir 20000 Kronen statt der 10000 bezahlen, verliere ich aber, so sind wir quitt, geht Ihr darauf ein?“

Holmbo richtete sich empor, er sah eine Möglichkeit, aus dem Unglück herauszukommen, in welches ihn seine Feigheit gebracht hatte, er sah ein, daß das steinerne Gebäude allein das Holmbo'sche Geschlecht nicht wieder emporbringen konnte, und so gab er seine Zustimmung. Hervig war ebenfalls froh; in dem angeheiterten Zustand, in welchem er sich befand, machten ein paar tausend Kronen mehr oder weniger nicht viel aus.

Sie rückten den Spieltisch in eine Ecke des Zimmers vor einen mächtigen Spiegel. Hervig und Holmbo waren Partner, Arenfeldt hatte den Strohmann.

Es ging auf und ab. Eine fieberhafte Unruhe hatte sich Holmbo's bemächtigt; es wurde nicht ein überflüssiges Wort gesprochen; man hörte nur die Karten, entweder wenn sie gemischt wurden oder auf den Tisch fielen.

Da schob Arenfeldt seinen Stuhl zurück und sagte: „Grand.“

Holmbo fuhr zusammen, er war am Auspiel, von diesem Spiel hing seine Zukunft ab — das wußte er, gewann Arenfeldt, so hatte er sein väterliches Heim verloren, und der Stolz der Holmbo's ging mit dabei drauf; aber gewann er in diesem Kampf, so konnte er sich noch emporheben.

Hätte er nur Herz-Aß gehabt, dann konnte er seines Gegners „Grand“ nehmen; aber spielte er Herz aus, und sein Partner hatte die gewünschte Karte nicht, jedoch eine Herzkarte zum Zugeben, so war das Spiel verloren. Er bedachte sich ein wenig — nein, das war zu gewagt, so beschloß er, einen Treff auszuspielen, aber im selben Augenblick fiel sein Blick in den Spiegel gegenüber, und seines Partners Karten lagen vor ihm, er sah deutlich Herz-Aß nebst Herz-Fünf und Treff-Dame stehen — ja, nun war der Rubber gewonnen, Arenfeldt mußte „Schlemm“ werden mit seinem eigenen „Grand“.

Ein Entsetzen erfaßte ihn, er wollte die Karten fortwerfen; aber eine Macht, welche größer war, als die Forderung der Ehre, zwang ihn, sie zu behalten, und Arenfeldt sagte ein wenig ungeduldig:

„Na, zum Teufel, so spiel doch aus!“

Herz-Zwei fiel auf den Tisch — der schwache Laut erschreckte Holmbo — es war, als erwartete er einen Protest, aber Stich auf Stich wurde eingenommen. Seine Hände bebten, seine Augen brannten, er hatte ein Gefühl, als erhöbe sich das Haar auf seinem Haupte und als sprengte das Blut seine Schläfen, und als der letzte Stich eingenommen war, glitt er langsam vom Stuhl herab — er war ohnmächtig.

„Armer Kerl, diese Spannung ist zu viel für ihn gewesen, Gott sei gelobt, daß er sein Eigenthum durch ehrliches Spiel wieder gewonnen, ich brauchte nicht vorsätzlich zu verlieren, um das alte Gut loszuwerden,“ sagte Arenfeldt halblaut, während er Holmbo Wasser in's Gesicht spritzte und ein nasses Tuch um sein Handgelenk legte.

„Hilf mir, Hervig, ihn auf sein Zimmer bringen — nein, zu einer Handreichung taugst Du heut' Abend wohl nicht; na, es bedarf dessen auch nicht, er kommt schon wieder zu sich.“

Holmbo kam langsam zum Bewußtsein, er sah sich scheu im Zimmer um; als er aber den theilnehmenden Blick des Freundes bemerkte, seufzte er erleichtert auf und richtete sich mühsam empor.

„Ein kleines Unwohlsein,“ sagte Arenfeldt nachlässig: „ehrllich gesprochen — wir haben heut' Abend Alle zu viel getrunken, es wird gut sein, zur Ruhe zu kommen; schau nur Hervig an, ich glaube er ist eingeschlafen.“

Ohne weitere Worte zu wechseln, schieden sie.

Als Holmbo auf sein Zimmer hinaufkam, warf er sich völlig angekleidet auf's Bett und begrub sein Haupt in den Kissen, um das Schluchzen zu dämpfen, welches ihn durchschütterte.

„Vater, Vater, nun ist es geschehen, der Fleck ist da, er kann niemals wieder abgewaschen werden — und weiß es auch kein Anderer, als ich selbst — so ist die Ehre gebrochen, die Ehre, die Du so hoch schätztest — mein Leben ist vernichtet.“

Dann drängte er das Weinen mit Gewalt zurück und richtete sich langsam empor.

„Ich habe es selbst verichuldet, ich muß es auch tragen, von nun an habe ich nur Plage und Arbeit, ich will arbeiten wie ein Pferd, bis ich ihm jeden Heller zurückbezahlt habe; das Geld, welches ich gewonnen habe, welches nicht direct mein eigener Verlust ist, das will ich nicht behalten — nicht um Alles in der Welt; aber was ich auch mit dem Geld mache — er hat es verloren, und ich habe keinen triftigen Grund, es ihm aufzuzwingen; es giebt keine Rettung, wie ich die Sache auch drehe und wende.“

Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder, dann brachte ihn ein neuer Gedanke zum Stehenbleiben.

„Hervig — all' das Geld, das er wiedergewonnen hat — das habe ich auch auf meinem Gewissen — Du lieber Gott, selbst der Tod kam mich nicht erretten — ich werde als Betrüger im Grabe liegen!“

Die ganze Nacht wanderte er im Zimmer auf und nieder; erst als es im Hause lebendig wurde und Tritte auf den Treppen widerhallten und Thüren geöffnet und geschlossen wurden, entkleidete er sich und fiel in tiefen Schlaf.

Als er beim Frühstück erschien, war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen; er war um Jahre älter geworden, die hübschen milden Augen, welche ihm so viel Freunde gewonnen hatten, hatten einen strengen Ausdruck angenommen, die jugendliche Geschmeidigkeit und die leichten Bewegungen, welche ihn in besonderem Grade ausgezeichnet, waren fort, seine Haltung war steifer, der frohe, muntere Humor, welcher von Arenfeldts Stirn immer die Wolken zu verjagen wußte, wie fortgeblasen und das feste Wesen, welches ihn so gut kleidete, völlig verschwunden — er war plötzlich ein ernster Mann geworden.

Am ersten Tage bemerkte man diese Veränderung weniger, Arenfeldt meinte, sie wäre die Folge der Gemüthsbewegung, welche ihn am Tage vorher erschütterte hatte, und darum vermied er es, davon zu reden; aber als die folgenden Tage keine Aenderung brachten, wurde ihm Holmbo unverkündlich, sein ganzes Benehmen war gleichsam ein Räthsel, dessen Lösung sich ständig seinen Gedanken aufdrängte und wie ein Druck auf ihm ruhte.

„Höre, alter Junge,“ jagte er eines Tages zu Holmbo, „ich habe Dich zum Jagdgenossen eingeladen und nicht Deinen Großvater — bist Du

krank oder hast Du vielleicht Dein Herz an eine der Schönen auf Brandts Ball verloren — na, dann verzweifle nicht — schon in unserer ersten Jugend — ja, als wir noch halbe Jungen waren, warst Du ein richtiger Mädchenhans, Alle schwärmten für Dich, vom Fräulein im hohen Ritter- saale bis hinab zu der kleinen Meierin; warum solltest Du nicht jetzt, da Du ein Mann geworden bist, Deine Flamme erobern können — aber dann mußt Du wieder Du selbst werden — solch ein Stockfisch kann kein Glück haben. Selbst meine Cousine wundert sich über die Veränderung, welche mit Dir vorgegangen ist, gestern Abend wandte sie nicht die Augen von Dir — nun ist es gerade Zeit, das Glück zu ergreifen; man spricht von Dir und wundert sich, daß Du eine so große Summe für das Pfarrere- legat gegeben, man bewundert das strenge Ehrgefühl, welches Dir verbietet, im Spiel gewonnenes Geld zu behalten, und da man weiß, daß Du nicht gerade reich bist, so wächst die Achtung für Dich. Na, was hast Du zu Deiner Entschuldigung anzuführen?“

„Nichts weiter, als die Angst vor meinem grenzenlosen Leichtsinne, ich bin vor mir selbst bange geworden — ich hasse die Karten und werde sie niemals mehr anrühren, und siehst Du — ja, siehst Du, mein Freund, ich fühle das Bedürfnis, Buße zu thun und anzufangen, zu arbeiten.“

„Ja, wenn der Monat um ist, aber nicht einen Tag früher. Morgen mußt Du Dich als einen der Wirthe betrachten, ich bedarf des Beistandes, es geht in keinem Falle, daß Du den gesetzten Herrn spielst, Du mußt tanzen, wie wir Andern, das sage ich Dir voraus.“

Holmbo versuchte, den munteren Ton anzuschlagen, der ihm sonst eigen war:

„Ich soll also Wirth und Tanzpferd sein; verlaß Dich nur auf mich, ich werde mein Möglichstes thun.“

„Auf Ehrenwort, Du hast nicht im Sinn, auszukneifen?“

„Auf —“ er stockte; es war ihm nicht möglich, das Wort „Ehre“ zu gebrauchen; er drängte es voll Schrecken zurück, wenn es ihm aus alter Gewohnheit in den Mund kam. „Ich werde nicht auskneifen, darauf kannst Du Dich verlassen,“ sagte er kurz, und verließ seinen Wirth; es hatte sich seiner eine rastlose Unruhe bemächtigt, welche ihm keinen Frieden ließ; er gehörte nicht zu denen, welche versuchen, sich selbst zu betrügen, es fiel ihm keinen Augenblick ein, seine That durch mildernde Umstände zu entschuldigen, die Sache lag klar und deutlich vor ihm:

„Du fingst mit Feigheit an und endigest damit, ein Betrüger zu werden,“ dachte er; für ihn gab es keine Zwischenstation, entweder war man ein ehrlicher Mann oder ein Betrüger.

Unter all' seinen Bekannten war nicht Einer, der ihm ein so strenger Richter gewesen wäre, als er es sich selbst war.

Holmbo fand darin, daß er sich des fremden Geldes, welches er ge- wonnen, entäußert hatte, nur eine geringe Befriedigung; am liebsten hätte

er seine Besitzung verkauft und wäre nach Amerika gegangen; aber wem sollte er das Geld geben; er wußte selbst, daß er den Muth, der erforderlich war, um Arenfeldt offen und ehrlich die Versuchung zu gestehen, welcher er unterlegen war, nicht besaß — gerade Arenfeldt, der ihm so theuer war, diesem Manne, welcher trotz seiner kleinen Neckereien ihn in Ehrensachen so hoch schätzte, seinem treuen Freunde; so jämmerlich und klein vor ihm dazustehen, war eine Demüthigung, die er nicht ertragen konnte; nein, dann war noch der Tod vorzuziehen.

Es war nicht Lust zum Leben oder Furcht vor dem Augenblick des Todes, was ihn zurückhielt, nein, trotz all' seinem Leichtsinne war er ein gläubiger Christ; er wollte sich nicht den Folgen einer schlechten That dadurch entziehen, daß er eine Sünde beging — er mußte leben und arbeiten, so viel Geld verdienen, daß er die Summe zusammenbringen konnte, deren er Arenfeldt beraubt hatte, und dann eine gelegene Stunde abwarten, um sie ihm zurückzuzahlen, vielleicht als Pathengechenk für seinen Sohn, welchen er zu seinem Erben machen wollte.

Sein Leben lag so arm und einsam vor ihm da, mit dem Fleck auf seiner Ehre wollte er nicht die Zukunft mit einem Weibe theilen, nicht seinen Kindern ein solches Erbe hinterlassen. Die Einsamkeit konnte er ertragen, er war nicht erotisch veranlagt, aber Arenfeldts Freundschaft zu verlieren, war eine Strafe, der er sich um jeden Preis entziehen wollte.

„Soll Arenfeldt nicht errathen, daß eine Last auf meiner Brust liegt, welche ich nicht mit ihm theilen kann, so muß ich die kurze Zeit hindurch, welche ich noch gezwungen bin, hier zu weilen, der Alte bleiben; hernach kann ich dann ich selbst sein, von einem Arbeitspferd kann man keine Capriolen erwarten.“

Seit diesem Tage nahm er wieder an den Zerstreungen der Anderen Theil; nur wenn sie spielten, blieb er Zuschauer; aber trotz all' seiner Bemühung, der Alte zu sein, entdeckte Arenfeldt bald, daß seine Munterkeit erzwungen war, und oft, wenn Colombo am heitersten erschien, ruhten des Freundes Augen fragend auf ihm; hier lag ein Räthsel vor, welches er nicht zu lösen vermochte.

Viertes Capitel.

Der Balltag begann früh; es war Lärm und Unruhe auf dem Herrnhof; die lebenslustigen jungen Jäger mit Arenfeldt an der Spitze verjahren vom frühen Morgen ihre Rolle als Wirthe. Man puzte mit Kränzen und Guirlanden aus; Jeder von ihnen hatte eine kleine Ueberraschung vorzuschlagen, und obchon die meisten bei der Abstimmung durchfielen, hatten sie doch den Vorzug, den Erfinder amüßirt zu haben.

Colombo war unermülich; er verband guten Geschmack mit Arrangementstalent. Ihm waren die hübschen Blumenbouquets zu verdanken,

welche am Abend mit matten Lampen erleuchtet werden sollten und die sich in dem großen Saale bezaubernd ausnahmen.

Die Treibhäuser waren mehrere Meilen in der Runde geplündert; selbst Solmbos's Zimmerpflanzen waren der Scheere zum Opfer gefallen, und eine größere Riste mit Rosen war zur Ehre des Tages aus dem Süden verschrieben.

Der Geschmack des Gärtners wurde ohne Barmherzigkeit kassirt; Solmbo mußte es übernehmen, Cotillonsbouquets zu binden, was er ausgezeichnet ausführte.

Er brauchte lange Zeit, den geschmackvoll gepuften Korb zu ordnen; aber dann war auch jede Blume zu ihrem Recht gekommen, sowohl die gelbe Rose als die rothe Anemone; jedes Blümchen hatte ein weiches Lager von Grün erhalten, und die Farben waren so sorgfältig geordnet, daß die Eine nicht die Andere störte.

Krensfeldt war entzückt über das hübsche Arrangement.

„Du hast Deinen Beruf verfehlt, Solmbo,“ jagte er lustig, „Du hättest Handelsgärtner werden sollen; Du wärist im Stande, Dina Schuldt zu ruiniren; einen hübscheren Cotillonkorb hätte selbst sie nicht liefern können.“

Sie hatten den ganzen Tag soviel zu thun, daß sie kaum mit ihrer Toilette fertig waren, als der erste Wagen vor der Thüre vorfuhr.

Die zuerst Kommenden waren junge Frauen, welche versprochen hatten, die Rolle der Wirthinnen zu übernehmen; während sie den Ballsaal mit ihren Männern betraten, warfen sie kritische Blicke um sich; sie wünschten, das Eine oder das Andere hätte gefehlt, jedoch man ihres Rathes bedurft hätte; aber mit einiger Entsagung mußten sie erklären, daß Alles hübsch und gut arrangirt wäre und die Balltoiletten sich ausgezeichnet in so geschmackvoller Umgebung ausnehmen würden. Nach und nach verbreiteten Tüll und Seide gleichsam eine lustige Wolke in den großen Sälen, und das Licht fiel über die frischen Blumen und die hübschen jungen Gesichter.

Jugend und Schönheit verbreiteten einen Duft von Poesie um sich, welcher Alle hinriß; nur Einer stand außerhalb des Zauberkreises, und das war Solmbo; ihm schien, das wäre Alles Tand, des Lebens Ernst und Schattenseiten wären mit ihm in diesen Saal eingedrungen und alle Schönheit und Jugend der Welt könnten keinen Sonnenchein über seinen Weg verbreiten; aber tanzen wollte er gleichwohl, tanzen, als wenn es keinenummer und kein Unglück gäbe, als wenn das ganze Leben ein Ballsaal wäre.

Krensfeldt eröffnete den Ball mit seiner Cousine.

Kräulein Brandt, die Solmbos's Dame war, mußte aus dem Tanz austreten, da ein Riß in ihrem weißen Mullkleid zu repariren war; er lehnte sich gegen das Fensterebrett und schaute über die Tanzenden hin, ohne ihnen einen Gedanken zu weihen, er hörte die Musik, sah die Gestalten sich im Tacte bewegen; ab und zu streifte ihn ein leichtes Kleid oder ein flatterndes

Band, die Vorbeisfliegenden sehten die Luft in schwache Bewegung; er fühlte den leichten Luftzug, erhielt aber keinen Eindruck von den Personen selbst.

Dicht bei ihm verlor eine vorüberschwebende Dame ihren Fächer, der Fall erweckte ihn, er hob ihn auf und reichte ihn ihr; sie lächelte ihm freundlich zu und tanzte weiter; er folgte ihnen mit den Augen, es war Arenfeldt und dessen Cousine.

„Welch' hübsches Paar,“ dachte er, „sie passen gut zusammen, möchte sie ihn nur glücklich machen, er verdient es.“

Da kam Fräulein Brandt zurück, und gleich darauf trat er mit ihr in die Reihen der Tanzenden. Er hielt treu sein Gelübde, alle Bestimmung war zurückgedrängt, er war die Liebenswürdige selbst.

„Höre, Holmbo, hast Du im Sinn, auf meinem Grunde zu jagen —, warum hast Du meine Cousine zum Tischtanze engagirt, Du wußtest doch daß er mir zukam.“

„Habe ich Deine Cousine zum Tischtanze engagirt! Das ist mehr, als ich weiß, ich bat sie um einen Tanz, und da —“

„Ja, so hat sie ihn Dir aufzwingen müssen,“ sagte Arenfeldt sarkastisch.

„Fräulein von Arenfeldt zwingt Niemand einen Tanz auf; es ist vermuthlich der letzte gewesen, welchen sie noch zu vergeben hatte; ich wußte nicht einmal, daß es der Tischtanze war; Du mußt Deine Enttäuschung ertragen, ich werde die ganze Zeit von Dir reden, dessen kannst Du sicher sein.“

„Du glaubst doch nicht, daß ich eifersüchtig bin; nein, ihrer bin ich sicher, ich war von Kindheit auf ihr dienstbarer Cavalier — na, der Tanz ist Dir gern gegönnt, dann engagire ich Fräulein Brandt — und dann werde ich schon dafür sorgen, daß wir vis-à-vis zu sitzen kommen.“

Scheinbar vermied Arenfeldt seinen Freund, aber unbemerkt verfolgte er ihn mit den Augen und bemerkte, daß die Damen ihn auszeichneten; sie verneigten sich vor ihm und gaben ihm ihre Schleifen; seine Brust war von den bunten Bändern ganz bedeckt.

Niemals früher war soviel Notiz von ihm genommen, aber das vielbeschwingte Gerücht, daß er gespielt, gewonnen und trotz seiner Vermögenslosigkeit seinen Gewinn für ein Legat gegeben hätte, mit dem Gelübde, niemals eine Karte anzurühren, sein strenges Ehrgefühl gewann ihm Aller Interesse.

Fräulein von Arenfeldt war an der Reihe, ihre Schleife zu vergeben; ihr Vetter trat einen Schritt aus dem Kreise heraus, um sie in Empfang zu nehmen, er war so gewöhnt, sie zu erhalten; aber ihm vertraulich zuwendend, ging sie an ihm vorüber und überreichte Holmbo die Schleife. Unwillkürlich streifte sein Blick seinen Wirth, und wie er das zornige Funkeln in Arenfeldts Augen sah, hätte er ihm mit Freuden den Tanz überlassen, aber die bloße Höflichkeit erforderte, daß er ihn annahm, und so walzte er, ohne mit seiner Dame ein Wort zu wechseln, mit ihr um den Saal herum

und führte sie so schnell wie möglich auf ihren Platz zurück. Er hatte das unbehagliche Gefühl, daß sich Etwas zwischen ihm und seinen Wirth gedrängt hatte.

Der Gedanke verfolgte ihn unaufhörlich und zerstörte ihm für die ganze Nacht das Vergnügen.

Fräulein von Arenfeldt gab sich vergebens Mühe, ihn zum Reden zu bringen, brachte es jedoch nicht weiter, als daß er ihren Worten mit Interesse folgte; aber selbst dies war zu viel für Arenfeldt.

„Ich habe ihn den ganzen Abend genau beobachtet,“ dachte Fräulein Olga, „er ist zu stolz und zu ehrlich, um einem Mädchen um ihres Reichthums willen den Hof zu machen; er erwies Fräulein Brandt nicht mehr, als die nothwendigste Aufmerksamkeit, und gegen mich war er eher zurückhaltend, als entgegenkommend, und ich gab ihm doch Gelegenheit genug, seine Fähigkeiten und seine Liebenswürdigkeit zu entfalten; nein, sein Göke ist die Ehre.“

„Ich wollte so gern in Freundschaft von Arenfeldt scheiden; später würde meine Thätigkeit uns in ganz natürlicher Weise getrennt haben; ich verstehe ihn nicht, wie kann eine so offene und ehrliche Natur so mißtrauisch sein, er sollte mich doch kennen.“ Hier stockte sein Gedankengang: er wußte am besten, wie ungern er haben wollte, daß sein bester Freund ihn kenne, und doch bereitete es ihm einigen Trost, daß er hier wenigstens Unrecht erlitt.

„Daß ich den Tag erleben mußte, an welchem ich eifersüchtig auf sie bin, das hätte ich niemals geglaubt, aber wer kann sich auch mit ihm messen, er hat so wenig Fehler, während ich deren vollauf habe, und sie kennt sie ebenso gut wie ich selbst. Es ist, als wenn sich Alle gegen mich verschworen hätten — man hört nur sein Loblied, und dann — ja selbst uns Männern gefällt er; aber sie soll er mir lassen,“ dachte Arenfeldt und tröstete sich damit, daß der Monat bald zu Ende war.

Als der letzte Wagen davongefahren war, standen die Freunde einander gegenüber. Einen Augenblick sah Arenfeldt Holmbo gerade in's Auge; mit einer inneren Unruhe, welche er mit Gewalt bekämpfte, hielt er diesen Blick des Freundes aus, und Arenfeldt umarmte ihn und sagte fast zärtlich:

„Alter Junge, ich habe Dir Unrecht gethan; Du hast jezt wie immer als Mann von Ehre gehandelt; wir anderen Alltagsmenschen haben von Dir Etwas zu lernen.“

Dann ging er davon.

Nicht der heftigste Tadel hätte Holmbo so tief verwunden können, wie diese Worte, und er fühlte, daß jeder Tag, welchen er noch auf dem Hofe blieb, eine Tortur für ihn werden würde. Er wünschte, er möchte Fräulein von Arenfeldt niemals mehr treffen; er wußte, daß, wenn die Eifersucht erst in einer Natur, wie die seines Freundes erweckt war, sie schwer auszuwurzeln ist.

Fünftes Capitel.

Es hatte die ganze Nacht und den größten Theil des Morgens geschneit. Es froh stark, aber kein Triebwind hatte die weiße Masse auf einzelnen Stellen aufgethürmt; die Erde lag wie eine unberührte Schneefläche da, und jeder Baum im Walde war mit weißem Schleier angethan. An Jagd war nicht zu denken, es schien ein trauriger Tag werden zu wollen, und mit dieser ziemlich kläglichen Aussicht wuchs die Erfindungsgabe.

Einer der Herren schlug eine Schlittenpartie vor, aber der Wirth kam mit der Einwendung, seine Wagenremise wäre nur schlecht mit Schlitten versehen; es wäre wohl ein neuer und stattlicher da, aber zwei wären alt und abgenutzt; er wüßte nicht, ob sie noch gebraucht werden könnten.

Dann wurde der Verwalter heraufgerufen; er verstand es, Rath zu schaffen; alle drei Schlitten, welche das Gut befaß, könnte er in kurzer Frist in Stand setzen; in der Sattelskammer wären noch Federn und Glockenspiele, und die Haushälterin hätte sicher noch Schlittenschleier; dazu käme, daß der Pfarrer einen ganz neuen Schlitten besäße, und beim Krugwirth könnte man für Geld und gute Worte ebenfalls ein brauchbares Fuhrwerk erhalten.

Damit waren die Herren zufrieden; aber eine Schlittenpartie ohne Damen war kein Vergnügen; so vereinbarten sie, einige der zunächst wohnenden jungen Damen abzuholen, welche sicher mit Freuden die Einladung annehmen würden. —

Die Haushälterin wurde zuerst mit einem Wagen fortgeschickt, welcher eine improvisirte Mittagsmahlzeit enthielt, da man sich auf die Speisekammer eines Dorfwirthshauses nicht verlassen konnte.

Nach Verlauf einiger Stunden standen alle Schlitten vor der Thür, und mit munterem Lachen, lautem Peitschenknall und lärmendem Glockenspiel setzte der kleine Zug sich in Bewegung.

An jeder Thür, wo der Schlitten hielt, nahmen sie einen weiblichen Passagier auf, und die Munterkeit stieg.

Das letzte Gut, das sie erreichten, war Nörholm, Fräulein von Arenfeldts Besizung; hier wohnte sie mit einer alten Tante, welche die Rolle einer Beschützerin versah, da Olgas beide Eltern schon vor mehreren Jahren gestorben waren; aber trotz der alten Tante war sie Alleinherrscherin auf dem Gute, sie fragte selten Jemand um Rath und handelte immer nur nach ihrem Kopf.

Gleichwohl war sie beliebt, da sie von Natur gut, lebenswürdig und sehr edelmüthig war; aber ihren Willen wollte sie haben; die Freiheit des Handelns war für sie das größte Gut, ein Gut, auf welches sie niemals verzichten würde.

Nun, es lagen nicht viel Steine auf ihrem Weg, und es waren immer genug Hände da, sie aus dem Wege zu schaffen, und sie fühlte selbst, daß es ihr nützlich sein könnte, auf einen Willen zu treffen, welcher stark genug

wäre, den ibrigen zu beugen; aber sie zweifelte, daß der Mensch schon geboren wäre, der dies vermöchte.

Nein, Wille gegen Wille hatte sie niemals Jemand gegenüber gestanden, und unter all' denjenigen, welche sich nach ihr richteten, war Arenfeldt der Kügjamste, gerade weil sie ein selbstständiges Mädchen war.

Die fünf Schlitten hielten vor der hohen Steintreppe. Der Arenfeldts war der erste, Holmbo saß an seiner Seite; er hatte von vornherein darauf verzichtet, seinen eigenen Schlitten zu fahren.

„Wenn Du es vorziehest Kutscher zu sein, bin ich bereit, an der Seite meiner Cousine zu sitzen,“ sagte Arenfeldt.

„Du nimmst Dich besser als Kutscher aus, außerdem ist es angenehmer, sich niederzubeugen und seiner Herzensdame hübsche Worte zuzusüstern, als steif und stramm an ihrer Seite zu sitzen. Du kannst ruhig sein, ich werde stoßtaub sein — als wenn ich mir unterwegs ein kleines Mittagschläfchen leistete — ein schlafendes Individuum ist gleich einer Null.“

Arenfeldt stieg aus dem Schlitten, um seine Cousine zur Fahrt einzuladen; gleich darauf kam er wohl zufrieden herunter und berichtete, es wären zwei fremde Damen zum Besuch da, was jedoch kein Hinderniß verursachte, da seine Cousine einen kleinen Schlitten hatte, der sogleich angespannt werden würde — „und dann brauchst Du nicht zu schlafen, mein Freund, Du wirst Kutscher sein für Olga's Gäste; meine Cousine bekomme ich für mich allein; Du siehst, ich habe Glück; das eine von den jungen Mädchen ist Fräulein Brandt, sieh nun, ihr Herz im Sturm zu erobern, sie ist es wohl werth, daß ihr die Cour gemacht wird.“

„Es ist mir vollständig gleichgültig, wen ich in meinen Schlitten bekomme, selbst die Großmutter seiner teuflischen Majestät würde mich ebenso wenig erschrecken, als Fräulein Brandt mir Freude bereiten wird.“

Am selben Augenblick kam Fräulein von Arenfeldt mit ihren Gästen heraus, beide Herren standen neben den Schlitten und grüßten die Damen.

„Meines Veters Schlitten ist der bequemste; wollt Ihr darin Platz nehmen,“ sagte sie zu den jungen Mädchen. Arenfeldt wurde roth vor Freude, und während Holmbo den Damen in den Schlitten half, machte er einen Schritt zu dem Einpäuner hin, aber die ruhige Stimme seiner Cousine hielt ihn zurück. „Ich will meinen Vetter nicht seines Fuhrwerkes berauben, wollen Sie, Herr Candidat Holmbo, mein Kutscher sein?“

Mit einem Sprung war Arenfeldt auf dem Hock, und ein gewaltiger Knall mit der Peitsche, begleitet vom Tönen des Glockenspiels, meldete Holmbo, daß sein Wirth mit seinen Damen fortgefahren war. Ohne ein Wort zu sprechen, half er Fräulein von Arenfeldt in den Schlitten; ein Gedanke, mächtiger, als alle anderen, peinigte ihn: „Nun beginnst Du ihn zu verlieren, das vergiebt er Dir niemals, und doch ist es vielleicht besser, seiner Freundschaft unverschuldet verlustig zu gehen, als aus Verachtung. Gott helfe mir, wie allein bleibe ich jetzt.“

Er fuhr direct hinter Arenfeldt und sah, wie lebhaft dieser sich mit seinen Damen unterhielt. Olga schaute auch ihrem Vetter nach.

„Es war nothwendig, ich mußte ihm die Augen öffnen, ich glaube, er ist absichtlich blind; kann man denn nicht Freundschaft für einen Mann empfinden, ohne daß es mit Liebe verwechelt wird? Seine Frau werde ich nicht, warum will er mich meines Jugendgespielen berauben?“ dachte sie mit Trauer und bemerkte kaum, daß sich ihr Kutscher ganz stumm verhielt; erst als sie das Ziel ihrer Tour erreicht hatten, ein kleines, gemüthliches Wirthshaus, fiel es ihr auf, daß Holmbo zu ihr kein Wort gesagt hatte.

„Er ist böse auf mich um seines Freundes willen — ja, die Männer können einander treu sein; ich bin sicher, daß er mich beinahe haßt; nicht um Alles in der Welt würde er aus Arenfeldt's Niederlage einen Vortheil ziehen, er ist durch und durch ein Ehrenmann,“ und ein kleiner Seufzer begleitete ihre Gedanken.

Raum hatten sie die warme Stube betreten, so begann Holmbo sich mit Fräulein Brandt zu unterhalten; er war so lebhaft und liebenswürdig, daß all die anderen Damen auf seine Worte lauschten, und während Arenfeldt seine Pflichten als Wirth erfüllte, blickte er nach der Gruppe hin, deren Mittelpunkt sein Freund war.

„Ah, ich verstehe ihn so gut, er will mir nicht in den Weg treten, er ist eher unhöflich gegen sie, als das Gegentheil gewesen; nur aus Furcht, meine Eifersucht zu erregen, ist er so liebenswürdig gegen die kleine Brandt, aus der er sich nicht das Geringste macht, und dabei begreift er nicht einmal, daß seine Aufführung gerade der rechte Weg zu ihrem Herzen ist; er hätte kein sichereres Mittel ausfindig machen können, sie zu gewinnen, wenn er mein Todfeind gewesen wäre, — und dann — ja, dann habe ich nicht einmal einen triftigen Grund, ihn zu hassen, ich müßte ihm vielmehr dankbar sein — das peinigt mich am meisten. Hätte ich nur einen Grund — einen annehmbaren Grund, unsere alte Freundschaft aufzuheben, mich von ihm für immer zu trennen — er hat mich stets in den Schatten gestellt. Seine und Olga's Wege hätten sich niemals kreuzen dürfen — Ha, wie ich mich verachte! so niedrig hätte er nicht denken können, selbst in meinen eigenen Gedanken muß ich immer unter ihm stehen.“

Zum Trost für die innere Unzufriedenheit war Arenfeldt ungewöhnlich munter, und die improvisirte Mahlzeit wurde unter Scherz und Lachen eingenommen; Niemand sollte ahnen, daß zum Mindesten drei der Theilnehmer gründlich verstimmt waren.

Als sie heimfuhren, war bereits die Dunkelheit eingetreten; nur der weiße Schnee leuchtete ihnen und ließ sie den Weg finden.

Am Abend litt die Jagdgesellschaft an einer gewissen Langeweile. Arenfeldt behauptete, die Damen hätten die Munterkeit mit sich genommen.

Zwei spielten Schach, ein paar von ihnen amüsirten sich mit den Zeitungen, und die Uebrigen hatten sich auf einen V'ombre geeinigt. Es

war kalt, man hatte vergessen, den Kachelofen in der Wohnstube zu heizen, darum siedelten sie in das kleine Cabinet über, und der Spieltisch wurde vor den großen Spiegel gestellt, accurat wie an jenem Abend, als Holmbo sein Gut zurückgewonnen hatte.

Die ersten Partieen wurden ohne Unterbrechung gespielt; Arenfeldt gewann alle beide. Als die Karten zum dritten Mal gegeben waren, sah er auf, und sein Blick fiel in den großen Spiegel, welcher ihm gerade gegenüber hing. Er sah deutlich die Karten seines Partners — eine nach der anderen — er fuhr zusammen; dann wurde er sehr bleich. Er wandte sich langsam gegen Holmbo um, welcher hinter seinem Stuhl stand und gleichwie er ganz weiß im Gesicht war, selbst seine Lippen waren blutlos.

Arenfeldt erhob sich und warf die Karten auf den Tisch.

„Entschuldigt, ich vermag nicht weiter zu spielen, ein Anderer nimmt wohl meine Karten, ich fühle mich nicht ganz wohl,“ und mit noch einer Entschuldigung verließ er die Gesellschaft.

Holmbo blieb bis zuletzt, aber der Blick, welchen Arenfeldt ihm zugeworfen hatte, erfüllte ihn mit Schrecken.

„Ich habe Nichts gesehen — Nichts — Nichts, Niemand kann es mir beweisen — ich kann viel ertragen, aber nicht seine Verachtung — habe ich gesündigt, so werde ich furchtbar dafür gestraft — Gott helfe mir!“

Arenfeldt ging unruhig in seinem Zimmer auf und nieder.

„Ich muß mich irren, eine solche Niedrigkeit kann der Mann nicht begangen haben; ich könnte sie jedem Anderen zutrauen, nur nicht ihm — er war in großer Noth, und ich war es, der ihn in dieselbe brachte — aber dies konnte er nicht thun — seine ganze Natur würde sich dagegen erheben — unmöglich, ich muß mich irren — und doch, wie verändert war er nicht seit dem Moment, er wurde ohnmächtig, der starke Mann — und all' seine Munterkeit war fort; er ist nicht einen Tag mehr er selbst gewesen — wie er leiden mag!“

Plötzlich erhob er den Kopf, wie ein Streitroß, in seinem Blick ruhte Zorn und Verachtung:

„Und ihm soll ich weichen — sie stellt ihn so hoch über mich — ach, wie ich ihn hasse und verachte; aber er ist mein Freund gewesen, und wäre er es noch — so glaube ich nicht, daß ich ihn schonen würde — wollte er mir nur ehrlich und offen Alles gestehen — es ist menschlich, zu fehlen; aber wenn er das hohe Roß reitet, dann soll er herunter — wie sie mich verachten würde — und wie ich mich selbst verachten würde!“

Am nächsten Morgen ging Arenfeldt zu Holmbo, welcher schon früh auf war, auf's Zimmer.

„Ich habe heute Nacht nicht schlafen können, ich hatte einen unruhigen Traum; es kam mir vor, als wenn Du über mein Lager gebeugt ständest und Deinem Freunde Etwas anzuvertrauen hättest, Dich aber scheutest, es zu sagen; ich wollte Dir so gern versichern, daß, was Du auch mir anzu-

vertrauen haben könntest, es von einem Freunde würde gehört werden; siehst Du, Holmbo," sagte er weich, „es ist dieser Traum, welcher mich veranlaßt hat, Dich aufzusuchen; hast Du mir Etwas zu sagen, so thue es heute.“

Holmbo stand so steif wie eine Bildsäule da.

„Sprich, und Du hast Ruhe, Alles ist diesem Leben vorzuziehen,“ dachte Holmbo, aber im selben Augenblick erfaßte ihn der Gedanke mit Schrecken: „Ihm vor allen Anderen muß ich es ja verbergen; was nützt es mir, wenn ich die Achtung der ganzen übrigen Welt besäße und ich hätte die seinige verloren!“

Er erhob das gesenkte Haupt und sagte mit harter, kalter Stimme:

„Was sollte ich Dir zu vertrauen haben? wir haben die letzte Zeit ja zusammen verlebt.“

Arenfeld sah ihm fest in die Augen.

„Ich saß gestern Abend gegenüber dem großen Spiegel und spielte P'ombre, accurat auf dem Platz, auf welchem Du an dem Abend sahest, da Du Deine Weisung zurückgewannst, und der Spiegel zeigte mir die Karten meines Vis-à-vis, eine nach der andern; aber als Mann von Ehre warf ich die Karten fort. Wenn ich den Vortheil benützt hätte, den mir der Spiegel gab — na, der Arm der Gerechtigkeit hätte mich dafür ja nicht fassen können; aber trotzdem, wie würdest Du, der ja ein anerkannter Repräsentant der Ehre ist, eine solche Handlung nennen?“

Holmbo empfand einen wunderlichen Druck auf dem ganzen Körper; es war ihm, als ob er zu Boden gedrückt würde; er hatte das Gefühl, als wenn das Leben ihm plötzlich entchwand und ihn eine Lähmung ergriff — als wenn es der Tod wäre! Ach, Gott, eine solche Gnade würde ihm nicht zu Theil werden; er wußte, daß er im Begriff war, wiederum in Ohnmacht zu fallen; mit größter Anstrengung bekämpfte er diese Schwäche; nun wollte er stark sein, ein Mann sein und die Qual ertragen, welche seine eigene Handlungsweise ihm bereitet hatte. So nahm er sich denn zusammen, stützte sich auf den Tisch, an welchem er stand, und sagte mit so fester Stimme, als er es vermochte:

„Eine ehrlose Handlung!“

„Ja, dann habe ich Nichts weiter hinzuzufügen, Du hast selbst das Urtheil gesprochen. Damit das Geld nicht wie eine Last auf Dir liegen soll, will ich Dir sagen — daß ich gerade das Spiel, welches Du gewannst, im Voraus zu verlieren beschloßen hatte, und Du mich daher selbstverständlich nicht eines Hellers beraubt hast. Ich brauche Dir wohl nicht zu versichern — daß dies Alles unter uns bleibt; ich werde Dich keinem Menschen verrathen; nur habe ich zwei Bedingungen zu stellen, die erste ist: daß Du diesen Monat bis zu Ende hier bleibst, wie Du selbst versprochen hast; die zweite, weit ernstere: welches Mädchen Du auch zur Frau wählen willst, eine giebt es, welche Du nicht einmal in Gedanken suchen darfst — selbst

wenn sie Dich liebte — und die niemals Deine Gattin werden darf. Hast Du mich verstanden?“

Holmbo neigte stumm den Kopf; es war ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen, und Arenfeldt entfernte sich, ohne noch Etwas zu sagen; dieser sah seinen ehemaligen Freund nicht an, fühlte aber trotzdem den schmerzlichen Blick, welcher ihm folgte.

Als er sein Zimmer erreichte, warf er sich auf eine Chaiselongue und vergrub das Gesicht in den Händen; er fühlte sich sehr müde und angegriffen.

„Ich habe das Gefühl, als wäre ich Henker gewesen; jeden Andern würde ich milder beurtheilt haben; aber daß er, der immer die Ehre auf der Zunge hatte, zu welchem wir Alle emporblickten, daß er das thun konnte — und trotzdem — hätte sie nicht solchen Gefallen an ihm gefunden — nein, aus Eifersucht habe ich nicht gehandelt; ich habe versucht, gerecht zu sein; — allein wer kann für jedes kleine Gefühl, welches sich in uns verbirgt, einstehen — na, er verliert ja nur meine Achtung und meine Freundschaft, das muß er zu ertragen sehen.“

Seit der Stunde, da er über Holmbo Richter gewesen war, war vorläufig alle Eifersucht und aller Zorn wie fortgeblasen, und ein inniges Mitleid hatte den leeren Platz ausgefüllt; aber daß er genöthigt sein sollte, Mitleid mit dem zu empfinden, zu welchem er immer emporgeblickt hatte, that ihm weh, und unter allen jungen Leuten, die er kannte, war nicht Einer, welchem er die Freundschaft zu schenken wünschte, deren er Holmbo beraubt hatte.

Dieser stand an den Tisch gelehnt und starrte Arenfeldt nach, und noch lange, nachdem die Thüre sich geschlossen hatte, behielt sein Blick dieselbe Richtung; ihm war, als wenn eine eiserne Hand auf seinem Haupt ruhte, nicht ein einziger Gedanke erhellte das Dunkel, welches ihm die Zukunft verbarg.

Ein dichter Frohnebel lag über der Natur und machte den Tag düster. Langsam wandte er den Blick von der Thüre ab; es kam ihm vor, als wäre sie geöffnet worden, ohne daß er sie sich schließen sah. Er starrte nach dem Fenster hin, der Nebel lag seinen Augen so nahe, daß er nichts Anderes entdecken konnte, aber nach und nach klärten sich seine Gedanken.

„Ja, so schaut meine Zukunft aus; dichter Nebel, wohin ich auch blicke, ohne einen einzigen Lichtstrahl.“ Er fühlte sich so müde, so müde, blieb aber dennoch stehen und starrte in die dunkle kalte Luft hinaus. Er bemerkte nicht, daß der Nebel sich langsam hob, und erst als die Sonne über den weißen Schnee zu fallen begann und der starke Widerglanz seinen Augen weh that, sah er den Sonnenschein; und derselbe durchwärmte sein Herz und veranlaßte ihn, den Blick von der Erde zum Himmel zu erheben.

„Gott helfe mir!“ sagte er innig — und dann begann er gleichsam das Leben, von dem er am liebsten Abschied genommen hätte, von Neuem.

Er ging in Gedanken jedes Wort durch, welches Arenfeldt gesprochen hatte; sie waren wie eingebrannt in sein Herz und Hirn; er hatte niemals eine Ahnung gehabt, daß ihm dieser Freund so unentbehrlich war; sich in seiner Nähe zu wissen und niemals mit ihm reden zu dürfen, für immer von ihm getrennt zu sein — das war schwer — aber seine Verachtung zu ertragen, war noch tausendmal schlimmer. Pläne, einer wilder und unvernünftiger als der andere, durchkreuzten seine Gedanken — er mußte, er wollte ihn wiedergewinnen, aber die nackte Wirklichkeit stand sogleich dem Plan zur Seite und lachte ihm höhnisch in die Augen. „Du Thor“, sagte sie, „kannst Du Gezeichnetes ungezeichnet machen! — sonst kannst Du auch Deinen verlorenen Freund nicht wiedergewinnen.“

Im selben Augenblick ertönte das Jagdhorn, welches die Jäger zusammen berief; es war Lärm im Hof, die Kasse stampften den Boden, die Hunde bellten, laute Rufe der lustigen jungen Leute tönten zu ihm empor, und mitten in diesem Wirrwarr tauchte plötzlich Olga von Arenfeldt in seinen Gedanken auf — er hatte bisher für sie niemals weiteres Interesse empfunden, als für die zukünftige Gattin seines Freundes — aber nun fühlte er sein Herz so stark klopfen, als wollte es seine Brust sprengen — er gedachte der Worte Arenfeldts:

„Welches Weib Du auch zur Frau wählen willst, eine giebt es, welche Du nicht einmal in Gedanken suchen darfst, selbst wenn sie Dich liebte.“

Und er wiederholte: „selbst wenn sie Dich liebte,“ und er vermochte seine Gedanken nicht von ihr abzuwenden — er vergaß seine Schande — seinen Freund, Alles, um nur an sie zu denken — es war, als hätte Arenfeldts Verbot Zauberstoff enthalten und für immer die Erinnerung an dieses Weib ihm angeheftet; er fühlte, daß dieses keine flüchtige Idee war, welche eben so schnell entschwinden sein würde, als sie kam, nein, es war ein neuer Kampf, der auf ihn eindrang.

Da tönte das Horn wieder rufend zu ihm empor; er wußte, daß er nicht vermißt werden durfte; einen Augenblick später stand er bei seinem gejattelten Pferde, und ehe der erste Jäger auf der Landstraße dahintritt, war er mit im Gefolge.

Arenfeldt hielt sich ständig fern von ihm; Holmbo merkte es kaum, so war er von seinen Gedanken in Anspruch genommen — nur wenn die ehemaligen Freunde zufällig einander gegenüber standen, schoß ihm das Blut in die Wangen empor, und der Abgrund, welcher sie trennte, wurde ihm schmerzlich offenbar.

Es war ihm nicht möglich, einen Schuß auf das vorbeieilende Wild zu richten — er schoß seine Büchse ohne Ziel ab.

Schließlich wurde er dieses müßigen Schießens überdrüssig und ritt tiefer in den Wald hinein, von den andern Jägern fort, um sich den wechselnden Gedanken zu überlassen, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließen.

Nur noch vier Tage, dann hatte er wieder seine Freiheit.

„Nur noch vier Tage,“ wiederholte er für sich selbst — „dann vergehen vielleicht Jahre, bis ich sie wiedersehe — dann ist sie meine Gattin — möchten sie glücklich werden!“ Aber selbst der Gedanke an ihr Glück enthielt so viel Schmerzliches, daß er mit Entsetzen fühlte, welche Macht dieses Weib über ihn gewonnen hatte, welchem er sich nur in Gedanken nähern durfte und das ihm gleichwohl stets folgte.

„Es sind nicht meine Gedanken, die sie suchen — ihr Bild verfolgt mich wie ein Zwang, von dem ich mich nicht befreien kann: — ich habe früher so viel vom freien Willen gesprochen — Du lieber Gott — der meine ist gebunden, ich muß gegen meinen Willen an sie denken — sie ist stärker als ich.“

Arenfeldt vermistete Holmbo; er sah sich nach allen Seiten um; aber er fand ihn nicht unter den zerstreuten Jägern. Was war aus ihm geworden? Ein angsterregender Gedanke beschlich ihn, wie, wenn er zu schwach gewesen wäre, die Bürde von Schande, welche nun auf ihm ruhte, zu tragen!

„Ich hätte nachsichtiger sein sollen, ich hätte meine traurige Entdeckung für mich behalten können — und nach und nach mich von ihm zurückziehen; ist ein Unglück geschehen, so habe ich mein Theil Verantwortung zu tragen — nein, nein, das thut er nicht, einen solchen Kummer würde er nicht über mich bringen; trotz Allem, was geschehen ist, liebt er mich und ist vielleicht besser, als viele Andere, welche niemals wie er hätten handeln können — und außerdem — er ist ein gläubiger Christ, er wird nicht einen Fehler dadurch sühnen, daß er ein Verbrechen begeht — nein, das könnte Holmbo nicht thun.“

Gleichwohl hatte er keine Ruhe; er schlich sich ungesehen von den Andern fort und drang durch das dichte Gebüsch, um schneller auf die Landstraße hinauszukommen.

Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm, als er Holmbo langsam mit schlaffem Zügel, sichtbar in tiefen Gedanken, angeritten kommen sah.

„Da ist er; wie wunderbar er aussieht! er ist so von seinen Gedanken in Anspruch genommen, daß ringsum Alles für ihn todt ist; das Pferd geht seinen eigenen Weg, nun dreht es gegen „Højgaard“ um; es will heim; er merkt es nicht.“

Im selben Augenblick kam ein Reiter aus dem Walde heraus.

„Holla, Holmbo, wo willst Du hin? Hast Du nicht einen Hasen gesehen? ein prächtiges Exemplar, mein Schuß hat ihn getroffen; aber plötzlich verschwand das Thier; es muß hier vorbei gekommen sein.“

Arenfeldt hatte eine Blutspur in dem weißen Schnee bemerkt, welche den Weg anzeigte, den der angeschossene Hase genommen hatte.

„Hier ist der Flüchtling,“ sagte er, „der hat genug bekommen,“ und er hob das todte Thier auf.

„Warst Du auf dem Heimweg, Holmbo?“ fragte der Jäger verwundert.
 „Ich bin nicht ganz wohl,“ antwortete dieser.

„Reite nur heim, Du siehst auf Ehre aus, als hättest Du Grillen verspeißt; die Krankheit ist ansteckend; sie raubt Einem den Humor, na, gute Besserung.“

Arenfeldt wiederholte mechanisch:

„Gute Besserung!“

Als Holmbo nach „Højgaard“ zurückkam, dachte er erst daran, sich zu Bett zu legen, dann war er sie Alle los und rettete einige Stunden, in denen er er selbst sein konnte; aber im Bett Frieden zu finden, war auch unmöglich, seine Gedanken peinigten ihn unaufhörlich, und die Rolle des Simulanten paßte nicht für ihn.

„Ich bin niemals gesünder gewesen, als gerade heute; ich könnte mir eine ordentliche Krankheit wünschen, welche mich so vollständig niederwerfen würde, daß mein Denken todt wäre; ich bin so müde, zu denken; ich bin sicher, daß selbst der Schlaf mich keine Ruhe finden lassen wird; Träume werden mich plagen: nur eines kann mir helfen — das ist die Arbeit, gewöhnliche körperliche Arbeit — ja, ich will arbeiten vom Aufstehen bis zum Schlafengehen und nicht denken, nur nicht denken.“

Er führte ein wunderliches Leben als Gast. Wenn Andere zugegen waren, sprach Arenfeldt zu ihm accurat wie früher, aber standen sie plötzlich einander ohne Zeugen gegenüber, so ging Jeder wie auf Verabredung seines Wegs.

Der Kampf, welchen es Holmbo kostete, frei und ungenirt zu reden, als wenn Nichts geschehen wäre — war eine Tortur für ihn, und er sah mit Sehnsucht der Stunde entgegen, da er sich in der Einsamkeit seines Heims verbergen konnte.

Den letzten Tag, den er auf „Højgaard“ zubrachte, waren sie zum Mittag bei Fräulein von Arenfeldt geladen. Holmbo wollte sich mit einem Unwohlsein entschuldigen; aber sein Wirth ging dicht zu ihm hin und sagte mit einer Stimme, welche vor unterdrückter Leidenschaft, vermischt mit Zorn, bebte:

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich Dich fürchte? Es ist mein Wunsch, daß Du mitkommst,“ und laut fügte er hinzu: „Du kennst noch nicht Tante Male; sie ist eine vortreffliche alte Dame, welche meine Cousine hoch schätzt — sie ist die Tante Aller; mit geringer Mühe kannst Du sie dahin bringen, daß sie auch die Deinige wird. Sie führt das Haus von Fräulein von Arenfeldt.“

Holmbo und Arenfeldt betraten zusammen den Gesellschaftsjaal; über dem Erstern ruhte ein Schimmer von Melancholie, die es ihm unmöglich war abzuschütteln, Arenfeldt dagegen war froh und muthig — er verstand es besser, die drückende Bürde von sich zu werfen.

„Es ist das erste Mal, daß Sie hier im Hause zu Gast sind, Herr Candidat Holmbo,“ sagte die junge Wirthin freundlich, „Sie werden immer willkommen sein, wenn Sie meinen Vetter hierher begleiten.“

Im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre zum Speisezimmer. Sie nahm seinen Arm und bat Arenfeldt, ihre Tante zu Tische zu führen.

Es war Nichts dagegen einzuwenden; ihr Vetter hatte es erwartet, und doch war es eine Enttäuschung für ihn.

Es war eine langweilige Gesellschaft; das Essen war vortrefflich, aber der Humor nicht sonderlich. Arenfeldt verlor seine Cousine nicht aus den Augen, und mit einem wunderlichen Gefühl der Unruhe ruhte sein Blick ab und zu auf ihrem Tischcavalier; Holmbo hatte Etwas an sich, was er nicht kannte, ein Feuer in seinen Augen, welches ihm fremd war. Es wurden nicht viel Worte zwischen ihm und ihr gewechselt; aber jedes Mal, wenn sie Etwas sagte, stieg ihm das Blut zu Kopf, und was er antwortete, war oft dumm und ungeschickt; es sah ihm gar nicht ähnlich.

„Wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß sie ihm ganz gleichgiltig ist, so wollte ich schwören, daß er verliebt ist, verliebt wie ein blöder Schuljunge — ich bin ja verrückt, daß ich nur daran denken kann; er hat andere Dinge wahrzunehmen — und er wird sein Wort halten; aber schwer würde es halten, einen langweiligeren Tischcavalier ausfindig zu machen.“

Er vergaß, daß er an diesem Abend selbst ein langweiliger Tischnachbar war, welcher nicht ein Wort mit seiner Tischdame gesprochen hatte; ein anderer Herr hatte ihr Glas mit Wein versehen müssen.

Später am Abend sagte Fräulein von Arenfeldt laut zu Holmbo:

„Ich wollte gern mit Ihnen von der Verwendung der Summe reden, welche Sie zu dem Legat geschenkt haben, welches ich sammle.“

Ihr Vetter hörte die gleichgiltigen Worte, und er, der früher keinen Argwohn gefaßt hatte, grübelte, was sie ihm wohl von dem Gelde sagen würde, welches er ohne alle Bedingungen zu ihrem Pfarrerlegat gegeben hatte; sie mußte einen Grund haben, mit Holmbo eine Unterredung zu suchen: wie gern wollte er nicht ein ungeschener Zuhörer sein.

Unzufrieden mit ihr und der ganzen Welt, zog er sich in ein kleines Cabinet zurück, welches den Salon vom Speisezimmer trennte. Er rollte das Rouleau empor und starrte in den finsternen Abend hinaus; die hohen Blattpflanzen, welche in Gruppen arrangirt waren, verbargen ihn.

Das Cabinet stand leer, ab und zu kam der Eine oder Andere hinein — theils um es als Durchgang zu benötigen, oder auch, um ungestört einige Worte mit einem Bekannten reden zu können. Arenfeldt achtete nicht auf das, was dort gesprochen wurde, so sehr war er von seinen eigenen unruhigen Gedanken in Anspruch genommen.

„Das kann man eine Unterredung mit Hindernissen nennen,“ sagte eine klare Stimme, welche ihn plötzlich erweckte, „ich glaubte schon, wir würden niemals das Cabinet erreichen; Sie sehen, eine Wirthin ist eine

wichtige Person. Na, hier ist gerade auch nicht viel Ruhe; aber, da Jedermann hören kann, wovon wir reden, thut es Nichts zur Sache. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß zweitausend Kronen eine große Summe sind, aus welcher wir zwei Legatportionen machen können, jede zu vierzig Kronen. Ich finde es nur gerechtfertigt, Ihnen ein Bestimmungsrecht einzuräumen, wer das Geld erhalten soll."

"Keinesfalls, Fräulein von Arenfeldt, der oder diejenigen, welche die anderen Legate vergeben, mögen auch über diese beiden bestimmen; ich habe kein Recht dazu; nur würde es mich freuen, wenn Bauern von Arenfeldts Gut bevorzugt werden möchten."

"Ich kann weder, noch will ich Ihren Protest gutheißen — wenn die Zeit kommt, werde ich mir Ihre Entscheidung erbitten — mein Vetter hat Ihnen vielleicht erzählt, daß ich einen Willen habe."

Es entstand eine kleine Pause, welche für Beide peinlich war — sie sah ihm fest in's Auge, als wollte sie darin seine Gedanken lesen — auch sie fühlte, daß der Holmbo, welchen sie das erste Mal sah, und der, welcher vor ihr stand, zwei verschiedene Menschen waren — der eine ein lebensfroher Jüngling, welcher erst das Leben kennen lernen sollte, aber vollauf Kraft und Lebenshoffnung besaß — der andere mit einem Schatten von Trauer und Lebensüberdruß über sich, welchen er trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte — und doch fühlte sie, daß der letztere ihr weit näher gekommen war, als es dem ersteren jemals hätte gelingen können.

Er senkte sein Auge vor ihrem prüfenden Blick — als gäbe es Etwas, was er verbergen wollte — aber es war zu spät — sie wurde roth und unsicher — und doch bereitete das, was sie in seinen Augen entdeckt hatte, ihr Freude — es brachte ihr Herz dazu, mit starken Schlägen zu pochen.

Er fühlte, wie gefährlich die Pause war, und jagte mit sichtlicher Anstrengung: „Morgen verlasse ich Højgaard und nehme für vorläufig von meinem alten Umgangskreis Abschied — selbst von Ihrem Vetter; ich beabsichtige, mich völlig der Arbeit zu widmen, was ich bereits gleich nach meinem Examen hätte thun sollen; ich folgte Arenfeldt hierher nur als Gast, weil ich meiner selbst so thöricht sicher war, ich glaubte, Nichts könne die Festigkeit erschüttern, welche für mich so nothwendig war; aber Hochmuth kommt vor dem Fall, jagt ein altes Sprichwort, ich habe gespielt und habe den Glauben an meine eigene Stärke verloren, und darum will ich mich nicht mehr der Versuchung aussetzen."

"Sie sind allzu bescheiden. Sie gehen ja doch als Sieger aus dem Kampfe hervor; aber wenn man ein so strenges Ehrgefühl zum Compaß hat, so können wohl keine großen Abirrungen vorkommen."

Ein schmerzliches Zucken ging über Holmbos Gesicht hin; er wollte protestiren, vermochte aber kein Wort hervorzubringen. Arenfeldt war aus der Pflanzengruppe herausgetreten und stand nun vor ihnen; er sah den schmerzlichen Ausdruck in seinem Gesicht und dachte:

„Er ist doch ein braver Kerl!“

„Ehre,“ jagte Holmbo wehmüthig — sie unterbrach ihn aber.

„Versuchen Sie nicht, sich selbst zu verleumben, wir haben einen gemeinamen Freund, der mich Sie kennen gelehrt hat — denn gleichwie mein Vetter Ihr bester Freund ist, ist er auch der meinige.“

„Ja, ich weiß es, er liebt Sie sehr, das habe ich seit mehreren Jahren gewußt.“

„Liebe und Freundschaft ist Zweierlei; Adolph ist mir theuer als Freund, aber er wäre der Letzte, den ich zum Mann wählen würde.“

„Der Letzte! Dann kennen Sie ihn nicht; es giebt keinen Mann, welchem ein Weib ruhiger ihre Zukunft anvertrauen könnte; er ist der edelmüthigste Mensch, den ich gekannt habe.“

„Ist er das!“ jagte sie mit einem Lächeln, und während sie fortfuhr, ruhte ihr Auge forschend auf ihm — „es ist leicht, seinen Freund zu rühmen und seine guten Seiten hervorzuheben, wenn man selbst ein kaltes Herz hat — Liebe ist Nichts für Sie, Sie können sich mit Freundschaft begnügen.“

Holmbo fuhr auf, als wäre er von einer Waffe getroffen; sein Blick wurde feurig, und die Hand, welche er auf den Stuhl stützte, auf dem er gesessen, erbehte:

„Kann ich das!“ jagte er dann so leise, daß sie es kaum hören konnte; dann beeilte er sich hinzuzufügen: „Liebe ist Luxus für mich, ja, ich habe selbst nicht die Mittel, für die Freundschaft zu leben; der Arbeit muß ich mich weihen, und ihrer bedarf ich jetzt auch.“

Arenfeldt war weiter in's Zimmer vorgeschritten, sein Blick hatte sich von Holmbos Nutzig nicht abgewendet; er hatte darin wie in einem offenen Buche gelesen; jetzt wußte er, daß sein ehemaliger Freund das Weib liebte, dem mit Liebe sich zu nähern er ihm verboten hatte, und er war davon überzeugt, daß seine Cousine dieses Gefühl erwiderte, daß sie ihm zu verstehen gegeben hatte, er thäte seinem Freunde kein Unrecht, wenn er sich um sie bewürbe.

Er fühlte, daß Holmbo correct gehandelt und er ihm Nichts vorzuwerfen hatte, und dennoch war er nahe daran, ihn zu hassen, und trat schnell hervor, um dem tête-à-tête ein Ende zu machen. Fräulein von Arenfeldt sah an dem zornigen Leuchten in seinen Augen, daß er Zeuge ihres Gespräches gewesen. —

Als Holmbo am Abend seinen Koffer packte, war eine gewisse Zufriedenheit über ihn gekommen, welche er nicht zu dämpfen vermochte — und wo er seine Gedanken auch hinzwang, immer kehrten sie zu denselben Worten zurück: „Er wäre der Letzte, den ich zum Manne wählen würde.“

Ja, war er dessen sicher, daß er selbst auf die, die er liebte, verzichten mußte — so mochte Arenfeldt sein Schicksal theilen.

Was würde er dafür gegeben haben, wenn der letzte Monat aus seinem Leben ausgelöscht wäre; wenn er sich ihr frank und frei hätte nähern können — aber nun war er gezwungen, auf die Liebe zu verzichten — am nächsten Morgen wollte er auch der Freundschaft Lebewohl sagen; dann hatte er die Strafe für seine Feigheit erhalten, und nun, da seine Zukunft verspielt war, empfand er Mitleid mit sich selbst.

„Ich habe das Gefühl, als wenn nicht ich es war, welcher die ungelige Karte auspielte, als wenn eine fremde Macht mich dazu zwang; ich finde niemals wieder Frieden, bevor nicht Arenfeldt das Gut übernommen hat; noch darf ich mit ihm nicht davon reden — aber später —“

Früh am nächsten Morgen wollte er Højgaard verlassen; er hatte bereits von den übrigen Gästen Abschied genommen, nur Arenfeldt war noch übrig, und er dachte mit Grauen an die Trennung zwischen ihnen. Er wußte bestimmt, daß sein Wirth droben sein würde, und dann waren sie allein — Arenfeldt mit all' der Bitterkeit, welche getäuschte Liebe und getäushtes Vertrauen mit sich bringen kann, und er selbst mit dem noch bittereren Schamgefühl.

Wie gewöhnlich bekam er seinen Thee auf sein Zimmer hinauf; der Wagen hielt vor der Thür, und der Diener hatte seinen Koffer hinuntergetragen. Er ging auf die Treppe hinaus, dort stand sein Wirth; seine Züge waren so kalt und hart, daß die warmen Worte, welche Holmbo auf den Lippen branneten, erstarrten; er sah zu Arenfeldt mit den freundlichen guten Augen empor, welche so oft liebevoll auf ihm geruht hatten, wagte aber nicht, ihm die Hand entgegenzustrecken, aus Furcht, sie möchte nicht angenommen werden — und selbst in dieser Stunde, da er sich so schmerzlich gedemüthigt fühlte, liebte er den strengen Wirth; er wußte, daß Eifersucht ihn so hart gemacht hatte.

„Lebe wohl, Arenfeldt — Dank für entschwundene Zeit — alte Tage kehren niemals wieder.“

Er wandte sich, um zu gehen, aber im selben Moment stand sein Wirth an seiner Seite und streckte ihm die Hand entgegen.

„Alte Tage kommen nicht zurück; aber wir werden oft an sie denken,“ sagte er fast zärtlich und begleitete ihn zum Wagen hinaus, und so lange er denselben erblicken konnte, starrte er ihm nach; aber Holmbo sah sich nicht ein einziges Mal um.

Als Arenfeldt auf sein Zimmer hinaufkam, verbarg er sein Gesicht in einen Händen und brach in Thränen aus; es war das erste Mal, daß er geweint hatte, seit seinen Kinderjahren.

„Das war der Abschiedsgruß an die Jugend, nun muß ich ein Mann sein und entgegennehmen, was das Leben bringt — ich gehöre nicht zu denjenigen, welche Brücken bauen über Abgründe, dazu sind stärkere Hände nöthig — armer Holmbo, Gott sei mit ihm, er hat ja den Glauben an eine Vorsehung, er ist reicher als ich.“

Sechstes Capitel.

Mit einem wunderbarlich scheuen Gefühl näherte sich Holmbo seinem Heim. Seine Dienstleute gehörten noch der Zeit seiner Eltern an, er wußte, daß sie ihn mit Liebe empfangen würden; die Haushälterin war sein Kindermädchen gewesen, auf den Knien des Verwalters hatte er seinen ersten Meitunterricht erhalten, alle Kindheits Erinnerungen knüpften sich an diese getreuen Menschen, und er wußte, daß er kein Recht mehr auf ihre Bewunderung und Liebe hatte.

Die Alten standen beide an der Thür, um ihn zu empfangen. Ein festlich gedeckter Frühstückstisch war in der Bibliothek, seinem Lieblingszimmer, arrangirt.

Jede andere Stelle würde er vorgezogen haben. Das große Zimmer trug ein ernstes Gepräge; alle seine Vorväter hingen Seite an Seite an den Wänden; überall Erinnerungen und Forderungen. Ihn dünkte, all' die vielen Augen der Portraits folgten ihm, wo er stand und saß; er hatte nicht den Muth, sich im Zimmer umzusehen, und dann erinnerte er sich plötzlich eines alten Liedes, welches seine Mutter ihm in der Kindheit vorgesungen hatte, von Agnete und dem Meermann — es war ihm, als hörte er die Kirchenglocken läuten; er verstand die Sehnsucht, welche sie vom Meeresgrunde emportrieb, und ihn dünkte, er hörte seine Mutter mit wehmüthiger Stimme singen:

„Agnete trat zur Kirche herein,
Und all' die Bilder wandten sich um.“

Aber hier in der Bildergalerie war gerade das Gegentheil der Fall, alle Bilder starrten ihn an, als wollten sie ihn zur Rechenschaft ziehen und ihn fragen, was er mit der Ehre der Holmbo's gemacht hätte.

„Hier ist allzuviel Raum für einen einsamen Mann,“ sagte er mit erzwungenem Scherz, „wie könnt Ihr verschwenderischen Leute glauben, daß wir die Mittel haben, die Bibliothek zu erheizen — die Bücher werden ja die meiste Wärme verschlingen; in Zukunft will ich mich in der kleinen Wohnstube aufhalten, welche Mutter so gern hatte,“ und in Gedanken fügte er hinzu: „Mutter wird mich anerkennen, was auch geschehen ist, sie liebte ihren Jungen.“

Am nächsten Tage begann der Wald zu fallen; er empfand eine schmerzliche Freude bei jedem Opfer, welches er brachte.

Er arbeitete selbst mit, und wenn er sich des Abends zu Bett legte, war er so müde, daß das Denken nicht Macht über ihn bekam, und der Schlaf kam schwer und betäubend, frei von allen Träumen.

Der alte Verwalter ging an seiner Seite in den Wald; er kannte seinen jungen Herrn nicht mehr wieder, es kam ihm beinahe vor, als wäre er ein alternder Mann, der arbeitete und arbeitete, als hätte er Jugendhoffnung und Jugendmuth verloren; was war ihm nur widerfahren? Das war eine Frage, die er sich ständig wiederholte.

Nach und nach gewöhnte sich Holmbo an die Arbeit, sie betäubte ihn nicht mehr, sie stärkte ihn eher; die Müdigkeit schwand, und der Gedanke bekam neuen Spielraum, und mit dem Denken kam die Sehnsucht und das Vermiffen.

Er hatte gehört, daß Arenfeldt nach Kopenhagen zurückgereist wäre; das war eine Erleichterung für ihn, und gleichwohl war er ihm beinahe theurer, als jemals — aber er fürchtete sich, mit ihm zusammenzutreffen.

Olga von Arenfeldt weilte immer in seinen Gedanken; er wußte, daß sie Interesse für ihn empfand, ja mehr als Interesse. Die Erinnerung an sie war ihm nicht peinlich, sie wußte Nichts von seinem Fall, und ihre Gedanken begegneten sich vielleicht oft — wer weiß, ob sie nicht gerade in diesem Augenblick an ihn dachte.

Wie gern wollte er sie nicht sehen — nur noch ein einziges Mal — Arenfeldt war ja fortgereist; seine Cousine ging jeden Sonntag in die Kirche; es konnte doch keine Sünde sein, seine Andacht gerade in der Kirche zu verrichten, in welcher sie betete. Er entsann sich, droben bei der Orgel einen Stuhl gesehen zu haben, von dem aus man die ganze Kirche übersehen könnte, ohne selbst gesehen zu werden; wie, wenn er dort hinauf ging! Er konnte so früh kommen, ehe noch Jemand da wäre, und dann könnte er sich verborgen halten, bis Alle die Kirche verlassen hätten. Diese Gedanken verfolgten ihn und ließen ihm keine Ruhe.

Am nächsten Sonntag war er früh auf, er hatte fast zwei Meilen zu gehen, ehe er die Kirche erreichte. Er wollte nicht fahren, da er wußte, daß ein fremder Wagen in einem Dorf sofort Aufsehen erregt.

Die Kirche lag auf einem Hügel; man konnte sie aus weiter Ferne erblicken; einzelne Bäume umgaben sie, und der Kirchhof mit einer Menge kleinen Buschwerkes lag unterhalb derselben.

Es war im März. Der Nachtfrost hielt das Gras und die jungen Schößlinge noch zurück; aber der Saft war in allen Bäumen emporgestiegen und verlieh ihnen einen frischen, grünen Schimmer, welcher von einem gährenden Leben kündete, welches nun im Begriff war auszubrechen — nur ein wenig Wärme, ein wenig Sonnenschein, und der Frühling würde seinen Einzug halten, Gras und Keime würden hervorströmen, und Büsche und Bäume sich mit des Frühlings lichtem, lustigem Gewande bekleiden.

Der frühe Morgen war trübe und feucht gewesen, als aber Holmbo den Kirchberg emporstieg, kam ein Leuchten über die Gegend; es war, als ob die Wolken sich hoben, als ob die Natur größer würde und Sonnenschein leicht und strahlend über den Frühlingsdurchbruch fiel, voll von Versprechungen für die Zukunft.

Am selben Augenblick begann die Orgel ihre feierlichen Töne zu ihm hinauszusenden, und er beschleunigte seine Schritte; er war nämlich später angelangt, als er erwartet hatte, und die Kirche war schon beinahe voll.

Er kam zwar unbemerkt zur Orgel hinauf, allein der Stuhl, den er zu finden gehofft hatte, war bereits besetzt.

Der lange Weg und die düsteren Gedanken hatten ihn müde gemacht; er stützte sich an einen der Pfeiler, welche das Kirchendach trugen, und starrte in den Raum hinein. Der Herrschaftsstuhl war zu seiner Enttäuschung leer; aber nach und nach ergriff ihn der Psalmgesang, und ohne daß er es selbst wußte, nahm er daran Theil.

Er hatte eine hübsche, starke Stimme, welche in die Kirche hinausstönte, und alle Augen forschten, woher sie kam.

Im selben Augenblick traten Fräulein von Arenfeldt und ihre Tante herein.

Die Stimme war nicht in der Pfarre heimisch, das hörten sie sogleich; Olga's Augen folgten dem Blick der Anderen empor zur Orgel — dort stand er, an welchen sie gerade dachte, an einen der grauen Pfeiler gelehnt, aufrecht da und ahnte nicht, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren.

Sie setzte sich mit dem Rücken gegen den Altar und konnte sich von der hohen, schlanken Gestalt nicht losreißen — wie bleich und mager er geworden war, wie der Stummer deutlich in den ausdrucksvollen Zügen geschrieben stand.

„Was ist das nur für ein Kummer, der ihn niederdrückt? Geldmangel kann auf ihn keinen solchen Einfluß ausüben; er war froh und muthig, als ich ihn das erste Mal sah — wie, wenn es —“ hier unterbrach sie ihren Gedankengang, und eine glühende Röthe stieg in ihren Wangen empor — „ja, darüber konnte kein Zweifel obwalten, er liebte sie, wollte aber nicht der Nebenbuhler seines Freundes sein; bei ihm ist die Freundschaft stärker als selbst die Liebe, dachte sie mit einem Seufzer.

Der Psalm war zu Ende, die Orgel verstummte, der Pfarrer stand auf der Kanzel.

Fräulein von Arenfeldts Tante gab ihr einen kleinen freundschaftlichen Puff, um sie zu veranlassen, sich auf die entgegengesetzte Bank zu setzen; aber sie war ganz unempfindlich für alle Winke und fuhr fort, zur Orgel emporzustarren.

Holmbo richtete sich auf, trat einen Schritt vor, um in die Kirche hinabzuschauen, und seine Augen begegneten den ihren; er wollte sich zurückziehen, aber es war zu spät; ohne sich zu bedenken, hatte Olga von Arenfeldt das Haupt geneigt und ihm ein kleines Lächeln zugesandt; er mußte den Gruß erwidern, bereute aber seine Unvorsichtigkeit. Er wollte sie um keinen Preis nach dem Gottesdienst auffuchen, um mit ihr gerade jetzt zu reden, da Arenfeldt fortgereist war, und langsam trat er zurück und schlich sich aus der Kirche heraus, um so schnell wie möglich heimzugehen.

Aber seit dem Tage wurde ihm die Einsamkeit drückend, und er begann, sich nach der Welt zu sehnen, der zu entsagen er sich vorgenommen hatte. Er war nicht allein mit sich selbst unzufrieden, sondern auch mit

allen Andern, und der Gedanke drängte sich ihm auf, daß seine Strafe allzu streng wäre im Verhältniß zur Schuld, und ein bitteres Gefühl gegen Arenfeldt beschlich ihn und ließ ihm keine Ruhe.

„Wenn er an meiner Stelle wäre — ich würde ihm ein milderer Richter gewesen sein; ich würde ihn gestützt und ihm geholfen haben — aber er verstieß mich ohne Barmherzigkeit, das war grausam!“

Diese Unzufriedenheit mit der Außenwelt wuchs von Tage zu Tage; es fehlte nicht viel, so sah er sich selbst für einen Märtyrer an, aber gerade zu der Zeit, da er seine That am allermildesten beurtheilte, ging eine Reaction in ihm vor; plötzlich wurde es ihm klar, daß seine Moral schlaff wurde; das einsame, in sich gefehrte Leben mit hoffnungsloser Freundschaft und hoffnungsloser Liebe war so weit davon entfernt, seinen Muth und seine Willenskraft aufzurichten, seine Gedanken zu klären und ihn stark zum Kampfe zu machen, daß es ihn eher erschlaffte und ihn lebensmüde machte; er strebte nicht mehr, vorwärts zu kommen, sondern seine Gedanken eilten nur in die Vergangenheit zurück und verweilten mit qualvoller Klarheit bei dem, was er verloren hatte; er fühlte, wenn er dieses Leben weiter führte, ging er zu Grunde. Der Betrieb des kleinen Gutes konnte nicht seine ganze Zeit ausfüllen, und die Arbeit vermochte ihn niemals so weit zu bringen, daß er in seinen eigenen Augen schuldlos werden konnte, nein, er mußte seine Schiffe verbrennen und seinen Weg von vorn beginnen.

Dann schrieb er einen Brief an Arenfeldt und erzählte ihm Alles, was er gelitten hatte; er verbarg nicht einen Gedanken vor ihm, jede kleine Schwachheit, welche ihn verlockt hatte, legte er klar und offen dar und schloß mit der Bitte, ihm das Gut als Abschlagszahlung auf die Schuld abzunehmen, dertwegen er niemals Frieden finden würde, ehe sie bezahlt war.

„Das Leben, das ich führe, tödtet mich zollweise, geistig und körperlich,“ schrieb er, „mein Denken wird unklar, meine Moral erschlafft, ich muß fort von dem Allen und ein neues Leben beginnen — darum bitte ich Dich, zum Andenken an unsere Freundschaft meine kleine Besitzung anzunehmen. Ich habe soviel Capital in baarem Gelde, daß Du um meinetwillen nicht unruhig zu sein brauchst; ich kann Amerika erreichen und habe dann noch so viel übrig, daß ich drüben eine Stellung suchen kann; ich bin genügsam und bereit, jede Arbeit zu übernehmen, die sich mir bieten würde, und erlebe ich den Tag, da ich selbst meine Geldschuld an Dich als gedeckt betrachten kann, so will ich eine neue Laufbahn beginnen als ein freier Mann; aber meine Freundschaft und meine Liebe lasse ich in meinem lieben, alten Heim zurück.“

Er fand keine Ruhe, bis der Brief zur Post gebracht war, und die Spannung, in welcher er umherging, bis Arenfeldts Nachricht da sein konnte, machte ihn ganz krank; er vermochte des Nachts nicht zu schlafen, sondern ging stundenlang im Zimmer auf und nieder.

Der letzte Baum in seinem Walde war gefallen, es war eine mächtige Eiche; in ihrer dicken Rinde hatten die jungen Holmbos seit vielen Generationen ihre Namen eingeschnitten; der seinige war der letzte gewesen — bei diesem Gedanken verweilte er mit Wehmuth, er würde keinen Sohn hinterlassen, dessen Bild in der alten Bibliothek neben dem seinigen Platz finden würde.

Ob schon er sich nach dem Ausbruch wie nach einem neuen Leben sehnte, bedrückte ihn doch ständig ein wehmüthiges Gefühl; das Alte und das Neue konnten einander noch nicht die Hand reichen.

Er saß und wartete auf die Ankunft des Postboten; er war sicher, daß Arenfeldt ihm sogleich antworten würde, und war keine Zeit verloren gegangen, so mußte der Brief nun unterwegs sein.

Schnuchtsvoll starrte er auf den Weg hin, dort kam der alte Mann langsam dahergegangen.

Holmbo blieb sitzen; er hatte nicht den Muth, ihm entgegenzugehen; er wollte warten, bis der Brief ihm heraufgebracht wurde. Die Enttäuschung folgte gleich darauf; der Postbote hatte nur ein paar Zeitungen für ihn und weiter Nichts.

„Er hat meinen Brief nicht bekommen, ich kenne ihn von früher her, er hätte sofort geschrieben. Vielleicht ist er verreist gewesen; ich muß geduldig sein; ein Tag mehr oder weniger thut Nichts zur Sache; ich muß warten.“

Da fiel sein Blick zum Fenster hinaus, ein Landauer kam auf der Straße dahergefahren; er kannte die Livrée, es war Fräulein von Arenfeldts Wagen.

Holmbo folgte ihm mit den Augen, er bog in die Allee ein, welche zum Gutshof hinaufführte — das war unmöglich, sie konnte doch nicht zu ihm kommen! — Wie, wenn ihr Vetter bei ihr zum Besuch gewesen war und nun ihren Wagen benutzte. Er stand schnell auf und ging die Treppe hinunter, um seinen Gast zu empfangen.

Aber noch bevor er die Hausthüre erreichte, kam Fräulein von Arenfeldt ihm entgegen.

Zu ersten Augenblick war sie ein wenig verlegen, faßte sich jedoch schnell und sagte beinahe feck, aber mit glühenden Wangen:

„Ich war wohl der letzte Gast, den Sie erwartet hatten, Herr Candidat Holmbo; aber ich habe Sie ja darauf vorbereitet, daß Sie nicht die Verantwortung für die Fortgabe der beiden Legate loswerden, welche die Rente Ihrer Gabe ausmachen.“

Er war weit verlegener als sie und wußte kaum, was er sagen sollte, führte sie jedoch höflich in die warme Stube.

„Ich habe mich nicht geweigert, um die Verantwortung los zu werden die Austheilung der Legate kann in keinen besseren Händen ruhen, als in den Ihren; aber da ich beabsichtige, mein Heimatland für lange Zeit zu ver-

lassen, vielleicht für immer, ist es mir unmöglich, eine solche Verpflichtung auf mich zu nehmen.“

Sie saß am Fenster auf dem Stuhl, den er soeben verlassen hatte, und starrte auf den Weg hinaus, als hätte sie nicht den Muth, ihn anzusehen; bei diesen Worten wandte sie sich aber schnell um und sagte mit unsicherer Stimme:

„Sie wollen fort, Dänemark verlassen — und vielleicht für immer? Sie müssen einen Grund dazu haben, einen ernsten Grund, — man hat mir erzählt, Sie liebten das Besizthum Ihrer Väter, und alle Holmbos hingen mit ererbter Liebe hier an der Gegend — ist es nicht so?“

„Bis jetzt hat Keiner von uns den Hof verlassen, ich bin der Erste, und es geschieht nicht aus Leichtsinn; aber ich bin dazu genöthigt — es giebt bisweilen eine eiserne Nothwendigkeit, welcher man gehorchen muß oder zu Grunde gehen. Ich beuge mich erst nach langem Kampf. Es freut mich, daß ich Gelegenheit gefunden habe, es Ihnen zu sagen; es würde mich schmerzen, wenn Sie mich darum hart beurtheilen würden.“

„Welches Recht habe ich überhaupt, Sie zu beurtheilen —“

„Vergeben Sie mir, ich vergaß, daß ich für Sie nur ein Fremder bin.“

„Sie sind mehr als ein Fremder, Sie sind der Freund meines Veters.“

„An dem Tage also, an welchem ich seine Freundschaft verliere, bin ich Ihnen weniger als ein Bekannter.“

„Seine Freundschaft verlieren! Ich verstehe Sie nicht; was sollte Ihnen seine Freundschaft rauben — doch wohl nicht die Eifersucht? Aber ich frage zu viel — antworten Sie mir nicht, wenn Sie meinen, ich hätte kein Recht dazu.“

Er wurde bleich; Ehre und Liebe hatten einen harten Kampf zu bestehen; dann antwortete er muthlos:

„Wenn ich frei wäre, dann hätten Sie all' das Recht, welches mein Herz Ihnen zu geben vermag, aber —“

„Sagen Sie weiter Nichts, ich verstehe Sie — eine starke Freundschaft hat in Ihren Augen das Recht, eine schwache Liebe zu ersticken; Sie meinen wohl, es ist groß, sich zu opfern; aber haben Sie jemals sich selbst gefragt, ob es edelmüthig ist, das Weib zu opfern, das Sie lieben — und welches Sie liebt?“

Er erhob sich und trat dicht zu ihr hin. Sie sah zu ihm empor; in seinem Blick ruhte eine unerschütterliche Festigkeit und Entsagung; er versuchte zu reden, aber es war, als wenn er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte.

Da erhob auch sie sich, sank aber sogleich wieder zurück in den Lehnstuhl; Keiner von ihnen sprach, nur ein leises Schluchzen unterbrach die Stille im Zimmer.

„Weinen Sie nicht, ich verdiene nicht Ihre Thränen — wenn Liebe genug wäre, Liebe zu verdienen, dann gehörten Sie mir an; aber dazu ist

mehr nöthig, Sie könnten nicht glücklich werden, ohne Ihren Mann zu achten — und ich habe gegen das Gebot der Ehre gesündigt; ich will meine Schmach nicht mit dem Weibe theilen, das ich liebe. Nur ein Mensch weiß es, nämlich Ihr Better; aber wüßte es auch niemand Anders, als ich selbst, so wäre ich doch zu einem einsamen Leben verdammt.“

Das Weinen hörte plötzlich auf; sie sah ihn an, als wenn sie ihn nicht verstand.

„Sie,“ sagte sie bloß.

„Ja, ich, der so stolz von Ehre sprach, der sie so hoch stellte! Sie haben ein Recht, mein Leben zu kennen, das ist die Strafe, die ich verdient habe.“

Dann erzählte er ihr seine Versuchung und seinen Fall, ohne seine That zu vertheidigen, eher wie ein Richter als wie der Schuldige, und doch lag soviel Schmerz in seiner Erzählung, daß sie nicht zu fassen vermochte, daß ein Mensch ihn tragen könnte.

Sie weinte nicht mehr; ihre Wangen brannten, ihre Augen flammten, als hätte sie Fieber; eine Last war auf ihr junges Herz gelegt, welche zu tragen ihr noch die Kraft mangelte; sein Kummer und seine Schmach waren ohne Widerstand die ihrigen geworden; es wohnte kein Tadel in ihren Gedanken oder auf ihren Lippen; sie vermochte nur ein Mal nach dem anderen zu wiederholen:

„Wie Sie gelitten haben müssen!“

Dieselben Worte hatte Arenfeldt gesagt.

Beide waren so mit sich selbst beschäftigt gewesen, daß Keiner von ihnen gehört hatte, daß Besuch auf dem Gut angekommen war. Das Rollen des Wagens, die lauten Stimmen und schnellen Tritte auf der Treppe waren von ihnen unbemerkt geblieben.

Gerade, als sie abermals wiederholte: „Wie Sie gelitten haben müssen,“ öffnete sich die Thür, und Arenfeldt trat herein.

Er hatte den Wagen seiner Cousine gesehen und war darauf vorbereitet, sie zu treffen.

Holmbo fürchtete eine Scene und fühlte, daß er seine ganze Selbstbeherrschung brauchte, er ging ihm aber ruhig entgegen.

„Wie edelmüthig von Dir, daß Du selbst hinüberkommst, um unsere Angelegenheiten zu ordnen; ich wußte voraus, daß Du meine Bitte erfüllen würdest; Fräulein von Arenfeldt —“

„Erspare Dir nur alle Umschweife,“ antwortete Arenfeldt etwas erregt, „Du brauchst weder sie noch Dich zu vertheidigen; ich verstehe Alles, als wäre ich dabei zugegen gewesen. Daß Du mir Dein Wort gehalten hast, dessen bin ich sicher, sonst wäre meine Cousine nicht genöthigt gewesen, diesen etwas — gewagten Schritt zu thun, daß sie zu Dir kam. Sie hat mich nicht um Rath gefragt — na, das pflegt ein junges Mädchen in Herzensangelegenheiten auch nicht zu thun — und ich habe auch kein Recht, diese

Verbindung zu verhindern, wenn ich es auch wünschte; aber Du erwartest wohl nicht, Holmbo, daß ich Dir gratuliren soll?"

Oлга hatte sich erhoben und stand nun an Holmbo's Seite.

„Dazu hast Du keinen Grund; Holmbo hat mir gerade in diesem Augenblick gesagt, daß er niemals die Zukunft mit einem Weibe theilen will, und hat mir den Grund mitgetheilt; aber ich kann denselben nicht anerkennen — nein, Holmbo, Sie dürfen mich nicht unterbrechen — ich habe Sie ruhig angehört; nun ist es für mich an der Zeit, zu reden; ich wiederhole es: ich kann ihn nicht anerkennen — Sie können nicht Richter in Ihrer eigenen Sache sein, und mein Urtheil würden Sie ganz sicher verwerfen — darum schlage ich vor, Adolph soll das entscheidende Wort haben — was er bestimmt, darein wollen wir uns fügen — gehen Sie darauf ein?"

Holmbo vermochte kein Wort hervorzubringen, er beugte zustimmend sein Haupt; er hatte keinen Schatten einer Hoffnung.

„Siehst Du, Adolph, Du bist wohl ein leichtsinniger Purische gewesen, aber Du bist ein Mann von Ehre; wenn Du als mein nächster Verwandter Alles für und wider erwägt — wenn Holmbo die Geldfrage mit Dir in's Reine gebracht hat, und Du dann seine Angst, Erregung und Verzweiflung — zugleich mit meinem Glück in die eine Waagschale und seine — ja, nenne es, wie Du willst — in die Andere legst, glaubst Du dann, daß Du ihm meine Hand verweigern würdest — wenn ich Deine Schwester wäre? — bedenke, daß Deine Antwort schicksalschwanger ist; sie entscheidet über meine Zukunft.“

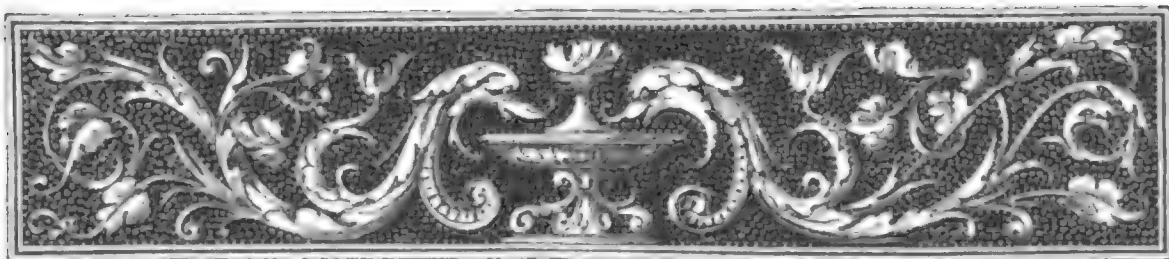
In Arenfeldts Herzen vollzog sich ein harter Kampf — er wollte gern ein gerechter Richter sein. Die alte Freundschaft hatte ihn niemals ganz verlassen; sie hatte ein Winkelchen in seinem Herzen bewahrt, wo sie ihn peinigete und plagte und ihn niemals Ruhe finden ließ. Wie streng er in seinen Gedanken Holmbo auch verurtheilte, war die alte Freundschaft immer bereit, ihn zu vertheidigen und die Angriffs-Waffe nach der entgegengesetzten Seite zu richten — er war ja der Versucher gewesen.

Dieser ständige Kampf, im Verein mit Olgas ruhiger Abweisung, hatte seine Liebe zu ihr zurückgedrängt, sodaß sie nicht mehr die Macht über sein Herz hatte wie früher.

Hätte Holmbo einen Schritt gethan, um sie zu gewinnen, würde er ihn verachtet haben; aber jetzt, da er ihr selbst Alles erzählt hatte, wurde er tief gerührt; die besten Gefühle, die er besaß, bekamen Macht über ihn, und ehe der kalte Verstand seine Gedanken zu klären vermochte, lagen seine Arme um des Freundes Hals, und er jagte mit Thränen in den Augen:

„Viel Glück, alter Freund! Das Gut nehme ich an, ich werde es gut bewirthschaften, und dereinst kann es Dein Sohn zurückkaufen; es darf nicht aus der Familie kommen.“





Hermann Levi.

Ein Tonkünstler-Portrait.

Von

Arthur Hahn.

— München. —

Wer sich mit der Geschichte der Münchener Oper und ihren engen Beziehungen zur Geschichte des musikalischen Dramas der Neuzeit befaßt, der wird u. A. auch bei dem Jahre 1872 als einem Wendepunkt von immerhin nicht zu unterschätzender Bedeutung einen Moment zu verweilen haben.

Bewegte Zeiten waren damals noch nicht lange vorüber, Tage des Kampfes, sowohl für die Kunst- wie für die Weltgeschichte. Die Wogen der Wagnerbewegung der sechziger Jahre hatten sich einigermaßen geglättet, die Stürme, welche das Aufeinanderplätzen von Geistern unterschiedlichster Qualität im Gefolge gehabt, waren verräucht, oder hatten sich doch etwas gelegt. Parteiwirthschaft und Cliquenwesen und nicht in letzter Linie die ehrenwerthe Philisterchaft, deren „Hofbräuhorizonte“ und „undurchdringlich dickem Fell“ in den bekannten Wagner-Verjen des streitbaren Georg Herwegh die gebührende Verherrlichung zu Theil geworden, hatten einen momentan zwar unbestreitbaren, Gottlob aber recht vergänglichen Triumph davongetragen über den Genius der neuen Kunst, welcher die Vermessenheit gehabt hatte, unter dem Schutze eines für alles Edle und Hohe begeisterten jugendlichen Fürsten seine Flügel zu regen, so mächtig, daß es oben gedachten Biedermannsseeleu schier angst und bange ward vor ihrem Rauschen.

Wagner hatte man glücklich aus München vertrieben, aber sein Geist war nichts destoweniger lebendig geblieben im Kunstleben der Fiarstadt und

waltete fort in dem Wirken seiner Jünger. Doch nach einigen Jahren waren dem Meister auch jene beiden bedeutenden Leiter der Münchener Oper gefolgt, welche unentwegt das Banner seiner Kunst hochhielten und in seinem Sinne ihres Amtes walteten: im September 1869 hatte die Münchener Hofkapelle den Verlust eines Hans von Bülow zu beklagen, und kurz darauf legte auch Hans Richter den musikalischen Commandostab nieder. Dann aber kam eine andere, größere Bewegung, welche, wie allerwärts, so auch hier die künstlerischen Interessen naturgemäß in den Hintergrund drängen mußte: das weltgeschichtliche Ereigniß des deutsch-französischen Krieges. Und als dieser vorüber war, da lagen die Münchener musikalischen Verhältnisse und speciell die der Oper just gerade so, daß man eine erste Dirigentenkraft mit sicherer, energischer Hand und einer auf gleicher Höhe stehenden geistigen Elasticität und vollkommenen Herrschaft über die hier sich bietende Aufgabe beinahe so nöthig hatte, wie das liebe Brod, wenn anders die der Münchener Oper zugefallene Führerschaft auf der Bahn des musikalischen Fortschritts dem Institut erhalten bleiben sollte. Zwar besaß man in dem trefflichen Franz Wüllner einen Capellmeister von zweifellos gediegenen musikalischen Qualitäten. Allein seine ganze künstlerische Individualität hat sich wohl jederzeit auf dem Boden des Concertsaales und auf kirchenmusikalischem Gebiete heimischer gefühlt, als inmitten des so ganz andere Anforderungen stellenden Lebens der Bretterwelt. Zum Wundenen erheischte die Bühne dringend noch eine weitere Kraft, und als man nach dem rechten Mann für die damaligen Verhältnisse suchte, fand man ihn auch in der Person des jungen, damals 33jährigen Capellmeisters der Karlsruher Oper: Hermann Levi.

Das Engagement dieses Künstlers mußte nach der ganzen Lage der Dinge als ein höchst glücklicher Griff erscheinen. Mit dem allzeit kampfesfrohen, dabei aber so oft von jäh wechselnden Stimmungen beeinflussten Naturell eines Hans von Bülow, mit seinem glänzenden, aber mit einer auf's Stärkste ausgeprägten Subjectivität und köstlichster Rücksichtslosigkeit gepaarten Geniehum wären damals in München, selbst wenn man eine solche Persönlichkeit nochmals zur Verfügung gehabt hätte, doch wohl nur noch schlechte Geschäfte zu machen gewesen. Andererseits aber konnte die Hofbühne Ludwigs II. die erst gewonnene führende Stellung auf dem Boden der modernen Musik doch unmöglich etwa wieder einer aus älterer Dirigentenschule und Capellmeisterzunft hervorgegangenen, dem Neuen feindlich gegenüberstehenden Persönlichkeit preisgeben. So galt es denn, für den wichtigen Posten eine Kraft zu finden, welche nicht nur, gleich der bedeutenden Vorgängerin zu älterer wie neuerer Richtung die rechte Stellung zu finden wußte, sondern die auch durch die ganze Art des Auftretens und der künstlerischen Amtsführung gewisse, trotz der von Herwegh behaupteten Dickhäuterhaft, in manchen Punkten wiederum ganz merkwürdig feible und empfindsame Gemüther zu befriedigen wußte. Diese erforderliche glückliche

Veranlagung, ein gewisses, im gegebenen Falle sehr schätzbares juste milieu repräsentirte aber offenbar gerade die Person Levi's. Individuelle Eigenschaften und Bildungsgang hatten aus ihm den Mann werden lassen, den gerade jetzt die Münchener Verhältnisse brauchen konnten. Levi war eifriger Wagnerianer, aber er war es nicht von Anbeginn gewesen, d. h. etwa schon von seinen Studienjahren her, welche ungefähr in jene Zeiten fielen, da der Ruf der um Wagners und Liszts Fahne geschaarten „Zukunftler“ durch Deutschland drang und die Gleichgesinnten zu künstlerischer Gemeinschaft rief. In jenen Tagen waren die Augen des jungen Musikers noch auf ganz andere Vorbilder gerichtet gewesen, auf Vorbilder, zu denen ihn sein künstlerischer Werdegang im Verein mit seinen persönlichen Neigungen und Eigenschaften hatte führen müssen.

Die musikalische Natur hatte sich bei Levi bereits in frühester Kindheit geregt, als er sich noch im väterlichen Hause in der anmuthigen Musenstadt an der Lahn befunden. Zu Gießen, wo sein Vater das Amt eines Oberrabbiners der dortigen jüdischen Gemeinde bekleidet, hatte seine Wiege gestanden, und das Jahr 1839 war sein Geburtsjahr. Die alte Erfahrung, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Kinder vorwiegend von mütterlicher Seite stammen, findet man auch bei Levi in vollstem Umfang bestätigt. Sein Vater war absolut unmusikalisch, die Mutter dagegen eine durch und durch musikalische Natur. Zwar hatte er sie nie fernen gelernt, aber seine Begabung war ihm als Erbe von ihr verblieben und zugleich damit der Sinn für das Echte und Edle in der Kunst. Die Classiker und vor Allem Beethoven waren die musikalischen Hausgötter im elterlichen Heim gewesen; daneben war auch Mendelssohn, welcher damals eben aufkam, eifrig gepflegt worden. Trotzdem der Knabe zunächst nur den Unterricht ehrbarer Durchschnittslehrkräfte genossen, zeigte er sich doch bereits in seinem siebenten Lebensjahre befähigt, öffentlich ein Mozartsches Concert mit Orchester zu spielen, und als er fünf Jahre später nach Mannheim zum Besuch des dortigen Gymnasiums überiedelte, da gewann gleichzeitig sein musikalisches Studium eine Förderung und sein angeborenes Talent eine Entwicklung, daß sich bald für ihn wie für seine Nächstehenden ernstlich die Frage in den Vordergrund drängte, ob er den ärztlichen Beruf, für welchen Levi bisher eine leidenschaftliche Neigung gezeigt, nicht mit demjenigen des Künstlers vertauschen sollte. In Mannheim hatte er auch den Lehrmeister gefunden, der ihm nicht nur der Führer durch seine Studien, sondern auch die beste Stütze beim Betreten und während der ersten Jahre der eigentlichen Künstlerlaufbahn und praktischen Thätigkeit werden sollte, und mit dem ihn bis in späte Jahre und über allen Wechsel der Kunstanschauungen hinaus stets ein intimes Freundschaftsband verknüpft hat. Es war Vincenz Lachner.

Dieser zwar des genialischen Zuges entbehrende und ganz in den Anschauungen seiner Tage wurzelnde, ja oft darin befangene, aber in allen

praktisch-musikalischen Dingen äußerst tüchtige und wohlverfahrene Musiker, der damals am Mannheimer Hoftheater die erste Capellmeisterstelle bekleidete, war es, welcher den Musikunterricht Levi zuerst in eigentlich fachmännische Bahnen lenkte und in planvoller Weise leitete. Nachdem es nun eines schönen Tages für den jungen Levi beschlossene Sache war, sich ganz der Musik zu widmen, bezog er auf Lachners Anrathen das Leipziger Conservatorium, wo ihm Kiez und Hauptmann „der Regel Gebot“ lehren sollten. Dies nahm denn auch seinen ordnungsmäßigen Gang, so lange es für den Schüler galt, musikalisches Wissen zu erwerben. So gehorsam und willig sich dieser aber auch hierbei gezeigt haben mochte, so war es doch mit einem Male mit aller Hüftigkeit vorbei, als man der frisch aufstrebenden Jugendkraft und dem vorwärts drängenden Talente nach altem Brauch die Satzungen künstlerischer Selbstgenügsamkeit dictiren und ihm den Rath ehrsamem Kunsthandwerkerthums ertheilen wollte, der da lautet: „Was wir erlernt mit Noth und Müh', dabei laßt uns in Ruh' verschmaufen!“ Der Geist der Opposition erwachte in dem jungen Kunstschüler, das Verlangen, sich seinen eigenen Weg zu suchen, und es begann der bekannte, ewig sich wiederholende Kampf zwischen verknöchelter Erbweisheit und Schultyrannie auf der einen und thatenfrohem Künstlergeist auf der anderen Seite. Wer die Musik- und speciell Musikschulverhältnisse an der Pleiße kennt, in denen zu jener Zeit der Geist der Mendelssohn-Moscheles-Epoche allmächtig war und die Herrschaft führte, der wird wissen, wie erquicklich sich speciell dort ein solcher Kampf gestalten mußte. Anathema! — wenn dort Einer noch andere Götter haben wollte neben den vorchriftsmäßigen und amtlich beglaubigten.

Während Levi's Lehrjahren brauchte man sich, um an der genannten Anstalt für einen Erzfeind zu gelten, dabei noch lange nicht zu dem zu versteigen, was man so eigentlich „Zukunftsmusik“ nannte; das hätten die leitenden Männer daselbst damals wohl überhaupt nicht überlebt. Es genügte schon vollkommen, wenn man sich den Zukunftshorizont viel enger begrenzt dachte, als etwa durch Wagner'sche oder Liszt'sche Schöpfungen und Kunsttheorien, und sich, wie Hermann Levi, zum Ideal und Propagandagegenstand — Robert Schumann erkor. Das klingt uns heute unglaublich, ist aber nichts destoweniger so. Der romantische Meister des Sinnens und Träumens hatte den jungen Musikschüler ganz und gar für sich eingenommen, und wenn er anderen Größen der Tonkunst seine Verehrung zollte, so gehörte Schumann seine Liebe. Er ließ natürlich auch keine Gelegenheit vorübergehen, seine Schwärmerei nach Kräften auf die Studiengenossen zu übertragen. Seine Lehrer begleiteten dieses Treiben eine Zeit lang mit bedenklichen Miene und wohlgemeinten Warnungen. Als aber Levi im Jahre 1856, dem Drange seines Herzens folgend, in aller Form eine echte und rechte Todtenfeier für den eben dahingegangenen Meister arrangirte, da war es aus mit der Geduld, und man drohte dem jungen „Umstürzler“ schlangweg mit Entlassung, wenn er von seinem frevelhaften Treiben nicht ablasse. Von einer solchen Drohung

bis zur Ausführung pflegt es aber unter Umständen noch immer ein gut Stück Weges zu sein, wenn man sich dabei nämlich in der Lage sieht, zugleich den besten Schüler der Anstalt zu verlieren, den man bei jeder Gelegenheit als Paradespferd in die Arena des Prüfungsjaales zu führen pflegte. So hatte es denn auch beim Falle Levi mit der Relegation gute Weile, und der junge Musikzögling durfte schließlich ruhig und ohne seiner Schumann-Verehrung einen Dämpfer aufsetzen zu müssen, seine Studien vollenden.

Die künstlerische Lehrzeit ging vorüber, und das Verlangen, Welt und Leben kennen zu lernen, erwachte in dem jungen angehenden Künstler. Er suchte dieses zunächst dort zu stillen, wo man dies zu seiner Jugendzeit mit Vorliebe that: in Paris. Und wie den Meisten, so erging es auch ihm: er studirte in der so lange Zeit für den Mittelpunkt aller geistigen Strebungen und Strömungen gehaltenen französischen Hauptstadt weniger Pariser Kunst, als Pariser Leben. Eine nicht ganz uninteressante Reminiscenz bewahrt Levi aus dieser Zeit; dieselbe knüpft sich an die erste Ausführung des Gounod'schen Faust, welcher er beiwohnte. Er fand Gelegenheit, den Geschmack des Publicums nach eigener Schätzung zu tariren und sich dabei ganz gründlich zu verrechnen. Die genannte Oper hatte auf ihn als Musiker ihren Eindruck nicht verfehlt. Er mußte sich sagen, daß dieses Werk, mochte man auch gegen noch so Vieles darin vom Standpunkte der ernsten Kunstkritik Einwendungen zu machen haben, doch Parteen enthielt, welche nicht nur ihrer Wirkung unbedingt sicher sein durften, sondern aus denen auch eine wirkliche, in mancherlei Hinsicht originelle musikalische Persönlichkeit zu uns spricht. Er theilte seine Ansichten Vincenz Lachner mit. Als jedoch dieser ihn darauf ersuchte, ihm zum Zwecke der Ausführung das Notenmaterial der Oper zu verschaffen und gleichzeitig selbst eine Tertübersezung zu besorgen, da erwachten Bedenken bei Levi. Nimmermehr — dessen glaubte er sich gewiß zu sein — würde ein deutsches Publicum sich diese librettistische Verarbeitsung seines Faust gefallen lassen! Er gab deshalb die Sache auf. Als er dann später in das deutsche Kunstleben zurückgekehrt war, konnte er selbst Zeuge werden von der glänzenden Aufnahme der Gounod'schen Oper und von der dauernden Beliebtheit, welche dieselbe sich im Vaterlande Goethes gewann!

Dem Pariser Aufenthalt folgte der Beginn eigentlicher künstlerischer Thätigkeit, der Eintritt in die Praxis musikalischen Lebens. Levi wandte sich wieder nach Mannheim. Wo er zuerst das Musikstudium berufsmäßig ergriffen, da erprobte er auch erstmalig das in der Studienzeit Erworbene im Dienste des Kunstlebens. Sein ehemaliger Lehrer Vincenz Lachner nahm sich wiederum seiner an, indem er ihn zunächst zur Assistent, zu allerlei die Routine fördernden musikalischen Handlangerdiensten am Mannheimer Hoftheater heranzog und ihn dann 1859 als Musikdirektor nach Saarbrücken empfahl. Levis Wirken dort war nur ein kurzes. Bereits 1861 finden

wir ihn wieder in Mannheim als stellvertretenden Musikdirektor am Theater angestellt.

Den peinlich gewissenhaften Biographen und am Ende auch manche andere Leute würde vielleicht noch die Geschichte von Levi's erster Liebe, welche in die Saarbrückener Zeit fällt, interessieren, doch dürften sie darüber von ihm selbst ebenso wenig Genaueres erfahren, wie über seine späteren nahen Beziehungen zu einer Tochter Vincenz Lachners, ein Verhältnis, auf welches durch die unheilbare Krankheit und den schließlichen Tod des einen Theiles ein tragischer Schatten fällt, oder von sonstigen Herzensaffären des Künstlers. Nicht unerwähnt wird auch bei einer näheren Betrachtung und Charakteristik der Persönlichkeit Levi's der Umstand bleiben können, daß er, obwohl er das ewig Weibliche gewiß gebührend zu schätzen weiß, dennoch unverheirathet geblieben ist.

Zu eigentlicher künstlerischer Selbstständigkeit in seinem Wirken gelangte Levi erst nach seiner Mannheimer Zeit, als er auf mehrere Jahre die Capellmeisterstelle an der deutschen Oper in Rotterdam übernahm. Diese Bühne wurde damals von einer Anzahl reicher Privatleute unterhalten, und Levi fand hier nicht nur tüchtige Kräfte für die Verwirklichung seiner künstlerischen Absichten vor, sondern er hatte auch mit seiner Person für die gesammte Führung des Institutes einzutreten und nicht allein die Geschäfte eines musikalischen, sondern die des artistischen Leiters überhaupt zu besorgen. Eine Entdeckungsreise nach neuen Opernkräften führte ihn u. A. auch nach Karlsruhe, wo er Eduard Devrient kennen lernte. Dieser verlor den jungen Dirigenten nicht wieder aus den Augen, und als 1864 die erste Capellmeisterstelle an der Karlsruher Hofbühne neu zu besetzen war, berief er Levi an dieselbe.

In die Zeit seiner Karlsruher Thätigkeit fällt die große und einzige wirkliche Wandlung, welche sich in Levi's künstlerischen Anschauungen vollzogen hat und die einen vollständigen Wechsel seines bisherigen musikalischen Glaubensbekenntnisses bedeutete. Seiner Schumannverehrung wurde bereits gedacht. Lange Zeit ist er dem Ideal seiner Jugend- und Studienjahre treu ergeben gewesen. Als er selbst in das Kunstleben eingetreten war, trieb er seine Verehrung praktisch, indem er Schumann'sche Werke aufführte oder deren Aufführung bewirkte, wo er nur konnte. Neben Schumann mußten ihn dann natürlich auch alle Hervorbringungen jüngerer Tonsetzer interessieren, in denen der Einfluß Schumann'scher Art und Schumann'schen Geistes mehr oder minder zu bemerken war, und so mußte er denn vor Allem bei Johannes Brahms Halt machen, dem einstigen Schumann-Liebling und in gewissem Grade Schumann-Fortsetzer. Das rege Interesse für die Schöpfungen dieses Tonsetzers fand bald noch eine Steigerung durch persönliche Beziehungen, welche bei einem Aufenthalt Levi's in Hamburg geknüpft worden waren und die sich rasch zum freundschaftlichen Verkehr gestalteten. Wie bisher für die Schumann'schen, so trat Levi nun auch für

die Brahms'schen Werke ein, um welche die Welt sich damals noch ungefähr um so viel zu wenig kümmerte, wie sie nachher eine Zeit lang in der Schätzung derselben das rechte Maß überschritt. Erschien damals etwas Neues von Brahms, so war Levi wiederholt der Erste, der es zur Ausführung brachte, und da die Leistungen des Dirigenten wie der Künstler des Karlsruher Orchesters sich berechtigten Ansehens erfreuten und das Interesse weiterer musikalischer Kreise in Anspruch nahmen, so gereichte den Novitäten eine Vorführung an dieser Stelle jedenfalls zum Vortheil, wie andererseits Levi als Musiker aus dem Verkehr mit Brahms eine künstlerische Förderung erfuhr, deren er heute noch dankbar gedenkt.

Mitten hinein in diese ganze Freude plagte nun mit einem Male ein Ereigniß, durch welches der Schumann-Brahms-Cultus Levis einen gewaltigen Riß erhielt: die in so mancher Hinsicht denkwürdige Erstaufführung der „Meistersinger“ zu München im Jahre 1868. Levi wohnte derselben bei, mehr aus Berufspflicht und dem aus dieser sich herleitenden praktischen Interesse, als aus einer wirklichen tieferen Antheilnahme am Schaffen Wagners. Zu dem Componisten des „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ hatte Levi eigentliche Beziehungen bisher noch nicht zu finden vermocht. Trotzdem der Schwerpunkt seiner Thätigkeit, was zum Mindesten das Arbeitsquantum anlangt, auf theatralischem Gebiete lag und er selbst alle Fähigkeiten besaß, die zu einem tüchtigen Theatercapellmeister gehören, so hatte ihm doch der Concertsaal als der eigentlich geweihte Boden für musikalische Kunstbethätigung im höheren Sinne gegolten. Er hatte sich mit Leib und Seele der Concertmusik ergeben, die ihm als der Inbegriff alles Echten und Wahren, als die höchste und künstlerisch reinste Form unter allen Gebilden der Tonkunst erschien. Die Oper und was mit dieser zusammenhing, hatte er als Zwittergeschöpf von zweifelhaftem Kunstwerth betrachtet und wohl kaum recht ernst genommen; ja, selbst bei den Ausnahmerscheinungen hatte er sich nicht weiter aufgehalten oder sich Betrachtungen hingeeben. Nun fand er sich plötzlich in der Münchener „Meistersinger“-Aufführung vor eine Reihe von Eindrücken gestellt, welche geradezu überwältigend auf ihn wirkten. Er fühlte hier, in dieser volksthümlichsten und zugleich doch mit ihrer genialen Behandlung des polyphonen Stils, mit der zu höchster Selbstständigkeit und Eigenart entwickelten Gestaltung von Orchesterpart und Singstimmen so ungemein bedeutend und gewichtig auftretenden Schöpfung des ihm bisher im Grunde fremden Meisters zum ersten Male vollkommen die Macht Wagner'scher Kunst. Er empfand, daß das musikalische Drama in solcher Gestalt ein Ziel verfolgte, welches von demjenigen der früheren Operncomposition himmelweit entfernt lag. So war er über Nacht zum begeisterten Wagner-Berehrer geworden.

Die erste Frucht dieses Umschwunges war die ganz kurze Zeit nach der Münchener Premiere unter Levis Leitung erfolgte Aufführung der „Meistersinger“ in Karlsruhe. Von dieser Schöpfung aus fand er nun

auch den Weg, der ihn zur vollen Würdigung der übrigen Wagner'schen Werke führte. Mit dieser Sinnesänderung nahezu zusammen fällt auch der Beginn der persönlichen Beziehungen Levi's zu Wagner. Diese datiren von einem Schreiben her, das er von Letzterem erhielt und worin Wagner ihm seine Anerkennung über die Karlsruher „Meisterjäger“-Aufführung ausspricht, welche nach dem, was ihm Friedrich Niepsche darüber berichtet, die am Hoftheater in Dresden stattgehabte in rein künstlerischer Hinsicht überragte.

Im April 1870 hatte Levi von der Hoftheaterintendanz zu München die Einladung erhalten, die Direction der „Walküre“, welche auf Befehl des Königs gegeben werden sollte, zu übernehmen. Auf seine Anfrage bei Richard Wagner, wie sich derselbe zu dieser Aufführung verhalte, ward ihm die Antwort: . . . „Ich habe der Hoftheaterintendanz in München erklärt, falls der Wille Sr. Majestät hierauf verharre, Nichts gegen eine Aufführung meines Werkes einwenden zu wollen, wemgleich ich, da diese Aufführung zu meinem großen Bedauern öffentlich stattfinden soll, weiß, daß ich hierdurch eines meiner schwierigsten und problematischsten Werke den allergrößten Widerwärtigkeiten in Bezug auf unverständige Beurtheilung und gänzlich unklare Wirkung aussetze. Diesen Widerwärtigkeiten durch das einzige Mittel meiner allerpersönlichsten Mitwirkung in jedem Betreff der Darstellung und Ausführung zu begegnen, ist mir, wie ich am rechten Orte dies zu erklären keineswegs versäumt habe, unmöglich gemacht worden: anstatt nun diese Unmöglichkeit durch Beseitigung ihrer Gründe hinwegzuräumen, ist die Intendanz auf die Kunstmittel verfallen, welche auch Sie mit einer Einladung nach München betroffen haben. Somit thut es mir leid, auch Ihnen das erklären zu müssen, was ich nach München erklärt habe: ich habe Nichts dawider, wenn Sie mein Werk dirigiren, vorausgesetzt, daß die Uebereinkunft in diesem Bezug einzig zwischen Ihnen und der Münchener Intendanz vorgeht, ich selbst aber in gar keiner erdenklichen Weise dabei in Anspruch genommen werde.“ In Folge dieser Erklärung lehnte Levi die Münchener Einladung ab, wofür ihm Wagner mit den wärmsten Worten dankte. Auch später, nachdem er seine Stellung in München angetreten hatte, weigerte er sich, Bruchstücke des „Ring des Nibelungen“ zu dirigiren, und übernahm die Leitung des Werkes erst, nachdem es im Jahre 1876 in Bayreuth aufgeführt worden war.

Der Glanz des neuen Ideals, welches Levi in Wagners Schöpfungen erstanden war, verdunkelte nun bald auch so Manches von dem, was früher Gegenstand der Verehrung oder Neigung für ihn gewesen. Besonders sein Verhältniß zu den Brahms'schen Werken wurde jetzt allmählich ein anderes. Zwar schätzte er nach wie vor den musikalischen Formenmeister in Brahms, welcher ihm dieser ja stets bleiben mußte, aber zu dem Inhalt der Werke und der ganzen darin zu Tage tretenden Richtung verlor er mehr und mehr die geistige Fühlung, und als er mit Brahms selbst zu Anfang der 70er Jahre in München eine Begegnung hatte, da mußte er auch beim persönlichen

Verkehr die Wahrnehmung machen, daß das geistige Band von ehemals merklich gelockert und eine beiderseitige Entfremdung eingetreten war. So erging es Levi mit Brahms beinahe umgekehrt wie Hans von Bülow, der erst in seinen späteren Jahren zum entragirten Brahms-Schwärmer geworden und den capitalen Spaß mit den drei „großen B“ der Musikgeschichte in die Welt gesetzt hat, zu einer Zeit, wo er den „Tristan“ als „musikgewordenes Nervenfieber“ und den „Parsifal“ als „Werk eines müden Greises“ empfand. Solch eine radicale, von einem Extrem in's andere fallende Natur war Levi allerdings keineswegs, und wenn er von nun an auch auf Wagner eingeschworen war, so besaß er doch einen so flexiblen Geist und ein so glückliches künstlerisches Accommodationsvermögen, welches ihn auch da mit voller Unbefangtheit zu Werke gehen und meist das Rechte treffen ließ, wo etwa persönliche Neigung wenig oder gar nicht mehr mitsprach, daß er jeder eigentlichen Schroffheit und Einseitigkeit in den meisten Fällen von selbst fern bleiben mußte.

So durfte denn wohl Levi als der Mann erscheinen, der selbst in den seinerzeit sehr complicirten Münchener Verhältnissen das Kunststück fertig zu bringen im Stande war, es Allen recht zu machen. Man kam ihm auch sogleich mit Vertrauen entgegen, als er drei Jahre nach jener für seinen geistigen Entwicklungsgang so bedeutungsvoll gewordenen „Meistersinger“-Aufführung als neuengagirter Capellmeister am Dirigentenpult der Münchener Oper saß und die „Zauberflöte“ und kurz darauf den „Fidelio“ leitete. Dies lassen schon einzelne Pressstimmen aus damaliger Zeit erkennen. Ausführlicher gehen auf das Capellmeisterdebut allerdings nur zwei Münchener Blätter ein, welche übereinstimmend an den ersten von Levi geleiteten Opernvorstellungen sowohl die Sicherheit und Präcision wie den künstlerischen Schwung und die Begeisterung für die Sache rühmen, die sich vom Dirigenten auch auf die ausführenden Kräfte und speciell auf das Orchester übertrug. Levi wird als begeisterter Anhänger der Wagner'schen Schule bezeichnet, gleichzeitig aber constatirt man mit Befriedigung und deutet es ihm sehr günstig, daß er mit einer Mozart'schen Oper debutirte.

Ein für uns Heutige erquickendes Bild von der rührenden Anspruchslosigkeit süddeutscher Preß- und Kritikverhältnisse von ehedem bieten dagegen einige andere damals zu den gelesenen Zeitungen zählende Blätter, indem sie das Ereigniß des Dirigentenantritts entweder mit lakonischer Kürze abthun und es bei Constatirung der einfachen Thatsache bewenden lassen, ohne sich erst mit kritischen Scrupeln und Zweifeln zu plagen, oder indem sie an die ganze Sache überhaupt kein Wort verschwenden.

Daß in der allgemeinen Schätzung des Dirigentenamtes zwischen heute und der Zeit vor zwei Decennien doch noch ein kleiner Unterschied besteht, können wir auch aus anderen Beispielen ersehen. Weht uns nicht beinahe Etwas wie ein Hauch aus den Tagen des metronommäßigen Tactschlagens

und der seligen Vierteltelscapellmeisterei an, wenn der Referent eines angesehenen und sogar fortschrittlich gesinnten musikalischen Fachblattes gelegentlich des ersten von Levi zu Beginn des Jahres 1873 in München geleiteten Concertes schier mit einer gewissen Verwunderung hervorhebt, daß unter dem Einfluß von Wagners bekannter Broschüre „das Dirigiren auch im großen Publikum zu einer Sache von Wichtigkeit wurde, wie man dies früher nicht geglaubt hätte!“ Worauf er dann in folgendem Stoßseufzer ausbricht: „Wenn das auch im Ganzen recht erfreulich, so ist es doch unangenehm, zu bemerken, wie in die Leute, ganz besonders aber in die öffentliche Kritik, ein wahrer Corrigirteufel gefahren ist. Dem Einen ist das Tempo zu schnell, dem Anderen zu langsam; der Eine findet zu viel, der Andere zu wenig Nuancen &c.“ . . Im Uebrigen äußert sich auch diese kritische Stimme höchst befriedigt über Levi und bezeichnet besonders die Aufführung der Croica-Symphonie als eine tadellose.

Ein derartiges Urtheil dürfte später noch oftmals ausgesprochen worden sein, wenn unter Levis Leitung das genannte oder ein anderes Beethoven'sches oder sonstiges classisches Symphoniewerk zur Aufführung gelangte. Daß er sich in früherer Zeit mit so besonderer Vorliebe der Concertmusik hingeeben, ist auch an Levis späteren Leistungen und Erfolgen deutlich zu bemerken. Ja, es giebt Leute, welche an Levi den Classifierinterpreten noch über den Wagnerdirigenten stellen, obwohl sein künstlerisches Renommé in der musikalischen Welt gerade an diese letztere Eigenschaft besonders sich knüpft. Auf eine nähere Untersuchung dieser Frage soll hier nicht weiter eingegangen werden. So viel ist aber jedenfalls sicher, daß man eine Haydn'sche, Mozart'sche oder Beethoven'sche Symphonie und ebenso auch ein Opernwerk classischen Ursprungs, wenn einmal Levi alle Sorgfalt und Kraft auf die Vorbereitung der Aufführung verwendet hat, schwerlich in feinerer Detailausführung und stilistisch vollkommenerer Gestaltung des Ganzen zu hören bekommen wird, als solches unter seiner Leitung der Fall ist. Wohl kann man öfters hören, daß Levi nicht in gleichem Maße eine aus feurigem, innerstem Empfinden heraus in genialer Ursprünglichkeit und in großem Zuge gestaltende Persönlichkeit sei, wie etwa diese und jene andere unter den heutigen Dirigentengrößen und daß sich dies nicht nur an ihm als Wagnercapellmeister, sondern auch auf dem Concertpodium bemerkbar mache. Auch wer dieser Ansicht beistimmt, wird dennoch nicht leugnen können, daß Levi nicht nur hinsichtlich der feinen Ausarbeitung ein bedeutender Künstler ist, sondern daß er mit eben solcher Energie und Sicherheit wie Leichtigkeit den Stab handhabt — als „Steuermann“ in jedem Falle —, daß er die seiner Führung unterstehenden Massen zu Kunstleistungen hervorragender Art zu inspiriren und die von ihm geleiteten Aufführungen bei sorgfältigstem Respectiren der stilistischen Forderungen der betreffenden Werke in ganz außerordentlichem Maße lebensvoll und den Hörer fesselnd zu gestalten vermag.

Auf das Herausarbeiten musikalischer Contraste zu Eindrücken von dramatischer Lebendigkeit, auf das Entwickeln machtvoller Steigerungen, auf wirkungsvolle Handhabung von Rhythmik und Dynamik, sinngemäße Tempomodificationen, die klare und plastische Darstellung des thematischen Baues einer Tondichtung, durchgeistigte Auffassung des ganzen Werkes und wie die von einem bedeutenden Capellmeister moderner Schule geforderten Fähigkeiten und Fertigkeiten heißen, versteht sich auch Levi meisterlich. Wenn aber die Gesamtsumme und die ganze Art seiner Kunstbethätigung doch in erster Linie minder als Offenbarung eines in packender Unmittelbarkeit sich gebenden Nachschöpferthums erscheinen sollte, sondern weit eher als Ergebnis reflectirender Verstandesthätigkeit und trefflich geschulten künstlerischen Geschmacks, der wird doch zugeben müssen, daß Levi erreicht hat, was auf solchem Wege nur irgend zu erreichen ist, so daß er mit den letztgenannten beiden Factoren die vorerwähnten Eigenschaften oft nahezu vollkommen zu ersetzen im Stande ist. Ein Jeder, der einer von Levi geleiteten musikalischen Aufführung beiwohnt, wird, auch wenn er in Dingen, die Sache der Auffassung sind, eine von der des Dirigenten und einer hinter ihm stehenden gleichdenkenden Majorität abweichende Meinung haben sollte, doch unter allen Umständen das Walten einer ungewöhnlichen geistigen Potenz und künstlerischen Gestaltungskraft verspüren.

Wie dem Münchener Musikleben seiner Zeit die Kraft und individuelle Eigenart Levis besonders zu statten gekommen war, so mußte auch Lexterer hier den geeignetsten Boden für eine möglichst vielseitige und der Entfaltung seines Könnens günstige Thätigkeit finden. Aus den trotz mancher vortrefflicher Seiten doch immerhin engen Verhältnissen Karlsruhes war er jetzt auf ein Terrain versetzt, auf dem er seine Kraft ihrem ganzen Umfang nach erproben konnte. Besonders seine frische Wagnerbegeisterung fand hier natürlich in ausgedehntem Maße Gelegenheit zu praktischer Bethätigung, sowohl in den zahlreichen Aufführungen der früheren wie auch der späteren Werke, mit denen München ja den übrigen Bühnen voran war. So konnte er auch den früher stattgehabten Aufführungen von „Rheingold“ und „Walküre“ noch im Laufe der siebziger Jahre die Vervollständigung des ganzen „Ring des Nibelungen“ durch Hinzunahme von „Siegfried“ und „Götterdämmerung“ folgen lassen. Die Beziehungen Levis zu dem Schöpfer der Werke selbst wurden dabei auch immer enger und freundschaftlicher, nachdem bereits im Jahre 1871 bei einer Anwesenheit Beider in Mannheim die erste persönliche Bekanntschaft erfolgt war. Eine große Zahl von Wagner an Levi gerichteter Briefe geben ein Bild von der wachsenden Intimität dieses Verhältnisses. Und als 1882 das Bayreuther Festspielhaus zum zweiten Mal seine Pforten öffnete, da war Levi der Dirigent des „Parsifal“, der er auch bis heute mit Ausnahme einer einzigen Unterbrechung geblieben ist. Wie Levi den „Parsifal“ dirigirt, das weiß jeder Bayreuth-Besucher. Unter Wagners eigener Leitung hat er das Werk studirt, es

sind Wagners directe Absichten und Weisungen, die hier lebendige Gestalt annehmen.

Mit dem wachsenden Zuzug der Fremden nach Bayreuth und später auch nach München zu den hier seit vorigem Jahre veranstalteten Sonderaufführungen Wagner'scher Werke hat sich Levi's Ruf als Dirigent auch im Ausland verbreitet, dem er im vergangenen Winter einen Gegenbesuch abgestattet hat. In Paris, wo er mit einer Aufführung von Beethovens F-dur-Symphonie den akademisch verzapften Classiker-Traditionen des Conservatoire einen gelinden Stoß versetzte und dabei einige kritische Scharmügel unter den angeseheneren dortigen Zeitungen hervorrief, wie in Madrid, wo er ebenfalls das Pariser Beethoven-Wagner-Programm zur Ausführung brachte, wurde Levi außerordentlich gefeiert, und in der Seinestadt sieht man bereits der Wiederholung seines Besuches in der kommenden Saison entgegen.

Während seiner langjährigen Münchener Amtsthätigkeit, in der er heute den Titel eines Generalmusikdirectors führt, hat Levi nicht allein der Erfüllung der durch das bestehende Repertoire gestellten Forderungen seine Kraft gewidmet, er hat auch wiederholt Veranlassung genommen, die Einführung halb oder ganz vergessener älterer oder noch unbekannter neuer Werke zu betreiben. Besonders ist es ein Tondichter, um den sich Levi dadurch, daß er mit den rechten Kräften im rechten Moment für ihn eintrat, ein unbestreitbares und bleibendes Verdienst erworben hat: Peter Cornelius, der Schöpfer des „Barbier von Bagdad“. Erst von der Münchener Aufführung dieses Werkes im Jahre 1885 datirt eigentlich die Bekanntschaft weiterer Kreise mit diesem Componisten. An den wenigen Bühnen, an denen man zuvor und in großen Zwischenräumen Versuche mit seinen Werken gemacht hatte, war man entweder zu früh gekommen oder auf widrige Verhältnisse gestoßen, und erst München entschied den Erfolg der Oper, welche man heute als eines der feinsinnigsten und originellsten Erzeugnisse ihrer Gattung schätzt. Im Verein mit Felix Mottl, der ihn zuerst auf den „Barbier“ aufmerksam gemacht, hatte Levi eine Revision der Partitur, insbesondere der Instrumentation vorgenommen, und bald wurde das bis dahin nur von wenigen Fachleuten geschätzte Werk mit der Musterleistung Eugen Suras in der Titelrolle ein Paradenstück der Münchener Bühne.

Der Erfolg des „Barbier von Bagdad“ ermutigte Levi zu einem weiteren Versuche mit einer Cornelius'schen Schöpfung. Er entriß auch den „Cid“ der Vergessenheit, und auch dieser fand, nachdem er ebenfalls einer Bearbeitung unterzogen worden war, die gerechte Würdigung seitens aller künstlerisch ernst Gesinnten, wenn auch das Beispiel Münchens auf die deutschen Theater im Allgemeinen ohne Eindruck geblieben ist. Mit dem vornehmen Geist, dem tiefen Ernst und der Kunst des Musikers, wie sie sich bei Cornelius offenbaren, scheint man den deutschen Bühnenleitern, auch denjenigen unter ihnen, denen nicht Gott Mammon allein das Repertoire

vorschreibt, doch vorerst noch nicht genug Interesse abzugewinnen, um sie zu dem Risiko eines Experimentes zu bewegen.

Außer Cornelius war es besonders auch Berlioz, auf den sich unter den neueren Componisten das Augenmerk Levis wiederholt lenkte. Neben der Aufführung symphonischer Werke des französischen Meisters, die man heute aller Orten hören kann, versuchte er es in der Oper mit dem nicht eben häufig gegebenen „Benvenuto Cellini“ und dem zweiten Theil der bis dahin nur in Karlsruhe vollständig aufgeführten „Trojaner“. Auch das eigentliche zeitgenössische Schaffen kam in manchen sehr beachtenswerthen Erscheinungen, wie Weingartners „Malawika“, Mitters „Der faule Hans“, Chabriers „Gwendoline“ u. A. durch Levis Initiative zu Worte.

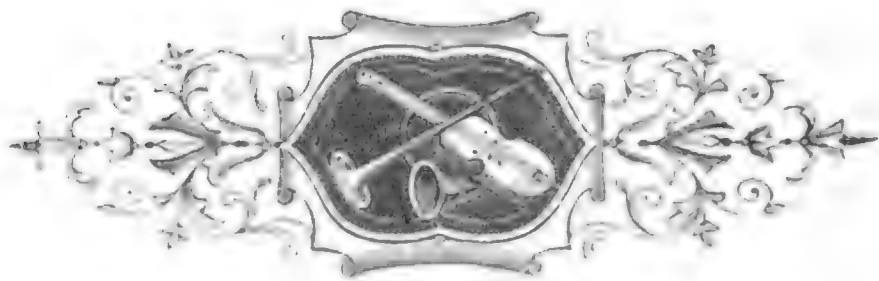
Da Levi oben auch mehrfach als Bearbeiter musikalischer Werke — auch der Clavierauszug von Wagners Jugendoper „Die Feen“ stammt von ihm — genannt wurde, so dürfte wohl die Frage nahe liegen, ob er sich in seinem Leben einzig und allein im Interesse fremder Werke, oder auch zur Fixirung eigener Gedanken des Notenpapiers bedient habe? Er selbst pflegt darauf ziemlich bündigen Bescheid zu geben. Nachdem er in der Jugendzeit auf dem Conservatorium fleißig Schülerarbeiten producirt, waren später einige Lieder, sowie ein Clavierconcert von ihm, welches u. A. auch Hans von Bülow seiner Zeit gern gespielt hatte, an die Oeffentlichkeit gelangt. Als er nun eines schönen Tages mehrere seiner Compositionen gedruckt vor sich liegen sah, da faßte er den festen Entschluß, seiner Kunst nur mehr als Reproducirender zu dienen. Er hat Wort gehalten und hinfüro allein die Capellmeisterfunctionen ausgeübt, ohne sich verleiten zu lassen, Capellmeistermusik dazu zu machen.

Wer schließlich die Charakteristik Levis noch durch einige Züge vervollständigt wünscht, dem ist noch mitzutheilen, daß man im persönlichen Verkehr mit ihm einen fein gebildeten Mann kennen lernt, von ebenso liebenswürdigen wie natürlichen und zwanglosen Umgangsformen. Der nicht eben die Wege der Alltäglichkeit suchende Geschmack, den man in Levis Berufsthätigkeit beobachten kann, zeigt sich auch anderweitig bei ihm. Wer sein Junggefilenheim in der Arcostrasse in München betritt, wird auch mit seiner besonderen Liebe für die bildende Kunst bekannt. Neben einem Lenbach'schen Wagnervortrag sind Feuerbach, Höcklin, Hans Thoma die Meister, deren Werke die Wände schmücken. Levi wußte diese Künstler bereits zu schätzen, als das Gros der Kunstliebhaber sie noch mit Geringschätzung behandeln zu dürfen glaubte, und kaufte ihre Bilder schon zu einer Zeit, als seine Einkommensverhältnisse noch nicht mit solchen Extravaganzen im Einklang standen, so daß er öfters zur Befriedigung seiner Neigung selbst Schulden machen mußte.

Mit seinem Urtheil über Kunst und Künstler hält Levi nicht zurück. Er gesteht seine Neigungen und Abneigungen offen zu und sagt es gerade heraus, daß er z. B. zu Wagners großem Kunst- und Zeitgenossen Franz

Wißt und zu dessen Werken sein Verhältniß nie die rechte Stellung hat finden können; er macht ebenso kein Hehl daraus, daß er für einen Tondichter wie Chopin sich nie eigentlich zu erwärmen im Stande war, oder daß er einem Meister wie Palestrina, vor dem die Bildungshenchelei der Menge, meist ohne ihn eigentlich zu kennen, ehrfurchtsvoll-verlogener Hut zieht, kühl bis an's Herz gegenübersteht.

Dieser merkwürdigen Unterschiedlichkeit in Bezug auf das, was seinem Empfinden ferner liegt oder sich ihm verschließt, stehen in harmonischer Dreiheit seine musikalischen Heiligen gegenüber. Sie heißen heute: Bach, Beethoven und — nun, wer das dritte B bei Levi einst verdrängt hat, ist dem Leser ja zur Genüge bekannt.





Fünfundzwanzig Jahre Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche.

Von
Hugo Böttger.

— Hildesheim. —

Am 21. Juni dieses Jahres hat eine bedeutsame Institution im Deutschen Reiche auf 25 Jahre des Bestehens zurückblicken können, sang- und klanglos ist dieser Tag in unserer sonst doch so geräuschvollen Zeit der Jubiläen, silbernen und goldenen Gedenktage vorübergegangen; möglich, daß die Feinde dieser Einrichtung wohl nicht genügend Anklagematerial zusammengebracht haben, sie, wenigstens in der Theorie, an ihrem Ehrentage zum Tode zu verurtheilen, möglich andererseits, daß ihre unbedingten Verehrer und Freunde in allgemeinen Sorgen und Bedrängnissen nicht zur richtigen Feierstimmung gekommen sind, daß sie sich gesagt haben: wie wir uns Entwicklung und Entfaltung jener Institution dachten, ist es nicht eingetroffen, und darum mögen denn die Tischreden und Trinksprüche ungesprochen bleiben. Wenn das nun auch vielleicht keinen Verlust am geistigen Nationalvermögen bedeutet, wenn dieses Jubiläum also ungefeiert geblieben ist, so halten wir es doch für ein Recht und für eine Pflicht einer objectiven politischen und volkswirtschaftlichen Denkart, in aller Ruhe zu prüfen und festzustellen, wie sich in diesen 25 Jahren diese Einrichtung entwickelt hat, welcher Art ihre Wirkungen gewesen sind; und welche Zukunft ihr voraussichtlich beschieden sein wird.

Seit einem Vierteljahrhundert besteht die Gewerbefreiheit im Deutschen Reiche, allerdings gilt sie zuerst nur im Gebiete des norddeutschen Bundes, dann aber, als das Reich erstanden ist, erhalten auch Südhessen, Württemberg, Baden und Bayern die 1869 sanctionirte Gewerbeverfassung auf der Grundlage der Gewerbefreiheit.

Zeit genug hat es gebraucht, ehe die Gesamtheit der Deutschen zwischen Rhein und Memel, von der Nordsee bis zum schwäbischen Meere ein einheitliches und freiheitliches Gewerberecht erhalten hat.

Die Leipziger Zimmungen hatten 1848 in einem offenen Sendschreiben an ihre Handwerksgenossen die Gewerbefreiheit in leidenschaftlicher Erbitterung charakterisirt als „das Wesen, wie es sich jetzt in Frankreich breit macht, den letzten Rest von Tüchtigkeit und Wohlstand untergräbt und gleichsam mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele über Preußen seinen Einzug in Deutschland hält.“ Hierin ist nur so viel unbedingt richtig, daß die Gewerbefreiheit allerdings von Frankreich ausgegangen ist und daß ihr durch die Reception im preussischen Gewerberecht die allgemeine Anerkennung in Deutschland erleichtert worden ist. Das revolutionäre Frankreich von 1791 ist in der That die Wiege der gewerblichen Freiheit. Durch ein Gesetz vom 2.—17. März 1791 wurden dort alle Zünfte und gewerblichen Corporationen aufgehoben, und vom 1. April desselben Jahres ab wurde Jedermann zum Betriebe eines jeden Gewerbes zugelassen, alle Beschränkungen der Ausübung des Gewerbebetriebes, soweit sie in der alten Gewerbeverfassung begründet waren, wurden beseitigt. Nur solche Beschränkungen wollte man ferner zulassen, die das öffentliche Interesse forderte. Nach diesem Principe haben nun im Laufe des 19. Jahrhunderts alle europäischen Staaten ihr Gewerberecht umgestaltet.

In Deutschland nahm die Entwicklung indeß nicht einen so raschen und übergangslosen Verlauf wie in Frankreich, es folgte nicht gleich der Zunftverfassung die Epoche der Gewerbefreiheit, sondern hier war als Uebergangsglied die Aera des büreaukratischen Staates zwischengeschoben. Schon der Reichs schluß von 1731 hatte die bisherige autonome Verwaltung der Zünfte aufgehoben und sie vollständig der Staatsgewalt unterstellt: der Staat, nicht mehr die Zunft, war hiernach die Quelle des Rechtes auf den Gewerbebetrieb. Inzwischen bahnte sich auch in der gewerblichen Production ein völlig neuer Zustand an; zu der großartigen Entwicklung des Gebrauches der Maschinen kam hinzu, daß das Capital einen immer größeren Einfluß auf die Production erhielt, und daß innerhalb der Capitalwirthschaft, die die naturalwirthschaftliche Phase der Volkswirthschaft abgelöst hatte, sich allmählich immer mehr der Creditverkehr entfaltete. All das neue Leben fand in dem Gewerberecht der Zunft wie auch in dem des büreaukratischen Staates nicht die zureichende Form, sie war ihm zu eng und zu schwerfällig, es mußte sich allmählich eine neue Form, das Rechtssystem der natürlichen Freiheit, der Gewerbefreiheit, herausbilden.

Die preussische Monarchie war nach den unglücklichen Kriegen von 1806 und 1807 besonders der inneren Kräftigung und der wirthschaftlichen Stärkung bedürftig, ein Mittel hierzu sahen die leitenden Staatsmänner jener Zeit, Stein und Hardenberg, in der Anwendung der physiokratisch-Smith'schen Lehre auf die Gewerbepolitik ihres Staates.

Die Geschäftsinstructionen, Edicte und Verordnungen jener Zeit machten

wie in Frankreich den selbstständigen Gewerbebetrieb von der Lösung eines Gewerbebescheines, der keinem rechtlichen Manne versagt werden konnte, abhängig; indeß ließ man die Zimmungen bestehen und machte eine Reihe von Gewerbebetrieben concessionspflichtig und vom Nachweise gewisser Qualifikationen abhängig. Aehnlich gingen die übrigen Staaten in Deutschland bei der Reform ihres Gewerbewesens vor.

In der Folge griffen aber Bremen, Hannover, Kurhessen, Oldenburg auf die Zunftordnung zurück, Preußen behielt zwar die freiheitlichere Verfassung bei, ließ jedoch zugleich in den neu erworbenen Landestheilen die jeweilige Gewerbeordnung zu Recht bestehen. Den Höhepunkt der bürokratischen Gewerbepolitik in Preußen bildete die Gewerbeordnung von 1845. Sie schaffte einmal einheitliches Gewerbeamt und versuchte zweitens das historisch Gegebene mit den Forderungen der Neuzeit nach gewerblicher Freiheit zu versöhnen. Die Gewerbeordnung von 1845, im Wesentlichen wohl das Werk J. G. Hoffmanns, beseitigte alle in einzelnen Landestheilen noch bestehenden Beschränkungen des freien Betriebes, zugleich aber schützte sie die corporativen Verbände der Gewerbetreibenden, gab sie ihnen Mittel zur Pflege und Förderung gewerblicher Interessen und versuchte sie, in den Zimmungen eine neue, dem Gewerbewesen nützliche Organisation zu beleben. Es bestand kein Beitrittszwang zu den Zimmungen, wer jedoch darin eintreten wollte, hatte vor einer aus Handwerkern und einem Mitgliede der Communalbehörde bestehenden Prüfungscommission einen Befähigungsnachweis zu erbringen. Ferner wurde in einer großen Zahl von Gewerben die Befugniß der Meister, Lehrlinge zu halten, von einem Befähigungsnachweis abhängig gemacht.

Diese Bestimmungen konnten sich in den folgenden Jahren der politischen und socialen Stürme, die über die ganze Welt hinbrausten, nicht bewähren. Im tollen Jahre 1848 tagte neben der deutschen Nationalversammlung im Frankfurter Römer auch ein besonderes Handwerkerparlament, und hier wie in andern Versammlungen wurde stürmisch Abschaffung der Gewerbefreiheit und Rückkehr zur Zunft verlangt. War es die Dringlichkeit dieser Forderungen, oder waren es andere in einer gewissen reactionären Strömung am preussischen Hofe zu suchende Gründe, Thatsache war, daß Preußen 1849 wieder Zunftzwang und Meisterprüfung für den selbstständigen handwerksmäßigen Gewerbebetrieb einführte.

Wohl hob sich in der Folge das Interesse des Handwerkerstandes am Zunftleben, aber irgendwelche wirthschaftliche Besserung trat weiter nicht für das bedrückte Kleingewerbe ein, in dieser Hinsicht blieb es ganz und gar beim Alten; die Maschinenindustrie griff in manche alte Domäne des Handwerks über, der moderne Geschäftsbetrieb, das Magazinwesen, die Versandtgeschäfte begannen dem in seinen Mitteln beschränkteren Handwerke eine äußerst scharfe Concurrnz zu machen, das seinerseits sich vielfach damit begnügte, in seinen Gewerbestreitigkeiten manchen alten Zopf wieder aus der Naritätenkiste der „guten alten Zeit“ hervorzuholen.

In der Wissenschaft und in der öffentlichen Meinung eroberte indeß eine vollständig entgegengesetzte volkswirtschaftliche Anschauung das Feld. Das „liberale Manchesterthum“ kam an's Ruder. Einer regen Gesellschaft liberaler Oekonomen, Industrieller, Tageschriftsteller und Politiker gelang es, den Ideen der englischen Freihandelschule, der Partei Cobdens und Brights — die am Ende der dreißiger Jahre den Hauptiß ihrer Agitation in Manchester hatte, daher ihre Bezeichnung als Manchesterlehre — auch auf deutschem Boden Eingang zu verschaffen. Diese von Faucher, Prince-Smith &c. geleitete Gemeinschaft hatte am Ende der vierziger Jahre als deutsche Freihandelspartei Anfangs nur die Schutzollpolitik des deutschen Zollvereins bekämpft, allmählich hatte sie jedoch ihr Programm erweitert und ihre Losung, „volle Freiheit des Einzelnen,“ auf alle Gebiete der Volkswirtschaft ausgedehnt. In ihren „volkswirtschaftlichen Congressen“ und in der „Vierteljahresschrift für Volkswirtschaft und Culturgeschichte“ besaßen sie neben einem agitatorisch rührigen Stabe von Gelehrten, Politikern und Publicisten — wir nennen nur die Namen Michaelis, Bamberger, Lasker, Braun, Lammerz — sehr geeignete Organe, um ihre Ansichten in der öffentlichen Meinung und dann auch in der neueren deutschen Wirthschafts-, Gewerbe- und Socialpolitik zur Geltung zu bringen.

Es entstand der Norddeutsche Bund, und eine seiner ersten Thaten war ein Freizügigkeitsgesetz, welches den Angehörigen der verbündeten Staaten ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung gewährte, daß jeder Bürger in jedem Bundesstaate als Inländer behandelt und zum Aufenthalt wie zum Gewerbebetriebe unter den für die Einheimischen geltenden Bestimmungen zugelassen werden sollte. Dieses Princip der Freizügigkeit wurde alsbald durch das der Gewerbefreiheit ergänzt. Der freien wirthschaftlichen Bewegung an jedem beliebigen Orte mußte sich folgerichtig ungehinderte Bewegung an jedem bestimmten Orte anschließen.

Die Verfassung des Norddeutschen Bundes erklärte den Gewerbebetrieb für einen Gegenstand der Bundes-Gesetzgebung, und im Geiste einer liberalen Wirthschaftspolitik verfaßte der Bundesrath eine Gewerbeordnung, die, indem sie auf die preussische Gewerbeordnung von 1845 zurückgriff, sich in gewerbefreie Richtung bewegte, so u. A. die Handwerkerprüfungen beseitigte, andererseits aber bestrebt war, die landesgesetzlich bestimmte Concessionspflicht gewisser Gewerbe aufrecht zu erhalten. Da indeß eine völlige Durchberathung des Entwurfs in der laufenden Session des Reichstags ausgeschlossen war, so brachten die Abgeordneten Lasker und Miquel einen kurzen Gesetzesentwurf ein, der sich darauf beschränkte, die Grundsätze der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit für das ganze Bundesgebiet anzuwenden. Das Gesetz, das 1868 sanctionirt wurde, erhielt die zutreffende Bezeichnung „Nothgewerbegesetz“.

Im nächsten Jahre wurde sodann dem Reichstage eine neue Vorlage gemacht, die, obwohl sie nach heutigen Anschauungen die Gewerbefreiheit in ausreichendem Umfange garantirte, dennoch durch die Volksvertretung noch

mancherlei Abänderungen im liberalen Sinne erfuhr. Besonders wurde die Concessionspflicht noch weiter eingeschränkt und die Entscheidung der zuständigen Behörde an genau festgelegte objective Voraussetzungen gebunden. Der Bundesrath nahm schließlich die also vielfach veränderte Vorlage an, um nur ein einheitliches und im Allgemeinen der damaligen Zeit genügendes Gewerberecht zu erhalten. Die liberalen Gruppen des Reichstags waren ihrerseits auch nicht vollständig mit dem Inhalt des neuen Gesetzes einverstanden, wenigstens gaben sie zu verstehen, daß sie die darin gebotenen freiheitlichen Garantien lediglich als eine Art von „Abchlagszahlung“ betrachteten und sich weitergehende Forderungen vorbehielten.

So entstand die Gewerbeordnung von 1869, die das Deutsche Reich acceptirte und die bis auf den heutigen Tag, freilich in mancher Hinsicht modificirt, die Grundlage des deutschen Gewerberechts bildete. Und was brachte diese Gewerbeordnung? Sie gestattete Jedem, der sich dafür befähigt hielt und die nöthigen Mittel besaß, den Betrieb jedes Gewerbes, soweit nicht besondere Ausnahmen und Beschränkungen geltend gemacht waren. Sie hob das den Zünften und kaufmännischen Corporationen bis dahin zustehende Recht, Andere vom Gewerbebetriebe auszuschließen, auf. Alle ausschließlichen Gewerbeberechtigungen, alle Zwangs- und Bannrechte, die Unterscheidung zwischen Stadt und Land wurden aufgehoben. Der für den Betrieb von Gewerben bis dahin vielfach erforderliche Befähigungsnachweis wurde abgeschafft, nur für die Gewerbe der Aerzte, Apotheker, Hebammen, Advocaten, Notare, Seeschiffer, Lootsen wurde er beibehalten. Es wurde ferner der gleichzeitige Betrieb verschiedener Gewerbe und desselben Gewerbes in mehreren Betriebs- und Verkauflocalen, sowie das Halten von Gesellen, Gehilfen, Lehrlingen und Arbeitern jeder Art und in beliebiger Anzahl gestattet. Die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbstständigen Gewerbetreibenden und ihren Angestellten wurde Gegenstand freier Uebereinkunft. Gewerbliche Streitigkeiten mußten, sobald Entschädigung oder Bestrafung verlangt wurde, vor den bürgerlichen Gerichten ausgetragen werden.

Das ist in knappen Umrissen der Inhalt der durch die Gewerbeordnung von 1869 gewährten Gewerbefreiheit. Mancher Topf war damit beseitigt, manche Engherzigkeit und kleinliche Idee im gewerblichen Leben aus der Welt geschafft, kraftvoll konnten sich jetzt die Industrie und der Handel entwickeln. Aber das muß eine objective Prüfung ebenfalls zugestehen, für die wirthschaftlich schwächeren Elemente brachte die neue Gewerbeverfassung auch Sorgen und Bedrängnisse. Es war ohne Frage eine zu weit gehende Concession an das Manchesterthum, an die Doctrin des *laissez faire*, *laissez aller*, daß man das Verhältniß zwischen Unternehmer und Arbeiter als rein contractlich auffaßte, alles Ethische und Gemüthliche davon ausschloß, indem man ein Verhältniß fixirte, bei dem sich der Arbeiter lediglich verpflichtete, gegen Zahlung eines bestimmten Lohnes ein gewisses Quantum von Arbeit zu liefern, bei dem im Uebrigen aber Jedem erlaubt war, seinen

Vortheil auf jede mögliche Weise wahrzunehmen. Weiter war es bedenklich, die Rechtsstreitigkeiten nur den bürgerlichen Gerichten zuzuweisen, die Lehrlingsprüfung illusorisch zu machen, das gewerbliche Corporationsleben auf den Musterbeetat zu setzen und das gewerbliche Hilfskassenwesen sich selbst zu überlassen. Die Folge davon war, daß man die Fundamente des Kleingewerbes erschütterte, den Contractbrüchen und den Streiks die Thüre öffnete und in vielen Streitsfällen einen Zustand schuf, der dem kleinen Handwerksmeister als Rechtsverweigerung erscheinen mußte.

Das waren, wie gesagt, nicht ungefährliche Beigaben der neuen Freiheit, die in der Folge recht viele Staatsbürger, die Ursache und Wirkung nicht zu unterscheiden und das Wesentliche nicht vom Nebensächlichen zu trennen vermochten, auch gegen die Hauptsache, gegen das Princip der Gewerbefreiheit verstimmten, und die es vielfach bewirkten, daß reactionäre Anschauungen und Parteiströmungen von breiten Volksschichten Heiß ergriffen.

So ist es denn gekommen, daß Leute, die mit ihrer Wirthschaft nicht recht vorwärts kommen, Politiker, die den Mund gern möglichst voll nehmen, sich aber nicht in die Unkosten einer volkswirthschaftlichen Erkenntniß der Dinge stürzen mögen, und Parteinteressenten, die ein bequemes Schlagwort brauchen, daß alle diese in der Regel superflugen Leute alle Verantwortung und Schuld für die ihnen unbequemen Dinge in der Welt der Gewerbefreiheit aufhalsen und ihr und ihren Wortführern, den Liberalen, alle vermeintliche oder vorhandene sociale Noth auf's Conto schreiben. Natürlich ist das „grober Unfug“. Unsere nationale Production, die die volle Ausnutzung der Kräfte, strengste Wirthschaftlichkeit der Unternehmer, beständigen Fortschritt der Waarenqualität, unermüdlige Thätigkeit in der Auffindung neuer gefälliger und brauchbarer Formen der Erzeugnisse verlangt, damit sie bei dem Wettbewerb der Völker auf dem Weltmarkte nicht die Rolle einer ungeheueren Magd, sondern die der gleichberechtigten Herrin spiele und damit die Nation nicht verarme, — Deutschlands Production hätte sich zu ihrer jetzigen achtungsgebietenden Höhe niemals emporheben können, ohne die riesige Spannkraft der freien Concurrenz und ohne Gewerbefreiheit.

Man vergesse weiter auch nicht, daß die Gewerbefreiheit nicht die Ursache, sondern eine Folgeerscheinung der neueren Gewerbeentwicklung ist. Die zünftige Gebundenheit, die ständische Gliederung, kurz das System der Unfreiheit mußte fallen, nachdem Dampf und Electricität ein Maschenetz intensiven Verkehrs um den Erdball gelegt hatten, nachdem in den europäischen Staaten Zahl und Dichtigkeit der Bevölkerung auf das Doppelte und mehr gestiegen waren und die Beziehungen der Menschen unter einander daheim und in der Fremde immer vielseitiger und zugleich enger geworden waren. Keine frühere Zeit ohne die heutigen Verkehrsverhältnisse localisirte alle gewerbliche Thätigkeit, band sie quasi an die Scholle. Production im eigenen Hause und für den eigenen Bedarf, für das eigene Dorf, für die eigene Stadt und wenn es hoch kam, für den eigenen Kreis war,

von einigen wenigen Weltfirmen abgesehen, das, was in der Summe die gewerbliche Thätigkeit eines Volkes ausmachte. Der Durchschnittsmensch jener Zeit kam, wenn er einmal die Wanderzeit abgeschlossen hatte, ja auch nicht viel weiter. Alles führte mehr ein Zinnenleben, die Gütererzeugung war auf einen kleineren Maßstab beschränkt, was man an Quantität einbüßte, ersetzte man durch Qualität; nicht Massenproducte, sondern Stückwaaren bildeten die eigentlichen Handelsobjecte. Herrliche, gediegene Erzeugnisse der bildnerischen Hand sind uns aus jenen Tagen erhalten. At fugit interea fugit irreparabile tempus.

Eine neue Zeit braußt heran, aus dem Stadtbürger der Zunftzeit wird der Staatsbürger, immer größere Capitalien verlangt der rentable Gewerbebetrieb; Niesenmaschinen, eine bis in's Kleinste gehende Arbeitstheilung, die Ausdehnung des Absatzes über die Hammeile hinaus revolutioniren Handel und Wandel.

Nur einige Daten mögen über die Veränderung der Verkehrsverhältnisse Zeugniß ablegen. Mac Adam brachte 1812 die heute allgemein angewandte Chausséemethode aus China nach Europa; bis dahin forderten die Reisehandbücher der Zeit als Requisiten eines ordentlichen Passagiers „führnehmlich christliche Geduld und gute Leibesconstitution“. Prinz Georg von Dänemark gebrauchte 1703 zu einem Wege nach Windsor (etwa neun englische Meilen oder vier Wegestunden) vierzehn Zeitstunden, obwohl er sich unterwegs nur so oft aufgehalten hat, wie „der Wagen umgeworfen oder im Drecke stecken geblieben ist“. 1840 existirten im ganzen preussischen Staate nur 128 Kilometer Eisenbahn, 1890 gab es über 25170 Kilometer. Preussische Chausséen hatte man 1831 erst 9008 Kilometer, 1862 schon 28433. Flußdampfer zählte man 1840 in Preußen 40, jetzt fahren weit über 100 Dampfer allein auf dem Rhein. Die preussische Post beförderte 1840 36 und 1862 140 Millionen Briefe. Die Bevölkerung im Deutschen Reichsgebiete ist von 26 Millionen im Jahre 1820 auf etwa 49 Millionen im Jahre 1890 gestiegen, wo früher 2—3000 Menschen sich auf einer Quadratmeile ernährt haben, müssen heute 4, 8 und mehrere Tausende ihr Dasein fristen. Ehedem waren die einzelnen Stände streng von einander geschieden: „König, Bischof, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann“, wie es im Kinderliede heißt. Jeder Stand vermied die Gemeinschaft mit dem anderen und suchte sich, wie jede Gegend, auch äußerlich durch die Kleidung von anderen Ständen und Gegenden zu unterscheiden. Gering waren in mancher Hinsicht die Luxusbedürfnisse. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde die Königin von Frankreich von ihren Hofdamen sehr beneidet, weil sie mehr als zwei leinene Hemden besaß. Noch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eifern Schriftsteller in Deutschland und England gegen die Unsitte des Kutischenfahrens, das damals beim Adel aufkam, als gegen einen verweichlichenden und enttöthlichenden Luxus. Und wie lange ist es her, daß Schuhe und Strümpfe, Hand- und Taschentücher bei der Arbeiterklasse für Luxus galten und dann zur allgemeinen Gewohnheit geworden sind?

Ueberall neues Leben, neue Gewohnheiten und Ansprüche! Daß alle diese neuen Beziehungen ein anderes Gewerberecht erforderlich machten, und daß nicht das veränderte Gewerberecht die neue Zeit hervorgebracht, muß dem unbefangenen Blick doch eigentlich recht bald offenbar werden, wenn man sich nur die Mühe giebt, etwas genauer hinzuschauen. Und bringt man noch etwas weiter in der Erforschung unserer wirtschaftlichen Zustände vor, vergleicht man unsere gegenwärtigen Verhältnisse im Gewerbeleben mit denen früherer Zeiten und denen anderer Länder, so muß man schon ein unverbesserlicher Schwarzseher sein, wenn man nicht auch Gutes, ja Vortreffliches darunter findet. Die maschinelle Entwicklung ist doch nicht nur der Großindustrie und dem Großhandel zu Gute gekommen, diese haben doch nicht ausschließlich Nutzen von den allgemeinen Verkehrsverbesserungen erfahren, alle wohlthuenden Errungenschaften der Technik und des Verkehrs sind dort, wo man sich nicht eigenmächtig und thöricht dagegen verschlossen hat, auch bis in die kleinste Werkstatt, bis in den einfachsten Laden bemerkbar und fühlbar geworden. Deutschlands Handel und Industrie ist, darüber ist überhaupt ein Streiten unmöglich, wenn man nicht die Wirtschaftsstatistik einfach ignoriren will, in dem letzten Vierteljahrhundert der Gewerbefreiheit in ungeahnter Weise aufgeblüht.

Es ist daher auch keine allzugroße Ueberhebung, wenn der auf seine Erfolge und auf seine wirtschaftliche Tüchtigkeit stolze Vertheidiger der neuen Zeit dem modernen Weltverbesserer, der eine höchst unproductive Thätigkeit in der Entwirrung unlösbarer Zukunftsprobleme und im grübelrischen Versenken in vergangene Zeiten entwickelt, mit dem Faust zuruft: „Was willst Du armer Teufel geben?“ Die Einen treiben das Schiff ihrer Gedanken und Wünsche dem socialen Communismus zu; sie wollen ein Gewerbewesen, das den Privatbetrieb ausschließt, alle die so sehr verschiedenartigen Menschen über einen Kamm scheert und am letzten Ende die Spannkraft der freien Concurrenz vernichtet. Man mag in der Kritik des Socialismus Vieles als berechtigt anerkennen, seine „positiven“ Vorschläge wird man aber bei gewissenhafter und aufrichtiger Prüfung stets in's Nichts der Utopie münden sehen. Die Anderen wollen angeblich nur eine Beschränkung des ungehinderten Wettbewerbs, aber eine Beschränkung, die schließlich in neun von zehn Fällen auch auf eine Vernichtung hinauskommt. Sie wollen zurück zum Ständestaat des Mittelalters und zum patriarchalischen Gewerbebetrieb der Zunftzeit. Die Zwangsinnung soll wieder Mittelpunkt und Quelle des Gewerberechts werden, und der Befähigungsnachweis soll die Panacee heißen, die mindestens alle Leiden des Handwerks curiren soll.

In der Hauptsache zielen Zwangsinnung und Befähigungsnachweis dahin, in den gegenwärtigen Concurrenzkampf des Handwerks mit der Groß- und Mittelindustrie und mit dem Handel zu Gunsten des handwerksmäßigen Kleinbetriebs einzugreifen, die capitalistische Uebermacht durch behördliche Reglementirung zu brechen, die Zahl der selbstständigen Handwerker durch

den Ausschluß Unzünftiger und angeblich Untüchtiger einzuschränken und schließlich eine möglichst der Controle der Oeffentlichkeit entzogene Organisation zu schaffen, mit deren Hilfe man die Autorität der Meister zu stärken und die Forderungen der Arbeiterschaft einzudämmen hofft.

Selbst wenn man diese Forderungen nicht als Glieder in der Kette von reactionären Bestrebungen, sondern für sich allein betrachtet und beurtheilt, kommt man zu dem Resultate, daß die Zunft mit ihren Zwangsrechten im Widerspruche mit den Ideen des Rechtsstaates, der gleiches Recht für Alle geben soll, steht, und daß der Befähigungsnachweis für jedes selbstständige handwerksmäßige Gewerbe bei den heute so verwischten Grenzen zwischen Industrie und Handwerk, bei den unentwirrbaren Verzweigungen des heutigen Gewerbebetriebes, bei der Unzahl „verwandter“ Gewerbe nur mit der Voraussicht ewiger Zänkereien, Denunciationen und anderer schöner Dinge, wie sie Neid und Concurrenzucht nur immer erzeugen können, in's Leben zu rufen ist. Daß er dem Handwerk irgend welchen positiven Nutzen verbürge, ist nach den Erfahrungen, die man in Oesterreich mit dem seit 1883 dort wieder eingeführten „Verwendungsnachweis“ gemacht hat, u. G. völlig ausgeschlossen.

In der That sind aber diese sogenannten Cardinalforderungen der Handwerker keine wirthschaftlichen, sondern rein politische Forderungen, die auch aus diesem Grunde von einigen politischen Parteien lebhaft unterstützt werden. Daß sie trotz dieser mächtigen Hilfe je Gesetz werden und längere Zeit bleiben, halten wir nicht für wahrscheinlich. Man beruft sich freilich auf die schöne Zeit, da jene Einrichtungen existirten und die Blüthe des mittelalterlichen Handwerks bedingten, man ruft dem Handwerker zu: „Wählt selbst, jetzt habt Ihr Gewerbefreiheit und bei schwerer Arbeit hartes Brot, damals hattet Ihr die Zunft und bei mäßiger geistiger und körperlicher Anstrengung Ueberfluß.“

Gewiß hat vom 15. bis zum 16. Jahrhundert das Handwerk seinen Meister gut ernährt. Der Zunftorganisation jener Zeit war es noch möglich, den Großbetrieb und die Capitalmacht in enge Grenzen zu bannen und dem Handwerkerstande die Vortheile eines bevorrechtigten Standes zu garantiren. Aber man soll nicht vergessen, daß diese Blüthezeit, wie jede andere auch, nur von verhältnißmäßig kurzer Dauer sein konnte. Nur so lange nämlich, wie der Handwerkerstand nach schweren Kämpfen mit dem Stadtpatriciat die führende Stellung im deutschen Bürgerthum einnahm. Die Zunft war, das wird meistens von den reactionären Gewerbepolitikern übersehen, ein städtisches Amt, das den Angehörigen mit seinen Vergünstigungen auch schwere Verpflichtungen auferlegte. Ueberdies hatten die gewerbe-monopolistischen Rechte keineswegs ihren Ursprung in der Furcht vor der Concurrenz, sondern sie waren einfach die Folge einerseits der ökonomischen und politischen Stellung der damaligen Städte, andererseits des amtlichen Charakters und der Dienstpflcht der Zünfte. Damals waren eben die

Städte nicht wie heute Glieder eines größeren Staates, sondern selbstständige politische und wirtschaftliche Gemeinwesen, die, wie heute die Staaten, das Interesse und die Pflicht hatten, für ihre Angehörigen, und auch nur für diese zu sorgen. Es ist klar, daß ein solches Zunftleben einen hohen Grad von Gemein Sinn und Opferwilligkeit und einen weiten, vorurtheilsfreien Blick voraussetzte, und daß es sich in ganzer Reinheit nur kurze Zeit halten konnte. Will man jetzt das Alles wieder künstlich zurückrufen, so versucht man Unmögliches, nämlich die Henne in das Ei zurückzuschicken. Wir müssen uns schon mit der Gewerbefreiheit durchschlagen, denn es ist schlechterdings unmöglich, mit einem anderen System zu leben, es ist unmöglich, unsere Verkehrsverhältnisse wieder in die romantisch schönen, aber engen Mauern der mittelalterlichen Stadt einzuzwängen, dem Handwerkerstand wieder die Führerschaft im Bürgerthum zu verschaffen, die im gesteigerten Concurrenzkampfe nicht eben veredelten Naturen durch Decrete und Verordnungen wieder in jenen Zustand zu versetzen, der die Grundlage des ganzen Zunftsystems gebildet hat.

Nach alledem ergibt sich der Erfahrungssatz, daß die Gewerbefreiheit das vorläufig letzte Resultat einer geschichtlichen Entwicklung, das letzte notwendige Glied einer Reihe von volkswirtschaftlichen Perioden und daß sie somit Erforderniß und die Folge des Culturfortschrittes ist. Aber die Rehrseite der Medaille, soll die gar nicht gezeigt werden, soll sich der Cultur Mensch an der Wende des Jahrhunderts nur in dem stolzen Glücke sonnen, wie er's „so herrlich weit gebracht?“ Hat das Princip der Gewerbefreiheit nur lobenswerthe Seiten? Keineswegs, wie das schon im Eingange dieser Abhandlung zugestanden worden ist. Die schrankenlose Gewerbefreiheit führt zur rücksichtslosen Ausbeutung der abhängigen Arbeitskräfte, zur Ausnutzung des wirtschaftlich Schwächeren und des minder Erfahrenen, sie bewirkt die Massenherstellung billiger und schlechter Waaren, hat viel unredliches und häßliches Geschäftsgebahren, aufdringliche Reclame, und zu Zeiten Ueberproduction und wirtschaftliche Krisen im Gefolge.

Auch die Gewerbeordnung von 1869 hatte nicht verhindert, daß derartige Unkraut unter den Weizen gekommen war, und die deutsche Gewerbepolitik der letzten 25 Jahre war denn auch im Wesentlichen darauf gerichtet, die allzuweitgehende Gewerbefreiheit, wie sie in dieser Gewerbeverfassung begründet war, einzuschränken. Nur von den hauptsächlichsten Abänderungsgesetzen sei hier kurz Notiz genommen. So wurde 1874 der Kreis der gewerblichen Anlagen, die einer Genehmigung bedürfen, erweitert; 1876 regelte ein Reichsgesetz das gewerbliche Hilfskassenwesen. Im Jahre 1878 erhielt ein Gesetzentwurf, der die Verhältnisse des gewerblichen Hilfspersonal's zum Gegenstand hatte, die Zustimmung des Reichstages. Hierdurch wurde eine festere Gestaltung des Arbeitsvertrages, besonders des Lehrlingsverhältnisses, eine Verbesserung der Bestimmungen über jugendliche Arbeiter und die Einsetzung von Fabrikinspectoren zur Beaufsichtigung der Fabriken erreicht. Für ge-

wisse Gewerbebetriebe (Privatfrankenanstalten, Pfandleihgewerbe, Schauspielunternehmungen, Hautirgewerbe) wurden 1879 und 1880 verschärfte Bestimmungen erlassen. Die folgenden Jahre waren hauptsächlich der Reconstruction der Innungen gewidmet. Ihnen wurde 1881 die Möglichkeit gegeben, ihre Thätigkeit im Lehrlingswesen und bei Lehrlingsstreitigkeiten auch auf Nichtmitglieder zu erstrecken, dieses Recht wurde 1884 noch dadurch erweitert, daß bewährten Innungen von der höheren Verwaltungsbehörde für ihre Mitglieder das ausschließliche Recht des Lehrlinghaltens gewährt werden kann. 1886 wurde bestimmt, daß Innungsverbände durch Bundesrathsbeschluß Corporationsrechte erhalten können, und 1887 wurde den Innungen das Recht beigelegt, kraft einer Verfügung der höheren Verwaltungsbehörde auch Nichtmitglieder zu den Ausgaben für Herbergswesen, Fachschulen und für Schiedsgerichte heranzuziehen. Weiter sind die Arbeiterchutzgesetze (1891), ein Gesetz über die Sonntagsruhe (1891), über Abzahlungsgeschäfte (1893), über den Schutz der Waarenzeichen (1893) u. erlassen, und noch mancherlei gesetzliche Bestimmungen, die den Schutz des ehrlichen Gewerbes und des abhängigen Hilfspersonals bezwecken, sind in nächster Zeit noch zu erwarten, — wir erinnern nur an die im Fluß befindliche Gesetzgebung gegen den unlautern Wettbewerb, an die Handwerksorganisation, an die in nächster Reichstagsession zu erwartende Novelle gegen Mißstände im Wandergewerbe — so daß auch manchem ehrenwerthen Staatsbürger vor dem unablässigen Reglementiren und vor dem Gesetzgebungsregen in der neueren Zeit angst und bange wird.

Jedenfalls wird hieraus offenbar, daß wir in Deutschland nicht von einer schrankenlosen und gefährlichen Gewerbefreiheit sprechen können, es giebt der Schranken bereits soviel, daß man annehmen darf, die Bewegung nach weiterer Einengung der Gewerbefreiheit habe ihren Höhepunkt bereits überschritten, und wir beginnen jetzt, uns in die neuzeitlichen Formen und Verhältnisse einzuleben und in ihnen wohl zu fühlen. Daß unseren Kindern und Enkeln noch ein weites Gebiet socialer und gewerblicher Reform zur Bearbeitung vorbehalten ist, daß wir selbst noch nicht am Ziele angelangt sind, soll keineswegs bestritten werden; aber man arbeitet stetiger und sicherer, wenn man auf dem festen Boden des historisch Entwickelten steht und sich nicht in Träumereien über Vergangenheit und Zukunft verient. Es wird Keinem einfallen, unser Gewerberecht für vollendet und für unberührbar von der Zeiten Wechsel zu erklären, das aber dürfen wir jedenfalls nach seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit constatiren: es hat sich als das uns zukommende und zuträgliche Recht erwiesen und wird es voraussichtlich noch per multos annos bleiben. Eine gewaltsame Einengung oder Vernichtung der Gewerbefreiheit muß den Ruin eines Volkes herbeiführen, und es ist die Aufgabe einer weisen und gerechten Gewerbepolitik, das System der Gewerbefreiheit mit den Ideen socialer und gewerblicher Reform zu versöhnen, damit ist zugleich ihr weiteres Bestehen zum Nutzen von Handel und Wandel garantiert.



Gedichte.

Von

Theodor Koelwe.

— Breslau. —

Herbstlied.

Wenn die Winde kühler wehn
Im entfärbten Laube,
Aster'n nur im Grase sehn
Reifer schwillt die Traube;

Wenn die Sonne milder scheint,
Klarer liegt die ferne:
Sprich, warum die Thräne weint
Dir im Augensterne?

Ach, es glühn in meiner Brust
Noch die alten Triebe;
Frühlingsdrang und Werdelust
Und die alte Liebe.

Und ich kann es immer nicht,
Und ich kann's nicht fassen,
Daß mir Lenz und Himmelslicht
Sollten einst verblaffen.

Daß ich auch so ruhig mild
Scheiden sollt' und heiter —
Thräne, die vom Auge quillt,
Rinne, rinne weiter!

Läuterung.

Nun hat die Nacht sich still herabgesenkt
Mit milder Luft und tieferquicker Kühle.
Das unruhvolle Herz umfängt
Der linde Hauch besänftigter Gefühle.
Ach, was ich all in blinder Leidenschaft
Geirrt, gewollt, gelitten und gerungen,
Das fühl' ich nun zur holden Lebenskraft,
In Liebe tiefgeläutert, durchgedrungen.

Abendruhe.

Der Friede wohnt in diesen Bäumen,	Sie haben Blüthenschmuck getragen
Die sanft verklärt das Abenglühn.	Und Frucht und Schatten auch gebracht;
Wie süß, das Leben auszuträumen	Wie ruhig hoch die Wipfel ragen!
Und still dem Tod entgegenblühn!	Nun überholt sie still die Nacht.

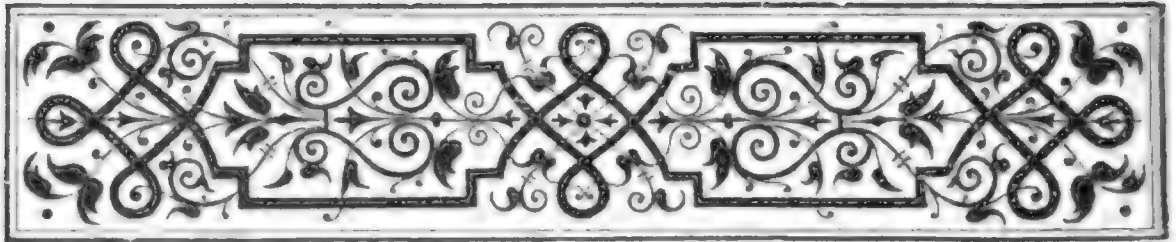
Mahnung.

Glaubst Du Dich dem Bann entronnen
 Jener ernsten Wohlgestalten,
 Weil Dir neue Lebenssonnen
 Heller, kühler, ferner walten?
 Wandelst Du auf andern Gassen
 Näher Deinem Lebensglücke?
 Ihren Hain hast Du verlassen,
 Doch die Gottheit blieb zurücke.

Sternendämmerung.

Im Abendblauen seh' ich einen Stern,
 Indes die Bergespitzen nebeln,
 Ausleuchtend aus dem schweren Dufte sich ringen.
 Ich seh' ihn zitternd durch die Trübung funkeln,
 Dann klarer, reiner, glänzend groß und fern,
 Nun wandellos den weiten Raum durchdringen.
 So rege kämpfend Deine Seele Schwingen!
 Du glühe treu in Deines Wesens Kern,
 Und Dir wird Licht in tiefer Nacht entspringen.





Zwei Geniebriefe aus der Schweiz vom Jahre 1775*).

Mitgetheilt

von

W. Keiper.

— Berlin. —

Haugwitz**) schreibt uns aus Paris und schlägt uns vor, mit ihm durch das südliche Deutschland und die Schweiz zu reisen. Mit unaussprechlicher Freude nehmen wir seinen Antrag an, wir reisen mit Haugwitz, sehen Freunde unserer Seele, sehen die schönsten Gegenden Deutschlands, den heiligen Rhein, die freie Schweiz, die Alpen, Goethe, Lavater, Wetzner zc.", so meldete Graf Friedrich Leopold Stolberg seinem Freund und Bundesbruder Boß den Ausbruch der Brüder zu jener Geniefahrt, die der alternde Goethe, von der Höhe einer gereiften Lebensanschauung auf die jugendlichen Irrgänge herabschauend, nochmals in „Dichtung und Wahrheit“ lebenswahr, aber leise retouchirend festgehalten hat. Schweizerreisen waren damals noch nicht Modesache, ja das 18. Jahrhundert brauchte lange Zeit, ehe die Bewunderung der Gebirgswelt sich allgemein Bahn brach.

Wohl durchwanderte schon 1728 Albrecht von Haller mit dem hellen Blick des Naturforschers und dem sinnenden des Dichters seine Heimat und entwarf mit etwas unentsamem, aber kräftigem Pinsel ein gedanken- und formenschweres Gemälde von dem Stilleben der kleinen Natur wie dem ergreifenden Zauber des Alpenlandes mit seinen Eisbergen und stäubenden

*) Für den Abdruck der vorliegenden Briefe bin ich zum Dank verpflichtet Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig, in dessen Sammlung die Originale enthalten sind. Die kleinen, auf Goethe bezüglichen Bruchstücke veröffentlichte L. Geiger im Goethe-Jahrbuch. Die Gedichte habe ich in meiner Schrift „F. L. Stolbergs Jugendpoesie“, Berlin 1893, besprochen.

**) Der spätere preussische Staatsminister, ein Studienfreund der Stolberge aus der Göttinger Zeit (1772—73).

Felsenströmen, „die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.“ Und wenn er, ein treuer Beobachter, in den Hütten der Aelpler einkehrt, das junge Volk beim Ringspiel und Tanz unter breiter Dorfscheide oder „das graue Alter“ bei traulichen Unterhaltungen am Herd belauschte, ihren gemüthlichen Wohlstand, die „Einfalt“ und Sittenreinheit pries, rühmend gedachte:

Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt,)

und froh bekannte:

Wo die Freiheit herrscht, wird alle Sorge minder,
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder,

so schuf er trotz Taciteischer Tendenz ein getreueres Bild des verben Alpenvolks, als sein Landsmann Salomon Geßner, der die Thäler und Grotten mit Theokritischen Nymphen und Nymphen und mit arkadischen Schäferpaaren bevölkerte.

Aber noch der junge Klopstock schaute zwar von den schimmernden Traubengestaden des Züricher Sees zu den „silbernen“ Alpen grüßend herauf, zärtlicher und empfindungsvoller jedoch trotz des bedenklichen Stirnrunzelns ehrsamers Patriarchen in das frohe Gesicht einer schönen Begleiterin, und die Mannigfaltigkeiten der Charaktere zu erforschen, war ihm interessanter, als den Schönheiten der großen Natur liebevoll nachzugehen.

So vermochte auch Johann Kaspar Goethe, während sein Sohn am Busen der Natur „frische Nahrung und neues Blut“ in vollen Jüngen einsog, in italienischen Erinnerungen schwelgend, den „wildem Felsen, Nebelseen und Drachennestern“ keinen Geschmack abzugewinnen und meinte, wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

In dem Gegensatz von Vater und Sohn erfassen wir hier den Gegensatz zweier Generationen. Zwei große Namen stehen an der Spitze des neuen Naturevangeliums: der gälische Barde Ossian und der Franzose Jean Jacques Rousseau. Hatte die Anakreontik des Jahrhunderts fern von „der Städte Rauch“ am mürmelnden Bächlein unter Rosen- und Myrtengebüsch bei summenden Frühlingsbienehen und losen Sommervögeln sich angesiedelt oder im elyäischen Thal bei Lunas Silberchein dem süßen Gesang Philomelens gelauscht, so führte Ossian den staunenden Waller an's brandende Meer unter Klippen und Risse oder auf die endlose Nebelhaide, wo der Bart der Distel im Sturm wehte und nur der Adler und Geier die grandiose Scenerie belebten. —

Rousseaus St. Preux aber, in der Neuen Heloise, durchzog das noch unentdeckte Pays de Vaud, und während er, von allen Schrecken der Gebirgsnatur umgeben, unter ungeheuren Felstrümmern, vom Staubregen stürzender Gießbache durchnäßt, einherwandelte und auf die wunderbaren Lichteffecte der sonnenbeglänzten Berggipfel und ihrer Schattenthäler oder auf ein thalab tobendes Gewitter mit schauernder Wonne herabschaute, um-

fiug sein krankes Herz, das Gefühl jänsftigender Ruhe und ernster Weihe. Und wieder auf stürmischer Fahrt über den Genfer See klang Natur und Seelenstimmung in wunderjamem Accord zusammen. — Wie Haller empfand er reines Vergnügen im Verkehr mit den biederen Wallisern, bei denen er auf der ganzen Reise keinen Heller los werden konnte; ihre unbefangene Gastfreundschaft und genügsame Zufriedenheit bechämten den von der Kunst verdorbenen Culturmenschen.

Die Wirkung dieser mächtigen Naturverehrung auf Deutschland war unermesslich. Herders Ruf: „Komm, sei mein Führer, Rousseau!“ schallte überall wieder, im Kreise des seltsamen Hamann in Königsberg so gut wie am Rhein und Main und im Göttinger Bund an der Leine. Fortan galt die Schweiz als das Land der großen Natur und unverdorbenener Volkskraft.

In Göttingen aber, wo man für Deutschtieit glühte und Wielands, des Franzosenfreundes und Sittenverderbers, „Ibris“ zornig zerstampfte, kam noch mehr hinzu. Die längst vom alten Reich abgelösten freien Cantone waren doch ein Theil des großen deutschen Vaterlandes, das damals mehr als heute gesucht wurde, soweit die deutsche Zunge klingt. Und als Friedrich Leopold Stolberg aus den Armen der schluchzenden Freunde der dänischen Hauptstadt zugeeilt war und das verhasste Land, dessen Klima „dem Denker zuwider“ war, ihn beherbergte, da stand der Abkömmling des alten cherusischen Bierfürstengeschlechts, dessen Vorfahren Mopstock in dem Bardiet „Hermanns Tod“ als Waffenbruder des deutschen Befreiers verherrlicht, am Helt und sang mit den tobenden Wogen um die Wette:

„Von Dir entfernt, weih' ich mich Dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den süblichen Himmel
Oft und seufze der Heimat zu!“

Im Berner Münthaus aber erblickte er die Trophäen aus den siegreichen Feldzügen der Schweizer gegen Karl den Kühnen, und der wehmüthige Ruf entrang sich dem schwächeren Sohn einer weichen Zeit:

„Das Herz im Leibe thut mir weh,
Wenn ich der Väter Rüstung seh';
Ich seh' zugleich mit nassem Blick
In unsrer Väter Zeit zurück.

Ich greife gleich nach Schwert und Speer;
Doch Speer und Schwert sind mir zu schwer;
Ich lege traurig ungespannt
Den Wogen aus der schwachen Hand.“

und er erklärte, die Schweizer seien nie deutscher gewesen, als da sie sich dem deutschen Joch entzogen.

Darauf aber lag das Hauptgewicht. Der Kampf der jungen rheinischen Genies, Goethe an der Spitze, galt trotz der starken freiheitlichen Tendenz im „Göt“, trotz Klingers wilden Tiraden gegen die Fürsten und

manchen politisch-socialen Hirngespinnsten doch vorzugsweise den „Kunstrichtern“ und ihren verhaßten „Regulbüchern“, die Meister Klopstock, immer noch „jugendlich-ungestüm“, in den entferntesten Winkel seines Gelehrtenstaats verbannt hatte. In Göttingen wurde — wiederum nach Klopstocks unklarem und unverstandenen Muster — ein Vorspiel der burschenschaftlichen Bewegung unseres Jahrhunderts in Scene gesetzt. Aber das Geschlecht der Wartburggenossen war durch die harte Schule der Freiheitskriege gegangen, hatte trotz manchen Ueberschwangs in Rede und That doch bestimmte Ziele vor Augen und handelte darnach. Hier redeten und dichteten feurige Jünglinge, von idealster Begeisterung beseelt, aber gänzlich unerfahren im wirklichen Staatsleben, von großen Thaten, glaubten mit dem Klang ihrer Lieder Berge zu versetzen und die Weiten der Tyrannen kürzen zu können oder lebten der naiven Zuversicht, als „Landsdichter“ die Volks sitten zu bessern; und wenn Einem die Gefahr solchen Schwärmens vorgehalten wurde, so erklärte er aufrichtig, jene Tyrannen seien nur Kinder seiner Phantasie, und kein lebender Fürst brauche sich dadurch getroffen zu fühlen.

Sie wollten nicht Fürstendiener sein, doch aus dem Freundeskreis traten die Grafen Stolberg als Kammerjunker an den dänischen Hof, und der Fürstenthaffer Voß suchte eine Stelle bei einem deutschen Kleinfürsten.

Ueber die Misere der deutschen Kleinstaaterie hinwegsehend, holten sie aus der Vorzeit ihre Ideale herauf und stellten die Republikaner Timoleon und Brutus in eine Reihe mit Hermann und Tell, die ein fremdes Joch zeriprengeten, ja mit Luther, den Vorkämpfer für Geistesfreiheit, und Klopstock, der Freiheitsthaten nur besungen hatte. Aber wenn einmal der Blick aus der lustigen Höhe in die irdische Sphäre herabstiege, so blieb er gewiß auf dem freien Schweizervolk bewundernd haften. — Wirkte doch auch hier als lebendiger Zeuge, daß die Enkel der Väter werth seien, Johann Kaspar Lavater, der den Uebergriffen des Landvogts Grebel so muthvoll entgegengetreten war und in Liedern, die im Stolberg'schen Vaterhause auch von den Schwestern gern gelesen wurden, seines Volkes Freiheit gepriesen, zugleich ein gläubig frommer Christ mit peinlichster Selbstprüfung sein „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“ zur Freude der Mutter unserer Grafen geführt und ahnungsvolle, gerade wegen ihrer visionären Dunkelheit dies Zeitalter begeisternde Ausblicke in die Ewigkeit gethan hatte.

Neben ihm erschienen die übrigen Berühmtheiten der Schweiz von geringer Bedeutung. Gessner erschien als ein braver Mann, aber „weniger“ als seine Schriften. Der einstige Gömmer Klopstocks, Bodmer, der in demselben Jahre mit nicht weniger als vier Vorläufern des Schiller'schen Tells auf den Plan trat, stand in der raschlebigen Zeit bereits sehr abseits, wenn man dem „braven, frohen Greis voll Lebens und Geistes“ auch zusammen mit Goethe huldigende Besuche gönnte; Voltaire war als Franzose und Aitheist verhaßt, aber aus Neugier doch nicht zu umgehen; für Haller endlich, der statt im Dichtergewande schon längst in der schweren Rüstung einer

staunenswerthen Gelehrsamkeit glänzte, fehlte den jungen Stürmern jedes Verständniß.

Dem freieste Ungebundenheit, Befreiung von Allem, was Convenienz und Zwang hieß, war die Lösung.

So schwärmten die drei Genossen mit Goethe, froh, des lästigen Hofkleides entledigt zu sein, in „Werthers Uniform“ umher, und Gleichgestimmten flogen die Herzen im Sturm entgegen.

Goethe, den Brüdern bis dahin nur brieflich vertraut, wurde ihnen in wenigen Tagen so intim, als hätten sie sich Jahre lang gekannt, und rühmend berichtete Graf Christian der Schwester von der Fülle der heißen Empfindung, die aus jeder Miene ströme, und dem feurigen Ungeßüm, aus dem immer das zärtlich liebende Herz hervorsehe. So hieß Klingler, Goethes Landsmann, bald der „beste Menich“, und selbst der querblickende Merck in Darmstadt „ein braver Mann und unser Freund“.

Wenig galt es ihnen, die als Küstenanwohner von Kindheit an dem Badesport huldigten, im Weiher bei Darmstadt zum Verdruß der Hofgesellschaft das heiße Blut zu fühlen, und aus den Kluthen der Zürcher Gebirgsbäche konnten sie wohl die Steinwürfe erzürnter Bauern, nicht Lavaters liebevolle Vorwürfe vertreiben; so gerne sie zahm sein wollten, das Nichtzahmsein habe doch seine unleugbaren Annehmlichkeiten, meinte Friedrich Leopold.

Dies Doppelgefühl persönlicher Unabhängigkeit und politischer Freiheitsliebe hatte der junge Dichter in einem seiner frühesten Gedichte, der „Freiheit“, noch nicht zu scheiden gewußt. Jetzt gab ihm die Schweizer Natur jenes Gegenstück zu Mahomets Gesang ein, den „Felsenstrom“, der, ein freier Jüngling, die Wolkenhöhe verlassend, sich unten im Thal in der Dienstbarkeit Fesseln schlagen läßt, wie es ihm selbst später geschah; im „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert“ aber brauste der Klopstock'sche Durst nach Tyrannenblut gewaltig auf, den Frau Ma in Frankfurt durch die ältesten Jahrgänge des echten Tyrannenblutes aus ihrem Keller so geschickt gelöscht hatte.

Land und Leute in der Schweiz wurden enthusiastisch begrüßt. „Kinder!“ rief Graf Fris auf dem Ritt durch's Thurgauische arbeitenden Bauern zu: „wenn Einer käme und Euch um Eure Freiheit bringen wollte, würdet Ihr so brav sein, wie Eure Väter?“ und freute sich, als es im vollen Chorus bestätigend zurückhallte, und ein alter Graukopf eine Art emporhob und mit herzlicher Stimme rief: „Mit dieser Art schlug' ich ihn todt!“ Und im gepriesenen Walliserlande Rousseaus war ihm ein Herzensgenuß, daß die Franzosen von den Deutschen beherrscht wurden.

„So mag ich's gern; dem Deutschen giebt Gott Freiheit und Muth, dem Franzosen Wis und soviel Leichtsin, als nöthig ist, Fesseln zu tragen.“

Ihm, wie Goethe, legte sich die Wirklichkeit in Poesie um, wenn er schon nicht den unendlichen Reichthum der Gefühle und die große poetische

Gestaltungskraft des Jugendfreundes befaß. So gab ihm der Rheinfluss das zarte Gebet an die Mutter Natur, die ihn am Gängelbände leiten sollte, so besang er Tells Kindheit mit vordedeutendem Blick auf seine Lebensthat, betrachtete eines Zwingherrn zertrümmerte Burg im Gefühl ausgleichender göttlicher Gerechtigkeit und spielte, wie einst Haller, den frohen Zuschauer bei einer Familienfestlichkeit, wo er dem neu vermählten Paare zusah:

„Ihr lieben Weibe, freuet Euch!
 Es sei kein Glück dem Euren gleich;
 An wackern Kindern werdet reich,
 An Söhnen, bieder und voll Muth
 Nach alter Schweizerfittte,
 An Töchtern, sanft und keusch und gut,
 Die Bierde Eurer Hütte!“

Und der Ode auf den Abschied von Lavater, der an thränenfälliger Empfindsamkeit dem berühmten Trennungsabend von Göttingen Nichts nachgiebt, verlieh er einen stimmungsvollen Eingang im Hinblick des ruhenden Züricher Sees, ganz ähnlich Matthiassons späterem „Abend am Zürichersee“.

Die Begeisterung für die Schweiz blieb den Brüdern, insbesondere Friedrich Leopold, nicht ein bloßer Jugendrausch. Mit demselben Blick des idealisirenden und Alles verhönnernden Dichters, den Lavater ihm hellsehend zuschrieb, bereiste er 16 Jahre später dasselbe Land und ließ sich damals wie jetzt im warmen Gefühl für alles Große und Erhabene, worin sein eigenes Naturell liegt, über die mannigfachen Schattenseiten des gelobten Landes gern hinwegtäuschen.

Graf Christian, eine kühlere Natur, befaß — um in Lavaters Sprache zu reden — „mehr sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Verathschlagungen . . . nicht das aufquillende, reiche, reine hohe Dichtergefühl . . . nicht das heftige, in morgenröthlichem Himmel dahinschwebende, Gestalten bildende Lichtgenie — mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck.“ Das spricht sich auch in dem vorliegenden Brief zur Genüge aus — wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß in diesem zusammenfassenden Rückblick Fris Leopolds Gefühle alle weicher abgetönt sind — und so zeigen die Briefe, die nun schließlich in eigenen Worten reden mögen, lehrreich, wie die allgemeinen Anschauungen der Zeit in den einzelnen Personen sich charakteristisch abwandeln.

Sie sind an den Dichter des „Ugolino“ gerichtet.

1. Graf Friedrich Leopold an Gerstenberg.

Lausanne d. 16. Oct. 1775.

Das Versprechen an Sie zu schreiben, mein Liebster, war das Versprechen meines ganzen Herzens. Ich that es in einem Augenblick welcher Sie mir, wenn es möglich war, noch theurer machte, gleich drauf rissen Sie sich aus meiner Umarmung, ich sah Ihnen lange nach, bis ich nicht nur Sie, und Ihren Nachen, sondern auch die letzten Furchen Ihrer Ruder aus den Augen verlor. Da nach seegnete meine Seele meinen Gerstenberg! Ihnen wünschte ich alle mögliche Glückseligkeit und mir die Freude Sie

bald wieder zu umarmen. In 20 Stunden waren wir in Lübeck. Einige Tage nach unserer Ankunft in Hamburg kam unser Klopstock dort von seiner CarlsRuhet Reise wieder an. Mit ihm, mit unserer Schwester von Uetersen,*) unserm Mumssen,**) Claudius, Bog und Miller, welcher mit Klopstock gekommen war, nebst noch anderen Freunden und Freundinnen, haben wir in Hamburg bey 3 Wochen zugebracht. In Göttingen sahn wir noch einige alte Freunde, in Frankfurt fanden wir unseren Haugwitz; Göthe ward so sehr unser Freund daß er sich entschloß mit uns nach Zürich zu reisen. In CarlsRuh blieben wir 6 Tage, die Prinzess Louise von Darmstadt, kigige Herzogin von Weimar hielt sich dort auf, eine Prinzess vom edelsten Character, von einer Größe der Seele welche jeden Mann merkwürdig machen würde. Welche Gegenden, mein Liebster, haben wir in der Pfalz, am Rhein und an der Neckar gesehn! Und bey Frankfurt an den Ufern des Main, und bey Mainz wo mitten im Meerbreiten Rhein eine Elysische Insel uns in ihre Schatten aufnahm!

In Strasburg lernten wir Lenz kennen, in dem kleinen, gutherzigen jovialischen Männchen wohnt viel Genie. Welche Fruchtbarkeit zeigten uns die gesegneten Ebenen Schwabens! Die Einwohner sind gut, freundlich, arbeitiam, die Weiber heßlich. Viel empfand ich da ich in das Gebiet von Schaffhausen kam. Nun im Lande der Freiheit! Wir sahen den Rheinfluss. Gerstenberg, umsonst bieten Sie Ihre reiche, feurige, schaffende Phantasien auf Ihnen den Rheinfluss zu mahlen. Ueber 3 hohe Felsen stürzt 100 Fuß hoch und 75 breit der Rhein mit der Stimme Gottes, mit unendlicher Schnelle, mit weit umherspritzenden Tropfen, bedeckt mit weißem Schaum den zuweilen stürzende grüne Wellen unterbrechen, in das hallende Thal. Ich verglich, da ich ihn ansah, den Seelenschwung der Iyrischen Poesie mit dieser lebendigen die Seele hinreichenden Bewegung, und einen Augenblick lang pignit poetam esse. Von Schaffhausen ritten wir nach Stotzing, sahen den Bodensee durch welchen der Rhein fließt, und das Feld, wo der brave Huß verbrannt ward, wo vor einigen Jahren noch abgemähetes Gras einer vom Teufel bezauberten Wieje ist verbrannt worden. Wir befuhren den Bodensee, und eilten nach Zürich. O mein Theuerster, was ist Davater für ein Mann! Um seiner willen haben wir 3 Wochen zwischen einem Fluß und dem Zürcher See in einem Bauerhause in herrlicher Gegend 20 Minuten von der Stadt gelebt und mit ihm seelige Stunden gehabt. Nun traten wir unsere erste Fuß Reise an, wir gingen durchs Kanton Zug über den Zuger See auf einen Berg welcher zwischen dem Zuger See und dem 4 Waldstädter See liegt, hier sahen wir die Sonne untergehen und aufgehen über 13 Seen! Von da (ich wünschte daß Sie mir auf der Karte folgten) gingen wir über den Lowerker See, wo wir in kleinen Inseln zween Eremiten besuchten, deren einer es wegen einer unglücklichen Liebe geworden ist. Ein härterer Rock, Brod, Wasser und ein Rosenkranz ersetzen ihm das Mädgen und die Freuden des Rosenbettes. Von da giengen wir über den mit Felsen eingeschlossenen Waldstätter See nach Altorff.

Alle die kleinen demokratischen Cantons sind frey wie Adler, und fühlen ganz das Glück ihrer Freiheit. Diese Freiheit gießt den Ueberfluß auf diese Länder wo weder Korn noch Wein wächst. Nirgend sieht man Pracht, nirgends Elend, überall weit mehr Wohlstand, als in den fruchtbarsten Ländern. Am See besuchten wir eine Kapelle wo Tells Thaten gemahlt sind, sie heist die Tellen Kapelle. Hier wars, wo er aus dem Nachen des Tirannen sprang. Bey Altorff sahen wir das Haus wo Tell geboren ward in eine Kapelle verwandelt. Die hohen Felsen welche diese Gegend umringen, und zween stürzende Flüße haben gewiß viel dazu bengetragen den Helden zu bilden.

*) Die durch ihren Briefwechsel mit Goethe bekannte Auguste Stolberg, Stiftsdame zu Uetersen (1753—1835).

***) Dr. Jakob (Tobn) Mumssen, der Freund Klopstocks und der Stolberge, lebte als Arzt in Hamburg.

Der ganze Kanton Uri halt vom Namen Tell, jedes kleine Kind spricht mit Enthusiasmus von ihm, sie glauben, er sey wie Elias von Gott aufgehoben worden auf feurigen Wagen und Roßen. Wir erstiegen den 8 Stunden hohen Gotthard, auf einem Weg gehend welcher immer in Felsen gehauen ist, zur Seite stürzt die Neufz in donnernden Kataracten. Ueber hundert Felsenströme stürzen in unabsehbarer Ferne von Felsen herab in diesen Strom. Wir kamen hoch, und die Gegend ward rauher. Endlich sahen wir nichts, als rechts Felsen Mauer, links die Neufz scheltend im Abgrunde. Eine Wolcke umhüllte uns, kaum konnten wir langsam weitergehn, Getöse umgab uns, die Wolcke schwand und wir sahn uns an der Teufels Brücke wo von hoch herab unter die Schwibbogen der Brücke die Neufz in einem gewaltigen Kataracte stürzt in das Felsenthal, gleich nach dieser Brücke wird das Thal eng und war ehemals geschlossen, die Kunst aber hat einen Felsen Gang von 80 Schritt lang gemacht, durch den man aus der rauhen Gegend hinein kommt in ein grünes Tiefenthal, wo die Neufz schlängelt, und wo man wieder die Kloden der weidenden Kühe hört. So geht man aus den Thalen des Cozutus in Elsium. Aber nach diesem Thale wird die Gegend wieder rauh. Man sieht nichts als die Neufz, Felsen und Ziegen welche das seltene Gras zwischen hangenden Felsenstücken aussuchen. Der Gipfel des Berges ist schrecklich, ohne Aussicht von unersteiglichen 3 Stunden hohen Felsen eingeschlossen. Aus dreu Seen entspringt die Rhone, der Tesin und die Neufz, wir badeten in diesen Seen um welche noch Schnee und Eis lag, so hart hat uns das tägliche Mad in der Schweiz gemacht. Wir giengen zurück nach Altorff, schiften übern See nach der kleinen Republick Gersau, welche aus 1000 Seelen besteht, schiften hinüber, ins Kanton Unterwalden (sic) wo unglaubliche patriarchalische Einfalt und Güte in seinen Hütten wohnt, schiften wieder über den See nach Rühnach, wo eine Kapelle an dem Orte steht, wo Tell den Tyrannen erschoss, giengen über Lucern nach Sempach, wo auf dem Schlachtfelde eine Kapelle mit erlöschenen Fahnen behangen steht und ein Weinhauß, und kamen wieder nach Zürich. Hier fanden wir Göthe noch, welcher unterdessen, daß wir in Zürich auf dem Lande waren den Gotthard besucht hatte. Wir trennten uns traurig von ihm und einige Tage nachher von unserm Savater. Wir fingen eine neue und grössere Fuhreise an. Durch das freye und freudige Appenzell und Glaris (sic) kamen wir zum Wallenstadter See, welcher tief liegt zwischen hohen mit Gebüsch behangnen Felsen von dessen Gipfeln sich silberne Ströme in den grünen See stürzen. Hier machte ich den Gesang, der Felsenstrom, welchen Sie im Musen Alm: werden gelesen haben. Wir giengen von Wallenstadt durch göttliche Gegenden nach Marschlins in Graubündten zum trefflichen Salis*), welcher das Philantropin dort gestiftet hat, einem der freiesten, entschlossensten Männer so ich je gesehen habe. Er ward unser Freund, und bot sich an uns durch ganz Bündten bis zum Comer See zu führen. O, Gerstenberg, über welche Berge, durch welche rauhe Gegenden sind wir gegangen. Wir haben nackte Felsen bestiegen, uns in Schneewasser gebadet, in Alpenhütten den Seegen einfältiger, freier Leute genossen, auf einem Berge ewiges Eis bestiegen und (sind) in Grotten einiges Eises hineingegangen wo drey Quellen entspringen, deren eine durch die Donau in das schwarze Meer, die andere durch den Rhein in die Nord See, die dritte durch die Adde in das Mittelländische sich ergießt. 3 Stunden vor Chiavenna herrscht ewige Kälte, in Chiavenna wachsen Wein, Feigen, Lorbern, Cypressen u. i. w.

Mitten auf dem Comer See schied unser theurer Salis von uns. Wir giengen durch Paradiese und über den Luganer See zum Locarner See, wo auf den Voromäischen Inseln zwischen Myrthen Gebüsch, Lorbeer Hainen und Pomeranzen ein ewiger Frühling herrscht, wo man nur durch den Blick auf das umgebende Ufer die Jahres Zeit errathen kann. Schade daß die Kunst die Natur aus diesen Inseln verdrängt hat, man wird geblendet und geht mit kaltem Herzen wieder fort. In Piemont und Savonen sahen wir

*) Alfons von Salis-Marschlins, französischer Gesandter in Bündten, gründete 1771 sein berühmtes, bald wieder aufgegebenes Philantropin.

in herrlichen, fruchtbaren Ländern bettelndes Elend von Despoten gedrückt, in Wallis sahen wir zwischen kalten und armen Felsenthälern glückliche Söhne der Freiheit. Genf ist edel und frey, Neufchatel ist glücklich und frey en dépit du roi de Prusse, welcher so wenig Gewalt dort hat, daß er es nicht hindern durfte daß unter den anderen Schweizer Regimentern auch 2 Compagnieen Neufchatteller in französischen Diensten gegen ihren König fochten. Im Kanton Bern ist der Bauer wie in der ganzen Schweiz von Abgaben frey; reich und glücklich unter milder Aristokratie. Das Kanton ist unbeschreiblich fruchtbar und schön. In der Stadt schlängelt die Ar, man sieht eine Kette vom Schnee Gebirg welches 18 Stunden weit ist, wo die Sonne jeden Abend die weissen Gipfel röthet. Von Bern giengen wir über Solothurn nach Basel, wo wir wieder den herrlichen Rhein sahen. Dann wieder zurück nach Bern, von da über Murten, wo die Schweizer den grossen Sieg über Karl den Kühnen erfochten, und durchs Kanton Freiburg hierher, an den Ufern des Sees erwarten wir die Freuden der Weinlese. Wir haben nun die 13 Kantons und alle freye Bunds Genossen gesehn, wir sind Augenzeugen vom Segen der Freiheit, von der Freude, dem Geiste, der Seeligkeit welche nur sie giebt, und welche andere Völker nicht begreifen können. Dieses edle Volk ist ohne allen Hochmuth, in seiner Einfacht, stolz auf die Freiheit.

In Genf haben wir Zimmermann gesehn, und Voltaire besucht, der alte Sünder schreibt nun un commentaire sur l'écriture sainte. voll Worte der Lästerung. In Bern haben wir Haller gesehn, er ermüdet sein krankes Alter mit Vertheidigungen für die Religion, denen man die Abnahme seiner Kräfte nur zu sehr anmercken wird. Nach der Weinlese gehn wir über Bern, Zürich, Schaffhausen, Ulm, Nürnberg, Gotha, Weimar, Dessau, Potsdam, Berlin, Mecklenburg, Hamburg, und die Velte wieder nach Kopenhagen. O mein Theuerster, ich beklage daß uns unser Weg nicht über Lübeck führt, Jahres Zeit und Verspätung treiben uns zu sehr als daß es uns möglich wäre über Lübeck zu gehen, im Fall Sie zuweilen nach Hamburg kommen, wäre es nicht möglich daß Sie zu der Zeit hinkämen wenn zwey Freunde welche Sie so zärtlich lieben dort wären? Ich weiß nicht, mein Theuerster, ob ich es hoffen kann, aber ich glaube viel von Ihnen hoffen zu dürfen. Ich bin neugierig ob Sie viel gearbeitet haben, ob Sie Ihre Schriften herausgeben. Mich hat die Schweiz zur Vollendung meines Freiheits Gesangs und zu manchen kleineren Gedichten begeistert. Den Freiheits Gesang will ich Ihnen in Hamburg geben, oder von dort aus schicken. Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Geliebten, und den lieben Kindern welche mich so froh umhüpften wenn ich kam, weil sie wusten, wie sehr ich Papa liebe. Ich drücke Sie fest an mein Herz!

F. L. Stolberg.

Im Fall Sie den reblichen lieben Testorpf*) kennen, so grüssen Sie ihn herzlich von mir. Mein Bruder umarmt Sie herzlich. Wir haben nun über 350 Stunden zu Fuß in diesem Lande zurückgelegt; Schweizer Stunden, 24 auf den Grad. Ich wünschte sehr, daß Sie mir Ihre Silhouette für Lavater schickten. Schreiben Sie mir, mein Liebster, schicken Sie mir den Brief à Toby Munssen Docteur en Médecine à Hambourg. Homer ist unser beständiger Begleiter gewesen, oft die Mias auf dem Schlachtfelde, und die Odyssee in Alpenhütten.

2. Graf Christian an Gerstenberg.

Schleswig d. 21. Jan. 1776.

Mein Bruder hat Ihnen, mein Liebster Gerstenberg, die Beschreibung unserer Reise gemacht, bis zu unserer Ankunft in Lausanne. von mir sollen Sie die Fortsetzung bekommen, die Ihre Freunde aus dem fernen Lande zwar zurück führt, und sie Ihnen, mein Vester, sehr nahe bringt, aber doch leider nicht da endigen kann, wo die Sehnsucht

*) Johann Matthäus Testdorff lebte als Rathsecretär gleich Gerstenberg in Lübeck.

des Wiedersehens, durch jede Freude der ersten Umarmung gestillt wird. So sehr hatte ich gehofft Sie in Hamburg zu sehen! aber ich weiß daß es Ihnen unmöglich war.

Ich will zur Reisebeschreibung über.

Lausanno gehört zu denen Städten davon jedermann spricht, und die zeitverkürzenden Gesellschaften, und den angenehmen Aufenthalt lobt, mögen sie es doch, mir hats da nicht gefallen. Die Lage der Stadt ist zwar sehr schön, sie sieht von einer Höhe auf den Genfer See hinunter, und hat auf allen Seiten Wald und Nebenberge, aber wie wenig sieht man davon in der Stadt selbst, die engen Straßen die berg auf berg ab, oft sehr steil gehen, und die zum Theil hohen Häuser schneiden jeden Blick ab, der sich in die Ferne wagen will. Der Ton in den Gesellschaften ist voll Affectation. soll nach den französischen geformt seyn, aber übertrifft sein Muster noch weit, und da er auch wichtig seyn soll, schraubt sich jeder fünfte Kopf so lange, bis er auch durch ein frostiges bon Mot seine Beche bezahlen kann. Von den dortigen Damen sagt Mylady Montagu *Ce sont des Duchesses perchées sur des Degrés des Poulas*, und das ist sehr wahr. Was sie sich für Airs geben? Nach wenigen Tagen eilten wir davon, nachdem wir uns auf dem Lande bey einem alten Bekandten einen recht vergnügten Tag verbracht hatten. Er lebt auf einem allerliebsten Landgute, mit einer jungen liebenswürdigen Frau, die ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hat, und genießt alle Freuden der Ruhe, und alle Freuden des Mammes und des Vaters. Nun gings nach Vevay. Diese kleine Stadt hat die schönste Lage, sie liegt am Ende des Genfer Sees, über sieht ihn ganz, sieht die ganze fruchtbare bebauete Küste auf der Schweizer Seite, und die hohen savoyischen Gebürge auf der andern. Hinter ihr öfnet sich ein schönes Thal das von himmelhohen Felsen umgeben ist, die sich immer enger zusammen drängen, und endlich nur einen sehr schmalen Durchzug ins Wallser Land übrig lassen. Hier wars, wo wir die Freuden der Weinlese genoßen, wo wir frölig mit den frölichen waren, und wo uns der Aufenthalt in jedem Lande wo kein Wein wächst, eben so unnatürlich vorkam, als da wo man den Einwohnern das Korn zuführen muß. Diese Freuden stellen Sie sich nicht vor, und ich beschreibe sie Ihnen auch nicht. Wie wir ankamen beugte sich schon jeder Weinstock unter der Last seiner Trauben, die das warme Wetter hoch angeschwollen hatte. Jeder Besizer eines Weinbergs hatte vor seinem Hause, die unendlichen Fässer, und richtete seinen Keller zu, und die Kelter die im Eingange des Hauses steht. Wir waren an sehr gute Leute empsohlen, die uns mit aller Freundschaft und Gastfreiheit aufnahmen, und uns unsern Aufenthalt sehr angenehm machten. Den ganzen Tag waren wir in den Weinbergen, aßen den ganzen Tag Trauben, und zwar so wollüstig ist man dann die Trauben, daß man von jeder Traube nur die allerbeste Beere aussucht, und so durch den ganzen Weinberg spaziert. Winzer und Wluzerinnen lachen und singen den ganzen Tag, diesen nahmen wir oft ein Neben Messer ab, und halfen ihnen bey ihrer Arbeit. Wie sie über den Neuling spotteten, und wie sie ihm nie die Buße schenckten, wenn ers nicht recht machte, die darin bestand ihm ungestüm einen Fuß abzufordern. Bey den jungen Winzerinnen war diese Buße nicht so unangenehm, und es fiel wohl manche Traube auf die Erde, um dafür gestraft zu werden, aber die alten Winzerinnen waren immer die ersten die sich bezahlen ließen, und waren so froh sich die Freuden ihrer Jugend wieder zu erinnern. Dann besuchte man die Kelter wo die Dünste des Weins den Arbeitern und Arbeiterinnen zu Hirne steigen, und ihnen einen beständigen Scherz und immerwährendes Lachen erhielten. Den Abend und einen Theil der Nacht tanzen sie vor und in den Häusern, mancher aber schläft auf der Straße seinen Mausch aus, und wird das Gelächter der frohen Dirnen, die ihm das Gesicht mit Hefen besudeln. Wir konten nicht die ganze Weinlese abwarten, das hätte unsere Reise zu sehr verzögert, wir reisten von da über Friburg nach Bern. In dem Canton Friburg hab ich die hübschten Mädchens gefunden, alle so schlank, so weiß und roth, so viel Salkheit im Blick, und Güte des Herzens in den Physiognomien. Die schönen blonden Haare winden sie in losen Flechten um den Kopf, und setzen einen

kleinen schwarzen Hut aufs linke Ohr. Die Männer sind so kriegerisch, daß sie fast alle in fremde Dienste gehen und die armen Mädchen allein lassen. Der ganze Weg von Vevey bis Bern war reizend schön, wir kamen durch die schönsten Thäler, und hatten die höchsten, aber immer bewohnten und zum Theil mit Wald bewachsenen Berge zur Seite. Es war schon sehr kalt. Die Bäume waren des Morgens bereist, und die schöne Morgen Sonne verguldetete sie. Auch im Winter wolten sich uns diese Gegenden zeigen, und auch dann haben sie unendliche vorzüge vor den unsern.

In Bern hielten wir uns nur einen Tag auf, aber er ward uns von unserem Freund Kirchberger so unvergeßlich gemacht, daß er bey mir immer mit roth im Kalender soll bezeichnet seyn. Auf seinem Landhause brachten wir ihn zu, und genossen ganz die Süßigkeit der Freundschaft und des Landlebens. Nun gieng wieder nach Zürich. Doch nahmen wir einen Umweg über Schinznach, wo sich die helvetische Gesellschaft versammelt. Unterwegens bewunderten wir ein Werk der Kunst, das in einem Dorfe versteckt ist, und daß wir ungesehen gelassen hätten, wenn uns nicht Zimmermann darauf aufmerksam gemacht hätte. Es ist das Grabmal einer jungen Pfarrer Frau. Ein Bildhauer liebte sie, und da sie starb, erhob die Liebe sein Genie, und gab ihm den hohen Gedanken ein ihr dieses Monument zu errichten. Ein flacher Stein bedeckt das Grab, der ist in vier Theile zerpalten, und diese vier Theile erheben sich, und hervor drängt sich, mit beiden Armen den Stein fortstosend, ein schönes junges Weib, das die Freude der Auferstehung in der ganzen Miene hat, und aus der so viel Kraft herausströmt, daß es jedem so faßlich wird, daß der Stein von dem Streben ihres Arms zerbersten mußte. Das Kind, das sie nicht gebären konnte, erhebt sich aus ihrem Arm, und strebt auch mit kindlichen Kräften sich aus dem Grabe empor zu reißen. Aus dem ganzen leuchtet so viel Genius, athmet so viel Leben, daß ich noch nie ein Werk der Kunst gesehen habe, das den Eindruck auf mich gemacht hat. Des Künstlers Name ist Nahl*). Er verdient die Unsterblichkeit, die er auch erhalten wird. Schade Schade daß er in Sandstein gearbeitet hat.

Wir besahen die Trümmer der alten Habsburg, die Wiege unseres Kaiser Stammes. Sie haben sich wohl gebettet, hoch auf einem Felsen ist ihr Schloß erbauet, umgeben von Eichen Wäldern, und umflogen von Adlern. In den Hallen und Sälen wo so mancher unserer Kaiser erzeugt worden, wurden jetzt Eicheln und Ebern getrodnet. Das machte einen tiefen Eindruck auf mich. Es wäre die Situation von Marius auf den Trümmern von Cartago gewesen, wenn nicht noch Habsburg blühte, und ihr Stamm Nest nur allein öde und verlassen wäre. Es liegt im Gestalt von Schinznach, ist ein Triumph jedes Patrioten, sollte aber auch jedem Warnung predigen. In Zürich genossen wir aufs neue unsern geliebten Lavater, und wurden noch genauer mit diesem Gottes Mann verbunden. Was daß für ein Mann, mein Liebster Gerstenberg! Wie er mit der Schoos-Jünger-Güte, das feurigste Genie verbindet, das täglich seine Freunde durch die auflodernden Flammen in Erstaunen setzt. Wir hatten alle Mühe uns zu trennen, und mußten uns noch bey dem Abschiede, der mit ewig unvergeßlich seyn wird, mit Gewalt aus den Armen reißen. Unser Freund Miller war nach Zürich gekommen;

*) Joh. Aug. Nahl, der Aeltere, der Schöpfer des Denkmals des Landgrafen Friedrich II. von Hessen, auf dem Friedrichsplatz in Kassel, dessen Ausführung in Marmor von seinem Sohn Samuel herrührt. Die Grabchrift des hier erwähnten Denkmals, das, der Gattin des Pfarrers Langhans zu Hindelbank bei Bern geweiht, im 18. Jh. oft (auch von Wieland und Goethe) genannt wird, war von Haller verfaßt und lautete:

Horch, die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab.
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf Deine Hülsen ab,
Dein Heiland ruft Dir zu, vor ihm flieht Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid.

mit ihm und einem Freund Kaiser*), reisten wir bis Ulm. Da war wieder eine Trennung. In Nürnberg mußte uns unser Herzens Freund Haugwitz verlassen. Der Schmerz erschütterte jede Saite unserer Seele. Wir waren aufs neue unzertrennlich geworden, und hatten gehofft bis Hamburg und vielleicht bis Kopenhagen zusammen reisen zu können. Nun mußten wir unerwartet, er gegen Osten, und wir gegen Norden. Stumm und traurig reisten wir fort, und machten den ersten Stillestand bei unsern mütterlichen Verwandten in Franken. Ein Wort von Franken und Schwaben. Die Natur ist da sehr reich, sehr abwechselnd, voll Schönheit. Die Einwohner sind gute brave Leute; die größtentheils unter ihrem Weinstock und Feigenbaum glücklich leben. Unsere betagten Tanten konnten uns nicht länger halten. Aber bei einer jungen frischchen Groß Tante, die noch nicht 20 Jahre alt ist, wards uns recht wohl, Sie hätte uns halb andere Gesinnungen eingeflößt als den Respect eines Klein-Neffen gegen seine Groß Tante. Durch die schönsten Gefilde reisten wir bis an den Thüringer Wald, da ward Gegend und Klima rauh, und der Weg entsehrlich, mit Mühe strebten wir bis Gotha. Von da nach Weimar, wo wir unsern geliebten Göthe fanden, mit dem wir so gerne die ganze Reise gemacht hätten. Wir genoßen ihn 8 Tage, und lebten mit ihm mit dem Herzog, der ein trefflicher junger Mann ist, und mit den beiden Herzoginnen, die sind wie Herzoginnen nicht sind, herrlich und in Freuden. Der ganze Hof ist sehr angenehm, man kann vergeßen daß man mit Fürstlichkeiten umgeht. Wieland sahen wir viel. Sie wissen wie viel ich gegen ihn habe, und wie viel ich ihm nie werde verzeihen können, dem ohngeachtet glaub ich daß er im Grunde ein guter Mann ist, den öfter Schwachheit und Leichtigkeit herum getrieben haben.

Nun kamen wir durch die schönen Gegenden von Jena, Naumburg, Merseburg, nach Dessau, fanden da den Philosophen Basow, der mit 16 Kindern unglückliche Wunder des schnellen Unterrichtes thut, besuchten einen der besten Fürsten Deutschlands, und schmeckten das uns neue Vergnügen einer wilden Schwein Heze. Da hätten Sie uns sehen sollen, auf raschen Gängen durch den Wald jagen, die Hunde anhezen, das schnaubende Schwein verfolgen, wenns die Hunde nun gepackt hatten, vom Pferd springen um ihm den Fang zu geben. Eine ganze Heerde sprengten wir in die Elbe, und sie schwammen durch, und genseit hörten wir noch ihr wildes Schnauben.

In Potsdam fehlt nur daß der reisende seinen Mantel ausschütteln müsse, so wärs die Hofhaltung des Dionys. Von Soldaten Unterofficirs Fähndrichs und Adjutanten wird man ausgefragt, nicht anders als wenn sie den gegründetesten Argwohn hätten man wäre ein Spigbub. Vom König redet niemand, alles sieht sich mit Furcht und Bittern um, und ein Fremder wird geflohen als wäre er von der Pest angesteckt. Wir sahen das schöne Sanssouci, und allen Prunk des neuen Schloßes, wo oft die Pracht den Geschmack, und dieser oft die edle Simplicität verdrängt, ohne welche er nicht wahrer Geschmack sehn kann.

Die königliche Stadt Berlin ist prächtig und schön. Viel geschminktes und über-tünchtes Gland jammert drinnen, in Häusern die wie die Paläste strotzen. Der Ton der großen Gesellschaft ist affectirt und afterfranzösisch. Die Minister hoffärtig und die Weiber albern und gezwungen. Roth gefärbt, und mit Federn besteckt wie die Schlittenpferde. Die abscheulichsten widernatürlichsten Laster erheben hier ihr Haupt öffentlich empor, und haben besonders ihr Wesen in den prinzlichen Häusern, von da breiten sie sich aus und vergiften ein Volk, das den Damm der Religion längst durchbrochen hat. Wir hielten uns nicht lange auf, und hatten die Freude mit unserm Freund Claudius zurück zu reisen. In Hamburg hatten wir in dem Birkel unserer Freunde himlische Tage, Sie nur, mein bester, hätten unsere Freude noch vermehren können.

In Kiel lebten wir 3 Tage in allem Wirwarr des Umschlags, genoßen aber Cramorn viel. Hier sind wir in dem Hause des Herrn von Dewiz, er und seine

*) Philipp Christoph Kayser, der Componist und Goethes Landsmann.

Frau sind die vertrautesten Freunde unserer Eltern. Wir sind wie Kinder im Hause. Beide gehören zu den allerbesten Menschen auf der Welt, und würden auch zu der Zeit zu den allerbesten gehört haben, da noch im goldenen Jahrhundert Gott und seine Engel Abraham, und Jevs und Merkur Philemon und Baucis besuchten. Er der redlichste, offenste, kühnste Mann, der interessant ist, wie ich seines gleichen nicht kenne; und sie, die sanfteste, frömste Seele, die das zarteste Gefühl vom Recht und Unrecht, vom Schönen und Nicht schönen hat, die mit der schönsten Penetration die langmüthigste Güte verbindet, welche dann noch entschuldiget wenn jene längst die Maske durchschaut hat. Bei diesen besten Leuten, welche zu bald für uns, die Bewohner des Himmels werden werden, haben wir süße Tage zugebracht. Der Prinz und die Prinzess von Hessen, sind sehr liebenswürdig, sie ein sanftes Welogen, und er ein ächter junger deutscher Mann.

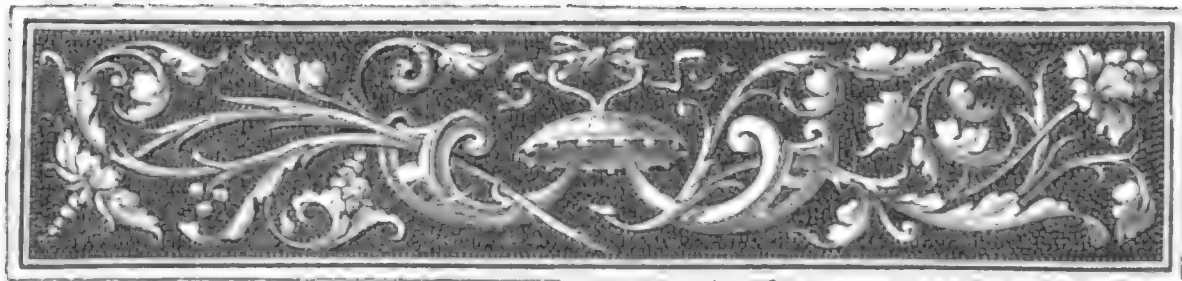
Nun aber gehts nach Kopenhagen. Morgen reisen wir, und werden wohl genöthiget seyn, den Belt im Eißboot zu passiren. Fürchten Sie nichts für uns, Liebster Freund, Gefahr ist nicht dabey, als wenn man die Schiffer zwingt, bey niedrigem Wind und Strom überzugehen, und das thun wir gewis nicht. Vorher werden wir noch die Eltern unseres Boie und die Geliebte unseres Noß besuchen. Dann kommen wir nach Kopenhagen, wo zwey geliebte Schwestern die Arme nach uns ausstrecken, wo wir uns ganz der Freude eines Wiedersehens überlassen wollen, das durch viele Hindernisse viel weiter hinaus gerückt worden ist, als wir anfänglich geglaubt hätten.

Ich mache Ihnen keine Entschuldigungen, Liebster Gerstenberg, über die gewaltige Länge meines Briefes, ich würde ihre Freundschaft dadurch beleidigen, das weiß ich. Wenn ich an meine Freunde schreibe so fließt mein Herz in meine Feder, und ich habe dann das Gefühl, daß es meinen Freunden bey meinem Briefe ganz erträglich wohl werden wird. Sagen Sie nur ja wie es mit Ihrem Vorjaz steht, viel geistige unsterbliche Kinder zu zeugen. Um die Zeugung der leiblichen sterblichen Kinder soll es zwar auch ein trefflich Ding seyn; aber die geistigen unsterblichen, mein Liebster! Geben Sie bald ihrem erstgebohrenen Ugolino Brüdern und Schwestern, und lassen Sie mir bald was von Ihnen sehen, wenns auch Embryonen sind.

Der Frau von Gerstenberg, die mir immer als Ideal der Gattinnen und Mütter vor Augen schwebt, sagen Sie von mir sehr sehr viel freundschaftliches. Wie wohl thuts mir wenn ich denke, daß Sie, mein Freund, mit der häuslichen Glückseligkeit so reichlich gesegnet sind. Küßen Sie ein jedes ihrer lieben Kinder von mir, und grüßen Sie meinen Freund Tesdorph und Stein den ich in den par Tagen in Hamburg sehr lieb getriegt habe.

Sie, mein Gerstenberg, untarme ich mit der wärmsten zärtlichsten Freundschaft.
C. Stolberg.





Wilhelm Müller.

Ein biographisch-kritische Studie.

Von

Adolf Kohut.

— Berlin. —

Der hundertjährige Geburtstag ist oft ein willkommener Anlaß, um das Andenken eines hervorragenden Mannes der Vergangenheit für die Gegenwart neu aufzufrischen. Mancher Halbvergessene und Verschollene wird allerdings durch eine solche litterarische Galvanisirung zu neuem Leben erweckt — aber in den meisten Fällen hält das Experiment nicht lange an und — „die Todten reiten schnell“. Ganz anders ist dies Erinnern bei einem Genius, der durch seine Schriften und Thaten noch immer wirkt und schafft, obichon sein sterblich Theil längst in der Erde Schooß gebettet ist; da ist eine Anknüpfung an seinen Säculartag nicht ein bloßer Act der Pietät, sondern noch mehr der Ausdruck der Verehrung und der Liebe, welche die Mitwelt für die Leistungen des Verstorbenen noch immer hegt.

Zu diesen außerordentlichen Geistern gehört auch Wilhelm Müller oder — wie man ihn zum Unterschiede von seinen zahlreichen Namensvettern noch nennt — der „Griechen-Müller“, seit dessen Geburtstag am 7. October d. J. hundert Jahre verstrichen sind. Er ist nicht eingefahrt in den Katafomben der Litteraturgeschichte, als ein Zierde verflorener Zeiten; er lebt noch unter uns durch seine herzerquickenden, frischen Lieder. Noch immer singt und klingt in seinen köstlichen Gesängen eine helle, imige Naturfreunde, und noch immer ertönen dieselben aus tausenden und abertausenden jangesfreundigen Kehlen. Dieser Lyriker von Gottes Gnaden ist in der That ein Sänger in des Wortes bester Bedeutung; daher wurden so viele seiner Gedichte componirt, und sie entzücken uns heute ebenso, wie sie unseren Vätern

und Großvätern die hellste Freude bereitet haben. Seine Lieder sind eben Volkslieder geworden, und sie können deshalb auch nur mit dem Volke sterben. Wer kennt sie nicht, die Perlen der volksthümlichen Lyrik: „Das Wandern ist des Müllers Lust“, — „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein“, — „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht“ und andere prächtige Gedichte!

Während Adalbert von Chamisso — geb. 1781 — und Joseph von Eichendorff — geb. 1788 — das Waldlied der Romantik sangen, hielt sich ihr Zeitgenosse Wilhelm Müller ganz frei von dem Nebel der Romantik und des Mysticismus. Nicht in der Vergangenheit, im katholischen Mittelalter, in der Raubritterzeit erblickte er das Heil — sein Herz, sein Fühlen und Denken gehörten ganz der Gegenwart an; er war ein Liberaler durch und durch, und gleich Lord Byron begleitete er den griechischen Freiheitskampf mit begeisterten Gesängen. In seinen berühmten „Griechenliedern“ nahm seine Muse den begeistertsten Schwung. In Schmerz und in Lust ist und bleibt er der sangesfrohe Liedermund, nie angekränkt von der Romantik Blässe. Leicht sind seine Lieder empfangen, leicht klingen sie an und aus. Jubelnd begrüßt und feiert er den Frühling, die Freiheit, das Wandern, die Natur, Wein, Weib und Gesang. Ein Anakreontiker durch und durch, ermangelt er gleichwohl nicht einer echt deutschen Eigenschaft, des Gemüths. Ist es daher ein Wunder, daß ein so congenialer Geist, wie Franz Schubert, von den Liedern Wilhelm Müllers derart hingerissen wurde, daß er dessen Liedergaben: „Die schöne Müllerin“ und „Die Winterreise“ in wundervoller Weise componirte und diese Gesänge zu den höchsten tragischen Wirkungen steigerte?

Nicht zu den Romantikern darf also Wilhelm Müller gezählt werden, wohl aber ist seine litterarische Verwandtschaft mit der schwäbischen Dichterschule unverkennbar. In seinen Liedern offenbart sich dieselbe frische, gemüthvolle Weise, dieselbe Innigkeit in der vielfach wechselnden Stimmung, wie sie in Schwaben hervortrat, und dieselbe echt deutsche Gesinnung, die sich oft kundgibt, so z. B. in seiner Verpottung der damaligen Mainzer Bundesfestung mit den Worten:

Deutsch und frei und stark und lauter
 In dem deutschen Land
 Ist der Wein allein geblieben
 Von des Rheines Strand.
 Ist der nicht ein Demagoge,
 Wer soll Einer sein?
 Mainz, Du stolze Bundesveste,
 Sperr' ihn nur nicht ein!

Nur 33 Jahre war ihm vergönnt, zu leben, aber er hat mit der kurzen Sparsamen Zeit reichlich gewuchert. Es ist erstaunlich, wie viel er geleistet und welch' rastlose, Geist und Körper aufreibende, Thätigkeit er entfaltet hat, und zwar nicht allein als Dichter, sondern auch als Germanist und Schriftsteller. Leider wurde er von seiner Erdenhätigkeit abberufen, bevor er sein

Tagewerk ganz vollendet, aber was er geschaffen, genügt, um ihm einen Ehrenplatz in unserer Nationallitteratur zu verschaffen.

Wilhelm Müller wurde, wie schon erwähnt, am 7. October 1794 in Dessau geboren. In dieser Stadt ist seines Lebens und Wirkens größter Theil verfloßen, und dort ist ihm auch an seinem 64. Todestage, 30. September 1891, ein prachtvolles Denkmal gesetzt worden, welches Dessau zur Zierde gereicht. Von seinem Vater, einem strebsamen und intelligenten Handwerker, sehr sorgfältig erzogen, floß seine Kindheit still und friedvoll dahin, und schon frühzeitig fand er Gefallen an den Wundern der Natur. Die höchste Wonne bereitete es ihm, durch Feld und Flur zu streifen und zu wandern. Mehrere Reisen, die er schon als Knabe mit einem Freunde seiner Eltern nach Frankfurt a. M., Dresden, Weimar und anderen Städten unternehmen durfte, förderten in ihm noch in erhöhtem Maße die Wanderlust, welche er in seinen Liedern so schön besingen sollte.

Er zählte zu den Wunderkindern; mit 14 Jahren bereits entfaltete er eine ungeheure litterarische Production — wild und planlos durcheinander: Elegien, Oden, kleine Lieder, Romane und Trauerspiele schrieben eifrig die kleinen Finger; zum Glück hat er diese Producte nicht aufbewahrt, und so brauchen wir uns mit jenen unreifen Erzeugnissen seiner Muse nicht näher zu beschäftigen.

18 Jahre alt, bezog er die Berliner Universität, um Philologie zu studiren. Dort widmete er sich unter dem Einfluß K. N. Wolfs und unter Leitung von Böckh, Buttman, Ruz, Solger und Uhden philologischen und geschichtlichen Studien, die aber 1813 unterbrochen wurden; wie alle begeisterten Jünglinge jener Zeit war auch er bereit, sein Leben für die Freiheit und das Vaterland einzusetzen. Er trat als Freiwilliger unter die preussischen Fahnen und machte die Schlachten bei Lüben, Baußen, Hanau und Culm mit. Später folgte er dem preussischen Heere nach den Niederlanden und kehrte, nachdem er einige Zeit in dem Commandantenbureau zu Brüssel thätig war, 1814 über Dessau nach Berlin zurück. Es ist merkwürdig, daß diese Theilnahme an den Befreiungskriegen ihn nicht zu vaterländischen Gedichten wie Theodor Körner und E. M. Arndt anregte — aber das patriotische Gefühl durchweht doch in wohlthuender Weise manche seiner Lieder. Dasjenige, welches unter den „Muscheln aus Rügen“ dem Adler von Arkona gilt, sieht in dem Neste des königlichen Vogels auf Deutschlands zerklüfteter Nordspitze das Sinnbild künftiger siegreicher Einheit. Es lautet:

Auf Arkonas Berge
Ist ein Adlerhorst,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze horst.

Spitze deutschen Landes,
Willst sein Bild Du sein?
Riß und Spalten splintern
Deinen festen Stein.

Adler, setz' Dich oben
Auf den Felsenthron,
Deutschen Landes Güter,
Freier Wolkensohn,

Schau hinaus nach Morgen,
Schau nach Mitternacht,
Schau gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutsche Kaiser
 Fliegen Dich zugleich,
 Als er brach in Stücke,
 Ach, das deutsche Reich?

Hüte, deutscher Adler,
 Deutsches Volk und Land!
 Deutsche Sitt' und Zunge,
 Deutsche Stirn und Hand!

In Berlin setzte Wilhelm Müller seine Studien fort. Daß er es mit seinen Arbeiten auf dem Felde der altdeutschen Litteratur ernst nahm, beweist seine 1816 erschienene Schrift: „Blumenlese aus den Minnesängern“; seine Vorrede über den deutschen Minnegefang zeugt von selbstständigen und eindringenden Forschungen. Der Aufenthalt in Berlin sollte für seine dichterische Zukunft zur entscheidenden Bedeutung werden; im Kreise einiger poetisch begabten Freunde fand sein Talent zuerst bedeutendere Anregung. In Gemeinschaft mit Graf Friedrich von Kalkreuth, Graf Georg von Blankensee, Wilhelm von Studnik und Maler Wilhelm Henzel gab er 1815 die Erstlinge seiner lyrischen Muse, betitelt: „Die Bundesblüthen“, heraus.

Zimmer mehr entwickelte sich das große dichterische Talent des Jünglings, das schon damals eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete. Seine Arbeiten publicirte er hauptsächlich im „Gesellschafter“ von Gubitz. Im Buchhandel ließ er seine englische Uebersetzung des „Doctor Faustus“ von Marlow erscheinen. Achim von Arnim schrieb die Vorrede dazu.

1817, nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Studien, begleitete er den Kammerherrn Baron, späteren Grafen, Sicé auf der Reise nach Italien, als deren litterarische Frucht das lebendig und anschaulich geschriebene Werk: „Rom, Römer und Römerinnen“*) zu nennen ist. Der Aufenthalt in Italien übte auf seine geistige Entwicklung den günstigsten Einfluß aus. Neben Kunst und Alterthum interessirte ihn das italienische Volksleben aufs Höchste. Er sammelte einen Schatz von Volksliedern, welche dann von D. V. B. Wolff in Weimar herausgegeben wurden. Daß das Leben im classischen Lande der Schönheit und Kunst auch seine Muse mächtig anregte, versteht sich von selbst, und zahlreiche Lieder verdankten der römischen Luft ihre Entstehung.

„Rom, Römer und Römerinnen“, das erste größere prosaische Werk Wilhelm Müllers, hat er seinen „lieben Freunden, Friedrich Grafen von Kalkreuth und Ludwig Sigismund Muhl zum Denkmal unserer glücklichen Begegnung in Rom“ gewidmet. Der erste Band enthält Briefe aus Albano, der zweite Briefe aus Rom, Orvieto, Perugia und Florenz nebst Bruchstücken seines römischen Tagebuches. Noch jetzt entzückt die Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung Jeden, der je im Lande der Citronen war. Die Heiterkeit, welche das Ganze durchweht, macht einen überaus wohlthuenden Eindruck. Ein helles, warmes Bild römischer Tage mit Lust und

*) „Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano, mit einigen späteren Zusätzen und Belegen, von Wilhelm Müller“. 2 Bände, Berlin 1820, Duncker & Humblot.

Duft schwebt uns entgegen. Alles betrachtet der Verfasser mit der Begeisterungsfähigkeit seiner 27—28 Jahre, seinem übersprudelnden Frohsinn, seiner übermüthigen Laune und vor Allem mit seinem dichterischen Empfinden.

Auch culturgeschichtlich hat das genannte Werk einen besonderen Werth, indem es grelle Schlaglichter auf den Bildungszustand Roms im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts wirft. So erfahren wir daraus, daß von der Fichte'schen Philosophie in der ewigen Stadt absolut Nichts bekannt war; von den Gebrüdern Schlegel habe Niemand noch was gehört, und eine lebendige Anschauung des classischen Alterthums nach seinem Geist und Wesen besitze Keiner. „Bis jetzt,“ sagt Wilhelm Müller (B. 1, S. 257 ff.), „sind Barbarei, Dummheit und Gothicismus allseitig Synonyme für *Bassi tempi* geblieben, und wenn ein einzelner genialer Kopf dem alten bequemen Schlendrian in den Weg lief, so drängte der allgemeine Widerstand ihn zurück, oder man ließ ihn, wie einen Rasenden, laufen, wohin er wollte.“ In schärfster Weise geißelt er die in Rom waltende Oberherrschafft der Dogmatik über alle Wissenschaften, welche mit Hilfe des Großinquiritors und des *Sanctum officium* Aberglauben und Finsterniß verbreite. Belustigend ist, was der scharfe Beobachter in dieser Beziehung mittheilt. Die mönchische Moral kasteie die griechischen und lateinischen Dichter, mache den Apollo von Belvedere zu einem gefallenem Adam und hänge den Raphael'schen Engeln wie den Michel Angelo'schen Teufeln Schürzen über die Hüften. In der Villa Reale in Neapel sah Müller alle Marmorbilder mit großen Keigenblättern geschmückt, um den Augen der Spaziergängerinnen kein Aergerniß zu geben; aber dicht daneben, am Ufer des Meeres, standen am hellen Tage die fleischfarbigen Statuen der Badenden ohne Schurz und auf flachem Boden dem Blick unvermeidlicher, als jene auf ihren hohen Gestellen.

Was ihn in Rom so außerordentlich fesselte, war vor Allem ein Charakterzug, welcher auch sein eigenes Sinnen und Denken wie ein rother Faden durchzog — die Liebe zur Natur. Er kam nicht genug das römische Volk wegen seines ununterbrochenen Umganges mit der freien Natur glücklich preisen. Dies gebe ihm jene Freiheit und Offenheit, jene Klarheit und Nacktheit in Wort und That, die gegen die sittliche und gesellige Herkömmlichkeit des verhüllten Nordens so schroff abstehe. Sie sei uns besonders im Gespräche mit Frauen und Mädchen auffallend und Anfangs zurückstoßend. Die römische Unschuld habe noch klare und bestimmte Worte, wo die nordische erröthe, stammle, die Augen niederichlage, verstumme. Die Natur des Himmels sei es auch, die dem Italiener seinen seligen Leichtsin, seine Sorglosigkeit, Nachlässigkeit eingeboren habe.

Pikant und geistreich, aber auch etwas ungenirt, ist Alles, was Wilhelm Müller von den römischen Frauen, dem Eheleben, Cicisbeat und anderen geschlechtlichen Einrichtungen erzählt. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, sondern schildert die Dinge, wie sie sind, und wie er sie beobachtet hat. Deshalb

hat sein Werk in und außer Italien große Aufmerksamkeit erweckt, und wenn seit dem Erscheinen desselben auch fast 74 Jahre verstrichen sind und sich seitdem Manches in den Ansitten und Sitten der Römer und Römerinnen geändert hat, so ist der erotische Eva-Charakter der Tochter Roms im Großen und Ganzen sich gleich geblieben.

Wichtige und lehrreiche Beiträge zum Stand des italienischen Theaters und der italienischen Musik Anfangs der 20er Jahre unseres Jahrhunderts enthält das Müller'sche Reisewerk. Interessant ist u. A., daß der Verfasser viele Jahrzehnte vor Richard Wagner über die Musik Rossinis in ähnlichem Sinne wie der Reformator der deutschen Oper urtheilt; denn er sagt u. A. von Rossinis Arbeiten: „Alles ist in diesen Opern auf Effect berechnet, freilich mit einem glänzenden Talent für gefällige Melodie und überraschende Instrumentirung, aber ohne alle Rücksicht auf den Charakter und die Leidenschaft der singenden Personen. Daher das langweilige Wiederkehren der beliebten Passagen, daher das Hezen des Tempos gegen den Schluß des Actes, wobei die Flageolets das Fortissimo der Saiteninstrumente überpfeifen und dergleichen musikalische Kunststückchen mehr, welche von den Nachahmern unseres Meisters noch durch türkische Trommeln und Becken überboten zu werden pflegen.“

Ueber Verona, Tirol und München kehrte Anfang des Jahres 1819 Wilhelm Müller nach Berlin zurück. Von hier wurde er bald darauf zum Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an die neuorganisirte Gelehrtenschule seiner Vaterstadt Dessau berufen und erhielt bald darauf auch die Stelle eines Bibliothekars an der soeben gebildeten herzoglichen Bibliothek. So bot ihm des edlen und kunstsinigen Anhalter Fürsten Guld in dem doppelten Amte einen ihm als Philologen und Bücherfreund sehr willkommenen Beruf und doch das volle Maß der Freiheit und der Muße, wie der kühne Geist es bedurfte.

Bald darauf gründete er sich in Dessau einen Hausstand, indem er sich mit der Enkelin des bekannten Pädagogen Basedow vermählte. Diese Verbindung — auf gegenseitige Liebe gegründet — machte das Glück seines Lebens aus. Die Hochzeit wurde am 21. Mai 1821, am Tage der silbernen Hochzeit seiner Schwiegereltern, gefeiert, zu welchem Feste der glückliche junge Ehemann das schöne Gedicht: „Dem elterlichen Brautpaar“ verfaßte, welches später im Stuttgarter Morgenblatt abgedruckt wurde, nun aber seiner Gedichtsammlung einverleibt ist. Die ganze Seligkeit seines Eheglückes prägt sich in diesem Liede aus, worin er singt:

Doch des eig'nen Bundes Feier
Macht die vollen Herzen bang;
Was wir Euch zu sagen haben,
Klingt wie unser Festgejang.
Eure Liebe, Eure Treue,
Eurer Eintracht schönes Bild
Strahlt uns vor auf unserm Pfade
Als ein Leitstern, klar und milb.

In verschiedenen litterarischen Zeitschriften jener Zeit veröffentlichte er manche köstliche Lieder, welche bald von Mund zu Mund gingen und in Musik gesetzt wurden; so u. A. verschiedene seiner in Rom geschriebenen Epigramme und seine Lieder und Ständchen, in Ritornellen aus Albano — man drängte ihn von allen Seiten, eine größere Sammlung von Liedern herauszugeben, und so veröffentlichte er 1821 seine „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines Waldhornisten“*), welche außerordentlichen Beifall fanden und seinen Ruf als Lyriker begründeten. Die lustigen, singbaren und sinnigen Lieder fanden sofort ihren Weg zum Herzen des Volkes. Welch' übersprudelnde Lebenslust, welch' inniger und doch von aller Gefühlsschwelgerei freier Verkehr mit der Natur, welche einfache und doch so einschmeichelnde Sprache nimmt unsere Seele hier gefangen! Der leichte Fluß, die Musik und der fröhliche Volkston in den Waldhornistenliedern verleiht denselben einen ganz eigenartig fascinirenden Reiz. Max Müller in Orford, der berühmte Sohn des Dichters, hat die rasch bekannt gewordenen, in Musik gesetzten und unzählige Mal illustrierten „Müller-Lieder“ in so treffender Weise gekennzeichnet, daß ich nicht umhin kann, seine Bemerkungen hier wiederzugeben: „Die Geschichte und die Gedichte vom armen Müllerknecht, der eine Müllerstochter geliebt, und von einer Müllerstochter, der ein Jäger besser gefiel, mögen manchem Vierziger oder Fünfziger recht gewöhnlich-alltäglich und unpoetisch erscheinen; aber es giebt Vierziger und Fünfziger, die die schöne Ferne ihrer Jugend nie aus den Blicken verloren, die noch immer mit den Fröhlichen lachen und mit den Traurigen trauern, mit den Liebenden lieben, ja mit alten und jungen Freunden ihren Becher leeren können, und denen die Alltäglichkeit den poetischen Zauber nicht verwischt hat, der überall auf dem Leben ruht, wo es mit warmen und natürlichen Gefühlen erfaßt wird.“

Der Dichter selbst nennt in seinem Prolog zur „Schönen Müllerin“ diese Müller-Lieder „schlicht ausgedreht, kunstlos zugestukt, mit edler deutscher Rohheit aufgepukt, feck wie ein Bursch im Stadtsoldatenstrauß“. Der Lenz mit all' seinen Blumen, Wald und Feld mit ihren Düften wehen uns berauschend und wohligh entgegen. Die geheimsten Regungen der Natur und des Menschenherzens weiß er zu belauschen, und besonders meisterhaft ist die Stimmungsmalerei im Verhältniß des Wanderers zum Bach, zum Mai und zu den Blumen.

Die Einfachheit, Natürlichkeit und Sinnigkeit in der Auffassung der Natur zeigt sich auch in dem „Frühlingskranz aus dem Plauen'schen Grunde bei Dresden“. Wie wahr, frisch und ergreifend schildert hier Müller die schöne Frühlingswelt, wie sie das begeisterte Dichterauge erblickt! Das Erkennen des Schönen im Unbedeutenden, des Großen im Kleinsten, des Wunderbaren im Alltäglichen, ja, diese Ahnung des Göttlichen bei jedem irdischen

*) Dessau, Christian Georg Adermann 1821, 2. Aufl. 1826.

Genuß, das ist, was — nach Max Müllers treffendem Urtheil — den kleinen Liedern Wilhelm Müllers ihren eigenen Reiz verleiht und sie allen Denen so lieb gemacht, welche die Freude des sich still der Natur Hingebens im Treiben des Lebens nicht verlernt haben. Ich brauche hier keines seiner Lieder anzuführen, denn auf Flügeln des Gesanges sind dieselben weit über die Grenzen Deutschlands hinausgeflogen — auch nach England, nach Amerika. Es spricht für die unermessliche Volksthümllichkeit dieses Sängers, daß die Deutschen Amerikas Max Müller in Orford zur Feier des 200jährigen Jubiläums der Ankunft einer deutschen Colonie auf amerikanischem Boden eingeladen haben, um dadurch das Andenken seines Vaters zu ehren. Es heißt in dem betreffenden Schreiben an den Orforder Gelehrten: „Sollten Zeit und Umstände Sie abhalten, persönlich die Feier mit Ihrer Gegenwart zu beehren, so glauben wir voraussetzen zu dürfen, daß Sie im Geiste unter uns Deutschen weilen werden. Jedenfalls hat der Geist Ihres unsterblichen Vaters, wie er in den herzigen Liedern webt, unsere Deutschen in Amerika überallhin begleitet und wird auch diesem Feste seine Weihe geben.“

Gleichzeitig mit den Waldhornliedern veröffentlichte Wilhelm Müller seine „Lieder der Griechen“*), welche ungemessenes Aufsehen erregten und ihm einen europäischen Ruf verschafften, denn sie verdankten ihren Ursprung der Begeisterung und der herzlichsten Theilnahme an den Freiheitskämpfen der Griechen in den 20er Jahren, welche Kämpfe namentlich in Deutschland die lebhaftesten Sympathien der Besten und Edelsten hervorriefen. Man kann ihn den Tyrtaus des griechischen Freiheitskampfes nennen. In glühenden, formvollendeten Versen besingt er die einzelnen Phasen der Bewegung, folgt er den Ereignissen mit seiner Leier, und diese Töne packen unser Herz noch immer wie vor länger als siebenzig Jahren, obschon die Schwärmerei für die Hellenen überall bedenklich nachgelassen, — was in der Aera des griechischen Staatsbankrotts auch Niemand wundern kann. Diese zündenden „Griechenlieder“ erschienen in mehreren kleinen Heften in rascher Aufeinanderfolge und wurden vom Volke mit Heißhunger verschlungen. Sie lesen sich gleichfalls wie echte Volkslieder, und wenn sie heute auch nicht mehr so volksthümlisch sind wie zur Zeit ihres Erscheinens, werden doch einige davon für immer als Cabinetstücke deutscher Lyrik gelten. Die Gedichte „Der Phanariot“, „Der kleine Hydriot“, „Alexander Psilanti“ u. a. m. sind noch immer unvergessen.

Wie Posaunenschall brausten diese Griechenlieder durch den Erdtheil, erweckten die Schlummernden, spornten die Gleichgültigen an und führten die Sprache des Zornes und der Leidenschaft gegen staatskluge Herzlosigkeit.

*) „Lieder der Griechen“ von Wilhelm Müller, Heft 1, Dessau, Christian Georg Adermann; die zweite Auflage dieses 2. Heftes (1825) war mit dem Gedicht „Byron“ vermehrt. Heft 2 erschien gleichfalls bei Adermann in Dessau 1822, während die „Neuen Lieder der Griechen“ 1823 in 2 Heften bei Brockhaus in Leipzig herauskamen, ebenso daselbst 1824: „Neueste Lieder der Griechen.“

Der Lyriker, welcher bisher so süß, so sanft, so hingebungsvoll nur von Verdenklang, Lenz und Liebe sang, entfaltete jetzt das volle Pathos eines in seinen Tiefen erschütterten Dichtergemüthes, und seine Leier schlug prophetische, flammensprühende und freiheitsstrunkene Klänge an, die man bei dem schlichten Dessauer Gymnasiallehrer am wenigsten vernuthet hätte!

Ergreifende Bilder aus der Geschichte des hellenischen Freiheitskampfes entrollt uns der Dichter. Wir vernehmen z. B. den Klageruf des Phana-rioten:

„Meinen Vater, meine Mutter haben sie in's Meer eräuft,
Haben ihre heil'gen Leichen durch die Straken hingeschleift,
Meine schöne Schwester haben aus der Kammer sie gejagt,
Haben auf dem freien Marke sie verkauft als eine Magd.“

Er feierte die Jungfrau von Athen, die ihren Liebsten in's Feld schickt, damit er für das Vaterland kämpfe, die ihre Perlenkette vom Halse bindet und dieselbe zu Kriegszwecken opfert. Wir sehen die Mainottin bei der Leiche des gefallenen Gatten sich mit dem Brautkranz schmücken und erblicken die heilige Schaar, wie sie mit dem Blute der Freiheit Morgenroth färbt. Seine Geschosse richtet er gegen die Metternich'sche Staatskunst, welche die Hellenen als Rebellen betrachtet wissen wollte. „Du nanntest uns Empörer,“ läßt er die Hellenen dem österreichischen Staatskanzler zurufen, „so nemi' uns immerfort! Empor, empor, so heißt es, der Griechen Lösungswort! Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht, empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!“ Der unerschütterliche Glaube des Sehers und Sängers an den Gott der Christen, der „auf dem Himmelsthron mit Kreuz und Palme steht, der winkt und ruft: mir nahet, die Ihr in Thränen geht,“ wurde bekanntlich belohnt, denn Griechenland erlangte seine Befreiung. Die Griechen waren dankbar; zu seinem Denkmal in Dessau sandten sie wenigstens den Marmor.

Der Reaction in Deutschland flösten seine „Griechenlieder“ Besorgnisse ein. Natürlich!

„Ruh' und Frieden will Europa — warum hast Du sie gestört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig Dich bethört?
Hoff auf keines Herren Hilfe gegen eines Herren Frohn:
Auch des Türkensaisers Polster nennt Europa einen Thron.“

Seine letzten Gedichte wurden von der Censur unterdrückt, ebenso sein „Hymnus auf den Tod Rafael Menges“.

Der Niederborn Wilhelm Müllers schien unerchöpflich zu sein: 1825 gab er seine „Griechischen Volkslieder“ in 2 Bänden und 1827 seine „Lyrischen Reisen und epigrammatischen Spaziergänge“ heraus, welche noch mehr dazu beitrugen, seinen Dichterruhm zu erhöhen. In seinen Epigrammen erinnert er an Kästner, Haug und Lessing; sie beweisen, daß er auch ein Denker war, welcher über viele Lebensprobleme und Geschehnisse nachgedacht und seine Beobachtungen und Betrachtungen in humoristisch-

fatirische, im Grunde aber nicht verletzende, Form zu bringen gewußt hat. Wenn man diese Epigramme mit den Liedern des Mirza-Schaffy von Bodenstedt vergleicht, wird man manche überraschende Ideengleichheit zwischen Beiden finden. Wie die Art des Humors Müllers beschaffen ist, mag man schon aus den nachstehenden wenigen Stichproben beurtheilen:

„Wenn man jagt den Elephanten um sein weißes Elfenbein,
Wenn man schlägt das Dach der Myster um die edlen Perlen ein:
Sag', wie kann es Dich verwundern, daß die Welt Dich jagt und schlägt,
Weil sie Dir es angesehen, daß Dein Busen Schätze hegt!

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme Dich, Herr, der fröhlichen Frommen,
Sie desertiren aus Deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllengual!

An fremdem Tuch lernt Jeder leicht den Schnitt,
Doch bringt er gern die eig'ne Scheere mit.

Jung gefreit
Macht das Kind zu früh gescheit;
Wer als Greis zum Altar geht,
Wird ein närrisch Kind zu spät.

Setz' einen Frosch auf weißen Stuhl,
Er hüpfet doch wieder in den schwarzen Pfuhl.

Viele Recht' und Rechtchen fechten um das Rechte hier auf Erden:
Ach, wann wird doch allen Rechtlern endlich Recht das Rechte werden?

Handwerk, Kunst und Wissenschaft, Alles sucht sich seine Kunst,
Eine freie Meisterin kenn' ich noch — sie heißt Vernunft.“

Zu den zahlreichen Verehrern und Hörern, welche der Dichter durch seine Lieder sich gewann, gehört auch Karl Maria von Weber, der mit ihm in regem Briefwechsel stand und für ihn die wärmsten Sympathien hegte. Müller war auf diese Freundschaft sehr stolz, und er bethätigte sein Dankgefühl dadurch, daß er dem Meister des deutschen Gesanges die 1824 erschienene zweite Sammlung seiner „Waldhornlieder“ als „ein Pfand seiner Freundschaft und Verehrung“ widmete.

Die Gattin des Dichters bereitete ihm ein gemüthliches und geselliges Heim, und es machte ihm deshalb besondere Freude, gute Bekannte, sowie distinguirte Freunde aus Nah und Fern bei sich zu sehen. In seiner Gattin fand er eine ebenso anmuthige, wie verständige Genossin seines Strebens, und er konnte singen:

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderstab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Und er, der Wanderer, unternahm jetzt auch jährlich eine Ferienreise, theils um an der Natur sich zu erfreuen, theils um die vielen Freunde

aufzusuchen, die er sich im Laufe der Jahre erworben. Besonders gern weilte er in Potsdam, wo er in Graf Kalkreuth, Graf Löben (Isidorus Orientalis) und in Otto von Malsburg intime Freunde und in Ludwig Tieck einen theilnehmenden Förderer seines idealen Strebens fand.

Neben seiner Dichtkunst hatte er seine litterargeschichtlichen und kritischen Studien stets im Auge behalten. Für die litterarischen, kritischen und dichterischen Journale jener Zeit schrieb er gediegene und anregende Aufsätze. Eine sehr beachtenswerthe Frucht seiner griechischen Forschungen war die Schrift: „Homerische Vorschule“*), eine Anleitung für das Studium der Ilias und Odyssee. Er bekundet sich hier als tüchtiger Schüler F. A. Wolfs. Das Werk hatte er dem Herzog Leopold Friedrich von Anhalt, seinem gütigen, für Kunst und Litteratur stets förderjam wirkenden Landesherrn, gewidmet. Er sagt in seiner Dedication, daß die „Homerische Vorschule“ in mehr als einer Beziehung als die Frucht des Herzogthums Anhalt und der amtlichen Stellung, welche er in demselben einnehme, genannt werden könne: „Die gnädigste Theilnahme, welche Ew. Hochfürstliche Durchlaucht meinen litterarischen Studien zu schenken würdigen, die Muße, welche ich genieße, die Hilfsmittel der meiner Aufsicht anvertrauten Bibliothek, welche Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mit edler Liberalität dem gemeinnützigen Gebrauche gewidmet haben, diese Beziehungen mögen die Motive und die Bedeutung meiner Gabe aussprechen.“ Das Buch bittet er als ein Opfer tief empfundener Dankbarkeit, der treuesten und wärmsten Verehrung anzunehmen. Er schrieb die Schrift bei seinem Freunde Kalkreuth in der Villa Grassi im Plauen'schen Grund.

Seit 1824 gab er eine kritische Zeitschrift: „Ascania“ heraus, aber dieselbe ging bald ein. Erfolgreicher war er mit der Herausgabe der „Bibliothek der Dichtungen des 17. Jahrhunderts**); unter seiner Redaction erschienen von 1820—27 10 Bände, und wurde das verdienstliche Unternehmen nach seinem Tode von K. Förster fortgesetzt.

Zahlreiche geistvolle und gelehrte kritische Abhandlungen schrieb er in jener Zeit, doch wurde von denselben nur ein Bruchtheil veröffentlicht.

Gustav Schwab, sein vertrauter Freund, gab dieselben — nebst anderen Sachen — 1870 in 5 Bänden, unter dem Titel: „Bermischte Schriften“ heraus.

Aus der Fülle seiner Abhandlungen seien nur einige der bedeutungsvollsten mit einigen Worten hervorgehoben. Durch seine Griechenschwärmerei wurde er auch veranlaßt, sich über das Leben und Dichten Lord Byrons, des Helden von Missolonghi, eingehend zu unterrichten, und in der That gehört sein Essay über den größten Dichter Englands im 19. Jahrhundert zu den werthvollsten Arbeiten, die wir über Byron besitzen. Es war dies

*) Leipzig 1824, F. A. Brodhauß.

***) Ebendaselbst.

die vollständigste und zuverlässigste Biographie, welche bis dahin überhaupt in deutscher oder englischer Sprache über Byron geschrieben wurde. Der Verfasser war überall bestrebt, vom Anfang bis zum Ende der Laufbahn Byrons den inneren Gang seines Gemüthes und Geistes zu verfolgen und dadurch die äußeren Erscheinungen zusammenhängend zu machen. Bei aller Verehrung für seinen Helden ist er nicht blind gegen seine Schwächen, und Müller verleugnet keinen Augenblick den wahrheitsliebenden Litterarhistoriker und gerechten Kritiker. Er schließt seine viel zu wenig gefamte Charakteristik des britischen Geisteslöwen mit den Worten: „Sein ganzes Leben war ein unaufhörliches Zerstören und Wiederaufbauen, ein Ringen nach dem Fernen und oft Unerreichbaren, ein trotziges Wegwerfen des Nahen und Gewöhnlichen; und was er von Thaten ausgeführt und von Werken hinterlassen hat, sind Kinder dieses Kampfes, Funken, herausgestoben aus dem Zusammenprallen seiner Kräfte. Und welche Funken! Freilich fehlt ihnen die lautere Gluth, welche Herz und Geist erleuchtet und erwärmt, die ruhige Verklärung des vollendeten Kunstwerkes und des Lebens einer schönen Seele, aber dennoch durchzucken sie uns wunderbar, mit dem ganzen Gefühle dessen, was ihre Feuerkraft, die in sich zerspringen möchte, in Licht und Wärme umschließt . . . Eine gigantische Phantasie, welche alle Grenzen des Menschlichen erschließt und wie ein Phönix in ihrem eigenen Feuer verglüht und sich wieder erzeugt — und ein scharfer und feiner Verstand, dessen Witz die Gebilde jener oft wie leere Blasen durchsticht. Eine innige, tiefe, schmelzende Empfindsamkeit — und ein fecker, starrer Hohn darüber; eine finster brütende Melancholie — und eine üppige Laune; ein misanthropischer Murrkopf — und der lebenswürdigste Gesellschafter; ein Lebender voll aristokratischer Vorurtheile und Ansprüche; ein Freigeist und abergläubisch wie ein Geisterseher.“

Die kritischen Arbeiten Wilhelm Müllers befassen sich ferner mit der neuesten deutschen lyrischen Poesie, mit der Bedeutung von Fr. A. Wolf, mit den deutschen Uebersetzungen des Homer, mit Dante, Hans Sachs, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Platen, Rückert, Walter Scott, Thomas Moore &c.

Besonders interessant sind seine kurzen, fragmentarischen Ansichten über zahlreiche deutsche Dichter der Gegenwart, bezw. seiner Zeit. Er trifft dabei fast immer den Nagel auf den Kopf, und sein kritischer Verstand, und sein feines ästhetisches Empfinden verdienen die vollste Anerkennung.

Große Vorliebe hegt er für Ludwig Uhland, dessen „Wanderlieder“ und Gedichte freilich Wilhelm Müllers Muse augenscheinlich stark beeinflussten. Treffend sagt er von der Lyrik des genialen schwäbischen Sängers z. B.: „Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Unumwundenheit der Sprache und des Ausdruckes, bewusstlos tiefe Innigkeit, die — einmal angeschlagen — lange nachklingt, und naive Unbefangenheit in der schüchternen Aussprache des Höchsten . . . Diese Züge, welche mehr oder

weniger die schönsten deutschen Volkslieder charakterisiren, finden sich auch in der lyrischen Poesie Uhlands ausgedrückt.“

1824 finden wir Müller in Quedlinburg, wohin er zur Säcularfeier Klopstocks gereist war. Er hat über diese Reise zwei reizende Blanderbriefe geschrieben. Ein Jahr darauf besuchte er seinen Bruder in Rügen, als er die bereits erwähnten „Muscheln vom Strande Rügens“ zu einem litterarischen Leckerbissen sammelte, und 1826 begab er sich zur Cur nach Franzensbad. In seinen „Liedern aus Franzensbad bei Eger“ spricht eine so fröhliche Stimmung, daß wir nur annehmen können, daß ihm der Aufenthalt in dem böhmischen Badeort wohlgethan hat. Welch neckische Lieder er, trotz seiner Cur, dort schuf, mag nur das kleine Poëm: „Die Buße des Weintrinkers“ beweisen:

Das Wasser hab' ich oft gescholten,
 Nun wird es grausam mir vergolten.
 Ich muß es trinken nicht allein,
 Ich möchte selber Wasser sein:
 Im Becher, Deinen Mund zu fühlen,
 Im Bad, um Deine Brust zu spülen;
 Und würd' ich Wasser — ach, wer weiß,
 Dir wär's als Trunk und Bad zu heiß! . . .

Mit frischer Lebenskraft und Lust verließ er Franzensbad und kehrte über Wunsiedel, Bayreuth, Nürnberg, Bamberg und Weimar nach Dessau zurück. In Bayreuth ging er den leuchtenden Spuren Jean Pauls nach und suchte jedes Plätzchen auf, welches an den genialen Humoristen erinnerte. Wie Gustav Schwab erzählt, stand der Dichter der „Griechenlieder“ am Grabe Jean Pauls lange Zeit, ohne Etwas zu sprechen, still und schaute mit vollem Auge darüber weg; endlich pflückte er eine Blume von demselben und sagte tiefbewegt: „Er lebt ewig!“ In Weimar besuchte er den Dichtersfürsten Goethe, welcher den Gast sehr freundlich aufnahm.

Im Sommer 1827 war es ihm noch vergönnt, den beiden von ihm so hochverehrten Dichtersfreunden, Ludwig Uhland und Gustav Schwab, in Stuttgart einen Besuch machen zu können. Zehn frohe Tage verlebte er dort im gemüthlichen und trauten Freundes- und Dichterkreise. Er lernte in der Hauptstadt Schwabens auch die übrigen schwäbischen Dichter kennen, u. A. Wolfgang Menzel, Wilhelm Hauff, Haug. Er besuchte in Stuttgart die Versammlungen des Liederfranzes und Schillervereins und war der Gegenstand lebhafter Ovationen. Auf der Rückreise kehrte er in Weinsberg bei Justinus Kerner ein und verbrachte bei dem Verfasser der „Seherin von Prevorst“ einen höchst vergnügten Abend.

Diese Ausflüge waren die letzten Lichtpunkte seines Lebens. Scheinbar genesen kehrte er zurück; aber er hatte bereits den Tod im Herzen. Am 30. September 1827 endete ein Herzschlag das hoffnungsvolle 33jährige Leben des Dichters.

Ludwig Uhland hatte dem Scheidenden, ohne zu ahnen, daß dieser bald immer dahin gehen werde, ein merkwürdig prophetisches Wort, welches sich alsbald bewahrheiten sollte, in's Stammbuch geschrieben:

Wohl blühet jedem Jahre
 Sein Frühling, süß und licht;
 Auch jener große, klare —
 Getrost! er fehlt Dir nicht;
 Er ist Dir nicht beschieden
 Am Ziele Deiner Bahn,
 Du ahnest ihn hienieden,
 Und oben bricht er an . . .

Unter großer allgemeiner Betheiligung, bei Fackelschein und dem Klange von Friedrich Schneiders Melodien, trug man ihn hinaus zur ewigen Ruhe.

Die Stadt Dessau ehrte sich selbst, indem sie ihrem großen Sohne, nach 64 Jahren, ein Denkmal setzte. 1883 starb die hochbetagte Wittwe Wilhelm Müllers, und ihr Heimgang lenkte auf's Neue die Aufmerksamkeit auf den herrlichen Dichter und Menschen. Herzog Friedrich von Anhalt brachte dem Gedanken eines Wilhelm-Müller-Denkmal's sofort die wärmste Theilnahme entgegen und bestimmte den schönen Platz vor dem herzoglichen Friedrichs-Gymnasium zu Dessau für das Monument. Wie schon erwähnt, hatte die griechische Regierung in dankbarer Pietät den Marmor geschenkt, und der anhaltische Hofbildhauer Hermann Schubert war der Schöpfer des Denkmal's, welches am 30. September 1891 feierlich enthüllt wurde. Bei der unter großer Betheiligung des herzoglichen Hofes und der Bevölkerung vollzogenen Enthüllungsfest wurden treffliche Reden gehalten, u. A. von Geh. Regierungs- und Oberschulrath A. Kümelin, Geh. Hofrath und Bibliothekar Dr. Wilhelm Hofäus und Prof. Max Müller aus Oxford, dem Sohne des Dichters. Nachdem die Reden verklungen waren, stimmte die gesammte Festversammlung den Gesang des Anhaltliedes an, und unter den Klängen desselben legten der Enkel des Dichters, Wilhelm Max Müller, und der Gatte der Enkelin des Dichters, Mr. Colyer-Fergusson, denen sich die beiden hochbetagten Schüler W. Müllers, der Historienmaler Prof. Franz Schubert und Director Julius Fritsche aus Dessau angeschlossen hatten, Kränze am Fuße des Denkmal's nieder.

Auf Befehl des Herzogs fand eine Festvorstellung im herzoglichen Theater statt, und dadurch wurde auf's Neue bewiesen, welche Theilnahme der hohe Herr für eine würdige Feier des heimatlichen Dichters empfand. Es wurde Goethes „Iphigenie“ gegeben; vorher sprach die Hofschau-spielerin Fräulein Glaeser einen von W. Hofäus gedichteten schwungvollen Prolog. Das Denkmal fesselt durch edle Verhältnisse, vollendete Form und Harmonie der Farbe Auge und Geist. Der Sockel, aus rothem Marmor, ruht auf einer grauen Granitplatte, auf seiner Vorderseite befindet sich der Name des Dichters mit Geburts- und Sterbejahr, während die Rückseite eine griechische Inschrift enthält, also lautend: „Dem

Sänger der griechischen Freiheit den Stein aus den attischen und lakonischen Steinbrüchen das dankbare Hellas.“ Ueber dem Sockel erhebt sich das Mittelstück des Denkmals, das Relieffstück, aus attischem Marmor bestehend, und in seiner Durchführung die vier allegorischen Figuren der Genien, welche W. Müllers Seele erfüllten, tragend: die Poesie, Wissenschaft, Deutschland und Hellas. *)

* * *

Wilhelm Müller war ein Stimmungslyriker. Ob er ganze Kränze lyrischer Gesänge flocht, wie die schöne Müllerin, Johannes und Esther, die Winterreise, die Griechenlieder, oder ein einzelnes Lied sang, die Blumen duften hier wie dort voll und klar des Augenblickes Stimmung wieder. Wie abwechslungsreich, wie mannigfaltig und erfinderisch ist seine Muse! Kaum giebt es noch einen zweiten Dichter, der so Nebenjaft und Becherklang im Freundeskreise in allen Variationen besungen hätte, gleich ihm. Nie verläßt ihn die Reinheit und der Adel seiner Gesinnung — nirgends findet man einen leichtfertigen, frivolen Ton, und selbst wenn er die Waffe des Wibes und Humors schwingt, bleibt er stets anmuthig, von sonniger Liebenswürdigkeit.

Wenn wir auch die Hauptstärke Müllers in seiner lyrischen Stimmungsmalerei und seinem sangbaren Volksliede finden, so dürfen wir doch nicht außer Acht lassen, daß er auch manche Balladen gedichtet, welche sich dreist an die Seite derjenigen seines von ihm vergötterten Vorbildes Ludwig Uhland stellen lassen können. Ich nenne hier nur die berühmte Ballade: „Der Glockenguß zu Breslau,“ mit der Strophe beginnend:

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

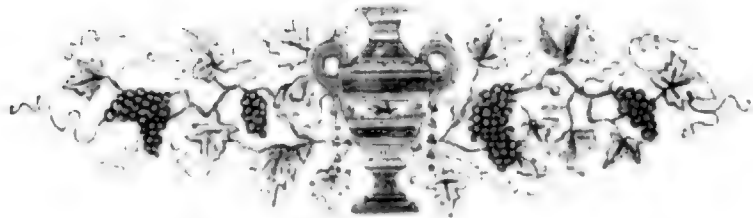
Als Novellist hat sich Müller gleichfalls versucht — doch schrieb er nur zwei Novellen: „Der Dreizehnte“ und „Debora“. Beide sind überaus gewandt und mit großer Erzählungskunst geschrieben. Die erstere, humoristisch gehalten, bringt einen durch die Zahl 13 in einer Gesellschaft entstandenen Conflict in novellistischem Gewande zum Austrag. Der Schauplatz beider Novellen ist Berlin, und sie bieten über die Berliner Gesellschaft in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts manche dankenswerthe Fingerzeige. Es war die gesegnete Zeit der dünnen Thees mit dünnen Butterbutterbrot, Stammbuchblättern und ästhetischen Salbadereien.

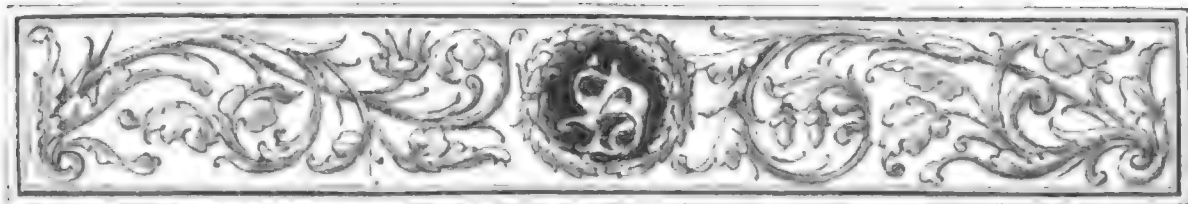
Max Müller, der Sohn, hat die Hoheit des Geistes und die Tiefe des Gemüthes seines Vaters geerbt. Auch ihn hat der Genius

*) Vgl. auch das mit 6 Abbildungen geschmückte treffliche Werk: „Das Wilhelm-Müller-Denkmal zu Dessau,“ herausgegeben von Geh. Hofrath Dr. Wilhelm Hofäus, Dessau 1891, Verlag von Paul Baumann, Hofbuchhändler.

der Poesie auf die Stirn geküßt, wie dessen „Deutsche Liebe“ beweist. In ihm hat sich das alte Wort bewährt: der Segen der Väter baut den Kindern Häuser; denn die Freunde und Verehrer Wilhelm Müllers haben ihm oft in den schwierigsten Lebenslagen hilfreich die Hand geboten, so daß er die Zierde der Wissenschaft und der Stolz zweier Staaten, Deutschlands und Englands, geworden ist.

Ein Liebling der Götter und Menschen war Wilhelm Müller. Das Jahrhundert, welches seit seiner Geburt in's Meer der Ewigkeit dahingerauscht, hat die anmuthigen und reizvollen Züge dieses Auserwählten im Gedächtniß der Nachwelt nicht zu verbläßen vermocht.





Tage und Nächte im milden Norden.

Eine Nachtfahrt durch Norwegen.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

II.

Man kann die Reise um die Welt jetzt in weniger als 80 Tagen zurücklegen. Um die eigenartige Naturschönheit Norwegens in allen ihren wesentlichen Zügen behaglich kennen zu lernen, würden kaum mehr als achtzig Stunden erforderlich sein, wenn die Communicationsverhältnisse günstigere sein könnten. Eine zweitägige Fahrt auf den Fjords, ein Tag im Sonnenlicht, ein anderer bei bedecktem Himmel, würde genügen, um uns mit dem Charakter der nordischen Herrlichkeiten vertraut zu machen. Ob der Fjord nun Hardanger, Sogne oder Nomsdal heißt, hat nur untergeordnete Bedeutung. Kennen wir den Fjord mit seinem stillen Wasser, seinen hohen Bergen, seinen Wasserfällen, den zerstreuten Fischerhütten und den blisjauberer Städtchen, so ist das Weitere nur noch eine Beleuchtungsfrage: Alles gipfelt nur noch im unbeschreiblichen Farbensauber der hochsommerlichen Polarnacht. Um diesen Zauber auf uns wirken zu lassen, müssen wir allerdings hoch hinaufdampfen, bis über den Polarkreis hinaus. Wir bereuen aber nicht die Zeit, die wir auf die lange Fahrt verwenden, denn wenn sie uns auch nichts Neues mehr zeigen kann, so zeigt sie uns doch unausgesetzt Schönes.

Unternehmen wir also die Fahrt durch den typischen Fjord, den Jeder nach seinem Gefallen taufen mag, bei schlechtem und bei gutem Wetter.

Ein trüber, verdrießlicher, regnerischer Tag. Im unerfreulichen Lichte erscheint Alles aschgrau, schweremüthig und trübselig. Die Wassertrabe ist

schmutzig graublau. Rechts und links starren finstere Felsen auf, deren Häupter von dichten Wolken in allen Schattirungen des Grau umhangen sind. In einigen Stellen schimmern durch diesen Schleier hellere Flecken und Streifen auf. Es ist der Schnee, der sich in den Löchern, Senkungen und Rissen festgesetzt hat. Nur durch eine etwas lichtere Schattirung hebt sich der Himmel von allem Uebrigen ab. Die Temperatur ist erheblich gesunken. Das Glas zeigt kaum 7 Grad Reaumur, und dieser niedrige Thermometerstand wirkt bei dem schneidenden Winde wie empfindliche Kälte, gegen die auch unsere stärksten Winterkleider kaum genügenden Schutz bieten. Die Aussicht ist beengt. Die grauen Wolken stehen stundenlang regungslos wie festgemauert da. Von den Profilirungen der Berge sehen wir nichts. Die felsigen Wände erscheinen alleammt fast gleichmäßig abgestumpft. Die kleinen Felseninseln, die wir umfahren, und die nur um ein Geringes aus dem trüben Wasser hervorragen, zeigen unichöne Bildungen, wulstig, von graugelblicher Farbe, mit spärlichem Moos bezogen. Es ist der höchste Ausdruck des Ungastlichen.

Hier tritt uns der kahle Norden zwar nicht in seiner graufigen Erhabenheit, aber in seiner vollen Freundlosigkeit entgegen. Die schwarzgraue Wasserstraße ist öde und verlassen. Nur selten begegnet uns ein mit Holz beladenes Schiff mit hochauferichtetem Bug, primitiv besegelt, wie ein Traumbild aus den Wikinger-Zeiten.

Nach geraumer Zeit kommt in die graue Wolkenstarre einige Bewegung. Der dichte Schleier löst sich in losere Massen auf, in wallenden Nebel, der schwerfällig vom Winde vorgehoben wird, langsam sinkt und steigt und die optische Täuschung hervorruft, daß die Berge dampfen. Im Umkreise des geringen Gebiets, das wir überhaupt überblicken können, sehen wir, wie nun ein einheitliches Sackgrau alle Schattirungen verschlingt. Großtröpfig fällt der Regen herab, und bald gießt es in Strömen.

Das ist das richtige Wetter, um sich mit den Eigenthümlichkeiten der zweitwichtigsten Stadt Norwegens, des berühmten Handelsplatzes Bergen, bekannt zu machen. In Bergen regnet es immer. Der Regen begleitet den Bergener vom ersten Regenschirm, den ihm der Taufzeuge als Pathengehenk in die Wiege legt, bis zum Waterproof seiner letzten Stunde.

„For the rain it rainoth every day.“

In den schönen Sommermonaten hat der Regen in Bergen übrigens gewöhnlich nur kurzen Athem. Er kommt unerwartet schnell und hört eben so unerwartet schnell auf.

Bergen macht trotz schlechten Wetters, das da auf der täglichen Tagesordnung steht, durchaus keinen unfreundlichen Eindruck. In den am Hafen gelegenen Straßen herrscht ungemein reges geschäftiges Treiben, und auch die Straßen der Innenstadt sind recht belebt. Die Stadt ist in einer Weise angelegt, die dem unkundigen Fremden räthselhaft bleiben muß. In der besten Gegend der Stadt befinden sich ungeheure Plätze mit einer

Raumverschwendung, die ganz unbegreiflich ist. Da sind auch die Straßen ziemlich breit und freundlich, die Häuser zum Theil sehr elegant. Je mehr man sich aber vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, desto ungünstiger wird der hügelige Boden für die Bebauung, und da stehen merkwürdiger Weise die menschlichen Behausungen am dichtesten. Da sind die Gassen eng und winklig und die niedrigen unansehnlichen Holzbauten, wie es scheint, überfüllt. Die reichen Kaufherren von Bergen haben ihre Landsitze weiter auf die schönen Berge, die die Stadt umsäumen, hinausgeschoben. Diese Villen erinnern lebhaft in ihrer Holzconstruction, wie in ihrer grellen Buntfarbigkeit an die „residences“ der schnell aufgeblühten Städte im amerikanischen Westen.

Bergen ist mit seinen 54000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Norwegens. Vom Hafen aus wirkt die Stadt mit ihren freundlichen hellen Häuschen und den rothen Ziegeldächern freundlich und sauber. Neben den unansehnlichen Holzbauten der Privaten findet man auch einige stolze, sogar monumentale Massivbauten: vor Allem sind, wie sich das bei der Kaufmannsstadt von selbst versteht, die Gebäude der Post, der Börse und einiger der größten Banken bemerkenswerth. Am Hauptplatz liegt das große und geschmackvoll gebaute Hotel Holdt mit seiner breiten Terrasse. Die Straßen am Wasser sind in der Fernwirkung angenehmer als in der Nähe gesehen.

Die berühmte „Deutsche Brücke“, die älteste Ansiedlung der Hanja, ist gewiß sehr charakteristisch, aber man muß seine Geruchsnerven mit starker Unempfindlichkeit wappnen, um es dort auszuhalten. Aus jedem Hause paßt ein entsetzlicher Fischgestank heraus, jeder einzelne von besonderem Typus, aber einer immer widerwärtiger als der andere; namentlich der Geruch der in den Speichern zum Trocknen aufgehängten Stockfische ist unerträglich.

Am intensivsten ist natürlich dieses Parfüm auf dem Fischmarkte, einem der sehenswerthesten Punkte der Stadt. Wenn da an Markttagen von den frühesten Tagesstunden an von den nabeliegenden Booten die Fischer ihre oft erstaunlich reiche Beute heranschleppen und auf den Bänken aufstapeln, die Fischgroßhändler wegen des Ankaufs von ganzen Ladungen mit den Fischern feilschen, die Käufer von Bergen und Umgegend für den Hausbedarf ihre Auswahl treffen, so entwickelt sich ein Treiben, das an italienische Lebhaftigkeit erinnert. Die Preise sind hier erstaunlich billig. Für ein paar Vere bekommt man sogar von den Fischen erster Qualität mehr, als ein normaler Magen zu seiner Mahlzeit bedarf. Alle Arten von Fischen, namentlich Lachse, Kabeljau und Butten, sind da in Eimern, Wütten, Kübeln und auf den hölzernen Bänken aufgespeichert. Unter den Butten giebt es wahre Ungeheuer von 70 Kilo und darüber. Der Auschlachtung eines Heilbutts, der 66 Kilo wog, habe ich beigewohnt. Mit einem starken Beil wurde der Hauptgrat durchgehauen, und dann wurden mit einem mächtigen Messer die einzelnen Stücke heruntergefäbelt. Der kolossale Kopf

ist von unsagbarer Häßlichkeit. Aus den verglasten, schrecklichen todtten Fisch-
augen, die ganz dazu geeignet sind, die Phantasie eines Arnold Böcklin zu
befruchten, spricht das ganze Grausen des Todes und des Meeres.

Ein altes Hanjahaus ist in seiner ursprünglichen Beschaffenheit möglichst
rein erhalten. Der lebenswürdige Besitzer macht sich ein Vergnügen daraus,
den Fremden zu führen und ihm alle Eigenthümlichkeiten zu zeigen; auch
die primitiven Vorkehrungen, die die Hanja getroffen hatte, um es zu ver-
hindern, daß weibliches Personal in die Schlafzimmer käme. Den deutschen
Ansiedlern war nämlich von der Hanja streng verboten, sich in Norwegen
zu verheirathen. Sie sollten sich dort keinen Hausstand begründen, sie sollten
nur Geld verdienen und das Geld im deutschen Vaterlande ausgeben. Das
Heirathsverbot war übrigens keineswegs identisch mit dem Keuschheitsgelübde,
und unsere biederen Altvordern scheinen es in Bergen toll getrieben zu
haben. Bis auf den heutigen Tag hat man's den Hanseaten in Bergen
nicht vergessen, und mit dem Begriffe des Deutschthums ist da noch heute
der Begriff der Sittenlosigkeit eng verbunden.

Uebrigens dürfen sich die braven Leute von Bergen, wenn mich mein
Auge nicht getäuscht hat, auf ihre absolute Sittenstrenge auch nicht zuviel
einbilden. In dem hübschen Parke, in dem an langen Sommerabenden eine
mäßige Militärmusik ihre Stücke aufspielt, ergehen sich inmitten der biederen
Bürgerfamilien sehr viele jüngere und junge Damen, die kein Mensch für
Priesterinnen der Vesta halten kann.

In Bergen herrschte am Tage nach unserer Ankunft große Erregung.
Unser deutscher Consul, der lebenswürdige Herr Mohr, hatte am Consulats-
bureau die deutsche Fahne gehißt, seinen höchsten und glänzendsten Cylinder
aufgesetzt und lief in geschäftiger Unnahbarkeit überall umher.

Die „Hohenzollern“ war in Sicht!

Schon in den Nachmittagsstunden waren die den Hafen umsäumenden
Höhen von dichten Schaaren Neugieriger besetzt. Es hatten sich da Millionen
gelagert. Was sage ich — Millionen! Halb Bergen!

In der siebenten Abendstunde ertönten von der Höhe mächtige Kanonen-
schüsse, die das langsam und imposant herandampfende Kaiserschiff salutirten.
Die mächtige, elegant gebaute „Hohenzollern“ in strahlendem Weiß, begleitet
von ihrem schwimmenden Adjutanten, dem schiefergrauen „Meteor“, und
umschwirrt von den unheimlich schwarzen kleinen Torpedobooten, die den
Depeichendienst versehen, wirkte großartig, als sie kurz nach halb sieben in
der Wasserstraße von Bergen erschien und in geringer Entfernung von unserer
Yacht Anker warf, — so nahe, daß wir mit bloßem Auge die lebhafteste Be-
wegung auf dem Schiff und das geschäftige Treiben auf der mächtigen
Brücke sehen konnten, mit Hilfe des Opernglases sogar die einzelnen Personen
ganz genau zu unterscheiden vermochten: den Kaiser, die Kaiserin, den Major
von Hülsen, den Grafen Philipp Eulenburg, den Maler Salzmann, Geheim-
rath von Riederlen u. s. w.

Aber das Vergnügen währte nicht lange, der „Meteor“ erwiderte den norwegischen Salut mit dröhnenden Schüssen. Wir sahen es aufblitzen, vernahmen unmittelbar darauf ganz deutlich das Commando: „Feuer!“ — denn das früher gegebene Commando kam wegen der Trägheit des Schalls verspätet zu uns und ließ sich vom Ausleuchten des Schusses, das unserem Auge sogleich erschien, überholen — und darauf hörten wir den Donner, den die Berge grollend wiederhallten. Dichte Rauchwolken verhüllten bald sowohl das salutirende Schiff wie die „Hohenzollern“, und nur das goldige Sonnenlicht durchbrach den dicken grauen Schleier. Es dauerte einige Zeit, nachdem die betäubenden Kanonenschläge verhallt waren, bis die Wolken sich zertheilten und die „Hohenzollern“ wieder sichtbar wurde. Gleich darauf entwickelte sich zwischen dem Festlande und dem kaiserlichen Schiff ein reger Verkehr, der durch die flinken kleinen Torpedoboote und Dampfsbarfassen vermittelt wurde. Im Abend wimmelten die Straßen und öffentlichen Locale der Stadt von den blauen Uniformen unserer Marine. Daß die Leute einen vortrefflichen Eindruck machten, braucht wohl nicht gesagt zu werden, denn es versteht sich von selbst, daß für das Kaiserischiff nur die durchgeübte Elite der Marinemannschaft zur Verwendung kommt.

Die Nachbarschaft der kaiserlichen Nacht gewährte uns das Vergnügen, als „Zaungäste“ ein recht gutes Concert zu hören. Der Kaiser hatte die Marinecapelle an Bord, die während der Tafel Walzer von Strauß, Potpourris aus Wagner'schen Opern u. s. w. zum Besten gab.

Einen deutscheren Tag als den nächsten hat Bergen wohl nie erlebt. Denn am Morgen traf hier nun auch die „Augusta Victoria“ mit 270 Vergnügungsreisenden an Bord, darunter etwa 80 Amerikaner, vor Bergen ein. Der Hafen bot einen wundervollen Anblick dar. Neben dem herrlichen weißen Kaiserischiff und dem grauen Adjutanten stieg der schwarze Kolos des Hamburger Schnelldampfers, der in großer Gala erschien und vollen Flaggen-schmuck angelegt hatte, mit seinen drei gelben Schornsteinen aus dem ruhigen Wasser auf. Wir wurden vom Director der Hamburg-Amerikanischen Linie, Herrn Hallin, der die Artigkeit zu einer Virtuosität herausgebildet hat, und dem vortrefflichen Capitän Kaempff auf das Herzlichste aufgenommen. Ich traf an Bord mehrere liebe Freunde und Bekannte, namentlich Zeitungs-correspondenten und Schriftsteller; auch der bekannte Parlamentarier und Führer der Nationalliberalen, der Karlsruher Generalintendant Dr. Albert Bürklin machte die Reise mit. Die ganze Gesellschaft war in fröhlichster, ja man darf sagen, übermüthigster Stimmung. An Bord erschien auch eine Zeitung, zu der die mitreisenden Berichterstatter freiwillige Beiträge lieferten. Ueber die Annehmlichkeit des Aufenthaltes, die Artigkeit der Beamten und der Mannschaft vom obersten Director bis zum jüngsten Schiffs-jungen, über die Vorzüglichkeit der Verpflegung u. s. w. herrschte nur eine Stimme der wärmsten Anerkennung. Zu den verschiedenen Mahlzeiten wurde durch Trompetentusch gerufen. Es wurde in Wahrheit „zum

Futtern geblasen“. Die Kaiserin, die sich bei Dr. Bürklin, der auf der „Hohenzollern“ zu Tisch geladen war, nach der Bedeutung der Signale erkundigte, sprach ihre freudige Verwunderung über die Quantität der Mahlzeiten aus. Aber auch die Qualität stand auf der höchsten Höhe der culinariſchen Kunst, und Leute, die Vergleiche anzustellen im Stande ſind, behaupten, daß man an Bord der „Augusta Victoria“ viel beſſer iſſt als an Bord der „Hohenzollern“. Der Kaiſer macht ſich nicht viel aus Eſſen und Trinken.

Noch am ſelben Abend verließ das ſchöne Schiff den Hafen. Es dampfte möglichſt nahe und mit geringſter Geſchwindigkeit bei der „Hohenzollern“ vorbei. Die Matroſencapelle ſtimmte die Nationalhymne an. Alle Paſſagiere waren an Deck, ſchwenkten die Tücher und riefen ein kräftiges Hurrah, das der Kaiſer von der Hohenzollernbrücke aus herzlich erwiderte. Auf Befehl des Kaiſers wurde auf dem Signalmast der „Hohenzollern“ im Lafoniſmus der Flaggenſprache den davondampfenden Landſleuten eine glückliche Weiterfahrt zugeweiht.

Durch dieſe Epiſoden wurden die trüben Regentage von Bergen freundlich aufgelichtet . . .

Am 14. in aller Frühe dampfte die „Hohenzollern“ ab. Wir verließen die lebhaft und intereſſante Handelsſtadt gegen elf Uhr und fuhren in nördlicher Richtung an der Küſte entlang, die zunächſt keine beſonders bemerkenswerthen Momente darbietet. Auf Waſſerſtraßen, die oft eine respectable Breite haben, ſich oft aber auch ängſtlich verengen, windet ſich unſer Schiff zwiſchen dem Feſtlande und den Schären hindurch. Die Küſte zeigt hier in hohem Maße die charakteriſtiſche norwegiſche Formation; ſie ſieht aus, als ob die Umrifſlinien mit einer ſpritzenden Gänſefeder auf rauhes Papier gezeichnet ſeien. Die Felsenhänge, die dem Anprall des Meeres ſich entgegenſetzen, ſind von mäßiger Erhebung. Ueberall ſieht man Boien, Feuerſignale und andere Seezeichen, und man braucht nur geringe Erfahrung auf dem Meere zu haben, um zu merken, daß das Waſſer hier nicht geheimer iſt. Aber die unbedingte Zuverläſſigkeit unſeres norwegiſchen Lootſen bannt jedes Gefühl der Beunruhigung.

Allmählich werden die Felsbildungen am Ufer maleriſcher und eindrucksvoller. Die Felsen ſtarren zu imponanter Höhe auf. Wir erreichen den wundervollen Hornelen-Felsen, der ſchroff, faſt 300 Fuß hoch, vom Waſſer aus aufſteigt, in ſeiner Geſtaltung lebhaft an die Loreley erinnernd, nur eben in ganz anderen Größenverhältniſſen. Der Winkel vor dem Hornelen iſt wegen ſeines mächtigen Echoſ berühmt. Und da wir auf dem Waſſerbecken, das ringsum vom grauen Geſtein eingeſchloſſen iſt, ganz allein ſind, der Tag hell und freundlich und die Gefahr eines Mißverständniſſes ausgeſchloſſen iſt, läßt der Kapitän zunächſt mit aller Macht die Dampfweiſe wipeln und dann ein Rettungſignal, eine Bombe, die erſt 60 Fuß hoch mit gewaltigem Knall explodirt, abfeuern. In unheimlichem

Heulen hallt der Piff wieder, und ein mächtiges langewährendes Donnern erschallt von allen Seiten nach der Explosion. In beträchtlicher Höhe, wohl 1000 Fuß hoch, sehen wir auf dem grauen, kümmerlich bewachsenen Hornelen zwei weiße Punkte, die sich zu bewegen scheinen. Durch unser gutes Glas erkennen wir: es sind zwei Ziegen, die sich da in der felsigen Einsamkeit ihre Nahrung suchen. Sie werden wohl herrenlos sein, denn seit geraumer Zeit haben wir nichts gesehen, was an eine menschliche Behausung auch nur erinnert.

Vor einem unansehnlichen Fischerdorfe, das wir Abends nach zehn Uhr erreichten, machten wir Mast. Es war noch heller Tag. Unsere Leute vergnügten sich damit, ihr Angelgeräth hervorzuholen und die Schnur in das Wasser zu lassen, da der Lootse ihnen gesagt hatte, daß hier sehr gute starke Fische seien. Aber es wollte absolut nichts anbeißen. Endlich fühlte einer der Angler, der kurz vorher zu irgend einer Dienstleistung von seinen Collegen abgerufen worden war, an der Schnur einen merklichenruck. Er zog, und richtig, ein mächtiger Fisch hing daran. Es war ein Wunder, das Allen unbegreiflich erschien. Der Fisch des Polykrates war nichts im Vergleich mit ihm, denn der geangelte Fisch war säuberlich ausgenommen, und der Stolz des Anglers machte bald einer harmlosen Wuth darüber Platz, daß sich der Koch den schlechten Wis mit ihm gemacht hatte, an der Schnur einen Fisch aus der Küche zu befestigen.

Die Nacht war wundervoll. Rings umher herrschte die vollkommenste Stille. Kein Lüftchen regte sich, keine Stimme ließ sich vernehmen, kein wachsender Hund schlug an, kein Plätschern des Wassers. Ich konnte mich gar nicht vom Deck trennen. Die Berge rings umher waren in silbergrauen Schleier des Nebelglanzes gehüllt. Es war wie eine verzauberte Welt ohne Geschöpfe. Zum ersten Mal hörte ich das Ticken der Schiffsuhr, und zum ersten Mal wurde das Licht nicht angezündet. Wir hatten zwar noch keine Mitternachtssonne, aber wir hatten die Halbfünf-Uhr Sonne, und in den dunkelsten Stunden war es noch immer so freundlich schummerig, daß man nicht bloß die einzelnen Gegenstände ganz genau erkennen, sondern sogar einigermaßen große Schrift ohne Mühe lesen konnte.

In aller Frühe wurde am andern Morgen — es war ein Sonntag — der Anker gelichtet. In der zehnten Morgenstunde kamen wir durch einen Fjord, an dessen Ufer eine hübsche Holzkirche stand. Diese Kirche war das gemeinsame Ziel von 40 bis 50 Booten, die von den verschiedenen Ortschaften und Gehöften, die rings herum lagen, auf das bescheidene Gotteshaus zusteuerten. In jedem Boote saßen im sonntäglichen Putze ihrer kleidsamen Nationaltracht 10 bis 15 Männlein und Weiblein. Unsere Nacht mußte langsamer fahren, um den braven Leuten die Fahrt zu erleichtern.

Gegen Mittag passirten wir das stattliche Halsjund. Um die kleine Ortschaft Statt, die bei den norwegischen Schiffen in besonders schlechtem Ruf steht, und vor der man uns so bange gemacht hatte, kamen wir un-

behelligt herum. Das Meer war spiegelglatt, aber die hochaußspringende Brandung an den lang vorgestreckten Felsen war doch stark genug, um uns eine Vorstellung davon zu geben, wie es hier bei schlechtem Wetter zugehen mag. Wir aber hatten den sonnigsten, ruhigsten Tag. Es war wie eine Spazierfahrt auf dem Binnensee. Keine Störung, keine Erregung. In einer Art von Nirwanastimmung, in weltvergessenem Dufel, auf der Schwelle, wo das Bewußtsein zwar noch nicht aufgehört hat, aber auch nicht mehr da ist, ließen wir in den Molde-Fjord ein.

* * *

Unter allen norwegischen Schönheiten möchte wohl Molde den ersten Preis davotragen. Molde ist wohl überhaupt einer der schönsten Punkte auf Gottes weiter Welt. Das Städtchen liegt geschützt von dichtbewaldeten Höhen an einer halbkreisförmigen Bucht. Unmittelbar über dem Wasserriegel erheben sich die Speicher und größeren Lagerhäuser, Alles neue Holzbauten. Die Wohnhäuser sind bescheiden, nur die beiden großen Hotels, die amerikanischen Mustern nachgebaut sind, und die Kirche mit ihrem stattlichen Thurm ragen aus der anspruchslosen Mitte hervor. Das Altarbild in der Kirche, „Der Oftermorgen“, der Engel an der leeren Gruft, der den Herannahenden die Auferstehung Christi verkündet, gehört zu den berühmtesten norwegischen Kunstwerken der neuen Zeit. Es ist ein Heiligenbild in Blockhorst'scher Art, etwas theatralisch im Vortrage, aber wirkungsvoll. Man sieht es sich nur leicht zuwider, denn man kann in ganz Norwegen an keiner Kunsthandlung vorüber gehen, ohne daß der Blick darauf fällt.

Aber nicht das Städtchen, so freundlich es ist, bildet den Hauptreiz, vielmehr ist die wundervolle Umrahmung das Wesentliche des Bildes: die breite, tiefblaue Wasserfluth, umschlossen vom herrlichsten Felsenring in wunderbaren Conturen, mit scharfen Zacken und Graten, abgerundeten Sätteln, sanften Geländen und schroff abfallenden Wänden.

Vom Landungsplatze des Bootes, das uns von unserer Nacht an's Ufer gebracht hat, führt eine schattige Allee kräftiger alter Laubbäume, deren Sublimität uns unter diesem Breitengrade füglich überraschen muß, in sanfter Steigung zum großen Hotel hinauf. Die schönen Bäume, der breite Weg, die kleinen Holzhäuser, die Leute, die uns begegnen, sonntäglich in altmodischem Pug angethan, die hübschen, schlankgewachsenen Mädchen in lichten kattunenen Waschkleidern, — Alles das ruft in uns die Täuschung hervor, daß wir uns in irgend einer gemüthlichen deutschen Kleinstadt, so etwa an der holländischen Grenze, befinden; und das Rollen der Kugel auf der hölzernen Bahn, das Gepolter der ungeworfenen Kugel, das wir vernehmen, erhöht die Täuschung.

Wir durchschreiten das Hotel und gehen geradenwegs auf die Terrasse.

Wie gebannt von der überwältigenden Schönheit des Panoramas, das sich vor uns öffnet, bleiben wir stehen. Zu unseren Füßen breitet sich der

weite, weite Wasserpiegel aus, auf dem sich zwei größere Nachts und einige beträchtlichere Schiffe, deren Segel von kaum merkbarem Winde gebläht werden, kleinere Dampfschaluppen und zahlreiche Ruderboote schaukeln. Ringsumher ragen, zum Theil nur um wenige Fuß, Duzende von felsigen nackten Zacken und üppig bewachsenen Werbern aus dem blaugrünen Wasser hervor. Die kleineren Felsblöcke in der Ferne sehen ganz schwarz aus, wie Walfischrücken.

Das Schönste des Rundbildes ist aber die weite Umrahmung, der Abschluß durch die herrlich zerklüftete, in unerhörter Farbenpracht schimmernde Alpenkette. All die Erhebungen sind etwa gleich hoch, die Berge wirken wie die versteinerte Kluthung eines kolossalen Oceans; auch die Illusion der Schaumkämme und Brandung fehlt nicht. Mächtige Firnen senken sich von den Höhen herab und glänzen im zauberhaften Lichte der tiefstehenden Sonne in unzagbar düstigem, zartrosa angehauchtem, milchigem Weiß. Der Schmelz dieser Töne ist unbeschreiblich, wie aus dem Blau des Meeres in den mattgoldigen Himmel gehaucht; die feinsten Schattirungen wie fest gewordene Nebelmassen, durchsichtig und vom Schimmer eines dahinterliegenden Lichtherdes durchleuchtet. Wolken und Firnen, Wasser und Felsen umfassen sich; man weiß kaum, wo das feuchte Element aufhört und wo das schneeige Feld seine Abgrenzung findet, ob das Wasser, wie es den Anschein hat, in weiter Ferne sich phantastisch aufstaut und erstarrt, und wo die Wolken sich auf die sanften Umrisse der Felsen herabsenken. Alles geht ineinander über und vereinigt sich zu einer einzigen Bildung von sinnverwirrender Schönheit.

Das Auge wird nicht müde, diese wunderbare Pracht zu schauen.

Mit der vorrückenden Abendstunde durchwirkt sich der Farbenrausch mit den warmen röthlichen Tönen des Sonnenunterganges.

Die Nacht ist so schön, so milde, so farbenreich, daß uns die Lust überkommt, gleich jetzt dem nahen Romsdalsjord einen Besuch zu machen. Eine Nachtfahrt ist ja in diesem Lande um diese Zeit gar nichts Ungewöhnliches. Wir chartern eine kleine Dampfschaluppe und steigen im Zwielficht der Mitternacht an Bord.

Hinter uns flammt das Sonnenlicht dunkel auf, vor uns ein neblig-silbergrau von eisig kalter Wirkung, als ob wir in eine Gletscherhöhle hineindampften. Auf einer der kleinen Schären, an der wir vorüberkommen, sahen wir die ersten Eibergänse, die freischend aufflogen.

Der Romsdalsjord zählt zu den berühmten Norwegens. Die Felsen, die den malerischen Abschluß bilden, sind auch zum Theil, wie namentlich das Romsdalshorn mit seinem zerjägten und scharf zerhackten Gipfel, von ungewöhnlich schöner Bildung.

Hätten wir den Romsdalsjord früher gesehen, so würden wir gewiß in das allgemeine Loblied mit einstimmen; aber für den Reisenden, der von Süden hinausschwimmt, kommt er ein bißchen spät an die Reihe, und

da er uns eigentlich nur dasselbe zu sagen hat, was uns die anderen Fjords schon gesagt haben, bleibt die Wirkung hinter den Erwartungen, die man in uns geweckt hat, einigermaßen zurück. Auf ein paar durchrissene Felswände, steile Zacken, rauschende Wasserfälle mehr oder weniger kommt es uns jetzt auch nicht mehr an. Das Charakteristische dieses Fjords ist wiederum das Liebliche. Und vom Lieblichen haben wir nun allmählich genug; nun laßt uns endlich Rauhes, Starres, Wildes sehen!

Nach kurzer Rast in Räs, das am Ende des Fjords liegt, wo wir den Wirth heraustrommeln mußten, um für ein obdachloses junges Ehepaar aus Berlin Quartier zu machen, traten wir gegen vier Uhr den Rückweg an. Der Regen vertrieb uns vom Deck, und auf schlechtes Wetter war die kleine Nußschaale offenbar nicht eingerichtet. Wir machten die vergeblichsten Versuche, in dem Marterkasten von Kajüte ein Lager zu improvisiren, denn die Müdigkeit hatte uns übermannt. Wir waren wie gerädert, als wir das kipplige, kleine Flachboot, einen Seelenverkäufer schlimmer Art, in dem uns ein etwa vierzehnjähriger Bursche von der Schaluppe zu unserer Nacht hinübruderte, verließen. Es regnete noch immer. Uebernächtig, verdrossen über den unbefriedigenden Schluß, suchten wir gegen sieben Uhr Morgens unsere Ruhestätte auf.

Wir hatten unter einem unerwarteten Breitengrade wieder ein schönes Stück Tirol, Salzkammergut oder Norditalien gesehen . . .

Wann beginnt denn eigentlich das finstere Nordland? hatten wir wiederholt gefragt, und man hatte uns vertröstet: Jenseits des Polarkreises!

Was wir in den eigentlichen arktischen Regionen, im Lande der wahren und wirklichen Mitternachtssonne, gesehen haben, das will ich nun erzählen.

III.

Die Mitternachtssonne ist kein leerer Wahn, und wir hatten es schließlich nicht zu bereuen, daß wir ihr, ohne uns von der Unzuverlässigkeit des Wetters und der graulichen Monotonie der Landschaft entmuthigen zu lassen, unverdrossen nachjagten, bis wir sie in den Lofoten endlich erwiichten.

Von Trondhjem, wo wir mit der „Hohenzollern“ und der „Augusta Victoria“ wiederum zusammentrafen, läßt sich eigentlich nichts Besonderes sagen. Die für das norwegische Land historische Bedeutung der Stadt leuchtet aus ihrer Physiognomie nicht hervor. Wie überall, sind auch hier die Holzhäuser niedrig, die meisten fast neu, einstöckig, sauber und langweilig. Die Hauptstraßen sind breit und boulevardartig mit Bäumen bepflanzt. Und immer wieder überrascht die Vegetation. Wir sehen üppiges Laubholz und wundervolle Blumen. Von der einsam starrenden Fichte des Nordens finden wir keine Spur. Allmählich sind wir doch nun hoch genug geklettert. Wo in aller Welt fängt denn eigentlich der rauhe Norden an? Immer wiederholen wir dieselbe Frage, ohne die Antwort darauf zu finden.

Trondhjems berühmtestes, oder besser gesagt, einzig berühmtes Bauwerk ist die Kathedrale. Von außen macht diese enthusiastisch gepriesene Kirche geringen Eindruck. Die Wirkung des Innern ist allerdings bedeutender. Auch wie es jetzt ist, hat das Gotteshaus einen erhabenen, ernsten und feierlichen Charakter. Wie bei allen altgothischen Bauten staunt man auch hier über den Reichthum der Erfindung in den Zierraten. Die hoch aufstrebenden Säulen, die Wölbung, der Boden, Alles ist aus hartem schiefergrauem Stein, der nicht nachdunkelt, gefertigt, so daß das Alte und das Neue gleichfarbig sind. Für die Arbeit der Restauration ist diese Eigenthümlichkeit von unberechenbarem Vortheile, da eine durchaus einheitliche Wirkung erzielt wird.

Trondhjem ist wiederholt durch Feuersbrünste zum großen Theil zerstört worden. Man hat die Schäden nothdürftig wieder gutzumachen gesucht, um dieses älteste kirchliche Monument, in dem Norwegens Könige gekrönt werden, dem Lande zu erhalten; aber aus Mangel an Geld hat früher sehr wenig dafür gethan werden können. Erst in jüngster Zeit hat man das Land für seine Königskirche lebhafter zu interessiren gewußt, und seit einiger Zeit haben die Arbeiten des Wiederaufbaus und der Vollendung des bisher überhaupt niemals vollendet gewesenen Baus denn auch rüstigeren Fortgang genommen.

Das Bedeutendste der Kathedrale ist ihre Vergangenheit und ihre Zukunft. Wer aber weniger von dem, was war und sein wird, sprechen will, als von dem, was ist, wird, wenn er ehrlich ist, sich gestehen müssen, daß man nach dem, was man überall von der Großartigkeit dieser Kirche gehört, bevor man sie gesehen hat, durch den Anblick einigermaßen enttäuscht wird. Wenn man den Dom von Trondhjem als wirklich mächtigen, imposanten alten Kirchenbau preisen will, so muß man vor allen Dingen die Erinnerung an alle unsere großen Dome, an Köln, Freiburg, Ulm, Magdeburg, Straßburg, Wien, Reims, Notre-Dame, Westminster, Mailand u. s. w. bannen. Unter den Blinden ist der Einäugige König, und in Norwegen hat der Dom von Trondhjem seinesgleichen nicht. Es ist ja ein erhebendes Gefühl, wenn man sich vergegenwärtigt, daß einer von den ältesten Dänen, über die das nordische Conversations-Lexikon zu berichten weiß, den ersten Stein zu diesem Gotteshause gelegt hat. Das war in irgend einem denkwürdigen Jahre des elften Jahrhunderts. Aber immer ist man doch nicht in der Stimmung, das Vergnügen, sich historisch anwehen zu lassen, über alles Andere zu setzen und in den Jubelchören des Bürgermeisters von Saardam einzustimmen: „Es ist schon lange her, das freut uns um so mehr.“

Von Trondhjem aufwärts ist die Fahrt ziemlich einförmig. Die kleineren, aber für den norwegischen Handel nicht unwichtigen Städte, wie Namfös und Böö, sind völlig uninteressant.

Am 20. Juli 12 Uhr 40 Minuten passirten wir den Polarkreis und gelangten nun in die vom geographischen Coder als arktisch bezeichneten Regionen.

Es war heller Sonnenschein. Der tiefblaue, mit leichten Wolken bezogene Himmel hatte eine fast italienische Färbung und gab dem ruhigen Wasser des Fjords das wundervolle blaue Colorit des Gardasees. Die Umrahmung war immer dieselbe, nun schon seit langen Tagen: mächtig hohe Felsen, oben abgestumpft und gerundet, die von ihrer unerheblichen Höhe in bedächtiger Abflachung zum Wasser sich senken, graues Gestein, in flache Ninnen zerspült, hie und da mit Moos überzogen. Die interessanteren Bildungen: glockenthürmige Felsen, hohe Zacken, schroffe Abfälle und senkrecht aufstarrende Wände gehören zu den Seltenheiten. Fast immer sehen wir eben nur die niedrigen abgerundeten, gleichmäßig steinernen Wulste, ein Anblick, der uns nicht mehr erfreuen kann.

Jenseits des Polarkreises wird die Landschaft großartig. Hohe, rauhe, scharf gezackte Felsen erheben sich in gräulicher Färbung. Die hinteren Felsengassen, von Wolken halb umflort, sind tiefblau gefärbt. Mächtige Eis- und Schneefelder in der Ferne erglänzen blendend weiß. Es ist der erste feierliche Gruß aus den Regionen des ewigen Eises.

Bald öffnet sich das weite, weite Meer, auf dessen spiegelglatter Fläche unsere kleine Yacht freundlich geschaukelt wird. Bald lenken wir wieder in die gedeckten schmalen Gassen hinter den Schären ein, und schwarze, finstere, wildzerklüftete Risse, die wagemüthig durchfurcht und senkrecht durchrissen und durchlöchert sind, und deren höchste Spitzen in die Wolken ragen, verlegen uns die Aussicht auf den arktischen Ocean.

Der Tag ist in seinem wechselnden Lichte ganz wundervoll. Bald leuchtet die Sonne strahlend herab, bald wird sie von Wolken verhüllt. Dann senken sich wieder die Wolken schwarzgrau und gewitterdrohend tief herab, zerreißen und lassen das unvergleichlich herrliche Azurblau des Himmels durchleuchten. Fällt der Wolken Schleier bis auf den Kamm der schwärzlichen Steine herab, so entsteht sogleich ein Bild von finsterster Traurigkeit, fast grauig in der Wirkung. Es schwindet wie mit einem Zauberschlage, sobald die Sonne wieder durchbricht und auf hell schimmerndem Hintergrunde die phantastischen Berge hervortreten läßt, wie ich sie bisher eigentlich nur in den kühnen Eingebungen schlechter Maler, die ohne Modelle arbeiten, gesehen hatte. Aber hier sind wirklich die Modelle dazu.

Die Wasserfläche erweitert sich mächtig. Die stolzen Felsen, die sie umschließen, wirken jetzt nur noch wie schmale Umrandung, manchmal sogar wie ein ganz feiner, schwarzer Strich . . .

Da tauchen in der Ferne in blauer Färbung in herrlichster Schönheit die wildzerklüfteten Conturen der Lofoten auf!

Wir laufen in ein weites Thor ein, das zu einem natürlichen Hafen führt, und sehen vor uns in sanftem Sonnenlichte das Städtchen Bodö mit seiner malerischen Kirche weit ausgebreitet vor uns liegen. Zahllose Masten ragen auf, eine Fischerflottille, dazu Transportdampfer und Passagierboote,

die die Küste streifen, endlich auch Dampfer, die das Nützliche mit dem Angenehmen, den Transport von Waaren und Passagieren, das Geschäft und das Vergnügen vereinigen. Wenn es, wie gewöhnlich in diesem Falle, Menschen in Combination mit Stockfischen sind, dann möchte ich doch vor dem Vergnügen warnen. Was sich so ein Stockfisch durch seinen Geruch unbeliebt machen kann, ist gar nicht zu sagen.

Bodö ist das Centrum des nordischen Fischfanges. Das braucht Einem kaum gesagt zu werden, man merkt es ohnehin, wenn man die breiten reizlosen Wege der Stadt durchwandert. Ueberall duftet es mehr oder minder übel, manchmal ein bißchen schärfer, manchmal ein bißchen weicher, entweder brutal penetrant oder sich heimtückisch einschleichend.

Die menschlichen Behausungen sind hier noch anspruchsloser und dürftiger, als in den anderen norwegischen Städtchen. Hier scheint das Feuer seine städteerneuernde Gewalt nicht bewährt zu haben. Die Häuser zählen zum Theil schon ein ansehnliches Alter. Sehr viele sind mit Rasen gedeckt. Es sieht recht hübsch aus, wenn um diese Zeit auf den Dächern aus dem fatten Grün bunte Wiesenblumen aufleuchten. Hier scheint der Golfstrom als der allerkräftigste Wohlthäter aufzutreten. Das Wasser im Fjord erstarrt niemals zu Eis, auch nicht in den härtesten Wintertagen. Der deutsche Wirth, bei dem wir einkehrten, setzte uns warmes Flaschenbier vor. Ich bat um etwas Eis, um es zu fühlen. Unser lebenswürdiger Landsmann suchte bedauernd die Achsel. Eis war in ganz Bodö nicht aufzutreiben . . . Deswegen hatten wir den Polarkreis überschritten! O dieser Golfstrom!

Die Vegetation ist zwar um einige Wochen hinter der unsrigen zurück, aber durchaus nicht dürftiger, als in vielen Gegenden unseres Vaterlandes. Die Kartoffeln stehen prächtig, und der Weizen setzt gut an.

Bodö hat eine herrliche Lage, mit weitem Ausblick auf die wundervoll gebildeten Berge der nahen Umgebung und die phantastische Kette der Lofotenselsen im Hintergrunde.

Nur um ein paar Tage hatten wir den Anschluß an die eigentliche Mitternachtssonne verfehlt. Sie hatte sich drei Tage vor unserer Ankunft von hier verabschiedet. Aber ihre leuchtende Spur war geblieben, und wir merkten den Unterschied kaum. Ohne wahrnehmbare Veränderung des Lichts folgte der eine Tag dem anderen. Das Abendroth war noch nicht verglommen, als schon das Morgenroth wieder aufleuchtete.

Hier hatten wir also zum ersten Mal die ganz unvergleichliche Pracht der Polarnacht, den zauberhaften Farbenrausch, wie ihn auch die Mitternachtssonne selbst kaum wundervoller spenden kann. Der Sonnenuntergang in der aufbrechenden Mitternachtsstunde, den wir in seiner vollsten Schönheit bewundern durften, war überwältigend großartig!

Wir waren nach zehn Uhr aufgebrochen, hatten die Stadt durchschritten und waren auf breitem, gutem Wege quer über freies Feld, das durchgängig fleißig angebaut ist, dem Berge zugehritten, von dem man die schönste

Aussicht auf die Umgebung hat. Die Sonne stand tief. Ihr glühend heißes Kupferroth, das Himmel und Wasser und die felsigen Höhen magisch mit violettem Roth überströmte, blendete unsere Augen. So herrlich der Anblick auch war, wir mußten uns abwenden. Das Auge schmerzte uns. Im farbigen Abglanz mußten wir es uns genügen lassen.

Wir kletterten den zwar nicht hohen, aber recht steilen und beschwerlichen Berg hinan. Für unser halbstündiges Klettern, bei dem allerdings von der Stirn heiß der Schweiß rinnen mußte, wurden wir indessen reichlich belohnt. Nachdem uns der Berg neckend ein halbes Duzend mal ein trügerisches Ziel vorgegaukelt hatte, sahen wir plötzlich auf einer Holzhütte die rothe Fahne flattern: wir waren zur Stelle . . .

Bisher haben wir nichts gesehen als den steinigen Weg vor uns und das grüne Moos neben uns. Nun stehen wir auf dem Plateau, und nun liegt, als ob die neidische Verhüllung mit einem Schlage gefallen sei, eines der überwältigendsten Bilder, die unser Auge je erblickt hat, unvermittelt vor uns: zu unseren Füßen der weite Wasserviegel und uns gerade gegenüber eine mächtige, fast symmetrisch aufsteigende Felsgruppe, die höchsten Erhebungen in der Mitte, nach rechts und links gleichmäßig abfallend und sich an beiden Flanken ungefähr in gleichen Abständen zu zackigen Spigen aufgipfelnd. Blauschwarz heben sich die wunderherrlich zerhackten Umrißlinien von dem leuchtend hellen Himmel ab, die die untergehende Sonne mit einem feurigen Tiefroth, dem Nordlicht vergleichbar, durchglüht. Auch der Berg glimmt und flammt blutroth, als ob er soeben aus der Schmiede Vulcans gezogen und zur Abkühlung in das Meer getaucht sei. Das weite Wasser ringsum schimmert in himbeerrothem köstlichem Schein, und die gegenüberliegenden weiter entfernten Berge erglänzen in schönstem violett-farbigem Alpenglühn.

Langsam senkt sich der feurige Ball der Sonne in's Meer, aber die Wolken lassen in ihren sanft gekräuselten Streifen und wolligen Ballen, die in blendendem Purpur erstrahlen, erkennen, daß die Alles belebende, beleuchtende und erwärmende Beherrscherin unseres Planeten noch nicht lange Abschied genommen hat.

Sichtbar verändert sich das Farbenpiel, man kann sagen, von Minute zu Minute, aber es bleibt immer gleich erhaben und schön. Allmählich verdunkelt sich der Berg vor uns, und die Gluth erlischt. Jetzt starrt er schwarz vor uns auf. Am Saume des Horizonts leuchtet ein blendend goldgelbes Licht, das mit den schönsten zartgrünen Flecken gesprenkelt ist. Die purpurnen Wolken sind zu schmutzigem Violett gedunkelt. Auf dem glatten, klaren, wie zu einer weiten Eisfläche erstarrten Wasser wird der Nessler matter; aber noch immer bewahren all' die durcheinander gemengten Farben eine gewisse Wärme.

Die mitternächtliche Stunde ist da. Es ist vollkommen hell, heller als bei uns in der Mittagsstunde eines bedeckten Tages. Wir begegnen

dem auch noch vielen Leuten, die spazieren gehen, die sich der hellen, schönen, frischen, aber durchaus nicht kalten Nacht freuen.

Namentlich am Hafen herrscht noch lebhaftes Treiben. Da wird noch ein Dampfer mit getrockneten Fischen befrachtet. Wir hören das schnarrende Klackeln der Ketten, die die Ladung von den kleinen Booten an Bord schaffen. Wir lassen uns zur Nacht zurückrudern und sehen dem Schauspiel zu.

Gegen zwei Uhr Morgens, als das volle Tageslicht bereits wieder da ist, hören wir aus weiter Ferne rhythmischen Gesang, eine originelle, nicht unschöne Melodie. Der Gesang wird lauter. Ein großes Boot, von acht Fischern in rothen Flanellhemden gerudert, kommt langsam näher. Es ist das erste Fischerboot des Tages. Die Leute sind guter Laune. Sie schwenken, als sie an unserer Nacht vorüberrudern, den Hut. Sie haben offenbar einen guten Fang gemacht.

* * *

Der erste Tag unserer eigentlichen Lofotenfahrt bereitete uns nur mäßiges Vergnügen. Wir hatten schlechtes Wetter und sahen von den wunderlichen Felsformationen, von denen man uns so viel erzählt hatte, recht wenig. In Lödingen, das schon unter dem $68^{\circ} 50'$ nördlicher Breite liegt, also nur $2\frac{1}{2}^{\circ}$ südlicher als das Nordcap, trafen wir die ersten Lappen, die, als unsere Nacht herandampfte, in ihrem primitiven Fahrzeug vom Ufer abstießen und beständig grinsend, ohne ein Wort zu sagen und ohne auf unsere Zurufe zu antworten, um unser Schiff herumgondelten. Durch bereckte Mimik veranlaßten wir sie endlich, uns an Bord einen Besuch abzustatten.

Es waren zwei junge Leute im Alter von 18 bis 81 Jahren. Eine bestimmtere Angabe über ihr Alter ist unmöglich zu machen. Sie trugen eine dunkle Pudelmütze mit einem rothen Büschel, — halb Fetz, halb Kaffeewärmer, — einen kleidsamen braunen Kittel, der mit rothbraunem Paspel besetzt war, mit halblangen Nermeln, tricotartig eng anliegende helle Beinkleider aus Leder, die oberhalb des Knöchels mit rothen Wollenbinden fest umschlossen waren, und grobes Schuhwerk, das an der Spitze schnabelförmig aufstieg. Um berechtigten Erwartungen zu entsprechen, müßte ich noch hinzufügen, daß die Beiden stark hervorspringende Backenknochen gehabt und vor Schmutz gestarrt hätten. Damu würde ich aber nicht die Wahrheit sagen. Die Leute sahen ganz ordentlich und propper aus, wie gemüthliche deutsche Bauern.

In der Nacht wehte es in der kleinen Bucht so stark, daß unsere Nacht beständig um den Anker tanzte. Als ich mich zu Bett legte, vernahm ich wieder die wohlbekanntn Laute, die mir die schönste und großartigste Erinnerung an die Oceanfahrt, an den Sturm, vergegenwärtigten. Es war allerdings hier ein Sturm in Duodezformat; aber wenn auch vermindert und abgeschwächt, es war doch dasselbe unausgesetzte Stöhnen und Grollen

in der Ferne, die heulende unendliche Melodie, die der Wind auf dem Wasser spielt. Und obwohl sich das Schiff kaum merklich bewegte, klatschte das Wasser doch mit gewaltiger Faust an die Schiffswände, und unter dem Kiel gurgelte und rumorte es unheimlich. Manchmal brach sich eine hoch aufbäumende Welle gerade am Schiffstrand, schlug auf's Deck, und das Wasser stürzte wie ein Katarakt schallend in das feuchte Bett zurück. Ein Duzend mal wurde ich durch das Aufklatschen dieser Sturzwellen aus dem ersten Schlafe geweckt, und es dauerte lange, bis ich endlich Ruhe fand.

In den Nachmittagsstunden des folgenden Tages hellte sich das Wetter zum Glück etwas auf. Der Nebel stieg höher, wenn er auch noch immer die höchsten Spitzen der Berge umhüllte. Und so fuhren wir denn zwar nicht bei guter, aber auch nicht bei schlechter Beleuchtung in den berühmten Raft-Sund, den interessantesten der Lofoten, ein. Bisweilen verengt sich hier die Wasserstraße in beinahe beängstigender Weise. Rechts und links steigen, nur wenige Meter von einander getrennt, die Felsen starr auf, bisweilen fast senkrecht aus dem Wasser aufragend. Aber auch da, wo sie weit aus einander rücken, ist das Fahrwasser nur schmal, denn überall tauchen kleine Felseneilande aus dem Wasserpiegel auf.

Im Raft-Sund finden wir wohl die schönsten und eigenthümlichsten Felsenformationen von ganz Norwegen, Wände in wildester Zerklüftung, wahnsinnig zerseht, Niesenpyramiden, sägenartig zerhackte Kämme, Hauer und Hörner, Bischofsmühen, citadellenartige Plateaus, Alles durcheinander in ewigem Wechsel. In allen Senkungen Schnee, manchmal in weiten Feldern wie ein Bahrtuch. Der Schnee liegt bis tief an's Wasser. Auch Gletscherbildungen zeigen sich an einigen Stellen.

Wenn die Sonne den Wolkenvorhang durchreißt, belebt sich Alles. Der Stein erglänzt, das Grün des Moospolsters leuchtet auf, und Alles wird verschönt. Ringsum färbt sich die ganze Felslandschaft phantastisch in den feinsten schillernden Tönen des Regenbogens, und in weiter Ferne erglühn die schneeigen Gipfel wie funkelnde Rubine.

Hier unter dem 69. Grad, auf dem nördlichsten Punkte von Hindö, finden wir nun endlich die lang gesuchte und ersehnte Mitternachtssonne. Wir sehen sie unter den herrlichsten Bedingungen, die man sich denken kann. Unsere Yacht steuerte wieder südwärts, dem grandiosen Vestfjord zu, der Wasserstraße zwischen Lofoten und Bodö. Die Nacht ist kühl, aber durchaus nicht kalt.

Wir sehen um Mitternacht das feurige Gold des Sonnenballs, zum Glück durch davorliegende Wolken einigermaßen gedämpft, in immer noch blendender Pracht. Allmählich hat die Sonne und der ganze nordwestliche Himmel den schönen kupferfarbenen Ton angenommen, auf dem sich die zerhackten und zerhackten Lofoten in ihrem stahlbläulichen Colorit wunderbar abheben. Als die Sonne ihre tiefste sichtbare Tiefe erreicht hat, nimmt ihre Gluth an intensiver Kraft allerdings ab, aber die Inselgruppe bewahrt ihren unbe-

schreiblich duftigen Glanz, und die kleineren Inseln wirken wie verzauberte Meerungeheuer, perlmutterschillernd.

Wiederum strebt die Sonne, ohne je unseren Blicken entschwinden zu sein, langsam empor. Die Lofoten-Inseln, auf die wir jetzt schon wie auf eine zusammenhängende Gruppe zurückblicken, werden von citronengelb flammenden Lichtstreifen, zwischen denen ein hellgrauer, fast weißer Nebel wallt, beleuchtet. Es sieht aus, als umschlössen die Inseln einen weiten, tiefen lichten See, der höher liege, als das tiefgrüne Wasser des Bestfjords, auf dem unsere Nacht dahingleitet. Eine einsame Möwe segelt ohne Flügelschlag langsam dem Festlande zu.

Jetzt ist die Sonne unserem Blick ganz entzogen; aber der Himmel verkündet in den goldigen glänzenden Lichtstreifen ihre Gegenwart. Schon erglühen im Nordosten die Wolken im Anbruche des neuen Tages. Leuchtend ist der alte Tag soeben von uns geschieden, leuchtend ist der junge schon da. Hätte unser größter Volksdichter Raimund die Lofoten im Hochsommer gesehen, so hätte er nie jagen können: „Scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn.“ Sonnenuntergang und Sonnenaufgang sind in einander übergegangen. Im rothigen Hauche werden die Umrisse der Inseln für unsern Blick immer verschwommener, und gegen drei Uhr Morgens sagen wir den Lofoten Lebewohl.

Auf den Besuch des Nordcaps hatten wir, nachdem wir telegraphische Erkundigungen über das Wetter eingezogen hatten, in letzter Stunde verzichtet. Wäre das Wetter ganz tactfest gewesen, so hätten wir uns gewiß nordcaptiviren lassen. Aber die zwei trüben Tage in den Lofoten hatten uns zur Genüge gezeigt, wie Einem der verdeckte Himmel oder Regen den Spaß hier oben gründlich verderben kann. Auf den unerquicklichen Anblick finsterner Trübseligkeiten, den wir mit einer abermaligen Wasserfahrt von 48 Stunden hätten zahlen müssen, wollten wir es nicht ankommen lassen. Wir hatten nun auch wirklich genug gesehen, unsere Genußfähigkeit war erschöpft, und wir beschloßen frohgemuth, zu nordcapituliren. Wahrscheinlich haben wir sehr wohl daran gethan, denn in den folgenden Tagen war das Wetter andauernd nebelig, regnerisch und stürmisch, und die Bergnügungszügler der „Augusta Victoria“, die um dieselbe Zeit bis zum Nordcap hinaufdampften, mußten sich mit dem Bewußtsein begnügen, dagewesen zu sein. Gesehen haben sie gar nichts. Keine Spur von Mitternachtssonne.

Auf der Rückfahrt blieb das Wetter stürmisch und trübe. In den beiden letzten Nächten hatte ich so gut wie gar nicht schlafen können. Der Höllenlärm des Wassers, das schallend an die Luke schlug, das Krachen der Thüren, die sich ausgehakt hatten und an die Holzwand knallten, das unausgesetzte Heulen und Stöhnen in der Ferne hatten mich keine Ruhe finden lassen. Erst gegen Mittag des folgenden Tages, als wir den Polarkreis zum zweiten Male passirt hatten, hellte sich das Wetter auf und

wurde im Laufe des Nachmittags wundervoll. Wir hatten wiederum eine der unvergleichlich schönen Polarnächte. Ich holte das in den letzten Nächten Versäumte gründlich nach. Auf dem bequemen Schiffsstuhl ausgestreckt, das Plaid über den Füßen, ein Kissen unter dem Kopfe, starrte ich, während das Meer mir sein unwiderstehliches Schlummerlied zurauschte, auf die lichten Wolkengebilde, und bald verwirrten und verwischten sich die Vorstellungen, die Augen fielen mir zu, und ich schlief ein. Ich schlief stundenlang, und als ich endlich erwachte, sah ich den Himmel im Norden und Nordwesten wiederum in der mattschillernden Polychromie der untergehenden Sonne schillern, während im Osten auf dem wolkenlosen Grau des Himmels ziemlich tief in glanzloser Orangefärbung die halbe Scheibe des Mondes stand. Der gute Mond! Ich hatte ihn in diesen Sommernächten ganz vergessen. Es war das erste Mal, daß ich dem alten Freunde, ohne den wir uns kaum eine nächtliche Naturschönheit vorstellen können, wieder begegnete, und mir war zu Muth, als ob uns der himmlische Nachtwächter einen Gruß aus der Heimat, der wir uns nun langsam wieder näherten, zu überbringen hätte.

Je höher er stieg, desto mehr nahm sein silbernes Licht an Leuchtkraft zu, und er warf nun einen breiten mattglänzenden, perlmutterschillernden Streifen auf das tiefe Blau der Wasseroberfläche. Freilich spielte er neben dem kräftigen erlöschenden Lichte der Sonne eine doch nur bescheidene Statistenrolle in diesem nächtlichen Bilde; aber er gab uns doch zum ersten Mal eine Vorstellung von der Nacht, wie wir sie kennen, und ich begrüßte den guten Mond mit Freudigkeit. Denn mit Macbeth sagte auch ich allmählich: „Ich fange an der Sonne müd' zu sein.“

IV.

Als wir auf der Rückkehr von den Lofoten vor Trondhjem wieder einliefen, verabschiedete ich mich von meinen Freunden und der „Maid of honour“, die auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, wieder der Heimat zudampften. Wozu sollte ich mir das, was ich schon von unten nach oben gesehen hatte, nun noch einmal von oben nach unten ansehen? Ueberdies interessirte es mich, das norwegische Binnenland wenigstens im Fluge kennen zu lernen, und vor Allem war mir daran gelegen, die Hauptstadt Christiania und meinen alten verehrten Freund Henrik Ibsen aufzusuchen.

Die norwegischen Eisenbahnen sind nicht gleichmäßig. Die zum großen Theil schmalspurige Bahn, die in ziemlich gerader Linie von Trondhjem in siebzehn Stunden nach Christiania hinunterfährt, bietet geringen Comfort, ist aber immerhin erträglich. Dagegen ist die norwegisch-schwedische Südbahn Christiania-Göteborg-Helsingborg mit ihren auf guten Federn ruhenden prächtigen breiten Wagen in anständigster Ausstattung und den Unnehmlich-

keiten, die sie dem Reisenden bietet, dem frischen Trinkwasser, dem guten Toilettecabinet mit reichlicher Wäsche und den höflichen und gefälligen Schaffnern, eine der angenehmsten und besten Europas. Schade, daß Kiellands Norwegianismus ihm nicht gestattet, sich der Annehmlichkeiten dieser Bahn zu erfreuen, denn auch die Verpflegung zum Frühstück in Gothenburg und zu Mittag in Halmstad ist vorzüglich, reichhaltig und unglaublich billig.

Aber auch von der allerdings viel weniger guten Bahn Trondhjem-Christiania spricht man in den deutschen Reisebüchern in zu despectirlichem Tone. Sie hat ja ihre unleugbaren Mucken. Sie ist zunächst temperamentlos bedächtig, aber gemüthlich und zutraulich wie ein norwegisches Pferd. Sie hält sich frei von wilder Ueberhastung und liebt ein verständiges Tempo. Wenn der Bahnkörper steigt, geht sie ganz langsam, führt der Weg über Brücken und hohe Viaducte, im Schritt, bergab und in der Ebene nimmt sie eine beschleunigte Gangart an, „remt wie verwirrt“, wie mein Dresdener Kutischer sagt, um ihrem Namen „Hurtigzug“ („Hortigtog“) Ehre zu machen. 562 Kilometer in siebenzehn Stunden, — man kann sich allein berechnen, daß sie sich nicht überhastet.

Auch das Material ist nicht in bestem Zustande, abgenützt und klapprig. Die Wagen sind alt, die Federn spröde, man wird gehörig gestoßen und gebeutelt, und die schmalspurige Bahn macht einen Scandal, der der Breitspurigkeit zur Ehre gereichen würde. Bei jedem Halten krachen die Wagen zusammen, daß man meint, sie müßten in tausend Stücke gehen. Die Räder rollen und rasseln auf den Schienen, daß es wahrscheinlich unmöglich wäre, eine Unterhaltung zu führen. Ich habe es nicht erprobt, denn ich war während der siebenzehn Stunden allein, und Monologe halte ich nicht. Die Bremse heult und pfeift jedesmal, wenn sie angezogen wird, daß Einem die Ohren wehthun. Alles das ist richtig, aber die Verwaltung ist sichtlich bemüht, dem Reisenden diese Unannehmlichkeiten nach Möglichkeit zu versüßen.

Zu meinem peinlichen Befremden hatte ich in Trondhjem gehört, daß es für die Nachtfahrt nach Christiania keinen Schlafwagen gäbe. Ich hatte mich also schon darin gefunden, mir mit dem, was ich bei mir führte, eine nothdürftige Ruhestätte zu bereiten. Um so angenehmer wurde ich überrascht, als zwischen zehn und elf der Schaffner in mein Coupé trat und stillschweigend eine geheimnißvolle Arbeit verrichtete, der ich mit behaglichem Staunen zusah. Der Wagen, den ich bisher mit Geringschätzung misachtet hatte, offenbarte nun ungeahnte Vorzüge. Die eine Seite wandelte sich zu einem sehr bequemen Lager, über das eine saubere Wollendecke gebreitet wurde; ein gutes frisch überzogenes Kopfkissen und eine zweite wollene Decke zur Umhüllung der Füße vervollständigten das beste Eisenbahnbett, das man sich nur wünschen kann. Schweigsam entfernte sich der brave Schaffner, ohne auch nur ein Wort des Dankes zu beanspruchen. Am andern Morgen verjah mich der Gute wiederum unaufgefordert mit der zur Morgentoilette

erforderlichen Handwäsche. Kurzum ich war in dem alten Wagen für Nacht und Morgen gerade so gut aufgehoben wie in unseren patentirten Schlafwagen.

Der landschaftliche Reiz der Bahnstrecke, die wir zurücklegen, ist namentlich zu Beginn sehr bedeutend. Wir durchfahren dichtbewaldete Höhen mit kräftigem Baumchlag, vorwiegend wiederum Laubholz, darunter aber auch Fichten und Tannen. Wir sehen bebaute Aecker mit sauberen Gehöften, zu unseren Füßen einen munteren Fluß, der an einigen wilden Stellen schöne Stromschnellen bildet. Wir sehen smaragdgrüne Wiesen, auf denen Kühe und Kälber friedlich grasen, mit einem Worte: das Bild einer heitern thüringischen oder burgundischen Landschaft.

Sobald wir den Gulafluß erreichen, wird die Landschaft großartiger, wilder, romantischer. Da ist auf lange Strecken mit äußerster Oekonomie dem Felsen gerade so viel abgesprengt, wie für die schmale Spur unbedingt nöthig ist. Fast senkrecht fällt der Felsen zur wild rauschenden und schäumenden Gula hinab.

Das von wilden Gebirgsströmen durchrauschte enge Thal, in das wir in der ersten Stunde einlaufen, macht im Dämmerchein einen gewaltigen Eindruck. Die Bahn ist in stolzer Höhe längs der rauhen Felsen stellenweise auf denkbar schmalstem Wege geführt. Man hat den aufregenden Tiefblick auf das freundliche Thal, durch das sich der Fluß schlängelt, und auf die zahlreichen Gehöfte, die sich an dessen Ufern angesiedelt haben. Jetzt ist das Laubholz durch die Nadel nahezu völlig verdrängt. Man sieht kaum noch etwas Anderes als mächtige Tannen, Fichten, Föhren und Lärchen, in die sich als letzte Vertreterin des Laubholzes die weißstämmige Birke eindrängt. Mitunter ist der Weg für die Bahn durch diesen kräftigen hoch aufgebauten Wald gebrochen. Dann entziehen uns die Räume die Aussicht auf die Niederung, und jedesmal, wenn wir aus dem Dickicht heraustreten, stellen sich unserem Blicke wunder schöne Ueberraschungen dar. Die Locomotive, die keuchend den Zug bergan schleppt, stößt einige schrille Pfiffe aus, durch die sie auf etwas Besonderes uns aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hat, und macht ein merkwürdiges Ritardando. Ich bekümmere mich nicht um das in jedem Wagen angekündigte Verbot, das, wie ich mich überzeugt habe, nur eine platonische Bedeutung hat: „Ophald paa Gjennemgangsvognenes Plattform er forbudt.“ Mich interessirt nur das lange Wort: „Gjennemgangsvognenes“, das ich mir schließlich als „Durchgangswagen“ verdolmetischen lasse. Ich trete also auf die Plattform, und nun überfährt der Zug einen jener hölzernen Viaducte, der mir den ganzen Zauber der amerikanischen Bahnfahrten wiederum vergegenwärtigt. Er ist 130 Fuß hoch. Auch der Schwindelfreie fühlt sich von dem völlig unerwarteten Blick auf die Tiefe im ersten Augenblick etwas betroffen. Leider währt das Vergnügen, von der Höhe herabzublicken, nur kurze Zeit.

Der Weg von Trondhjem bis Røros, der 670 Meter hoch steigt, muß entschieden den schönsten Gebirgsbahnstrecken Europas an die Seite gestellt

werden. Auch vor Christiania wird die Strecke wieder sehr schön; namentlich gewährt die Fahrt durch die walddreiche Gegend längs des großen Mjönses, die ganz und gar den Charakter des Fjords hat, dasselbe Vergnügen, das wir vorher vom Wasser aus schon gekostet haben, nur die Locomotion ist eine andere geworden.

* * *

Auf gut Glück hatte ich an Ibsen geschrieben, daß ich mich einige Tage in Christiania aufhalten würde und ihn bitte, für den Fall, daß er in der Stadt sei, mich wissen zu lassen, wo und wann ich ihn auffuchen könne. Zu meiner freudigen Ueberraschung war die erste Person, die ich beim Verlassen des Wagens in Christiania erblickte, Henrik Ibsen. Daran hatte ich auch nicht im Entferntesten gedacht, denn ich kannte Ibsen als den Mann fester Gewohnheiten und wußte, daß dieser steinerne Norweger schwer wie ein Felsblock zu bewegen ist. Wir begrüßten uns auf das Herzlichste, und schon auf dem Wege von der Bahn zum Hotel hatten wir uns — anknüpfend an unsere fröhlichen Begegnungen in München, Meiningen und Berlin — soviel zu erzählen, daß wir sogleich für eine der nächsten Stunden eine Verabredung trafen, um in freundschaftlicher Behaglichkeit uns über alles Mögliche auszusprechen. Während meines zweitägigen Aufenthaltes in Christiania verbrachte ich denn auch den größten Theil des Tages mit Ibsen.

Ibsen hat sich gar nicht verändert. Er ist vielleicht noch frischer und rüstiger geworden. Seine Gesichtsfarbe ist blühend und kerngesund. Ich freute mich, den gedankenvollsten Dichter Norwegens so wiederzufinden: den kolossal bedeutenden Kopf mit der mächtigen Stirn, die von einer gewaltigen, sich hoch aufbäumenden weißen Mähne wie von lodernden Flammen umwogt wird, mit dem weißen Seemannsbart, der Wangen und Kinn umrahmt, dem energischen Mund mit den schmalen festgeschlossenen Lippen, den grundgescheidten tief sinnigen Augen hinter den scharfen Brillengläsern.

Zwischen Ibsens Kopf und seiner Gestalt besteht ein gewisser Widerspruch. Der Kopf hat etwas wild Geniales, eine revolutionäre Größe. Die Figur ist stämmig und breitschulterig, aber klein, und die Kleidung giebt der Erscheinung etwas pedantisch Correctes — es ist der Kopf des bahnbrechenden Poeten auf der Gestalt eines peinlichen Beamten.

Trotz der Sonnengluth des überheißen Julitages trug Ibsen gerade wie früher den etwas philisterhaften, bis oben fest zugeknöpften zweireihigen Tuchrock mit sehr langen Schößen, die bis über die Kniee hinabreichen, schwarze Tuchbeinkleider, eine steife weißseidene Cravatte und den sauber gebürsteten glänzenden Cylinder, gerade wie im kältesten Winter in Meiningen. Als er den Hut absetzte, betupfte er die Niesentirn mit seinem buntseidenen Taschentuch und gab mit einem großen Kamm, den er bei sich führte, der wolkenstürmenden Tolle den gehörigen Schwung.

Beim Abendessen lernte ich Ibsens Sohn Sigurd kennen, der die schöne Tochter Björnstjerne Björnsons geheirathet hat. Daß in dieser Ehe geborene Kind hat also das Glück, die beiden größten norwegischen Dichter der Gegenwart seine Großväter zu nennen. Herr Sigurd Ibsen ist ein ruhiger, ungemein sympathisch wirkender, hübscher junger Mann von den besten Formen und, wie sich im Laufe des Abends herausstellte, von großer Belesenheit und Bildung. Der junge Ibsen hatte sich der diplomatischen Laufbahn gewidmet, er war Legationssecretär in Washington und Wien. Seine politische demokratisch-norwegische Ueberzeugung hat es ihm zur Pflicht gemacht, einstweilen, so lange die schwedisch-reactionäre Regierung am Ruder bleibt, aus dem Staatsdienste auszuschneiden. Er hat sich seitdem auf die politische Schriftstellerei verlegt und gehört zu den angesehensten Publicisten seines Landes.

Henrik Ibsen war aufgeräumter, aufgethauer möchte ich sagen, denn je. Ich mußte über sein Gedächtniß staunen, wie er sich jeder Einzelheit aus unseren früheren Begegnungen, darunter Kleinigkeiten, die mir längst entfallen waren, erinnerte und sie mit einem Worte haarscharf bezeichnete. Ibsen war sehr mittheilbar und gesprächig. Ein „Causeur“ im französischen Sinne des Wortes ist er freilich nie gewesen, aber er nahm weit regeren Theil an der Unterhaltung, als ich es in Deutschland je bei ihm wahrgenommen hatte. Gelegentlich hörte ich von ihm, daß er an einem neuen Schauspiele arbeite, von dem, wie er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit mir sagte, „drei Fünftel“ fertig seien. Ich vermuthete also, die drei ersten Acte eines fünfactigen Dramas. Wie gewöhnlich will er das Stück zu Beginn des Winters abschließen, so daß es etwa um die Weihnachtszeit im Buchhandel erscheinen kann.

Ibsen arbeitet ungemein bedächtig und gewissenhaft, eigentliche Ferien gönnt er sich nie. Er schreibt täglich fünf Stunden, nicht mehr und auch nur selten weniger, von acht Uhr Vormittags bis ein Uhr Mittags. Er arbeitet in ziemlich gleichmäßigem Tempo und braucht zur Niederschrift eines jeden Stückes etwa fünf Monate. Die übrigen sieben Monate des Jahres füllt er mit den ungeschriebenen Vorarbeiten für das Stück aus. Jedes Stück schreibt er dreimal in drei völlig von einander verschiedenen Redactionen, soweit es sich um das Formale handelt. Am Wesen des Stückes selbst wird nicht mehr gerüttelt, sobald er sich zum ersten Mal an den Schreibtisch setzt.

Seine erste Niederschrift ist ganz unfertig, skizzenhaft, gewissermaßen nur die Untermalung. Da sagt er ohne Rücksicht auf die Gebote der praktischen Bühne Alles, was er sagen will, und hält sich auch nicht dabei auf, wie er es gerade sagt.

Die stärkste Veränderung erfährt das Stück bei der zweiten Umgestaltung. Da entsteht aus der „rudis indigestaque molos“ der ersten Aufzeichnung das festgegliederte scenische Gebilde. Da erhält auch der

Dialog schon im Großen und Ganzen seine endgültige knappe Fassung. Die dritte Redaction ist eigentlich nur Reinschrift in noch strafferer und präciserer Form.

Die Fertigstellung des Stückes in dieser Gestalt erfordert, wie gesagt, etwa ein halbes Jahr unausgesetzter Arbeit. Während dieser Zeit meidet Ibsen, um die Einheitlichkeit der Stimmung zu wahren, möglichst alle Zerstreungen und jeden Ortswechsel. Er hält dann mehr als je seine regelmäßige Tagesordnung aufrecht, steht zu festgesetzter Stunde auf, arbeitet das vorgeschriebene Pensum, nimmt seine Mahlzeiten zur selben Stunde, macht seinen gewöhnlichen Spaziergang und trifft auf die Minute, gerade wie früher in München im Café Maximilian, so hier im Lesezimmer des Grand Hôtel ein, wo die Zeitungen, die er liest, für ihn schon bereitgelegt sind.

Ibsen machte mir eine Bemerkung, die mich besonders frappirte, weil ich in meinem bescheidenen literarischen Schaffen ganz dieselbe Wahrnehmung gemacht habe. „Obgleich ich mehr sogenannte Stoffe zur Hand und auch geistig durchgearbeitet oder wenigstens durchdacht habe, als ich in allen meinen Stücken zusammengenommen bisher habe verwenden können,“ sagte er mir, „überkommt mich doch jedesmal, wenn ich mit einem Schauspiel fertig bin, die Empfindung, das sei nun das Letzte, das ich geschrieben hätte; nun seien alle Quellen versiegt, nun hätte ich nichts mehr zu sagen. Aber ohne mein Zuthun sammelt es sich ganz allmählich wie von selbst. Ich beschäftige mich wieder mit Vorliebe und bald ausschließlich mit einem ganz bestimmten Vorwurf, und daraus entwickelt sich dann gewöhnlich das neue Stück.“

Es ist bedauerlich, daß das schöne und erhebende Schauspiel, das die innige Geistes- und Seelenfreundschaft unserer deutschen Dichterdioskuren Schiller und Goethe der Nachwelt bietet, im gegenwärtigen Norwegen keine zweite Aufführung erlebt. Obgleich Ibsen und Björnson schon durch die Liebe ihrer Kinder einander nahe gerückt sein sollten, hat sich zwischen den Beiden doch niemals rechte Intimität, nicht einmal wahre Sympathie herausbilden können. Die Naturen der Beiden sind eben zu grundverschieden von einander. Ibsen steht der dichterischen Arbeit Björnsons, so hoch er die Gaben des congenialen Landsmannes schätzt, doch kühl gegenüber. In vor- sichtig diplomatischer Form sagte er mir gelegentlich: „Wenn man ein Stück schreibt, meine ich, so hat man sich ein bestimmtes Ziel gesteckt und sucht nun die Wege, auf denen man zum Ziel gelangt. Hat man sie gefunden, und entsprechen sie dem, was man will, so macht man sich eben an die Arbeit; und erreicht man das Ziel, so ist das Stück fertig. Daß man wie Björnson von einem Stücke, das seit Jahren abgeschlossen ist, ganze Acte vollständig umarbeitet und auf denselben Wegen, die man sich früher gebahnt, auf ein anderes, mitunter diametral entgegengesetztes Ziel lossteuert, das begreife ich nicht recht.“

An Björnson, dessen ungewöhnliche dichterische Begabung über jeder Discussion erhaben ist, dem wir eins der bedeutendsten und packendsten Schauspiele, die unsere Zeit überhaupt hervorgebracht hat, zu danken haben, sind in den letzten Jahren allerdings auch die wärmsten Verehrer seines Talent's manchmal ein bißchen irre geworden. Seinen Moralpredigten in engherzigstem Sinne unserer evangelischen Jünglingsvereine stehen doch Viele kopfschüttelnd gegenüber. Er begeistert sich für Thesen, die die Mehrheit der Menschheit einfach schrullenhaft verschroben findet. Neuerdings hat er wiederum die Entdeckung gemacht: alle menschlichen Gebreite ließen sich hauptsächlich daraus erklären, daß sich die Menschen vom gewaltigen Beherrscher unseres Planeten, unserer Sonne, zu sehr emancipirt hätten. Sein Plaidoyer kommt ungefähr darauf hinaus, daß wir uns mit der Sonne schlafen legen und mit der Sonne aufstehen sollen. Daß dieser Gedanke gerade im Hirn eines Norwegers hat aufkeimen können, erscheint besonders wunderbar. Was sollen denn die armen Kerle in den Lofoten und oberhalb Tromsös anfangen? Die müßten ja wochenlang im Bette bleiben und nachher wochen- und monatelang wachen.

Da ich nun den größten Theil Norwegens kennen gelernt hatte, interessirte es mich, den Ort der Handlung, den sich Ibsen für seine Hauptwerke gedacht hat, und den er nie näher angiebt, mir von ihm selbst bezeichnen zu lassen. Ibsen jagte mir, er denke selten an einen bestimmten Ort; ihm schwebte bei seiner Arbeit gewöhnlich eine größere Landschaft vor, eine allgemein norwegische Gegend ohne locale Beschränkung. Für die „Gespenster“ habe er die Gegend von Bergen im Sinne gehabt, „wo es sehr viel trübe Tage giebt und viel regnet“, für die „Frau vom Meere“ dagegen die anmuthige, fast italienisch wirkende Landschaft von Molde und dem Romsdalsfjord, für die „Wildente“ „so etwa Christiania“.

Ibsen's Werke finden in Scandinavien eine verhältnißmäßig verblüffend starke Verbreitung. Norwegen hat nur zwei Millionen Einwohner, Dänemark ungefähr ebensoviel. Eigentlich sind es also nicht mehr als vier Millionen Seelen, für die der norwegische Dichter schreibt. Rechnet man aber auch die rund fünf Millionen Schweden dazu und beziffert man die Zahl der in Amerika und Finnland versprengten Scandinavier auch noch auf eine Million, so umfaßt das ganze Sprachgebiet, das Ibsen, Björnson, Kielland, Brandes u. s. w. beherrschen, doch nicht mehr als etwa zehn Millionen Menschen. Für dieses geringe Publicum ist der Absatz der Ibsen'schen Dramen ungeheuer. Die erste Auflage eines jeden seiner neuen Schauspiele beträgt 10000 Exemplare in der norwegisch-dänischen Originalausgabe. Das ist nicht nur relativ, das ist absolut eine sehr imposante Ziffer. Trotz der sechzig und so und soviel Millionen deutsch sprechender Menschen wird man die Zahl der deutschen Stücke, die in 10000 Exemplaren verkauft sind, an den fünf Fingern abzählen können, und es ist mir sehr fraglich, ob man überhaupt bis zum Mittelfinger kommt. Ich spreche natürlich nicht

von den Stücken, die in der 20-Pfennig-Bibliothek erscheinen; ich spreche von den Stücken, die zu den üblichen Preisen auf den Büchermarkt kommen.

Wenn man mit Ibsen einmal durch die Straßen von Christiania gegangen ist, so überzeugt man sich leicht, in wie hohem Ansehen der Dichter bei seinen Landsleuten steht. Die Leute stoßen sich an, wenn sie die gedrungene Gestalt Ibsens kommen sehen, machen ehrerbietig Platz, ziehen den Hut bis auf die Erde und wenden sich nach ihm um. Wie Dante über den Platz von Ravenna, so geht Ibsen durch die Straßen von Christiania. Auch auf ihn blickt man mit einer gewissen Scheu, wie auf einen Mann, der den Weg zum Reiche der Geister gefunden hat.

* * *

Christiania hat eine entzückende Lage. Ich ließ es bei einer oberflächlichen Bekanntschaft bewenden, denn ich kannte nun die norwegischen Fjords, die freundlichen, wie den von Christiania, und auch die wilden. Die Tage waren drückend heiß, und ich merkte Ibsen, der sich mir als liebenswürdiger Cicerone erbot, an, daß es ihm am angenehmsten war, wenn ich auf Ausflüge verzichtete und im kühlen Lichthofe des Grand Hôtel mit ihm zwanglos plauderte. Die Stadt selbst macht im Großen und Ganzen geringen Eindruck.

Es ist eine Liebhaberei von mir, fremde Städte am Abend planlos zu durchschlendern. Die einzige Weisung, die ich mir im Hotel Victoria — nebenbei bemerkt, dem besten Hotel von ganz Norwegen — hatte geben lassen, war die, daß die Karl Johan-Gade die Hauptverkehrsader der Stadt sei. „Da brennt elektrisches Licht,“ war mir zu besonderer Bezeichnung noch gesagt worden.

Ich ging auf die mir gewiesene Richtung zu. Die Communalverwaltung scheint für ihre Rassen sich die Beneficien der Mitternachtssonne zu eigen zu machen. Was wird im Juli überhaupt nicht angezündet, obgleich die beleuchtende Sonne hier in der Nacht, gerade wie überall unter diesem Breitengrade, streift. Um elf Uhr war es schon ziemlich dunkel, und die Dunkelheit nahm schnell zu. Es war die richtige rechtchaffene Sommernacht, wie wir sie kennen. Die Sichel des abnehmenden Mondes leuchtete am Himmel schwach auf. Zum ersten Mal sah ich wieder Sterne im dämmernden Lichte, allerdings nur in mäßiger Zahl, wahrscheinlich nur die Sterne erster Größe. Es war mir nicht möglich, irgend eins der bekannten Sternbilder zu construiren. Obgleich es eigentlich noch gar nicht spät war, denn die mitternächliche Stunde hatte noch nicht geschlagen, war das großstädtische Leben schon völlig erloschen. Die Straßen waren wie ausgestorben, kein Laden beleuchtet, kein Café, keine Restauration mehr offen, und, was mir besonders auffiel, auch aus keinem Fenster fiel ein Lichtschimmer. Ich habe nie eine größere Stadt gesehen, die so früh Feierabend macht. Ich wartete geduldig auf das elektrische Licht und das

großstädtische Treiben in der Karl Johan-Gade und ging langsam meines Weges. Nach meiner Berechnung mußte ich die belebte Straße schon längst erreicht haben. Vielleicht hatte ich mich in der Richtung geirrt. Ich wollte fragen, aber es ließ sich kein lebendes Wesen blicken. Nach langer Wanderung fand ich endlich einen Wachmann. Er nickte verständnißvoll und führte mich auf demselben Wege, den ich schon genommen hatte, zurück. Endlich blieb er an einer Straße stehen, die gerade so öde und gerade so dunkel war wie alle anderen, machte Kehrt und überließ mich meinem Schicksal. Ich ging gewissenhaft einige Male auf und ab und suchte nach dem elektrischen Lichte und dem Gewoge der froh bewegten Menge. Vergebens. Nach fünf Minuten kam ein Radfahrer vorüber, und ein paar Minuten darauf sah ich zwei Männlein und zwei Fräulein als Vertreter des wilden nächtlichen Lebens, die ehrsam nach Hause gingen. Dazu entschloß ich mich denn auch ohne harten Kampf.

Uebrigens ist es einerlei, ob man Christiania im Dunkel der Nacht oder bei hellem Sonnenlichte sieht. Was ich am Abend nicht gesehen hatte, sah ich am Tage auch nicht. Allerdings hat die Karl Johan-Gade mit den beträchtlichen öffentlichen Gebäuden, dem Storthing, der Universität und dem schönen Stadtpark, doch etwas großstädtisch Residenzhafte. Namentlich das hochgelegene Schloß wirkt bedeutend. Im Großen und Ganzen aber macht Christiania den Eindruck einer anspruchlosen Provinzialstadt. Wenn ich eine sehr dankbare Erinnerung daran bewahrt habe, so schulde ich sie vor Allem und ausschließlich der herzlichen Gastfreundschaft Henrik Ibsens.

Die Rückfahrt über Kopenhagen und Kiel machte ich unter den angenehmsten Bedingungen. Wir hatten während der kurzen Seereise das schönste Wetter, und unser gutes Schiff kam anderthalb Stunden vor der fahrplanmäßigen Zeit vor Kiel an. Die ohnehin so schnelle Fahrt wurde mir noch verkürzt durch ein angenehmes Schauspiel, das mir zwei lebenswürdige Landsmänninnen unentgeltlich boten. An Bord befanden sich ein junges rothhaariges Mädchen mit ihrer Mutter. Ich habe schon manchen Menichen eine gute Klinge schlagen sehen, aber etwas Aehnliches habe ich nie erlebt.

Das etwa zwanzigjährige Fräulein hatte drei Klappstühle requirirt, für ihre Mama, für sich und das Handgepäck. Das Gepäck bestand aus einem Reisetäschchen, einer Plaidrolle und einer sehr großen viereckigen aufgebauhten Papierrolle, in der ich ein Kopfkissen vermuthete. Aber kaum hatte sich das Schiff in Bewegung gesetzt, so merkte ich, daß meine Annahme irrig gewesen war. Das Fräulein nahm die große Düte, öffnete sie und holte zunächst ein belegtes Butterbrod von unwahrscheinlichen Dimensionen heraus, das sie der Mama anbot. Darauf nahm sie ein zweites für sich. Ich habe schon viel Butterbrode essen sehen, ohne daß mich die Sache interessirt hat, aber hier imponirte mir die Schnelligkeit des

Consums. Als wenn es sich um ein Bettchnellessen gehandelt hätte, waren Beide gleichzeitig fertig und griffen wieder in die große Düte.

Auch das zweite Butterbrod verschwand mit einer Geschwindigkeit, die an Hererei grenzte. Dann wurde ein drittes genommen und dann ein viertes. Jetzt fing die Sache an, mich wirklich zu interessiren, und mit wachsendem Erstaunen folgte ich dem aufregenden Schauspiel.

Die Düte war schon erheblich zusammengeschrumpft, und das junge Mädchen entfernte zur Erleichterung ihrer fortgesetzten Handgriffe das überflüssige Papier und sah den auf den Wellen tanzenden Fexen träumerisch nach. Dann kehrte sie zum Proviant zurück. Die Damen waren zu einer neuen Schicht vorgedrungen. Ungezählte Birnen und Kirschchen wanderten aus der Papierhülle in die grausam zermalmenden, unermüdllich arbeitenden Kauwerkzeuge der beiden Damen.

Von Zeit zu Zeit gönnten sie sich kurze Rast. Mit einer gewissen Unruhe blickten sie auf die Düte, die sich allmählich dem Format des Keilfissens genähert hatte. Aber auch in diesen Pausen machten sie in größeren Zwischenräumen gewohnheitsmäßig unwillkürliche Raubbewegungen.

Nachdem sie etwa eine Viertelstunde gerastet hatten, gingen sie mit frischen Kräften wieder an die Arbeit. Gesprochen hatten sie fast gar nicht. Auch die Secundärschicht des Obstes war nun überwunden. Die Mutter schien die unangenehme Mittheilung für unglaubwürdig zu halten. Sie ließ sich das Papier reichen, krabbelte forschend eine Zeitlang darin herum und machte eine Bemerkung, die ich zwar nicht hören konnte — denn ich hatte, um die Damen nicht zu stören, meinen Observationsposten in einer ziemlichen Entfernung aufgeschlagen —, aber gewiß richtig verstand: Mama begriff nicht, daß man so wenig Obst eingepackt hatte. Mit einer gewissen verdrossenen Bornehmheit gab sie die Düte kopfschüttelnd der Tochter zurück. Das Packet hatte immer noch stattliche Dimensionen. Auf die Fortsetzung war ich wirklich gespannt.

Ein abermaliger kühner Griff, und zwei mächtige Stücke Napfkuchen wurden auf kurze Zeit sichtbar. Auch sie verschlang der Orkus in schreckhafter Schnelligkeit. Napfkuchen schien aber genug da zu sein. Die Mutter warf wieder einen prüfenden Blick auf den Inhalt des Papiers. Sie machte den Eindruck der Befriedigung.

Das zweite Stück Napfkuchen, das die Tochter spielend bewältigte, wollte bei der Mutter nicht mehr rutschen, und sie rief den vorüberkommenden Steward heran und bestellte zwei Tassen Kaffee. Die Mutter pausirte, die Tochter hatte bereits das dritte Stück beim Wickel. Und was für ein Stück! Ein Stück, das den Abend füllt, wie Julius Stettenheim sagen würde. Sobald aber der Kaffee da war, stellte sich heraus, daß die Tochter der Mutter doch nur pace gemacht hatte. Denn im „Stippen“ war die Mutter ihrer talentvollen Tochter doch noch überlegen.

Etwa eine Stunde vor Kiel war der Vorrath erschöpft. Die Tochter

warf das Papier wieder über Bord und freute sich, wie es vom aufgewirbelten Wasser auf und nieder geschaukelt wurde.

Der Kaffee schien den Damen zu munden, denn sie bestellten abermals zwei Tassen, und da ein Herr in ihrer Nähe ein mit Moosbeef belegtes Butterbrod, das sehr appetitlich aussah, mit sichtbarem Behagen verzehrte, rief die Mama den Steward zurück und bestellte mit einer entsprechenden Handbewegung auf den Nachbar zwei eben solche Butterbrode dazu. Auch das wurde überwältigt.

Da nun die Sache doch wohl ihr Ende erreicht hatte, trat ich aus meiner reservirten Stellung heraus in die Nähe der Damen. Das Wasser war spiegelglatt. Die Mutter zog jetzt den linken Mundwinkel mit einem Ausdruck von Spott und Verachtung in die Höhe und sagte zu ihrem Kinde: „Ich fühle mich gar nicht wohl, ich werde gewiß wieder seekrank.“

„Du solltest etwas Ordentliches genießen,“ sagte die Tochter. „Mit leerem Magen wird man immer leichter seekrank, habe ich gehört.“

„Ach,“ entgegnete die Mutter mit einem Ausdruck von Bitterkeit und Ekel, „sprich mir nicht vom Essen! Ich habe gar keinen Appetit. Mir ist aber wirklich gar nicht hübsch.“ Sie schloß die Augen und wurde bleich.

Sie machte wieder einige Raubewegungen. Plötzlich erhob sie sich und eilte schnell nach unten. Die sorgende Tochter folgte ihr auf dem Fuße.

Es waren die einzigen Passagiere an Bord, die seekrank wurden. Ich glaube allerdings, daß sie sich dasselbe Vergnügen auch auf dem Festlande hätten bereiten können.

Als Kiel in Sicht war, krochen sie wieder an Deck.

„Jetzt ist mir wohler,“ sagte die Mutter.

„Ich fühle mich noch recht elend,“ sagte die Tochter.

„Steward!“

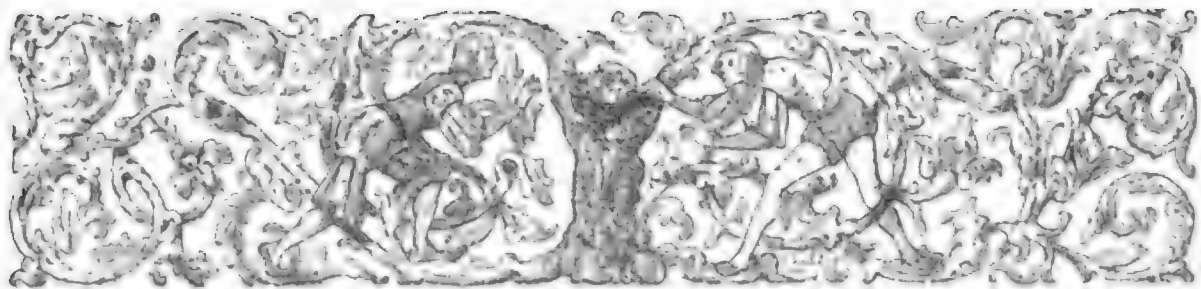
„Befehlen?“

„Zwei Cognacs.“

„Mit ein paar Tropfen Angostura!“ amendirte die Tochter.

„Und zwei Sardellenbrödchen!“ schloß die Mama.





Gefehlt.

Skizze von
Eugen Hunold.

— Fabrje. —

Nachdem der Schuß gefallen und der Gegner zusammengebrochen war, hatte der Oberst die Pistole sinken lassen, ohne seine vornübergebeugte Haltung aufzugeben. Erst als einer der Aerzte halblaut sagte: „Er ist todt“ — richtete er sich auf; seine Züge nahmen einen kalten, fast geschäftsmäßigen Ausdruck an; er reichte seinem Secundanten die Hand, machte den übrigen Herren eine förmliche Verbeugung und schritt, ohne den Leichnam eines Blickes zu würdigen, seinem Wagen zu.

Während der Fahrt durch den kühlen Frühlingmorgen blickte er stumpf vor sich hin; ihn fröstelte. Als er dann zu Haus sich langsam der Civilkleider entledigte, überkam ihn ein Gefühl so tiefer Müdigkeit und Erschöpfung, daß er einen Augenblick daran dachte, sich auf das Bett zu werfen und zu schlafen. Er sah auf die Uhr: nur noch eine halbe Stunde fehlte bis zum Eintreffen seiner Frau. Da legte er die Uniform an und setzte sich wartend an seinen Schreibtisch.

Es mußte überdacht werden, was geschehen, und was noch zu thun war; aber er war außer Stande, sich der ganzen Wucht der Ereignisse bewußt zu werden. Er suchte sie geistig in Worte zu kleiden, um sie sich selbst vorzuerzählen; doch das Ticken der Wanduhr, das traulich den behaglichen Raum durchzitterte, brachte allmählich wieder eine Art erschlaffenden Gleichmaßes in seine Gedanken, das ihnen das Furchtbare gar nicht so furchtbar, das Unerhörte beinahe gewöhnlich erschien. Vergebens hefte er sie immer und immer wieder in demselben Kreislauf umher; der war ihnen, nachdem sie ihn in diesen Tagen so unzählige Male durchrast hatten, zu gewohnt geworden, als daß sie noch die volle Bedeutung seiner Angelpunkte, Ehre und Schande, Leben und Tod, Betrug und Rache hätten er-

fassen können. Simsfällig mußte er sie unterstützen; so zog er denn mit schwerer Hand aus dem Schubfach einen Zettel hervor, um ihn aus brennenden Augen anzustarren.

„Endlich!!“

Heut Abend 10 Uhr in unserem Gartenhaus. Den Gartenschlüssel füge ich bei; m. M. reitet um 9 Uhr zum Bivouac und bleibt bis morgen weg.

Verzeihung!! Ich sterbe vor Liebe, Sehnsucht, Angst! Else.“

„Ich werde kommen. E. M.“

O — auf der Stelle hatte er, als er den Zettel gefunden, die Schriftzüge der Antwort wiedererkannt. Diese steilen, kräftigen Buchstaben, die so eigenartig von den flüchtigen und blassen Zeilen seiner Frau abstachen, waren ihm im letzten Jahre oft genug in Briefen entgegengetreten, in denen der Amtsrichter Mertens seine Einladungen höflich, aber bestimmt ablehnte. Es war ihm aufgefallen, daß der ihm sehr sympathische Mann plötzlich sein Haus zu meiden schien; und er hatte es nicht an Versuchen fehlen lassen, den Grund zu erfahren. Jetzt, da er ihn kannte, wunderte er sich freilich nicht, daß er ihn nicht errathen: wer hätte es auch diesem blonden Hünen mit den treuen Augen, dem ehrlichen, kerndeutschen Wesen, der offenen, schlichten und doch vornehmen Art, ihm, dem Vertreter und Wahrer des Rechts, zugetraut, daß er wie ein Dieb in der Nacht Weib und Ehre seines Nächsten stehlen könne!

Ein abgefeimter Schauspieler.

Zwar hatte all seine Kunst ihm Nichts genützt, als er ihm diesen Zettel vorgehalten. Da war er zusammengefahren, aschfahl im Gesicht, und hatte gestammelt und umsonst nach einer Antwort gesucht auf die vernichtende Anklage. Aber sehr bald hatte er sich doch gesammelt; und mit guter Haltung — nein mehr — fast mit Hoheit hatte er auf das Wort „Schurke“, das er ihm entgegengeschleudert, erwidert: „Sparen Sie beschimpfende Worte, Herr Oberst; ich weiß zu vertreten, was ich gethan.“

Auch auf dem Kampfplatz hatte er sich gut benommen — bis zum Letzten.

Ob er ihn wohl gerade in's Herz getroffen, wohin er gezielt? Nicht einmal ein Stöhnen mehr hatte er vernommen, als die mächtige Gestalt im Grase lag. —

Zäh fuhr der grübelnde Mann empor. Die Thürglocke war erklingen.

Er hörte den leichten Schritt seiner Frau im Vorzimmer; ihre Stimme, wie sie kurz mit dem Dienstmädchen sprach. Und nun stieß sie die Thür auf und trat, den Knaben nach sich ziehend, hastig in's Zimmer.

„Hier bin ich. Was ist geschehen? Warum hast Du mich von der Reise zurückgerufen?“

Eine Antwort blieb aus. Ihr hübsches, von der Nachtfahrt und inneren Aufregung ermattetes Gesicht erblaßte noch mehr, als sie in das wuthverzerrte, verwüstete Antlitz ihres Mannes sah; sie schwankte und mußte sich an der Thür festhalten.

Wortlos streckte er ihr den Zettel entgegen.

Aber ihr erloschener Blick irrte rasch über ihn hinweg; sie bedurfte keines Zeichens mehr, um zu wissen, was vorgegangen.

Wiederholt setzte der Mann an, um zu sprechen; so lange er sie anblickte, brachte er kein Wort hervor. Endlich kehrte er ihr den Rücken zu, und mit heiserer Stimme presste er heraus:

„Reise zu Deinen Eltern; noch heut.“

Weiter kam er nicht; es würgte und drückte ihn in der Kehle; verzweifelt rang er nach Luft.

In diesen Minuten aber gewann das unselige Weib an der Thür ihre Ruhe. Das Ende war gekommen — nun denn — immer noch besser, als dies ewige, ruhelose Beben in Furcht und Grauen — jetzt mußte, jetzt mochte es ruhig werden!

Sie strich die dunklen Haare aus der Stirn; und als ihr Mann häutig winkte, wandte sie sich fast trotzig zum Gehen.

Da aber tönte es noch einmal zu ihr hinüber:

„Ich will nicht, daß Du den Leuten und den Zeitungen mehr Stoff gibst, als unabwendbar nothwendig ist. Deshalb erspare Dir den Weg zu Herrn Amtsrichter Mertens. Er ist todt.“

Sie wandte sich um; mit einem gurgelnden Aufschrei stürzte sie auf ihn zu.

„Wer ist todt? Du hast Mertens —“

„Ich habe ihn im Zweikampf erschossen.“

Der Oberst hatte sich hoch aufgerichtet und ihr mit höhnischer Ruhe entgegnet; jetzt drehte er sich weg.

Seine Gattin wandte hinaus.

* * *

„Geliebter einziger Mann!

Aus, aus, Alles aus!

Was wir erwartet, ist eingetroffen, nur viel rascher und noch viel, viel schrecklicher, als wir es erwartet.

Heinz, unsere Sünde ist grauenhaft gestraft — an dem edelsten, dem herrlichsten, dem unschuldigsten aller Menschen!

Heinz, Geliebter, halte Dein Herz mit beiden Händen: Mertens ist um unfertwillen von Eberhard im Duell erschossen worden — — —

Ich habe keine Zeit, Dir viel zu schreiben.

Eberhard hat einen Zettel gefunden, in dem ich unseren Freund um eine Zusammenkunft bat; auf demselben Papier stand seine Antwort.

Du weißt, es war damals, als Du so plötzlich schwer erkranktest; ich wäre zu Dir gekommen, in mein Verderben gerannt, wenn er mich nicht gewarnt hätte.

Und selbst das that er mit so schwerem Herzen! Er, der Gute, der Liebevollste, hat mir bitter harte Worte gesagt; er hat sich geschworen, nie wieder den Mittler abzugeben zwischen Dir und mir. Aber als er meine wahnsinnige Angst und Verzweiflung sah, da ist er noch einmal gekommen, mir Nachricht zu bringen, daß Du lebst. Auf den Knien habe ich ihm gedankt und ihn um Verzeihung gebeten — er hat mir verziehen „um des Freundes willen“ — und um des Freundes willen ist er gestorben!

Für Dich gestorben, Heinz! Wegen des Zettels muß ihn Eberhard auf Tod und Leben gefordert haben, und schweigend, um Dich nicht zu verrathen, hat er die Forderung angenommen und sich niederschließen lassen.

So hat er es denn gewollt und gewirkt, daß Du leben bleiben sollst, mein Herzensmann! Und darfst nicht widersprechen.

Ja, wenn Du mit mir zusammen hättest sterben können! Das wäre süß gewesen.

Oder Du hättest Dich der Kugel Eberhards stellen müssen zu verdienter Sühne!

Aber nun hat es keinen Zweck und wäre nicht nach des Todten Sinn, daß Du auch noch stirbst.

Wozu Deinem alten Vater noch das bißchen Leben zerbrechen? Und wozu dem armen Eberhard, der gerechte Rache geübt zu haben wähnt, auch noch eine Mordschuld auf die Seelebürden?

Nein, mein Heinz, lebe. Ich selbst werde natürlich in Schmach nicht fortleben; wenn Du dies liest, ist längst schon Alles vorbei. Aber Du sollst bleiben. Achte auf unsere Gräber — von Mertens und mir.

Ach, Heinz, für Dich und mich habe ich keine Thräne; nur um ihn weine ich, daß mir das Herz brechen möchte.

Aber meine Liebe habe ich für Dich, meine wahnsinnige Liebe.

Mein einziger, mein über Alles Geliebter, leb' wohl, leb' wohl. Dir wenigstens bin ich treu bis über den Tod!

Deine Elie."

* * *

Mit fliegender Feder hatte sie geschrieben, während ihr die Thränen unaufhaltjam über die Wangen liefen.

Nun klingelte sie dem Mädchen, übergab ihm den Brief und beobachtete vom Fenster aus, wie diese ihn in den Postkasten steckte.

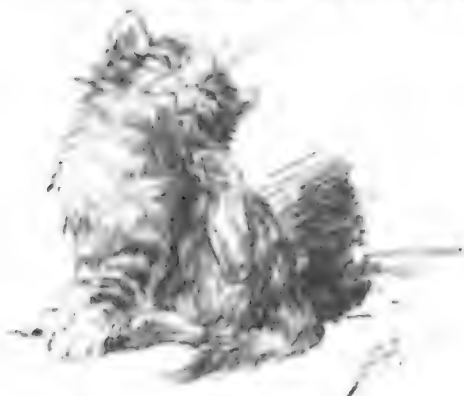
Dann küßte sie das schlafende Kind; und nachdem sie die Thür verriegelt, zog sie ein Fläschchen hervor, goß seinen Inhalt in ein Glas Wasser und leerte dieses mit langen ruhigen Zügen.





Illustrierte Bibliographie.

Vom Käzchen. Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Osterreich. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.



Aus: Adam, „Vom Käzchen“.
München, Verlagsanstalt für Kunst
und Wissenschaft.

Der Name Adam hat in der Kunstgeschichte einen guten Klang, die Domäne dieser Künstlerfamilie war und ist das Thierleben, und zwar pflegten die einzelnen Mitglieder derselben innerhalb dieser Kunstgattung verschiedene Specialitäten; einige beschränkten sich im Wesentlichen auf die Darstellung von Scenen aus dem Pferdeleben, ein Anderer bevorzugte das Hundegeschlecht; Julius Adam endlich, der Urheber des vorliegenden Buches, hat seine ausschließliche Sympathie den „ammuthigsten von allen vierbeinigen Freunden des Culturmenschen“: den Katzen zugewendet, die zu studiren und darzustellen er nicht müde wird. Man wird nicht leugnen können, daß man es hier mit der Specialität einer Specialität zu thun hat, daß des Künstlers Beschränkung auf ein derartig enges Gebiet eine völlige Vermeidung von Monotonie, von Wiederholungen

ausschließt. Andererseits freilich liegt in dieser Beschränkung des Künstlers Kraft; das Genre ist eng begrenzt, das er beherrscht, aber er ist darin ein Meister; das Nevier ist klein, das er durchstreift, aber er kennt seine verborgensten Winkel. Man erstaunt, welche Fülle von Motiven dasselbe dem Künstler bietet, und muß des Letzteren Geschicklichkeit in der Variation eines Themas bewundern.

Die im vorliegenden Buche veröffentlichten Zeichnungen Adams, die von seiner scharfen Beobachtung und von liebevollem Studium des Katzenschlechtes Zeugniß ablegen, schildern das Leben und Treiben unserer vierfüßigen Hausgenossen in erschöpfender und anschaulicher Weise. Wir sehen die zierlichen Geschöpfe in allen erdenklichen Situationen und Verrichtungen: in Gruppen zu einem ammuthigen Familienbilde vereinigt, beim Spiel mit einander oder mit einem Garnknäuel, auf der Mäusejagd, auf der nächtlichen Streife nach Liebesabenteuern, auf dem Kriegspfade u. s. w.

Vortrefflich versteht es Adam, die verschiedenen Nagentypen zur Erscheinung zu bringen, die charakteristischen Unterschiede, welche durch Alter, Gemüthsart und Thätigkeit gegeben werden, nicht nur in der äußeren Darstellung, sondern auch nach der psychologischen Seite hin hervortreten zu lassen, ohne dabei in den Fehler zu verfallen, die Thiere zu vermenschlichen. —

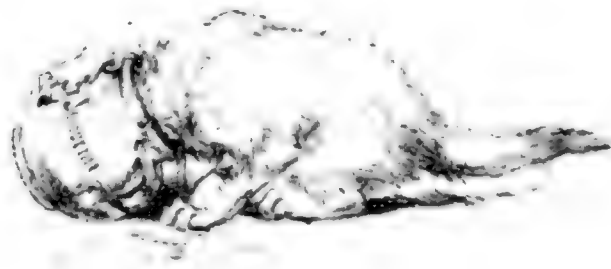
Der Text von F. van Oosterhout soll, wie der Autor selbst bemerkt, „nicht viel anders sein, als die Begleitung zu dem artigen Lied, das ein feinsinniger Künstler und scharfäugiger Beobachter „vom Kästchen“ zu singen weiß“. — Man darf dem Verfasser das Zeugniß ausstellen, daß seine Begleitung dem artigen Liede durchaus angemessen ist, ja, daß sie zuweilen, wie das ja bei vielen Gesangstücken der Fall ist, selbst die Stimmführung übernimmt, und die Zeichnungen als Begleitung des Textes erscheinen. Der Verfasser hat natürlich den trockenen, wissenschaftlichen Ton — der bei einem so eleganten Werke nicht angebracht wäre — vermieden; er läßt allerdings die historische und naturwissenschaftliche Seite seines Gegenstandes nicht außer Acht; er theilt hier das Wesentlichste und manches Interessante mit; aber er schlägt zumeist einen leichten, gefälligen, mitunter in's Humoristische übergehenden Plauderton an, indem er uns die



Aus: Adam, „Vom Kästchen“. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Eigenart, Vorzüge und Unarten der Naget, die Rolle, welche sie im Aberglauben, im Sprüchwort und in Redensarten spielt, schildert; gelegentlich flücht er auch eine ansprechende Erzählung ein. —

Das Werk ist bei billigem Preise (10 Mk.) vornehm ausgestattet: Papier und Druck, die Reproduktion der Zeichnungen sind vortrefflich; von prächtiger Wirkung sind die acht Pigment-Vollbilder. Das in Seide gebundene Buch, das insbesondere Nagetfreunden Freude zu machen geeignet ist, erscheint in seiner eleganten luxuriösen Ausstattung wie geschaffen, einem Damensalon zur Zierde zu gereichen. -1-



Das Leben des Meeres.

Von Dr. Conrad Keller. Professor der Zoologie am Polytechnikum zu Zürich. Mit botanischen Beiträgen von Professor Carl Cramer und Professor Hans Schinz. Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger (Chr. Herm. Tauchnitz). 1894. Lieferung 1 und 2.

Wenn auch das Meer als erhabene und gewaltige Erscheinung zu allen Zeiten eine hervorragende Stellung im Vorstellungskreise der Völker eingenommen hat, so hat es doch lange gedauert, ehe der Mensch es verstanden hat, sich dasselbe im vollen Maße dienstbar zu machen, ihm seine Schätze abzugewinnen und es sich so zu unterjochen, daß es von einer hemmenden Schranke, die es ehemals für die Völker war, zu dem völkerverbindenden Elemente geworden, als welches wir es heute kennen. Kaum ein anderer Factor hat für die geistige Entwicklung und das Culturleben der Menschen eine solche Bedeutung gehabt wie gerade dieser beständige Kampf mit dem Meere: „Water Ocean hat zu allen Zeiten erzückerisch auf die sich ihm nahenden Völker eingewirkt.“

Wie die Schifffahrt lange nicht sich von der Küste entfernte, so begann auch die wissenschaftliche Erforschung des Meeres von der Küste aus. Ganz später geht sie dazu über, ihr Wirkungsfeld in die Ferne auszudehnen, die Wunderwelt des pelagischen Lebens mit Fangnetz und Mikroskop zu erforschen, die chemischen und physikalischen Verhältnisse des Meeres zu ergründen und endlich noch in die geheimnißvollen dunklen Tiefen des Oceans zu tauchen und auch sie mit der Leuchte der Wissenschaft zu erhellen.

Gerade diese letzten Zweige der Meeresforschung haben in den letzten Jahren eine große Zahl von Forschern beschäftigt, und die verschiedensten Nationen haben nicht gefargt, wenn es galt, die Forscher mit Mitteln auszustatten, die dem großen Zwecke entsprachen. Die Arbeit war nicht vergebens! Ungeahnte praktische und theoretische Erfolge waren der Lohn derselben; ganz besonders waren es die Biologie und die Entwicklungslehre, welche eine ungemein kräftige Förderung erhielten.

Bei dem großen Interesse, welches den beregten Forschungen nicht allein von den Fachgelehrten, sondern auch von weiten Kreisen des gebildeten Publicums entgegengebracht wurde, ist es nun ein verdienstvolles Unternehmen, wenn diese Forschungen jetzt, wo sie zu einigem Abschluß gekommen sind, in ihren wichtigsten Ergebnissen weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollen; doppelt verdienstlich, da ein Mann von der wissenschaftlichen und litterarischen Bedeutung Kellers sich dieser Aufgabe unterzogen hat.

Das Werk will nicht eine möglichst vollständige systematische Aufzählung der Lebewesen des Meeres bringen, es will vielmehr versuchen, in abgeschlossenen Einzelbildern einen Einblick in das Leben des Meeres, im Einzelnen wie im Ganzen, zu geben.

Eingeleitet wird das Werk durch einen geschichtlichen Ueberblick über die Erschließung und Erforschung des Meerlebens und mit einer Schilderung der äußeren Verhältnisse des Wohnelements. Daran schließen interessante Capitel aus der Biologie. Schmarogerleben und Genossenschaftsweisen, Beziehungen zwischen Lebensweise und Gestaltung der Lebewesen, Wanderleben und Verbreitung der Thiere, Scenen aus dem Thierleben des Strandes, der Hochsee und der Tiefsee, Farben der Thiere mit Meeresleuchten, das Verhältniß der Meeresfauna zur Süßwasserfauna, der Antheil des Oceans an der Umgestaltung der Erdrinde, seine zerstörende und wieder aufbauende Thätigkeit: alle diese auch für den Laien so interessanten Gebiete werden in leicht verständlicher und fesselnder Form behandelt.

In dem speciellen Theile folgen Einzelbilder aus der Thierwelt des Meeres, unter besonderer Berücksichtigung des für den Haushalt des Menschen Wichtigen.

Der Schlußabschnitt, welcher von den Proff. C. Cramer und H. Schinz bearbeitet wird, beschäftigt sich mit der Pflanzenwelt des Meeres.

Zahlreiche Abbildungen in Holzschnitt erläutern den Text; die beigegebenen Farbendrucktafeln sind mustergiltige Erzeugnisse unserer weit vorgeschrittenen Reproduktionstechnik. Papier und Druck sind ausgezeichnet.

Das Werk wird in 15 Lieferungen erscheinen und soll innerhalb eines Jahres vollständig sein.

Wir können das Werk allen denen, welche der Natur nicht gleichgiltig gegenüberstehen, insbesondere aber jenen Tausenden, welche jedes Jahr dem Meere zufließen, um an seinen Küsten Erholung und Kräftigung zu suchen, auf das Angelegentlichste empfehlen, sie werden in demselben eine Fülle köstlicher Unterhaltung und genußreicher Belehrung finden.

Wp.

Musikalische Notizen.

Musikgeschichtliche Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Der vorliegende Band ist wenige Wochen vor des Verfassers Tode erschienen. Die musikwissenschaftliche Thätigkeit Spittas ist vielfach angefeindet worden; man machte ihm den Vorwurf, er habe die philologische Seite der Musik ungebührlich bevorzugt und darüber das rein Praktische, den eigentlichen Lebensnerv der Kunst, vernachlässigt. Die in obigem Bande enthaltenen Aufsätze, die bereits früher in Fachblättern, namentlich in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft“ erschienen sind, präsentiren sich nun in theilweise überarbeiteter und verbesserter Form und wenden sich in erster Linie an den Musikforscher, einzelne sogar nur an den Musikphilologen, aber sie bergen doch auch so viel des allgemein Verständlichen und für Laienkreise Zugänglichen in sich, daß sie die weiteste Verbreitung in den Schichten der Gebildeten verdienen, die für tieferes Eindringen in das Wesen der Kunst Interesse haben! Aus dem reichen Inhalt seien als besonders werthvoll hervorgehoben die Aufsätze über Heinrich Schütz' Leben und Werke, über die Ballade und über Robert Schumanns Bedeutung als Musikschriftsteller.

Franz Liszts Briefe an eine Freundin. (Franz Liszts Briefe, III. Band). Herausgegeben von La Mara. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Die in französischer Sprache geschriebenen Briefe datiren aus den Jahren 1854 bis 1886, also aus der Zeit, wo Liszt nach Aufgabe der Virtuosenlaufbahn bestrebt war, sich einen Namen als Componist größerer Chor- und Orchesterwerke zu erringen. Sie geben nicht nur mannigfaltige Aufschlüsse über sein damaliges künstlerisches Thun und Treiben, sondern gewähren auch häufig Einblicke in sein intimstes Denken und Empfinden. An Mannigfaltigkeit des Inhaltes steht der Band den vor Jahresfrist erschienenen beiden ersten Bänden, die Liszts Correspondenz mit Kunstcapacitäten aus aller Herren Ländern enthielten, entschieden nach;

dafür aber bietet er reichliche Gelegenheit, den Menschen Liszt näher kennen und würdigen zu lernen.

Die moderne Oper. Von Ferdinand Pfuhl. Leipzig, Verlag von Carl Reikner.

Die entschiedene und kräftige Sprache des Buches, die sich nicht scheut, auch da die Dinge mit dem rechten Namen zu belegen, wo das Theaterpublicum sich in gegentheiligem Sinne ausgebrochen hat, besticht von vornherein. Eine gesunde und scharfe Kritik ist gerade jetzt, wo alle Welt die von Blut und Mord triefenden Nabaupern der neitalienischen Schule und ihrer deutschen Nachtreter bewundert und beklatscht, dringend von Nöthen. Man wird nicht Alles und Jedes mit gutem Gewissen unterschreiben können — am wenigsten wohl die Verhimmelung der Oper „Cassilda“ von Ernst Herzog von Coburg-Gotha —, aber im Großen und Ganzen wird man nicht umhin können, mit den kunstverständigen Ansichten des Verfassers zu sympathisiren.

Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe, herausgegeben von Dagmar Gade. Basel, Verlag von Adolf Geering.

N. W. Gade ging mit dem Plane um, eine Selbstbiographie zu schreiben; leider ist dieser Plan nur unvollkommen zur Verwirklichung gelangt. Das vorliegende Buch enthält die Aufzeichnungen über die Kindheit und die erste Jugendzeit des seiner Abstammung nach dänischen, seiner künstlerischen Thätigkeit nach aber auf deutschem Boden stehenden Componisten. Den Haupttheil des Werkes bilden Briefe von Gade an seine Familie und seine Freunde, sowie einzelne an ihn gerichtete Schreiben, die oft sehr willkommene Aufschlüsse über musikalische Vorkommnisse und hervorragende Künstler aus dem letzten halben Jahrhundert geben. Wir erhalten auf diesem Wege allerdings keine vollständige Biographie Gades, aber doch werthvolle Bausteine zu einem solchen. Beigegeben sind drei Portraits und zwei Facsimiles. eb.

Bibliographische Notizen.

Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik. Vollständig in vier Bänden à 12 Lieferungen. Herausgegeben von W. Rein, Jena. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Der ungeheure Umfang, den das Gebiet des Wissens heute erlangt hat, verbunden mit der immer weiter gehenden Arbeitstheilung und Specialisirung auch auf diesen Gebieten, machen es selbst dem Fachmanne unmöglich, außer seinem eigensten Specialgebiete auch nur die verwandten Wissenszweige gründlich zu beherrschen und den Fortschritten derselben unmittelbar zu folgen. Es hat sich daher immer mehr das Bedürfnis herausgestellt nach Encyclopädien, welche, von den hervorragendsten Vertretern der einzelnen Fächer verfaßt, in bequemer Form zuverlässigen Aufschluß geben wollen über alle einschlägigen Fragen.

Auf dem Gebiete des allgemeinen Wissens helfen Conversationslexika in großer Zahl einem Bedürfnisse ab; aber auch die Zahl der zur Orientirung über bestimmte Wissenszweige bestimmten Encyclopädien nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Die Beobachtung, daß eine monographische Bearbeitung des Gebietes der unmittelbaren Führung, der Zucht, vollständig fehlte, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, hier Abhilfe zu schaffen, brachte den Verfasser auf den Gedanken, an die Herausgabe der vorliegenden Encyclopädie heranzugehen.

Es stellte sich bald heraus, daß das Handbuch auf dieser engen Grundlage nicht aufgebaut werden konnte, daß wegen der engen Verknüpfung dieses Zweiges mit der Didaktik auch die theoretische Didaktik mit ihren Grundwissenschaften: der Ethik und Psychologie, und ihren Hilfswissenschaften, Physiologie und Medicin, in den Plan hineinbezogen werden mußte, denen sich zur Vervollständigung des Ganzen das Gebiet praktischer Pädagogik mit ihren zum Theil recht actuellen Fragen anschloß.

Während für diese Gebiete zahlreiche Mitarbeiter zur Verfügung standen und umfangreiche Vorarbeiten vorhanden waren, so daß nur aus dem Vollen geschöpft zu werden brauchte, war das auf dem Gebiete der historischen Pädagogik nicht der Fall, wo wir uns noch in den Anfängen der wissenschaftlichen Arbeit befinden. Dennoch soll dies Gebiet nicht ausgeschlossen bleiben, das Handbuch will aber hier auch keinen Anspruch auf

Vollständigkeit machen. Ganz ausgeschlossen wurde vorläufig das außerdeutsche Schulwesen.

Daß das Werk, welches in 4 Bänden zu je 12 monatlichen Lieferungen erscheinen wird, auf der Höhe der Wissenschaft stehen und frei sein wird von jeder einseitigen und engherzigen Auffassung, dafür bürgt der Name des Herausgebers sowohl wie der seiner zahlreichen Mitarbeiter, das wird auch bestätigt durch den Inhalt der uns vorliegenden ersten Lieferungen, welche die Artikel Abbitte bis Association und Reproduction der Vorstellungen enthalten. Hervorheben wollen wir noch, daß, soweit als möglich, jedem Artikel ein Litteraturnachweis beigegeben ist.

Papier und Druck entsprechen allen Anforderungen.

Wir wünschen dem Werke einen recht guten Erfolg. „Möge das encyclopädische Handbuch der Pädagogik,“ so wollen wir mit den Worten des Herausgebers schließen, „als ein willkommenes Nachschlagewerk und in seinen Litteraturnachweisen als ein sicherer Führer sich erweisen! Möchte es vor Allem auch den Verächtern jeder pädagogischen Wissenschaft den Beweis erbringen, daß hier ein eigenthümliches Forschungsgebiet vorliegt, das an Werth und Würde keinem anderen in irgend einer Beziehung nachstehen dürfte.“ Wp.

Chauvinismus und Schulreform im Alterthum. Rede gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs und Kaisers am 27. Januar 1894 in der Aula der Universität Breslau von Dr. Friedrich Marg. Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner.

Verfasser giebt die Schilderung eines Kampfes um den griechischen Unterricht im alten Rom, eine Schilderung, der wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Wenn der Verfasser aber meint, daß die damalige Bewegung mit der heutigen zu vergleichen sei, so müssen wir ihm auf das Entschiedenste widersprechen. Gewiß giebt es einige äußerliche Berührungspunkte; der Kern der Frage ist aber heute ein ganz anderer als damals. In beiden Fällen handelt es sich um die griechische Sprache: aber damals war sie eine lebende, heute ist sie eine todte Sprache. Sodann sagt der Verfasser selbst am Schluß der Rede: „Nach der Uebertwindung einer mächtigen Strömung

von nationalem Chauvinismus kam man zu der Anschauung, daß beide Disciplinen für ewig ungetheilt die Grundlage der Jugendbildung bleiben müßten . . . dem Lehrer des Latein steht gleichberechtigt ein griechischer Colleague zur Seite.“ Merkt denn der Verfasser hier nicht den ungeheuren Unterschied gegen heute? In der modernen Schulreformbewegung handelt es sich umgekehrt darum, modernen Bildungsmitteln und besonders der Muttersprache nur erst die Gleichberechtigung gegenüber längst veralteten Bildungsmitteln zu erwerben. Ferner vergißt der Verfasser vollständig den Unterschied zwischen der Ausdehnung des damaligen und des heutigen Wissensgebietes. Des Weiteren läßt der Verfasser ganz außer Acht, daß der Kampf sich heute nicht gegen das Betreiben des Griechischen an und für sich richtet, sondern gegen den durch das leidige, damals noch unbekannte Verechtigungsunwesen herbeigeführten Zwang.

Daß auch in die heutige Bewegung chauvinistische Tendenzen sich einmischen, ist bei der reichlichen Pflege, die wir dem Declamationspatriotismus, dieser Parodie auf den wirklichen Patriotismus, zu Theil werden lassen, nicht zu verwundern; diese Tendenzen haben aber mit dem Kern der Bewegung, die sich durch den alten Satz ausdrücken läßt, daß wir für das Leben und nicht für die Schule lernen, Nichts zu thun.

Eine Schule, welche diesen Satz nicht berücksichtigt, hat ihre Existenzberechtigung verloren, mag sie in früheren Zeiten noch so gut gewesen sein. Neue Schulen mit neuen Bildungselementen werden trotz aller altpädagogischen Professoren und Schulräthe an ihre Stelle treten. Wp.

The Redemption of the Brahman.

A novel by Richard Garbe. Chicago, The open Court publishing Company 1894.

Die Veröffentlichungen dieser Gesellschaft, in deren Verlage auch die Vierteljahrsschrift *The Monist* erscheint, an der Männer wie Mag Müller, Lombroso, Jodl, Hädel und Höfding mitarbeiten, steht auf freireligiösem oder richtiger rein ethischem Standpunkte. Diesem Zwecke dient auch die oben genannte kleine Erzählung, welche, an die unglückliche Lage der indischen Wittwen anknüpfend, die Selbstbefreiung eines Brahmanen von den Vorurtheilen seiner Kaste und seiner Religion erzählt. Sowohl durch Gespräche mit einem in Venares residirenden englischen Ortsrichter, Mr. White, den der von Haus aus arme

Brahmine eigentlich in den heiligen Büchern der Inder zu unterrichten bestimmt war, wie noch mehr durch den Anblick der Leiden eines unglücklichen Weibes, das, bereits in jugendlichen Jahren, da die Inder ihre Töchter bekanntlich oft fast in der Wiege verloben, Wittwe geworden, mit geschorenem Kopfe, in dunkler, unscheinbarer Kleidung, bei dürftiger Nahrung, einige Tage der Woche des Trankes und der Speise völlig entbehrend, und nie ihre Wohnung verlassend, kaum sich am Fenster zu zeigen wagend, im Hause ihres sie liebenden, aber den strengen Ritualvorschriften seiner Religion sich nicht zu entziehen wagenden Bruders lebt und endlich in einem Fieberparoxysmus dahin stirbt, während dessen ihr Bruder, da es gerade ein Fasttag der Wittwe ist, ihr nicht einmal trotz ihres Flehens einen Trunk Wasser zu reichen wagt, wird diese Selbstbefreiung vollzogen. Das stärkste Moment dafür bietet aber wohl der Umstand, daß er Gupa, die Tochter des Kaufmanns Kriśnadas, so heißt jener Bruder der unglücklichen Lilavati, liebt, und daß dieser, welche der Vater trotz seines Widerstrebens auf das Drängen seiner Kastenossen gleichfalls in jungen Jahren verheirathet hatte, ein gleiches Schicksal droht, da der Mann durch einen Unfall auf der Jagd umkam. Auch der Umstand, daß diese Ehe nie perfect geworden, da der leichtsinnige Mann die ihm Angetraute nie in sein Haus abgeholt hatte, kann daran Nichts ändern. So wäre auch ihr Schicksal unweigerlich besiegelt worden, wenn nicht ihr Vater, aus Liebe zu ihr, seiner Kaste entsagt, und der Brahmine Ramchandra, um ihr Gatte zu werden, dies gleichfalls gethan hätte. Damit aber sind sie aus der indischen Gesellschaft ausgestoßen und zugleich der äußersten Noth preisgegeben, wenn nicht der Richter White dem Brahminen versprochen hätte, die Familie zu schützen und dem H. Gelehenheit zum Unterrichte in den Bedahs bei Engländern zu verschaffen, da er in H. „die Zukunft des Inderlandes erblickte“. Man mag zweifeln, ob diese Lösung eine befriedigende ist, ob der Engländer wirklich im Stande sein wird, die Familie vor Noth und mehr als das, vor den feindseligen Verfolgungen ihrer Landsleute zu bewahren, am meisten aber, ob das Beispiel von Kriśnadas und Ramchandra sehr viele Nachahmer finden wird. Eine principielle Bekämpfung des Kastenthums wird in dem Gesprächen des Engländers mit den Brahminen versucht, aber sogleich wieder aufgegeben, und doch hätte nur diese eine

entscheidende Wichtigkeit. So stellt sich diese Novelle in der That nur als Unterhaltungsvectüre dar, was wohl der Tendenz der publicirenden Verlagsfirma nicht ganz entspricht. Ohne Zweifel ist aber der Verfasser ein Kenner indischer Zustände, was auch aus manchen interessanten Episoden, wie der Schilderung des muhamedanischen Namahbanfestes in Benares, des indischen Durgafestes im Affentempel der Göttermutter Durgo und den Verhandlungen des Engländers mit seinen schurkischen indischen Dienern, die wohl einem Paria mit höchster Verachtung ausweichen können, dabei aber ohne allen Scrupel ihren Herrn belügen und bestehlen, sattjam hervorgeht. Bemerkenswerth ist schließlich, daß M., als er seiner Kaste und dem Brahmanismus überhaupt entsagt, zugleich auf das Bestimmteste erklärt, niemals Christ werden zu wollen. Dieser letztere Zug entspricht wieder der Tendenz der Herausgeber. M. M.

Die drei Musketiere von Alexander Dumas. Mit Illustrationen von Maurice Deloir. 1. Biefr. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von der „Brachtausgabe“ der Dumas'schen „Drei Musketiere“, die von der „Deutschen Verlags-Anstalt“ nun auch dem deutschen Publicum dargeboten wird, liegt das 1. Heft vor uns. Wir halten diese Neuauflage des Dumas'schen Meisterwerkes, geziert durch die graziösen Zeichnungen des genialen Maurice Deloir, die ein hervorragender Holzschnidekünstler, M. Sunot, vervielfältigt hat, für ein überaus dankenswerthes Unternehmen. Die „Drei Musketiere“ sind nicht nur ein Meisterwerk der Erzählkunst, auf das die Aufmerksamkeit von Neuem zu lenken, uns gerade jetzt, wo diese Kunst so vielfach in die Geschicklichkeit des Vivisectoren ausartet, sehr zeitgemäß erscheint; das Dumas'sche Werk ist zugleich auch ein Culturgemälde, auf breiter Grundlage entworfen, dem ernsthaften Studien vorangegangen sind, und der Dichter weiß uns nicht nur trefflich zu unterhalten, bis zu athemloser Spannung zu fesseln, sondern uns auch in anregendster Weise zu belehren. Wir behalten uns ein näheres Eingehen auf das alte Werk, das nimmermehr veraltet, für später vor.

A. W.

Schattenpflanzen. Novellen von Conrad Telmann. Dresden und Leipzig, Carl Meißner.

Die erste, auch an Umfang größte der fünf Novellen halten wir für die künstlerisch

werthvollste; — sie behandelt den Fanatismus der Pflicht, dem zwei Menschen ihr Anrecht auf Glück zum Opfer bringen müssen; das Weib zieht es vor, mit dem unerreichbaren Glücke auch dem Leben zu entsagen, während der Mann weiter lebt, in selbstgewählter aufopfernder Pflichterfüllung für einen jüngeren Bruder, der es nicht einmal weiß, welche Seelenkämpfe der ältere Bruder durchzumachen hat, um ihm freie Bahn zu schaffen für die Künstlerlaufbahn, indem er bei gleicher künstlerischer Begabung sich zum Handwerker macht, um für Beide Brod in's Haus zu schaffen und das kostspielige Studium des Jüngeren mit seinem Erwerb zu bestreiten. Ob der Preis des Opfers werth sein wird, kann erst die Zukunft entscheiden.

Vortrefflich in der Stimmung ist die Novelle „Die Blätter fallen“; dagegen finden wir, daß der Inhalt von „Noch einmal“ ein mehr pathologisches als litterarisches Interesse erweckt. „Für die Heimat“ ist eine vorzüglich gezeichnete Charakterstudie voll markiger Lebenswahrheit.

mz.

Aus den Bergen Tirols. Vier Novellen von L. Pappriz. Berlin, Max Müller.

Nicht Schilderungen des Tiroler Volkslebens enthalten die vier Novellen, sondern das Landschaftsbild giebt nur die Staffage ab zu den Geschehnissen, die sich durch Zufall im Hochgebirge abspielen. Die prächtig gelungenen, mit warmer Empfindung geschriebenen Naturschilderungen bilden einen wirklichen Hintergrund für die spannenden Erzählungen.

mz.

Engelle und andere Erzählungen.

Von Sven Lange. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von M. von Borch. Köln und Paris, Albert Langen.

Ueber den Verfasser der drei Erzählungen erfahren wir aus einer kurzen biographischen Notiz, die der Verleger denselben voranschickt, daß er vierundzwanzig Jahre alt ist und Abkömmling eines Geschlechtes, das sich, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite, während vieler Generationen durch Gelehrsamkeit und geistige Vornehmheit ausgezeichnet hat.

Sven Lange ist ein feiner, überlegener Geist, dessen Erstlingswerk von seinem großen Talent Zeugniß ablegt. — Die Kunst seiner Darstellungsweise, die sichere Beherrschung des Stoffes, der keine Spott,

mit welchem seine Schilderungen durchsetzt sind, verleihen seinem Werke litterarischen Werth. — Alle drei Novellen haben in verschiedener Bearbeitung das gleiche Motiv: der eingebilbete Glaube eines jungen Mannes an seine Unwiderstehlichkeit einem Frauenherzen gegenüber, der sich als ein Trugbild erweist. Am feinsinnigsten kommt dieses Sujet in der dritten Novelle „Venus“ zum Ausdruck, die wir in Uebereinstimmung mit der scandinavischen Kritik als die vollendetste betrachten.

Durch die mustergiltige Uebersetzung von M. von Borch wirkt das Buch in der deutschen Uebersetzung wie ein Originalwerk.

Feuer! Eine Klostergeschichte von Marie Conrad-Hamlo. München, Druck und Verlag von Dr. G. Albert & Co.

Mit den Schilderungen des Lebens in einem böhmischen Nonnenkloster strengster Observanz und gut geschriebenen Charakteristiken der verschiedenen Nonnen beginnt die Erzählung, um dann das Interesse des Lesers auf eine junge schöne Nonne zu concentriren, die ohne Lebenserfahrungen in's Kloster gekommen und trotz strengster Bußübungen die Sehnsucht nach der Welt da draußen nicht zu ertöden vermag; eine Feuersbrunst im Kloster bringt sie ohne ihr Verschulden in die Außenwelt zurück, und hier verbindet sich die Liebe mit der schlummernden Abneigung gegen das Klosterleben, um sie rechtzeitig einem Beruf zu entreißen, für den Natur und Verhältnisse sie nicht geschaffen haben.

Die mit gutem Humor und flott geschriebene Erzählung ist das Erzeugniß eines noch höhere Leistungen verheißenden Talentes.

Falter und Mücken. Märchen und Humoresken von Carl Menschild. Mit einem Prologe von Carl Wiberfeld. Berlin und Leipzig, Georg Wattenbach.

In einer Zeit, in welcher ein extremer Wirklichkeitsinn der ungebundenen, nur eigenen Gesetzen folgenden Phantasie die Schwingen beschneiden möchte, in der man so viel Verständnis für das Märchen zeigt, daß man es „ethisch“ zu purificiren für nothwendig erachtet oder zu erachten vorgiebt, gehört wirklich Muth dazu, Märchen zu schreiben und — zu verlegen. Carl Menschild hat nicht nur den Muth gehabt — den er bei dem Verleger vielleicht durch die Beifügung der Humoresken zu stärken

für zweckmäßig hielt — sondern auch die Begabung. Heutzutage ein gutes Märchen zu schreiben, ist wahrhaftig weit schwieriger, als der Verstand manches Verständigen sich träumen läßt. Der Prüfstein für den Werth eines guten Märchens besteht unserer Meinung nach darin, ob es von dem Erwachsenen wie von einem Kinde mit gleichem Entzücken gelesen wird. Der Erwachsene will einen Gedanken- oder Empfindungskern aus den buntglänzenden Hüllen der phantastischen Vorgänge herauslösen können; ob aber die sinnliche Einleitung dieses Grundgedankens, der nie nackt und abstract zu Tage treten darf, dem Märchendichter gelungen, darüber ist der beste Kritiker — das Kind, das, den Gedankengehalt nicht erfassend, sich nur an das rein Stoffliche, Sinnliche hält. Wir glauben, daß an den meisten der Menschild'schen Märchen, denen das, was einen reifen Geist zu fesseln vermag, nicht fehlt, auch Kinder, die nicht ihre ernste oder satirische Tiefe zu erfassen und die Schönheit der oft poetisch angehauchten Prosa zu würdigen vermögen, Gefallen finden können, und glauben, damit das Beste zu ihrem Lobe gesagt zu haben.

Den bunten, farbenprächtigen Faltern hat der Verfasser einige „lustige Mücken“, will sagen: Humoresken gesellt. Der Schelm und Satiriker, dem in den Märchen der ernststimmende und träumende Poet nur ausnahmsweise gestattet, seine Schellen zu schütteln und seine Geißel zu schwingen, hat hier ausgiebige Gelegenheit, seinem Humor und seiner losen Spottlust die Zügel schießen zu lassen. Die Humoresken erheben sich selbst da, wo keine sonderlich originell erfundene Handlung mit überraschender Pointe uns fesselt; durch ihre Darstellung beträchtlich über das Niveau der Witzblatt-Humoresken. Am besten erscheinen uns die satirischen Stücke, in denen der Verfasser ganz von der Erfindung einer Fabel absieht und über gewisse Zeitgeschwächen die Lauge seines scharfen Witzes und seiner schonungslosen Ironie gießt: köstlich wird die Vereinsmeierei in „Vereinshubers Vermächtniß“, die moderne Schulpädagogik im „Weltausstellungsbrief“ gezeihelt, und mit gleichem Vergnügen liest man die Studie über den „Coulissenschrei“.

Das Buch des phantasievollen und witzigen Autors, welches der hübsche Prolog von Carl Wiberfeld in seiner Eigenart ebenso zutreffend wie poetisch charakterisirt, sei als eine genussreiche Lectüre warm empfohlen.

O. W.

Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend von Ernst von Wolzogen. Berlin, F. Fontane & Co.

Ernst von Wolzogen hat als dramatischer Dichter Erfolge errungen und vor einigen Jahren mit dem Roman „Die tolle Comtesse“ einen Treffer gethan — in seinem neuen uns vorliegenden Buche gehört er selbst zu den „Entgleisten“. Sehr vorsichtig rechnet der Autor seine diesmalige Schöpfung keiner besonderen epischen Gattung zu; das kann uns jedoch nicht täuschen, es ist zweifellos, daß „Die Entgleisten“ unsere humoristische Belletristik bereichern sollen. Hierfür aber ist das Buch viel zu ernsthaft. Es ist wirkliches Glend, trauriges Verkommensein, was hier geschildert wird, und wenn alle dem auch ein Verschulden voraus gegangen, deswegen wirken die burlesken Situationen, in denen es in die Erscheinung tritt, durchaus noch nicht komisch. Zugleich aber hindern eben diese Hanswurftiaden, daß wir dem tiefen Ernst, in dem der Dichter das Schicksal seiner Helden, das Stoffliche aus der Wirklichkeit schöpfend, sich vollziehen läßt, gebührend gerecht werden können. Außerdem vermögen wir auch nicht unglaubliche Vorkommnisse stillschweigend in den Kauf zu nehmen, nur weil sie zur Fortführung und zum Abschluß seiner Handlung dem Dichter als wirksam erscheinen. In der Mehrzahl der Gestalten pulst es echtes Leben, wie sie aber zu einander in Beziehung und in einzelnen Situationen in die Erscheinung treten, ist einfach unmöglich. Ernst von Wolzogen hat sein Talent, dramatisch zu gestalten, auch dieses Mal dargethan — das ist aber auch Alles, was wir dem Buche zum Lobe nachsagen können.

A. W.

Gedichte von Kurt von Mohrscheidt. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge.

Der Inhalt weist folgende Abtheilungen auf: I. Liebesklänge, II. Balladen und Romanzen, III. Einkehr und Ausblick, IV. Gelegentliches, V. Bilder aus deutscher Vorzeit. Jeder einzelne Theil bietet zwar Schönes, aber wenig Eigenartiges. Eine Ausnahme machen die Balladen und Romanzen. Hier entfaltet Kurt v. Mohrscheidt eine hohe poetische Kraft und zeigt sich unsern besten Balladendichtern ebenbürtig.

N.

Hermann Heibergs gesammte Werke beginnen in einer Lieferungs-Ausgabe im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig zu erscheinen.

Heiberg darf als der ausgezeichnete Vertreter eines salonmäßigen Realismus das Verdienst in Anspruch nehmen, durch sein Beispiel gezeigt zu haben, daß der von einem großen Theil des Publicums wie von gewissen Schriftstellern gröblich mißverstandene Realismus keineswegs identisch ist mit dem einseitigen Bevorzugen abstoßender und ekelerregender Sujets, und daß man sich als Realist bewähren kann, ohne deshalb auf die Gunst der von so vielen starkgeistig sich gebärdenden jungen Stürmern verspotteten und — gleich sauren, weil nicht erreichbaren Trauben verschmähten Familienblätter zu verzichten. Heibergs Werke verlieren Nichts von ihrem Werthe, daß sie auch im Familienkreise und von der fast zum Schreckbild gewordenen „höheren Tochter“ gelesen werden können. Ihrer Verbreitung aber kann dieser Umstand nur erwünschten Vorjubel leisten.

Heiberg hat erst als reifer Mann, der im praktischen Leben gestanden und die verschiedensten Verhältnisse kennen gelernt, die Feder ergriffen; daher ist es ihm möglich, dieselben der Wirklichkeit gemäß zu schildern, während unsere jüngeren Realisten zumeist ihren Realismus nur auf erotischem Gebiete, in dem allein sie Erfahrungen gemacht, zu betheiligen vermögen und in der Darstellung anderer Seiten des modernen Lebens oft eine Unerfahrenheit verrathen, die der weltentrückteste Idealist nicht übertreffen könnte; — ein schönes viel belachtes Beispiel hierfür lieferte jüngsthin Tivote.

Aber Heiberg ist kein bloßer Abschreiber der Wirklichkeit: er schildert die Dinge, wie er sie sieht, aber er sieht sie mit dem Auge des Dichters, und selbst das Leblose weiß er mit einem an Dickens gemahnenden oft sentimentalen Humor zu beleben. — Gerne nimmt man dabei kleine Schwächen, z. B. eine oft zu sehr in's Detail gehende Genre-malerei, in Kauf.

Heibergs gesammte Werke sollen in wöchentlichen Lieferungen zum Preise von je 40 Pfg. erscheinen. Die Ausgabe wird enthalten: „Eine vornehme Frau“; „Die goldene Schlange“; „Die Spinne“; „Der Januskopf“; „Menschen unter einander“; „Kays Töchter“; „Apotheker Heinrich“; „Schulter an Schulter“; „Novellen“ u. s. w.

O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Album unfreiwilliger Komik.** Sammlung humorist. Annoncen, Druckfehler und Aussprüche mit Angabe der Quellen. III. Band. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.
- Bethusy-Huc, Valeska Gräfin** (Moritz von Reichenbach), Frauen. Roman in drei Bänden. Dresden und Leipzig, C. Reissner.
- Bierbaum, O. J., Nemt, Frouwe, diesen Kranz.** Ausgewählte Gedichte. Berlin, G. Schuhr.
- Brockhaus' Konversations-Lexikon.** Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Elfter Band. Leber — More. Mit 59 Tafeln, darunter 9 Chromotafeln, 27 Karten und Pläne, und 242 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig. Berlin und Wien.
- Dumas, A., Die drei Musketiere.** Mit Illustr. von M. Leloir. Lieferg. 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Eckermann, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.** Herausg. von A. v. d. Linden. Zweiter Band. 1828 bis 1832. Leipzig, H. Barsdorf.
- Ernst, A. W., Litterarische Charakterbilder.** Ein Buch für die deutsche Familie. Mit 10 Bildnissen. Hamburg, C. Kloss.
- Fedorowicz, W. v., Aphorismen.** Wien, W. Braumüller.
- Fränkel, H., Der Kampf gegen die Margarine.** Mit besonderer Berücksichtigung der Anträge des „Bundes der Landwirthe“. Weimar, R. Wagner Sohn.
- Freise, H., Unkraut.** Ein Liederblüchlein. Metz, G. Scriba.
- Goethe, J. W. v., Egmont.** Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Schulausgabe, besorgt von Dr. W. Bachner. Essen, G. D. Baedeker.
- Heiberg, Hermann.** Gesammte Werke. Vollständig in ca. 80 Lieferungen. Lieferung 1. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Herzog, R., Frau Kunst.** Roman. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.
- Hettner, H., Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.** In drei Theilen. Erster und zweiter Theil. 5. verb. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
- Hickmann, A. L., Geographisch-statistischer Taschen-Atlas.** Wien, G. Freytag & Berndt.
- Keller, C., Das Leben des Meeres.** Mit botan. Beiträgen v. Prof. C. Cramer, Prof. H. Schinz. Lieferung 5—7. Leipzig, T. O. Weigel Nachf.
- Köhler's Deutscher Kaiserkalender für 1895.** Minden, W. Köhler.
- Krohn, H. Ch., Die reformirte Medicin.** Zehntes Tausend. Berlin, Krohn's Selbstverlag.
- Cultur- und Litteratur-Bilder.** Herausgeg. von R. H. Greinz. Heft 3. Neuwied, A. Schupp.
- Letzner, D., Riesengebirge und die Grafschaft Glatz.** 9. Auflage. Mit 7 Karten, 1 Stadtplan und 2 Panoramen. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Maack, F., Helmweh und Verbrechen.** Ein Beitrag z. Strafgesetzbuch. Leipzig, Bacmeister's Verlag.
- Meyer's Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Sechster Band. Ethik bis Galmersheim. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894.
- Misch, R., Der Irrweg.** Roman. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Münchener Kalender für 1895.** München-Regensburg, Nationale Verlagsanstalt.
- Oppenheimer, F., Die Ferienwanderung.** Wanderbriefe. Berlin, F. Fontane & Co.
- Pecht, Fr., Aus meiner Zeit.** Lebenserinnerungen. Zwei Bände. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann.
- Quartus, Völkerbund, nicht: Völkerkrieg.** Ein Blick in die pädagogische Anarchie der Gegenwart, zugleich als Beitrag zur nihilistischen Weltanschauung (im Sinne Schopenhauer). Basel, Schweiz. Verlags-Druckerei.
- Raspi, E., Emanelpirt.** Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des XX. Jahrhunderts. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
- Reform, ostdeutsche Blätter zur Förderung der Humanität.** III. Jahrg. Nr. 17. 18. Königsberg, Braun & Weber.
- Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Siebzehnter Jahrg. 1895. 1. Heft. Wien, A. Hartleben.
- Hans Sachs-Dramen** nebst einem Festspiel. In freier Bearbeitung von G. Burchard. Berlin, F. Fontane & Co.
- Spamer's illustrierte Weltgeschichte,** mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Prof. Dr. Otto Kaemmel und Dr. H. Sturmhoefe. Dritte, völlig neugestaltete Aufl. Mit nahezu 4000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeilagen, Karten, Plänen u. s. w. Band VII. Geschichte der neueren Zeit. III. Theil: Vom Verfall der bourbonischen Macht bis zum Beginn der grossen Französischen Revolution. Bearbeitet von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Mit 450 Text-Abbildungen und 35 Beilagen und Karten. Leipzig, O. Spamer.
- Stegemann, H., Erntenovellen.** Basel, B. Schwabe.
- Telmann, K., Auf eigener Scholle.** Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, C. Reissner.
- Wallace, L., Ben-Hur.** Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Illustr. Ausg. Lieferg. 3—10. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Weber, L., Mehr Licht in der Weltgeschichte.** Mit 38 Abbildungen und den Schlachtplänen von Salamis und Plataea. Danzig, Th. Bertling.
- Weigand, W., Sommer.** Neue Gedichte. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
- **Der Vater.** Drama in 1 Act. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.
- Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele.** Roman. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
- Winter, J. und A. Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons.** Ilerig. 21. 22. Trier, S. Meyer.
- Wintterlin, A., Württembergische Künstler in Lebensbildern.** Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionstheorie und verwandte psycholog. Forschungen.** Jahrgang. II. Aug. 1894. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schönländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrado.

Sprudel . .	58° 0	B
Mühlbrunn .	40	"
Schlößbrunn	41 1/2	"
Theresienbrunn	47 1/2	"
Heubrunn . .	47 1/2	"
Marktbrunn .	34 1/2	"
Felsenquelle .	47	"
Kaiser-Karls-Qu.	38 1/2	"
Kaiserbrunn .	39 1/2	"

—♦—

**Karlsbader
TRINKKUR**
im
Haue

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.



Band 71. — Heft 213.

— 4 —
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1894.

18.
Jahrgang.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schöllaender.

December 1894.

Inhalt.

	Seite
Franz Koppel-Ellfeld in Dresden.	
„Der süße Fraß.“ Episode	293
Hans Müller in Berlin.	
Eine deutsche Grabstätte in Holland.....	341
Otto E. Jiriczek in Breslau.	
Sagen der Indianer von Ost-Canada.....	353
Hans Schmidkunz in Starnberg.	
Religion ohne Dogma.....	371
O. Meding in Wohldenberg.	
Die großen Epidemien des Mittelalters. Ein culturhistorischer Rückblick	387
Emil Burger in Breslau.	
Goldene Herzen. Drama in einem Aufzuge. Nach dem französischen des Léon Cladel für die Bühne bearbeitet.....	397
Bibliographie.....	423
Meyers Konversations-Lexikon. (Mit Illustrationen.) — Erinnerungen von Felix Dahn.	
Bibliographische Notizen	429

Hierzu ein Portrait: Franz Koppel-Ellfeld.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

- Lindner & Ofterdinger in Frankfurt a. M. (Lindner-Ofterdingers Erbe-Flanelle-Unterleidung.)
F. Voennedens Verlag in Bonn. (Schreibmaterialien.)
F. D. Weigel Nachf. (Chr. Germ. Landwirth) in Leipzig. (Empfehlenswerthe Geschenkwerte.)
Wilhelm Friedrich in Leipzig. (Neue Gedichte von Arthur Pfungst.)
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau. (Weihnachtskatalog.)



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet Broschüren oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschürt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Einwand, und stehen solche zu Band LXXI (October bis December 1894), wie auch zu den früheren Bänden I—LXX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.,
LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

..... Expl. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187,
188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201,
202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212

zum Preise von *M* 2.— pro Hest.

Einbanddecke zu Bd. LXXI. (October bis December 1894)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,
LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

1000



Franz Koppel Dyckel.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

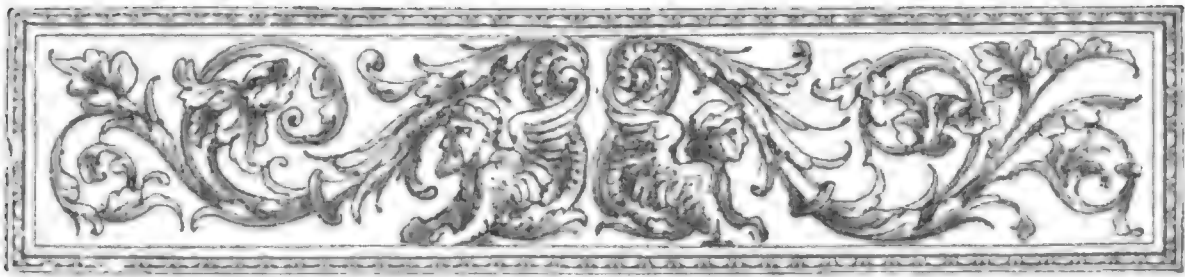
LXXI. Band. — December 1894. — Heft 213.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz Koppel-Eiffeld.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



„Der süße Fraß.“

Episode.

Von

Franz Koppel-Eiffeld.

— Dresden. —

I.

Schnellzug nach Dresden 47 Minuten Verspätung.“ Der Portier des Bahnhofes zu Freiberg bemühte sich, auch diese Zugverspätung neben den vielen auf der Aushängetafel bereits vermerkten so schönschriftlich, als seine vor Kälte zitternden Finger es erlaubten, zu notiren. Kein Wunder! Der 13. März 1887 war ein kritischer Tag erster Ordnung, und das Eisenbahnfahren ein Rennen mit Hindernissen elementarster Art. Daß an diesem Tag, da alle Züge weit und breit mit Verspätungen eintrafen, der Schnellzug No. 233 auf der Linie München-Regensburg-Dresden bis zu seiner letzten Haltestation Freiberg es nur auf 47 Minuten Verspätung gebracht hatte, mußte selbst den Reisenden, der dringende Eile hatte, mit einer gewissen Genugthuung erfüllen. Lag doch das Hochplateau des Erzgebirges, auf dem die altberühmte Bergstadt mit ihrem Dom und den ephemerumrankten Mauern und Thürmen thront, seit frühem Morgen schon in fußhohem Schnee — und jetzt, fünf Minuten nach sieben Uhr Abends, wo der Schnellzug fahrplanmäßig einzutreffen hatte, flockte es noch immer so dicht, als wolle der Himmel die öde Gegend mit den grauen Huthäusern der Silbergruben, welche die sinnige Gewerkspoesie des Mittelalters „Himmelsfürst“, „Heilige Elisabeth“ und „Himmelfahrt“ getauft hat, mit einer unendlichen Schicht unmünzbaren Silbers belegen. Unter diesen Umständen herrschte in der Bahnhofshalle natürlich auch nicht das hantbewegte Treiben wie sonst; alle fünf Minuten höchstens schleppte ein verschneiter Gepäckträger einen Koffer herbei, und der dazu gehörige Passagier klopfte frostklappernd am Billetschalter, den der Beamte ängstlich verschlossen hielt, um die fiscalische Bureauwärme nicht unnöthig

entweichen zu lassen. Rasch, mit gelöstem Fahr- und Gewächsein, eilte der Reisende alsbald zum freundlichen Warteaal. Die eifrige Zugluft, welche durch die Vorhalle strich, veranlaßte auch das Dienstpersonal, die geheizten Räume recht geflüffentlich aufzusuchen; die Thüren wurden daher in Einem fort wie um die Wette rasselnd zugeschlagen; der Wind heulte und rüttelte stoßweise an den Laternen, die Bahnhofs- und Glocke versuchte von Zeit zu Zeit, diesen Höllenlärm zu übertönen; dazwischen der schrille Pfiff der Rangiermaschine, das dumpfe Getöse zusammenprallender Waggon-Puffer, der eintönige Singang des elektrischen Signaltelegraphen — das waren die einzigen und so zu sagen officiellen Lebenszeichen, welche die Station nach Außen von sich gab. Um so menschlich-gefelliger gestaltete sich der Verkehr in den Wartesälen, wo eine feucht-warme Kneivenluft allein schon zur Behaglichkeit stimmte. Auf Tischen, Bänken und Stühlen waren alle Sorten zur Mitnahme in's Coupé berechtigter Evertgüter aufgestapelt, und die buntschekig zu scheußlichen Klumpen geballt herumliegenden Garderobestücke beiderlei Geschlechts und für alle Lebensalter, von der großväterlichen Pelzmütze bis zum baumwollenen Pulswärmer für „das Jüngste“, ließen den glücklichen Besitzern kaum noch die genügende Sitzgelegenheit frei. Am Buffet ging es besonders lebhaft her und herrschte vielstimmige Nachfrage nach stärkenden Getränken.

Am Wartesalon II. Klasse, an einem kleinen Marmortischchen saßen zwei Couleur-Studenten; der Eine ein dunkelblau-weiß-hellblauer Sachse aus Freiberg, der Andere ein schwarz-weiß-rother Teutone aus Dresden. Sie tranken Beide durcheinander heißen Brog und kaltes Bier. Regelrechte Renommirschmisse auf der linken Wange ließen sie sofort als zu einer schlagenden Verbindung gehörig erkennen. Am Anzug hielten sie so ziemlich die Mitte zwischen moderirtem Gigler und Offizier in Bummelcivil. Ihre ganze Haltung drückte das alleinseigmachende Bewußtsein aus: „Uns kam Keiner . . .“ und sie machten es in Allem so bemerklich wie möglich, daß sie den herumstehenden miserablen Plebs gar nicht bemerken wollten. Sie fielen keinen Augenblick aus dem Comment: Beide bestellten beim „Stift“ à tempo „neuen Stoff“. Dann sagte das ältere Semester zum jüngeren zuerst: „Proßt Blume!“ Darauf kam der Jüngere dem Älteren regelmäßig einen „Achtungsschluck“, worauf der Ältere dem Jüngeren seinen „schäbigen Keit“ vortrauf. Der Dresdner war übrigens schon, was man bei den Herren Studirenden einen „alten Herrn“ nennt, er hatte bereits das Ingenieurexamen hinter sich und that nur noch so mit; er war mit dem 9-Uhr-Vormittagscourierzug, dem „Nachtzug“, wie er ihn seiner Privatzeitrechnung gemäß nannte, nach Freiberg hinübergespritzt, um eine kleine „Gastrolle“ zu geben, das heißt, eine noch aus dem vorigen Semester schwebende Ehrensache mit einem Freibergger Corpsstudenten zum Austrag zu bringen. Er hatte in aller Eile eine „brillante Säbelmenur“ geliefert, hatte selbst nicht einen einzigen „Blutigen“ abgefriegt, seinen

Gegenpaufanten dagegen bereits im vierten Gang auf Vorbieb mit siebzehn Nadeln abgeführt“ und sollte für diese Heldenthat heute Abend mit einer solennen Müßkneipe gefeiert werden. Diese Ovation wollte er sich jedoch, blasirt wie er war, „verknäusen“ und in aller Stille nach Elbflorenz zurückdampfen; er zog daher nur einen der Kreiberger Cartellbrüder in's Vertrauen, der ihn auf den Bahnhof begleiten und nachher auf der Kneipe entschuldigen sollte. So befanden sich Beide nunmehr gewissermaßen incognito auf dem Bahnhof und benutzten die Zugverspätung selbstverständlich dazu, „noch Eins zu trinken“, und durch „Gerad oder Ungerad“ festzustellen, wer zu „berappen“ habe. Nachdem sie obiges Trinkerexercitium in Brog und Bier bereits dreimal schweigend repetirt hatten, fühlte der Kreiberger, dem es gar nicht gefiel, daß der Dresdner „alte Herr“ sich in dieser Weise „drückte“, das Bedürfnis, seinen Unmuthsgefühlen Luft zu machen!

„Verrückt, vollkommen verrückt! Nimm mir's nicht übel, Lord! Das höchste von Materides, wo man hat, mit diesem gottverlassenen Zug nach Dresden fahren! Im besten Fall schneist Du ein, Mensch, Du kannst vergletschern!“

„Da wär ich schön heraus,“ entgegnete der mit seinem Kneipnamen „Lord“ Ungeredete höchst gelassen: „Ich fahnde schon lange auf einen sensationellen Abgang von diesem mich im höchsten Grad langweilenden Planeten.“

„Kenne Deinen Schopenhauerverarornismus,“ sagte der Kreiberger. „Dir ist nicht zu rathen. Hättest Du's wenigstens früher gesagt, so hätt' ich Dir ein paar gut situirte Röchse mitgegeben, mit denen sich's verlobnt, einen höheren Skat zu dreschen . . .“

„Danke. Kann's nicht leiden, Schwipps, wenn Röchse mit großem Wechsel gerupft werden. Aber wenn der saule Zug einfährt, kannst Du immerhin das Coupé ausbaldowern, wo der dritte Mann zum Skat gesucht wird. Erste-Klasse-Proben nehme ich gern das Geld ab.“

„Nein, Lord,“ rief Schwipps, plötzlich ordentlich warm werdend, „jezt hab' ich etwas viel Besseres für Dich. Donnerwetter ja, hast Du Glück! Augen rechts! Schau hin und bleibe bei Sinnen!“

„Wen meinst Du denn eigentlich? Den blonden Käfer dort in der Ecke? Das scheint allerdings eine äußerst appetitliche Strabbe zu sein.“

„Das schnobrichste Mädchen, das je in Kreiberg geschwoft hat. Das heißt, sie ist von Dresden; Vater soll kleiner Handlungsgärtner oder sonst ein dunkler Ehrenmann sein. Hier hält sie sich natürlich nicht studirens halber auf, sondern ist auf Logirbeisuch bei einer lahmen Tante, ehrsamem Stellmacherwittib im Stadtgrabenquäschen. War auf Beisuch, denn das sieht wie Heimreise aus. Ausgerechnet bei dem Wetter! Die lahme Tante kann das Nichtchen natürlich nicht auf den Bahnhof begleiten, und da sitzt das arme Wurm wie auf dem Präsentirteller mit derselben Mastkuh von Dienstspritze, die sie jeden Donnerstag vom Tanzverein abgeholt hat . . .“

„Allerhand Achtung, Du scheinst ja höllisch unterrichtet zu sein . . .“ bemerkte Lord dazwischen.

„Kunststück! Unsere Füchse waren doch wie nähr'ich hinter dem Mädcl her. Aber über einen Tanz in Ehren hat's doch Keiner gebracht. Schau Dir den süßen Frag einmal näher an, Lord! Ich lege die Hand in's Feuer, daß das noch ein ganz unschuldiger Grasaff ist.“

Lord kniff das Monocle ein, nahm eine Kennermiene an, schaute prüfend in der Richtung Augen rechts und sagte dann mit der vollen Unfehlbarkeit, mit der er im „Biergericht“ die Gegenpartei zu verdonnern gewohnt war: „Leg' Deine Hand lieber nicht in's Feuer, Schwipps! Das ist eine reizende kleine Confectioneuse, meinetwegen die Perle, die Krone aller Confectioneusen, aber so unschuldig ist so was nie, wie es aussieht. Charme hat sie und Chic, Alles, was wahr ist' . . .“ Aber was liegt mir daran?!”

„Menich, Du hast das Glück, wenn Du's schlau andrehst, mit ihr in demselben Coupé nach Dresden zu fahren, einzuschneien! . . . Aber was ist denn das? Jetzt rudert ein rother Dienstmann an sie heran; er hat wohl den Gepäckschein für sie gelöst; sie giebt ihm ihr Reisetäschchen; er loot die überflüssige Duenna hinaus, um so besser! Nam? Da ist ja auch ein Dvorbebedienter, er wispert mit dem Dienstmann; die Bestie feirt verdächtig. Den gallonirten Tagedieb kenne ich doch . . . Das ist ja der Leporello des Grafen Kasjulow. Heiliges Zwiebelmuster! jetzt geht mir eine Bogenlampe auf. Der fatale Caviar-Russe soll dem Mädcl dieblich nachgestellt haben . . . Da ist Etwas los, und der Zuchtengraf hat die Hand im Spiel. Das muß ich herauskriegen. Entschuldige mich einen Augenblick!“ Damit war Schwipps aufgesprungen, im Nu hatte er den ganzen Wartesaal durchquert, die Thüre zur Sonderabtheilung für Reisende I. Klasse geöffnet, einen Blick in dieselbe geworfen, die Thüre wieder dröhnend in's Schloß fallen lassen und sich zu seinem Commilitonen zurückbegeben, der ihm mit einem Anflug von Spott entgegen rief:

„Du kannst noch einmal Detectiv werden, wenn's im Examen schief geht.“

„Wenn nur alle Detectivs so rasch auf die richtige Fährte kommen! Was hab ich gesagt? Der Russe ist da, im Pelz bis über die Ohren.“

„Dann scheint die Sache allerdings nicht ganz koscher.“

„Abgefartct ist sie. Das Mädcl fährt mit ihm, erste Klasse natürlich. Weiß der Teufel, wie der Talgfreßer das dumme Ding zu so was beschwast hat! Wenn ich ihm nur ein Bein stellen könnte! Ob ich ihm einen dummen Jungen aufbrumme?“

„Unim! Dann verehrt er Dir seine Karte und reißt erst recht ab. Nein, mein lieber Schwipps, das werden wir anders machen. Lauf schnell für mich an die Kasse und löse mir ein Zuschlagbillet. Jetzt fahre ich auch erste Klasse. Auf die paar Groschen kommt's nicht an. Ich bin sonst kein Spielverderber, aber dem will ich das Entführen verfallen!“

„Wird besorgt!“ rief Schwipps und stürzte ab, während Lord seine Sachen zusammenrichtete und beim Stift energisch noch einmal neuen Stoff bestellte.

Das Mädchen in der Ecke, „der süße Fraß“, hatte wohl gemerkt, daß sie Gegenstand der Beobachtung für die Studenten geworden war. Nachdem sie ihre Duenna mit dem Dienstmann weggeschickt hatte, fühlte sie sich allein an dem Marmortischlein wie zur Schau ausgestellt und wäre vor Scham und Scheu am liebsten unter den Boden gesunken. Es war ihr plötzlich, als ob sie hinaus müßte in Nacht und Schneesturm, über die verwehten Plätze, durch die todten Gassen bis an das kleine Haus im Stadtgraben-gäßchen zu der lahmen alten Frau. Sie getraute sich nur nicht aufzustehen und, von Aller Augen verfolgt, allein durch den Saal zu schreiten. Ob sie das quälende Bewußtsein hatte, vor dem ersten verhängnißvollen Schritt vom Wege zu stehen? Ob ihr das Gewissen schlug? Ob sie wirklich noch so unschuldig war, wie sie aussah? Man hätte darauf schwören mögen. Ein prickelnder Reiz knospenhafter Jugendlichkeit und Anmuth war über das holde Gesicht ausgegossen. Nicht als ob sie eine Schönheit in irgend einem Stil gewesen wäre. Nichts weniger als das. Aus dem wahrheitsgetreuen Signalement ihrer einzelnen körperlichen Reize hätte auch der verliebteste Bildhauer sein Lebtag keine regelrechte Venus oder Psyche zusammengestoppelt. Das organische Ganze, das die gütige Natur da aus Duft und Licht gewebt hatte, war von unwiderstehlichem Zauber umflossen. Magda gehörte zu den schlechtweg bildhübschen Mädchen, die nicht mehr Toilettenkünste brauchen, als der angeborne Pubim jeder Ewatochter von selbst hergibt. Ein leichter Federhut, der mit dem lichtbraunen Lockenköpfchen zur Welt gekommen zu sein schien, eine hellfarbige Tricottaille, die sich der geschmeidigen Büste lieblosend anschmiegte, ein fußfrei gerafftes Wollkleid, ein paar Bänder und ein paar Blümchen, das war der ganze Zauber, den sie brauchte, um jedes Auge zu bestechen; da war Nichts, was eine gefällige Form abichtlich verrieth, und doch errieth eine jede der erste Blick, vom lieblichen Ganzen zugleich gefesselt. Das unbewußt Anziehende in Magda's Wesen war das ausgesprochen Typenhaft ihrer Erscheinung. Es giebt einen Typus zart-zierlicher, schlanker, deutscher Mädchengestalten mit süßen Madonnengeichtchen, die einen wie Frühlingsblumen kindlich anlachen und mit großen verlangenden Augen zugleich ganz begehrlieh anschauen; es ist auch kein leerer Wahn, daß sie in Sachsen besonders zahlreich wachsen, und wie Magda in ihrer lieblichen Selbstverwirrung jetzt da saß und aus den großen, rehbraunen Augen kaum aufzublicken wagte, war sie die richtige Verkörperung jenes Typus, eins von den verführerischen Mädchen, für die man eben noch beten möchte, um gleich darauf mit ihnen frisch darauf los zu sündigen.

Schwipps kam mit dem Zuschlagbillet und der Nachricht zurück, daß der sehnlich erwartete Zug bereits signalisirt sei und in ein paar Minuten

einlaufen werde. Rasch wurde das Trinkerexercitium noch einmal in beschleunigtem Tempo repetirt, und Lord, der das Zuschlagbillet mit einem „schönsten Merci“ zu sich steckte und nach dem lieblichen Mädchen hinüberschielte, schien eine Art philosophischer Anwandlung zu haben und sagte: „Höre 'mal Schwipps, ist es nun pure Menschenliebe oder ganz gemeiner Meid, daß wir uns da hineinmischen?“

„Keins von Beiden,“ entgegnete Schwipps, „aber ein Stück sociale Frage ist es. Was auf unserem Grund und Boden wächst, ist unser und soll unser bleiben. „So laßt uns sagen und so es behaupten“ — sag' ich mit dem alten Goethe. Der Teufel hol' alles vaterlandslose internationale Gefindel, das uns unser Eigenthum wegdisputiren will! Und diese Kosaken sollen uns ungestraft die lieblichen Töchter des Landes vor der Nase wegfishen! Du weißt, Lord, ich simple nicht gern Politik oder sonst was, aber die Russen, die wir jetzt hier haben, jeden Morgen möchte ich einen zum Frühstück roh verschlingen und diesen Masjulow zuerst. In seinem Commercibuch heißt es:

Ich hab den ganzen Vormittag
Petroleum studirt,
Drum sei nun auch der Nachmittag
Dem Sprengstoff dedicirt.“

In das Gelächter Lords über diese Variante des bekannten Textes erklangen die drei kurzen gellenden Locomotivpfeife und das schallende Signal der Bahnhofsglocke, welche die Einfahrt des Zuges in die Station verkündigten. Die Thüren wurden aufgerissen, Alles strömte auf den Bahnsteig hinaus, wo ein nur minutenlanges, aber durch Kälte und Wind verschärft-ungemüthliches Treiben sich entwickelte, die Handfarren mit ihrem nervenerschütternden Rollen die Bagage zum Gepäckwagen schafften, Packer, Packmeister und Postschaffner hastig und mit lauten Rufen die Eilgüter, Briefbeutel und Gepäckstücke einander zuzählten, während die Wagen-Revisoren mit Laterne und Hammer an den Wagengestellen entlang krochen, jedes Rad, jede Feder beleuchteten und die klingenden Hämmerschläge ertönen ließen, mit denen sie jede Achse auf ihre actuelle Diensttauglichkeit prüften. In dem wirren Gedränge der Passagiere, die so schnell wie möglich gute Plätze in den geheizten Coupés zu erhaschen suchten, hatten Lord und Schwipps die kleine Magda nicht aus den Augen verloren. Sie eilte pfeilschnell hinter dem rothen Dienstmann her, der ihre gestickte Reisetasche trug und seinerseits dem Livreebedienten blindlings folgte. Erst ziemlich an der Spitze des Zuges, dicht hinter dem Gepäckwagen machten sie Halt. Dort befand sich ein Waggon I. Klasse: Coupé mit Halbcoupés hinten und vorn, und vor dem letzteren stand auch bereits ein Herr in seinem Pelz, der den Schaffner zu veranlassen wußte, daß er ihm das Spitzenhalbcouvé öffnete. Ehe sie sich's versah, war Magda in dasselbe hineingehoben und geschoben worden, der Livreebediente hatte ihre Reisetasche mit seines Herrn

Handgepäck gemeinschaftlich darin untergebracht, und der Herr im Pelz wollte nunmehr auch behende einsteigen und die Thüre hinter sich zuziehen, — da rief eine richtige Bierstimme, die an's Salamander-Commandiren bei Commerzen gewohnt war: „Halt!“ Und in aller Eile riß Schwipps à tempo so heftig die Coupéthüre nach Außen, daß der Herr im Pelz ziemlich unsanft auf den Bahnsteig zurückgeschwungelt wurde und ebenso betreten wie gereizt in dem bekannten deutsch-russischen Tonfall die Worte hervorrief: „Muß sehr bitten, das Coupé ist belegt, aber sehr belegt!“

„Wie so? Eine Dame, ein Herr, das sind erst zwei Plätze, oder soll vielleicht Ihr Bedienter?“

„Mein Herr, mir scheint . . .“

„Hier gilt kein scheint — Erst die Platzfrage. Das Weitere findet sich.“

„Schaffner! Aber Schaffner!“

„Ja wohl, Schaffner,“ rief Lord, „hier ist noch ein Platz frei für einen armen Reisenden erster Klasse. Ganz wie für mich gemacht, ich fahre gern Halbcoupé und vorwärts.“

Nunmehr meugte sich der Zugführer drein: „Nebenan ist noch Platz.“

„Paßt mir nicht nebenan.“

Der Zugführer mit erhobener Signalweise treibt zur Eile. Inzwischen haben, durch den Lärm neugierig gemacht, die Insassen nebenan das Fenster herabgelassen, ein behäbiger Herr erblickt die Studenten, er winkt dem Zugführer, der den Wink sofort versteht, auf Lord zuspringt und demselben höflich mittheilt, daß die Herren nebenan schon seit Reichenbach auf einen dritten Mann zum Skat fahnden.

„Skat? Was sind's für Herren?“ fragt Lord, mit einem Bein bereits im Coupé.

„Ein paar Commerzienräthe aus Görlitz.“

„Commerzienräthe?“ Lord tritt etwas vom Halbcoupé zurück.

„Du wirst doch nicht!? ruft Schwipps außer sich.

„Ein Skat mit Commerzienräthen, das ändert die Sache. Machen Sie die Klappe auf! Adio, Schwipps! Grüß mir den ganzen C. C. Auf Wiedersehen beim Abschiedscommerz!“

Und ehe Schwipps noch ein Wort für seine Entrüstung findet, ist der Russe im Pelz wie ein Mal zu Magda in's Halbcoupé geschlüpft, der Schaffner hat die Thüre zugehakt und Lord in's Nebencoupé lancirt, der Inspector winkt, der Zugführer giebt das schrille Abfahrtszeichen, die Conducteure springen auf's Trittbrett, der Heizer, der sich den ganzen Trödel mit angesehen hat, schwingt sich auf die Maschine, und „Fertig! Fort!“ klingt's durch die Halle. Der Locomotivführer legt die trotz des Pelzhand- schuhs halb erstarrte Faust auf den Regulator, ein Ruck, die Maschine püstet und prüstet, sie regt und bewegt sich, puffend bläst sie eine Dampf- wolke gegen das Dach der Halle, die zweite schon in das Schneegestöber draußen, daß die weißen Schneeflocken und die rothen Feuerfunken wild

durcheinander tanzen; die farbigen Signallichter an den Weichenstellen gleiten sachte vorüber, ein langgezogener heiserer Pfiff, noch ein paar Doppelschläge der elektrischen Glocken, deren reine Terz c—e vom Sturm verweht wird — und draußen ist der Zug in der grimmfalten schneetreibenden Winternacht.

II.

In dickwichtige Hölzer, Pelzjacken und Pelzmützen eingemummt standen der Locomotivführer und sein Heizer auf der großrädigen Schnellzugslocomotive, die den stolzen Namen „Bismarck“ trug“. Der Führer war ein herkulisch gebauter, wettergebräunter junger Mann, wie geschaffen für seinen eisernen Beruf; im Vergleich mit ihm sah der mittelstarke Heizer eher schwächlich und schwächlich aus. Eine ganze Weile sprach Keiner von Beiden ein Wort; auf Locomotiven wird überhaupt wenig gesprochen, am wenigsten aber bei scharfer Kälte; der Führer rückte zuweilen an den Griffen, durch die er die Maschine in die verschiedenen Gangarten versetzte; von Zeit zu Zeit warf der Heizer Brennmaterial nach. Ein rabenfinsternes, sturmtobendes, schneetreibendes Chaos lag die Nacht vor ihnen, kaum den Schornstein der Maschine konnten sie erkennen. Sie kämpften, während die Passagiere sich in den geheizten Coupés ganz häuslich bequem machen, einen ununterbrochenen Kampf gegen die gespenstischen Schrecken dieser Finsterniß. Durch des Führers Gehirn zuckten wetterleuchtend die unabwiesbaren Gedanken an die tausend Gefahren im Ungreisbaren vor ihm. Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Signalbaum umgelegt oder einen Wagen von einer Station auf die Bahn herausgetrieben? Hat der Druck der Schneewehen die Telegraphenleitung zu Fall gebracht? Ist irgend eine Ausweichung nicht auf dem rechten Geleise? Hat eine aus dem Boden sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleise gebildet? So quält er sich in Einem fort mit furchtbarlichen Fragen. Er ist beim letzten längeren Halt, halb steif und betäubt vom Frost, um seine Locomotive herumgegangen und hat sie mit Argusaugen auf ihre maschinelle Gesundheit geprüft; es war ja noch Alles im Schuß, aber im nächsten Augenblick kann ein kleiner Sprung im Radreifen, das winzige Ritzchen in einer Achse, die seinem Luchsauge entging, die Ursache zu einer entsetzlichen Katastrophe, einem jähen Ende mit Schrecken werden. Er muß immer und immer daran denken und dennoch mit ruhiger Hand den Regulator weiter öffnen und die feuchende Maschine immer rastloser in die unheimliche Finsterniß der Nacht hineinjagen, in welcher das Heulen des Schneesturms jeden Warnruf der Signale verschlingt. Und ruhig stand der jugendliche Führer des „Bismarck“ auf seinem Posten. Er kannte noch eine ganz andere Gefahr; er wußte aus Erfahrung, daß die Wirkung der Kälte auf die Kopfnerven sehr häufig jenen apathischen Zustand erzeugt, der die Locomotivführer im Stehen schlummern läßt. Da heißt es ein Mann, ein Held

der Pflicht sein: der furchtbaren ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt bleiben, mit dem letzten Aufgebot physischer und moralischer Kraft die Augen offen und den Blick auf die Fahrbahn gerichtet zu halten, auf den engbegrenzten Schein, den die Laternen der Locomotive in hinzitternden bläulichen Strahlen auf die Schienen werfen und der beim windschnellen Dahinjaulen des Zugs die leuchtenden Stangen der Telegraphenleitung in eben so viel grelle herabschießende Blitze verwandelt und Bahnhäuser, Wasserkrähne, Felswände, Gesträuche, Brücken wie lauter in wilder Jagd dahinstürmende Visionen aus dem dunklen Schoß der Nacht jäh emporzucken und ebenso jäh wieder im finsternen Nichts verschwinden läßt. Wie der wirbelnde Schnee ihm auch in's Gesicht peitschte, wie der von der Maschine windabwärts geschleuderte Dampf ihn auch umbrandete — unbeirrt von allen Schrecken um ihn her, wach und rubig, seines starken Herzens, seines hellen Kopfes, seiner eisernen Wirbelsäule sicher und bewußt, stand der Führer des „Bismarck“ und öffnete den Regulator weiter, daß der Zug noch dämonisch ungezügelter in die Nacht hinein schoß und die dröhnenden Räder kaum mehr die Schienen zu berühren schienen. „Feuern!“ ruft er mit einem Mal dem Heizer zu. Der durch den Gegenflug der Maschine verdoppelt rasende Sturm zerrt den Schall vom Mund weg, das Prasseln, Zischen, Klappern und Heulen hat den Zuruf übertäubt; wie im Traum vor sich hinstarrend, lehnt der Heizer am Bremsapparat des Tenders und hat offenbar nichts gehört. „Feldmann! Feuern!“ ruft der Führer lauter, und die kräftige Hand legt sich schwer auf den Arm des Heizers. Erschrocken fährt dieser in die Höhe und greift nach der Kohlenschaufel, während der Führer die Thüre der Feuerung aufreißt. Ein blendendes Strahlenbündel schießt aus der weißglühenden Feuermaße schier senkrecht in die Höhe, verwandelt die Dampfmaße in einen phantastischen Höllengebühel und läßt das Schneetreiben wie einen teuflischen Herenjabbath um die Maschine herum erscheinen. In dem Gluthlicht duckt sich die dunkle Gestalt des Heizers ein Duzendmal hin und her, jedes Mal auf dem Tender die mächtige Kohlenschaufel füllend und sie in die Feuerung ausstürzend. Er hat mechanisch weiterschaukelnd weit über das erforderliche Quantum Kohlen in den Rachen des Moloch geworfen; eine ungeheure, sprühende Funkenmaße, der prächtigste Feuerwerkseffect, ein unvergleichliches Sternschnuppen-Bouquet, entströmt dem Schornstein . . . „Genug, genug!“ schreit der Führer und reißt mit der Kette die Feuerthüre zu. „Was haben Sie nur auf einmal, Feldmann? Sie sind ja wie ausgewechselt.“ „Ach, Herr Mulde,“ seufzt der Heizer, „mir ist auch gar nicht recht zu Muth!“ Der strenge Führer blickt zuerst finster auf den jammernden Mann und fragt dann milder gestimmt: „Haben Sie vielleicht eine mit?“ . . . „Im Tenderkasten, ja wohl,“ ergänzt schüchtern der Heizer, er weiß, daß die verbotene Kummflasche gemeint war. „Dann leisten Sie sich meinetwegen einen Schluck,“ jagt der Führer mild und zieht den Gürtel um den Leib etwas fester. „Ach, das kann mir auch Nichts

helfen“ meinte Feldmann und versiel wieder in das vorige stumpfe Hinbrüten. Ihm war wirklich zu Muth, als ob ihm überhaupt Nichts auf der Welt mehr helfen könnte. In den paar Minuten des Freiburger Aufenthalts hat er Etwas gesehen, was ihm den Athem benahm, das Herz stocken und das Blut zu Eis erstarren ließ. Sie hatte er gesehen, die kleine Magda, die jüngste Tochter des Handelsgärtners Mulde. Wie lange liebte er sie schon ganz heimlich und treu! Er hatte es kaum sich, geschweige ihr zu gestehen gewagt! Er schaute nur zu ihr empor, wie zu einem höheren Wesen: sie war ja die Schwester seines verehrten Führers, des Hans Mulde, des flottesten von allen Locomotivführern der ganzen Staatsbahn! In seinen kühnsten Träumen hatte er nicht gewagt, an ihren Besitz zu denken. Aber sein Herz hing nun einmal an dem lieblichen Bild, und das konnte ihm doch Niemand verwehren, von ihr zu träumen und es ihr im Traum sogar zu sagen, daß sie der schönste, beste Engel auf Erden sei — . . . Und das war mit einem Mal Alles aus und vorbei, war eine elende, nichtswürdige, infame Lüge. Ein Hohn, ein Spott auf den Glauben an die Menschheit war's, die ganze Welt war des Anspuckens nicht mehr werth. Er hatte sie nur zu deutlich gesehen, er hatte auch das ganze Drum und Dran in der furchtbaren Qual des Augenblickes begriffen, als er wie versteinert da stand. Wie er aber nach all dem wieder auf die Maschine gekommen war, das war ihm ein Räthsel. Und jetzt stand er da in Sturm und Kälte, neben ihrem Bruder, im härtesten Dienst, in beständiger Aufopferung für Andere . . . und die nächsten Menschen gleich hinter dem Gepäckwagen, im wohl durchwärmten molligen Coupé, im traulichsten Beieinander, wie ein glücklich verbundenes junges Paar, Magda und ein Unbekannter, ein nobler Herr, in feinem Feltz, ein Reicher, ein herzloser Schuft, ein Verführer, — er durfte es nicht ausdenken, das Blut hämmerte an die Schläfen, als wollte es die Hirnschale zer Sprengen! Herrgott! Wenn ihr Bruder eine Ahnung hätte! Soll, darf er ihm verhehlen, was er gesehen hat? Wär's nicht tausend Mal besser, auf dem Fleck ihm die nackte, brutale Wahrheit zu gestehen? Aber bei dem bloßen Gedanken schon faßte den Nerven ein so heftiges schüttelfrostartiges Zittern, daß er sich am Tender festhalten mußte. Am liebsten wäre er von der Maschine, die gerade mit hellem Dampfausschrei aus einem Tunnel heraus auf eine Brücke einbog, mit einem Satz in den sicheren Tod hinausgesprungen, da wär' mit einem Mal Alles verwunden und überstanden gewesen. Aber warum denn allein zu Grunde gehn? Sie und er und die anderen Alle mußten mit in den Abgrund, ob schuldig oder nicht, darauf kam's in dieser Welt ja doch nicht an! Ha, mit welcher Wollust er jetzt ein Hinderniß auf den Schienen erblickt hätte . . . Wenn er selbst . . . „Feldmann!“ rief der Führer, „wo haben Sie denn schon wieder Ihre Gedanken? Wenn's auf Sie ankäme, gingen wir heute rein zum Teufel!“

„Je eher, je lieber! Die ganze Welt läuft der Hölle in den Nachen.“

„Aber es ist nicht mein Beruf, die Leute per Schnellzug dahin zu befördern.“

„Schweigen Sie mir von unserem Beruf,“ schrieb Feldmann außer sich, „einen schenßlicheren giebt es nicht. Da stehen in Sturm und Kälte, sich schinden auf Leben und Tod, mit der Schlafsucht kämpfen wie mit dem bösen Feind — für das noble Gefindel da hinter Einem, das sich's auf den weichen Polstern wohl sein läßt, die Praßer und Schlemmer, die verfluchten Reichen“ . . .

„Pfui, Feldmann! So weit sind Sie auch schon? Das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt.“

Der Zug war in eine Böschung des dichten Forstes bei „Edle Krone“ eingelaufen, er ging unter'm Wind, und die Fahrt war ruhiger, so daß Hans Mulde nicht zu schreien brauchte und gesprächiger wurde.

„Sehen Sie, Feldmann, mein Vater ist bloß ein kleiner Handlungsgärtner, aber dafür bin ich in dem Glauben groß geworden, daß die ganze Welt ein großer Garten Gottes ist, in dem für jeden Menschen seine Lieblingsblume wächst. Und so hat mich mein Vater gelehrt: Sei zufrieden mit Deinem Loos, und Du bist reicher, als das Hans Rothchild! Nimm nach Zufriedenheit mit Dir selbst — das heißt: thu jeder Zeit, in jeder Lage, was Du sollst, so gut Du's kannst! Dann thust Du Dir selber mehr Ehre an, als der König Dir geben kann.“

„Sei arm, ehrlich und verhungere! Das ist der Lohn, den man davon hat.“

„Mein Lohn ist das Gefühl, daß ich zu Etwas nützlich bin auf der Welt. Daß muß mir doch der Feind lassen, daß ich etwas Gutes thu', wenn ich in einer Nacht wie die heutige, die kein Zuckerlecken ist, mit dem Aufgebot meiner Kraft ein paar hundert Menschen über alle Härlichkeiten sicher an's Ziel bringe. Es giebt Teufel in Menschengestalt, die aus Bosheit und Tücke, aus Haß und Neid mit kaltem Blut so einen Zug in die Luft sprengen können. Daß ich das Gegentheil von so einem Hundsfott bin, Feldmann, das ist mein Lohn.“

„Ja, wenn's noch anerkannt würde!“

„Es wird, Feldmann, es wird! Das fühl' ich, so oft ich von solcher Fahrt heil und gesund nach Hause komme. Die frohen Geichter von Vater und Mutter, und die Schwestern erst, die ernste, stille Martha und das lachfrohe Ding, die Magda, — das ist allemal ein Fest, wie wenn der verlorene Sohn zurückkehrte. Und wenn ich mich zehn Stunden lang im Dienst halb todt gefroren habe, ein Augenblick so warmer Menschenliebe um's Herz herum — und Alles ist vergessen! Das ist mehr wie Lohn, das ist Glück. Um Gottes willen still — Nichts berufen! Jetzt heißt's aufpassen. Wir müssen gleich aus dem Forst heraus sein, die Lichter da unten, das ist Tharant. Der Wind wird steifer, und der Schnee noch dichter. Wir sind noch lange nicht daheim, Feldmann.“

Eine so lange Rede hat Hans Mulde noch nie auf der Locomotive gehalten, er zieht die Pelzmütze tiefer über die Stirn herein und bemerkt nicht, daß sein Heizer weint und schluchzt wie ein Kind.

Jetzt gilt es, die rasende Hast des Zuges zu hemmen, der nunmehr in abschüssigem Gefälle, das an Steile dem Semmering und Brenner Nichts nachgiebt, über Futtermauern von mehr als hundert Fuß Höhe und an schroffen Felswänden hin in das malerisch-romantische Waldthal mit dem ruinengekrönten Städtchen hinabgleitet. Der Sturm hatte bedenklich aufgefrißt. Von unten nach oben läßt er jetzt den feinen, kalten Schnee in wilder Brandung an die eilende Maschine anschlagen, so daß sich förmliche Schneesturzwellen über den Schornstein und das Schukdach mit solcher Gewalt ergießen, daß die beiden Männer sich jeden Augenblick am Geländer festhalten müssen, um nicht, wie auf hoher See, über Bord geschleudert zu werden. Dabei hat sich der Schnee an windstillen Orten heimtückisch zu lockern Windwehen zusammengelagert, und jedesmal überläuft den beherzten Führer ein Schauer, wenn im fahlen Schein der Locomotiv-Laternen plötzlich die weißen, über die Bahn ragenden Mauern geipenstlich vor ihm auftauchen und die Maschine in die weiche, unheimliche Masse hineinschneidet. Zischend und sprühend stäubt vor den Bahnräumern der Schnee auseinander, und haushoch fliegen links und rechts die geballten Massen von den Rädern auf, wenn die Speichen im wind-schnellen Drehen von der flüssigen Schneeflut gefüllt werden. In einen Wirbelsturm von Eispnadeln und Schneestaub ganz eingehüllt, feuert und heßt die Maschine dahin, die Signale verschwinden, auf's Gradewohl geht's in das blinde Ungefähr hinein.

Die Commerzierräthe im Coupé erster Klasse haben an Lord ihren Meister im Skat gefunden, er hat ihnen in aller Eile einen Haufen Geld abgenommen. Misnmuthig, weil er blos Pech hat und noch keinen „Wenzel“ zu die Hand kriegte, äußert der Eine: „Wir müßten schon längst in Dresden sein. Wir fahren schlecht. Der Dienst könnte etwas strammer gehandhabt werden.“ Er war im Aufsichtsrath verschiedener Privatbahnen gewesen, er mußte es ja verstehen. „Wo, in Dresden?“ sagte Lord, an dem gerade das Kartengeben war, „wir sind ja noch nicht einmal durch Tharant geraffelt. Jetzt keine Müdigkeit vorschützen, meine Herren, dreimal 'rum langt's noch!“

„Also noch dreimal 'rum!“ und sie spielten unverdroffen weiter. —

Im Halbcoupé nebenan suchte Graf Massulow das junge Mädchen, das still in sich hineinweinte, mit schönen Worten zu trösten und heiter zu stimmen. Er sprach von seiner grenzenlosen Liebe, von unermesslichen Gütern am kaspischen Meer, von glänzender Zukunft und goldenen Bergen. Er konnte den lieben Onkel aus Warichau nicht genug rühmen und die gute Tante, mit denen Beide sie heute Abend im Hotel zu Dresden noch zusammentreffen würden. Sie hätten versprochen, Magda wie ein Kind

aufzunehmen. Welche Ueberraschung für die einfachen Gärtnersleute im Vorort drüben, wenn ihre jüngste Tochter plötzlich als russische Grafenbraut mit ihrem neunzackigen Bräutigam vor sie hintreten wird! Lache doch, Magda, lache! Aber sie konnte nicht lachen und seufzte: „Wenn nur Alles gut abläuft. Wenn nur kein Unglück geschieht!“

Der Graf in seinem Leichtsinne bezog diese Aeußerung auf die nahe-
liegende Angst des Mädchens vor einem Eisenbahnunglück, weil gerade eine Schneewehe mit fürchterlichem Anprall an das Coupéfenster schlug, und äußerte verächtlich: „Das bisschen Schneesturm! Was soll denn passieren? Die beiden Tölpel da vorn auf der Maschine werden schon aufpassen.“ Bei diesen rohen Worten mußte Magda an ihren braven Bruder Hans denken, und sie begann nur um so heftiger zu weinen.

Die „beiden Tölpel“ auf der Maschine paßten freilich auf. Sie sprachen kein Wort, aber sie standen wie die Mauern. Hans sah mit Schrecken, wie die Locomotive sich immer mehr mit einer Eiskruste überzog. Das aus dem Schornstein, von den Sicherheitsventilen, der Pfeife und den Pumpen unaufhörlich tropfende Wasser, das an der Maschine herabrieselte, wurde vom Sturm hinweggeblasen, oder es erstarrte an den äußeren Maschinentheilen zu Eis. Lange spitze Eiszapfen überall, dicke Eisbuckel selbst an den schnellstschwingenden Organen, hartgefrorener Schnee in allen Zwischenräumen. „Wenn das so fortgeht, frieren die Pumpen ein!“ rief Hans, für den der Blick in die Einzeltheile der Maschine immer schwieriger und unsicherer wurde. Er wollte die Hand nach den Griffen ausstrecken, um die Pumpen spielen zu lassen, da fühlte er, wie die kräftige Haut am Körper magnetisch festgehalten wurde. Seine nasse Gewandung hatte sich in einen starren Eispanzer verwandelt, die Pelzmütze war zum drückenden Helm geworden, Bart und Pelz waren in eine Eismasse zusammengekommen, an den Augenwimpern selbst hingen Eiskristalle, und die Signallichter der Station Tharant, an welchen der Zug eben vorüberjagte, schillerten in allen Farben des Regenbogens. Da rafft er sich auf in seiner ganzen, vollen Mannesenergie, streckt und dehnt die Glieder, daß es kracht, reißt die am Rock festgefrorenen Ärmel los, macht sich frei und schüttelt und rüttelt seinen Heizer, der, auf den Tender gestützt, der unüberwindlichen Schlafsucht zum Opfer gefallen zu sein scheint. „Feldmann! Feldmann!“

„Laßt mich, ich schlag ihn todt, den reichen Hund, den Verführer!“ rief der erwachende Heizer, nur schwer die Worte mit erstarrtem Munde articulirend, aus. Dann riß er entsezt die müden, entzündeten Augen auf: „Was giebt's?“

„Feldmann,“ jagte der Führer nach einer langen Pause, „ich habe Sie heute erst kennen gelernt. Das wird wohl die letzte Fahrt sein, die wir heut miteinander gemacht haben.“

„Das glaub' ich auch, Herr Mulde,“ sagte der Heizer stumpf.

Von nun an sprachen die Beiden kein Wort mehr miteinander. Die Fahrt durch den Plauen'schen Grund und die industriereichen westlichen Vororte Dresdens nahm noch eine gute Viertelstunde in Anspruch, es war ein ununterbrochener Kampf mit dem furchtbaren Dämon der Schlafsucht. Mühsam, mit äußerster Kraftanstrengung hob der Führer zum letzten Mal den Arm, um den schrillen Pfiff ertönen zu lassen, worauf der Zug dröhnend mit den letzten Athemzügen der fast verlöschenden Maschine in die weite Halle des Böhmischen Bahnhofes einlief. Starr und fälteschauernd reicht Hans die Cursuhr dem Inspector, der dienstbesessen die enorme Verspätung feststellt. Mit einem „Gott sei Dank“ aus tiefstem Herzen steigt er ab, prüft zuerst noch einmal gründlich seinen „Bismarck“ auf Herz und Nieren und sieht sich dann nach seinem Geizer um. Der aber ist längst spurlos verschwunden. Kopfschüttelnd tritt Hans den weiten Heimweg an.

III.

Infolge einer malitösen Verschiebung des barometrischen Minimums war über Nacht plötzlich Thauwetter eingetreten. Unter dem schneefressenden Anprall eines steifen Südwests ging der silberflimmernde Schneeflockenschauer in schmutzigen, schüttenden Gießkannenregen über. Es war, als stürzte ein Wasserfall vom Himmel auf das schlafende Dresden herab, und als der Tag anbrach, da waren die Gassen, Canäle und die Plätze Teiche geworden und das griesgrämigste Grau in Grau lagerte über den Dächern. Hell wurde es überhaupt nicht, da rußgeschwärzte Nebel den ganzen Tag über dem Elbthal wallten und wogten, die der wilde Märzsturm bald da, bald dorthin trieb. Erst am Abend legte sich die Maulstille der Elemente, und nach Mitternacht trat Stille ein, ringsherum nur von Mäuschen unterbrochen, vom Mäuschen des hochfluthenden Stroms, vom Mäuschen der tausend und abertausend Wasserrinnen und von dem monotonen Mäuschen der himmlischen Schleusen, denn es jütflutete unerbittlich weiter — meteorologisch ausgedrückt etwa 40 Millimeter in der Stunde. Wer jetzt noch über die Straße mußte, der drückte sich hastig an den Häusern entlang, und was da noch fuhr und ritt und glitt, das huschte und fluchte geräuschlos und eilig seinem Ziele zu. Um so mehr fiel ein nachtbummelnder Trottoirgänger auf, der mitten durch diesen diluvianiischen Bindfadenregen so gemächlich und saumselig die Sachsen-Allee dahinschritt, als ob er für die Wasserdichtigkeit seines Regenmantels bei den paar Nachtwächtern, die ihm nachstierten, geflissentlich Reclame zu machen beabsichtigte.

Es war „Lord“, der nach der Rückkehr von Freiberg die Nacht in einem Spielclub verbracht, den trüben Tag zum Auschlafen benutzt hatte und nunmehr tödtlich gelangweilt aus einer glänzenden Soirée in seinem elterlichen Hause fortgegangen war, um sich seine Kopfschmerzen vom Regen wegdouchen zu lassen, wie er sagte. Von der prachtvollen Villa seiner

Eltern im Englischen Viertel bis zur burgartigen Jägerkaserne, wo die Sachsen-Allee zur Albertbrücke hinaufleitet, mußte Lord mindestens eine halbe Stunde gegangen sein, und es war sicher trotz Regenmantel kein trockener Haaren mehr an ihm; aber er zeigte noch nicht die geringste Lust, den directen Weg über die Brücke nach dem jenseitigen Ufer der Elbe einzuschlagen, wo er ein kleines Gartenhaus mit einem Diener allein bewohnte. Er bog vielmehr links ab und ließ sich ganz behaglich auf einer der Ruhebänke des obern Terrassenufers nieder. Wenn er sich in eine volle Badewanne mitten hinein gesetzt hätte — feuchter hätte es auch nicht sein können. Aber das schien auf Lord gar keinen Eindruck mehr zu machen, er knöpfte mit der größten Seelenruhe seinen Regenmantel auf, und während von der modisch breiten Sutkrempe das Wasser wie von einer Dachtraufe auf den sich vorwölbenden Brusteingang des Krackhemdes herniederstieß, wandelte ihn die Lust an, eine Cigarre in Brand zu setzen, was ihm nach wiederholten Versuchen mit Hilfe eines Lintensfeuerzeugs schließlich sogar gelang. Ein Genuß war die „Henry Clay,“ von denen das Stück zwei Mark fünfzig kostete, unter diesen Umständen auch nicht, aber Lord wollte nun einmal, so wie er da saß und triefte, über seine momentane Lebenslage nachdenken, und wie bei so Vielen, so war auch bei ihm ohne Rauchen kein Denken. Allein es rauchte und dachte sich schwer unter solchen Umständen: Die Cigarre lummelte nur gerade noch so, und je mehr Lord sein Leben überdachte, um so weniger schien es ihm werth zu sein. Lord war das hilflose Product moderner Verziehung. Und das war er beim besten Willen der besten Eltern geworden. Lords Vater — der alte Herr Wendalburen — verdankte Alles dem tollen Jahr 1848: den Nimbus eines politischen Märtyrers und das Vermögen eines amerikanischen Eisenbahnkönigs. Der damals junge Wendalburen, hoffnungsvoller Sproß einer niederrheinischen Kaufmannsfamilie, war im „tollen Jahr“ nicht bloß eine auffallende junge Männerichönheit, sondern ein richtiger turnerischer Revolutions-typus gewesen. Frisch, fromm, fröhlich, frei vom Scheitel bis zur Sohle, die fühnste Demokratie in ganz Rheinland und Westfalen, Augen vom blauen Wasser, eine echte Kreischärlerstirne und ein blonder Lockenkopf, für einen schlappen Hecker-Hut wie geschaffen. Einen jungen herkulischen Vorturner, der so ansah, den mußte das Volk im März anno 48 natürlich zum Bürgergeneral ausrufen. Es gab Bilderbogen, auf denen der General Wendalburen, der noch keinen Schuß Pulver gerochen hatte, eine Barricade hinter sich in die Luft sprengte und den alten Wrangel sammt dem ganzen preussischen Gardecorps zu Paaren trieb. Als die Sache schief ging, riß der tapfere Wendalburen wie die meisten Freiheitshelden aus und ging über das große Wasser nach Amerika, wo ihn die Gesinnungsgenossen mit offenen Armen, aber ohne militärische Ehrenbezeugungen empfingen. Hier wurde er nun ein Held der wildesten Speculation, und man fing bald an, ihn selbst für eine Geldarößmacht zu halten, da er sich's

vermaß, einem der ersten Häuser den Geldkrieg zu erklären. Er wäre sicher unterlegen, aber sein Concurrent hatte zwei Töchter, die in den schönen Feind verliebt waren. Wendalburen heirathete die älteste, und nach ihrem baldigen Tod heirathete er die Schwester, die auch bald darauf starb. Der enkellose Schwiegervater übergab Alles dem siegreichen Schwiegerjohn, den es nach 18 Jahren amerikanischen Kampfes um's Geld gelüstete, die deutsche Heimat, wo neues Leben jetzt dem norddeutschen Bund entsproßte, einmal wieder aufzusuchen. Es war gerade die Zeit, in welcher die alten „Achtundvierziger“ wieder zu Ehren kamen, und es konnte nicht fehlen, daß der amerikanische Nabob mit dem deutschen Einheits-Kimbus am Rhein gebührend gefeiert wurde. Vierzig Jahre alt, wie er kaum war und noch viel weniger aussah, besah sich als etwas verwöhnter Kemmer Wendalburen die Töchter des Rheinlandes, und seine Wahl fiel auf eine über die Maßen schwärmerische Jungfrau, die sich aus dem elterlichen Bankierhaus hinaussehnte und in etwas überstürztem Liebestaumel dem schönen Mann mit dem Kimbus an die Brust sank. Der Starke war fortan Wachs in den Händen der Schwachen. Sie folgte ihm zwar willig nach New-York, war es aber bald überdrüssig, die deutschen Siege alle in der „fünften Avenue“ mit durch das Yankee-Wilieu verdünnter Begeisterung feiern zu müssen, und zum Dank für den in der großen Zeit der deutschen Reichswerdelust ihm geborenen Sohn mußte Vater Wendalburen das amerikanische Geschäft in sichere Hände geben und mit ihr nach Deutschland rückwandern, um dort im klassischen Lande der Erziehung des Menschengeschlechts den hoffnungsvollen Sprossen zu einem Nummer-Eins-Menschen des Jahrhunderts heran zu bilden. Es war ganz natürlich, daß sie die sächsische Königsstadt zum Aufenthalt wählten: Dresden bietet alles für Erziehungszwecke irgend Nothwendige und Ueberflüssige vom jungen Prinzen bis zum harmlosen jungen Floh, der für einen Flohcircus herangebildet werden soll. Dabei ist Dresden die richtige Stadt für reiche Leute, die neben höchsten Theater-, Concert- und sonstigen Kunstgenüssen, wie sie kaum eine andere Stadt bietet, einen internationalen Verkehr pflegen und im großen Stil unbehelligt leben wollen. Aber dieses schöne Dresden hatte keinen Grund auf das Erziehungsergebnis „Lord“ oder vielmehr Erich Wendalburen besonders stolz zu sein. Doch das kommt davon, wenn der Vater so und die Mutter so erziehen will. Wahrlich, der bekannte Musterknabe, an dem der Vater an seiner Hälfte prügelte, während die Mutter ihrer Hälfte Zucker gab, konnte nicht schlimmer daran sein, als Erich, dessen ganze Jugend sich in den schroffsten Erziehungsantithesen bewogte. Das Leitmotiv der Mutter:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut . . .“

wurde vom Vater ergänzt:

„Hat er aber selber Nichts,
Nehm' er dem lieben Nächsten ruhig Gut und Blut!“

Der praktische Vater wollte im Sohn sein kaufmännisches Ideal verkörpert sehen. Dies Ideal war ein Universal-Monopolsystem. Der junge Bendaluren sollte einmal die verschiedenen Zweige technischer und industrieller Productionen des Reiches in seiner Hand vereinigen.

Neben der Weisheit, die so alt ist wie die Welt, daß das Geld eine Macht ist, hatte der alte Bendaluren auch die begriffen, die so alt ist wie die Ausbeutung der Naturwissenschaften, daß das Wissen eine Macht ist, und in der Voraussicht, daß im Zeitalter des Sprengstoffs und der „gegen-einander explodirenden Egoismen“ das meiste Geld vereinigt mit dem größten Wissen schließlich alles Geld und alle Macht an sich reißen werde, war er darauf bedacht gewesen, daß der junge Erich Alles lernen müsse, was seine Altersgenossen und zukünftigen Erfinder, Entdecker, Rothschild und Monopoldynasten auch lernen, und gerade noch so viel mehr, als dazu gehöre, sie zu überlisten. Denn wenn Häckel und Liebiges Recht haben, calculirte er, so ist der pfliffigste Egoist zugleich auch der beste Mensch. Und was nützlich ist, ist gut; daher Alles niedertreten, was Einem nicht direct nützlich ist — und sich Einem hinderlich in den Weg stellt notabens! Weiter aber ging der alte Bendaluren dem doch nicht in der radicalen Weltanschauung; im Gegentheil, die stete Angst um das erworbene Gut nagelte ihn ein für allemal an die Moral der Ordnungsparteien. — Von ganz anderen Gesichtspunkten geleitet, obichon auch in den Naturwissenschaften alles Heil erblickend, hatte Erich's Mutter auf seine Erziehung einzuwirken gesucht. Ihr Ideal war nicht Geld machen, sie konnte sogar eine gewisse Verachtung gegen solche Machenschaft gesliffentlich an den Tag legen, ganz so wie der überfütterte Hund gegen Knochen. Erich hatte es ja auch zum Glücke nicht mehr nöthig. Sie schwärmte für Geld haben, um durch dasselbe ein potenziertes Mensch, ein Uebermensch zu sein. Mit Abscheu vor den Muskeln, die den Herkules zum Herkules machen, kam man ein schwärmerischer Bewunderer des Herkules sein. Und wie der Herkules Muskeln, hat der König Kanonen und Soldaten nöthig, um ein richtiger König zu sein. Aber — und das war der springende Punkt in den vergleichenden Anschauungen der Frau Bendaluren —: wie der göttliche Herkules doch etwas ganz Anderes war als die Summe seiner Muskeln, und wie der große König etwas Anderes als das Produkt aus seinen Kanonen und Soldaten — so muß auch beim ungezählten Millionär ein gewisses Etwas noch hinzukommen zu den Millionen, wenn der Armitte seinen Beruf nicht ganz und gar verfehlt haben soll. Und dieses allein seligmachende Etwas ihrem Erich durch die Erziehung mit auf den Lebensweg zu geben, war Frau Bendalurens eifrigstes Bestreben gewesen. Ein zweiter Alexander von Humboldt in vermehrter und verbesserter Auflage, ein Humboldt des 20. Jahrhunderts — das war das Mindeste, was Erich werden mußte. Eigentlich war Humboldt noch viel zu einseitig und nüchtern, viel zu doctrinär, überwundener Bildungsphilister, vieux jeu. Ein Apostel des neuen naturwissenschaftlichen Evangeliums,

ein mit mystischer Erkenntniß der geheimsten Naturkräfte ausgestatteter, die Menschheit durch die jegensreichsten Erfindungen und Entdeckungen beglückender Messias, der es verstände, die kühnsten Phantasien und dichterischen Traumgesichte à la Jules Verne auf experimentellem Wege wahr zu machen und als höchste Errungenchaften des Menichengeistes zum allgemeinen Besten zu verwerthen — als solcher würde ihr Erich nicht bloß zunächst die einzig mögliche Flugmaschine erfinden und sich damit sozusagen günstig einführen, sondern er würde streng exact methodisch auf inductivem Wege durch einfache physikalisch-chemische Prozesse und bloße Molekularverschiebungen eine nach menschlichem Belieben zu bewirkende Vertheilung von Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit auf dem ganzen Erdball ermöglichen und so im Handumdrehen erreichen, was bisher dem lieben Gott als ziemlich unmöglich nachgefragt wurde, es nämlich Jedermann recht machen zu können. Selbstverständlich war damit auch die meistgesuchte Formel mit dem unheimlichen x des menschlichen Elends gefunden, die sociale Frage so gut wie gelöst. Ebenso die sieben Welträthsel, zu denen sich ein bescheidener Mann wie Dubois-Reymond beispielsweise noch bekennt. Immer herrlicher wird sich die Macht der lebendigen Schöpfung über den toden Stoff offenbaren, bis an die fernsten Weltnebel und ungezählte Siriusweiten darüber hinaus wird Erich, ihr Sohn, in's Unendliche und Unbegreifene hinaus die Marksteine menschlicher Erkenntniß hinausrücken, er wird das letzte Wort jeder Kunst, das erste und letzte jeder Religion, das befreiende Wort des Daseins überhaupt sprechen, der entdeckten Seele die entschleierte Welt, der begriffenen Welt die begreifende Seele zeigen. So etwa, vielleicht noch etwas confuser reimte sich Frau Wendalburen Erichs praktischen Lebensberuf zusammen. Ihr oder vielmehr seines Vaters Geld sollte ihm dazu die Wege bahnen. Zunächst mußte man die Welt auf einen solchen Messias vorbereiten. Frau Wendalburen hielt es für ihre Mission, in den besten Kreisen die Meinung zu befestigen, daß Herr Erich nach glänzend bestandnem Ingenieur-Examen nur noch die nächste beste passende Gelegenheit abwarte, um sich als Retter der Gesellschaft vorzustellen. Sie kannte die heutigen Menschen gerade genug, um zu wissen, daß man die beliebten maßgebenden Kreise auf dem Weg des geselligen Vergnügens im großen Stil leicht für Alles in Bewegung zu setzen vermag. Daher hatte sie ihre Villa zum goldenen Haus der höheren Geselligkeit gemacht, in welchem ein Fest das andere todt heßte. Sie wußte tausend Anlässe zu erfinden, tout Dresde darin zu vereinigen, jedem Geschmack etwas Verlockendes zu bieten, jeder herrschenden Richtung zu huldigen, der einflußreichen Localberühmtheit ein blendendes Relief zu geben und Groß und Klein sich zu verbinden. Die Virtuosität, mit welcher sie die schwere Kunst der Repräsentation auszuüben verstand, bewirkte, daß eine angenehme, wohltemperirte Stimmung für Alle den gastlichen Räumen des „goldenen Hauses“ eine eigenartige Anziehungskraft verlieh. Und doch hatte dies

Alles nur den einen Zweck, den jungen Erich in Scene zu setzen. Was dessen Vater betraf, so erschien derselbe dabei nur als eine Art Prinz-Gemahl der souveränen Königin der Feste seines Hauses. Er hatte auch gerade genug zu thun, sein ungeheures Vermögen im werbenden Kreislauf der Güter zu erhalten. Das bischen Zeit, welches ihm diese verantwortungsvolle Beschäftigung noch ließ, verbrauchte er redlich dazu, monopolistische Pläne für Erichs Zukunft zu schmieden und diesen nach und nach auf seine welterschütternde Finanzmission vorzubereiten. Und wie herrlich weit hatten's die lieben Eltern mit ihrem erzieherischen Barocksmus gebracht! Dahin — daß Erich in ihnen bereits seine ennemis naturels erblickte. Während der Volksmund in seiner trivial-tiefsinnigen Weise ihm nachrühmte, daß er in der Wahl seiner Eltern hervorragend vorzüglich gewesen sei, verließ ihn Tag und Nacht der peinigende Gedanke nicht, daß er sich tausendmal wohler fühlen würde als Sohn der nächsten besten braven Handwerkerfamilie. Da hätte es doch eine Möglichkeit für ihn gegeben, sich heraus, vorwärts, empor zu arbeiten. Er empfand undeutlich, daß das eine Lust gewesen wäre; um so deutlicher empfand er — die ganze Unlust der Lage, in die ihn seine Geburt versetzt hatte. Für letztere sich den lieben Eltern verpflichtet zu fühlen — dazu fühlte er zu modern; gedankt hätte er ihnen für Alles, was sie dem werdenden Menschen thaten — wenn es darnach gewesen wäre, aber da er ansah, sich als den hin und hergeworfenen Spielball ihrer pädagogischen Schrullen vor sich selbst zu entlarven, als das naturwissenschaftlich stigmatisirte Wunderkind, das im Boudoir der Frau Mama die Gesellschaft hypnotisirte, morgen als der selbst registrirende Patent-Monopol-Automat, der neben den Geldschränken in der Schatzkammer des Millionen-Vaters figurirte, da er gar keinen blutwarmen Herzenszug der Freude an seiner angeborenen Natur, sondern nur eitle Absichteilei und Streberei mit der dressirten Gliederpuppe gewahr wurde, da hieß Alles begreifen — Nichts verzeihen, und ein ingrinniger Drama, sich dagegen aufzulehnen erfaßte ihn. Aber er raffte sich nicht auf und rannte auch nicht davon, denn ganz mild und mollig, aber unwiderstehlich, hatte ihn immer wieder, ehe er sich's versah, der paktolische Strom des Wohllebens, die sanfteste aller Gewalten, erfaßt und allen Widerstand in seinen wolüstig schmeichelnden Wellen ersticken lassen. In einem Punkte jedoch hatte sich Erich frei gemacht: er hatte sich, um für's Examen ungestört „ochsen“ zu können, ein einfaches Gartenhaus auf dem Neustädter Elbufer gemiethet. Am „goldenen Haus“ der Frau Wendalburen gab es natürlich nur hübsch eingerichtete Prachträume; ein blauer Musikalon mit Kuppel und mattroja Oberlicht, in welchem der Gral- und Parifalcultus betrieben wurde; eine Bibliothek ganz in Goldleder und Holz, — selbstverständlich werthvollste Schnitzereien, Intarrien, echte Glasmalereien, — hier wurden Vorlesungen und litterarische Symposien veranstaltet; dazu die schönen Räume der Gemäldegalerie, eine Tribuna mit den Perlen der Sammlung, ein Musik-

Salon, ein Böklin-Zimmer, eine Gabriel-Mar-Nische, eine Secessionisten-Ecke u. s. w. Frau Bendalburen hatte ihren besonderen Schopenhauer-Kautenil, einen Helmholz-Kaulenzer, eine Nietsche-Chaiselongue . . . Eines Tages fand sie auf einem dieser Möbel in ihrem Goethe-Winkel einen Zettel mit folgenden Zeilen von Erichs Hand: „Goethe hatte nur Holzstiefel in seinem Arbeitszimmer . . . und zu einem Besucher, der sich über diese Einfachheit überrascht zeigte, sagte er: ‚Bequemlichkeit ist ganz gegen meine Natur. Eine reiche Umgebung hebt mein Denken auf, versetzt mich in einen passiven Zustand. Ich glaube, Pracht, Eleganz ist Etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.‘ Da ich in diesem Punkt genau wie Goethe denke, wirst Du begreifen und mir nicht verübeln, daß ich mir eine Privatwohnung gemiethet und Dich nicht dabei zu Rath gezogen habe. Dein Erich.“ — Als Frau Bendalburen dies las, that sie, wozu sie Talent und Neigung am meisten trieb; sie belog sich selbst, indem sie ausrief: „Der Abscheuliche! das heißt, ich hätte gerade so gehandelt!“ Aber das Garçonlogis ihres Erichs bejaht sie sich mit keinem Auge. Es war nur der Trieb, der Alle bändigt, wenn Erich vor der Zeit ein Junggesellenleben führte, das ihn bald zu völliger Bläsurtheit führen mußte. Es hatte eine Entwerthung aller Werthe in ihm stattgefunden, die ihn Nichts, auch das Höchste, was das Leben bot, nur einen Schuß Pulver werth achten ließ. Hätte er noch frisch von der Leber weg hassen können, er hätte den Reichthum gehaßt, mehr als der explosionsfährigste Anarchist; sein ewiges Reden war: Reichthum macht ärmer als arm; Reichthum lehrt kleiner denken als kleinlich; Reichthum ist Heißhunger in der Sättigung; er ist der Durst des Schiffbrüchigen, der Seewasser trinkt. Und hätte er sich noch so recht nach Etwas sehnen können, er hätte sich nach den Schüttelfrösten gesehnt, wie sie die Haut des Darbenden überlaufen. Aber das Weltbild seiner Lust und Unlust war, noch ehe es die Morgenröthe eines goldenen Jugendtages gespiegelt hatte, in tausend Scherben zerplittert, und aus jedem grinste ihm die Teufelsfrage des Weltfels entgegen. Das Leben erschien ihm eine zwecklose Ebbe und Flut der Sauerstoffströmung in den Blutcanälen seines Körpers; das dunkle Chaos der Reize, Vorstellungen, Triebe, Wallungen, Gedanken und Ideen, die sich in wilder Flucht an dem rothen Faden eines erdichteten Ich abhangelten, schien ihm der Traum eines Irnsinnigen, eines Nachtwandelnden, ein Traum, dem die erquickende Hülle des Schlafes fehlte. Es war natürlich, daß Erich Todesgedanken in seinem Innern wälzte. Er vernahm ganz deutlich die Stimme: „Stirb zu rechter Zeit, also lehrt Zarathustra. Meinen Tod lehre ich Euch, den freien Tod, der kommt, wenn ich will.“ Wer hätte das dem hochgewachsenen, schlanken jungen Mann mit den geschmeidigen, aber von athletischer Muskelkraft strobenden Gliedern angesehen? Dem stilltraurigen Erich vielleicht, wenn den überhaupt Einer gekannt hätte; aber dem laut fröhlichen feischen „Lord“ sicher kein Mensch. Aber das sind die Schlimmsten, die sich

zur letzten Abendmahlzeit lustige Gesellschaft laden und heimlich von der Tafel schleichen, wenn die Gäste gerade am ausgelassensten sind und sich's nicht träumen lassen, daß sie ihren bereits todtten Wirth hoch leben lassen. Es war eine unheimliche Lieblingsvorstellung Erichs, so zu verschwinden — und wie er so vom Regen schon ganz aufgeweicht da saß, froh der Versuchter verlockender denn je an ihn heran. Ohnmacht zum Leben, raunte er ihm zu, ist noch lange nicht Kraft zum Sterben. Willst Du so lange säumen, bist Du nicht mehr so viel Rückgrat übrig hast, um aufrecht aus dem Leben hinaus zu schreiten? (ieb mir Deinen Arm, ich führe Dich bis an's Wasser, ich will Dich sogar hineinstoßen . . ." So hörte Erich den Versuchter zu sich sprechen. Und da sah er sich plötzlich inmitten aller Menschen aus der Soirée bei seinen Eltern heute Abend. Sie meinten es so gut mit ihm. Nur ein Weib, ein vor Standesamt und Altar dazu bestalltes Weib, wäre jetzt noch im Stande, ihn zu retten. „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden“, tröstete sich Frau Bendalburen mit Schiller. Und sie hatte sie auch schon ausfindig gemacht, diese blutarme Jungfrau; sie trug eine schilfgrüne Robe und Moosrosen im dürrigen blonden Haar. Daß ihr Vater ein verichuldeter Graf war, dem an der Börse bereits ein paar Perlen aus der neunzackigen Krone gefallen waren, verlieh der Sache einen Reiz, vor dem sich Erich jetzt wieder schüttelte, indem er daran dachte und unwillkürlich laut ausrief: „Das wäre nun so eine Rettung für's Leben! Heiliger Zarathustra, wo ist dein höherer Mensch, dein Adelsmensch, der Uebermensch?! Wenn es mir nicht mehr vergönnt sein soll, ihn auf Erden zu sehen, so laß mich mit „eigenen Flügeln in eigene Himmel“ fliegen, mich verlangt nach Ewigkeit!“

Der fortdauernde Regen that das Seinige, Erich in seinen auf die Verneinung des Willens zum Leben gerichteten Gedanken zu bestärken. Solch ein Regen kann Steine erweichen. Nur die Hohenzollern und die Landwehr, die ihre schönsten Siege bei Regenwetter erfochten haben, vermag er allenfalls zu Thaten anzusporen; die andern Menschen macht er lebensmüde und müde. Kann doch ein Regen, der nicht aufhört, den Weltuntergang bedeuten! Und Erich's schlaffen, todestrunkenen Sinnen raunte der Regen erlösende Seelendämmerung zu; ihm war, als ob die besten, tiefstgehenden Wurzeln alles Bedenkens und Wollens schmerzlos leicht, ja fast wohlthuend vom Lebensgrund gelockert und aus ihm hinausgespült würden, als ob das immer Ungefüllte, Unsichtbare eingelullt im seligen Gefühl des Zerfließens und Vergehens jetzt zur Ruhe kommen sollte. . . . Wahrhaftig, nur ein Kleines blieb ihm dazu noch zu thun: die paar Schritte an's Brückengeländer, der Schwung über dasselbe . . . Er dachte und sah es vor sich und mußte hell auflachen, weil ihm dabei die reine Jungfrau einfiel, die ihn doch retten sollte. Wie spricht doch Zarathustra? „Euer Ehe-schließen — seht zu, daß es nicht ein schlechtes Schließen sei! Es ist ein großes Ding, immer zu Zweien sein.“ Aber

dazu gehören Zwei! Ich hab an mir zu viel und nicht genug —, also Schluß!”

Indem sich Erich aufrichtete, um vielleicht zu thun, was er sich nicht länger überlegen wollte, huschte in Nacht und Regen ganz plötzlich eine Gestalt an ihm vorüber. Aus dem Dunkeln in's Dunkle — ein flüchtiger Blic. Aber wenn er sie nur in der Augenblickshelle eines zitternden Gaslichtstrahls wahrgenommen hatte, seine Blicke jagten wie Spürhunde hinter ihr her — er wußte nicht, warum. Es war ein weibliches Wesen auf der Flucht, wie es schien, vor Verfolgern. Aber so weit das Auge reichte, kein solcher zu sehen. Schlank war sie, anmuthig, soviel ließ das Licht der zweiten, dritten Gaslaterne, das sie passirte, eben noch erkennen, und blutjung; Füßchen wie diese mit zarten Knöcheln, die so elastisch und sicher von Stein zu Stein springen, das haben nur die Gazellen und die jungen Mädchen. Jetzt hält sie plötzlich inne und blickt scheu um sich; dann ein paar hastige Schritte und wieder Halt, wie unschlüssig, und so noch einmal und noch einmal, und dann resolut links um auf die Brücke zu . . . Da zuckt's mit einem Mal durch Erich's Gehirn: „Das ist ein unglückliches Geschöpf, das sich von der Albertsbrücke in's Wasser stürzen will. Es steht statistisch fest, daß sich alle vierzehn Tage ein Individuum von irgend einer Dresdner Brücke in die Elbe stürzt. In den letzten vierzehn Tagen ist es zufällig keinem eingefallen: die Statistik rast, sie muß noch heute Nacht ihr Opfer haben. Soll's das arme Mädel sein? Verliebt, verführt, verlassen natürlich. Der ganz gewöhnliche Weg jungen Mädchenfleisches — da werd' ich mir doch einmal erlauben, der Statistik ein Schnippchen zu schlagen. Schickial, ich vermesse mich, Dir in's Rad zu fallen. Vorsehung, ich bitte tausend Mal um Verzeihung, aber wenn's wirklich an dem ist . . . Wo ist sie? Aha dort, etwas über den ersten Brückens Pfeiler hinaus, wahrhaftig, jetzt steht sie still, sie ringt die Hände, nein, sie wirft den Mantel ab, was? noch mehr? Die will ganz sicher gehen . . . das heißt untergehen, nicht etwa von den Rößen getragen werden . . . Holla, mein armes Kind, da ist's die höchste Zeit . . .“

Rascher, als er dies Selbstgespräch gemurmelt hatte, war Erich, mit einem Schlage ganz That- und Willenskraft, zu der Treppe gerannt, die zum Ausladequai hinunterführte. Noch einmal spähte er nach der Unbekannten und sah, wie sie im schimmernden Nachtgewande — so schien es ihm — sich auf's Brückengeländer schwang. Da — fünf, sechs und mehr Stufen auf einmal nehmend, war Erich in eben so viel waghalsigen Säben auch schon unten; Hut, Regenmantel, Frack und Weste flogen links und rechts nur so weg, er selbst gerade in den Fluß hinein und auf die Stelle los, wo die stumm ohne Aufsichrei gerade ab von der Brücke herniederstürzende Mädchengestalt just in dem Augenblick im Wasser aufschlug, als er nach energischem Anlauf per Kopfsprung nach vorwärts in die Flut tauchte. Er war ihr mit voller Geistesgegenwart schnurgerade entgegen-

gesprungen, die Strömung mußte sie ihm vollends zutreiben. Und nun galt es, sie von der Seite oder vom Rücken her zu haichen, und das mußte rasch geschehen, ehe noch ein Strudel sie erfaßte. Der von den ausgiebigen Schneefällen und Regengüssen hoch angeschwollene Strom schoß mit verdoppeltem Gefäll und unwiderstehlicher Wucht zwischen den Brückenpfeilern schäumend dahin, drückte hier Alles in die Tiefe, schlang es dort gestaut in sich zurück und trieb es in wirbelnden Kreisen spiralförmig herum. Da war kein Verlaß auf Suchen und Haichen, und der beste Schwimmer konnte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, sich gegen die elementare Gewalt in der Brüstlage zu behaupten. Und auf wie lange? Es war ein furchtbares Entweder — Oder nach Secunden gezählt. Aber die Berechnung Erichs war richtig gewesen: der erste Widerstand, auf welchen er unter Wasser stieß, waren ein Paar weiche Arme, die ihn krampfzuckend anfrallten. Erich besaß so viel Kaltblütigkeit, daß er sich bei dieser Berührung, die ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte, gleichzeitig über sein gelungenes Calcül freuen und mit vollster technischer Sicherheit schulmäßig exact alle Vorichtsmaßregeln in Anwendung bringen konnte, die in dem vorliegenden durch die ungünstigen Umstände erschwerten Fall einzig und allein zur Rettung zu führen vermochten; da es ihm nicht möglich war, mit dem von ihr umklammerten Arm den Leib der Unglücklichen zu umfassen, so drückte er, immer Wasser tretend, sie mit aller Gewalt von sich, um sich selbst die volle Freiheit der Glieder zu bewahren, wickelte das lange aufgelöste und dichte Haar des Mädchens so fest um seinen linken Vorderarm, daß ihr Kopf auf denselben wie auf eine Rolle zu liegen kam, und schob sie, die an seinem gesteihten Arm wie an einer Rettungsstange schwebte, vor sich her dem Ufer zu. Obgleich dasselbe ganz nahe war, so war es doch ein heillos schweres Stück Arbeit, es zu erreichen. Kaum hatte er sich und seine zitternde Last aus einem Strudel glücklich herausgerungen, so zog sie ein neuer Blutrichter in seine gefährlichen Kreise, oder die veränderte Strömung trieb sie wieder vom Ufer ab. Erich mußte seine ganze Kraft darauf verwenden, sie Beide über dem Wasser zu halten, und als er, um sich in der richtigen Schwimmlage zu behaupten, eine Drehung vornahm und den ermatteten linken Arm ein wenig beugte, da geschah es, daß der Körper des todtgeängsteten Mädchens auf den seinen anprallte und jenes von der Erstickungsnoth den Ertrinkenden eingegebene krampfartige Umschlingen stattfand, welches schon den besten Schwimmern bei ihren Rettungsversuchen den Tod gebracht hat. In diesem Fall giebt es nur ein probates Mittel, — Erich zögerte es anzuwenden. Er fühlte das noch lebenswarne athmende Weien an seiner Brust, fühlte das mit dem Tod ringende Herz an seinem Herzen pochen, und es überkam ihn wieder das Sterbenwollen. Am Ende mußte ja doch die Statistik Recht behalten, und hatte er nicht selbst eben erst mit dem Senfmann geliebäugelt, nun faßte ihn die knöcherne Faust, ein kurzer Griff, dann war's

vorbei, ein einziger unangenehmer Augenblick, Athemnoth und entsetzliches Hämmern an die Schläfen, als ob die Hirnschale zerpringen müßte; der Strudel hat sie Beide nach unten gerissen, die Wasser gurgeln, Erich fühlt Alles, wie es kommen muß, wie er's schon einmal durchgemacht hat auf hoher See; das Letzte war ein wunderbares Leuchten wie Sonnenschein auf grünen Matten, himmlisches Klingen und Tönen, damals war er allein, und jetzt fühlt er Alles doppelt, das Vergehen zweier Leben, das Verhauchen zweier Seelen ineinander —, er und sie werden Eins und Nichts in demselben Moment . . . Aber wer ist diese sie? wer? ich will es wissen, sie sehen, sie soll leben, ich will's! Und blitzschnell, wie sie gekommen, war die Anwandlung vorüber, ein Ruck, ein Zusammenraffen, — aber er kam nicht los von ihr, sie krallt sich krampfhaft ihm in's Fleisch, sie zieht ihn hinunter in's Verderben, da greift er kaltblütig und klar, wie er wieder geworden, zu dem probaten Mittel: ein Schlag, so wuchtig er ihn führen kann, auf ihr Genick, und sie ist betäubt, die schlaffen Glieder geben ihn frei, aber da hat er sie auch schon wieder umfaßt und arbeitet sich mit ihr empor. Das Alles war das Werk von ein paar Minuten gewesen, aber sie waren bereits den Strom hinuntergetrieben bis zum Gondelhafen am Fuß des Belvedere. Hier, oder überhaupt nicht mehr, hier, wo verschiedene Treppen in den Fluß hinabführen, muß Erich das Ufer gewinnen, er macht eine letzte gewaltige Kraftanstrengung, zum Glück kam die Strömung, die an die Quaimauer drängt, ihm hilfreich zu Statten, er fühlt eine Stufe, noch eine, er faßt festen Fuß, er athmet tief auf, richtet sich aufrecht in die Höhe und springt, die Ohnmächtige wie ein Kind auf beiden Armen tragend, das Ufer hinan. Das Erste, was er sah und hörte, war eine von der Augustusbrücke herrumpelnde Nachtdroschke. Die schickt der Himmel — war Erichs Gedanke. „Halt!!!“ So angerufen, mußte der Kutscher halten. Erich riß den Wagen Schlag auf: „Um's Himmelswillen aussteigen, meine Herrschaften! Es handelt sich um ein Menschenleben!“ Drei Herren und eine Dame wickelten sich aus dem Fahrgehäuse und waren ganz verdutzt ob des Anblicks. „Sie verzeihen, aber force majeure,“ sagte Erich und hob das ohnmächtige Mädchen in den Wagen. „Ich bin Arzt,“ sagte der eine von den zwei Herren in mittleren Jahren, „wenn ich helfen kann.“ „Kommen Sie mit,“ rief Erich, „ich will's Ihnen fürstlich lohnen.“ „Bitte, recht gern, und vor allen Dingen hier mein Ueberzieher. . . .“ Während er denselben rasch auszog, fanden sich die anderen ermittelten Insassen der Droschke auch in die Situation, und der eine, ein Wigetl, das zuerst etwas von „pyramidaler Zumuthung“ gemurmelt hatte, wollte nicht an Großmuth zurückstehen und bot sofort auch sein kurzes Ueberzieherchen an, ebenso sein Begleiter seinen Kaisermantel und dessen Dame ihren warmen, weichen Blausuchspelz für das arme, verunglückte Weichöpf. „Es thut Nichts, wir haben ja Schirme . . .“ meinte sie. „Das reicht für's Erste,“ rief der Arzt aus der Droschke heraus, und: „Ich werd's

Ihnen nicht vergessen,“ setzte Erich hinzu und dann: „Nun, Kutcher, in die Leipziger Vorstadt, Dypellstraße — so schnell's geht! Ich bezahle das Hoppel, wenn's drauf geht!“ Und die Droschke sauste so schnell, wie eine Droschke sausen kam, der Augustusbrücke zu.

IV.

Es war viel Wasser die Elbe thalab geflossen seit jener abenteuerlichen Thauwetternacht, in welcher Erich sich die vollwichtigsten Ansprüche auf die Rettungsmedaille erworben hatte. Der Sommer war in's Land gezogen. Ueber dem anmuthigen Elbflorenz webte der volle Licht- und Blüthenzauber eines nicht endenwollenden Juninachmittags; Alles, was Odem hatte, freute sich des Lebens, die ältesten Leute konnten und vergnügten sich — und Frau Bendalburen kam auf den nie bisher gehegten Einfall, Erichs Garçonwohnung einen Besuch abzustatten. Sie mußte übrigens diese mütterliche Regung für eine ihres persönlichen Ansehens so unwürdige Begebenheit erachten, daß nicht einmal ihr Kutcher und Kammerdiener darum wissen durften. Auf dem Rückweg von einer mehrstündigen Fahrt durch die Dresdner Haide ließ sie am Linke'schen Bad plötzlich halten, stieg aus und befahl dem Koffelenker wie dem Shawlträger, die sich Beide durch tadellosen Hinterkopfschitel auszeichneten, in pferdeschonendem Tempo ohne sie nach Hause zu fahren. Augenscheinlich mußte Frau Bendalburen nach dem neuesten Stadtplan oder durch mündliche Beschreibung sich über die Vertikalität ganz genau unterrichtet haben, denn kaum war der elegante Landauer ihrem Gesichtskreis entschwunden, so ging sie der Diafonissen-Anstalt entlang, zuerst schmurstracks der Elbe zu, bog, ohne zu schwanke, hier in die richtige Seitengasse rechts, dann dort in die ebenso richtige links und gelangte so rasch auf dem kürzesten Wege zu einem lauschigen Pförtchen in epheubewachsener übermannshoher Gartenmauer, wo sie mit ausgestreckter Hand sich's noch einmal zu überlegen schien, dann aber energisch die Glocke zog. Der Bruder Pförtner, der ihr sofort öffnete, war Erichs Diener Anton, dem man die beneidenswerthe Stellung eines Factotums in einer eleganten Junggesellenwirthschaft am wohlgepflegten Neukeren auf den ersten Blick ansah; die Unterwürfigkeit und Discretion gegenüber selbst Allem, was herrschaftlich auftrat, die Hochnässigkeit und Abweisung in Person gegen alles übrige — Civil. Wenn der bekannte Blix aus heiterem Himmel vor ihm eingeschlagen oder wenn ein veritables Krokodil in Lawn-tennis-Costüm ihm eine Visitenkarte entgegengestreckt hätte, Anton hätte nicht überraschter sein können, als durch das unvermuthete Austausch der Frau Bendalburen. Aber kein Zeichen des Erstauens lief über die aschgraufaltenlose ausrasirte Schauspielerlarve, die so spiegelglatt und fettig glänzte, wie der Parquetboden eines frisch gewichsen Ballsaals. Mit der aller Neugier baaren ganz selbstverständlichen Dienstbesessenheit eines Kammer-

dieners, den sein Herr eben zum siebenten Mal an einem Vormittag hereingeklingelt hat, frug er, sich verbeugend, mit lakaienhaft gedämpfter Stimme:

„Die gnädige Frau befehlen?“

Frau Bendalburen fragte gar nicht erst, ob ihr Sohn zu Haus wäre; sie schien vom Gegentheil unterrichtet und nur, damit der Diener wisse, wie er sich zu verhalten habe, sagte sie kurz: „Ich will mir Erichs Wohnung einmal ansehen.“ Anton nahm diese Erklärung mit einer Respectsverbeugung und Miensenspiel so auf, als ob in den anderthalb Jahren, die Erich hier wohnte, Frau Bendalburen absolut zu gar keiner anderen Stunde auf diesen Gedanken hätte verfallen können als gerade jetzt, und schritt die Wege weisend voran. So wenig Erichs Mutter in diesem Augenblick zu schwärmerischer Natur- und Kunstbetrachtung aufgelegt sein mochte, sie mußte doch, überwältigt von der leuchtenden Rosenpracht, in die sie plötzlich eingetreten war, unwillkürlich an Klingfors's Zaubergarten und Blumenmädchen denken. Und inmitten dieser die daseinsfreudigste Stimmung athmenden Farbenidylle lag die kleine Villa, ein im Geist Palladios ausgeführter Hundbau, der jedes halbwegs classische Gemüth sofort ganz italienisch amuthete. Die Terrassenanlage mit Freitreppen zu beiden Seiten und der offenen Vorhalle machte jenen südlichen Landhäusern so eigenen Eindruck des Offenen, Gastfreundlichen und gesellig Heiteren, der unmittelbaren Lebensberührung mit der Natur. Und daran schlossen sich helle, prächtige Räume mit reicher Holzverkleidung der unteren Wände, traulich und wohllich anheimelnde Gemächer, die sich ringsherum um einen geräumigen, kuppelbedeckten, von Oberlicht erhellten Mittelsaal gruppirten. Alles einfach, edel, vornehm, im Kleinen die bewußte Großheit des Stils nicht verleugnend. Wenn irgendwo, so hätte hier für einen geschmacklosen Besitzer die Gefahr nahe gelegen, sich an dem ruhig harmonischen Ausflingen dieser Poesie des Raumes zu veründigen und durch Vollstopfen mit modischem Krimskram das schönheitverklärte Ganze in Grund und Boden zu verunstalten. Dies hatte Erichs feiner Sinn glücklich vermieden, wollte er doch dem gedankentödtenden Luxus des elterlichen Heims ent-rinnen! Als er diesen Rosientempel miethete, sagte er zu sich: „Das hat der große Baukünstler wohl für ein glücklich liebend Paar geschaffen und ein paar Freunde, die neidlos mit genießen können. Nun will ich's vorläufig einmal mit der Arbeit versuchen und abwarten, bis die kommt, die dazu gehört.“ Und er hatte es mit der Arbeit versucht, es waren unvergeßliche Stunden jugendlicher Werdelust gewesen; dann waren wieder andere gekommen, Tage und Wochen, Monate des sinnlosen Todtentanzes, den man das Genießen nennt, und darauf wieder der Ekel und die Lebensmüdigkeit, und Erich, der eben erst ausziehen sollte, sich das Leben zu erobern, war bald so weit, daß er es ein für allemal von sich werfen wollte. Und wenn nicht ein Wunder geschah, — aber es war geschehen, es war gekommen, in

Sturm und Regen: ein Vorbote des Lenzes, in der eisbrechenden Märznacht hatte sich das Wunder ereignet.

Indem Frau Vendalburen das Junggejellenheim ihres Sohnes durchmusterte, erlebte sie eine angenehme Enttäuschung. Es hatte sie große Ueberwindung gekostet, diesen Besuch in Erichs Abwesenheit zu machen; aber es ließ ihr keine Ruhe: sie mußte hinter das Geheimniß ihres Sohnes kommen. Seit jenem Gesellschaftsabend am 16. März, wo sie ihm beinahe compromittirend deutlich vor den Gästen des Hauses ihre Absichten mit der schilfgrünen Comtesse zu verstehen gegeben hatte, war Erich ein auffallend Anderer geworden. Er kam nicht seltener wie früher, eher öfter; aber so oft und so lange er da war, war er mit seinen Gedanken ganz wo anders. Sein Dableiben war wie eine Ruhepause zwischen zwei wichtigen Geschäftsgängen. Dem Vater Vendalburen gefiel dies plöbliche thatkräftige Auftreten, und da Erich ihm anvertraute, daß er über Nacht Lust zu selbstständiger Unternehmung bekommen habe und es sich zunächst um ein praktisches, freilich vielleicht sehr kostspieliges Experiment handle, so nahm er, der dem jungen Studenten schon einen fürstlichen „Wechsel“ gewährt hatte, nicht den geringsten Anstand, seinem einzigen Erben den weitgehendsten Credit zu eröffnen. Er hatte seinem Sohn in die Augen gesehen und gar nicht weiter nach seinem Vorhaben geforscht; darüber war er ruhig: zu Rummelzwecken verlangte Erich den väterlichen Credit nicht. Ganz anders Frau Vendalburen: ihr stiegen Bedenken auf, die sie bisher nicht gekannt hatte. Daß Erich ein sehr elegantes Garçonleben führe, die theuersten Sports treibe, hie und da bei Gelegenheiten, denen ein Cavalier nun einmal nicht aus dem Weg gehen kann, auch vor hohem Spiel nicht zurückschreckte, wobei sie sogar eher wünschte, daß er verlöre, als gewönne, — dazu berechnete, ja verpflichtete ihn sogar seine Erziehung und sein Name. Auch was den heiklen Punkt gewisser delicateser Beziehungen anlangt, von denen eine Mutter nichts Näheres zu wissen braucht, hatte sie keine bange machenden Scrupel bis jetzt gehabt; sie dachte eben auch, Jugend müsse austoben, und Erich werde, wenn's Zeit sei, gerade so wie andere Söhne aus besten Häusern in eine standesgemäße Ehe treten. Als er aber auf den ersten deutlichen Wink in dieser Richtung sich dergestalt ablehnend rückäußerte, daß ein Weiterexperimentiren ganz ausgeschlossen schien und sich geradezu eine Kluft zwischen Mutter und Sohn aufthat, da ward ihr mit einem Mal ängstlich zu Muth, und sie konnte sich des Verdachtes nicht erwehren, Erich zappele in den Schlingen eines raffinierten weiblichen Dämons, aus denen sie ihn wider seinen Willen befreien müsse. Sie hatte gerade Daudets „Sappho“ gelesen, und ihre Angst wuchs von Tag zu Tag. Von Erich selbst würde sie Nichts erfahren, ihn durch Dritte beobachten oder aushorchen zu lassen oder gar Erkundigungen auf dem Wege des Dienstbotenklatsches einzuziehen, widerstrebte ihrer Natur ganz und gar, und so blieb ihr Nichts übrig, als sich selbst einmal in die Höhle des Löwen zu wagen. Ihr Besuch in der

Rosenvilla war also ein Reconoscirungsmanöver mit der ausgesprochenen Parole: *cherchez la femme!* Sie war ganz überzeugt, daß ihr mütterlich geschärfter Blick dort die Spuren des weiblichen Wesens entdecken müsse, und daß es ihr gelingen werde, den bösen Zauber der Unholdin zu beschwören. Die angenehme Enttäuschung, die Frau Bendalburen nun erlebte, bestand darin, daß die ganze Wohnung Erichs in Allem den Eindruck eines mit dem denkbarsten Comfort ausgestatteten Gelehrtenheims machte, und zwar eines sehr jungen Gelehrten, dessen letzte Mensur wahrscheinlich noch lange nicht die allerletzte war. Trophäen aus dem activen Corpsstudenten- und Sportsleben jeder Gattung, welche neben Modellen, Plänen und Entwürfen Schreibtisch, Staffeleien, Schränke, Mappen und Wände des Studierzimmers zierten, verschmolzen den frischen Duft des Lebens mit einem unleugbaren Ernst des Strebens. Einen Hauch dieses Wesens ihres Erich hatte Frau Bendalburen bis jetzt noch nicht verspürt. Sie fühlte eine Umwandlung von Respect, aber ihre Verwunderung war noch größer und freudiger, als sie nirgends, in keinem Winkel der Rosenvilla eine Spur leichtfertigen Umgangs, das erwartete Hexenparfüm, zu entdecken vermochte. Nicht jeder Junggeselle hält so rein, war das Schlußresümé ihrer mütterlichen Haussuchung. Einen geradezu rührenden Eindruck machte es auf sie, als sie im Schlafzimmer Erichs ein kleines Kästchen fand, äußerst werthvolle Nürnberger Arbeit aus der Zeit und ganz im Stile Jamnibers. Es war das einzige Inventarstück von Bedeutung, das Erich aus der elterlichen Wohnung in seine neue Einrichtung mit herübergenommen hatte. Sie hatte es ihm einst zum Geburtstag geschenkt mit den Worten: „Für Deine Heimlichkeiten“ und einen kleinen goldenen Schlüssel dazu. Erich hatte einen ganz gleichen zweiten anfertigen lassen und ihr an ihrem Geburtstage übergeben, indem er sagte: „Der Schlüssel zu meinen Heimlichkeiten jeder Zeit.“ War es Zufall oder hatte sie es immer um — Frau Bendalburen öffnete das Medaillon, das sie um den Hals trug und entnahm ihm behutsam den goldenen Schlüssel. Sie hatte ein Recht auf Erichs Heimlichkeiten, sie öffnete das Kästchen. Es enthielt Nichts als ein kleines Heft in gepreßtem schwarzen Leder mit der Aufschrift: „Tagebuch.“

Mit hochklopfendem Herzen nahm Frau Bendalburen das kleine Büchelchen an sich, das, wie ihr flüchtiger Blick ihr zeigte, nur wenige beschriebene Seiten enthielt. Sie setzte sich, von dem leisen Schauer banger Erwartung erfüllt, in der Veranda, die aus dem Schlafzimmer in den Garten führte, nieder. Es war ein lauschiger Winkel, wie erlesen, ein Geheimniß auszukosten. Nur gedämpft, wie aus weiter Ferne, drang der rastlos brausende verworrene Lärm der Großstadt herüber, durch das dunkle Laub schimmerten die Hügel mit den zahllosen Landhäusern, glänzte der Strom mit seinen belebten Brücken, sah man leuchtende Kuppeln und ragende Thürme, Paläste und Dächer und von bunter Menge erfüllte Promenaden; ein sanfter Wind trug die verhallenden Klänge einer Gartenmusik herüber, denen sich der

Duist frisch erblühter Rosen gefellte. Der die Villa einfriedigende Blumen-
garten mit seinen schattigen Lindenbäumen wehrte den lauten Lärm des
Alltags von dieser Oase in der Großstadt ab, welche der süße Zauber des
Geheimnisses umschwebte. Und das erste Geheimniß ihres Sohnes sollte
Frau Bendaluren jetzt erfahren. War es ein großes Glück oder ein
großes Weh? Sie mußte es wissen und las . . .

V.

15. März 1887.

Das war eine tolle Nacht. Sie zwingt mich, ein neues Leben und
ein Tagebuch anzufangen.

Auf großes Ehrenwort — ich war so weit: ich wollte meine Rechnung
mit dem Himmel machen. Bin ich ein so schlechter Sohn, daß ich's kalt
lächelnd gekonnt hätte? Ich hätt' es gekonnt, trotzdem — nein, weil ich
Vater und Mutter ehre, Vater und Mutter liebe, oder eigentlich lieben
möchte — Nota bene als ein ganz Anderer . . . Aber dieser Andere,
von dem ich träume, den ich immer ahnen muß und nicht fassen kann,
der mir die Ruhe stiehlt wie ein Gespenst —, dieser Andere kann ich nicht
werden — nicht einmal für mich am Sonntag, geschweige denn für die
Alltagswelt und was auf ihr lebt und webt. Das ist der Haken, an den
ich mein bißchen Existenz hänge so gleichgültig wie einen alten Hut.

Zunächst aber heißt's — Leben. Ich habe ja ein Menschenleben ge-
rettet; das heißt die Rettung eingeleitet. Vorläufig hat das arme Mädel
41,2 Temperatur; es kann ein „schöner“ Typhus werden, meint der
Medicinnmann.

Aber eine herrliche Nacht war's doch — von dem Moment an, da
sie wie ein Meteor aus Regen und Nacht tauchte. Wie das arme Wurm
von der Brücke sprang und ich ihr nach in's Wasser turnte —, wie war
mir da mit einem Mal geschehen?! Und erst als ich in dem Nicht, Ge-
gurgel und Gerudere da unten ein paar weiche Glieder zu packen kriegte
— Herrgott, das Gefühl vergeße ich in meinem Leben nicht! Ich weiß,
was Wollust ist, und welche Schauer Einen überlaufen können, aber es
kommt Alles auf die Mischung an — das war ein Wollustschauer
eigner Art. Und dann der Augenblick zwischen Leben und Tod. Jeder
Augenblick ist nur der Punkt, wo der Weg von der Wiege und der Weg
bis an's Grab, wo Leben und Sterben zusammenstoßen, aber fühlen muß
man beide, die warme und die eisige Hand, die zugleich an's Herz greifen.
— Aber das Schönste kam erst: wie ich die Triefende aus dem Wasser
trug, da hab' ich dich vollauf gekostet, mit fiebernden Athemzügen einge-
zogen — du diomnisches Lebensgefühl des olympischen Siegers! Pfui,
was mach' ich für große Worte über das bißchen Apportiren aus dem
Wasser! Es war eine Kette von ganz süßeln Erlebnissen — Alles mit-
einander. Wer mir z. B. gesagt hätte, daß ich mich noch einmal so tugend-

sam und zweifelsohne an einer Nachtdroschke erfreuen würde? Die Freude über den menschenfreundlichen Arzt, der gleich mitfuhr . . . und die erst über die guten Luchkas! Dafür, daß die alten Leuten einmal meines Vaters weiße Sklaven waren — recte den Hausmannsposten versahen — komme ich mitten in der schönsten Wintermitternacht und poche an ihr Altersversorgungsanssouci auf der Oppellstraße: „Aufgemacht! Heraus aus dem Bett und den warmen Platz der halben Leiche da eingeräumt!“ Und darüber freuten sich die guten Seelen unbändig, fragten nicht lange, und die alte Luchka that, als ob die Kleine ihr Enkelkind wäre. Wie das Wurm im weichen Linnen lag, der Arzt hatte die Bewußtlose nach allen Regeln behandelt, behorcht und beklopft und das gerettete Leben, aber auch das hohe Fieber constatirt, da sah ich sie zum ersten Mal bei Licht und — heiliger Zarathustra! das war ja der „süße Frak“ vom Bahnhof in Freiberg! Das war eine so packende Ueberraschung, daß ich Alles um mich vergaß, mich am Bettrand nieder und über sie warf und sie mit Küßen bedeckte wie einen todtgeglaubten, plötzlich wiedergefundenen, herzigen Schatz. Nun war mir auf einmal klar, warum ich Dich retten mußte . . ., ich blöder Thor, der dem schnöden Skat mit tantièmegechwängerten Aufsichtsräthen fröhnte, während Du im Nebencoupe die Beute eines verthierten . . . Taucht unter, ihr Gedanken! Das braucht Niemand zu wissen. . . . Du bist wiedergeboren . . . zu neuem Leben. „Nicht wahr, Doctor, sie wird leben?“ fragte ich den Arzt, der ergriffen wie die alten Luchkas meiner GefühlserploSION zugesehen hatte. „Dazu ist entschieden Hoffnung vorhanden,“ erwiderte er zuversichtlich, gab die nöthigen weiteren Anordnungen, und damit war die Sache im richtigen Geleise. Daß ich kein Undankbarer sein würde — brauchte ich den eidevant Hausmannsleuten nicht erst noch zu versichern. Wir konnten der Ruhe und ihrer Pflege die Kleine getrost überlassen . . . und so bestieg ich mit dem Doctor die Nachtdroschke, deren Pferd sich verschmauft hatte, während der Kutcher einige Kummel genehmigte, brachte den Arzt vor seine Wohnung in der Eliasstraße und fuhr heim.

„Welche Wendung durch Gottes Kügung!“ Nehm' mir's kein Menich übel, daß ich den ehrwürdigen Kaiser Wilhelm citire, aber seine Weltanschauung lag mir in dieser Nacht zum ersten Mal näher als die der Firma Kraft und Stoff, nach welcher alles Geschehen nur der zwecklose Ablauf eines nach mechanischen Gesetzen erfolgenden Stoff- und Kräftepiels sein soll. Nun aber heißt's für mein achtzehnjähriges Kind sorgen. Der „süße Frak“ soll's gut haben! Wenn nur erst der vom Arzt verordnete „schöne Typhus“ überstanden wäre!

19. März.

In Freiberg geweien, die „lahme Tante“ im Stadtgrabengäßchen ordentlich in's Gebet genommen. Der Schrecken fuhr ihr in alle Glieder,

selbst in das lahme Bein. Zu ihrer Ehrenrettung sei's gesagt, daß sie nicht gekuppelt hat; sie ist eben auch beschwindelt worden. Sie kann gar nicht glauben, daß es so schlechte Russen giebt. Ich habe ihr klar gemacht, daß das so zu sagen auch nur Menschen sind. Der Caviar-Graf hat der ehrjamen „Stellmacherswittib“ einen Schreibebrief von einem jarmatischen Dufel mit Postscriptum von einer Tante in Dresden vorgewiesen, in welchem das edle Paar dem gräßlichen Meffen, der sich zu einer Tochter des Volkes herablassen wolle, Aufnahme und Fürsprache bei den gestrengen Eltern irgendwo am Ural verspricht. Magda, so heißt der „süße Fray“ solle unter ihrem Dach und Schutze wohnen bis . . . O dieses vermaledeite bis! Auf diesen faulen Leim sind die Alte und Kleine gegangen. Es war kein Heldenstück, Octavio! Der elende Kerl hat Magda natürlich in ein Hôtel geschleppt, betäubt, hypnotisirt und . . . Na, dafür werden wir ihm noch einmal auf's Zuchtenleder knieen. Was muß das arme Ding ausgestanden haben, bis sie in Nacht und Nebel in's Wasser ging! Sobald sie transportfähig ist, bringe ich sie in den Stellmacherswittwe-Wigwam nach Freiberg zurück. Es darf gar nicht ruchbar werden daß sie fort war. Nachher verfaßt die lahme Tante einen Brief an Magdas Mutter, das Mädchel sei krank gewesen und habe nicht gewollt, daß Vater und Mutter sich ihretwegen ängstigen, oder sonst was dergleichen. Sie wird sich schon einen „Behelf“ machen, wie sie mir versicherte. Ich habe „Schwipps“ in alle Details eingeweicht. Er schlug Lusthiebe vor Wuth und Verwunderung und rief fortwährend dazwischen: „Siehst Du! das habe ich ja vorausgesagt.“ Auch daß sie von der Albertbrücke in die Elbe springen und ich sie herausziehen werde . . . hatte er Alles vorausgesagt. Und jetzt wollte er eine „Corpshag“ auf die dortigen Russen in Scene setzen. Es kostete große Mühe, ihm dies commentmäßig gebotene Blutvergießen auszureden. Endlich sah er ein, daß die Sache thunlichst vertuscht werden müsse; er unternahm die Instruirung der Nüchse, die Magda vom Tanzverein her kennen konnten, und wer sonst noch etwa um die Geschichte wisse, wie der rothe Packträger und die „Mastkuh von Dienstsprize“, dem braucht ja nur das Maul gestopft zu werden.

A propos — die lahme Tante hat allerlei confuses Zeug von einem gewissen Feldmann geschwast. Kreuzbraver junger Mann, arm wie eine Kirchenmaus und verliebt bis auf die Knochen — in Magda natürlich. Viel zu schüchtern, was zu sagen, hoßt nur wie auf den Himmel und seufzt einitweilen. Magda wäre ihm gewiß gut, wenn er nur selbstbewußter aufträte. Aber natürlich, so ein armer Schlucker, wo soll der Muth hernehmen. Vorläufig beschränke er sich, um nur in einer Art Nühlung zu bleiben, darauf, als Heizer mit Magda's Bruder Hans, dem anerkannt forcheisten Locomotivführer der ganzen Staatsbahn, zu fahren. Die Sache geht mir im Kopf herum; vorläufig ist es ein ganz unklares Gefühl wie ein dicker Kopf vor dem Ausbruch des Schnupfens, aber ich werde den schüchternen Socialdemokraten — um so besser, wenn er's noch

nicht sein sollte — ausfindig machen und ihn mir auf seine Toggenburger-Gefühle für Magda einmal gründlich ansehen.

21. März.

Das Hôtel hab' ich nun auch heraus: Victoria-Hôtel. Haus allerersten Ranges, sehr beliebte erste Nachtstation für vornehme Hochzeitsreisende. Zweite Etage, Ecke Seestraße und Promenade — denke ich mir den *Locus delicti*. Scenerie: Großer Salon, links Schlafzimmer mit zwei Betten, rechts Schlafzimmer mit zwei Betten. Dieses Appartement war von russischem Onkel und Tante gemiethet worden, die ihre jungen Verwandten am Bahnhof in Empfang nahmen. Das Opferlamm wurde natürlich bei der Tante installiert, und nach einem opulenten Souper mit berausenden Getränken fand zuletzt eine der drastischen Verwechslungen statt, mit welchen Boccaccio die lüsterne Lesewelt so köstlich zu unterhalten weiß. Am anderen Morgen verduftet zuerst der Caviar-Graf, dann der gemiethete Onkelinski sammt Schlepptante, und — nun denke sich Einer die Qualen aus, die das arme, gottverlassene, mit Füßen getretene und geschändete Wesen da oben unter wildfremden Menschen, von frechen Späheraugen umlauert, erdulden muß vom ersten Augenblick des Erwachens an bis zu der mitternächtlichen Stunde, wo es ihr gelingt, unbeachtet über den Corridor die zwei Treppen hinunter an der Portierloge vorbei in's Freie zu gelangen! Im Vergleich damit sind die Leiden in Dantes *Inferno* doch bloß Hühneraugenschmerzen. Und wie tapfer sich die Kleine im Zusammenbrechen gehalten hat! Abends hat sie unter dem Vorwand, mit den Verwandten für morgen anderwärts ein Rendezvous verabredet zu haben, die Rechnung verlangt und — den ganzen Schwamm mit ihren Habchen und Papchen bezahlt. Der russische Onkel hatte zwar Alles auf seine Nummer schreiben lassen und verüchert, er komme bis morgen früh zurück, aber der „süße Krab“ zählte seine paar Gräten zusammen, und da es gerade langte, meinte sie, es wäre nur, wenn der Onkel vielleicht doch nicht so bald wiederkommen sollte. Die kleine Heldin! Es giebt noch keine Medaille für bezahlte Rechnungen, dafür müßte sie erfunden werden.

Und das Alles ist keine sensationelle Romanerfindung von mir, auf die ich mir was einbilden könnte, sondern echtes *document humain*. Das Victoria-Hôtel hat keine Geheimnisse vor mir, ich habe nicht umsonst im sogenannten „Keller“ des Hauses ganze Nächte mit Cavalieren verspielt. Gestern habe ich zur Abwechslung einmal dort dinirt, das Lesezimmer unsicher gemacht, den Portier ausgehört, mir Wohnungen auf allen Etagen für etwaige unterzubringende Bekannte zeigen lassen und die Kellner angezapft, bis ich den richtigen erwischt hatte. Den habe ich gesprächig gemacht, aber sehr. Es war mir zuletzt ein Leichtes, Magdas Koffer herauszukriegen. Sie hat ihn noch selbst gepackt und zugechnallt, ich habe ihn im Triumph zu Luschkas gebracht.

Der arme Fraß ist noch immer „merchtendeels nicht recht bei sich“, wie Mutter Luschka sagt. Ist's zu verwundern, daß sie ein Nervenfieber hat?! Und der Arzt findet Alles in schönster Ordnung. Ich bin ihm rasch gut geworden diesem braven Medicinmann. Er strahlt ordentlich eine Heilkraft aus, die mehr werth ist als ein Duzend Apotheken. Es ist Alles Ruhe und Sicherheit an ihm, klares Anordnen, nachhelfende und vormachende Hand. Dem Mann haue ich eine eigene Klinik für arme Kinder, wenn ich ihm noch lange zusehe. Warum nicht, wenn's ihm und der Welt zu Nuß und Frommen ist? Wozu mein Vater so viel überflüssiges Geld hat, wird mir überhaupt immer klarer.

29. März.

Heute Nacht träumte mir, ich wäre ein Märchenprinz. Ich hatte Alles, was des Menschen Herz begehrt. Aber die Welt und das Leben der Menschen kannte ich gar nicht. Nun war es ein lieblicher Tag, und wie ich aus meinem Palast in der Stadt auf mein Lustschloß im nahen Park fuhr zu einem fröhlichen Gelage mit Freunden, sah ich einen gefesselten Mann, den die Häscher mit Faustschlägen und Fußritten auf der Straße vor sich hertrieben. Ich werde den Blick nie vergessen, den der Aermste mir zuwarf: es war ein Wetterleuchten des unsagbarsten Hasses. Ich ließ halten, und mein Jäger mußte fragen, was der Mann verschuldet habe. „Er hat ein Brot gestohlen. Sein krankes Weib und drei hungernde Kinder hatten seit vorgestern Nichts gegessen. Da ging er hin und nahm ein Brot vom nächsten besten Laden weg.“ Ich befahl umzukehren, die Lust zum Gelage war mir vergangen . . . —

Und wieder fuhr ich nach dem Lustschloß im verschwiegene Hain am Goldfischteich, wo holde Frauen darauf harrten, mir den Abend mit Spiel und Tanz zu versüßen. Da tönten furchtbare Schmerzensschreie an mein Ohr. Die Häscher hatten einen Mann an den Marterpfahl gebunden und geißelten ihn, daß sein Blut in Strömen floß. Entsetzt ließ ich fragen, was sein Verbrechen? „Herr, der Mann kam vom Todtenacker, wo sie seine Frau verscharrt haben. Da begegnet ihm ein aufgeputztes Mädchen, die am Arme eines Reichen hing, der mit ihr tändelte und den Trauernden anherrschte, er solle sich aus dem Wege scheeren. Da sah der Mann, daß es seine Tochter war, die sie für todt bejammert hatten — und in blinder Wuth schlug er auf den Verführer los. Dafür peitschen ihn die Häscher, wie es sich gehört.“ Ich ließ umkehren, die Lust zu Spiel und Tanz mit leichtfüßigen Dirnen war mir vergangen . . .

Noch einmal fuhr ich des Weges nach dem Lustschloß in den schattigen Bergen. Diesmal wollte ich bloß dem süßen Nichtsthun fröhnen, süßen und jagen. Da sah ich einen todten Mann am Wege liegen. Er war schrecklich anzusehen, ein Bettelmönch, der ihm die letzte Tröstung gegeben, deckte seine Kutte über ihn. Ich ließ fragen, was sich begeben habe.

Der Mönch gab Auskunft, er habe ihn gekannt als einen braven Menschen, der zwei starke Arme gehabt und sie gern fleißig gerührt habe. Nun habe er Arbeit gesucht, acht Tage lang vom Morgen bis zum Abend — und nicht gefunden. Da seien die Kräfte geschwunden, und lautlos, flaglos, ohne die Vorübergehenden im Geringsten zu belästigen, sei er Hungers gestorben an der Straße. — Ich ließ umkehren — die Freude am Nichtsthun war mir vergangen . . . —

Da erwachte ich, und obgleich das ganze Traumabenteuer nicht speciell in China spielte, fiel mir der Spruch eines bezopften Gelehrten ein: „Auf jeden Menschen, der dem Müßiggang fröhnt, kommt ein Anderer, der den Hungertod stirbt.“

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen, und sofort sah ich klar: Die ganze Morgentraumdeutweis ist kein Original: es ist die Legende von dem jungen Prinzen Sakya-Mani aus dem Stamm der Gautama (später Buddha) und ich hab sie in Barthélemy Saint-Hilaires Lebensbeschreibung Buddhas wer weiß wie lange schon gelesen. Ich bin kein Prinz, und an mir ist sicher kein Religionsstifter verloren gegangen, aber der Traum leuchtet in nächtliche Tiefen unseres Wesens, in die kein Strahl des Tageslichtes fällt. Habe ich nicht in den letzten Tagen (und notabene Nächten) die Spuren Feldmanns gesucht? Und wo? Auf der Schattenseite des Großstadtlebens wo die Weinberge liegen, in denen die socialen Wähler arbeiten. Da habe ich zum ersten Mal mit offenen Augen gesehen, was man unter die strafgesetzlich verwehrtesten Paragraphen rubricirt und was im Grunde Nichts ist als die Ausgeburt der Massenarmuth. Ich habe mich wahrscheinlich nicht weniger entsetzt als der junge Prinz aus dem edlen Hause der Gautama. Und geschämt habe ich mich erst — aber wie! Also ein gebildeter Europäer ist man, mündig gesprochen von den officiellen Verkündern der Schulweisheit — „summa cum laude“ — und davon weiß man Nichts, ist seine wohlgezählten 23 Jahre mit Scheuledern und Ohrenklappen blind und taub am großen Glend vorbeigegangen — seinem mehr oder weniger blödsinnigen Vergnügen nach?! Und so machen's Alle! Und da soll's besser werden! Trotzdem? Ja, wie denn? Die höchste Weisheit der Statistik sagt: es giebt nur zwei Klassen von Menschen. Die Einen arbeiten, um zu leben —, die Anderen haben das nicht nöthig. Und wenn die letzteren zufällig gute Menschen sind, dann schenken sie ihren Brüdern, den armen Teufeln, was. Auch auf zweierlei Manier: Der Eine hat die sogenannte leichte Hand. Zu dem braucht man nur zu sagen: „Ach, schenk mir was! Dann sagt er schon: „Da hast Du Rubel!“ — Der Andere schenkt auch, aber auf dem Instanzenweg. Er sagt: „Beweis erst, daß Du würdig bist, durch ein Zeugniß von Diesem, durch eine Bescheinigung von Jenem und das Gutachten des Dritten . . . Wenn Du bis dahin nicht verhungert bist, was ich nicht verhindern kann, soll Dir geholfen werden.“ Also Mitleid und Almosen, systemlos oder in System gebracht,

polizeilich überwacht, das ist das ganze Programm, nach welchem seit Christi Geburt gewirthschaftet wird. Ist es da ein Wunder, daß die Armen auf den neuen Messias hoffen, der ihnen die rechte Hilfe zur Selbsthilfe bringen soll?

O ich Utopist! Da wäre ich ja richtig bei Tolstoj angelangt und schwimme am Ende gar im socialistischen Fahrwasser! Da möcht' ich doch bitten! die faulen Köpfe kenne ich, die auf der Fabrik- und Handarbeit herumreiten, als ob die Denkarbeit, der Erde Salz, ein Luxusartikel wäre! Da wäre ja die ganze Welt eine Redaction, in welcher die Redacteurs, die mit dem Kopf arbeiten, das Gnadenbrot äßen und der „Sitzredacteur“, der die Strafen abbrummen muß, für seine Posteriori-Arbeit auf der Gefängnißpritsche allein sein Salair zu Recht bezöge. Nein, nein! Es muß dem lieben Gott, als er die Menschheit zu lebenslänglicher Arbeit im Schweiß ihres Angeichts begnadigte, etwas Göttliches vorgezeichnet haben. Nicht gerade die Arbeit von heute. Da ist sie doch nur ein Mittel für Jeden, auf Kosten des Anderen mehr zu sein als der Andere, zum Mindesten davon zu leben, während der Andere verhungern kann. Das ist Alles noch in Sünden gethane Arbeit. Wie anders wird es sein, wenn einmal alle Arbeit nur Blüthe und Frucht ist, die auf dem Raum der Menschenliebe reift, wenn Schaffen und Weben wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen, einander die goldenen Eimer des Lohnes reichen, harmonisch all das All durchklingen? Dann ist der erste große heilige Arbeitstag auf Erden angebrochen, dann wird der Schöpfer vielleicht . . . doch der Mensch versuche den Schöpfer nicht . . . und ich will Nichts versprechen, was er nicht halten kann. Ich bin ja noch ganz nüchtern. Sollte mir die Lust zum Frühstück auch vergangen sein? Jedenfalls geht mir im Kopf herum, was der sonderbare Russe sagt: „Wer bin ich, der ich Anderen helfen will? Ich stehe des Mittags auf, verweichlicht und geschwächt durch eine beim Spiel verbrachte Nacht — habe, um mich aus dem Bett zu erheben, Dienst und Hilfe einer Menge Leute nöthig — und ich behaupte, daß ich mich um Diejenigen kümmerge, die um fünf Uhr aufstehen, auf dem Fußboden schlafen, von Gemüse und Brot leben und es verstehen, Erde zu pflügen, eine Art mit einem Stiel zu versehen, einzuspannen und zu mähen — welche an Kraft, Kunstfertigkeit, Ausdauer hundertmal stärker sind als ich — und ich bilde mir ein, ihnen helfen zu wollen. Die Bilanz eines solchen Menschen, d. h. das Verhältniß dessen, was er von den Leuten nimmt, zu dem, was er ihnen giebt, ist ja tausendmal günstiger, als meine Bilanz, wenn ich berechne, was ich den Leuten abnehme und was ich ihnen gebe.“

Ganz recht! Von heute an werde ich in der Buchführung meines Lebens dafür sorgen, daß eine andere Bilanz herauskommt. Habe ich im Traum dreimal meine Carosse umkehren lassen, weil mir die Lust am Wein, Weib und Müßiggang vererbt war, so werde ich im wachen Zustand

das Fahrzeug meines Lebens auch noch einzulenkten und das Steuer so zu drehen im Stande sein, daß es einen neuen, richtigen Cours einschlägt.

31. März.

Gestern Abend endlich Feldmann ausfindig gemacht. Die „rothe Amiel“ auf der Ammonstraße war mir als das Local bezeichnet worden, in welchem er an bestimmten Abenden in der Woche sich die nöthige „Rett-schwere“ zu trinken pflege. Ich verabredete mit Corpsbruder G. und Freund K., der „rothen Amiel“ einen Besuch abzustatten. Beide sind für solche Extratouren sehr eingenommen. G. ist ein ebenso genialer wie unbeischäftigter Architekt, im Kreis der Engeren auch Demolirungs-Stadtrath geheißen, weil er am liebsten ganz Dresden niederreißen oder umkeweln möchte, ein großer Volksredner vor dem Herrn, Stimmungsmacher und Massen-breitschlager, Krakehler, wenn er gereizt wird, brütet alle nur denkbaren kunstgewerblichen Eier aus, treibt Antiquitätenhandel wie Sport nebenher und hat jedem Verleger, soweit der deutsche Buchhandel reicht, gegen Vor-schuß bereits eine populäre Kunstgeschichte in zwölf Bänden versprochen. Freund K., als Corpsstudent, was man einen Dreibänder-Mann heißt, gilt gegenwärtig für einen der schneidigsten Journalisten, dessen kritische Feuilletons mehr gefürchtet sind, als Halbs kritisch'ste Tage. Beide haben sich schon oft an den Unordnungsparteien gerieben und hofften, in der „rothen Amiel“ auf gute Bekannte zu stoßen. Wir machten uns so schäbig wie möglich, stülpten die unverzeihlichsten Hüte auf und traten, das lieberliche Kleeblatt in Person, gegen Mitternacht den Gang in die Genossen-kneipe an. Unser Erscheinen machte nicht den erwarteten Effect, weil gerade ein Behmgericht über einen Genossen gehalten wurde, der sich vielzüngigen, zweideutigen Wesens verdächtig gemacht hatte. Es war ein stürmisches, summarisches Verfahren. Die buntschekige Gesellschaft, Arbeiter jeden Alters, fast lauter Basserman'sche Gestalten, stieß und drängte sich im Saal um das „Bureau“ herum, einen runden Tisch mit Schreibmaterial aller Art, welcher just das hohe Tribunal vorstellte. Hier wurde gerade der Stab über den Verurtheilten gebrochen — und wir machten uns schon darauf gefaßt, daß er vor unsern Augen gelyncht und als halbe Leiche auf die Straße geworfen würde und wir höchst wahrscheinlich gleich hinter her. Aber es kam anders. Der Pechvogel, er war zum Ueberfluß auch noch Schuster, ward ganz einfach als für die Genossen nicht mehr existirend erklärt; keine Hand vergriff sich an ihm, Alle traten plötzlich von ihm weg, Niemand jagte ihm, er solle die Thür von Außen zumachen, es war, als ob ihn plötzlich Niemand mehr sähe, in einem Moment plötzlicher Todtenstille schien sein Name ewigem Vergessen überantwortet zu werden, er war de facto nur noch Luft. Todtenbleich wankte er hinaus. Diese Execution imponirte uns entschieden. Aber wir hatten gar keine Zeit, unsere Eindrücke auszutauschen, denn während nun mit einem Mal die alle Sorten billigen Tabaks

qualmenden Genossen in lauter Unterhaltung sich gruppenweise den Einzel-
tischen zuwandten, wo Bier und Kümmel, Würst- und Käsebraten den
Staat würzten, waren wir als fremde Eindringlinge auch schon auf's Korn
genommen und wurden sehr deutlich gefragt, was oder wen wir hier zu suchen
hätten. „Wir suchen den Genossen Feldmann.“ „Den Maschinenschlosser?“
„Allemal.“ „Hat der die — Herrn hierher bestellt?“ „Sonst wären wir
doch nicht hier.“ „Na, dann kommen Sie 'mal mit.“

Wir fingen schon an Aufsehen zu erregen. Mißtrauische umringten und
begleiteten uns in eines der hinteren Zimmer, aus welchem der Sologesang
einer jugendlichen, aber gaumnigen Tenorstimme ertönte. Ein blasser Blumen-
mann von hübschem, nicht unintelligentem Aussehen, der Sänger, wurde
uns als Feldmann bezeichnet.

Ob wir den meinten? Natürlich!

Man ließ ihn auszingen. Er trug eine Strophe aus der Arbeiter-
marseillaise vor, aber so falsch, daß man sie ihm kaum anrechnen konnte.
Aber ein richtiger Socialdemokrat war er doch schon: er gab ja sogar den
Ton an, wenn auch nicht gerade den richtigen. Der Refrain wurde um
den Tisch herum von Einigen ebenso falsch, von den Anderen beinahe so
falsch im Chorus wiederholt. Dann erst rief unser Geleitsmann:

„Feldmann!“

„Was giebt's?“

„Hier sind die Herren, die Du herbestellt hast.“

„Was habe ich die — Herren?“ Und Feldmann, dessen Sensorium
durchaus nicht so umdunstet war, daß man ihm ein X für ein U machen
konnte, starrte uns verwundert an. Wir grüßten alle Drei ganz vertraulich:
„Guten Abend, Feldmann.“

Feldmann, dem das Blatt schoß, daß er „veralbert“ werde, sagte ver-
driesslich: „Wünschen Sie dem Teufel guten Abend. Mir nicht!“ Und
auf meine schnelle Zwischenrede: „Aber Feldmann, wir kennen uns doch.“
„Mich machen Sie nicht dumm!“ Und zu den Genossen gewendet: „Das
is ja Quatsch. Diese fremden Bourgeois sind mir nicht im geringsten gar
nicht bekannt.“

Es war ein Moment dramatischer Spannung. Jetzt hieß es rasch
handeln. Mit einem lauten „Bitte, meine Herren, jetzt habe ich den dummen
Spaß satt, alter Junge,“ hatte ich Feldmann beim Camisol, zerrte ihn bei
Seite und sagte ihm in's Ohr: „Es handelt sich um Fräulein Magdas
Leben. Wenn Sie uns nicht augenblicklich kennen, ist sie verloren —
Schafs-kopp!“

Feldmann war buchstäblich wie vom Blitz getroffen. In seinem Wesen
ging eine Veränderung vor, die nur ich zu begreifen im Stande war. Aus
seinen weit aufgerissenen stahlhellen Augen starrte mich auf einmal Etwas
an, das ich nicht beschreiben kann, das Unerforschliche, das Erste und Letzte,
das jedes Einzelleben ausmacht, das Dunkelste und Tiefste in der fühlenden

Brust, das vulcanisch hervorbrechend, in ein Leuchten und Aufflammen, einen einzigen Blick concentrirt, sich an das ihm Verwandte im Mitmenschen wendet. Es war eine Secunde, wie wenn ein Raubthier über mich stürzte, aber ich hielt in meiner souveränen Ueberlegenheit auch sicher fühlend den elementaren Anprall ruhig aus, und da war es plötzlich wieder der hilflos fragende, die Faust seines Schicksals spürende Mensch, der mich anjah . . . und dann kam der sich in die Situation schickende Intellect, und Feldmann feierte so dumm-pfiffig und grinste so verständnißinnig, graulte sich am Kopfe, klatschte mit der flachen Rechten ein über's andere Mal auf den Schenkel und rief unter allgemeinem Gelächter:

„Spaß muß sein! Ich habe mich doch bloß so dummöhrig gestellt, weil Ihr so spät erst angelatscht kommt. Also nir für ungut! Guten Abend lieber Freund, schönsten bon soir!“ Und damit schüttelte er Jedem von uns treuherzig die Hand, daß die Finger knackten. „Drei Seidel Vairisches für meine Freunde, die Herren . . .“ Ich nannte rasch drei Namen, die mir gerade einfielen. Aber da kam ich schön an. Von verschiedenen Seiten rief man: „A wo! Nur keine Falschmeldungen! Guten Abend, Herr Baumeister! Der Herr K. will sich wohl wieder einmal ein Feuilleton über uns leisten!“ Stürmische Heiterkeit. „Und wenn schon!“ rief Feldmann, und schlug mit der Faust auf den Tisch — „Wenn Ihr die Herren kennt, was macht Ihr denn da erst für'n Meerrettig? Meine Gäste sollen leben, profit!“

Wir waren legitimirt, man ließ uns unbehelligt. Freund G. und K., die Erkannten, mischten sich unbefangen unter die Gesellschaft, und bald hörte ich, wie sie die Lacher auf ihrer Seite hatten. Die Leute waren für einen guten Wit empfänglich. Ich kneipte mit Feldmann, wies aber jede Aufklärung auf später zurück. Zunächst sondirte ich meinen Mann; es ist ein herzlich guter Mensch, der nur in seinem Unglück diese Kreise aufsucht, das war mir bald klar.

Die Gesellschaft nahm bald einen ernsteren Charakter an; es waren Nachrichten vom ungünstigen Ausfall einer Stichwahl in der Provinz eingelaufen. Auf die hatte man gewartet; eine ernste Discussion war im Anzug, die Gegenwart von uns „unsicheren Kunden“ wurde unbequem. Wir waren uns bald klar über die unhaltbare Situation, ich gab Feldmann einen Wink, daß er uns begleiten soll. Wir brachen auf. An der Thüre sagte uns der Geleitsmann von vorhin: „Wir sagen nicht auf Wiedersehen. Eigentlich hätten wir Sie an die Luft befördern müssen, aber wir sind Dreihundert gegen Drei, und Sie sollen nicht sagen können, daß wir unhöfliche Menschen sind. Nu aber . . . rrraus!“ Und Feldmann, der unseren Rückzug deckte, rief er noch nach: „Mit Dir reden wir noch über den Fall.“ So uns mehr geschoben als gehoben fühlend, zogen wir alle Biere einigermaßen „betöppert“ ab. Aber meinen Zweck hatte ich doch erreicht. An der Ecke der Ammon- und Amnenstraße sagten mir die Freunde gute Nacht, und ich ersuchte Feldmann, mich zu begleiten.

3. April.

In Feldmann's Atern rollt kein Tropfen socialdemokratischen Blutes. Er hat mir versichert, von hundert Genossen seien neunzig eben so wenig socialdemokratischen Herzens wie er. Die Socialdemokratie der Massen ist für die Meisten ein Aberglaube, für viele ein modischer Sport, für den Rest eine letzte Zuflucht, ein Betäubungsmittel, ein Opium, das den gierigen Sinnen aus Wollust und Grausamkeit gemischte Traumbilder vorkaufelt. Im Großen und Ganzen die Religion der ungebildeten Unzufriedenen. Also nur wer Bildung und Zufriedenheit um sich zu verbreiten weiß, ist ein berufener Bekämpfer des ungeheuerlichen Weltdrachen, der die Continente aufstreffen und die Meere auslaufen und doch nicht genug haben wird. Es soll ja unmöglich sein — *contentor tout le monde et son père*. Immerhin ich habe einen Beruf: Bildung und Zufriedenheit um mich zu verbreiten, so weit meines Vaters Mittel mir das erlauben. Und ich will's einmal auf einem anderen Weg versuchen als auf dem der Groschenbibliotheken und der Wärmestuben mit Mliemchenkaffee. Es muß bei den Leuten von Innen herausgeholt werden. Mit Feldmann habe ich einen guten Anfang gemacht. Der hat jetzt schon ein Ideal: sich Magda zu verdienen. Den ganzen Sachverhalt kennt er nicht. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben Magdas existiren für ihn ganz einfach nicht; sie werden nie den Frieden seines Herzens trüben. Er weiß, ich habe ein Mädchen aus dem Wasser gezogen und bei braven Leuten untergebracht. Sie kam von Freiberg und ist vom böhmischen Bahnhof weg einem Glenden, der sie verführen wollte, ausgekniffen, die halbe Nacht in Todesangst umhergeirrt und in einem Anfall von Verzweiflung in die Elbe gesprungen. Im Fieber hat sie das Alles verrathen lassen, auch den Namen der lahmen Tante und den Feldmanns hat sie mehrmals genannt. Erkundigungen bei der lahmen Tante haben alles Weitere ergeben. Sie wird dorthin zurückgebracht werden, er wird, ein braver Maschinenschlosser geworden, dem ich eine Werkstatt einrichte, der Reconvalescentin einen Besuch abstatten, um die Genesende werben und die Gesunde heimzuführen. Er warf sich mitten in der Straße auf die Kniee und gelobte Alles mit heiligen Eiden. Mir hat er die Hände geküßt, mich einen Gott genannt — ich ihn einen Hans Tapps, und damit war die Sache abgemacht.

7. April.

Das Fieber ist vorüber. Magda ist bei vollem Bewußtsein. Die Krankheit hat sie gar nicht entstellt. Sie staunt so lieb aus den süßen Augen die fremden Menschen an und dankt für Alles, was sie an ihr gethan. Wer weiß, was die alte Luschka, die ich übrigens längst instruirt hatte, ihr vorgeplauscht haben mag. Der Arzt mußte ihr bestätigen, daß ein junger Arbeiter mit Namen Feldmann sie aus der Elbe, in welche sie in der Dunkelheit am Gondelhafen gerathen sei, gezogen habe; daß ich zu-

fällig mit ihm (dem Arzt) gerade dazu gekommen sei und sie hier untergebracht habe. Mich hat sie nicht danach gefragt. Als ich selbst davon anfang und den Namen Feldmann nannte, sah sie mich, mit großen bittenden Augen, die sich nach und nach ganz mit dicken Thränen füllten, an, barg das mit dem ersten blassen Noth sich bedeckende Gesichtchen in die Rippen und weinte bitterlich. Sie gab dann keine Antwort mehr . . . und man mußte sie in Ruhe lassen.

12. April.

Unüberwindliche Spannkraft der Jugend! Magda ist schon in dem kleinen Gärtchen gewesen. Sie wird mit jedem Frühlingmorgen, die jetzt mit frischem Grün und Knospen einander überbieten, röthiger und lieblicher. Wenn das so fortgeht, fange ich an Feldmann zu beneiden, namentlich, wenn ich bedenke, daß ich mein Leben eingeseht und mir das übrige erkämpft habe und eigentlich — Psui Herremoral! Und was habe ich Feldmann versprochen? Notabene wenn er . . . Ja doch! Er hat seine Werkstatt! er arbeitet für ein halbes Duzend, alle Tage schleppt er mir einen curirten Socialdemokraten herbei. Ich habe den ganzen Tag zu thun, um Arbeit für die gezähmten Gephäste zu schaffen. Aber ich stehe schon in Unterhandlung über den Ankauf einer großen Maschinenfabrik, die ich auf ganz neuem Fuß einrichten will. Ich weiß nicht, wie mir das Alles von der Hand geht! Wo ich anklopfe, wird mir aufgethan, alle Hände strecken sich mir entgegen. — Es ist doch gut, wenn man so einen accreditirten Vater hat — à la bonne heure! er hat mir tüchtig vorgearbeitet. Aber er soll stammeln. Ob ihm mein industrielles Utopien gefallen wird? Na, erst muß ich ein halbtausend Arbeiter haben, lauter in der neuen wirthschaftlichen Freiheit dressirte Bebel-Hengste, die zufriedene Menschen, patriotische Deutsche und vergnügte Arbeiter geworden sind. Ja, vergnügte Arbeiter will ich, und der vergnügteste soll Feldmann sein . . . Aber à propos, den guten Feldmann so vergnügt zu machen, kostet mich doch manchmal ein bißchen viel Ueberwindung. Das war gestern so ein Moment, wo mich Magda ganz plötzlich in eine Ecke zog, auf ihren Koffer deutete und ganz nahe zu mir geneigt mir in's Ohr hauchte: „Den haben Sie hierher gebracht — nicht wahr, Niemand anders?“ Ich mochte wohl ein ganz blödes Gesicht machen und sagte: „Nu natürlich, aber reden wir doch davon nicht . . .“ Das war so ziemlich das Dünmste, was ich erwidern konnte . . . Sie wußte nicht, wohin vor Scham mit den Augen, und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Ich riß ihr die Hände von den Augen und rief: „Magda . . . liebes Mädchen . . .“ „Um Gotteswillen, lassen Sie mich . . .“ Ich aber konnte sie nicht lassen . . . „Nein,“ sagte ich, ihre Hände wie in einem Schraubstock umflammert haltend, „Du mußt mich hören, armes Kind. Ich weiß, wie unschuldig Du bist, Du bist so rein, wie — ach wozu Worte! Ich weiß Alles, habe Alles mit Dir gefühlt . . .“ — „Ach,

darum haben Sie mich nicht sterben lassen wollen . . .“ „Was? ich? Wie kommst Du darauf? . . .“ „Ach! seien Sie still . . . Sie sind so edel, so gut . . . und ich weiß noch, wie mir auf einmal so wohl wurde und alle Todesangst von mir wich . . . ach . . .“ Weiter konnte sie nicht sprechen. Sie warf sich, Alles vergeßend, — oder an Alles erinnernd — in voller Leidenschaft an meine Brust und weinte heftig. Da stand ich. Ach hätte doch Feldmann nie auf der Straße gekniet und Eide geschworen! Aber ehe ich noch weitere Wünsche ausdenken konnte, hatte sich Magda mit einem jäh hervorgestoßenen „Verzeihen Sie mir dummem Ding!“ losgerissen und war davon gerannt. Ich kann jetzt in meinem Gewissen nicht mehr auf Ehre und Seligkeit comitieren, ob ich dem „süßen Krab“ nachgerannt wäre, wenn in demselben Augenblick nicht wieder zufällig, wie in jener Nacht, da ich sie halbtodt im Arm trug, der Doctor auf der Bildfläche erschienen wäre, oder ob ich die begreiflicherweise sehr heftig entbrannte Regung durch Aufbietung der moralischen Widerstandskraft niedergekämpft hätte . . . Ich glaube an diesen catonischen Sieg meiner besseren Natur, denn mein erstes Wort an den Doctor war: „Sehen Sie sich Magda an, ich glaube, wir können sie heute noch nach Freiberg zur Tante entlassen.“ Und ich sprach dieses große Wort, wie ich mir einbilde, ganz gelassen aus. Hinterher war ich aber wieder froh, als der Doctor sich äußerte, die Reconvalescentin sei ganz reisefähig, wenn mir's recht wäre, möchte die Ueberriedelung aber erst an einem der nächsten Tage erfolgen, weil er sich's nicht nehmen lasse, *medici praesentis* halber mitzufahren.

Ende April.

Feldmann ist nicht wiederzuerkennen, Sonntags sogar patent. Er ist ein sehr begabter Schlosser und versteht's, die Arbeiter zu leiten wie nicht leicht Einer. Es steht fest: ich erwerbe die Maschinenfabrik. Sie soll das Schulschiff sein, auf dem ich mir eine Phalanx von Arbeitern erziehe. Hilfe zur Selbsthilfe — es ist eine große nützliche Aufgabe. Einen habe ich schon auf seine eigenen Füße gestellt, und er wird bald nicht bloß ein gemachter, sondern ein selbstgemachter Mann sein.

Anfang Mai.

Magda befindet sich in Freiberg wohl auf und wird nächstens mit den Pfingströschen um die Wette blühen, wie „Schwipps“ sich poetisch ausdrückt. Der gute Kerl hat die dortige Frau Fama so zu bearbeiten verstanden, daß der „süße Krab“ von bösem Klatsch ganz verschont geblieben ist. Alle Bekannte haben Magda herzlich zu ihrer Genesung beglückwünscht. Es muß dies Alles wie Lethe auf sie gewirkt haben. Uebrigens ist Feldmann in Freiberg gewesen und gut aufgenommen worden. Er schwebt im siebenten Himmel — und wenn er jetzt bei der Arbeit steht, seines Glückes Schmied, so dünkt mir, ich sehe und höre Jung Siegfried: „Hoho, hahei, hoho! Nothung, Nothung! neidliches Schwert!“

5. Mai.

Ich bin schon ein paar Mal mit Feldmann in Muldes Gärtnerei gewesen; sie liegt ziemlich weit draußen zwischen den östlichen Vororten der Stadt. Jede Großstadt hat drei Gürtel: einen für die nöthige Bewegung — die Ringbahn, einen für den Magen — die Gemüsegelder, und einen für's Auge — die Blumengärtnereien. In den letzteren ist gut sein. Ich glaube, Vater Mulde vertauschte seine einfache Cottage mit keinem Palast in der Stadt. Es ist nicht groß, sein blumiges Eiland, aber es hat sein vornehm Apartes durch die uralten Lindenbäume, die den Eingang beschatten, und die träumerischen Trauerweiden, die es ringsherum einfriedigen. Vater Mulde ist ein glückliches Original, er verrichtet sein Geschäft mit dem Herzen, seiner Hände Arbeit ist sein verkörpertes Denken und Fühlen, in dem Stück Naturleben, mit dem er's jeden Tag zu thun hat, sieht er den Schöpfer sich offenbaren, und so ist sein Arbeiten ein Beten, ein Reden mit Gott — und er ist, wenn je ein Patriarch es gewesen, ein Philosoph, gegen alle Anfechtungen gefeit, ein harmonisch abgerundeter Mensch mit der in sich geschlossensten Weltanschauung, die es geben kann. Man merkt das in den ersten fünf Minuten, würde es ihm aber in hundert Jahren nicht ablernen können. Seine Frau ist ein fast schon zurückgezogenes Wesen, so sanft und still im Hause waltend wie die Blumen um's epheumranke Haus herum. Eine ganz andere Nummer ist ihr Sohn Hans, ein Bild jungmännlicher Kraft und Arbeitsintelligenz, eine ernst-schöne Erscheinung. Dann ist da noch Martha, Magdas Schwester, so ziemlich ein Jahr älter wie diese. Was die Andern Gutes an sich haben, das hat sie auch, aber noch etwas ganz ihr Eigenes dazu, das sich nicht so sagen läßt. Und Augen . . . Wo die hinzieht, da geht ein Herz auf.

9. Mai.

Schon wieder draußen bei Muldes gewesen. Die ganze Familie ist mir merkwürdig sympathisch; sie sind auch mir alle von Herzen gut. Feldmann wird nicht müde, mich über den grünen Klee zu loben. Es fehlte nicht viel, so hätte er erzählt, was ich an Magda gethan. Zum Glück haben sie alle keine Ahnung davon.

12. Mai.

Hans Mulde ist der richtige technische Leiter für meine neuwirthschaftliche Probirfabrik. Er hat schon halb und halb zugesagt. Er muß erst klar sehen, wo ich hinaus will. Das zwingt auch mich, mir klarer über mich selbst zu werden. Große Pläne gähren in mir. Vor allen Dingen soll's ein frisches, fröhliches Arbeiten werden.

15. Mai.

Es vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht gegen Abend zufällig bei Muldes einfinde. An ihrem Abendtisch habe ich so zu sagen schon einen

Serviettenring. Das hat aber seine ganz geschäftlichen Gründe: erstens muß ich mit Hans über die Fabrik sprechen, und zweitens soll mir Vater Mulde den Garten meiner Rosenvilla ganz unkrenpeln. Merkwürdigerweise spreche ich aber am meisten mit Martha. Es plaudert sich so gut mit ihr und — hol's der Henker, was ich so von der Welt mit ihren Augen betrachte, das fängt an mir zu gefallen.

„Sie werden uns gewiß recht altmodisch finden, jagte sie neulich. Vater liest uns Sonntags aus der Bibel vor, an Werktagen wohl auch einmal aus einem der alten Schmöcker, an denen sein Herz hängt. In dem einen steht geschrieben: Ein jeder Stern am Himmel ist ein geistiges Gewächs, dem eine Blume bei uns auf der Erde entspricht. Diese Blume zieht der Stern durch seine anziehende Kraft so an, daß sie über sich hinaus unmühsamlich dem Himmel zuwächst.“

„Den Schmöcker kenne ich auch, mein Kind,“ jagte ich, „das ist der gute alte mystische Herr aus Schwaben Theophrastus Paracelsus . . . Ich kann mir denken, daß er bei Vater Mulde in hohem Ansehen steht.“

„Vater schwört auf ihn wie auf ein Evangelium. Für ihn giebt's gute und böse Blumen, und das Volk, meint er, benennt sie danach auch Gottesgnadenkraut, Sonnenblume, Christwurz, Marienröslein und Teufelsbeere, Herenhaar, Wolfsmilch . . . Haben Sie den schönen Stich von Meister Dürer in Vaters Zimmer gesehen: die von dem Engel gekrönte Maria auf einer Blume stehend? Das ist sein Hausaltarbild. Und dann seine Lieblingsdichter . . . je nach ihrer Verehrung für die Blumen . . .“

„Na, da kann er sie eigentlich alle recht gern haben bis auf den bösen Freiligrath von wegen der „Blumen Rache . . .“

„Sie wollen sagen, das sei eine schlechte Reclame für einen Blumenzüchter . . .“

„Wenn Sie's selbst aussprechen . . .“

„Ach, Vater denkt gar nicht an's Geschäft. Sehen Sie: Rückert, das ist sein Mann.“

„Nun, und Sie?“

„Ich gebe Nichts auf lyrischen Weihrauch. In einer Zeit, wo man in Gottes lieber Natur fast nur ruffige Schornsteine und nackte Pfähle mit gespannten Drähten sieht, da, meine ich, müßte im Dienst der Blumen stehen allein wie Minnedienst gemahnen, und die den Wald hüten und Blumen groß ziehen, die cultiviren wörtlich genommen das Erhabene und Schöne auf der immer altersgrauer werdenden Erde Tag für Tag in praktischer Arbeit und brauchen sich dabei nicht auf liebe Engelein, seltsame Heiligen, gütige Feen und die neun Musen zu verlassen.“

Ich sah mir das Mädchen groß an, die das so schlicht und einfach vor sich hinsprach, und dachte mir: „Du bist selber doch so eine Fee im modernen Gewand — und was wirst Du einmal Alles dem rechten Mann sein: die Poesie, wie sie sein soll, neben der Arbeit, wie sie sein soll!“

17. Mai.

Ehe ich ihr ein Compliment machte, bißte ich mir die Zunge ab. Aber es mußte einmal heraus, wie geschmackvoll sie sich zu tragen versteht.“

„Das gehört doch zum Geschäft,“ scherzte sie. „Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.“

„Sie haben's den Blumen abgelauscht — das Geheimniß der Farbe.“

„Ich darf doch nicht ganz hinter meinen stummen Gespielinnen, die nur zum Auge sprechen, zurückbleiben. Glauben Sie mir, die verstehen's. Das ‚Vergiftmeinnicht‘ zum Beispiel ist gewiß ein bescheidenes Ding, aber goldgelbe Staubgefäße auf blaßblauem Grund der Blumenkrone — und das Beilchen will doch gewiß Nichts weniger als auffallen, aber violette Blume auf gelblich-grünem Laub. Das ist doch beinahe kokett. Und dann erst die stolzen Rosen und die capriciösen Orchideen — da giebt's tausend und eine Varietät, und jede hat ihr specielles Toilettenmotiv möchte ich sagen.“

„Und Sie, Fräulein Martha,“ rief ich, „keine Weltdame . . .“

„Ach was,“ unterbrach sie mich, „ich habe zwei Fähnchen, ein helles und ein dunkles, ein paar Händchen und meine Blumen . . . Das ist der ganze Zauber!“ Und damit lief sie lachend weg.

„Das ist der ganze Zauber, den Sie brauchen . . .“ rief ich ihr nach . . . um mich verrückt zu machen — hätte ich beinahe hinzugesetzt.

20. Mai.

„O wie wunderschön ist die Frühlingszeit!“ Die Nachtigall singt's, das von überschwänglichen Sommerbeinkleidern umflutete Gigerl trällert's auf der Promenade, die jugendliche Liebhaberin wagt dem Director einen neuen Contract anzubieten, der dauerlaufende Börsen-Galopin effectuirt sich an der Straßenecke eine Rose in's Knopfloch, der ärmste Mensch, der Nichts hat, als vier kahle Wände, in denen er schon längst verlernt hat, Hoffnung zu schöpfen, schöpft wenigstens einmal wieder frische Luft — und ich genieße mein „Garten-Glück“, mit Zarathustra zu sprechen. O du himmlisch stille Idealität dieses Blumendaseins! Ihr seligen Stunden am späten Nachmittag, wo alles Licht anfängt so still und so ruhig zu werden. Das ist die Zeit des Labials für die Augen, die kühner und kühner werden und sich's im Wagemuth vermessen möchten, der sinkenden Sonne offen in's göttliche Strahlenantlitz zu schauen. Marthas Augen haben etwas von diesem Sonnen-Sehnen an sich. Ich sagte es ihr. „Es ist so natürlich,“ meinte sie; „wir sind ja Alle Kinder der Sonne, wie Vater sagt. Die Sonne lehrt beten zu einem heiteren himmlischen Wesen; die Sonne lehrt die Menschen lieben. Wie sie liebt, das ist die Liebe, die sich ganz hingiebt. Wenn sie ihr Auge brechen fühlt, da schüttet sie Blut und Glanz, so viel sie noch hat, über die Welt und geht nicht eher von himen, als bis sie der ärmsten Hütte verfallendes Dach mit goldenen Ziegeln gedeckt

hat.“ Die Sonne ging gerade unter, als sie so sprach; wir saßen Hand in Hand, bis es dunkelte und die Sterne sichtbar wurden, die beglückenden Sendboten allerwiger Liebe — Millionen Sonnen!

25. Mai.

Gestern hab' ich den tiefen Sinn im kind'ichen Spiel an mir erfahren. Sie hatte mir eine Blume an den Hut gesteckt. In der Zerstreuung wollte ich ohne Hut fort. Da rief sie: „Vergiß das Beste nicht . . .“ Das erste „Du“ von ihren Lippen. Aber es war ja nur ein Citat aus dem Märchen von der Wunderblume. Dem Fant, der sie trägt, öffnet sich der Berg mit allen seinen Schätzen. Er stopft sich die Taschen voll, in der Hast legt er den Hut ab. Schwer bepackt eilt er dem Ausgange zu, da ruft die Warnungsstimme: vergiß das Beste nicht! Doch es ist schon zu spät, die Pforte schlägt hinter ihm zu — und Alles war Raubgold und nur ein Traum. „Bei mir ist's aber nicht zu spät,“ rief ich, „und die Schlüsselblume, die Sie mir auf den Hut gesteckt, soll meiner kühnsten Wünsche Erfüllungspforten aufschließen!“

„Glück zu und gute Nacht!“ hört' ich sie noch rufen. Ich aber, als das Thor hinter mir zuschlug, sagte mir: Solltest Du einmal aus diesem Wundergarten scheiden und hättest vergessen, das Beste mitzunehmen, Dir wäre schlechter zu Muth, als dem armen Fant mit der Wunderblume, und all Dein Gold wär' eitel Raubgold.

29. Mai.

Magda ist nun wieder im elterlichen Hause. Ein Glück, daß sie keinen Augenblick Ruhe vor Feldmann hat. Die Glückliche! Nächste Woche empfehlen sie sich allen lieben Bekannten als Verlobte. Feldmann hat sein Wort gehalten: die paar Duzend Socialdemokraten, die jetzt unter ihm schloßern, können als loyale Gesinnungsgarde jedem Kriegerverein ein Double vorgeben. Und wenn sie hämmern und feilen, dann singen sie dazu wie Johann der muntere Seifensieder Geller'schen Angedenkens. Sie werden Magda und Feldmann einen Polterabend poltern, daß ihnen die Ohren gellen. Wie glücklich bin ich, daß ich damals jede unlautere Regung unterdrückt habe, als Magdas anmuthender Jugendreiz mein Blut in Wallung brachte! Da hat ein guter Stern über mir gewaltet, der Stern der schönsten Blume in Vater Muldes Blumengarten. Und wenn ich damals schwach gewesen wäre, der schwache Gewaltmensch, wie ich mich sonst kannte? Dann hätte ich vielleicht Martha nie kennen gelernt, — aber wenn doch, dann wäre ich tief unglücklich geworden, so unglücklich, daß ich's gar nicht ausdenken kann, und ein Stern wäre vom Himmel gefallen mitten in die schmutzigste Kothlache des schmutzigsten Erdenwinkels hinein.

2. Juni.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“ Schlimm, lieber Schiller, wenn Du Recht hättest. Das war der Mai meines Lebens, der

Wonnemonat erwachender Liebe — den Becher freilich credenzt kein Gott zum zweiten Mal. Ich liebe Martha, ich brauch's ihr nicht zu sagen, Geständniß ist jeder Hauch meines Mundes. Sie liebt mich, liebt mich gewiß. Warum zittere ich davor, sie danach zu fragen?

5. Juni.

Vater Mulde war heut in der Stadt. Er wollte sich meinen Garten auf die vorzunehmenden Aenderungen einmal selber ansehen. Martha war mit ihm gekommen. Es machte mir eine unsagbare Freude, ihr mein Haus zu zeigen und zu sehen, daß ihr Alles wohl gefiel. Wie mir das Herz schlug, das Herz, das ganz vernehmlich sprach: die Rechte ist gekommen. Sag' ihr: gesegnet ist Dein Eingang, Du sollst bei mir bleiben bis an's Ende der Tage! Ja, ich wollte es sagen, ich mußte es ihr sagen, jetzt gleich . . . Da geschah Etwas, das Allem ein Ende machte. Es war nur ein Wort, ein ganz einfaches Wort, das sie hinwarf. Sie fragte, und es war ganz natürlich, daß sie danach fragte, Jedermann hätte so gefragt, warum ich denn so allein lebe. Aus Nothwehr, wollte ich ihr klar machen, um mein besseres, arbeitendes Ich zu retten. Aber nun wäre das nicht mehr nöthig, und dieses Alleinleben sollte je eher, je lieber ein Ende nehmen, denn . . .

„Dem Sie wollen Ihrer Mutter eine Tochter zuführen,“ unterbrach sie mich.

„Meinem Haus eine legitime Herrin,“ rief ich dazwischen.

„Ohne den Segen der Mutter?“

„Wenn sie mich liebt, wie ich sie liebe, wird sie die Meine werden und nicht lange fragen . . .“

„Die wäre Ihrer Liebe nicht werth, die es thäte.“

„Martha, es handelt sich um mein Leben — Sie sagen nein?“

„Ich sage — nein, weil es sich um mehr als Ihr Leben handelt. Sie kennen sich nicht, wie ich Sie kenne. Sie sind viel besser, als Sie wissen. Von Vater und Mutter haben Sie sich getrennt und doch so gut wie nicht getrennt. Sie können jede Stunde in's Vaterhaus zurückkehren und Ihr Haupt in den Schoß der Mutter legen, Sie haben ihr Nichts abzubitten, sie hat Ihnen Nichts zu vergeben, was nicht vergessen und verziehen wäre. Und jetzt wollen Sie, von der Leidenschaft übermannt, eine Schuld auf sich und eine Mitschuldige laden. Sie wissen, daß Ihre Mutter nie ihre Einwilligung geben, daß sie eher sterben, als verzeihen wird — und wenn dann die Stunde kommt, und wer Ihr Herz kennt, weiß, daß sie kommen wird, wo Sie von Neue gefoltert nach Veröhnung lechzen und der Weg zu ihr führt nur über die Leiche Ihrer Mitschuldigen . . . D, danken Sie dem Himmel, daß ich heute klarer sehe und gefaßter bin als Sie. Schon früher hätt' ich Ihnen sagen müssen: Kommen Sie nicht mehr hinaus zu uns. Aber, o Gott, es war ja Alles so lieb und gut, und

ich hab' Nichts geahnt, bis es über mich gekommen war. Nun aber muß es Alles aus sein. Ihr Wort darauf, dies sei unser Lebenswohl für immer. Wenn Sie nicht wollen, daß ich elendiglich zu Grunde gehe! Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Sie haben uns ja immer noch mehr gegeben, als genommen . . . Vergessen Sie den Blumengarten und die arme Martha!"

„Martha!“ Aber da war sie schon draußen im Garten und zog Vater Mulde, der gar nicht wußte, was das heißen sollte, mit sich fort.

Mitte Juni.

„Möchte kein Hund so länger leben! Tag und Nacht wie ein Verbrecher um mein verlorenes Blumenparadies herum schleichen. Mein Gehirn hat sich alle Eventualitäten vorgehaspelt: Zusammen fliehen! Thut Martha ihren Eltern nicht an. Zusammen sterben? Thut sie ebenso wenig — und ich mit dem neu erwachten Willen zum Leben, Willen zur Macht, Willen zur Arbeit?! Der Mutter Alles beichten? Nichts einfacher; sie wird sagen: „Thu, was Dir beliebt, wie Du's immer gethan; frei', wen Du willst — aber nicht über meine Schwelle mit ihr!“ So wird sie sprechen, so wird sie sein und unerbittlich aus Unfähigkeit, anders zu sein. Könnte gerade so gut von ihr verlangen, sie soll über ihren Schatten springen oder aus der Haut fahren. Wie soll Martha das ertragen? Sie will's gar nicht; sie kann auch nicht anders sein, als sie ist. Und so, wie sie ist, gefällt sie mir gerade. Unerforschliche Macht der Gescheide — Magda muß ich retten, um Martha zu verderben! Mutter, Du sagtest, nur ein Weib könne mich retten, und diese Eine opfert Dir Dich und — mich. Magst Du's nie erfahren — dem Vater werd' ich's sagen, wenn meine Arbeit gethan, meine Zeit gekommen. Fortan gehöre ich den Unglücklichen . . . hinaus in's wilde Leben, der Unbehauste werde ich sein, der den Hafen auf offener See sucht, die Stille im Sturm!“ . . .

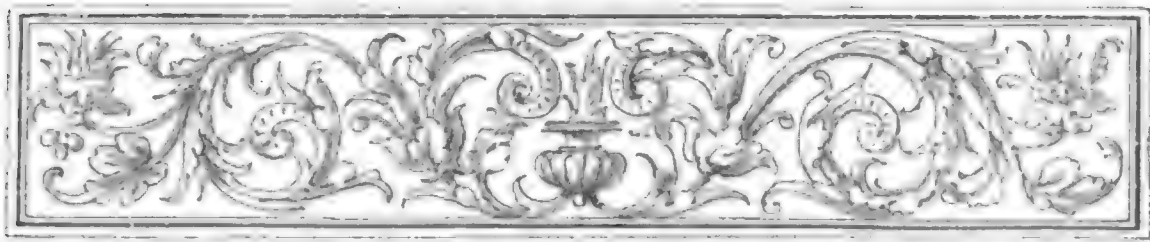
* * *

Hier brach das Tagebuch ab. Mit angehaltenem Athem hatte Frau Bendalburen gelesen, manchmal stockte ihr das Herz und drohte zu zer springen. So war ihr nie im Leben zu Muth gewesen, zuletzt liefen ihr die Thränen stromweise über's Gesicht, und sie schluchzte: „Erich, mein Erich!“ Draußen ging der Junitag zur Miste, ganz oben auf dem höchsten Zweig des blühenden Lindenbaumes saß die Amsel und sang ihr Lied. Und als es ganz ruhig und klar in der Mutter Brust geworden, da griff Frau Bendalburen zur Feder und machte folgenden Zusatz zu Erich's Tagebuch:

„Heute hat Dich Deine Mutter kennen gelernt. Sie ist stolz auf Dich und glaubt fest daran, daß Gott Großes mit Dir vorhat. Wie gut er's mit Dir meint, sehe ich daran, daß er Dich auf wunderbare Art ein

Geschöpf finden ließ, an dem er offenbar sein Wohlgefallen hat. Er läßt sie Dich lieben und Dir die Augen öffnen, und Du Blinden kannst noch glauben, daß er sie Deiner, und wie Du überzeugt bist, meiner Dummheit wegen elend verkommen lassen werde? Mein liebes, großes, thörichtes Kind, wenn Du dies gelesen hast, so eile hinaus in Dein Blumenparadies, küsse Martha auf die Stirne, sag' ihr, das komme von mir, und dann bitte sie, daß sie Dich zu mir begleite . . . Ich habe keinen heißeren Wunsch, als Euch zu segnen; dem Vater erzähle ich Alles, das soll meine ganze Revanche sein — und was den süßen Trug' anlangt, die darf auf Eurer Hochzeit nicht fehlen.“





Eine deutsche Grabstätte in Holland.

Von

Hans Müller.

— Berlin. —

Eine Reise durch das stammverwandte Holland zeigt uns mancherlei Erinnerungen an ursprünglich deutsche Fürstengeschlechter, die in auswärtigem Solde deutsche Tüchtigkeit bewährt, wohlverdienten Ruhm erworben und ihren letzten Ruheplatz in fremder Erde gefunden haben. Berühmt und viel beschrieben ist vor Allem die Nieuwe Kerk zu Delft, wo alle Fürsten aus dem Hause Oranien-Nassau bis zum letzten Könige von Holland beigesetzt sind. Weniger bekannt ist die Grabstätte der Nassauer Grafenfamilie zu Breda. Wenn aber auch der Weg seltener hierher führt, so verdient gerade dieser Ort nicht weniger unsere Beachtung, und eine Beschreibung des dortigen vorzüglichen Grabmals dürfte um so mehr Interesse finden, da leider über seinen Verfertiger in der Kunstgeschichte noch vielfache Unklarheit herrscht.

Breda ist eine holländische Cantonshauptstadt der niederländischen Provinz Nordbrabant, an der Eisenbahn von Venlo nach Rotterdam gelegen, ebenso von Antwerpen über Rosendaal wie von Amsterdam über Utrecht leicht zu erreichen. Das wohlhabende und reinliche Städtchen mit seinen neunzehn- bis zwanzigtausend Einwohnern wird von zwei Flüssen, der Mark und Ra, bespült. Außerdem verbindet der über sechzehn Kilometer lange Canal von Breda den Platz mit der Maas. Die Stadt hat nicht weniger als sieben Kirchen, von denen mehrere als sehr stattlich bezeichnet werden können. Sodann giebt es dort eine königliche Militärakademie, Arsenal, ein Laboratorium, einen Beginenhof mit zwanzig Häusern, ein neues vornehmes Concerthaus und die von den Grafen von Nassau errichteten Schloßbauten. In älterer Zeit war die Stadt stark befestigt und hat häufig sehr schwere Belagerungen aushalten müssen. Eine dieser Belagerungen

hatte den merkwürdigen Verlauf, daß Moriz von Dranien 1590 die von den Spaniern neun Jahre vorher überrumpelte Festung durch List zurückeroberte, indem siebenzig Soldaten, in ein Torsschiff versteckt, in die Festung eingeschmuggelt wurden. Noch jetzt sieht man die umfangreichen Wälle, Stadtgräben und Forts. Die 1534 von Heinrich von Nassau gegründete Festung galt seit Jahrhunderten überhaupt als der wichtigste Punkt in der vor der Maas gelegenen Festungslinie, der in Folge seiner morastigen, leicht zu überschwemmenden Umgegend beinahe unangreifbar, freilich auch sehr ungesund gemacht werden konnte. Die heutigen Einwohner beschäftigen sich mit mannigfaltigen Zweigen der Industrie und des Handels. Insbesondere stehen dort die Strumpfwirkerei, die Tuch- Teppich- und sonstige Wollweberei in Blüthe. Der Handel scheint mit Geschick und Vortheil gehandhabt zu werden, denn die neuerdings sehr bedeutende Zunahme des Ortes legt Zeugniß davon ab, daß manch Einer sein Schäfchen in's Trockene zu bringen wußte. Nach allen Seiten hin entstehen neue hübsche Gebäude und Villen, zum Theil freilich in einer allzu schablonenmäßigen Gleichartigkeit, Haus neben Haus, wie aus der Spielschachtel hingestellt. Eine Fahrt auf den beiden Pferdebahnlilien orientirt am besten darüber. Sonst ist es ziemlich still und öde zwischen den Mauern. Die sprichwörtliche holländische Langweiligkeit gähnt dem Besucher aus jeder Straße entgegen, und es scheint fast, als wenn die Bewohner selbst eine Ahnung von der Nichtigkeit der Bezeichnung hätten. Der weibliche Theil der Bevölkerung wenigstens — und dieser macht, wie in Holland häufig, einen bei Weitem vortheilhafteren Eindruck, als der männliche — sieht den Fremden so sehnsuchtsvoll und so neugierig an, als verspürte er den heißen Drang, von draußen Etwas zu hören oder gar aus diesem ewigen Alltagsseinerlei herausgerissen zu werden.

Die nassauischen Schloßbauten können kaum mehr als Sehenswürdigkeiten gelten. Nur der Schloßpark, Hof von Valkenberg genannt, mit seinen alten schönen Bäumen, zum großen Theil im sechzehnten Jahrhundert angelegt, zum Theil aber auch dem modernen Geschmack angepaßt, macht einen fürstlichen Eindruck. Das alte Schloß wurde seit 1531 unter den Grafen Heinrich III. und Menatus († 1544) von Nassau erbaut, begonnen von einem Künstler Namens Thomas Vincenz von Bologna, vollendet von Jakob Romans unter Wilhelm von Dranien, König von England, 1696, weshalb man häufig von einem älteren und einem neueren Schloß reden hört. Das umfangreiche Gebäude besteht aus einem Viereck, von den Gewässern der Mark umgeben, und ist neuerdings Sitz der Kriegsakademie. Als solche wurde das Schloß gänzlich umgeändert, ohne die geringste Spur seiner alten Pracht und Herrlichkeit zu hinterlassen. In früheren Tagen muß es aber dort stattlich genug ausgesehen haben. Manches interessante Ereigniß der so reichbewegten niederländischen Geschichte weist dorthin. Hier fanden die Vorverhandlungen zu dem sogenannten Bredaer Compromiß

Wilhelms von Oranien mit Egmont und Hoorn statt, den der niederländische Adel im Jahre 1566 zur Abwehr der Inquisition und anderer Uebergriffe der spanischen Regierung einging, ein Actenstück, das nach und nach von vierhundert Edelleuten unterschrieben wurde und die Grundlage zum Geusenbund abgab. Der wichtige historische Moment ist, wie man weiß, Gegenstand eines berühmten Gemäldes von E. de Bieſve geworden, das sich heutzutage im Brüsseler Musée moderne befindet und das in der neuen Kunstgeschichte eine hervorragende Rolle gespielt hat. Neben Gallais Abdankung Karls V. wurde das im Jahre 1841 gemalte Bild bei seiner Rundreise durch Europa 1843 überall als eine epochemachende Leistung gepriesen, nicht allein für die belgische Schule, sondern auch für die gesammte Wiederbelebung der Coloristik und der realistischen Richtung. Vom Bredaer Schloß aus erließ ferner Karl II. von England im April 1660, vor seiner Thronbesteigung, die sogenannte Declaration von Breda, in der er den Engländern Amnestie und Gewissensfreiheit verhiess. Im folgenden Jahre fand hier nach einem mehrjährigen Seekrieg ein wichtiger Friedensschluß zwischen Holland und England statt, in dem beide Theile ihre Eroberungen einander zurückgaben. Die wichtigsten Geschehnisse der Bredaer Geschichte sind außerdem folgende: Im dreißigjährigen Krieg wurde die Stadt von dem niederländischen Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien erobert und durch den westfälischen Frieden den vereinigten Niederlanden zugesichert. 1793 wurde Breda fast ohne Schwertstreich dem französischen General Dumouriez übergeben, einige Wochen später aber wieder geräumt, um 1795 auf's Neue in die Hände der Franzosen zu gelangen. Als Bichegru ganz Holland eroberte, machte die französische Garnison 1813 bei Annäherung der russischen Avantgarde unter Denkersdorf einen Ausfall. Da erhob sich die gesammte Bürgerschaft und verbot den Franzosen die Rückkehr in die Stadt, die diese vergeblich von Antwerpen aus wieder zu gewinnen suchten.

Ebenso wenig wie im Schloß begegnet man sonst erheblichen sichtlichen Erinnerungen an die ruhmreichen Zeiten, da das nassauische Geschlecht den wichtigen Statthalterposten in Breda inne hatte. Die Zerstörungslust erbitterter Feinde hat fast Alles dem Erdboden gleich gemacht, und eine neue friedliche Zeit voll Gewerbefleißes und moderner Bausucht verwischte allenthalben die Spuren einstiger Großthaten und Greuel. Wenn man die Geschichte dieses merkwürdigen Places näher kennen lernen will, muß man die reformirte Kirche oder, wie die Holländer sagen, die „Hervormde Kerck“ am großen Markt besuchen. Dort wissen zahllose Grabdenkmale von den alten Tagen zu erzählen. Aber auch dort haben die kriegerischen Jahre der Vergangenheit arg gehauet, nicht allein siegreiche Eroberer der Stadt, namentlich die Spanier im dreißigjährigen Krieg und die Franzosen bis in unser Jahrhundert hinein, sondern auch — und zwar nicht am wenigsten zerstörungsfüchtig — die von religiösem Fanatismus erregten Bilderstürmer der Reformationzeit.

Die reformirte Kirche ist ein spätgothischer Bau, der im dreizehnten Jahrhundert begonnen wurde und im Laufe der Zeit manche Wandlungen durchgemacht hat, mit einem unter Engelbrecht I. im Jahre 1410 geweihten Chor und schönem, neuerdings restaurirtem Thurm. Das Bauwerk, ein wenig an die Antwerpener Kathedrale erinnernd, gewährt einen malerischen Anblick und ist ringsum von Häusern und Häuschen umgeben, die wie Vogelnester an seinem unteren Mauerwerk angeklebt sind. Im Innern ist Mancherlei zu besichtigen, das Meiste freilich im Zustand der Zertrümmerung. Die Umwandlung des früher katholischen Gotteshauses hat, wie an vielen Plätzen, auch hier der Kunst großen Schaden gethan. Doch ist man neuerdings mit anerkennenswerther Pietät bestrebt, die guten Ueberbleibsel zu restauriren, selbst wenn sie mit dem Protestantenthum Nichts zu thun haben. Die Wände, die früher durchgängig Wandmalerei enthielten, sind weiß übertüncht und nüchtern, wie in allen ähnlichen Kirchen. Die Fenster wurden ihres einstmaligen Schmuckes von Glasmalereien beraubt. Nur wenige Reste sind erhalten und zeugen von vergangener Pracht. In einer Seitencapelle findet sich ein ansehnlicher Taufbrunnen aus Kupfer, im Renaissancegeschmack, den die heutigetierigen Eroberer zurücklassen mußten, weil er sich als zu schwer und massiv erwies. Nur die decorativen Figuren des Kunstwerks, Evangelisten und Apostel, haben die Franzosen entfernt und mitgenommen. Der Deckel des Brunnens wird durch einen vortrefflich gearbeiteten Strahlen aus Schmiedeeisen in gothischem Geschmack in die Höhe gehoben, der seitwärts angebracht ist. Im Chor findet man bemerkenswerthe gothische Kirchenstühle mit reichem Schnitzwerk von Eichenholz. Bedauerlicher Weise sind aber auch diese nicht auf's Beste erhalten, weder die vortrefflichen Ornamente im Spitzbogenstil noch die höchst ergößlichen Satiren auf die Geistlichkeit, die unter den Sizen angebracht sind. Daß die letzteren nicht den Beifall der Kirchenhäupter fanden und vermuthlich schon deshalb beschädigt wurden, kann man wohl begreifen. Es ist bekannt, daß sich die frommen Herren bei Chorstühlen mit Vorliebe kleine Faulenzersitze anbringen ließen, die bei aufgeklapptem Stuhle einen bequemen Ruhepunkt gewähren, sodaß die braven Leute, wenn sie beteten, von Ferne zu stehen schienen und doch, wenn auch aufrecht, saßen. Diese kleinen Sitzgelegenheiten und Hilfsmittel der Bequemlichkeit gaben namentlich in der gothischen Zeit lustigen Bildschnitzern oder auch spottjüchtigen Donatoren erwünschten Anlaß, ihren Humor spielen zu lassen. In sehr vielen Kirchen trifft man an dieser Stelle höchst drollige, ungenirte und unehrerbietige Darstellungen, die entweder bestimmte Persönlichkeiten oder die Geistlichkeit im Allgemeinen bewickeln und verhöhnern. Der Platz schien besonders geeignet dazu, und in den ältesten Zeiten verstanden die frommen Männer es in der Regel ganz gut, einen derben Wis zu vertragen. Zuweilen freilich mußten sie auch gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn der Stifter solcher Kirchenstühle die Satiren selbst in Auftrag gegeben hatte. Das war z. B. auch bei den Bredaer Chorstühlen der Fall, die von der gräßlichen Hofhaltung

geschenkt worden sein sollen. Da sehen wir in meist harmloser, nicht immer direct verständlicher Weise mönchische Eigenschaften und Untugenden verspottet. Besonders häufig wird die Thierwelt zum Vergleich herangezogen. Es werden Kameele, Schweine, Esel, Krebse, auch Drachen abgebildet, daneben Teufel, Sphinxen, oder anzügliche Hindeutungen auf Völlerei, Bettelei, Beschäftigung mit der holden Weiblichkeit und manches Andere.

Das Wichtigste in der Kirche sind die Grabdenkmale. Die darunter Ruhenden kennt man freilich nur zum allergeringsten Theile dem Namen nach. Der ganze Chor ist wie ein Friedhof mit Grabplatten belegt, die fast durchgängig ihre Inschriften und Ornamente durch die Tritte der Jahrhunderte verloren haben. Auch hier hat die Raubsucht gewüthet und zahlreiche Kupferplatten gestohlen. Nur wenige sind erhalten, darunter die eines Willem van Gaelen (Galen) in guter Eiselarbeit, nach 1539 angefertigt. In den Wänden sind ebenfalls prunkvolle Monumente angebracht. In einem umfangreichen, neuerdings restaurirten Denkstein für Heinrich von Nassau mit der Anbetung Mariä befindet sich auf der Rückseite die heilige Gertrud als Beschützerin der Mäuse mit einem kleinen schwarzen Mäuschen abgebildet, das an ihrer Gewandung heraufkriecht — eine Suldigung, mit der der Künstler wohl noch eine kleine Nebenbedeutung verknüpft hat. Hervorzuheben ist ferner ein Wandmonument für den Grafen von Borquival († 1536) und eins für Dirck von Assendelft († 1553) und seine Frau, das letztere mit besonders reichem Bilderschmuck und Ornament, auch mit einer Darstellung des jüngsten Gerichtes. Hier wurde bereits bei den beiden Porträt-Figuren, den Engeln und den Säulen, der kostbare italienische Marmor verwendet, während das Uebrige in Sandstein ausgehauen ist.

Ein wirklich hervorragendes Meisterwerk der Frührenaissance wurde in einer Seitencapelle des Chores errichtet. Mit Recht wohl ist diesem denkwürdigen Monumente in meinem Werke „Badische Fürstenbildnisse, II. Band, Karlsruhe, Chr. Th. Groos 1893“ eine eingehende Besprechung zu Theil geworden.

Das freistehende Grabdenkmal ist — urkundlich sichergestellt — dem Grafen Engelbrecht II. von Nassau und seiner Gemahlin Cimburga, geborenen Markgräfin von Baden (1450—1517), Tochter des Markgrafen Karl I. († 1475) und seiner Gemahlin Katharina von Oesterreich († 1493), gesetzt worden. Engelbrecht II. ist den 17. Mai 1451 in Breda geboren und 1504 ebendasselbst gestorben. Er erbte 1475 von seinem Großvater Engelbrecht I., der allein die Linie Nassau-Weilstein fortsetzte und in Folge seiner Vermählung mit der Erbtöchter der Herren von Polanen, Johanna, ausgedehnte Besitzungen in den Niederlanden gewonnen hatte, die ansehnlichen Güter in Breda. Als Feldherr und Liebling der Habsburger hat er in den Niederlanden eine große Rolle gespielt, ist aber ohne männliche Nachkommenschaft aus der Welt geschieden. Sein Bruder, Johann V., erhielt die nassauischen Besitzungen, dessen Sohn war Wilhelm der Reiche (1516—1559), auch

Willem de Dode und später Graf von Nassau-Ravenellenbogen genannt, der die Reformation in seinem Lande eingeführt hat. Und dieser hinwiederum ist Vater Wilhelms I. mit dem Beinamen „Der Schweiger“ gewesen, der durch freiwilligen Verzicht von den nassauischen Stammländern ausgeschlossen war und die alte Linie Nassau-Oranien begründet hat.

Ein anderer Sohn Johanns V. aus der älteren Dillenburger Linie, Heinrich III., trat 1504 die niederländischen Besitzungen Engelbrechts II. an und ließ seinem Onkel das prunkvolle Denkmal in der Bredaer Kirche setzen. Er ist am 12. Januar 1483 zu Siegen geboren worden. Seine Mutter war Elisabeth, Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen. Die Erziehung leitete der Oheim Engelbrecht, dem er in seinen militärischen und staatsmännischen Kenntnissen sehr viel zu verdanken hatte. Sein Leben sollte mit den Schicksalen des Hauses Habsburg besonders eng verknüpft sein. Schon im zwanzigsten Jahre verwaltete er die Grafschaft Bianden. Er vermählte sich mit Franziska von Bianden, die aber nach neunjähriger, kinderloser Ehe starb. Frühzeitig genoss er das größte Vertrauen Maximilians und übernahm die militärische Erziehung des jungen Karl, späteren Kaisers. 1505 erhielt er das goldene Vlies, 1507 wurde er Oberbefehlshaber der Kriegsheere Maximilians und Karls in den Niederlanden, 1509 Drost von Brabant. Karl zeichnete ihn durch dauernde Freundschaft und mannigfache Gunstbeweise aus. Im Jahre 1515 bekam er die Statthaltertschaft von Holland, Seeland und Friesland, eine Stellung, in der er viele kriegerische Vorbeeren erwarb. Sieben Jahre später legte er sein Amt aber wieder nieder, um sich ganz seinem kaiserlichen Herrn zu widmen, nachdem er auch vorher schon sehr thätig für dessen Kaiserwahl eingetreten war. Er ging mit Karl V. nach Spanien und blieb von da ab sein steter Begleiter, indem er überall auf das Nachhaltigste des Kaisers Interessen vertrat. Seine zweite Frau, Claudia von Châlons, Prinzessin von Oranien, starb im Jahre 1521. Ihr Sohn Renatus erbte nachmals die reichen oranischen Besitzungen. In dritter Ehe war Heinrich mit einer Spanierin, Menzia von Mendoza, Markgräfin von Genette, vermählt. Er selbst starb am 14. September 1538.

Dieser Graf Heinrich von Nassau, dem wir das Denkmal zu danken haben, scheint ein besonders kunstliebender Fürst gewesen zu sein, der aus Deutschland große Neigung zu den Schöpfungen bedeutender Meister mitbrachte. Unter ihm begannen die umfangreichen Bredaer Schloßbauten. Von seinem ernstem, gediegenen Kunstgeschmack zeugt jedenfalls das erhaltene Grabmonument. Ein holländischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, Th. C. van Goor (*Beschryving der Stadt en Lande van Breda. In's Gravenhage 1744 p. 32*) sagt darüber: „pragtige Tombe by Hendrik Graaf van Nassau, deszelfs (Engelbrechts) opvolger naamals doen maaken.“

Zur Anfertigung des Grabmals beauftragte Graf Heinrich einen hervorragenden Künstler, der offenbar in Italien ausgebildet war oder sogar

von dort herstammte. Das geschah in der für die Kunst der Niederlande so wichtigen Zeit, als auch hier, wie in Deutschland überall im sechzehnten Jahrhundert, die italienische Frührenaissance mächtig eindrang. Ziemlich schnell wurde damals mit den Traditionen der heimischen Kunst auf dem Gebiete der Malerei gebrochen. Nur die Plastik und Architektur suchten noch in längerer Abgeschlossenheit ihren nationalen Charakter zu bewahren, obzwar sich auch die italienische Ornamentik allenthalben bereits geltend machte. Um so hervorragender wirkt das Bredaer Denkmal mit seinem durchaus italienischen Gepräge und mit seinem italienischen Material mitten unter den niederländischen Kunstschöpfungen. Das Kunstwerk wurde früher keinem Geringeren als Michel Angelo zugeschrieben, von dem es aber keinesfalls herrühren dürfte, wemgleich man die Behauptung in Breda auch heute noch aufrecht zu erhalten sucht. Bedauerlicherweise ist das alte Bredaer Archiv und damit auch wohl jedes sichere Document an Ort und Stelle über die Herkunft des Denkmals bei einer der vielen Belagerungen der Festung durch Brand zerstört worden. In neuester Zeit wird als Verfertiger der schon erwähnte Thomas Vincenz von Bologna genannt, „der, obwohl Schüler Raffaels, sich nach Michel Angelo gebildet hat.“ So lautet wenigstens eine Notiz in Bädekers Handbuch unter der Verantwortung von Anton Springer. In der Vorrede jagt der Meister der Kunstwissenschaft: „Die Grabmäler des Grafen Engelbrecht von Nassau und dessen Gemahlin in der großen Kirche zu Breda . . . reihen sich den schönsten Werken an, welche die Renaissancekunst im Norden geschaffen hat.“ Sie werden dem vortrefflichen Monument des Erzbischofs Wilhelm von Croy († zu Worms 1521) in der Capuzinerkirche zu Enghien an die Seite gestellt. Ebenso nannte Gustav Ebe (Die Spätrenaissance, Berlin 1886, Band I, Seite 435) das Monument „ein bedeutendes Skulpturwerk, dessen Meister unbekannt ist“; alle Figuren in Marmor seien von „vorzüglicher Ausführung“. Seine Quelle ist van Mfendyck, der auch nichts Wesentliches über den Künstler vorzubringen wußte. A. Seubert berichtete in den Nachträgen zu Müllers Künstlerlexikon (Stuttgart, 1870, Seite 46) nach den Dioskuren (1866) von einem Tommaso Vincitore da Bologna, der als Schüler Raffaels diesem an den Arbeiten in den Loggien des Vaticans geholfen und später das Weben der Cartons in Flandern beaufsichtigt habe.

Diese Spur dürfte vielleicht bei näherer Verfolgung zu irgend einem Resultat führen. Ein in Flandern auch sonstwie beschäftigter Italiener hat jedenfalls die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, als Schöpfer des Denkmals zu gelten.

Einige dürftige Mittheilungen über den von Julius Hübner in Schaslers Dioskuren erwähnten Thomas Vincidor oder Vincitore von Bologna findet man in der Lebensgeschichte Albrecht Dürers (Thausing, Dürer, 2. Auflage; II. Seite 186). Der italienische Künstler besuchte den deutschen Künstler in Antwerpen, als dieser dem Einzug Karls V. im Jahre

1520 beiwohnte, und brachte ihm Kunde vom Tode Raffael's und von der Auflösung seiner Werkstatt († 6. April 1520). Dürer erzählt darüber selbst in seinem „Tagebuch der Reise in die Niederlande“ (erste vollständige Ausgabe nach der Handschrift Johann Hauers mit Einleitung und Anmerkungen, herausgegeben von Dr. Friedrich Leitschuh, Leipzig, 1884, Seite 62 f.). Er nennt ihn dort „Thomas Polonier“, erwähnt, daß er „ein guter Maler“ sei und ihn habe kennen lernen wollen. Vincitore war mit eindringlichen Empfehlungsbriefen des Papstes Leo X. ausgestattet und im päpstlichen Auftrage nach den Niederlanden gekommen, um die Ausführung der gewirkten Tapeten nach den Cartons von Raffael und seinen Schülern zu überwachen, und zwar handelte es sich wohl vornehmlich um die zweite Reihe der vierzehn Teppiche mit den Darstellungen aus dem Leben Jesu, die sogenannten jüngeren Krazzi, die nicht wie die älteren elf nach Raffael'schen Cartons gearbeitet sind. Der Bolognese verehrte Dürer einen goldenen Ring mit einem antik geschnittenen Stein — fünf Gulden werth — „aber mir hat man zwisach geldt dafür wollen geben“ — und Dürer gab ihm dagegen soviel von seinen besten Bildrucken, daß es sechs Gulden ausmachte. Am 1. October überwies ihm der deutsche Künstler noch einen ganzen Druck von seinen Werken, damit Vincitore diesen durch einen anderen Maler nach Rom schicken und ihm dafür das Werk Raffael's „Raphaelsding“ — wahrscheinlich die Stiche von Marc Anton Maimondi — eintauschen möge. Außerdem schenkte ihm Thomas „ein welsch Kunststück“, wofür sich Dürer wiederum revanchirte mit „1 Stüber für ein Kunststück“. Thomas von Bologna malte damals ein Bildniß von Dürer, das der Italiener mit nach Rom nehmen wollte. „Der Polonius hat mich conterfet, das will er mit ihm gen Rom führen.“ Dürer zeichnete dagegen den Italiener „von Rohn“ in Kohle (a. a. O. S. 80). Das Porträt von Vincitore, gewiß in Del ausgeführt, ist leider verloren gegangen. Doch besitzen wir davon einen Kupferstich von Andreas Stock aus dem Jahre 1629, also hundert Jahre später, mit der Unterschrift: Effigies Alberti Dureri Norici, Pictoris, et Sculptoris hactenus excellentissimi delincoata ad imaginem eius quam Thomas vincidor de Boloignia, ad vivum depinxit Antverpiaë 1520. Aud: Stock sculpsit: F. de Wit excudit 1629.

Das Bild muß, nach dem Stich zu urtheilen, ein gutes gewesen sein. Der fünfzigjährige Dürer ist in breitem Hut mit Pelzhaube, langen Haaren, aber kurzgeschnittenem Barte dargestellt. Der Ausdruck des Gesichtes ist ziemlich ernst. Es kann auch nach der Unterschrift des Kupferstiches angenommen werden, daß Dürer das Werk von Vincitore zum Geschenk erhalten und mit nach Nürnberg gebracht habe, wo der Kupferstich angefertigt wurde, worauf das Gemälde verschwand.

Vincitore ließ sich jedenfalls in den Niederlanden festhalten, und es ist nicht überliefert, ob er noch einmal nach Italien gelangt ist. Er wurde

in der Folge *peintre de l'empereur*, Maler des Kaisers, genannt, lebte bis in die dreißiger Jahre in Breda und erfreute sich namentlich der Gunst des Grafen Heinrich III. von Nassau. Durch diesen Gönner ist er vermuthlich mit dem Kaiser bekannt geworden und in Breda für mancherlei künstlerische Aufgaben angestellt worden. Vorher war der Wohnsitz des Grafen zumeist in Brüssel. Dürer erwähnte (1520) an zwei Stellen sein Haus, das er besuchte. Der italienische Künstler muß Mitte der dreißiger Jahre gestorben sein, da schon 1536 seine Erben in Breda erwähnt werden. (Pinchart in den *Bulletins de l'académie royale de Belgique*).

Vincitore wird auch von Passavant als einer von Raffaels Schülern erwähnt, der aber später mehr den Correggio nachgeahmt habe. P. is Bühner hat in seinen kleinen Beiträgen zur Kunstgeschichte „Wer hat die Cartons zu den Raphaelischen Teppichen colorirt?“ nachzuweisen gesucht, daß dieser Tommaso Vincitore da Bologna derselbe Schüler Raffaels gewesen sei, den Vasari als „il Bologna“ unter den Gehilfen bei der Ausführung der Arbeiten in den Loggien des Vaticans auführt, und den Francesco d'Orlanda, ein portugiesischer Miniaturmaler, der noch zu Michel Angelos Lebzeiten in Rom studirte, in einem vom Grafen Maczynski (*Les arts en Portugal*, 1846, S. 54) mitgetheilten Bericht von 1548 als „den Schüler Raffaels Bologna“ hinstellt, der für die Niederländer die Cartons illuminirte, „die sein Meister für die Teppiche gezeichnet hatte“ und unter die berühmtesten Maler, die man die „Adler“ nenne, zählt. Auch das ist nach diesen Nachrichten wahrscheinlich.

Der selbe Thomas Vincenz von Bologna gilt, wie gesagt, als Baumeister, und zwar nicht nur als Ausschmücker, sondern als Miterbauer des im Jahre 1531 begonnenen Bredaer Schlosses. Jedenfalls wurde er von Heinrich zu Anfang der dreißiger Jahre des sechszehnten Jahrhunderts dabei beschäftigt, worüber es bei van Goor (a. a. O. p. 61) heißt: „onder't bestier van den beruchten Italiaanschen Bouwmeester Bologne.“

Nach Alledem war dieser Hofkünstler des Grafen von Nassau also ein jedenfalls zu seiner Zeit hoch angesehener und vielseitiger Meister in den verschiedenen Fächern der bildenden Kunst, und es ist an sich wohl wahrscheinlich, daß auch das Grabmal, das der ihm so gewogene Graf seinem Oheim setzte, unter seinem Einfluß — wenn nicht gar von ihm selbst — gemacht worden ist. Dem Grafen war es offenbar darum zu thun, seinem Wohlthäter eine besondere Liebe und Ehrfurcht auch über den Tod hinaus zu erweisen, und daß er sich dazu der Beihilfe seines Lieblingskünstlers bediente, scheint sehr erklärlich. Vincitore gehört dann zu den univversalen Meistern, die nach Art der großen Cinquecentisten gleichzeitig als Maler, Baumeister und Bildhauer hervorgetreten sind. Verwunderlich bleibt es nur, daß über einen so vortrefflichen und reichbegnadeten Künstler so gut wie gar keine Nachrichten erhalten sind. In den unruhigen Zeiten, die das brabantische Land damals durchmachte, sind aber viele einheimische, geschweige

denn fremde Künstler vergessen worden, die die pietätvolle Kunstforschung wieder an's Licht zu bringen berufen ist.

Bemerkenswerth für die frühere Ansicht über das Bredaer Grabmal ist eine leichtverständliche, wenn auch nicht stichhaltige Stelle in dem bereits erwähnten holländischen Werke von Th. G. van Goor (p. 81). Der Verfasser bespricht das Denkmal bei der Beschreibung der Kirche folgendermaßen:

Daar tegen over is de Kapel van de H. Maagd Maria, of het Koor der Heeren van Breda; waar in door Hendrik Graaf van Nassau, ter eeren van zynen Oom en Weldvender, Graaf Engelbrecht den II, en Deszelfs Gemalinne Limburg van Baden, is geplaatst de alom beroemde Grafstede, gemaakt door den vermaerden Konstenaer en Beeldhouwer Michiel Angelo de Buonarota, van Albast of Oosterschen doorschynenden Marmer. Dezelve bestaat uyt twee Beelden, een Mann en eene Vrouw, leggende op eene van toetsteen verheve Jark ruggelings uytgestrekt. Bowen dewolke een zware tafel van dien zelfden steen gedragen wordt door vier Mansbeelden alle op hunne eene knie zittende; op welke tafel het Wapentuig des Graafs, zeer konstig uyt marmor gehouwen, nederlegt. Deze vier marmere Beelden hebben hunne Opschriften, op vierkante albaste plaatjens, beneden hen gestelt, war van'er nog twee in wezen zyn. Het eene Beeld vertoout den Roomschen Keyzer Julius Caesar, in Romeynsch Krygsgewaadt, met't volgende Opschrift: „C. Julius Caesar, Virtute bellica imperavi. Fortitudo.“ Dat is: „C. Julius Caesar, door Krygsdeugd heb ick geregeert. De Dapperheid.“ Het tweede verbeeldt den beruchten Roomschen Veldhoer Regulus, met zyn bovenlyf gansch naakt, van eene verwonderings naardige kracht en konst. Waar onder staat: „M. Attilius Regulus, Fidem infractus servavi. Magnanimitas.“ Dat is: „M. Attilius Regulus, myn gegeven Woord heb ick onverbroken gehouden. De Edelmoedigheid.“ De twee andere, wiers opschriften afgebroken zyn, verbeelden, naa myn oordeel, twee Grieksche Helden. Men kan nog bemercken, dat de Wapenkleedoren dier twee Standbeelden voorheen vergult zyn geweest. Op den voet van den leggenden Jark, aan de Zuydzyde, staan de Kwartieren der Wapenen van den Graaf, en aan de Noordzyde, die van de Gravinne, zonder eenig verder opschrift.“

Die Irthümer ergeben sich leichtlich. Der Schreibfehler Limburg statt Cimburga hat bis in die neueste Zeit statt auf eine badische Prinzessin auf eine solche aus Limburg hingewiesen.

Die beiden Helden, die van Goor für Griechen hält, sind Hannibal, dessen Charakter in dem Worte perseverantia gekennzeichnet werden soll, und Philipp von Macedonien, dem das Lob der prudentia zuertheilt wurde! Der Stifter des Denkmals wollte durch die vier bedeutungsvollen Männer

und ihre verehrungsvolle Huldigung die mannigfaltigen Kriegstugenden seines Onkels und Wohlthäters verewigen. Die Wappen und Insignien, die am Fußende des Monumentes angebracht wurden, sind völlig werthlos als neue und sehr ungeschickte Ergänzungen der alten verlorenen Stücke. In den älteren Beschreibungen des Denkmals sind bessere Darstellungen von ihnen zu finden.

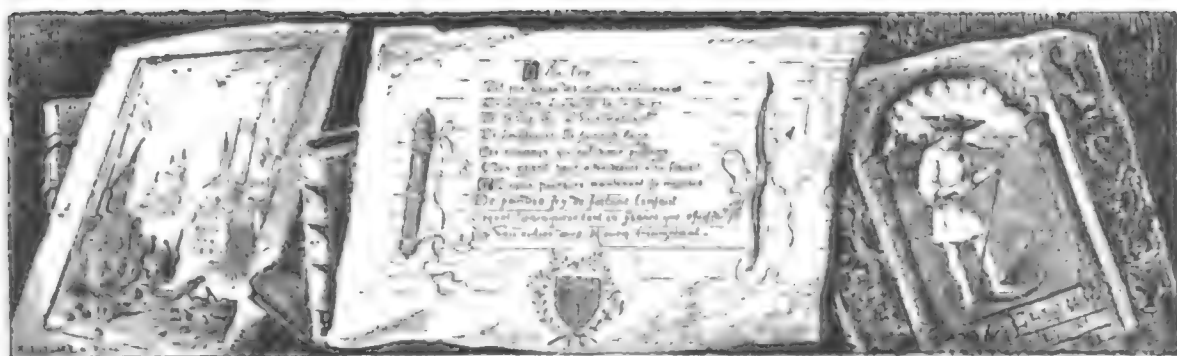
Alle Figuren aus durchsichtigem italienischen Marmor sind vortrefflich erhalten. Die Köpfe des Grafen und der Gräfin waren freilich in den Zeiten des Bildersturmes durch frevelhafte Hände abgehauen worden, doch haben sie eine sehr geschickte Wiederherstellung erfahren. Es handelt sich bei diesen kunstvoll ausgeführten Gestalten offenbar um wirkliche Individual-Porträts, was doppelt wichtig erscheint, da das Werk ersten Ranges ist. Die Thatfache, daß Vincitore erst 1520 nach den Niederlanden gekommen ist, weist freilich darauf hin, daß er, wenn er der Verfasser ist, das Fürstenpaar nicht von Angesicht zu Angesicht gekannt, sondern nach früheren Abbildungen gearbeitet hat. Die beiden Gatten ruhen auf vortrefflich in Marmor gemeißelten, am Kopfende aufgerollten Basismatten, die hinwiederum auf einer mächtigen schwarzen Marmorplatte liegen. Die todtten Körper sind mit gefalteten Händen dargestellt, in einfachen Linien, mit entblößten, starren Füßen. Die Modellirung zeigt einen ungemein naturwahren, beinahe derben Realismus, der den Tod in seiner echten Gestalt vorführt. Graf Engelbrecht, der an der Auszehrung gestorben sein soll, ist bis auf die Knochen abgemagert. Das edel geschnittene Antlitz zeigt sich stark eingefallen und spricht von langen, endlich überstandenen Leiden. Der Mund ist bei der Todesstarre offen geblieben. Der nackte Oberkörper giebt den Beweis der zerstörenden Krankheit. Trotzdem ist der Anblick keineswegs abschreckend und unangenehm. Vielmehr sehen wir künstlerisch verklärt, in den Zügen des Helden, der hier ausgelitten hat, fromme Ergebung und milden Frieden. Um ein Bedeutendes zarter und inniger wirkt aber das Bildniß der Gräfin Cimburga. Sie ist überlieferungsgemäß an der Schlafsucht gestorben, und es scheint fast, als ob der Künstler sie wirklich im Schlafe habe schildern wollen. Nichts von irdischen Leiden und Sorgen steht auf diesem wohlgestalteten, ebenmäßigen Gesichte zu lesen. Nach reichgesegnetem Leben schläft sie den Schlaf der Gerechten. Der bei den unterschiedlichen Todesarten von der Natur gegebene Contrast hat zu einer wohlervogenen künstlerischen Gegeneinanderstellung geführt.

Die vier Helden, die als Symbole der Tapferkeit, Edelmüthigkeit, Beharrlichkeit und Vorichtigkeit auf einer schwarzen Marmordecke baldachinartig das reiche Rüstzeug des Grafen tragen, sind gleichfalls mit großer Liebe und Sorgfalt durchgearbeitet, wenn auch nicht gerade mit derselben Meisterchaft der Charakteristik und Individualisirung, was bei ihrer nur allegorischen Bedeutung erklärlich erscheint. Nur Regulus gab durch seinen nackten Körper wiederum Veranlassung, die vortrefflichen anatomischen Kenntnisse des Künstlers zu zeigen. Dafür tragen die drei übrigen Helden aus-

gewählt prächtige und minutiös ausgeführte Rüstungen. Alle richten ihr Antlitz aufwärts, stolz, wenn auch mit Anstrengung die Last stützend. Als eine ganz vorzügliche Bildhauerarbeit muß schließlich der Waffenschmuck des Grafen angesehen werden, der aus den mannigfaltigsten Stücken besteht und von Brust- und Beingewand, von Schild und Helm bis zu den Schuhen und Schnallen hinab mit größter Genauigkeit wiedergegeben worden ist.

Auf alle Fälle haben wir es hier mit einem Kunstwerk zu thun, das die Beachtung der Kunstforschung verdient, und wenn diese Zeilen dazu dienen sollten, nähere Berichte über seinen künstlerischen Urheber herbeizuführen, so wäre ihr Zweck erfüllt.





Sagen der Indianer von Ost-Canada.

Von

Otto T. Iriczek.

— Breslau. —

Quellenwerke. — Die Algonkin-Indianer. — Charakter ihrer Mythologie. — Der Sagenkreis von Glooskap. — Seine Geburt. — Kämpfe mit Zauberern. — Die Walfischjagd. — Der Eiskönig. — Der Kampf mit dem Bändiger der Gewässer. — Die Fahrt zum Sturmvogel. — Heros Pulowech und sein Rachezug in das Land der Dämonen. — Das geheimnißvolle Reich Glooskaps. — Glooskaps Abschied. — Die indianische Götterdämmerung. — Der Sagenkreis von Log. — Die Sternbräute. — Elfen. — Eisriesen. — Die Schlange We-wil-mekw. — Schluß.

Im Oktober 1889 starb zu Hantsport in Neu-Schottland (Canada) in hohem Alter der Reverend Silas Tertius Rand. Wer war Rand? Eine Leuchte der theologischen Wissenschaft? Ein neuer Religionsreformer? Eine amerikanische Berühmtheit? Der Name des bescheidenen Indianermissionars ist zu seinen Lebzeiten kaum in weite Kreise gedrungen, seine zahlreichen Schriften, deren bloße Aufzählung sieben enggedruckte Seiten füllt, sind der guten Hälfte nach Manuscript geblieben; was von ihnen zu seinen Lebzeiten gedruckt worden ist, hat dem unermüdlischen Manne keinen weithinklingenden Namen verschafft, und es ist bezeichnend, daß das Werk, das wohl am meisten dazu beitragen wird, seinen Namen in ehrenvoller Weise der Nachwelt zu übermitteln, erst fünf Jahre nach seinem Tode, dank den Bemühungen des Wellesley-College's, erschienen ist. Es muß ein merkwürdiger Mann gewesen sein, der Baptistenprediger Rand, der in seiner reifen Jugend als Maurer unter der Arbeit Lateinisch lernte, sich autodidaktisch elf todte und lebende Sprachen aneignete, und im Alter von 36 Jahren seine behagliche Pfarre verließ, um sich fortan dem mühevollen, unscheinbaren und materiell kärglichen Berufe eines Missionärs unter den Indianern seiner Heimat, den Micmac und Maliseet-Stämmen,

bis zu seinem Lebensende zu widmen. Was er als Freund der Indianer und im Dienste seines Glaubens geleistet, zeigt der Ehrenname eines „Elihu Burritt von Canada“, den ihm seine jüngste Biographie von Helen L. Webster giebt; die Dienste, die er der Sprachwissenschaft als Grammatiker und Lexikograph der Micmac- und Maliseetsprache erwiesen, werden ihm unter den Americanisten ein dankbares Andenken sichern; aber auch viel weitere Kreise, nämlich alle die, welche an der vergleichenden Volkskunde, an den poetisch-mythologischen Ueberlieferungen der Naturvölker Antheil nehmen, werden den Namen Rands, des unverdroffenen Sammlers von Indianer-sagen und Märchen, dessen kostbare Gabe „Legends of the Micmacs“ un-
 jetzt, fünf Jahre nach seinem Tode, zugänglich geworden ist, in Dankbarkeit nennen und sich der reichen Fülle von originaler Naturpoesie erfreuen, die der ehrwürdige Missionar Rand neben seinem Mitarbeiter auf diesem Gebiete, dem eifrigen Volksforscher Charles G. Leland, vor dem Untergange und der Vergessenheit gerettet hat*).

Von dem einst so mächtigen Volke der Algonkin, das, in zahllose Stämme gespalten und über vierzig Sprachen sprechend, einmal den ungeheuren Raum von Labrador bis weit nach Süden, von den Küsten des atlantischen Oceans bis zu den Rocky Mountains eingenommen, sind heute nur mehr vereinzelte kleine Nester vorhanden, die entweder immer mehr zurückgedrängt und vernichtet, oder von den Weißen inselartig eingeschlossen und von der Cultur aufgesogen werden. Während im Gebiete der Vereinigten Staaten der Indianer in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einer historischen Erinnerung geworden sein wird, haben die Eingeborenen von Britisch-Canada ein besseres Loos, dank den Bemühungen menschenfreundlicher Missionäre, der milderer Behandlung seitens der Regierung und nicht zum Mindesten ihrer Unentbehrlichkeit als Pelzjäger in den ungeheuren subarktischen Gebieten im Dienste der Weißen. So kommt es, daß, sehr im Gegensatz zu der weitverbreiteten Meinung von dem gleichmäßigen Aussterben sämtlicher Indianer, die statistischen Erhebungen eine Zunahme derselben in Canada bezeugen; die Zahl sämtlicher Indianer Canadas betrug im Jahre 1875 zwanzigtausend gegen dreizehntausend im Jahre 1861, und ein einzelner Stamm in Neu-Schottland und Neu-Braunschweig weist im Jahre 1892 über dreitausendsechshundert Individuen gegenüber zweitausendzweihundert im Jahre 1851 auf. Sprechen nun diese Zahlen allerdings gegen die Annahme der Aussterbetheorie, so darf man sich doch andererseits keinen Täuschungen darüber hingeben, daß die nationale Eigenart dieser Indianer kaum lange den nivellirenden Einflüssen der Cultur, des Christenthums und der stark vor sich gehenden Rassenmischung Stand halten wird; die Indianer Canadas mögen vielleicht in hundert Jahren an Zahl

*) The Algonquin Legends of New-England, by Charles G. Leland, London 1884; Legends of the Micmacs by the Rev. S. T. Rand, New York 1894.

noch zugenommen haben, aber es werden nicht mehr die Indianer der alten Zeit sein, und man wird unter ihnen nach ihrer Ursprache, ihren Sitten, ihren alten Volksüberlieferungen vergebens forschen. Wie bedauernswerth der Mangel an Verständniß für diese Traditionen und die Lässigkeit in der Aufzeichnung und Erforschung derselben gewesen ist, zeigen auf das Deutlichste die Mittheilungen Lelands, der bei seinen Auskündungen auf diesem Gebiete sehr oft von alten Leuten hörte, ihre Väter oder Großväter hätten diese oder jene Geschichte noch in poetischer Form gesungen, während heute die prosaische Erzählung — und diese oft trümmerhaft — so gut wie ausschließlich vorherrscht. Wie viel aber selbst heute noch gethan werden kann, erzieht man aus den Sammlungen Lelands und Rands, die uns die Trümmer einer großartigen Mythologie und unzählige Sagen und Märchen gerettet haben, einer Mythologie, von der Leland in dem begreiflichen Enthusiasmus des Pioniers zwar etwas übertreibend, aber nicht ganz ohne Grund ausspricht, daß sie der Poesie der Edda, des Kalewala und der grandiossten altnordischen Sagen in Vielem congenial sei. Es ist die alte Mythologie und Sagentradition eines kleinen Stammes der Algonkin, die uns Leland und Rand gerettet haben, nämlich der „Kinder des Lichtes“ oder Wabanaki, wie sie sich nennen, d. h. der jeanwohnenden Indianer von Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Prinz-Edward-Insel sowie Maine, der Micmacs und Passamaquoddy, kleiner, ganz von Weißen umgebener und halbcivilisirter Stämme, die schon zur Zeit der französischen Colonisten größtentheils zum Christenthum bekehrt worden sind. Selbstverständlich sind die alten Ueberlieferungen dieser Indianer schon stark verblaßt und lückenhaft, die alte Mythologie schon auf dem Wege zum bloßen Märchen; immerhin aber sind die geretteten Reste noch so reich und eigenartig, so voll von einer wilden, fremden, aber großartigen natürlichen Poesie, daß es den freundlichen Leser gewiß nicht gereuen wird, sich eine kleine Weile in das Phantasielieben eines merkwürdigen Naturvolkes zu versetzen und damit vielleicht nach langen Jahren wieder für kurze Zeit zu einer Jugendliebe zurückzukehren.

Die landläufigen Kenntnisse von der indianischen Mythologie beschränken sich meistentheils auf das Wissen, daß die Indianer einen „großen Geist“, Manitu verehren, womit sich die irreführende Vorstellung verbindet, daß wir es hier mit einem geläuterten geistigen Gottesbegriffe zu thun hätten. Die Missionäre, die den Namen Gott in indianischen Sprachen wiedergeben wollten, wissen besser, wie es mit dem Worte Manitu bestellt ist: es bedeutet nur wunderbar, seltsam, und wird mit zahlreichen Dingen verbunden, die nichts Göttliches an sich haben: Manitustein, der wunderbare Stein, heißt der Stahl und Aehnliches mehr. Der Irrthum, der aber nicht bloß von größeren Kreisen, sondern auch von zahlreichen älteren Darstellern und Erforschern des amerikanischen Götterglaubens begangen worden ist, ist verzeihlich, denn Nichts ist schwieriger, als sich der eigenen Vorstellungen von

dem Göttlichen zu entäußern und auf die primitiven Vorstellungen eines wilden Volkes einzugehen, von dem wir keine systematische Durcharbeitung seines religiösen Geisteslebens erwarten dürfen. Die anthropologischen Untersuchungen eines Tylor, Spencer und anderer Forscher haben uns erit gelehrt, die Grundlagen der religiösen Vorstellungen primitiver Völker zu erkennen. Die Vorstellung, daß die eigene Seele unzerstörbar sei, daß sie sich im Schlafe und Traume, aber auch im Zustande magischer Bezauberung vom Leibe trennen, zahllose Gestalten, vor Allem Thiergestalten annehmen könne, daß sie nach dem Tode weiter lebe und den Lebenden erscheinen, ihnen nützen und schaden könne, bildet den Ausgangspunkt für eine Belebung und Dämonisirung der ganzen Natur, deren Erscheinungsformen alle auf das Walten von seelischen oder dämonischen Geistern zurückgeführt werden. Wie alle wilden Völker, ist auch der Indianer von einem Heere von dämonischen Gestalten umgeben, aus denen sich einzelne durch ihre Macht oder ihre besondere Bosheit — denn die Furcht, nicht die Liebe spielt im primitiven Glauben die Hauptrolle — zu einer Stellung emporheben, die wir mit einem Mißbrauche des ethischen und edlen Namens als Götter bezeichnen könnten. So erklärt sich der scheinbar seltsame, aber durchaus richtige und nicht bloß für die Indianer giltige Satz Lelands, daß der alte indianische Glaube keine Götter kenne, sondern nur zaubergewaltige Mächte, deren Kraft an einen Fetisch gebunden ist, und daher wird uns der Glaube primitiver Völker verständlich, daß die Menschen durch Zauber, Talismane und Beschwörungen die Macht dieser „Götter“ überwinden, von sich abhalten oder gegen ihre Feinde lenken können; erst spät dringt das Denken zu der Vorstellung höherer, reinerer und wohlwollender Mächte durch, die immer eine Errungenschaft höherer Cultur und Gesittung sind.

Aus dieser gemeinsamen Wurzel, dem Seelen- und Dämonenglauben, entsproßten die bei jedem amerikanischen Stamme sehr verschiedenen und bunten Sagen- und Märchencyklen, die man indianische Mythologien be- nennen kann, auf deren Charakter selbstverständlich der Culturgrad und die natürlichen Anlagen des betreffenden Volkes, sowie die Natur, von der es umgeben war, den durchgreifendsten Einfluß ausübten.

Die Natur, in welcher die nordöstlichen Algonkin, von deren Mythologie hier die Rede sein wird, lebten, war nicht geeignet, dem Dämonenglauben eine freundliche Färbung zu geben. Dieses Land, sagt Abbé Morillot, ist wie kein anderes geschaffen, Aberglauben zu erzeugen; Alles dort, See, Erde und Himmel ist wildseltsam. Und Leland schildert eindrucksvoll das Ueberwältigende dieser Natur: das Innere des Landes ist eine Wüste sondergleichen, eine gefrorene Sahara, die von der Mitternachtssonne oder dem Nordlicht blutig gefärbt wird. Die wilden Schreie, die aus der Tiefe ausgehöhlter Eisberge ertönen und in den Klippen, Eisinselfn und brandenden Wogen widerhallen, erregten noch im 17. Jahrhundert einem Besucher Entsetzen, und der nüchterne Missionär Crang erhob sich nur ein-

mal in seinem Leben zu poetischer Begeisterung, als er vor etwa hundertfünfzig Jahren von dieser Scenerie sprach.

Diese wilde, arktische Natur hat ein Heer von furchtbaren Dämonen und Schreckgeipenstern erzeugt, die den unheimlichen Stempel der Polarnacht tragen und in so Vielem den finsternen Phantomen des Eskimoglaubens gleichen. Daneben aber finden sich Züge von milder, man möchte fast sagen, zarter Schönheit, von naiver Naturpoesie, und im Mittelpunkte der Mythologie steht ein Wesen, Glooskap, das Leland als die großartigste und der Höhe arischen Gottesglaubens am nächsten stehende Gestalt bezeichnet, die je der Phantasie eines wilden Volkes entsprungen ist. Er ist ein Freund der Menschen, voll Größe und Güte; er bekämpft die Feinde des Menschengeschlechtes, die Frostriesen, Zauberer und Dämonen, und mag er auch in diesen Kämpfen noch so dämonisch anwachsen, daß sein Haupt über die Wolken reicht und seine Stimme wie Donner klingt, immer bleibt er doch menschlich in seinem Thun, und wo er mit Menschen zusammenkommt, ist er freundlich; keine Grausamkeit oder Bosheit wird ihm zugeschrieben, er ist familiär, ja sogar humoristisch, ohne doch seine Würde zu verlieren. Man kann in Wahrheit von ihm sagen, daß auf ihm ein Schimmer jener göttlichen Majestät und Güte ruht, womit die arischen Mythologien ihre Götter umkleiden.

Alles Dieses, und besonders der Humor, der sich sieghaft durch die Schrecken des Dämonenglaubens und der Natur durcharbeitet, lassen diese Mythologie, die sich nach dem Zeugnisse von Kennern so stark von der anderer Indianer unterscheidet, wohl des Interesses werth erscheinen, ihr für eine Weile näher zu treten.

Ueber die Herkunft Glooskaps giebt es zwei verschiedene Versionen; nach der einen kam er auf einer schwimmenden Granitinsel über die See; nach einer anderen, die in südlicheren Indianerlegenden ihre Parallelen findet, war er der Zwillingbruder des Maljum-jis, welcher letztere bei der Geburt den Tod der Mutter verursachte, indem er durch ihre Seite durchbrach.

Maljum-jis, Wolf der Jüngere, war böse und wollte Glooskap tödten. Beide Brüder hatten ein gefeiertes Leben und waren nur durch ein Ding zu tödten, Maljum durch den Schlag einer Karrenkrautwurzel, Glooskap durch den einer blühenden Binse. Glooskap ahnte, daß der Bruder Böses beabsichtigte, als er ihn nach dem Geheimniß fragte, und gab zwei Mal falsche Auskunft — daher heißt er Glooskap (Lügner) — als aber Maljum nach zwei mißlungenen Mordversuchen schließlich doch durch eine Unvorsichtigkeit Glooskaps den rechten Todeszauber in Erfahrung brachte, mußte sich Glooskap entschließen, ihm zuvorzukommen, und er tödtete ihn im tiefen dunklen Walde. Glooskap sah nun über ihm und stimmte die Todtenklage an, dann aber verwandelte er ihn in das Schicksals-Gebirge auf der Halbinsel Gaspé; am Ende der Welt aber wird er wieder erstehen und mit allen Dämonen Glooskap bekämpfen.

Als Glooskap nach Canada kam, war es wüste und unbewohnt; da beschloß er, es zu beleben; er schoß mit seinem Bogen Pfeile auf eine Esche, da kamen aus der Rinde kleine Elfen und aus dem Stamme die Menschen; die dunklen lückenhaften Berichte lassen vermuthen, daß die Elfen Holzfiguren schufen, denen Glooskap Leben verlieh.

Ferner schuf er (nach einer anderen Version benannte er blos) die Thiere, anfangs in ungeheuren Dimensionen; als sie aber auf seine Frage, was sie den Indianern thun würden, antworteten: sie zerreißen oder Bäume auf sie stürzen, benahm er ihnen ihre Größe und Stärke bis zu einem Grade, der die Indianer befähigte, ihrer Herr zu werden. Eines der größten Ungethüme nahm er an seinen Busen und streichelte es so lange, bis es immer kleiner wurde und ihm seitdem als kleines Eichhörnchen folgte; in Glooskaps Kämpfen gegen Giganten vermag jedoch das Eichhorn wieder zu riesiger Größe anzuschwellen und seinem Herrn zu helfen. Von den Thieren wählte er dann zu seinem besonderen Dienste die Tauchervögel, doch blieben sie ihm zu lange aus, wenn er sie entsandte, und so behielt er sie nur als seine Berichterstatter und nahm zu seinem persönlichen Dienste zwei Wölfe an, einen weißen und einen schwarzen, die ihm immer folgen. Von diesen Thieren sagt der Indianer noch heute, wenn er die Taucher schreien und die Wölfe heulen hört, sie rufen jammernd nach ihrem davongegangenen Herrn.

Glooskap nahm sich der Indianer an, lehrte sie jagen, Canoes und Wigwams verfertigen, zeigte ihnen den Lauf der Sterne, die Wunderkräfte der Pflanzen und der ganzen Natur. Vor Allem aber beschützte er sie gegen die Ungethüme der Thierwelt und gegen die dämonischen Stein- und Frostriesen und Zauberer, die er mit Hilfe eines magischen Kraftgürtels besiegte. Weithin wanderte er beständig durch ihr Land, und es giebt kaum ein Gebirge, einen Fluß u. i. w., dem er nicht seinen Namen geliehen hätte.

Er selbst aber lebte in einem geheimnißvollen, den Augen der Menschen entzogenen Lande, in das sich nur selten einzelne besonders erkorene und beglückte Menschen verirrten, die er dann freundlich aufnahm und selten ohne wunderbare Geschenke wegziehen ließ. Dort hauste er unverheirathet, ein altes Weib, das er seine Großmutter nannte und das ihm die Wirthschaft führte, sowie ein kleiner Diener aus dem Elfengeeschlechte, dessen Name in verschiedenen Versionen als Hausichwalbe oder Marber gegeben wird — wir sehen hier deutlich den Glauben an die Verwandlung eines seelischen Geisteswesens in Thiergestalten — bildeten seine einzige Gesellschaft.

An den Raub dieser zwei dienstbaren Geister, die Glooskap zärtlich liebte, durch einen Feind, knüpft sich ein Encylus von Erzählungen, die unter einander stark abweichen. Eine Erzählung beginnt damit, daß in alten Zeiten Menschen wie Thiere und Thiere wie Menschen waren und sich beliebig verwandeln konnten (— auf diesem Glauben beruht auch ein großer

Theil der indianischen Namengebung und die „Totem“-Einteilung der Stämme, d. h. die Gliederung in blutsverwandte Clans, deren Symbol ein Thier war —); mit allen diesen Menschen oder Thieren lebte Glooskap zusammen auf einer Insel, und sie lernten von ihm zahllose Fertigkeiten; aber ihre zunehmende Macht machte sie begehrlieh und eifersüchtig, und so bemuhten sie die zeitweilige Abwesenheit Glooskaps, um zu entfliehen und seinen Hausstand zu rauben. Nach einer anderen Version war die Welt, als Glooskap kam, voll Dämonen, Zauberer und Hexen, von denen die dämonischen Wesen am furchtbarsten waren, die sich nach Belieben in männlicher und weiblicher Gestalt verkörpern konnten. Einer dieser Dämonen suchte ihn in Frauengestalt zu verführen, als er aber standhaft blieb, raubte ihm der Dämon sein Hausgefinde; wieder nach einer anderen Version war es schlechthin ein Zauberer Winpe, der ihm aus Haß dies anthat. Nach allen Versionen blieb nun Glooskap sieben Jahre allein, sei es aus Kränkung, sei es in Folge eines Zauberbannes, den die feindlichen Dämonen auf ihn legten. Nach Ablauf dieser Frist entschloß er sich, seinen Feind zu verfolgen und seine Diener zu befreien. Nun lag die Insel, auf der er hauste, weit draußen im Meere, und er war nicht Willens, sich zu Fuße darüber zu wagen. So ging er denn an den Strand und begann, auf die hohe See blickend, einen zauberkräftigen Gesang, der die Wale zu ihrem Herrn berief. Der erste, der dem Rufe folgte, erwies sich zu schwach, denn er sank unter der gewaltigen Last des Gottes; dieser berief daher einen anderen, und nun kam der größte aller Wale und trug auf seinem mächtigen Rücken den Herrn der Menschen und Thiere über die brausende See. Der Wal fürchtete in Folge seiner ungeheuren Größe sehr die Nähe des Landes und das leichte Wasser und bat Glooskap, ihm rechtzeitig die Mittheilung zu machen, wann sie die tiefe See verließen. Glooskap aber wollte seine Füße nicht benezen und trieb ihn immer an, darauf los zu fahren, und so raste der Wal peitschend und schäumend dahin. Das Wasser wurde immer leichter, und der Wal hörte deutlich die großen Muscheln am Grunde singen; doch er verstand ihre Sprache nicht und fragte Glooskap: „Was singen sie?“ Sie sangen dem Wale zu, Glooskap abzuwerfen und zu ertränken — doch Glooskap antwortete und sang:

Sie spornen Dich an,
Dich fest zu beellen,
Ueber's Meer mich zu tragen,
So schnell als Du kannst.

Da flog der Wal wie ein Blitz und saß im Nu festgekeilt im Sande des Ufers.

Nun wehflagte er:

Ach weh, mein Enkel,
Du bist mein Tod,
Nie komm' ich vom Lande,
Nie schwimm' ich zur See.

Doch Glooskap tröstete ihn, gab ihm zur Belohnung eine Pfeife Tabak und stieß ihn mit einem leichten Schläge seines Bogens weit in die See zurück, wo er vergnügt davon schwamm und den Rauch seiner Pfeife hoch in die Luft stieß. — Der Humor dieser Scene ist echt indianisch, ohne doch phantastisch zu sein, denn offenbar haben wir hier eine der zahllosen ätiologischen Thierfabeln der Indianer vor uns, welche auffallende Eigenheiten der Thiere erklären; hier ist der Wasserdampf, den der Walfisch ausstößt, humoristisch als der Rauch einer Pfeife gedeutet, die Glooskap dem Wale und damit der Thierart zum Lohne verlieh. — Der Gott, der auf diese Weise das Festland erreicht hat, sucht nun die Spuren seines Feindes. Auf dem Wege hat er zahlreiche gefährliche Abenteuer zu bestehen, in deren Anordnung und Zahl die verschiedenen Versionen sehr abweichen: er kommt in eine einsame Hütte, wo eine alte Hexe sitzt, die ihm nach dem Leben stellt, oder er hat einen Weg zu passiren, den zwei riesige Schlangen sperren, oder er hat mit einer nacheilenden Hexe einen Kampf zu bestehen, in welchem ihm seine zwei Hunde, die er sonst in Gestalt zweier winziger Mäuse am Busen trägt, und die bei dieser Gelegenheit zu Ungethümen anschwellen, den Sieg erringen — kurz, er überwindet eine Reihe von Gefahren und findet endlich den Feind, der seine Diener geraubt hat und mit sich führt. Glooskap entdeckt sich, den Uebrigen unsichtbar, seinem kleinen Diener und weist ihn an, wie er sich zu benehmen habe. Dieser erregt nun absichtlich den Zorn seines Beinigers und ruft, als ihm derselbe mit harter Strafe droht, wehklagend: „O, wäre mein Vater hier und sähe dies!“ „Er ist nicht da, und Du wirst ihn nie wieder sehen,“ höhnt der Zauberer. „Hier ist er,“ ruft Glooskap und enthüllt sich in voller Göttermajestät dem Zauberer. Dieser weicht erschrocken drei Schritte zurück, sammelt dann alle seine magischen Kräfte und wächst an, bis sein Haupt über die Fichtengipfel reicht; der Gott aber lachte und entfaltete seine ganze Macht und Größe, bis sein Haupt über die Wolken reichte und die Sterne berührte und der Zauberer vor ihm wie ein kleines Kind war; ihn eines edleren Todes für unwerth erachtend, berührte er ihn verachtungsvoll und leicht mit dem Ende seines Bogens, wie einen kleinen Hund, und der Zauberer fiel um und war todt. So kam Glooskap wieder zu seinem Hausgeinde.

Es ist ein eigenthümlicher Zug, daß die Indianer den ärgsten Dämonen die Fähigkeit zuschreiben, in Mannes- und Frauengestalt erscheinen zu können; das böse Nachtgezüchte der verruchtesten Geister stammt von solchen Doppelwesen. Interessant ist für den Unterschied, den die Indianer zwischen sich und den dämonischen Wesen zogen, eine Erzählung, worin eine solche Hexe ein Indianerkind raubt und mit ihrer Brut aufzieht. Als sie der Knabe einmal fragt, warum seine Geschwister so häßlich und böse sind, erwidert sie: „Weil sie Kinder der Nacht sind, doch Du bist ein Kind des Lichtes und Tages, „Wabanaki“. (So nennen sich die Algonkin.) —

Das oben erzählte Abenteuer Glooskaps mit dem Zauberer bildet nur

eine Episode in seinen endlosen Kämpfen gegen das Nachtgezücht. Seine Aufgabe erleichtern ihm Helden, die gleich ihm im Dienste des Lichtes mit magischen Kräften die Zauberer bekriegen, und die in den Indianererzählungen mit so vielen Zügen von Glooskap ausgestattet sind, daß man unschwer hier den interessanten Uebergang eines mythischen Wesens zu einem menschlichen Heros erkennen kann. Einer dieser halbgöttlichen Heroen ist Pulo-wech, von dem später die Rede sein wird. Ein anderer Helfer der Menschen ist Mitpooseagunow, der Beschützer der Unterdrückten, ein halbriesischer Held, dessen menschliche Mutter einem bösen Riesen erlegen war; der Sohn wächst allein auf und bekämpft unerbittlich das Geschlecht der Giganten. Die indianische Sage läßt Glooskap einmal mit diesem seinem halb-menschlichen Gegenbilde zusammenkommen und gefällt sich darin, diese beiden mächtigen und befreundeten Gestalten ihre Kräfte scherzhaft wetteifernd erproben zu lassen; dieser Wettkampf ist humoristisch gedacht und ausgemalt, doch ist der Humor riesenhafter Natur und wird in aller Freundlichkeit unheimlich-grümmig.

Glooskap besuchte einmal den menschenfreundlichen Riesen und fand bei ihm gute Aufnahme; nur Speise konnte der Wirth seinem Gaste nicht bieten und schlug ihm daher vor, mit Einbruch der Nacht zum Strande zu gehen und in die See zu stechen, um bei Fackelchein Walfische zu harpuniren. Der Gast war es zufrieden, und so schritten sie Beide zum Strande, wo nur ungeheure Trümmer und Klippen, aber kein Canoe zu sehen war. Der Riese küstete den größten Felsblock auf sein Haupt, und er wurde ein Canoe, nahm ein längliches Trümmerstück, und es ward zum Ruder, und ein langer, dünner Splitter, den er abschlug, ward zum Speer. Alles das trug der Riese zum Wasser und machte das Canoe flott; Glooskap setzte sich in den Stern des Bootes und ruderte, der Riese spähte nach Walen aus, und wie er einen ungeheuren Wal, den größten des Meeres, ersah, wirbelte sein Speer wie ein Donnerkeil in das Wasser; ohne Anstrengung zog er das Ungethüm heraus und warf es in das Boot. Die beiden riesischen Waljäger lachten, und der Donner ihres Gelächters dröhnte über das ganze Wabanakiland. Zu Hause angekommen, theilten sie den Fisch, und Jeder röstete seine Hälfte und verzehrte sie auf einem Sitz. Als sie ihr Mahl beendet hatten, blickte der Wirth gegen Westen und sagte: „Am Himmel stehen noch rothe Wolken, wir werden eine kalte Nacht bekommen.“ Der Gast verstand, daß ihn sein Wirth durch Kälte, die er hervorrufen würde, erproben wolle; er befahl seinem Diener, Brennmaterial zu beschaffen. Doch was half es? Um Mitternacht ging das Feuer aus, der Diener erstarrte vor Kälte, nur Glooskap und sein Wirth saßen und scherzten und lachten, bis die Sonne aufging. In der nächsten Nacht versuchte sich Glooskap gegen seinen Wirth und rief eine solche Kälte hervor, daß Baumstämme und Felsblöcke donnernd barsten, doch auch der Riese überstand diese Probe ebenso gut, wie Glooskap die vorige, und so

schieden sie bei Sonnenaufgang in hoher Befriedigung und bester Freundschaft von einander.

Der grimmige Scherz der beiden Freunde, einander mit Kälte auf Tod und Leben zu erproben, hat ein ernstes Gegenstück in dem Kampfe eines Eisdämons gegen Glooskap; er kommt in des Gottes Wigwam und setzt sich zum Feuer, das fast erlischt, alle Inwohner des Wigwams erfrieren, doch Glooskap hält Stand und erhitzt das Feuer immer mehr durch seine magische Kraft, bis der Eiskönig immer kleiner wird und zuletzt um Gnade bittet. Glooskap entläßt ihn, und nun ist es ringsum Sommer.

Wie in dieser Erzählung der Naturuntergrund, der Sieg des Lichtgottes über den Winter, klar zu Tage tritt, so hat Leland vermuthet, daß auch in der folgenden Erzählung, die er aus dem Munde eines Passamaquoddy-Häuptlings aufgezeichnet hat, derselbe Naturmythus in märchenhaftem Gewande erscheint.

Ein Indianerdorf lag an einem Bache, der die Einwohner mit Wasser versah. Einmal begann der Bach dünn zu sickern und versiegte endlich ganz, zur größten Bestürzung der Indianer, denn ringsum gab es weit und breit keine Quelle; da es noch dazu Herbst war und die Regenzeit bereits vorbei war, konnten sie sich das Versiegen des Baches gar nicht erklären und sandten daher einen Boten bachaufwärts, der dem Laufe des Wassers folgen und erkunden sollte, was dieses Ereigniß verursacht habe. Nach drei Tagen kam er in eine Siedelung und fand, daß die Bewohner einen großen Damme quer durch den Bach gelegt hatten, so daß kein Tropfen abriunen konnte. Mit seiner Beschwerde wiesen sie ihn an den Häuptling. Der Mann erschrak, als er diesen erblickte, denn ein Ungethüm mit menschlichen Zügen, im Uebrigen aber einem riesigen Ochsenfrosch gleich, lag im Schlamm und hohlnachte über seine Beschwerden. Endlich ließ es sich doch dazu bewegen, ein wenig Wasser frei zu geben; es bohrte mit einem Pfeile eine kleine Oeffnung in den Damm, durch die spärliche Tropfen sickerten. Der Bote mußte mit geringer Zufriedenheit heimkehren; das Wasser lief ein paar Tage schwach, dann versiegte es wieder gänzlich. Die verzweifelten Indianer beschloßen, einen Mann auszuwählen, der mit dem Ungethüme auf Leben und Tod kämpfen sollte, und zu diesem Zwecke solle er in voller Rüstung anziehen und sein Todeslied singen, ehe er von der Heimat Abschied nähme. Und siehe, Alle boten sich an. Dieses sah Glooskap, und ihn rührte die Tapferkeit seiner Kinder, denn er liebt den Tapferen, und er beschloß, ihnen zu helfen. Er trat unter sie in menschlicher Gestalt als mächtiger Krieger, zehn Fuß hoch, mit hundert rothen und schwarzen Federn in seiner Skalplocke, das Antlitz wie mit Blut bemalt, von jedem Ohre hing ihm eine große Muschel, und ein Adler breitete drohend seine Schwingen von seinem Nacken aus. So trat er unter sie, und sie staunten ihn erbebend an; und als er ihre Klagen gehört, machte er sich sonder Zögern auf den Weg und kam bald zu der Siedelung; dort verlangte er

Wasser und harrte geduldig über eine Stunde, bis ihm ein Knabe einen halben Becher schmutzigen Wassers vom Häuptling brachte. Dann aber erhob er sich, schritt auf den Häuptling zu und durchbohrte ihn mit seinem Speere — und siehe, ein Strom frischen und klaren Wassers drängte sich schäumend und brausend über alle Ufer und Dämme. Glooskap aber wuchs hoch wie eine Fichte, ergriff den Häuptling und warf ihn verachtungsvoll in die Fluth, wo er in einen Ochsenfrosch verwandelt wurde. So half Glooskap seinen Kindern. — Der Sieg des Sommergottes, der mit seinem Speere, dem Sonnenstrahl, den Winter tödtet, welcher den Menschen alles Wasser entzogen hat, ist in dieser Erzählung unverkennbar, die nach Art aller solchen mythologischen Erzählungen ein jährlich wiederkehrendes Naturereigniß in eine einmalige Begebenheit umwandelt und diese episch ausgestaltet und in die gewohnten menschlichen Lebensformen einkleidet.

Ein ander Mal bekämpfte Glooskap den Wind. Es herrschte nämlich einmal ein solcher Sturm, daß die Indianer nicht auf Fischfang fahren konnten, und als dieser unerträgliche Zustand zu lange dauerte, machte sich der Gott auf und wanderte an das Ende des Himmels; dort fand er auf einer Klippe einen großen weißen Vogel sitzen, der seine Schwingen unaufhörlich bewegte. Glooskap redete ihn freundlich an:

„Großvater, habe Mitleid mit Deinen Enkeln und flattere nicht so sehr mit Deinen Flügeln!“

Der große Vogel aber antwortete gelassen: „Ich bin der große Vogel Buchowjen und bin hier gesessen seit Urzeiten, ich habe meine Flügel bewegt, wie mir gefiel, ehe es noch Menschen gab, und werde sie immer bewegen, wie es mir gefällt.“

Da wuchs Glooskap zu voller Göttergröße, daß er die Wolken berührte, faßte den Vogel, als ob er eine Ente wäre, band ihm beide Flügel zusammen, warf ihn in einen Abgrund und ging heim.

Nun hatten die Indianer Ruhe und konnten fahren, wohin und wie sie wollten; aber bald begannen die Gewässer in Folge der Windstille stinkend und morastig zu werden, und selbst Glooskap konnte in dem dicken Pfuhl sein Boot nicht rühren. Da kehrte er zurück zu dem großen Vogel und löste ihm die eine Schwinge, und seitdem wehte wieder der Wind, wie ihn die Menschen brauchten.

Wie bereits erwähnt, hat Glooskap auch ein menschliches Gegenbild, den großen Heros Pulowech; viele Züge, die von diesem erzählt werden, finden sich auch in den Mythencyclen von Glooskap, so daß ein historischer Zusammenhang beider Gestalten wohl vermuthet werden darf. Es mag daher die folgende großartige Sage von Pulowech, auf den weiter zurückzukommen der beschränkte Raum dieses Aufjages nicht erlaubt, hier unter den Abenteuern Glooskaps billig ihren Platz finden.

Der große Held Pulowech lebte mit seinem Bruder an einem See im Urwalde. Einmal sah er im See drei Wasserjungfrauen baden; er

schließlich sich näher, nahm der schönsten das Haarband, und nun folgte sie ihm willig und ward sein Weib. Einmal mußte er auf einen Jagdzug und ließ sein Weib allein zu Hause, doch verbot er ihr streng, die Thüre zur Nachtzeit zu öffnen. Gegen Mitternacht hörte sie eine Stimme, die um Einlaß bat; eingedenk der Warnung ihres Mannes, schlug sie es ab. Bald darauf meldete sich die Stimme ihrer Brüder, dann die ihrer Mutter, und endlich die ihres alten Vaters, der sie bat, ihm zu öffnen. Da konnte sie nicht widerstehen, eilte zur Thüre, doch ach, es war ein Dämon, der sie getäuscht hatte und nun augenblicklich zerriß und verschlang. Als Pulowechs Bruder heimkehrte, erschrak er, die Hütte leer zu finden und eilte augenblicklich den Spuren nach, doch es ging ihm nicht besser, denn auch er wurde von dem Zauberer getödtet. Zuletzt kehrte der Held heim und ahnte den traurigen Zusammenhang. Er stellte eine hölzerne Schüssel, mit Wasser gefüllt, in seinen Wigwam, sprach einen Zauber darüber und legte sich schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er die Schüssel zur Hälfte mit Blut gefüllt und wußte nun, daß sein Weib und sein Bruder ermordet waren. Schweigend ergriff er seine Waffen und betrat den Nachspfad.

Eines Tages erblickte er auf seiner Wanderung aus einer Felswand ein Knie hervorragen und errieth, daß sich ein Zauberer in den Fels verborgen hatte, um Pulowech zu entgehen; er schnitt das Knie ab und bannte dadurch den Zauberer für immer in den Stein. Später erblickte er über einem See eine Schaar wilder Gänse und wußte, daß dies ebenfalls verwandelte Zauberer seien. Er sang über seine Pfeile eine Beschwörung und erschoss dann mit nie fehlendem Schusse eine Wildgans nach der anderen.

Im Weitergehen fand er am Wege ein armes, halbtodes Eichhörnchen; er nahm es an seinen Busen und streichelte es liebevoll; das Thierchen erholte sich, und er nahm es mit sich auf seine weitere Wanderung.

Endlich kam er zu einem Wigwam, in dem er einen Mann sitzen sah, in welchem er seinen Feind erkannte. Der Mann nahm ihn nicht freundlich auf und behandelte ihn verächtlich und roh. Pulowech ertrug dies mit eisiger Ruhe und begann seine Abenteuer zu erzählen. Als der Zauberer hörte, daß Pulowech so viele seiner Genossen getödtet hatte, wurde er rasend und hegte seinen Hund, ein furchtbares Ungeheuer, auf ihn; der Held aber zog das Eichhörnchen aus seinem Busen, und es wuchs zu gewaltiger Größe, und kämpfte mit dem Unthier; das Gedröhne des Kampfes erscholl hundert Meilen weit, doch das Eichhorn blieb Sieger. Der Zauberer wurde auf einmal demüthig und wehklagte, daß der Hund seiner Großmutter todt sei; dann bat er seinen Gast, mit ihm eine Canoesfahrt zu machen. Pulowech folgte der Einladung. Das Canoe wurde auf einem Strom ausgelegt, und die beiden Gegner nahmen darin Platz; immer reißender ward die Strömung, und zuletzt wirbelte der Strom das Canoe wie rasend gegen eine tiefe schwarze Höhle in einem Felsen; knapp vor dem Höhlenthor sprang

der Zauberer an das Land, und Pulowech wurde von dem donnernden Wassersturze mitgerissen. Doch der Held blieb ruhig sitzen und sang seinen Zaubersang, während das Boot in Nacht und Grauen durch die finstere Höhle schoß. Ungefährdet erreichte Pulowech den Ausgang und befand sich nun im Lande der Riesen und Zauberer. Aus einer Höhle jah er Rauch wirbeln; er landete und stieg zu der Höhle hinauf. Von innen hörte er Stimmen und erlauschte, wie der Zauberer eben seiner Großmutter den Tod des Hundes berichtete. „Ich wollte, ich hätte den Pulowech hier, damit ich ihn lebend rösten könnte!“ rief die wüthende Alte. Der Zauberer aber sagte: „Er lebt nicht mehr, denn ich habe ihn in die Todeshöhle geschickt!“ „Und dennoch lebe ich!“ rief Pulowech, in die Höhle tretend und am Feuer Platz nehmend, „und Du, Alte, versuch' doch, mich zu verbrennen!“ Die Alte blickte ihn wüthend an und begann das Feuer so hoch zu schüren, daß es wie ein Sturm sauste und prasselte. Doch der Heroß saß still und blickte unverwandt auf die beiden Unholde, die er durch den starren Blick gebannt hielt, und dann stimmte er seinen Zaubersang an, vor dem die Macht aller Unholde wie Nichts zerging. Das Feuer begann mächtiger zu werden, die Unholde schrien und baten um Gnade, der fürchterliche Held aber saß ruhig und beschwor die Flamme, immer heißer zu werden. Die Wände und die Decke der Höhle wurden rothglühend und bariten zischend und donnernd, mächtige Trümmer lösten sich ab und stürzten in das Feuer, die Flammen glühten grell durch den dicken Rauch, doch Pulowech saß in göttlicher Ruhe und sang sein Zaubersong, bis die Unholde zu Asche verbrannt waren. Dann erhob er sich und wandelte schweigend heim. — Die großartige Sage ist so voll dramatischer Steigerung, so kühn und gewaltig mit großen einfachen Strichen gezogen, daß sie zu den hervorragendsten Denkmälern indianischer Erzählungskunst und Phantasia gehört, die uns von den beiden Sammlern Veland und Rand überliefert sind. —

kehren wir zu dem großen Glooskap-Cyclus zurück. Von seinen beständigen Kämpfen mit den Riesen und Dämonen giebt es zahllose Ueberlieferungen; endlich aber hatte er doch alle Unholde überwunden und zog sich in sein Land zurück. Ehe dies geschah, läßt ihn jedoch eine kleine Erzählung der Penobscotindianer ein Wesen treffen, das seiner Macht Trotz bietet — ein Kind. Glooskap war nie verheirathet und meinte daher, Nichts sei leichter als ein Kind zu bändigen, doch da kam er an den Falschen. Er sah ein Kind sitzen und rief es mit der süßesten Stimme, die ihm zu Gebote stand und die wie Vogelklang im Mai klang, zu sich, doch das Kind blieb still sitzen. Nun ward der Gott zornig, seine Stimme klang wie Donner, das Kind erschraf und weinte, doch rührte es sich nicht vom Fleck. Endlich versuchte der Herr aller Menschen und Thiere seine Zauberkraft und stimmte seine Beschwörung an, der alle Wesen, holde und unholde, folgen müssen — doch der störrische Balg blieb ruhig sitzen, und der ver-

zweifelte Gott mußte erkennen, daß der Eigenwille eines Kindes sogar die Macht des Gottes übertrifft. Die humoristische Anekdote ist bezeichnend für das gemüthliche Verhältniß der Indianer zu ihrem Schutzgotte, dessen Majestät und Größe sie nicht hindert, gutmüthig mit ihm zu scherzen.

In das geheimnißvolle Land, das Glooskap bewohnt, dringen nur selten beglückte Menschen und müssen auf der Wanderung darin große Gefahren bestehen: bald gilt es reißende Ströme zu überleben, bald schroffe Gebirge zu übersteigen, einmal sperren Schlangen den Weg, ein andermal schmettern Felsen zusammen und wollen jeden Durchwandelnden vernichten. Glückt es den Menschen, alle Gefahren zu überwinden, so gelangen sie in ein wunderschönes, blühendes Land, Glooskap nimmt sie freundlich auf, giebt ihnen von einer kleinen hölzernen Schlüssel zu essen, deren Inhalt nie abnimmt, wie viel auch davon genommen werden mag, und entläßt sie nie, ohne ihnen einen Wunsch zu erfüllen, der freilich, wenn er vorwitzig und thöricht war, die Strafe in sich selbst hegt; so wurde ein Mann, der größer als alle Wesen zu werden und länger als alle zu leben wünschte, in eine Ceder verwandelt und Aehnliches. Wo dieses Reich des Gottes liegt, weiß Niemand; die Erzählungen von den Gefahren des Weges dahin stimmen vielfach zu den Vorstellungen der Indianer von den Gefahren des Weges in das Jenseits, so daß wir vermuthen dürfen, daß sich mit der Vorstellung vom Reiche Glooskaps die Idee von der jenseitigen Welt der Guten verbunden hat.

Endlich aber nahm Glooskap für immer Abschied von seinen Kindern, und versammelte alle Wesen am Seestrande, bestieg dort sein steinernes Canoe, versprach, am Ende der Welt wiederzukommen und alle Unholde, die dann wieder erstehen würden, zu bekämpfen, und fuhr nach Westen. Alle blickten ihm traurig nach, bis er verschwand; noch hörten sie seinen Gesang über die Wogen, aber auch dieser wurde immer schwächer, und endlich verklang er gänzlich in der Ferne. Eine drückende Todtenstille lastete über den Versammelten, die hörten nur die Wellen am Strande schluchzen, dann aber flohen sie Alle wehklagend auseinander; der Wolf barg sich in den tiefen Wäldern und heulte, die Gule jammerte, und die Taucher flattern seitdem über die ganze Welt und suchen vergeblich ihren Herrn, nach dem sie wehklagend rufen.

Ueber die Rückkehr Glooskaps und das Ende der Welt sind die Traditionen bereits höchst verwischt und lückenhaft geworden: es wird nur erzählt, daß Glooskap jenseits der See einen ungeheuren Wigwam bewohne und beständig Pfeile schnitze; bis der Wigwam voll ist, wird der Gott wiederkehren und unter Erdbeben und Feuer wieder erscheinen und alle Unholde bekämpfen; dann wird Malsumfis, der böse Bruder Glooskaps, wieder erstehen — Alles wird verbrennen . . . „doch wir wissen nicht wie —“, so schließen die Erzählungen der Indianer von dieser amerikanischen Götterdämmerung.

Zu dem großen Göttermythencycclus von Glooskap bildet ein heiteres Gegenstück der umfangreiche Cycclus von Thiergeschichten, die sich um den Luchs herum gruppieren; nach Art aller Indianergeschichten werden unter den Thieren zugleich Menschen verstanden, und diese beständige Doppelbeziehung bildet nicht den unbedeutendsten Reiz der originellen Erzählungen. „Lor“ ist eine Art mephistopheliſches Gegenbild Glooskaps; wie dieser auf einem Walſiſch, jagelt er einmal auf einem Krokodil, wie dieser behauptet er, aber aus reiner Blasphemie, nur von einer Binſe getödtet werden zu können, wie dieser ist er im Besiße großer Mächte, die er aber nur zum Bösen gebraucht, und wie Glooskap kleine gutmüthige Scherze liebt, so ist Lor voll Wiß, doch seine Scherze sind fast immer böser, schadenfroher Natur; so taucht er einmal in einem Indianerdorfe ein Kind über Nacht unter das Eis des gefrorenen Fluſſes und zieht es am Morgen als Erwachsenen heraus; alle Mütter machen das nun nach, aber natürlich ertrinken ihre Kinder, und Lor verlacht aus ſicherem Verstecke die Jammernden. Solch' grausamer Scherze sind die Erzählungen von Lor voll; seine eigene Bosheit aber bringt ihm endlich den wohlverdienten Tod, wie im folgenden, in mehrfacher Beziehung höchst originellen und poetisch werthvollen Märchen erzählt wird.

Zwei Elfenmädchen lagen einmal im Walde und blickten die Sterne an; diese funkelten hell und flimmernd, und schritten sacht ihre Straße. Die beiden Mädchen blickten ununterbrochen hinauf, aber was die Sterne sangen, konnten sie nicht hören; der Gesang der Sterne aber lautet:

Wir sind die Sterne, die singen,
Wir singen mit unserem Licht;
Wir sind die Vögel von Feuer,
Wir fliegen über den Himmel.
Unser Licht ist eine Stimme;
Wir machen für Geister den Pfad,
Den Pfad, auf dem sie wandeln.
Unter uns sind drei Jäger,
Die jagen einen Wär;
Es hat keine Zeit gegeben,
In der sie nicht jagten.
Wir blicken herab auf die Berge —
Dies ist der Gesang der Sterne.

Das hörten und verstanden nun die Mädchen, wie gesagt, nicht, wohl aber bewunderten sie den Glanz der Sterne, und die Eine sprach: „Wären die Sterne Männer, ich wählte mir den großen gelben dort.“ „Und ich den kleinen rothen,“ erwiderte die Andere. Darauf schliefen sie ein. Als sie erwachten, fanden sie zwei Männer neben sich, einen großen Krieger mit leuchtenden Augen und einen kleinen kränklichen Alten — es waren die Sterne, die sie sich gewünscht hatten, und sie waren im Sternenlande erwacht. Die Mädchen wurden aber des Aufenthaltes im Sternenlande bald überdrüssig, und einmal, als sie einen flachen Stein im Wigwam hoben — selbstverständlich weil es ihnen ihre Männer verboten hatten — sahen sie durch ein

Noch tief unter sich die grüne Erde. Ihre Sehnsucht wuchs nun so sehr, daß die Sternmänner sich entschlossen, sie heimfahren zu lassen; sie sollten sich nur, wie gewöhnlich, am Abend niederlegen, so würden sie am Morgen in der Heimat erwachen, doch dürften sie beileibe nicht die Augen öffnen, ehe die Sonne aufgegangen sei. Die Mädchen versprachen das, aber die Neugierde läßt sie ihr Versprechen brechen, knapp vor Sonnenaufgang blinzeln sie um sich, und entdecken sich auf einer hohen Fichte; hätten sie gehorcht, so wären sie auf dem Erdboden angekommen.

Nun war guter Rath theuer; eine Menge Indianer oder Thiere, wie man eben deuten will, gingen vorbei, doch keiner erbarmte sich der zwei weißen Mädchen oder Hermeline. Endlich kam Lor vorbei und holte sie gegen das Versprechen der Ehe herab; die beiden Hermeline aber waren schlauer wie er, hezten Hornisse auf ihn und entflohen. Sie kamen zu einem Flusse, an dem ein Fährmann, der Kranich, wohnte; die Mädchen lobten seinen schönen Hals und seine stattlichen Beine, und der geschmeichelte Fährmann setzte sie sofort über. Sie kamen glücklich jenseits an und entgingen so den Nachstellungen des Luchses. Kurz darauf kam Lor und verlangte polternd übergeführt zu werden; sowohl diese rauhe Art, als auch die höhnischen Bemerkungen Lor's über seinen krummen Hals und seine mageren Beine ärgerten den Kranich so, daß er Lor mitten im Flusse abwarf und davon ging; Lor aber ertrank und wurde vom Strome irgendwo an das Land gespült. Eine solche Lebenskraft aber wohnte ihm inne, daß er sofort wieder frisch in die Höhe sprang, als ihn zwei Knaben aus dem Condorstamme, die zufällig hinzukamen, anrührten. Zum Danke dafür that er den Kindern allerhand boshaften Schabernack an und tödtete ihre Mutter. Dafür rächt sich der große Condor, der Häuptling des Stammes, an ihm, indem er, durch die Luft heranrauschend, den Bösewicht packt, bis zum Himmel emporträgt und dort los läßt. Einen ganzen Tag fällt Lor und hat genug Galgenhumor, mit den Armen Flugbewegungen zu machen und das Geschrei des Condors spottend nachzuahmen. Wie er in rasender Schnelligkeit sich den furchtbaren Felsklippen nähert, spricht er schnell die magische Formel: „Nur mein Rückenbein ichone!“ und ist im Nu zerstückt. Doch Ameisen tragen alle Theile seines Beingerüstes wieder zusammen, das Rückenbein, der Sitz seiner Unsterblichkeit, ist heil, und so steht Lor wieder in alter Kraft da und zugleich in alter Bosheit, — denn zum Danke zertritt er die mitleidigen Thierchen. Neue Bosheiten begeht er nun, zuletzt aber fängt er sich in seiner eigenen Schlinge. Auf der Flucht vor nachstellenden Mächern birgt er sich in einer Höhle bei einem Wasserfall, den er abdämmt; das Wasser aber bricht den Damm und ertränkt den indianischen Teufel Lor*), den Bösen. —

*) Lor ist der indianische Name, der aber wahrscheinlich fremden Ursprungs ist. Leland S. 169.

Wieder eine andere Art von Märchen hat den lieblichen Elfenglauben zum Hintergrunde, und seltsam genug schreiben auch die Indianer ihren Elfen bezaubernden Gesang zu und glauben sie im Besitze wunderbarer Flöten, nach deren Klang Alles tanzen muß. Jeder Baum, jeder Wald, jeder See, kurz die ganze Natur hat im indianischen Glauben ihre seelischen Bewohner, von denen zahllose Sagen gehen, die des Weiteren hier aufzuführen der Raum verbietet. Ehe wir aber von den Wabanaki Abschied nehmen, müssen wir noch kurz bei der Nachtseite ihres Dämonenglaubens verweilen, der unter dem Einflusse der wilden Natur, in der sie leben, fürchterliche Unholde gezeitigt hat.

Ein schreckliches Heer von Heren, Unholden, Schlangen, Drachen und andern Unthieren bevölkert die arktischen Wüsten, der schrecklichste aller Unholde aber ist der Chenoo, der Eisriesen, der an Stelle des Herzens einen Eisklumpen trägt. Wenn er einerschreitet, zittert die Erde, die Bäume zerplittern und brechen, und seine Stimme klingt wie Donner. Die Chenoo sind Menschenfresser und würden alle Menschen vernichten, wenn sie nicht zum Glücke sich auch gegenseitig anfallen und tödten würden; besiegt ein Chenoo den anderen, so verbrennt er ihn und verschlingt sein Herz, damit er nicht wiedererstehe; der Sieger aber wird durch das verschlungene Herz noch wilder. Bei ihren Kämpfen spielt das Horn einer riesigen drachen- oder eidechsenartigen Schlange eine große Rolle, es bildet die gefährlichste Waffe, denn ein solches Horn, wenn es in den Leib gebohrt wird, schlägt in der Erde Wurzel, umschlingt das Opfer und erdrückt es. Die Entstehung des Chenoo wird grauenvoll gedacht, denn sie waren Menschen, die durch bösen Zauber vereist sind. Eine Geschichte wird erzählt, wie ein Mädchen, das einen Zauberer verschmähte, von ihm zur Strafe in eine Chenoo verwandelt wurde; er legte ihr Schnee auf den Nacken, und seitdem begann ihr Herz zu vereisen, sie wurde trübinnig, begann zu toben, zeigte Verlangen nach Menschenfleisch, und ihre Verwandten mußten sie auf ihren eigenen Wunsch tödten und verbrennen; als der Leib vernichtet war, fiel ein Stück Eis heraus, es war das Herz, das zu Eis geworden war.

Von einem Chenoo wird erzählt, daß er sich einmal zu weit nach Süden gewagt hatte; er wurde immer kleiner und schwächer, und als die Sommerhitze auf's Höchste stieg, starb er.

Die große Schlange mit den Hörnern, die im Wasser lebt, Wewilmekw, spielt auch sonst in verschiedenen Erzählungen eine bedeutende Rolle, so in folgender merkwürdiger Geschichte vom Todtentanz.

Eine Here verfolgte einen Indianer mit ihrer Liebe; als er sie abwies, schlug sie ihn mit Wahnsinn. Der Bruder des Unglücklichen ging zu einem Flusse, worin der Wewilmekw hauste, und beschwor ihn heraus. Das Unthier fand Gefallen an dieser Kühnheit und versprach, ihm zu helfen. Auf sein Geheiß schabte der Indianer Etwas von seinem Horne ab und gab die Hälfte seinem Bruder in einem Tranke, worauf derselbe sofort genas. Die

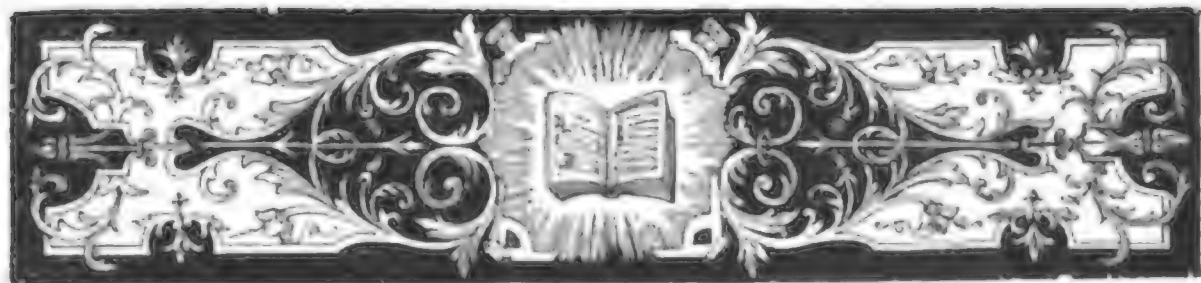
andere Hälfte aber gab er der Here zu trinken, die sich gerade bei einem Tanzfeste mit den übrigen Mädchen des Dorfes befand. Sie nahm den Trank und tanzte weiter, aber bei jeder Runde wurde sie ein Jahr älter, und als sie acht Runden gemacht, sank sie als altes verschrumpftes Weib zusammen und war todt. Dies ist die merkwürdige Geschichte vom indianischen Tanze des Alters oder Todes.

Die reichen Schätze von mythologischen und märchenhaften Ueberlieferungen, die in Lelands und Rands Sammlungen enthalten sind, sind mit vorstehenden Mittheilungen keineswegs erschöpft, ja kaum angedeutet; doch müssen diese genügen und reichen hin, erkennen zu lassen, wie dankenswerth die Bemühungen der genannten Männer um die Wahrung und Aufzeichnung dieser Indianerjagen gewesen sind.

Leland hat in seinem Werke versucht, zahlreiche Aehnlichkeiten der Wabanakimythien mit der altnordischen Mythologie nachzuweisen, und glaubt dieselben kaum anders erklären zu können, als durch die Annahme, daß die Eskimos, mit deren Glauben die Wabanaki Vieles gemeinsam haben, in Grönland viele Züge der nordischen Götterlehre von den Scandinaviern, die vom 11. bis 14. Jahrhundert dort ansässig gewesen waren, vernahmen und dieselben den Algonkin vermittelten. Die kühne Hypothese, welche diesen Traditionen der Indianer ein ungeahntes Interesse verleihen würde, scheidert neben vielen anderen Gründen vor Allem daran, daß die Eskimosagen, welche nach dieser Theorie von altnordischen Elementen getränkt sein müßten, keine Spur eines solchen Einflusses zeigen. Es ist hier nicht der Ort, die Unhaltbarkeit dieser Hypothese weiter nachzuweisen und darzuthun, daß die Ueberlieferungen der Indianer als Denkmäler ihres eigenen Glaubens zu gelten haben*). Sie sind uns auch als solche interessant genug, und wer durch das Gewirre der Phantastik, das sich um die poetischen Gestaltungen jedes Naturvolkes schlingt und den Culturmenschen befremdet, zu der Erkenntniß der einfachen und großen Grundzüge durchdringt, wird sich an der schlichten natürlichen Schönheit und Größe der poetischen Conception auch dieses uns so ferne stehenden Naturvolkes erfreuen können und die Wahrheit von Rückerts schönem Worte erfahren, daß die Poesie in allen Zungen dem Verstehenden nur Eine Sprache ist.

*) Auf die Märchen, welche deutlich europäische Beeinflussung jüngerer Zeit aufweisen, ist hier nicht eingegangen; auch die nur von Amerikanisten entscheidbare Frage, wie weit die englischen Reproduktionen Lelands und Rands dem Originalwortlaute entsprechen, ist für die Sphäre dieser Mittheilungen belanglos.





Religion ohne Dogma.

Von

Hans Schmidkunz.

— Starnberg. —

Dem Publicum wird es nicht leicht gemacht, sich unter den Bewegungen gegen starres Kirchenthum, die in unserer Zeit eines neuen religiösen Bedürfnisses geschehen, zurechtzufinden. Und doch wird, wie es scheint, dieses Bedürfnis immer stärker, immer mannigfaltiger, und der Versuch, dieses Zurechtfinden wenigstens von einem Punkt aus zu erleichtern, wohl immer willkommener. In den letzten Jahren haben nicht wenige größere Vorgänge auf religiösem und auf eigentlich kirchlichem Gebiet die weite Öffentlichkeit und nicht wenige kleinere Vorgänge in der religiösen Litteratur den engeren Theilnehmerkreis aufgeregt. Schon daß das anonyme Büchlein „Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen“ (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, zuerst 1888, verfaßt von einem badischen Pfarrer, Namens Wimmer), binnen zweier Jahre bis zur 9. „Ausgabe“ vorgeedrungen ist, zeugt von religiösen Uebergängen im öffentlichen Bewußtsein. Der Professor der neutestamentlichen Exegese an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Straßburg, Heinrich Holtmann, hat im 18. Band von „Meyers Conversations-Lexikon“ (Jahres-Supplement 1890—1891) einen Artikel „Theologische Litteratur“ geliefert, aus dem diese Strömungen — die theoretischen wie die praktischen, die engeren wie die weiteren — mit einer wohl befriedigenden Objectivität und Uebersichtlichkeit vor das Auge des leicht verwirrten Laien treten.

Am lautesten scheint aus all dem Geräusch herauszutönen der Ruf „gegen das Dogma“. Es sind nicht erst Stürmer von außen, die ihn erheben, sondern bereits führende Männer der Kirche selbst. Otto Dreyer,

Oberkirchenrath in Meiningen, ist mit seiner Schrift „Undogmatisches Christenthum“, von 1888—1890 in vier Auflagen erschienen (Braunschweig bei Schwetschke), hier vielleicht in erster Reihe zu nennen. Schriften wie F. P. Hubers „Dogmenlose Sittenlehre für Schule und Haus“ aus dem Jahre 1892 (Berlin, Bibliographisches Bureau) oder des Ethikers Theobald Ziegler „Religion und Religionen“ aus dem Jahre 1893 (Stuttgart, Cotta) oder die „Briefe über Fragen der christlichen Religion für Suchende und Zweifelnde“ von Gerhard Heine aus demselben Jahre sind ein häufiger Artikel. Allmählich beruhigen sich zwar die Kämpfe um des Kirchenhistorikers Adolf Harnack Aeußerungen über das Apostolicum und um den „Fall“ des württembergischen Pfarrers Christoph Schrenpf sammt all den zugehörigen Laienpetitionen u. dgl., von denen noch vor Kurzem eine orthodoxe gewünscht hatte, die Tübinger evangelisch-theologische Facultät, deren neues Mitglied, Professor Johannes Gottschick, als scharfer Schriftkritiker aufgetreten war, solle durch eine sechste und zwar christgläubig besetzte Professur ergänzt werden. Aber Schrenpf selbst ist zum ständigen Litteraturkämpfer geworden und spricht aus seiner Zeitschrift „Die Wahrheit“ (halbmonatlich, Stuttgart, Frommann) weiter zu seinem Volk. —

Bewegt sich all dies innerhalb der Grenzen des Christenthums, so hatte der weltbunte Religionscongrès der Chicagoer Ausstellung von 1893 die einzelnen Religionen über ihre Grenzen hinausblicken lassen und sie vorübergehend zu gegenseitiger Vergleichung geführt. Es scheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich die Bemühungen jener fliegenden Gesellschaft in festeren Formen fortsetzen. Ein Aufruf ist von dorthier (wie die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom 22. Februar d. J. mittheilte) zur Gründung einer „Univerſellen Kirche“ ergangen, vertreten von einem Rabbiner, einem Volkskirchenprediger, einem Universalistenprediger und einem Geistlichen der unitariſchen Kirche, die wir noch im Späteren kennen lernen werden. „Auf der breiten Grundlage der Humanität soll ein Tempel der Universalreligion errichtet werden, der dem forschenden Geiste des Fortschrittes ebensowohl wie der helfenden Liebe geweiht ist.“

In eine eigenthümliche Mitte zwischen diese Weltmeerwellen und die heimischen Wogungen führen solche Religionszüge, die das Christenthum beinahe bis auf seine letzten Besonderheiten entkleiden und es zu einer allgemeinen Religion machen, in der eine Fülle ethischer und sociologischer Ideale die frühere Fülle von Glaubens-, Kirchen- und anderen Formen abgelöst hat. So M. von Egidys „Einiges Christenthum“, das von einer reichlichen Litteraturfluth täglich weiter getragen wird. Auch dieses ist eine Religion ohne Dogma, doch noch mehr eine Religion ohne Kirche und in seiner äußeren Formlosigkeit nicht leicht ganz richtig zu verstehen und von ähnlichen Bestrebungen abzugrenzen. Daß es vom Publicum etwa mit dem unreligiösen Freidenkertum der Schaaren Ludwig Büchners — einer

Nichtreligion mit Dogma — verwechselt werde, ist wohl nicht zu besorgen. Aber eine andere freidenkerische Strömung dürfte vielleicht, wenn auch nur aus äußeren Gründen, der Egidyn'schen allzu ähnlich erscheinen: die Gesellschaften für sogenannte „ethische (moralische) Cultur“. Man weiß wohl, wie diese Bewegung in Chicago unter dem berühmt gewordenen Führer Felix Adler begann; wie bei uns Georg von Gizynski (daneben auch Friedrich Jodl und Ferdinand Tönnies) auf sie hinwies, u. A. namentlich durch Herausgabe einer Uebersetzung der Gesellschaftsvorträge Salters: „Die Religion der Moral“ (Leipzig-Berlin, Friedrich, 1885), eines Buches, das uns noch im Weiteren zur Führung dienen wird; wie dann in Berlin (19. October 1892), freudig begrüßt und lebhaft befehdet, die „Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur“ entstand, die seit Beginn des Jahres 1893 eine Wochenchrift „Ethische Cultur“ herausgibt (Berlin, Ferd. Dümmler, in welchem Verlag vor Kurzem auch Salters „Ethische Lebensansicht“ und überhaupt die Litteratur dieser letzteren Richtung erschienen ist), und wie endlich auch andere Städte, zuletzt Innsbruck und München, in gleicher Weise nachfolgten. Einen Theil dieser Kämpfe überblickt man an der Hand einiger Controversartikel in Bernerstorfers „Deutschen Worten“, Wien 1893, 1. und 8. bis 12. Heft.

Der Unterschied der ethischen Bewegung von der Egidyn's ist grundsätzlich groß genug: beim „Einigen Christenthum“ nicht nur ausgesprochene, wenngleich unfirchliche Religion, mit Beibehaltung des Gebetes und sonstigen Gottesdienstes, sondern auch unmittelbarer Bezug auf Christus; bei der „Ethischen Cultur“ ausdrücklicher Ertrag der Religion durch Sittlichkeit und kein Gebet. Salter tadelt dieses geradezu (in seiner „Religion der Moral“ S. 236) als einen „Ueberreiß von einer alten, unkritischen, unwissenschaftlichen Geistesgewohnheit.“ Dagegen äußert sich z. B. einer von Egidyn's Mitstreitern, Friedrich Holtzschmidt, in dem Schriftchen „Das Heil der Welt“ (Braunschweig, Schwetschke 1892): „Aber eine Gesellschaft für ethische Cultur, welche die Religion außer Betracht lassen, sie vielmehr als Sache jedes Einzelnen behandeln will, ist gut für Diejenigen, welche jene Cultur durch ihr religiöses Bewußtsein schon besitzen — auf die religionslose Menge kann sie keinen Einfluß gewinnen. Ethische Cultur anders anzustreben als durch die Religion, das heißt nur, aus einem vom Stamme abgelösten Zweige noch Blüthe und Frucht erwarten wollen. Nur derjenige Zweig kann blühen, welcher mit dem Stamme und dadurch mit der Wurzel verbunden ist und aus dieser seine dauernde Nahrung empfängt. Jeder andere Zweig stirbt bald ab.“ Und zwar ist ihm Religion „die überzeugungsvolle Anerkennung des Sittlichkeitprinzips, welches seinen Ursprung in dem höchsten Wesen, in Gott, hat, und das Bewußtsein unserer über den Abschluß des irdischen Daseins hinausreichenden höheren Bestimmung.“ „Religion kann nur da sein, wo dieser Glaube an Gott und Unsterblichkeit ist.“ So allgemeingeläufig diese Auffassung der Religion auch scheint, so

finden sich doch bezeichnenderweise deutsche Stimmen über jenen Unterschied, die das Grundsätzliche weniger betonen und mehr nach dem Gradunterschied der Tüchtigkeit fragen; so Egidys nächster Kämpfe, Prof. Lehmann-Hohenberg selbst, der darüber, auch in litterarischer Uebersicht, berichtet und den Unterschied des ethischen Culturstrebens vom „Egidy'schen Wollen“ in dessen dort nicht erreichter „großartiger Universalität“ sieht (Volkschrift „Einiges Christenthum“, April 1893, S. 147). Auch ein ferner stehender Kritiker der ethischen Cultur (F. von Feldegg in den „Deutschen Worten“, 8. bis 9. Heft, S. 545) spricht davon, daß wohl Egidys „mit viel schwärmerischer Ueberzeugung, aber etwas unklaren Absichten verbundene Bewegung die tiefergehende sei.“

Wir werden im Folgenden ein Zusammentreffen von radikalem Christenthum und ethischer Cultur kennen lernen, bei dem zwischen Beiden sehr genaue, freilich amerikaniſche Rechnung geführt wurde. Schon hier, gegenüber Egidy, darf aber ein weiterer Unterschied beider Tendenzen, welcher in der so häufigen Annäherung dunkel bleibt, jedoch mit der eigentlichen Religionsfrage am meisten zusammenfällt, nicht unmarkirt entschwinden. Die antireligiösen Bestrebungen wollen das Gegentheil von den christlichen Bestrebungen der ersten und der daran anknüpfenden späteren Jahrhunderte. Damals galt es die Idee einer Abwendung von der irdischen Welt und die Hinwendung zur Gotteswelt, zum Staat Gottes, der Augustinus in seinem Werk „de civitate dei“ den classischen Ausdruck gegeben hat. Nach anderthalbtausendjähriger Ueberfättigung mit dem, was am Gottesreich zu gehaltvoll war, beginnt (oder begann mit der französischen Revolution, Salter S. 227) die Abwendung davon und das Drängen nach dem Aufbau eines Reiches der Welt und des Menschen. Je nach der eigenen Anschauung faßt man auch das Wirken Jesu auf. Jetzt heißt es seitens eines Vertreters des Einigen Christenthums (Holtzschmidt) von Jesus: „Er hat der Menschheit die Erlösung gebracht. Nicht eine Erlösung vom Leben, wie die Philosophie des Unglaubens und des Welt Schmerzes sie predigt, sondern die Erlösung vom Tode. Er hat uns erlöst vom Tode, indem er ein neues Leben in uns weckte, welches allen Welt Schmerz überwindet und auch den Tod überdauert.“ Neues Gedankens vom Reich der Welt und des Menschen zumeist rühmt sich der Nichtreligiöse, ihn vermißt er auch bei einer der freiesten christlichen Secten, beim Unitarismus (zum Theil vielleicht mit Unrecht): den Gedanken, „daß die vollkommene Ordnung der Dinge, welche die Allmacht uns in einer anderen Welt bereiten sollte, wir selber hier zu schaffen haben. Ich glaube, es ist eine Art von Allmacht in der menschlichen Natur . . . ich glaube an die Allmacht von Ideen und an die der Menschen, insofern sie von denselben ergriffen sind.“ „Es bedarf nicht des wunderthätigen, himmelschaffenden Gottes der alten Theologie; ja er ist insoweit unser Feind, als die Menschen veranlaßt werden, ihm die Aufgaben zu übertragen und ihm die Resultate zu überlassen, welche sie selbst vollbringen sollten. Eine wunderthätige, himmel-

schaffende Kraft liegt in uns selbst. So lange wir beten, wird diese Göttlichkeit entehrt. Bis sie erwacht, giebt es keine Erlösung (Salter 235).“

Das ist allerdings die Sprache des Entweder — Oder, wiewohl manche Christen unserer Zeit selbst diese Gedanken zum Theil mit anerkennen. Aber zwischen dieser Selbitherrlichkeit und jener christlichen Demuth, die da immer noch, auch in der freiesten Religion spricht: „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe,“ giebt es wohl keine Verwechslung noch Vereinigung.

* * *

Ein Uebersetzungswerk aus der Litteratur des „Einigen Christenthums“ soll uns nun noch mit einem anderen jener Religionszüge bekannt machen, die zwischen Weltreligion und christlichem Sonderstreit in der Mitte laufen, mit dem amerikanischen Unitarismus: „Religion ohne Dogma. Sechs Vorträge von John W. Chadwick. Autorisirte Uebertragung aus dem Englischen von Alexander Fleischmann. Berlin, Bibliogr. Bureau“ (o. J.; die Vorrede datirt vom Juli 1891). „Neue Folge.“ Von L. Fleischmann. Ebenda 1893 (beide leider ohne Inhaltsangabe).

Der Unitarismus (bei Chadwick Unitarianismus) ist diejenige christliche Religion, die in Gott nur Eine, nicht drei Personen sieht; die Unitarier sind also „Antitrinitarier“. Um diese Richtung gut zu verstehen, ist es zweckmäßig, auf ihre ersten Vorläufer, den Arianismus sammt seinen Vorstufen, zurückzugehen.

In den ersten christlichen Jahrhunderten war neben Anderem auch das Trinitätsdogma erst im Werden; als vorherrschend läßt sich eine an den Unitarismus anklingende stärkere Betonung der ersten göttlichen Person, des Vaters, stärker, als es mit dem nachherigen Dogma verträglich war, bezeichnen: einerseits durch den Monarchianismus (auch Sabellianismus genannt), die Lehre von der alleinigen Herrschaft des Vaters, dessen bloße Erscheinung ohne getrennte Existenz Christus sei — und andererseits durch den mehr orthodoxen Subordinatianismus, die an Paulus anknüpfende Lehre von der Abhängigkeit des doch persönlich unterschiedenen Sohnes vom Vater. Diese bildete im 4. Jahrhundert Arius zu der Lehre aus, Christus sei ein zeitliches Geschöpf Gottes, das ihm nur wesensähnlich (*ὁμοούσιος*) sei. Zudem nun, namentlich durch Athanasius den „Großen“, die entgegengesetzte Theorie durchdrang und im Ganzen herrschend blieb — der Sohn dem Vater wesensgleich (*ὁμοούσιος*) — war Christus der Göttlichkeit näher gerückt. Allerdings erhielten sich Reste des Früheren. Existenz hatte die Kirche noch mit manchen ähnlichen Nebereien zu thun: zumal mit den die beiden Naturen Christi auseinanderlegenden Nestorianern, deren letzte bisher nicht umirte Nachfahren sich nun auch zum Anschluß an Rom anschickten, und mit den über die Orthodorie der „Dyophysiten“ noch hinausgehenden „Monophysiten“, die gar nur eine göttliche Natur in Christus annahmen; Fehden, die noch

durch drei Jahrhunderte dauerten. Zweitens war der Arianismus nicht ausgestorben: die ostgermanischen Gothen und Vandalen sammt den westgermanischen Langobarden blieben ihm lange treu, und dieser germanische Antheil am Kampf gegen die Vergöttlichung Christi mag eine Vorausdeutung des gleichen späteren germanischen Antheils daran sein. Drittens verblieb in der orientalischen Kirche trotz des anerkannten Athanasianismus doch ein Stich in's Arianische durch stärkeren Nachdruck auf Gott Vater, von welchem allein ohne Betheiligung des Sohnes — im Gegensatz zu dem „filioque“ der abendländischen Kirche — der heilige Geist ausgehe; eine Auffassung, die zwar mit der „symmetrischen“ der Filioquisten immerhin vereinigt werden kann, wie noch in unseren Tagen die Bonner „Unions-Conferenzen“ („Bericht u. s. w.“, Bonn, Neusser 1874/75) zeigten, die jedoch auf ein tieferegreifendes Bedürfnis nach einheitlicherer Verehrung Gott Vaters und stärkerer Näherrückung des Sohnes deutet.

Das Mittelalter bereicherte die Frage nicht eigentlich; nur daß der beginnende Nominalismus, für den ja blos Individuen existiren, die drei göttlichen Personen zu drei wahrhaft selbständigen Substanzen, den Einen Gott also zu drei Göttern machte, womit durch eine unannehmbare Consequenz der officiellen Lehre das entgegengesetzte Extrem zu einem Unitarismus vorgeführt war. Außerdem etwa noch der Umstand, daß Abälard wieder einen Stich in die monarchianische Betonung Gott Vaters verräth (insbesonders: „tractatus de unitate et trinitate divina“, verworfen durch die Synode zu Soissons 1121, seither verloren geglaubt, wieder aufgefunden von Stöckle 1891). Diese unsere Kenntnisse erstrecken sich aber nur auf das westeuropäische Mittelalter. Das osteuropäische, für das die byzantinische Vitteratur ein vorläufiges Centrum bildet, ist zwar in solchen Fragen zunächst nur durch die starre Gleichheit seiner Dogmatik bekannt; da es aber, wie ich der freundlichen Mittheilung des Vorkämpfers auf diesem Gebiet, Professor Krumbachers, entnehme, in seiner Rehergeschichte noch eine unausgeschöpfte Fülle selbständiger Regungen besitzt, deren Erforschung aussichtsreicher sei als etwa die der endlosen Commentare, so vermute ich meinerseits, daß sich dort auch manche unitarischen Anwandlungen finden werden, und zwar, in Folge der „antifilioquistischen“ Denkweise des Orients, zahlreicher als im filioquistischen Occident.

In der Neuzeit dauerte es ziemlich lange, ehe wieder eine „Centralisirung“ Gottes und eine „Näherrückung“ Christi in größerem Stil aufkamen; behielten ja doch die Neuerer im Wesentlichen die bisherige Christologie bei. Calvin ging (nach Chadwick's Darstellung I. Band S. 18) in's andere Extrem: sein „Dualismus von Liebe und Gerechtigkeit in dem Wesen Gottes“ (d. h. also der Gegensatz des liebevollen Sohnes zum unbittlich gerechten Vater) erregte „bei unseren ersten Unitariern wie bei den reformirenden Presbyterianern die größte moralische Entrüstung,“ mehr als der Umstand, daß er „statt eines drei Götter hatte“. Im „sogenannten

evangelischen Religionsystem“ sieht Chadwick (I 96) „die vollständige Unterordnung des Vaters unter den Sohn“. Die Reformirten neigten einigermaßen nach einer stärkeren Betonung des Menschlichen in Christus, was für ihren Abendmahlsstreit gegen die Lutheraner von Bedeutung war. Einen dogmatisch und kirchlich ausgesprochenen Unitarismus jedoch entfalteten erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts die Socinianer, zunächst in der Schweiz, dann in Polen; man betrachtete und verfolgte sie geradezu als Arianer, bis zu der im Jahre 1658 gegen sie angedrohten Todesstrafe, trotz deren sie sich noch lange erhielten und in Siebenbürgen als Unitarier bis heute bestehen. In einer Entgöttlichung Christi arbeiteten dann verschiedene Mächte, von den Rationalisten des vorigen Jahrhunderts an, neben weniger populären Bewegungen der Speculation, bis herab zu der protestantischen Linken und dem „neuen Glauben“ von heute; doch eine abgerundete Ausprägung der antitrinitarischen Lehren geschah wohl erst durch den amerikanischen Unitarismus.

Es scheint müßig, die Betrachtung dieses durch solche allbekannte geschichtliche Umwege vorzubereiten. Allein vielleicht ist der Hinweis nicht werthlos, daß durch weite Strecken des religiösen Denkens ein Gegensatz gegen die Nebeneinanderstellung Gottes und Christi, ein Zug nach homogener Göttlichkeit im „Vater“ und nach ebensolcher Menschlichkeit im „Sohne“ geht, daß diese Tendenzen kein isolirter Secteneinfall, sondern ein historisch gewichtiges Bedürfniß religiöser Naturen sind, und daß somit die amerikanischen Unitarier an ein wesentliches Stück Religionspsychologie und Religionsgeschichte anknüpfen. Ich denke mir die verschiedene Betonung der Göttlichkeit Christi und die der Menschlichkeit Christi als je eine Curve, deren erstere, die Vergöttlichungscurve, von einem vielleicht recht niedrigen Stand in der urchristlichen Zeit bis zum Schluß des 7. Jahrhunderts, also bis zur Vollendung des orthodox-dogmatischen Christusbildes, im Ganzen ansteigt, von da fast 9 Jahrhunderte hindurch mit untergeordneten Schwankungen gleich bleibt und nun erst sehr langsam, dann seit der Aufklärungszeit schneller sinkt, bis sie sich zu einer asymptotischen Fortführung in's Unbegrenzte beruhigt. Die entgegengesetzte Curve entgegengesetzt. Und damit Hand in Hand gehen die Auffassungen der Göttlichkeit des „Vaters“ als einer einheitlichen, proportional der Ungöttlichkeit des „Sohnes“: das eigentliche Gebiet des Unitarismus.

Dieser knüpft ausdrücklich, aber mit Kritik, an seine Vorgänger an. Von Arius übernimmt er die wesentliche Ablösung Christi von Gott, bedauert jedoch, daß die „völlige Unvereinbarkeit“ seiner Lehre „mit der Menschlichkeit Christi viel dazu beigetragen hat, die Lehre in Mißcredit zu bringen“ (I 17); von den Antitrinitariern nimmt er den materiellen Inhalt ihrer Theorie, rückt aber ihre Hauptabsicht, den theoretischen Widerstand gegen das Trinitätsproblem und den Nachweis eines „Rechenfehlers“ (I 18 und 94) in zweite Linie und stellt die ethische und kosmologische

Seite, zum Theil sogar die ästhetische, voran. Zuvörderst sträubte sich sein moralisches Gefühl dagegen, daß die sittliche Einheit Gottes verleugnet werde, und daß zwischen den göttlichen Attributen ein unüberwindlicher Widerspruch bestehe; man habe Gottes Gerechtigkeit einerseits, seine Liebe und Gnade andererseits nicht vereinigen können und sie deshalb auf zwei Personen vertheilt, die also weseneins sein, aber zugleich miteinander „moralisch Krieg“ führen mußten. Chadwicks Abneigung gegen diesen Calvinismus kehrt häufig wieder. So wenn er ausführt (II 46), daß „für die, die sich unter dem Banne der Erbsünde fühlten und sich ohne innere Kraft glaubten, mit ihr zu brechen, es sehr natürlich war zu sagen: ‚Die Schlechtigkeit, die ihr mich lehrt, will ich ausführen; es müßte schlimm stehen, wenn ich nicht die Vorschrift noch verschärfen könnte. Daß sich nicht mehr fanden, die diesem Winke nachkamen, zeigt, wie viel besser die menschliche Natur war, als Calvin meinte.“ Und an einer anderen Stelle: „Unzweifelhaft waren die grausamen Strafen, die man sich in einer anderen Welt vorstellte, ein Spiegel der Grausamkeiten, die man in dieser Welt fortwährend ausübte;“ „thatsächliche Grausamkeit erzeugte ideelle Grausamkeit; sie schufen sich Gott zu ihrem Ebenbilde, — zum Ebenbilde ihrer Grausamkeit und ihres Hasses.“ — Zweitens aber treten gegen jene Zerwältung Gottes die kosmologischen Denk- und Vorstellungsz- (Verstandes- und Phantasie-) Forderungen auf. Vor Allem „die Einsicht, daß jeder Mensch von gleicher Art mit dem Vater ist“; sie habe „den athanasianischen Anspruch für Jesus weniger falsch als einseitig gemacht“. Und zwar „hat der Unitarismus, als eine Bewegung der mit der Naturwissenschaft übereinstimmenden Vernunft, täglich neue Gründe für den Glauben gefunden, daß es einen Gott und Vater Aller giebt, — einen und nur einen. Naturwissenschaft ist nur ein anderer Name für die entdeckte Einheit und Harmonie der Welt.“ Wie vor 1500 Jahren die Homouität Christi mit Gott Orthodoxie gemeien sei, so sei heute die Homouität der Materie (oder vielmehr des Substrates dessen, was für unsere Vorstellung Materie ist) mit Gott noch Keberei. „Aber es ist der Glaube aller Männer der Wissenschaft und der Philosophen und wird bald genug auch Orthodoxie sein: Es giebt keinen Gott neben der Substanz des Weltalls; Gott ist die Substanz des Univerfums“ (I 140).

* * *

Dies also die Bekenntnisse, die dem Unitarismus seinen Namen und seinen artbildenden Unterschied geben. Es ist jedoch merkwürdig, daß Chadwick nicht sie zur Grundlage seiner Bekenntung des Unitarismus macht. Dieser habe „drei Grundsätze, nämlich: 1. das Recht und die Pflicht eines Jeden, seine freiesten Gedanken bei den höchsten Dingen anzuwenden; 2. das Recht und die Pflicht, die Vernunft zum entscheidenden Prüfstein für die Wahr-

heit zu machen; 3. das Uebergewicht des Charakters über das Glaubensbekenntniß, der Lebensführung über den Glauben“ (I 12). Dieser dritte Grundsatz mag wohl die Hauptursache davon sein, daß irgend ein wesentlicher Glaubensinhalt erst nach jenen Principien zur Geltung kommt: „auch giebt es noch einige Glaubenssätze von großer Wichtigkeit, von denen jeder einzelne ein neuer Grund dafür ist, daß ich Unitarier bin. Zu allererst nenne ich die Einheit des göttlichen Wesens“ (I 17).

Dies Alles aber seien nur eben thatsächliche Ueberzeugungen der Unitarier, und nicht einmal aller; „allgemeine Glaubenssagungen“ lehnen sie ebenso ab wie eine „allgemeine Behörde“ (I 16): sie führen das „congregationale“, das gemeindliche Kirchensystem, das bekanntlich schon den Protestantismus gegenüber dem Katholicismus (einigermassen auch die altkatholische vor der römisch-katholischen Kirche) und innerhalb des Protestantismus wieder die Independents (Congregationalisten), den linken Flügel der Puritaner, gegenüber den Presbyterianern auszeichnet, am reinsten durch (I 13); bildete sich ja doch der Unitarismus in Nord-Amerika auch geschichtlich aus Puritanern und Independents heraus, welche letzteren bereits den Vater, nicht Jesus zum Mittelpunkt ihres Glaubensbekenntnisses machten (I 96). Am maßgebendsten dürften den Unitariern sein die „Lehre von der Würde der menschlichen Natur“, die Verwahrung gegen die sonst so allgemein „christliche Lehre von der menschlichen Verderbtheit“, die Abhängigkeit der Auffassung Gottes von der des Menschen (I 19); und diese Vermenschlichung des Menschen wird wohl die Grundlage ihrer Vermenschlichung Christi sein, die sie der „Vermenschlichung Gottes“ entgegenhalten (I 70 und 36 f.). „Wie eine Hebung der Moral die Religion beeinflusst hat,“ sagt Chadwick (II 107), „ist das interessanteste und wichtigste Capitel im religiösen Leben des Menschen.“ Für ihn selbst besteht echte Moral nicht wie für einen seiner Collegen in „einer bloß äußerlichen Anpassung der socialen Regeln, welche die Gesellschaft mit ihrer Zustimmung gestempelt hat,“ in „bloßer Vermeidung von Dingen, die der Staat und die sociale Ordnung zu thun verboten haben,“ sondern sie schließt in sich den Sinn „von Etwas, was wir Anderen oder dem allgemeinen Wohl oder einem Ideale der Vollkommenheit schulden“ (II 89 f.). Und sagt sein College zu Gunsten der Heiligkeit des inneren Lebens: „Was ein Mensch thut, d. h. seine Moral, ist Nichts; was er ist, das spricht für ihn, das entscheidet,“ so erscheint ihm eine solche Darstellung von persönlicher Erlösung kaum weniger egoistisch, als die Darstellung der orthodoxen Theologie. „Sie macht die Erlösung unserer eigenen Seele zur Hauptsache; und ob es eine Erlösung von den Qualen der Hölle oder denen des Gewissens und unbefriedigender Ideale ist, — es bleibt egoistisch.“ Das Gegentheil sei der Standpunkt, „den Jesus einnahm, als er sagte, daß wer seine Seele zu erhalten suche, sie verlieren würde, wer aber sie für die gute Sache verlore, sie glorreich gerettet bekommen würde. ‚Blicke nach außen, nicht nach innen.‘ Die Zeit, die mit Analysiren von Motiven ver-

bracht wird, in Zeit, die zur Linderung des Elends eines Mitmenschen verbracht werden könnte“ (II 92). Keineswegs aber gilt es bloße Ethik gegen Religion. Die Unitarier sind in der That, wenngleich nicht in der Vorschrift, ausgesprochene Gottesgläubige und zwar nicht etwa Pantheisten oder Deisten, sondern Theisten, d. h. sie glauben an einen persönlich selbstständigen und ausdrücklich welteingreifenden Gott, letzteres sogar durch die „Lehre von der Veröhnung“: „Gott hat durch Christum die Welt mit sich veröhnt“ (I 23); allerdings glauben sie nicht an eine biblische Offenbarung (I 24), wohl aber an Unsterblichkeit, weil dieser Glaube „die Antwort giebt auf die auf menschliche Unvollkommenheit gegründeten Forderungen des Geistes, der Sittlichkeit und des Gemüths“ (22).

Das Zusammentreffen dieser Glaubensansichten ist das Ergebnis einer fast vier Menschenalter langen Geschichte. In ihrem Eingang steht neben Anderen besonders ein Mann, dessen Geist universal war wie wenig andere, der durch seine Vereinigung materialistischer Naturwissenschaft mit spiritualistischer Geisteswissenschaft so recht geeignet war, den gleichen Charakter des heutigen Unitarismus vorzubereiten; dem Chemiker bekannt als Entdecker des Sauerstoffs und vieler anderer Stoffe, sowie als Vorarbeiter Lavoisiers, dem Philosophen als Fortsetzer Lockes und besonders der physiologisch gefärbten Psychologie Hartleys, dem Theologen als kirchenseindlicher Schriftsteller: Joseph Priestley, geboren 1733 in England, gestorben 1804 in Nordamerika. Er pastorierte Gemeinden von Dissenters (Gattungsname für alle von der englischen Staatskirche getrennten Protestanten) und dies in einer Zeit, in der diesen „Nonconformisten“ noch nicht — wie erst seit 1828, unter Georg IV. und seinen Nachfolgern geschah — gleiche Rechte mit der anglicanischen Kirche eingeräumt waren, und auf den Unitarismus sogar (bis 1813) Todesstrafe gesetzt war. Priestley hatte nach dem Vorgang anderer (1774) eine Unitariergemeinde zu Birmingham gestiftet, wich aber später den Angriffen der Theologen und Nichttheologen und gründete nach seiner Ueberriedelung in die neue Welt auch in dem Staat Pennsylvanien solche Gemeinden.

Von da an entwickelte sich der Unitarismus stetig; vorerst durch jenen Vertreter, der bis heute wohl der bedeutendste Führer der Sache geblieben ist: William Ennery Channing, geboren 1780, gestorben 1842, wirkend zumeist in Boston, seither einem Hauptstüb des Unitarismus (über ihn in Welzers „Protestantischen Monatsblättern“ 1806). Er wurde weithin populär, u. A. durch sein Wohlthätigkeitswirken (Salter „Religion der Moral“ S. 223) und seine Bekämpfung der Sklaverei. Er vor Allem wird unter den Bestreitern einer geoffenbarten Wahrheit der orthodoxen Lehren (Chadwick I 14 und 32) und unter denen genannt, welche die Würde der menschlichen Natur voranstellen (ebenda 19 und 57 f.); und er zumeist scheint den ethischen Zug des Unitarismus vor den theoretischen, der wohl noch bei Priestley die Hauptsache gewesen sein mag, gerückt zu haben —

„hat man doch sogar von ihm gesagt, er sei übertrieben empfindsam gewesen und habe ein fast krankhaftes Auge für das moralische Uebel gehabt“ (Salter 229). Dadurch kam er selbst in Zwiespalt mit anderen Unitariern, worüber später. Unter den übrigen Führern der Richtung ragt nach der radicaleren Seite Theodor Parker (1810—1860) hervor, erst von den Seinigen selbst befehdet und 1845 wegen seiner Versuche, den Unitarismus zu corrigiren, zum Austritt aus dem Kirchenverband gedrängt, schließlich aber als Gleicher unter Gleichen wirkend; ein Gedenkbuch über ihn von N. Altherr (St. Gallen 1894) hat seinen Namen eben wieder in die Erinnerung des Publicums zurückgeführt. Man sieht, wie sich der Unitarismus einigermaßen von rechts nach links bewegte (Chadwick I 14 f., 21 f.). Später war wohl S. W. Bellows (1814—1882) der berühmteste Führer, weit bekannt auch durch sein sociales Wirken.

Abgesehen von einer Ausbreitung nach Großbritannien, wo die Unitarier seit fast einem Jahrhundert in Manchester ein theologisches Stift besitzen, das am 18. October 1892 nach Oxford verlegt wurde, blieben sie in jenem nordöstlichen Zwickel der Vereinigten Staaten, der sich von New-York und Brooklyn, dem Sitz Chadwicks, bis Boston dehnt, später auch in Chicago, heimisch und haben an der berühmten Harvard-Universität zu Cambridge-Massachusetts (deren Ehrenmagister Chadwick ist) die theologische Facultät inne. Sie gruppiren sich in einzelne Kirchen, deren in mancher Stadt mehrere sind, und diese bilden die „Amerikanisch-unitarische Association“, die jedoch über eine bloße Association nicht hinausgeht. Eine „nationale Conferenz“ vom Jahr 1865 war für sie grundlegend. Ein Jahrbuch, „Boston Unitarian Anniversary“, mehrere (frühere und jetzige) Zeitschriften, „Unitarian Review“, „Liberal Christian“, und überhaupt eine reichliche Literatur wirken nach ihrer Weise. Einen socialistischen Vortrag, den Lawrence Gronlund gelegentlich der Weltausstellung Ende Mai 1893 in der „dritten Unitarierkirche“ zu Chicago gehalten hat, machte der Nationalökonom Prof. Julius Platter in Zürich durch eine Uebersetzung auch dem deutschen Publicum zugänglich („Deutsche Worte“, November 1893, S. 715 ff.). Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch einen Aufsatz: „Ein Ausweg aus dem Dreieinigkeits-Streit“ („A Way out of the Trinitarian Controversy“), den vor einiger Zeit J. M. Whiton in der Zeitschrift „The new World“ (zweiten Bandes 7. Heft) veröffentlicht hat.

Auf die Entwicklung des Unitarismus von rechts nach links dürfen wir wohl einen gewissen Nachdruck legen, weil sie wieder die schiefe Ebene zeigt, auf der Abweichungen von der dogmatischen Ueberlieferung wenigstens im großen geschichtlichen Verlauf zu den letzten Freidenkerfolgerungen führen. Bei den Unitariern bestand einst noch der „Traum von der Unfehlbarkeit der Bibel“; dann (1838) als „absolut wesentlich“ das Bekenntniß: daß die „Vollmacht Jesu, im Namen Gottes zu sprechen, auf die einzig mögliche Weise bezeugt werde, nämlich durch die wunderbare Offenbarung seiner

Macht“; heute völliges Absehen von Offenbarung und Wunder (Chadwick I 35 f., 98 f.) Früher, durch Channing, „die arianische Lehre, die Jesus als ein einzigartiges Wesen, als ein Wesen sui generis, hinstellte, dem Wesen nach dem Vater ähnlich, aber nicht dem Vater gleich oder gleichewig mit ihm;“ hiervon sehr verschieden die neuunitarische „Lehre von seiner reinen Menschlichkeit“ (I 97). Und noch über die Leugnung der Lehre von der stellvertretenden Genugthuung hinaus (welche Lehre schon bei den Vorgängern unserer Unitarier, den Socinianern, von der älteren, mehr juristischen Auffassung zu einer mehr ethischen fortgebildet worden war) trat sogar die allgemeinere Lehre, „daß Jesus eine besondere Rolle bei der sittlichen Besserung der Menschen übernommen,“ bei den Unitariern immer mehr zurück (I 101).

Trotz des Mangels bestimmter Glaubenssagen (siehe z. B. I 92 f) und trotz des Fortschreitens zu radicalster Stellung, die Beide den Unitarismus zu einer der freiesten aller christlichen Secten machen, wird ihm doch von Anhängern wie Gegnern die „unitarische Orthodorie“ vorgeworfen (Salter S. 218, 221). Von ihren Anhängern: darunter war sogar Channing; und die Abneigung, „Jesus Herr und Meister zu nennen“, also das theoretische Minimum dieser Kirche anzuerkennen, führte, „von den Unitariern auf ihrer Nationalconferenz mit Unfreundlichkeit betrachtet“, zum Ausscheiden der Träger dieser Abneigung aus der Genossenschaft (ebenda S. 217). Unter den Gegnern des Unitarismus und besonders der „kleinen, halbgegläubten Ueberbleibsel des christlichen Bekenntnisses“ in ihm (S. 241) erwähne und benütze ich den Führer der „Gesellschaft für moralische Cultur“ in Chicago, William Macintire Salter, von dessen Vorträgen einer die Frage behandelt: „Weshalb der Unitarismus uns nicht befriedigt“ (S. 215—242). Hier handelt es sich vornehmlich um jene Religionslehren, die der Unitarismus zwar nicht officiell, aber doch thatsächlich bekennt; wenn eine unitarische Kirche in ihrer Erklärung, daß sie sich „nicht auf ein Glaubensbekenntniß gründe, daß sie völlige Freiheit der Meinung hinsichtlich aller Gegenstände des speculativen Glaubens gewähre und den Charakter zum einzigen Prüfstein der Religion mache“, „ganz offen ist, so unterscheidet sie sich gar nicht von einer ethischen Gesellschaft“ (S. 221 f).

Drei Gründe der Unzufriedenheit mit dem Unitarismus bringt Salter vor: dieser verlange erstens zu viel in speculativer Hinsicht, zweitens zu wenig in praktischer Hinsicht und zeige drittens einen „allgemeinen Mangel an Ernst in der Behandlung der Fragen des Tages“, ja sogar in der Haltung gegen Jesus und in dem Begriff der Religion (S. 223 ff., 235 ff.). Am stärksten bewegt den ethischen Culturpfleger der zweite Grund: für ihn fehlt es dem Unitarismus an genügender Beachtung der socialen Frage. Das habe sogar schon Channing selbst getadelt, in einer Stelle, die in der unitarischen Ausgabe seiner Werke fehle: Der Unitarismus war „mehr ein Protest des Verstandes gegen absurde Dogmen, als das Werk eines tiefen

religiösen Princips, wurde durch die Vermischung mit einer materialistischen Philosophie schon früh gelähmt und fiel zu sehr in die Hände von Gelehrten und politischen Reformern; die Folge davon ist ein Mangel an Lebenskraft und Stärke, welcher uns wenig Hoffnung läßt, daß er unter der gegenwärtigen Leitung oder in seiner gegenwärtigen Gestalt viel ausrichten werde. Wenn ich Ihnen sage, daß keine Secte dieses Landes sich weniger für die Sklavenfrage interessiert hat oder mehr zum Conservatismus neigt, als die unsere, so werden Sie beurtheilen, was von ihr erwartet werden kann.“ So Channing (Salter, S. 225). Seine Worte werden auffallend bestätigt durch den Unitarierführer Bellows, der in der Ungleichheit unserer socialen Lage eine „weise Vorsorge für das größte Glück Aller“ und zu viele Vortheile für den Christen in seinem Verhältniß zu den Armen sieht, „als daß er wünschen könnte, daß Armuth nicht länger auf Erden bekannt wäre“ (S. 224). Man beachte aber, daß die von Salter hervorgezogenen Stellen ungefähr aus den dreißiger Jahren stammen, daß also seither fast zwei Generationen unitarischer Entwicklung vergangen sind, und daß jetzt wenigstens Chadwick das Uebergewicht „der Lebensführung über den Glauben“ als unitarischen Grundsatz preist (I 15). Immerhin scheinen die Gedanken und Gefühle der Vertreter „Ethischer Cultur“ mehr als die der Unitarier auf die Mitwelt gerichtet zu sein. Dort bedeutet Moral „so viel wie das Wohl Aller, moralische Fragen sind sociale Fragen“ (Salter 229); hier ist es vor Allem das Streben nach eigentlich sittlichem Werth und nach Verwirklichung der allgemeinen Ideale von Menschenwürde durch den betheiligten Einzelnen. Dort ein demokratischer und altruistischer Zug; hier trotz Chadwicks Moraltheorie ein verklärter Egoismus einer Auslese von Menschheitsexemplaren, das Ganze auf die höheren Culturschichten angelegt, auf akademische Lust, auf die oberen Zehntausend, auf Menschen, die zu dieser theoretischen und praktischen Verfeinerung die genügende Muße haben. So auch dort ein Ton des Vortrags, den der Musiker „breit“ oder „dick“ nennen würde, hier ein kunstreicher Zusammenklang feiner, dünner Töne, ein Genuß für geistige Gourmands. Liest man Chadwicks Predigten, so ergänzt man sich unschwer das Bild einer Kirche, darin sich Vornehme mit jenem Ernst drängen, den die Gewohnheit eines tüchtigen Denkens und Handelns ausreißt, nicht aber mit dem anderen Ernst, den eine Gefühlsvertrautheit mit den tiefen, seelenbelastenden Lebensproblemen zeugt, und der weit eher vor den Redefanzeln der ethischen Gesellschaften, vielleicht auch vor der Egidys, zu finden sein dürfte. Doch versagt Salter den Unitariern sogar im Praktischen nicht sein Lob: „gerade sie sind als Klasse vielleicht ausnehmend human und von Gemeingeist beiseelt, zu guten Werken geneigt, mehr selbst noch außerhalb als innerhalb der Kirche; sie haben — und dies gilt heutzutage für eine Empfehlung — wenig von jenem Jenheitszuge, jeder „Andernweltlichkeit“, und die Religion kommt bei ihnen vielleicht mehr dem nahe, eine Gesinnung zu sein, welche das tägliche

Leben umfaßt und es veredelt, als dies bei irgend einer anderen Secte der Christen der Fall ist“ (S. 216). Sie sind am wenigsten „Hinterweltler“, wie man in der heutigen Nietsche-Sprache sagen würde. —

Sollen wir noch eine eigene Kritik der Chadwick'schen Sammlung anfügen, so können wir den Feinschnitten ihrer Gedankengänge sowie ihrer tiefedlen, von Schwulst und Pathos freien, doch sozusagen mehr dianoëtischen als ethischen Würde nur alle Bewunderung widmen. Die philosophische und — wie mir scheint — auch theologische Sicherheit sächlicher Einzelheiten bleibt dahinter häufig zurück. So läßt Chadwick seinen bald pantheistischen, bald theistischen Gottesbegriff in sich unausgeglichener. So spricht er (I 46) von „dem Geetze des Universums“, ohne jedoch zu sagen, was er damit meint. So sieht er, im Gegensatz zu der Sittenlehre, „die da bleibt“ und „den Grund ihrer Vorschriften in den nothwendigen Bedingungen der Menschen“ findet, die Grundlage der vergangenen oder vergehenden Sittenlehre im Willen Gottes: „Mord und Unzucht sind Unrecht, weil Gott es so bestimmte; aber er hätte ebenso leicht bestimmen können, daß Beides Recht sei“ (I 123). Dies äußert also der unitarische Theologe, als hätte es nie einen Thomas von Aquin gegeben. Auch Chadwick's Behauptung: „heutzutage ist jede höhere Erklärung des Weltalls monistisch, d. h. einheitlich“ (I 141), verräth mehr den eigenen Standpunkt als historische Bewandtheit. Andere Stellen überlassen wir dem Kopfschütteln des Theologen: so wenn Chadwick meint, der Glaube, Wille, Eifer, von dem die prachtvollen Kirchenbauten im Westen Europas aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeugen, „waren nur der Ausdruck einer mächtigen Reaction gegen die seit Jahrhunderten erstarrten Glaubensvorstellungen“; „nicht sowohl der Glaube an eine zukünftige Welt, als der an die gegenwärtige ließ diese Dome sich so hoch himmelwärts erheben und zierte sie mit so reichem Schmuck“ (I 112 f.). Und dem Sprachforscher bleibe der Satz überlassen, daß „die vergleichende Philologie die verschiedenen Sprachen nur zu verschiedenen Dialekten einer gemeinsamen Sprache macht“ (I 95).

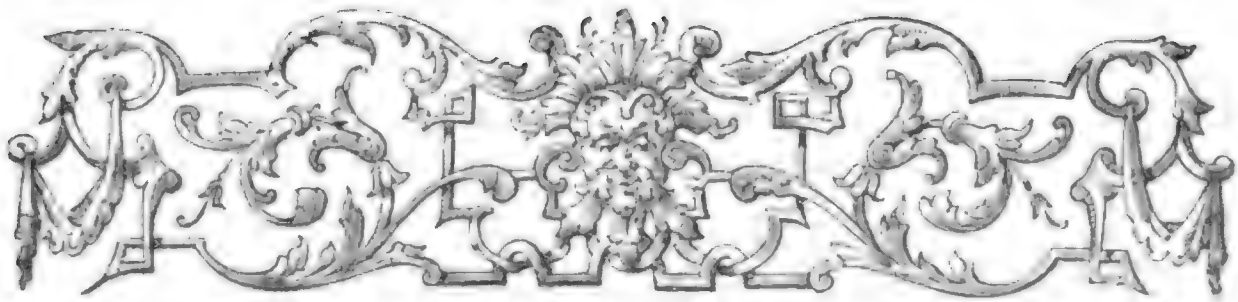
Chadwick's Buch enthält im ersten, mehr theoretischen Band zunächst eine biographische Notiz, dann eine Einleitung: „Warum ich Unitarier bin“, und als Grundstock die 6 Kanzelvorträge: „Das Wesentliche in der Religion“ (wozu Unsterblichkeitsglaube und sogar Theismus nicht gehören sollen), „Glaube und Leben“, „Das große Gebot“, „Positive und negative Theologie“, „Die gute neue Zeit“, „Religion trotz alledem und alledem“. — Der zweite, mehr praktische Band besteht ebenfalls aus 6 Predigten. Die erste, „Das Kind in der Mitte“, darf wohl als eine der tiefinnigsten und zugleich anmuthigsten Weihnachtsgaben bezeichnet und gerade deutschen Familien als ein — doch durchaus von aller Salbung und Sentimentalität freies — Erbbaustück empfohlen werden. „Das Kind in der Mitte der Christzeit ist nicht ausschließlich das jüngste im Hause, es ist das Kind im

Allgemeinen.“ Außerdem „ist das Kind in der Mitte, d. h. die Thatsache der Kindheit, die charakteristischste und wichtigste Thatsache, die sich in dem Weltlauf von dem nebelhaften Urfeuer bis zu der Weltordnung, die das Besitzthum unseres gegenwärtigen Lebens ist, herausgebildet hat“. Je weiter zurück, desto weniger Bedeutung hat die Kindheit; je weiter nach vorwärts, desto mehr gilt sie, desto länger dauert die Zeit der Hilflosigkeit. So beim Menschen gegenüber dem Thier: „je vollständiger die Erziehung vor der Geburt ist, desto weniger Fortschritt nach derselben“. „Das Kind in die Mitte gestellt . . . was bedeutet dies? All' jene Gelehrigkeit, Fortschrittsfähigkeit und Individualität des Charakters, die einen Menschen von allen anderen Geschöpfen nach der wissenschaftlichen Auffassung weit mehr unterscheidet, als einen Hund oder Pferd von einem Grashalme.“ So aber auch bei den höheren Schichten der Gesellschaft gegenüber den niedrigeren. Und aus der Schwäche kleiner Kinder „kam Kraft hervor, — die Kraft eines vereinigten Hausstandes, elterlicher Zuneigung, geschwisterlicher Sympathien und kindlicher Liebe“. Darum kam der Prediger sogar „mit Wordsworth“ sagen: „Das Kind ist der Vater des Mannes“, „für uns aber soll das Kind von Nazareth ein Symbol für alle Kinder sein, die durch die Jahrhunderte heruntergetrippelt gekommen sind; und seine tiefste Bedeutung soll uns aus dem Kindergeßichtchen entgegen leuchten, das zuletzt in unserem Kreis das Licht der Welt erblickt hat.“ — Die zweite Predigt der „Neuen Folge“ behandelt „die constructiven Errungenschaften der höheren Kritik“ und weist die Gewinne auf, welche die anscheinend nur zerstörende Bibelkritik gebracht hat. — Eigenthümliche Gedankengänge mit besonderem pädagogischen Werth bringt der dritte Vortrag: „Der Preis der moralischen Freiheit.“ Er stellt den Ausspruch des römischen Feldherrn: „Für einen hohen Preis erlangte ich diese Freiheit,“ und den des Apostels Paulus: „Aber ich wurde frei geboren,“ einander gegenüber und weist besonders auf die hin, die jenen Preis selbst bezahlten. „Gute Gewohnheiten“ — so erläutert dies Chadwick — „sind die moralischen Verdienste, die in der Bank des Charakters Zins auf Zins tragen und dem Inhaber bald einen Nothpfennig in die Hand geben“; und zum Näheren benützt der Prediger das werthvolle Capitel des Psychologen William James, das die Hauptsache bei aller Erziehung darin findet, „unser Nervensystem zu unserem Verbündeten zu machen, anstatt zu unserem Feinde“, und das daran eine Reihe praktisch-ethischer Winke anschließt. Chadwicks eigener Gedankengang schließt diese Reihe mit den Worten ab: „Der Preis der Freiheit ist das Aufgeben unseres Vorurtheils, das fortwährende Frisch-erhalten des Bewusstseins, daß wir am Ende doch Unrecht haben können, das unaufhörliche Suchen nach dem, was wirklich wahr ist, statt nach bloßer Bestätigung der Ansicht, die wir aus einem oder dem anderen Grunde beizubehalten wünschen.“ — Ein vierter Vortrag bespricht „die Kraft der zukünftigen Welt“; ein fünfter „Moral und Religion“. — Der

letzte ist überschrieben: „Große Hoffnungen für große Seelen“; er deutet den Gedanken, „daß große Hoffnungen für große Seelen sind“, mit den Worten: „Je größer die Seele, desto größer die Hoffnung; und dies gilt durch die ganze Reihenfolge von den größten und berühmtesten Menschen, die die Welt je gekannt hat, bis zu den schwächsten und verachtetsten, die auf reine und edle Weise das Gesetz gehalten haben.“ „Die großen Seelen machen uns größer und bereiten uns für die Theilnahme an den Hoffnungen vor, die sie hegen, und durch die sie gestützt werden“.

Im Ganzen mag uns das Werk eines jener nunmehr häufigeren Zeichen dafür sein, daß wir an den Amerikanern würdige Wettkämpfer nicht nur im Materiellen, sondern auch im Geistigen haben und von ihnen selbst in religiösen Grundfragen, einem besonderen Erbstück des Deutschen, etwas lernen können, wir, deren kirchliche Bewegungen an Kraft doch noch sehr hinter den amerikaniſchen zurückstehen dürften.





Die großen Epidemien des Mittelalters.

Ein culturhistorischer Rückblick.

Von

O. Meding.

— Wohl den berg. —

Die Fortschritte der Wissenschaft und der Cultur haben die Seuchen, jene schrecklichen Geißeln der Menschheit, denen in früheren Zeiten die Medicin ohnmächtig gegenüberstand, zum großen Theil verschwinden lassen, den noch über uns herziehenden Epidemien die verheerende Kraft gebrochen, auch erfolgreiche Mittel des Kampfes gegen die Heimsuchung gefunden, so daß wir gerade in den Zeiten solcher Heimsuchung in dem Rückblick auf die Vergangenheit uns der siegreichen Kraft des in der Wissenschaft concentrirten Menschengenies freuen und die sichere Hoffnung schöpfen können, daß es in schnellem Fortschritt gelingen werde, die unheimlichen Eindringlinge in unser Culturleben ganz auszuschließen.

In kurzen Skizzen nur wollen wir einen solchen Rückblick vornehmen. Unter allen Geißeln der Vorzeit steht die Pest voran.

Nach einigen leichteren Angriffen überzog diese furchtbarste aller Seuchen zum ersten Male in verheerender Gewalt auch das nördliche und westliche Europa. Prokop, ein griechischer Geschichtschreiber, giebt in seinem von Claudius Maltretus übersetzten Werk: „*pestilentia gravissima*“ eine eingehende Beschreibung der Epidemie, welche von Constantinopel aus Europa heimsuchte und, wie er sagt, das ganze Menschengeschlecht auszurotten zu wollen schien.

Im Jahre 542 erschien die Seuche zuerst in der Stadt Pelusion in Egypten, nahm von dort ihren Weg nach Alexandrien und zugleich nach Palästina. Im Frühling des Jahres 543 tauchte sie in Constantinopel auf, zog von dort, immer von Osten nach Westen, über ganz Europa.

Die Krankheitsercheinungen waren sehr merkwürdig und unterschieden sich wesentlich von anderen und späteren Seuchen, welche in ganz plötzlichem Ausbruch ihre Opfer überfielen.

Die meisten Befallenen, so erzählt Procopius, glaubten zuerst Dämonen in Menschengestalt vor sich zu sehen, welche aus der Luft herabschwebten und sie auf einzelne Stellen des Körpers schlugen. Andere hatten diese Erscheinungen im Traum und erwachten darauf mit angstvollen Empfindungen, während viele allerdings auch ohne diese visionären Erscheinungen befallen wurden.

Das erste pathologische Symptom war ein plötzliches Fieber, bei Einigen im Moment des Erwachens, bei Anderen mitten in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Der Körper veränderte dabei sein Aussehen nicht, und die Temperatur zeigte keine außerordentliche Erhöhung, auch bemerkte man keine inneren oder äußerlichen Entzündungszustände. Den ersten Tag war dieses Fieber so leicht und unbedeutend, daß es weder bei dem Kranken noch bei dem Arzt, der den Puls untersuchte, eine ernste Gefahr befürchten lassen konnte. Aber am zweiten oder dritten Tage entstanden rothe Geschwülste an verschiedenen Stellen des Körpers, meist am Unterleibe, in den Achselhöhlen und auch hinter den Ohren, und die Kranken behaupteten, daß dies jedesmal die Stellen seien, an denen die ihnen erschienenen Dämonen sie berührt hätten. Zu gleicher Zeit verfielen die Kranken in eine tiefe, stumpfsinnige Erschlaffung, während bei Anderen Delirien und furchtbare Wuthausbrüche eintraten. Die Letzteren behaupteten, Menschen vor sich zu sehen, welche sie tödten wollten und flüchteten vor diesen Erscheinungen mit entsetzlichem Geschrei. Die Krankenwärter hatten die größte Mühe, in den Wuthausbrüchen die Kranken zu bändigen, und wenn diese keine Pflege hatten, so tödteten sie sich häufig selbst, indem sie sich aus den Fenstern stürzten oder ertränkten, wenn sie an ein Wasser gelangen konnten.

Die Geschwüre sanken nach ein bis zwei Tagen wieder zusammen, und dann trat der Tod sofort ein. Die Sectionen, welche einzelne Aerzte vornahmen, um den Grund der Krankheit zu entdecken, zeigten eine vollständige Fäulniß durch den ganzen Körper. In seltenen Fällen nur öffneten sich die Beulen zu einem starken Ausfluß von Eitermassen, und in solchen Fällen waren die Kranken fast jedesmal gerettet. Es mußte also ein Gift den ganzen Körper durchsezt haben, dessen Entfernung nach außen die Genesung ermöglichte, die Versuche aber, die Beulen zu öffnen, hatten niemals Erfolg, wenn nicht die Natur selbst den Proceß der Entleerung nach außen eintreten ließ. Bei Einzelnen zeigten sich diese Beulen nicht, statt dessen bedeckte sich der ganze Körper mit schwarzen linsengroßen Flecken. Dies war die Form eines schnelleren Verlaufs der Krankheit, denn wenn sich dieselbe durch die schwarzen Flecken zeigte, starb der Kranke meist in kaum einer Stunde. Procopius hebt besonders hervor, daß nach allen Beobachtungen, die man damals gemacht, eine Ansteckung durch die Berührung vollständig

ausgeschlossen war. Die Pfleger, welche unausgesetzt mit den Kranken beschäftigt waren, blieben häufig ganz gesund oder wurden zu einer ganz anderen Zeit, in der sie mit keinem Kranken mehr in Berührung gekommen waren, von der tödtlichen Seuche befallen.

Wenn nun auch die Beobachtungen, welche damals gemacht wurden, dem primitiven Zustand der Wissenschaft entsprachen und auch durch die Scheu vor der Seuche behindert und getrübt werden mochten, läßt doch die ganz bestimmte Mittheilung über die Erscheinungen der Dämonen visionäre Hallucinationen schon vor dem Ausbruch der Krankheit und auch während des Verlaufs derselben voraussetzen, und es muß wohl angenommen werden, daß das Gift als ein miasmatischer Stoff sich in der Atmosphäre befand und so zunächst in das Gehirn eindrang. Jedenfalls stand die damalige Wissenschaft vollkommen rathlos der Seuche gegenüber. Es gab kein Arzneymittel, welches nur irgendwie Hilfe brachte; als Desinfectionsmittel kannte man nur Feuer und Räucherwerk. Die Beschaffung gesunden Trinkwassers war, wo sich nicht reine Brunnenquellen vorfanden, schwer, ja fast unmöglich. Diätetische Vorbeugungen waren auch nicht möglich, da man wenig Kenntniß über die Beschaffenheit und Wirkung der Nahrungsmittel besaß, und da mit der Epidemie, welche in ungeheuren Dimensionen die Menschen weggriffte, die Hungersnoth sich nach kurzer Dauer verband. Die Wohnungen waren eng und konnten weder gelüftet noch gereinigt werden. Die Leichen blieben unbegraben auf den Straßen liegen und wurden zum Theil von den Hunden zerrissen, welche durch den Tod ihrer Herren verwilderten. Die Aerzte konnten also, selbst wenn sie den Muth hatten, mit den Kranken zu verkehren, Nichts weiter thun, als die Symptome der Krankheit durch die oberflächliche Beobachtung jener Zeit, welche noch über keine genügenden Mikroskope verfügte, constatiren.

Die Epidemie in Constantinopel dauerte 4 Monate, und die Zahl der Todten betrug an jedem Tage fast 5000 und erhob sich sogar bis zu 10000 und noch mehr.

Im Jahre 567 brach in der Auvergne eine neue Pestseuche aus, welche fast noch schlimmer war als die erste. In der Achselhöhle zeigte sich bei den Befallenen zunächst eine schlangenförmige eiternde Wunde. Die Kranken verloren das Bewußtsein und starben am zweiten Tage. Die Sterblichkeit war so ungeheuer, daß in der Basilika von St. Peter zu Clermont täglich 300 Leichen aufgebahrt wurden, ungerechnet alle die, welche unbeachtet in den Häusern und auf den Straßen gestorben waren und dort liegen blieben. Quon, Châlons und Dijon waren vollständig entvölkert, und erst nach Jahresfrist fast kehrten diejenigen, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, zurück.

Zehn Jahre später herrichte eine furchtbare Pest in Marseille. Ein Schiff, das von Spanien mit Waaren beladen kam, hatte, man weiß nicht wie, wahrscheinlich in Waarenballen, die aus dem Orient kamen, den Pest-

stoff mitgebracht, einige Matrosen wurden angesteckt, und so kam die Seuche in die Stadt, wo sie erst langsam fortschritt und dann plötzlich mit so gewaltiger Macht ausbrach, daß sie einer Feuersbrunst gleich von Haus zu Haus ging und den größten Theil der Bevölkerung dahinraffte. Der Bischof Theodoros hatte sich in der Basilika von St. Victor mit seiner Umgebung verschlossen und verrichtete dort unausgesetzt Andachten und Gebete, um die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen. Dies war das einzige Mittel, das man kannte, dazu kamen aber noch Beschwörungen und Zaubertränke aller Art, welche mehr schädeten als nützen konnten und welche Gelegenheit boten, um Personen aus der Welt zu schaffen, deren Tod Diesem oder Jenem erwünscht sein mochte.

Als endlich die Seuche erloschen war und die geflohenen Einwohner in die verwüstete Stadt zurückkehrten, begann die Sterblichkeit noch einmal, freilich in einem immer schwächeren Grade. Es dauerte zwei volle Jahre, bis Marseille ganz von der Geißel befreit wurde.

Im Jahre 591 erschien die Seuche in Straßburg und verbreitete sich von dort weiter. Die Kranken wurden bei dieser Epidemie von einer Art von Schwindel befallen und stürzten auf den Straßen plötzlich todt nieder. Das Zeichen war meist ein heftiges, krampfhaftes Gähnen oder ein plötzliches starkes Niesen, dem der Tod fast unmittelbar folgte.

Aus jener Zeit schreibt sich, wie man sagt, die Sitte her, daß man zu einem Niesenden sagt:

„Zur Genesung“ — oder „Gott helfe.“

Eigentlich wird wohl die Form ursprünglich gewesen sein:

„Gott helfe zur Genesung.“

Diese verheerende Wanderung der „Bubonischen Pest“, wie man sie von den ausbrechenden Geschwüren nannte, durch Europa hörte mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts so ziemlich auf. Wo die Krankheit noch hin und wieder austrat, verlor sie mehr und mehr ihren vernichtenden Charakter, ohne daß indeß die ärztliche Wissenschaft irgend ein Mittel der Vorbeugung oder Heilung gefunden hätte.

Im vierzehnten Jahrhundert erschien dann die sogenannte schwarze Pest. Bei dieser Seuche wurden die Kranken von einem heftigen Fieber, starkem Kopfschmerz, Schwindel, Schläfrigkeit und Verlust des Gedächtnisses befallen; die Zunge und der Gaumen wurden schwarz und sahen wie verbrannt aus; der Athem hatte einen furchtbaren Verwesungsgeruch. Der ganze Körper bedeckte sich mit schwarzen Flecken. In seltenen Fällen zeigte sich ein eiternder Ausschlag, und dann war eine Heilung möglich. Die Sterblichkeit war noch viel größer als bei der ersten Seuche im sechsten Jahrhundert, und wo die Krankheit austrat, raffte sie fast alle Einwohner ohne Ausnahme, namentlich in ländlichen Ortschaften, hin. Sie nahm ihren Ausgang von den Inseln des mittelländischen Meeres und verbreitete sich wieder durch Italien und Frankreich über ganz Europa. Nach den Chroniken jener Zeit verlor

Constantinopel zwei Drittel seiner Bevölkerung; die Insel Cypern ebenso viel. In Kairo starben 15 000 Menschen; 100 000 in Florenz; 70 000 in Venedig; 60 000 in Neapel; in Sicilien 40 000. Rom verlor fast drei Viertel seiner Einwohner. In London begrub man auf den Kirchhöfen 100 000 Menschen. Avignon verlor in sieben Monaten 100 000, die Stadt Marseille 50 000 und Straßburg 60 000.

Wenn man die verhältnismäßig geringe Einwohnerzahl der großen Städte jener Zeit in Betracht zieht, wird man das Entsetzen ermessen können, das eine solche Sterblichkeit in der ganzen Welt verbreitete.

Diese Epidemie raffte eine große Anzahl hochstehender Personen fort. Ihr fiel die Königin Johanna von Burgund, die Frau Philipps VI., zum Opfer, ebenso Johanna II., Königin von Navarra, Enkelin Philipps des Schönen. Auch Alphons XI. von Castilien wurde von der schwarzen Pest hingerafft und Laura von Noves, die Geliebte des Petrarca, um die er in seinen berühmten Gedichten klagte.

Noch ein weiteres Product der Litteratur entstieg der giftigen Seuche. Boccaccio hatte sich mit einem Freundeskreis aus Florenz geflüchtet, und dem in ländlicher Abgeschiedenheit gefundenen Mül verdankt das berühmte Decamerone seine Entstehung.

Die medicinischen Berichte constatirten bei dieser schwarzen Pest die unmittelbare Ansteckung durch Berührung, und man behauptete sogar, daß die Uebertragung der Krankheit durch den Blick und das gesprochene Wort stattfände, so daß Jeder, der einen Pestkranken ansah oder anredete, verloren war. Es war daher Vorschrift, daß bei dem Besuch der Aerzte und der Priester die Kranken die Augen schließen und absolutes Schweigen beobachten mußten. Mittel fand man ebenfalls nicht. Man betrachtete die Krankheit als eine Strafe Gottes, und überall wurden feierliche Andachten und Processionen gehalten, um das Uebel abzuwenden.

Auch damals war bereits der Aberglaube thätig, um den Juden die Schuld an dieser Pest zuzuschreiben, sie sollten die Brunnen vergiftet haben. Die fanatischen Secten der Flagellanten, der Begards und der Turlupins durchzogen das Land und veranstalteten zahlreiche Judenverbrennungen, obgleich der Papst Clemens VI. energisch gegen diese Barbarei auftrat, für welche man damals noch nicht den Namen des Antisemitismus erfunden hatte.

Die Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen die von der Medicin und Wissenschaft nicht abwendbaren Seuchen mit rücksichtsloser Strenge durchführte, waren ebenso thöricht als barbarisch. Wenn in einem Hause ein Pestkranker sich befand, so wurde das ganze Haus verschlossen, über die Thür malte man ein rothes Kreuz mit der Inschrift: „Gott habe Mitleid mit uns.“ Niemand durfte das Haus verlassen, und der Eintritt war nur den Aerzten und den von der Regierung besonders autorisirten Personen gestattet. Die Pforten des Unglückshauses wurden bewacht, so lange, bis

alle Einwohner gestorben waren. Für Diejenigen, welche die Kranken besuchten, war ein ganz besonderes Costüm erfunden; sie mußten eine Maske tragen, in deren Augen Glas eingesetzt und deren lange Nase, einem Schnabel ähnlich, ganz mit starken Parfüms angefüllt war, durch welche die eingeathmete Luft hindurchgehen mußte. Unter dem Mantel trug man einen anliegenden, ganz zusammenhängenden Anzug von orientalischem Maroquin und einen eben solchen Hut und Handschuhe. Die Begräbniße, wenn sie überhaupt besorgt wurden, fanden heimlich statt, Niemand durfte ihnen bewohnen, und es durften keine schwarzen Trauerkleider getragen werden. Wenn aber die Epidemie einen hohen Grad erreicht hatte, so blieben meist die Leichen in den verschlossenen Häusern unbeerdigt liegen und bildeten so furchtbare Brutstätten der Verseuchung. Peter Sordes, welcher von der Pest ergriffen worden war und zu den wenigen Geheilten gehörte, schrieb im Jahre 785 ein Werk, das er dem Erzbischof von Aquitanien dedicirte, über die furchtbare Krankheit, und in diesem giebt er die seltsamen Mittel an, welche die Aerzte verschrieben und welche ihrer ganzen Natur nach vollkommen unwirksam sein mußten. Die Aerzte in Aquitanien schrieben damals einen Anzug von grobem Capuzinertuch mit einem Kragen von Maroquin vor. Dieser Anzug sollte durchparfümirt werden mit Räucherwerk aus Lorbeer, Rosmarin, Kümmel, Majoran, Fenchel, Wachholder und Weihrauch. Die Zimmer sollte man mit verbranntem trockenen Heu ausräuchern. Die Ohren sollten mit von Moschus getränkter Baumwolle verstopft werden. Im Munde sollte man eine Gewürznelke oder Angelikawurzel tragen, in den Händen einen Schwamm mit Rosenessig getränkt, um häufig daran zu riechen. Auf dem Magen war verordnet eine spanische Haselnuß mit Quecksilber gefüllt und daneben einen Beutel mit Arsenik zu tragen. Bei wirklichem Ausbruch der Krankheit waren Pillen von Aloë, Myrrhen und Safran vorgeschrieben. Alles dies half aber Nichts und um so weniger, da die meisten Personen gar nicht in der Lage waren, so complicirte Vorschriften zu befolgen.

Neben der Pest traten im sechsten Jahrhundert noch die Pocken, die Masern und das Scharlachfieber epidemisch und stark verheerend auf, zuerst bei den Kindern. Aber die Seuche griff dann auch in höhere Altersstufen.

Diese „eruptiven“ Fieber, wie man sie nannte, waren im Alterthum unbekannt gewesen: weder Hippokrates noch Galen, noch irgend ein griechischer Schriftsteller thut derselben Erwähnung.

Im Jahre 570 trat diese Epidemie mit verheerender Gewalt in Italien und Gallien auf und hielt sich lange Zeit. Gregor von Tours schrieb, daß im Jahre 580 das Gebiet von Auvergne durch eine große Ueberschwemmung heimgesucht sei, und dieser wäre eine mörderische Seuche gefolgt, welche ihren Weg durch ganz Gallien genommen habe. Die Kranken hatten schwere Kopfschmerzen, hohes Fieber und einen Auschlag, welchen man Korallen nannte, am ganzen Körper. Der König Chilperich selbst wurde schwer krank,

und als er sich erholte, verfielen seine Söhne Hildebert und Clodobert der Krankheit, und der Letztere starb. Austrechilde, die Frau des Königs Gontram, starb am Scharlachfieber, ebenso Martin, Graf von Angoulême. Die Leichen wurden so schwarz, als ob sie bei hellem Feuer verbrannt worden wären. Die Aerzte unterschieden zwischen den drei Krankheiten Pocken, Masern und Scharlachfieber nicht scharf; dennoch aber hatten sie mehr Mittel gegen dieselben, als gegen die Pest; man setzte den Kranken Schröpfköpfe auf die Schultern; unter denselben bildeten sich glockenförmige Geschwüre, welche geöffnet wurden und deren Ausleerung oft Heilung brachte; außerdem wendete man mit Erfolg alle damals bekannten Gegengifte an, um das in dem Körper wirksame innere Gift zu zerstören. Immerhin aber war die Sterblichkeit sehr groß, wenn die Seuchen auch nicht jene entsetzliche panische Furcht erregten, wie die Pest.

Im fünfzehnten Jahrhundert nahm eine ganz eigenartige und sehr verheerende Krankheit ihren Weg durch Europa. Da dieselbe zunächst in England auftauchte, nannte man sie den englischen Schweiß.

Sie brach im Jahre 1486 in der Armee Heinrichs VII. aus, welche in Wales im Quartier lag, kam in wenigen Tagen nach London und verbreitete sich in kurzer Zeit über ganz England. Obgleich sie nur einen Monat dauerte, so sagt Clindsheds Chronik, daß sie so furchtbar verheerend gewesen sei, wie man sich seit Menichengedenken nichts Aehnliches erinnern könne, von hundert Kranken sei im günstigsten Falle nur einer gesund geworden. Die Epidemie kehrte in England im Jahre 1515, 1517, 1529 und 1551 wieder. Jedesmal war ihr eine sehr feuchte Temperatur und heftige Stürme vorangegangen. Die Epidemie von 1529 war besonders verheerend. Der König Heinrich VIII. wurde von ihr ergriffen und erholte sich nur mühsam. Der ganze hohe Adel von England wurde decimirt. Der Marquis du Bellay, der französische Botschafter in London, wurde zwar gerettet, aber blieb lange krank. Die Seuche machte dann ihren Weg durch ganz Europa und richtete furchtbare Verheerungen in Holland, Deutschland und in der Schweiz an. Bei der bekannten Synode, welche Luther und Zwingli in Marburg hielten, flohen die Geistlichen des reformirten Cultus aus Furcht vor der Epidemie. In Augsburg erkrankten in drei Monaten 18000 Personen, von denen fast die Hälfte starben. Die Krankheit erschien immer im Sommer und Herbst, vorzüglich bei feuchtem Wetter. Die schwach organisirten Personen, die Armen, die Kinder und Greise wurden weniger von ihr ergriffen als die vornehmere Welt und die kräftigen Naturen. Die Symptome theilten sich in drei Perioden. Zuerst ergriff den Kranken ein starker Frost mit einem Gefühl, als ob Ameisen durch die Glieder kröchen, und einem außerordentlichen Abfall der Kräfte; daneben zeigte sich starkes Zittern und Schauern. Dann trat ein starker Schweiß mit brennender Hitze im ganzen Körper und einem fast unlöschlichen Durst ein. Die Kranken waren äußerst aufgeregert und unruhig und ihre Stimmung verzweifelt;

ein peiniger Kopfschmerz; verband sich mit starkem Herzklopfen und einem schweren und unüberwindlichen Angstgefühl. Darauf endlich trat vollständiges Delirium ein, der Schweiß nahm einen Verwesungsgeruch an, und die Kranken verfielen in eine bewußtlose Schlassucht, welche mit dem Tod endigte. Die Dauer der Krankheit war häufig nur zwei Stunden und überschritt niemals einen Tag, auch in den Fällen nicht, in denen sie mit Heilung endete. Die Genesung dauerte sehr lange, und es vergingen oft Monate, bis die Kranken wieder ihre volle Kraft erlangten; oft auch behielten sie ihr Lebenlang mehr oder minder peinigende Nachwehen.

Diese Krankheit wurde schon etwas sorgfältiger beobachtet, besonders durch die Aerzte Kane und Bacon, und fast scheint es nach den bezeichnenden Symptomen, als ob sie der Influenza verwandt gewesen sein möchte.

Wirksame Mittel fand man auch hier nicht, weder zur Vorbeugung noch zur Heilung, und Alles mußte dem Zufall überlassen bleiben.

Auch der Skorbut, welcher heute nur noch bei Seeleuten, die lange ausschließlich von gesalzenem Fleisch und trockenem Gemüse gelebt haben, beobachtet wird, einer gesunden Lebensweise sofort wieder weicht und sehr selten tödtlich wird, durchzog im Mittelalter zuerst im Jahre 1248, durch die Kreuzzügler aus dem Orient eingeschleppt, als Seuche die europäische Welt.

Eine der furchtbarsten Plagen aber war der Aussatz, welcher schon zur biblischen Zeit in Aegypten und Palästina als eine entsetzliche Geißel bestand. Die furchtbare Ansteckungsgefahr des Aussatzes und die absolute Unheilbarkeit der schauerlichen Krankheit schlossen die medicinische Beobachtung derselben fast vollständig aus. Die Aerzte wagten es nicht, sich dem Kranken zu nahen, da schon der Athem und die Ausdünstung desselben das Gift übertrug, und sowohl die Heilkunde als die staatliche Sanitätspolizei beschränkte sich ausschließlich darauf, durch rücksichtslose, draconische Gesetze die gesunde menschliche Gesellschaft vor der Ansteckung durch die Seuche zu schützen. Die Aussätzigen wurden in besondere Niederlassungen untergebracht und verloren alle bürgerlichen Rechte; sie konnten kein Zeugniß abgeben und waren den strengsten polizeilichen Vorschriften unterworfen. Sowie sie in das Asyl der Aussätzigen geliefert waren, wurden sie für bürgerlich todt erklärt. Die Ehe wurde durch den Aussatz aufgehoben. Die Aussätzigen trugen einen grauen Mantel und einen besonders geformten Hut, der sie von Weitem schon kenntlich machte, und führten eine Glocke oder eine Auarre, durch welche sie alle Begegnenden aufmerksam machten, ihnen aus dem Wege zu gehen. Das Betteln war ihnen erlaubt; aber sie durften nicht die Thürdrücker der Häuser berühren, sie mußten eine Schale oder einen Hut auf der einen Seite des Weges aufstellen und dann auf der anderen ihre Glocke läuten, worauf dann die Vorübergehenden ihre Almosen in die Schale oder den Hut warfen. All' diese Grausamkeit half aber Nichts, und der Aussatz nahm immer mehr überhand, so daß Tausende von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen wurden und elend zu Grunde gingen.

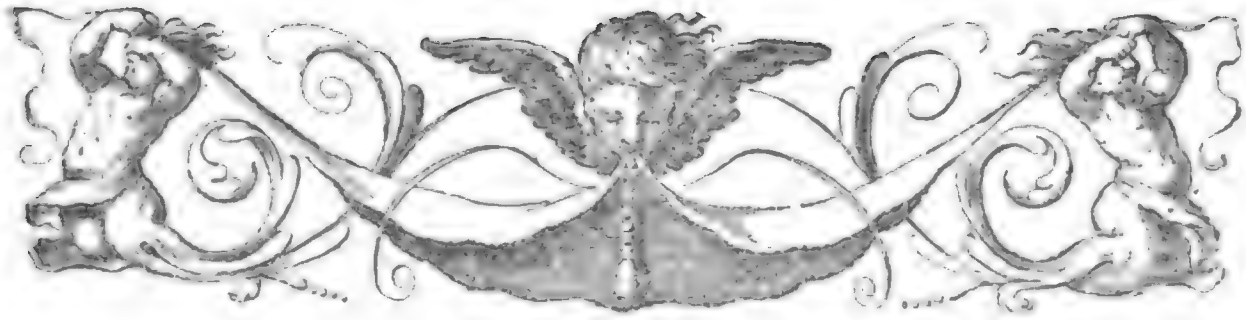
Freilich war der Ausjaß eigentlich keine Epidemie, welche ihren Weg machte und demnächst wieder erlosch, es war eine fortdauernde Seuche, die unausgesetzt die menschliche Gesellschaft verfolgte.

Endlich gehörte noch das sogenannte St. Antoniusfeuer (ignis plaga) zu den verheerenden Epidemien des Mittelalters. Im zehnten Jahrhundert erschien diese Krankheit zuerst und suchte besonders Frankreich mörderisch heim. Die Chronik des Frodoard beschreibt diese Krankheit vom Jahre 945. Er nennt die Seuche ein verborgenes Feuer, welches die Glieder einzeln von innen heraus ergriff und sie von dem Rumpf abtrennte, nachdem sie fast vollständig verbrannt waren. Der Verlauf war kurz; häufig trat der Tod mit dem Abfall der Glieder und namentlich der Extremitäten schon in einer Nacht ein. Auch gegen diese Krankheiten fanden die Aerzte kein Mittel. Die Mutter Gottes, die Schutzheilige von Paris, wurde besonders angerufen, und die Chronik behauptet, daß in der Notredame wunderthätige Heilungen vorgekommen seien. Vielleicht beruht dies darauf, daß die Geistlichkeit den armen hilflosen Kranken die Kirche von Notredame zu einem Zufluchtsort eröffnet und ihnen dort Pflege zu Theil haben lassen. Alle Kranken strömten dorthin, und es waren oft sechs- bis siebenhundert auf den Steinfließen des Bodens gelagert. Die einzelnen Genesungen, die dort vorkamen, mögen dann wohl der wunderthätigen Kraft der Mutter Gottes zugeschrieben worden sein.

Alle diese Schrecknisse sind vorübergezogen. Die Intensität der Seuchen nahm ab, und sie verschwanden endlich ganz. Die Medicin hatte freilich kein Heilmittel gefunden; aber wohl mag die wachsende Cultur diesen Krankheiten, welche in dem barbarischen und ungesunden Leben ihren Grund hatten, ihre Keime und Brutstätten entzogen haben, wie ja auch manche Thiergattungen, wie die Elenhirsche, die Auerochsen, die wilden Schweine sich vor der Cultur zurückziehen und allmählich eingehen. Die regelmäßige Bebauung des Bodens hat die miasmatischen Sumpfdünste vertrieben; die besseren Wohnungen und die bessere Nahrung hat die menschliche Natur unempfindlicher für das Seuchengift gemacht, und so kommen von Jahrhundert zu Jahrhundert immer weniger dieser entsetzlichen Seuchen vor, so daß selbst die Krankheiten, welche nach dem dreißigjährigen Kriege bei der vielfach ausbrechenden Hungersnoth entstanden, gar nicht mehr mit jenen Epidemien gleichzustellen sind. Die Pest ist verschwunden, das St. Antoniusfeuer nicht wiedergekehrt, Pocken, Masern und Scharlach haben aufgehört, verheerende Epidemien zu sein, der Ausjaß kommt nur im höheren Norden, am meisten in Norwegen noch vor, und wenn auch die Medicin eigentliche Heilmittel für jene Krankheiten, wenn sie erscheinen würden, auch heute kaum mit Sicherheit anwenden könnte, so ist doch der Keim derselben in der heutigen Culturepoche nicht mehr lebens- und verbreitungsfähig. Die einzigen Seuchen, mit denen wir heute noch zu rechnen haben, sind die Cholera und die Influenza, Beide aber stehen jedenfalls außer allem Ver-

gleich mit den früheren Geißeln der Menschheit, und die verhältnißmäßig geringe Sterblichkeit würde in den Zeiten des Mittelalters kaum von den Chronikschreibern erwähnt sein. Die heutige Wissenschaft sucht weniger nach den Mitteln, die bereits ausgebrochene Krankheit zu heilen, als nach den Gründen derselben, um sie durch deren Beseitigung unmöglich zu machen, und gerade die letzte Cholera-Epidemie hat in dieser Hinsicht wunderbare Erfolge aufzuweisen. Man hat ja fast mit Sicherheit constatirt, daß immer das Wasser die Verbreitung der Krankheitskeime vermittelt, und daß durch die sichere Beschaffung gesunden Wassers und gesunder Wohnräume die Seuche mit siegreichem Erfolge bekämpft wird. Ueberall da, wo eine correcte Wasserbeschaffung und regelrechte Desinfection stattfand, ist die Krankheit sporadisch geblieben. Wenn irgendwo die Cultur und die Wissenschaft glänzende Erfolge zu verzeichnen hatten, so ist es auf dem Gebiet der Epidemien, und darum kam ein Rückblick auf die Gräuel der Vergangenheit nur mit Dank gegen die Arbeit des forschenden und strebenden Menschengesistes und zugleich mit der Zuversicht erfüllen, daß mehr und mehr die eigentlichen Epidemien, welche wie eine unwiderstehliche elementare Naturkraft über das Menschengeschlecht hereinbrachen, aus den Culturländern verschwinden werden.





Goldene Herzen.

Drama in einem Aufzuge.

Nach dem Französischen des Léon Cladel für die Bühne bearbeitet

von

Emil Bürger.

— Breslau. —

Personen:

Pierre Gloy, Landmann, 70 Jahr alt, glattrasiertes Gesicht mit treuherzigem, dabei aber durchtriebenem Ausdruck, kahle Stirn, an den Schläfen dichtes weißes Haar, im Nacken kurze Ringellocken.	Marie, seine Frau, 60 Jahre alt. Jean, ihr Sohn, 20 Jahr alt. Jeannette, ihre Nichte, Jeans Braut, 17 Jahre alt.
--	---

Ort der Handlung: Dorf im südwestlichen Frankreich. Zeit: April des Jahres 1863.

Die Bühne stellt einen mit Quadersteinen gepflasterten und mit Ried bestreuten Hofraum dar, der im Hintergrunde durch eine Mauer abgeschlossen ist. In der Mitte der Mauer breiter, offener Thorweg. Rechts im Hintergrunde ein die Mauer überragender Erdbauern, auf dem ein Feigenbaum gepflanzt ist. Auf der rechten Seite der Bühne großes steinernes Wohnhaus mit verschiedenen Thüren; in der Mitte hohes Portal. Auf der linken Seite der Bühne ein Stall und ein offener Schuppen. In der Mitte der Bühne ein offener, gemauerter kleiner Brunnen; Spuren des Verfalls sind an demselben sichtbar, der Rand ist stellenweise abgebrockelt. Das obere Ende einer in den Brunnen führenden Leiter ist sichtbar. Rechts neben dem Brunnen ein breiter, eichener Baumstumpf, daneben ein Wagenrad, sowie einige Bündel Stroh, Mätterhausen u. s. w.

Die untergehende Sonne beleuchtet eine herrliche Gebirgslandschaft, die jenseits der Mauer sichtbar ist.

Erster Auftritt.

Pierre Gloy. Marie.

Pierre (im Brunnen, singt).

Sirtenlied. *)

Sonntag Morgens, als ich aufstand und hinaus die Heerde trieb,
Hört' ich (ihre Stimme kannt' ich) singen schön mein trautes Lieb,
Ich vernahm den Sang der Süßen, der vom Berge klang so hell,
Und sogleich zu ihrem Preise macht' ich dieses Liedchen schnell.

*) Die in dem Drama vorkommenden Lieder sind mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung dem „Ausländischen Liederjahre von D. H. Lange“, Leipzig, C. F. Peters, entnommen.

Marie (in blauer Capotte mit rosafarbenen und gelben Bändern, Brusttuch, grobwoollenem Kleide und Holzpantinen kommt rechts aus dem Haupteingange. Die schwere Thür ächzt laut in ihren Angeln, der Ries knirscht unter Marias Schritten). He da, Pierre! wo steckst Du denn, lieber Mann!

Pierre (hört auf zu singen). Bist Du's, tolles Weib? Machst Du solchen Lärm?

Marie. Ja wohl, ich bin's. Komm schnell 'rauf! (laut schluchzend.) Ach Gott, ach Gott, ach Gott!

Pierre. Was ist denn los? Seufzer, Thränen? (Meißert die Leiter empor und erscheint in ganzer Figur an der Brunnenöffnung. Er ist in blohem Kopfe und trägt eine lange Biouie von ungebleichter Velmwand, um den Leib eine schwarze Lederne Schürze.) Da bin ich, mit Leib und Seele, in höchst eigener Person, was willst Du von mir, Maria, sag' an, was giebt's? Du siehst ja gerad' aus, als kämst Du von einem Mönchs- oder Nonnenbegräbniß, und als ob Dich ein recht schwerer Kummer drückte?)

Marie (ganz außer Athem, nimmt ihre Capotte ab, öffnet ihr Brusttuch, sinkt verzweifelt auf den Baumstumpf und faßt die zitternden Hände). Wenn Du wüßtest, ach, lieber Mann, wenn Du wüßtest!

Pierre. Na, na! so 'ne kleine Ahnung hab' ich schon.

Marie. Nein, nein, denn wenn Du nur die geringste Ahnung hättest . . .

Pierre. Ich wette hundert gegen eins, daß ich's weiß. Ein Floh hat Dich gebissen, oder 's ist Dir was in die unrechte Kehle gekommen, Herzl.

Marie. Da bist Du sehr auf dem Holzwege, von solchen Kleinigkeiten ist hier nicht die Rede.

Pierre. Nun hab' ich's aber satt! Sprich oder ich steige wieder in dieses Loch 'runter, leg' los oder ich verschwinde.

Marie (halb ohnmächtig). Unser Junge, unser Kleiner, unser Jean . . .

Pierre (steigt über die Brüstung des Brunnens, sehr ernst). Sollte ihm was passiert sein?

Marie. Sage mir, lieber Mann — aber sofort — was unsere Wirthschaft werth ist.

Pierre. Ich hab' Dir's schon mehr als hundertmal gesagt . . . sie ist . . . na, sagen wir, sie ist . . . jedenfalls viel weniger werth als vergangenes Jahr.

Marie. Ich will wissen, wie viel Gold- oder Silberstücke.

Pierre. Donnerwetter, was schneid'st Du für ein Gesicht? Willst Du endlich mit der Sprache heraus? Nein, diese Weiber! Nur Männer bringen's fertig, sich mit ein paar Worten zu verständigen.

Marie. Drei- bis vierhundert Dukaten, nicht wahr?

Pierre. So ungefähr, vielleicht etwas weniger, vielleicht etwas mehr; ja, ja, drei- bis viertausend Francs.

Marie. Ach, arme Leute wie wir sind erst glücklich, wenn sie im Grabe ruhen.

Pierre. Im Grabe? Was faselst Du da? Wir sind Beide noch ferngesund, also still davon! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und wer sich ohne Grund betrübt, fordert das Schicksal heraus. Jetzt haben wir aber genug geschwast. Ich denke immer so: Lustig gelebt und selig gestorben, und wenn ja mal das Unglück kommt . . .

Marie. Es ist gekommen, ja, ja, ich sehe es dicht vor uns.

Pierre. Zeig' mir bloß wo? Du mußt's doch wissen, wenn Du so scharfe Augen hast.

Marie. Nur einige Schritte von hier. Steig' auf die Mauer und blick' um Dich.

Pierre (setzt sich rittlings auf die Mauer und sieht in die Ferne). Dort unten weidet eine Heerde junger Rühe, hier links wälzt sich ein Schwein im Schlamm, und rechts grasen einige Schäflein.

Marie. Und bei den Haselnußsträuchern an der Quelle?

Pierre. Sehe ich vier oder fünf Gendarmen zu Pferde, die ihre Säbelscheiden und Gewehrläufe putzen und unter ihren Wehrgehängen und Dreimastern ganz gehörig schwigen.

Marie. Du siehst sie also und kannst sie ganz genau unterscheiden?

Pierre. Nu natürlich . . . die muß man doch sehen, wenn man nicht triefäugig ist oder den Hühnerplinz hat.

Marie. Nun, ich kann Dir sagen, sie und der Senjennann sind ein und dasselbe.

Pierre. Zum Teufel, was schwagest Du da für Uninn? Die von der Cavallerie und das alte, dürre Gerippe, wie reimt sich das zusammen?

Marie. Und doch! Unser Jean ist Soldat, oder er wird's nächstens sein, und sie kommen ihn abholen, sie haben mir's selbst gesagt.

Pierre. Sie haben Dir's gesagt?

Marie. Jawohl. Noch tönen mir ihre Worte in's Ohr, heut Abend, wenn sie ihr Geschäft in der Stadt abgemacht haben, wollen sie sich bei uns einfänden.

Pierre. Na hör' mal, das wäre ja noch schöner! So lange ich diese Mauer bewache, darf Keiner ohne meine Erlaubniß herein. Wo steckt denn übrigens der dumme Junge?

Marie. Der geht seinem Vergnügen nach, während ich mich hier abhängige. Das arme Kind ahnt nicht, was ihm bevorsteht.

Pierre (steigt todtenblaß, in höchster Aufregung von der Mauer, wobei er, am ganzen Leibe zitternd, strauchelt, und geht einige Augenblicke auf und ab. Dann plötzlich seine Hand ausstreckend, mit fester, entschlossener Stimme). Du kannst Dich darauf verlassen, der Junge kommt mir nicht aus dem Hause.

Marie. Heute vielleicht nicht, aber morgen.

Pierre. Heute nicht und morgen nicht, niemals überhaupt!

Marie. Und wie willst Du's denn verhindern, daß sie ihn mit Ge-

walt fortzuschleppen? Vielleicht hast Du einen schweren Bagen Geld im Koffer liegen und kannst unsern Sohn vom Militär loskaufen?

Pierre. Du wirst mir aber die Geschichte doch langweilig, Alte. Wir woll'n mal die Sache in aller Ruhe überlegen. Du meinst also, sie werden ihn von hier (zeigt nach dem Hause) wegholen?

Marie. Wenn ich lüge, so will ich hier auf der Stelle ohne Beichte sterben. Ich bin halb wahnsinnig vor Angst. (Weint.)

Pierre. Man sieht's. Schweig' und laß mich nachdenken. Hör' auf zu weinen. Du hast schon viel zu viel gejammert.

Marie. Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, und Dir kommen sie auch schon in die Augen.

Pierre (trocknet sich die Augen mit der verkehrten Hand und läuft schweigend hin und her, bald in sich versinken, bald vor Wuth auffahrend. Dann geht er zu seiner Frau, läßt sie auf die Stirn, zwingt sie, sich neben ihm auf ein Bündel Stroh zu setzen, und saßt sie unter den Arm. In vertraulichem Tone). Heutzutage kann man aber auch keiner Seele mehr trauen. Ich war doch schon so glücklich, er hatte mir so bestimmt versichert . . .

Marie. Wer ist denn dieser er?

Pierre. Der Mann von neulich.

Marie (macht eine Bewegung des Erstaunens; spricht mechanisch vor sich hin). Der Mann von neulich?

Pierre (ihre Hände erfassend, so daß sich ihre runzligen, aberreichen Finger in einander ver- schlingen). Nun ja, der von neulich. Ich hab' Dir Nichts erzählt, weil ich Dir nicht unnöthig Angst machen wollte. Jetzt hör' mich an: Vergangenen Freitag liege ich beim Dunkelwerden, Nichts ahnend, im Graße, Du weißt schon, unter der hohen Eiche, hinter dem Hause. Vor mir weidet die Kuh, über mir zwitschern die Sperlinge. Plötzlich höre ich Schritte neben mir, ich dreh' mich um, bin mit einem Sprunge auf den Beinen, und sehe den Feldhüter dicht vor mir stehen, der aus seiner Ledertasche einen rothge- siegelten großen Brief zieht und ihn mir überreicht. Folgende Worte stehen darin: „Verfügung des Herrn Maire von Bruniquel. Beim Empfange dieses hat sich der Rekrut Pierre Eloy unverzüglich nach Marmande, wo das 9. Dragonerregiment steht, zu begeben. Wosfern der oben Genannte besagtem Befehle nicht augenblicklich nachkommt, wird er behördlicherseits dazu gezwungen werden.“ Du kannst Dir meinen Schrecken denken, als ich dieses verwünschte Schriftstück las. Gleich am nächsten Morgen fuhr ich nach Montauriol, ging auf die Präfectur und zeigte es dem Bureau- vorsteher. „Na, hören Sie mal,“ jagte ich zu ihm, als er es entziffert hatte, „sind das Ihre Besprechungen? So also beschützen Sie mich? Ich danke schön!“ „Dieser Schreibebrief,“ antwortet er mir, „ist aufgesetzt von einem Esel. Sie soll und wird Niemand belästigen, darauf können Sie sich verlassen. Der Regierung ist wiederholt berichtet worden, wie ver- dient Sie sich schon gemacht haben. Sie weiß, daß Sie eines Tages einen gar vornehmen Herrn, einen Baron, mit Gefahr Ihres Lebens aus dem

Wasser gezogen haben. Ein ander Mal war Feuer beim Pfarrer, und da haben Sie sogar einigen Geistlichen das Leben gerettet. Seien Sie nur ganz ruhig, lieber Clon, ich schreibe jetzt nach Paris, und in einigen Tagen haben wir eine vom Kaiser unterzeichnete Verfügung in Händen, die Ihren Sohn vom Militärdienst entbindet. Er soll bei Ihnen bleiben, lassen Sie mich nur machen.“ So sprach der Beamte, und ich hoffte bestimmt, daß von der Geschichte keine Rede mehr sein würde. Ich war ganz stolz auf den Erfolg meiner Reise, und als ich nach Hause kam, schüttete ich mein Herz aus und erzählte mein Abenteuer dem Kleinen. Wir dachten, es wäre Alles in schönster Ordnung, und jetzt ist auf einmal Alles wieder anders. Ich liebe unseren Sohn ebenso sehr wie Du, Marie, und hätte ich gewußt, wie's kommt, bei Gott, ich hätte dieses Gut längst verkauft. Der Jean ist mein Ein und Alles, und ehe ich mich von ihm trenne, suche ich den Bonaparte in seinen Tuileries auf und mache ihm in Gegenwart seiner Generale und Marschälle die Hölle heiß. „Seine Mutter und ich,“ werd' ich ihm sagen, „leben nur für ihn, unser einziges Kind. Wir wollen nicht, daß er fortgeht von uns!“ Und Du wirst sehen, der Kaiser wird mir Recht geben, denn sonst hätte er kein Herz.

Marie. Zum Kaiser gehen, Pierre? Beim Kaiser wirst Du noch weniger ausrichten, als beim Präfecten. Du armseliges Menschenkind bildest Dir ein, Du könntest mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Ach nein, in diesem ird'schen Jammerthale geht's nicht immer so, wie wir wünschen. Du mußt doch einen Grund haben, wenn Du Deinen Sohn behalten willst, und was kannst Du für einen angeben? Keinen. Verloren ist die Hoffnung unseres Lebens, wenn der Himmel nicht . . .

Pierre. Der Himmel?

Marie. Ja.

Pierre. Der Himmel hilft nur Demjenigen, der sich selbst zu helfen entschlossen ist. Die Leute sagen, und Du bist auch der Meinung, daß ich das Pulver nicht erfunden habe; aber das Eine weiß ich, daß unser Liebling bei uns bleiben wird. Mein Schädel ist hart, ich geb's zu, sehr hart, aber er wird schon ein Mittel ausfindig machen, um diesen Menschenjägern ihre Beute abzujaßen, denn hier sitzt ein Herz, das ihm helfen wird, und das ebenso tief empfindet, liebes Weib, wie das Deine, ohne daß ich viel Aufhebens davon mache. Ha, ha, das wäre ja noch schöner! Solche Schufte, uns so mir Nichts, Dir Nichts, den Sohn wegzufangen, die Freude und Stütze unseres Alters, als ob wir mindestens Stücker zehn auf Lager hätten. Darans wird Nichts, alter Freund! Man kommt nicht so ohne Weiteres in ein Haus hereinspaziert, das armen, aber rechtschaffenen Leuten gehört. Und Du schneidst Dich ganz gehörig, einfältige Knopfgabel, wenn Du des Teufels Großmutter für ein Eichhörnchen und die Clons für dumm hältst. Immer klopf' an meine Thür, es wird Dir Niemand aufmachen, magst Du wollen oder nicht, Du mußt draußen campiren, mein Jungchen.

Marie. Wenn's ihm nicht paßt, schlägt er Thüren und Fenster mit dem Gewehrkolben ein.

Pierre. Sie sollen nur kommen, sie sollen bloß die Thürklinke berühren, und Du wirst sehen, wie ich sie auf den Trab bringe.

Marie (die Hände faltend). Ach, ist das ein schweres Kreuz, das uns unser Sohn aufbürdet!

Pierre (stolz, herausfordernd). Ich werde es tragen.

Zweiter Auftritt.

Pierre. Marie. Jeannette

(Kommt halbnacht, einen vollen Wasserkrug auf dem Kopfe, aus dem Hauptportal rechts).

Jeannette. Tante, was fehlt Ihnen? Ist das Mutterchwein krank oder die Ferkel, die Kuh oder das Kalb, die Stute oder die Eselin, ein Schäfchen oder ein Zicklein?

Marie. Der Herr im Himmel droben hat's gewollt, und wir müssen uns drein fügen, sein Wille geschehe!

Jeannette. Was hat er gewollt? Mit gefalteten Händen beschwöre ich Sie, Tante, bitte, sagen Sie mir's!

Marie. Frage meinen Mann und nicht mich, ich bring's nicht über die Lippen.

Jeannette (erstaunt, sich schnell nach Pierre umwendend). Dunkel, bitte, seh'n Sie mir in's Gesicht. Es kommt mir so vor, als hätten Sie auch Kummer.

Pierre (hebt den Kopf und sieht sie einige Sekunden an, ohne sie zu erkennen). Du bist's Jeannette, und ohne ihn? Wie kommt das? Ihr steckt doch sonst immer beisammen. Wo hast Du ihn gelassen?

Jeannette. Den Jean? Soeben ist er mit langer Nase abgezogen.

Pierre. Wo?

Jeannette. Auf der Wiese. Er mähte und sang dabei von Freundschaft und Liebe. Ich komme vorüber, er ruft mich; ich gehe zu ihm hin, wir plaudern mit einander. Er küßt mich, und ich wisch' ihm Eins aus. Oh, sehen Sie, Dunkelchen, das nenne ich keine richtige Liebe, wenn er mich zu sehr liebt. Ich will, daß wir uns heirathen. Nein, nein, so kann's nicht weiter fortgehen. Wann werden Sie denn an den Papst schreiben, daß er uns den Dispens schickt, der uns erlaubt, uns kirchlich trauen zu lassen. Schreiben Sie ihm morgen, oder noch lieber gleich heut, sofort. Sie seufzen, was ist denn eigentlich los?

Pierre. Uns geht's sehr schlecht, liebe Jeannette, ja, ich fürchte sogar, mit uns ist's aus, und daran ist nur Dein Schack schuld.

Jeannette. Mein Schack? Ja freilich, der macht sich keine Sorgen und üngt mit den Lerchen und Nachtigallen um die Wette! Aber Tante, Sie lösen sich ja auf in Thränen . . .

Marie. Liebes Kind, beklage uns! Wir sind Beide schon so matt und marode, der Alte und ich, es geht zu Ende mit uns, und jetzt soll er uns verlassen, und Du, armes Mädchen, hast erst voriges Jahr Deine Eltern begraben und wirst bald gar keine Familie mehr haben.

Jeannette. Er uns verlassen? Und wohin will er gehen, wenn ich fragen darf?

Marie. Unter die Soldaten.

Jeannette. Wie? unter die Soldaten? (Streckt die Hände in die Höhe und ist nahe daran, hintenüber zu fallen, während draußen vor dem Thore eine junge männliche Stimme folgendes Lied singt:)

Schlau, wie Nebel aufwärts streben,
Schwebt ihr Schwannenvuchs hinan,
Und wie ferne Morgensterne
Glänzet mich ihr Auge an.
Ihren schönen, zarten Tönen
Horchst und ichweigt die Nachtigall,
Hain und Bäume steh'n wie Träume
Um verstümmten Wasserfall.

Marie (eifrig). Er ist da, er ist es! Weißt Du, Herzchen, bring' Du ihm die traurige Nachricht allmählich bei, und theile ihm dann noch viel schonender mit, daß die Gendarmen heut Abend bei Sonnenuntergang in unser Haus kommen werden, um ihn abzuholen, und daß er kaum noch Zeit hat, uns Lebewohl zu sagen.

Pierre (in feierlichem Tone). Wosern ich nicht für meinen Sohn eintrete und die Rolle des lieben Gottes übernehme auf dieser Erde! (Geht mit schwankenden Schritten, vornüber gebeugt, durch eine der Nebenthüren rechts in's Freie. Marie weinend und schluchzend rechts durch das Hauptportal ab in's Haus.)

Dritter Auftritt.

Jean (mit nackten Füßen und Armen, einen ungeheuren Strohhut im Nacken, eine Sichel auf der rechten Schulter, vergnügt weisend an der Schwelle des Hofthors). **Jeannette** (in Schmerz versunken auf einem Blätterhaufen).

Jean (stellt die Sichel in den Schubben links). Guten Tag, kleine Maus, grüß Dich Gott, mein zucker süßes Täubchen, mein allerliebstes Hühnchen, da hast Du mich wieder, Deine alte Matte, Deinen girrenden Täuberich, Deinen Hans Gockelhahn. Diesmal mußt Du dran glauben, Schäkchen. Ah, Du wirst nicht gleich sterben, wenn ich auch einmal mit Dir schönthue. Also sperr' Dich nicht weiter, mein Herz, komm' hierher. Einen tüchtigen Schmak auf beide Backen, und Alles ist vorbei, meine Königin, Alles. Ah, das ist nicht schön von Dir, mich so zu behandeln! Dein häßlicher Bräutigam lächelt Dich an, und Du, Schönliebchen, schmollst ihm noch? (Singt.)

Wie ich ahnend zitt're, wenn Dein Schritt erschallt!
Wenn ich Dich erblicke, wie das Blut mir wallt!
Deffnest Du die Lippen, klopft mein ganzes Herz,
Deine Hand berühren reizt mich himmelwärts.

Jeannette (richtet sich langsam auf, zunächst unentschlossen und mit angstvoller Miene. Dann trocknet sie ihre nassen Wimpern, streicht sich das Haar aus dem Gesicht, stellt sich Jean gegenüber und sieht ihm fest in die Augen). Du bist kein großer Wahrsager und Prophet, aber ich will Dir doch ein Räthsel aufgeben. Such' mir mal in die Augen und sage mir, was Du darin siehst.

Jean. Himmelsblau und Sternelein, die aus den Wolken hernieder gefallen sind, Couwünchen.

Jeannette. Ah, Du hast den rechten Augenblick gewählt, um zu spaßen und Dich über mich lustig zu machen.

Jean. Deffne mir Deine Arme, gleich lieg' ich drin, reich mir Deine Lippen, sofort häng' ich dran.

Jeannette. Er sieht und hört Nichts, er ist blind, er denkt, ich lache!

Jean. Ich lach' doch auch. Denn seit meiner Kindheit ist das so meine Gewohnheit, und ich hoffe, daß ich sie beibehalten werde bis zum Grabe.

Jeannette (ihren aufsteigenden Zorn niederkämpfend). Ja, ja, freu' Dich noch und jubilire so recht aus Herzenslust, armer Freund, denn früh genug werden sie Dich zu Grabe tragen. Denke Dir . . .

Jean. Zwitschere weiter, Vögelein! Spis' dann Dein Schnäbelchen zum Aus, laß die Neuglein spielen und kokettir' mit mir. — Na, wird's bald?

Jeannette. Wirst bald aus einer anderen Tonart pfeifen. Hör' mal zu: In's Loch wollen sie Dich werfen, zur Hölle — zur Fahne schleppen.

Jean (ihre Tolle unfassend, mit ungläubigem Gesicht, in spöttischem Tone). Wenn's weiter nichts ist! Da woll'n wir mal die fremden Länder absuchen und sehen, ob die Dirnd'lu dort ebenso mitleidige Herzen haben, wie die bei uns zu Hause, und ob sie meinem Schatz bis an die Achseln reichen.

Jeannette. Was schwabtest Du da für Zeug zusammen? Der Augenblick ist da, wo Du Dich von mir und den Deinen trennen sollst, und Du kannst so vergnügt sein? Nun meinethalben, geh' Deiner Wege! wir werden Dich weniger bedauern. Du hast Recht, immer lustig, immer froh! (unfähig, ihren Schmerz länger zu unterdrücken, bricht sie in helle Thränen aus.)

Jean (beirregt). Aber sei doch nicht so kindisch! Warum weinst Du, sag' warum?

Jeannette. Weil Du nur noch ein paar Stunden bei uns bleiben darfst.

Jean. Ach was, das ist ein fauler Wis, eine offenbare Ente.

Jeannette. Leider nein, es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit. Das Schlimmste aber dabei ist, daß Du frohen Herzens von uns gehst.

Jean. Und warum nicht? Hier wie überall haben Schäfermädchen das Kanonensutter gern. Hoch zu! Kopf, den Sarraß an der Seite, den Helm auf dem Haupte, den Kürass vor der Brust, schaut man so übel nicht aus und könnte wohl auch den Mägdelein des Nordens in deutschen Landen gefallen. Gilt man doch mit Recht als die Zierde und Blüthe der Kinder

des Südens. (Will Jeannette küssen; sie aber entsezt sich voll Jorn seiner Umarmung und flieht auf den Erdbügel rechts im Hintergrunde.)

Jeannette (laut und heilig). Freilich, einen stattlichen Krieger wirst Du wohl abgeben, aber meine Rosen und Früchte werden einem Andern gehören. Wandere Du über Berg und Thal, und sieh, ob die Weibsbilder, die mit dem Russen oder Spanier zusammenleben, wirklich so reizend und zugänglich sind, wie man sagt. Leg' Dich ordentlich in's Zeug, Kleiner, schwabe das Blaue vom Himmel herunter, und lausche mit ihnen im Waldesdunkel dem Gesange des Pirol und der Meise . . . Ha, ha, mir ist's doch so egal, ob Du der oder jener nachläufst. (Mit einer verächtlichen Handbewegung.) Ich mach' mir so viel draus! Auf Wiedersehen und glückliche Reise, Herr Soldat, empfangen unseren Scheidegruß, laufe, renne, wohin Du willst. Sei thätig im Krieg und in der Liebe, aber bedenke, daß gar manches Schäslein munter und lustig aus dem Stalle fortließ, das traurig und abgehetzt wiederkam, noch ehe ein Jahr vergangen.

Jean (ernster gestimmt, murmelt vor sich hin). Nun hört aber der Spaß auf. Mir kommt's jetzt wirklich vor, als stände der Feldwebel schon vor mir und nähme mein Nationale auf.

Jeannette. Er ist nicht weit, und es wird nicht lange dauern, so hat er Dich. Ah, sei ohne mich glücklich in der Fremde, weit fort von hier, bei Deinem Regiment. Ich aber werde hier einsam und verlassen vor Schmerz und Sehnsucht vergehen, denn Du liebst mich ja doch nicht mehr. Leb' wohl! (Sie hält tief ergiffen inne, ihr Dusen wallt stürmisch auf und nieder. Jean, auf's Höchste erschrocken, springt auf sie zu, hebt sie in die Höh' und drückt sie leidenschaftlich an seine Brust. Jeannette fährt fort.) Nein, nein, laß mich, geh' fort, flatterhafter Knabe, weit fort von den Deinen und dem häuslichen Herd. Laß mich hier sterben vor Gram. In Deine Liebe habe ich geglaubt, wie an ein Evangelium. Du aber hast nicht einen Funken von Zuneigung zu der gehabt, die für Dich allein auf Erden athmet, seit sie Dich kennt. Undankbarer, bald wird eine Fremde meinen Platz in Deiner verlogenen Seele einnehmen, und mein Herz, das Du, Abscheulicher, verrathen, wird ohne Aufhören nach Dir verlangen, und verlassen, auf ewig verlassen, dulden und klagen. Laß mich, laß mich . . . (Beide stehen eng umschlungen, sich mit aller Kraft an einander pressend, hoch oben auf dem Erdbügel und sind in gegenseitige, entzückte Betrachtung versunken. Er küßt sie unaufhörlich auf die Lippen, die sie ihm hingebungsvoll hinreicht, wobei ihr herabwallendes rothblondes Haar sein dunkelgebräuntes Gesicht bedeckt.)

Jean (weist mit der Hand auf den unermesslichen, von der untergehenden Sonne beleuchteten Horizont, leidenschaftlich, ernst und zärtlich zugleich). Verzeihung, theures Mädchen, erfahre, wer ich bin und wisse, daß ich Dir gegenüber stets derselbe bleiben werde. Mag er dahineilen zu Fuß oder hoch zu Ross, mag er fahren im Wagen, im Kahn oder auf dem Floß, mag er bei den Arabern sein Lager aufschlagen oder bei den Engländern vor Anker liegen, immer und überall, so lange er athmet, sichtbar Deinen Augen oder verborgen Deinem Blick, einzig und allein Deinen Reizen wird ewig treu bleiben Dein Geliebter. Zürne mir nicht, wenn ich Dir soeben vorgeredet, ich könnte lustig und fidel von

damen ziehen und Menschen wie Dinge nichts achtend, ohne ein Gefühl des Schmerzes diese schönen, theuren Gefilde verlassen, auf denen ich geboren bin, verlassen diese strahlende Sonne, dieses herrliche Land, diesen leuchtenden Himmel, mein friedliches Dach, meinen alten, gebrechlichen Vater und meine zärtliche Mutter, Dich endlich, meinen Schatz und mein Leben, verlassen dies Alles, um in die finstere Kaserne zu kommen und den schweren Dienst im Regiment zu thun. Oh nein, Jeannette, das war nur Spaß, süßes Herzchen, ich log, wenn ich Dir versicherte, ich würde frohen Herzens in fremden Landen weilen, auf der Suche nach Vergnügen und Gefahr! Aber sag' mir doch jetzt mal ehrlich: „Ist es denn wirklich wahr, daß Dein Geliebter von Dir gehen und in die weite Ferne wandern soll?“ Ich kann's noch immer nicht glauben, holder Blondkopf. Antworte mir schnell, recht schnell, und sage mir, daß auch Du nur Spaß gemacht hast.

Jeannette. Spaß gemacht? Sieh' mich genau an, Jean, und Du wirst sehen . . .

Jean (sieht ihr tief in's Auge). Ja, jetzt weiß ich, daß ich scheiden muß, von diesen Bergen und diesen Thälern.

Jeannette (seufzend und die Hände ringend). Ach! ach!

Jean (tröstend). Laß den Muth nicht sinken. Sei vernünftig, faß Dir ein Herz!

Jeannette. Vorbei, alles vorbei! (strenzt die Arme und steht in sich versunken da).

Jean (verschlingt sie mit seinen Blicken, verzweifelt und unschlüssig, was er thun soll. Dann beruhigt er sich plötzlich und wendet sich in stolzer, kühner Haltung zu ihr). Wenn ich mich stürze in's Getümmel der Schlacht, wenn die Kugel des Gegners mich trifft oder sein Bajonett mich durchbohrt, dann werden Dir Alle sagen, die meinen eiskalten, marmorbleichen Körper hingestreckt sehen auf feindlicher Erde: „Er starb als Held, in Liebe gedenkend seines theuren Mädchens, und beim letzten Athemzuge noch einmal flüsternd ihren süßen Namen.“ Und vielleicht wird ein Freund, der meinen Todeskampf mit angeschaut, meine letzte Bitte erfüllen und Dir sagen, in welchem Thal oder auf welchem Hügel Dein Getreuer den ewigen Schlaf schläft, fern von den Seinen und dem Vaterlande und allzufern, ach! von Dir und Deinen schützenden Nittichen, oh Du mein guter Engel!

Jeannette (kloppert sich halb ohnmächtig an den Reigenbaum). Ach, geh' nicht fort. Die Trennung überleb' ich nicht.

Jean. Hab' keine Angst, wir sehen uns schon wieder.

Jeannette. Dich verlieren, Dich, meine Hoffnung und mein Glück? Ach, ich weiß nicht mehr, wo ich bin und was ich rede. Wenn Du fortgehst, werde ich Dir folgen auf Schritt und Tritt. Ich muß Deine liebe Stimme hören und Deinen Blick schauen, der tief in's Herz mir bringt und es erschauern macht vor Seligkeit. Ich lieb' Dich mehr, ja, ich will

Dir's gestehen, tausend Mal mehr als den Stern meines Auges, und ich bin der Verzweiflung nahe. Ach, warum plauderst Du nicht mehr? Bitte, bitte, sprich zu mir, sag' mir noch was . . .

Jean (niedergeschlagen, schmerz erfüllt, unfähig, zu antworten, geht in den Hof hinunter). Wo steckt denn der Vater? Weißt Du's nicht, Jeannette?

Jeannette. Soeben ging er hinaus, vornüber gebeugt, wie ich in diesem Augenblick.

Jean. Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen, und das sofort!

Vierter Auftritt.

Jean. Jeannette. Pierre

(Kommt staubbedeckt, über und über schwitzend, die Hände auf dem Rücken, mit ruckweisen, automatenhaften Schritten aus einer der Nebenthüren rechts).

Jeannette. Onkelchen!

Jean. Papa!

Pierre (hebt langsam den Kopf in die Höhe). Hast Du gethan, Nichte, was ich Dir hier soeben aufgetragen? (Zu Jean.) Hat sie Dir ausgerichtet, mein Kind, was hier vorgeht?

Jeannette (in ehrerbietigem Tone). Alles! Ich habe Nichts verschwiegen.

Jean. Und ich weiß jetzt Manches, lieber Vater, was mir heut Morgen, als ich aus dem Bett stieg, noch vollständig unbekannt war.

Pierre. Sehr gut! (Zu Jeannette, den Zeigefinger nach ihr ausstreckend.) Du packst Dich fort und kommst mir nicht eher wieder, als bis ich Dich rufe. Ach ja, was ich noch sagen wollte. Wenn etwa meine Frau die Absicht äußert, hierherzukommen, so laß sie nicht aus dem Hause und sage ihr, daß wir für ihre Gesellschaft danken. Marsch fort!

Jeannette (geht vorsichtig, auf den Fußspitzen, nach dem Portal rechts. Vor den steinernen Stufen bleibt sie stehen). Erlauben Sie, Onkel, daß ich ihm noch einen Kuß gebe?

Pierre (mit barischer, aber etwas zitternder Stimme). Na meinetwegen, aber keine Umstände, keine Zärtlichkeiten, und beeil' Dich! (Jeannette kommt schnell zurück, liegt ihrem Bräutigam an den Hals und küßt ihn auf die Wangen.)

Jean. Das war kein richtiger Kuß! (Sie küßt ihn wieder, diesmal aber auf den Mund.) So, der war schön! Und noch einen — noch einen, Geliebte!

Jeannette. Ja doch, so viel Du willst; da — und da — und da! (Reißt sich von ihm los, im Fluge rechts ab durch das Portal.)

Jean. Auf ewig Dein, hier und in fremden Landen!

Fünfter Auftritt.

Jean. Pierre.

Pierre (geht ein paar Mal mit gefenktem Kopfe und verstörtem Blicken vor Jean auf und ab; dann macht er eine plötzliche Wendung, geht auf Jean zu und legt ihm beide Hände auf die Schultern. In feierlichem Tone). Lieber Sohn, meine Frau war vierzig und ich fast fünfzig

Jahr, als wir Dich zeugten. Schon längst rechneten wir auf keinen Sproß mehr, und es hätte wirklich wenig gefehlt, so wäre keine Spur mehr von dem Stamme der Eloyß übrig geblieben. Da endlich wurdest Du uns geboren. Ah, war das ein Jubel, als Du kamst, eine neue Blüthe in diesem alten Hause! Und als Du Deine kindlich klagende Stimme erhobst, schien es mir, als hörte ich einen Zaubergesang. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich ich an diesem Tage war. Ich blickte zum ewigen Gotte empor, hob Deinen kleinen Körper, den die Thränen Deiner Mutter benetzt, in die Höhe und rief aus: „Dies Knäblein wird uns trösten in unserem Jammer, unserem Elend. Es wird die Hoffnung, die Freude, der Reichthum unseres Lebens sein, und später, in fernen Tagen, wird es uns eines Abends die blinden Augen schließen. Die Alte aber und ich werden scheiden, gestärkt durch das Bewußtsein, daß uns unser Kind überleben, die Erde bebauen und seine Nahrung finden wird wie wir“. Ja, wir hofften, unser Sohn werde der Stammvater eines neuen Geschlechts werden, und zahllose Enkel und Enkelkinder würden unser in Liebe gedenken. Da hab' ich mich aber gründlich getäuscht. Ich bin ein falscher Prophet gewesen, und was einst war, ist heute nicht mehr. Zwanzig Jahre lang hatte ich nur Augen für Dich, und jetzt soll ich mit einem Mal auf das Glück verzichten, Dich am Morgen zu sehen und am Abend, zu jeder Stunde, draußen und drinnen und überall. Ja, auf uns lastet ein Verhängniß. Unsere Seele ist betrübt und unser Jammer ohne Ende. Denn wir denken mit Entsetzen daran, daß Deine Stunde geschlagen hat, armes Kind, das wir so oft umarmt und geküßt, als es noch in der Wiege lag. In ein fremdes, unbekanntes Land sollst Du ziehen, jenseits des Meeres, weit fort von hier, gegen den Feind, dessen Kanonen taub sind und blind wie die unsrigen. Sie machen keinen Unterschied und zermalmen Roß und Reiter ohne Erbarmen. Vielleicht werden Dich Kartätschen oder Granaten in Stücke reißen. Wenn ich wenigstens noch da wäre, um den Kugelregen von Dir abzuwenden und auf mich allein hinzulenken, mein theures Kind. (Der Aufregung nahe daran, hinzufinken.)

Jean (tief gerührt, hält ihn aufrecht und umarmt ihn zärtlich). Sie haben mir früher gar manchesmal Muth zugesprochen, lieber Vater, und erklärt, ein Mann dürste niemals die Büchse in's Korn werfen. Darum wage ich es heute, Sie durch einige Worte aufzumuntern. Der Gedanke, daß ich Soldat werden soll, berührt mich ebenso schmerzlich wie Sie, aber ich denke, ja, ich bin sicher, daß ich Euch alle Drei, Sie, die Mutter und Jeannette, lebend und gesund antreffe, wenn ich einst zurückkomme, und ich hoffe, die Gnade desjenigen dort oben, der mich Ihnen zum Trost gesandt, wird mich erhalten, und Sie werden noch die Genußthung haben, lieber Vater, wieder aufzublühen in meinen Söhnen. Ihre Enkel, schön wie holde Jesuskindlein, werden von Ihnen lernen, wie man den Acker pflügt und das Land bebaut, und Sie werden auch ihnen die Lehre einprägen, daß es unsere heilige Pflicht

ist, nicht zu wanken und zu weichen, wenn das Unglück naht und das Verderben über unser Haus hereinbricht. Mich haben Sie diese Pflicht gelehrt, und recht, sehr recht haben Sie daran gethan. Wäre ich heute der, der ich bin, ohne Ihren Rath und Ihr Beispiel, die meine Seele gestärkt und mein Herz gestählt haben wie Feuer das Eisen? Ah, wenn jetzt wirklich die Zeit der Prüfungen naht, so sind wir auch noch da. Mein Herz wird Ihrer herrlichen Lehren eingedenk sein auf immerdar. Ich bin so, wie Sie haben wollten, daß ich werde: unbeugsam dem Schicksal, ohne Furcht und Tadel den Menschen gegenüber. Glücklich? oh nein! aber ergeben in mein Loos, starken Geistes und sicheren Schritts meinen Weg wandelnd. Bin ich doch der Schüler und Sohn Jean Pierre Cloys, und ich selbst führe den Namen Jean Pierre Cloys! Lieber Vater, ich büрге Ihnen dafür, Sie haben, als Sie mich schufen, einen Mann geschaffen. Er steht hier vor Ihnen, unerschütterlich und fest wie eine Eiche, deren Stamm der Sturm wohl bricht, aber niemals zu beugen vermag. Ein Umstand jedoch beunruhigt mich. Wird der Ertrag der Ernte für Ihren Lebensunterhalt ausreichen? Sie sind nicht mehr jung, und die Kraft Ihres Körpers ist durch schwere Arbeit erschöpft. Was kann ich für die Meinen thun, wenn ich in der Fremde bin, und sie hier kein Brot zu essen haben? Oh, mein Gott, der bloße Gedanke daran könnte mich wahnsinnig machen. Nein, nein, da können sie beim Regiment lange auf mich warten. Profit Mahlzeit, meine Herren! bekommen die zur Antwort, und damit basta!

Pierre hört anfangs theilnahmslos und niedergeschlagen zu; allmählich wird er aufmerksamer, bei den letzten Worten fährt er begeistert in die Höhe, sein Gesicht verklärt sich, mit donnernder Stimme) Bravo, bravo, mein Sohn! Du sprichst mir ganz aus der Seele. Der Bauer ist doch kein Stück Vieh, das sich willenlos zur Schlachtbank führen läßt. Die Vorgesetzten kümmern sich den Teufel um die Narben und Schrammen, die der gemeine Mann mit nach Hause bringt. Nein, nein, genug des grausamen Spiels! Wir haben's satt, uns in aller Herren Länder herumzuschicken zu lassen und mit Bajonetten, Bomben und Granaten zu hantiren. Nieder mit dem Kriege! Unsere Jungen fühlen sich wohler auf den blühenden Gefilden der Heimat, als in kalten Leichentüchern, und die gediegene Hausmannskost schmeckt ihnen besser als der Flaps in der Kaserne.

Jean (zögernd, mit unsicherer Stimme). Ja wohl, Ihr Zorn ist ganz berechtigt, und ich gebe zu, daß Ihre Anichten praktisch und vernünftig sind, aber manchmal liegt die Sache doch anders. (webhaft.) Ah, wenn morgen im Dorfe folgende Bekanntmachung angeschlagen würde: „Frankreich ist in Gefahr, Kampf und Sieg sind nothwendig, wenn Ihr Euch retten wollt, bewaffnet Euch, Ihr müßt fort, Ehre und Gewissen gebieten es Euch!“ so würde ich mich keinen Augenblick besinnen. Ich würde mein Gewehr auf die Schulter nehmen, stechen und schießen, wie's befohlen wird, und der Welt zeigen, daß Frankreich noch immer die Königin unter den Nationen ist. Ja, für's Vaterland, für's theure, ist Jeder gern bereit, in Kampf

und Tod zu gehen. Doch davon ist augenblicklich nicht die Rede. Kein Feind bedroht uns, und überall herrscht Ruhe und Friede im Lande. Wir allein kommen in Frage, und gerade die Meinen bedürfen des Schutzes meines Armes. Daraus folgt für mich, daß ich bleiben muß, und was auch kommen mag, ich erkläre Ihnen, Vater, ich werde hier bleiben.

Pierre. Ist das aber auch wahr, wirklich wahr? Kann ich bestimmt darauf rechnen?

Jean. Mich soll auf der Stelle der Schlag rühren, wenn ich die Unwahrheit sage. Oh, Sie können mir's glauben, das steht fest, unumstößlich fest.

Pierre. Das ist ausgezeichnet. In dem Falle kannst Du ja gleich anspannen.

Jean. Wozu denn? Wohin so eilig?

Pierre. Zum Notar.

Jean. Und was haben Sie bei dem zu thun?

Pierre. Ich will ein Versehen gut machen und Geld auf unser Grundstück aufnehmen.

Jean. Muß denn das gleich sein?

Pierre. Ja wohl, um der sauberen Bande, die Dich einziehen will, Geld in den Rachen zu werfen und einen Ersatzmann für Dich zu kaufen. Es wäre schon längst geschehen, aber Deine Mutter und ich haben immer gedacht — Du weißt schon . . .

Jean. Keine Ahnung.

Pierre. Wir glaubten bestimmt, der Herr Präfect würde uns helfen. Ah, den soll doch gleich der Teufel holen! Er hatte uns alles Mögliche versprochen, und was meinst Du wohl, was er uns jetzt anbietet? Gendarmen.

Jean. Das finde ich allerdings nicht hübsch von ihm.

Pierre. Sie sollen hier nicht mit Thränen, sondern mit harten Thalerstücken empfangen werden, aber man darf Nichts verreden, vielleicht auch mit dem Knüttel. Wenn's sein muß, werd' ich ihnen ein Lied einbläuen, daß sie die Engel im Himmel pfeifen hören.

Jean. Immer hübsch ruhig, mäßigen Sie sich, und überlegen Sie sich die Sache noch einmal, lieber Papa.

Pierre. Hab' ich mir ganz genau überlegt. Da hört doch Alles auf, so ohne Weiteres hierher zu kommen, Deine Braut und meine Frau unglücklich zu machen und das ganze Haus auf den Kopf zu stellen. Ich will's ja verkaufen, meinetwegen, aber wehe den Schuften, wenn sie mir über die Schwelle kommen und Dich beim Kragen nehmen wollen! Freilich, Geld muß aufgetrieben werden, das geht nicht anders. Und der Notar wird mir auf der Stelle so viel Stangen Gold geben, wie ich brauche. Aber was ist denn mit einem Mal los, Jungchen? Du siehst ja aus, wie ein begoffener Pudel.

Jean (tief traurig, aber mit fester Stimme). Ich meine, lieber Vater, wenn ich Ihren Plan billigte, so würde ich einen Fehler, einen sehr großen Fehler

begehen, und das wäre eine Feigheit, die ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen würde. Hier darf Nichts verkauft werden, weder das Haus, in dem unsere Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt haben, noch das kleinste Stückchen Acker, und ich thue am besten, ich packe meine sieben Sachen und gehe nach Marmande, wo das 9. Dragonerregiment steht.

Pierre. Du sprichst ja lauter Unsinn. Wie mir's scheint, hast Du den Verstand verloren.

Jean. Im Gegentheil, ich glaube, ich habe ihn wiedergefunden.

Pierre. Sicher nicht, denn Du weißt nicht mehr, was Du sprichst.

Jean. Oh doch!

Pierre. Nein, tausendmal nein!

Jean. Ganz-gewiß.

Pierre. Ich sage nein, und ich will Dir's mit zwei Worten beweisen.

Jean. Das ist ganz undenkbar.

Pierre. Oh doch! Du mußt aber nicht gleich so ungeduldig werden. Hör' mich bloß noch einmal ruhig an, und Du wirst sehen . . .

Jean. Ich habe Alles gesehen, Alles geprüft, Alles erwogen. Mag's kommen, wie's will, dieses Gut darf unter keinen Umständen verkauft werden. Vorhin haben wir — oder vielmehr habe ich — viel sinnloses Zeug geschwätzt. Wozu sollen wir uns länger selbst belügen? Der Maire hat befohlen, und der p. p. Jean Pierre Elon hat einfach Ordre zu pariren. Wir mögen hier austüfteln, was wir wollen, das Gesetz behält doch immer Recht. Eines schönen Tages nehmen sie mich beim Aragen und führen mich fort. Ob mir's paßt oder nicht, ich muß marschiren. Bin ich aber fort, so bleibt Euch auf der ganzen weiten Welt Nichts mehr übrig, als diese Besizung. Nur wenn Ihr sie behaltet, könnt Ihr in Ruhe essen, trinken und schlafen, wie bisher. Euch dieses letzten Zufluchtsortes zu berauben, Euch ein solches Opfer . . .

Pierre (am ganzen Leibe zitternd). Was fällt Dir ein, mich hier so anzuschreien und Dich auf's hohe Pferd zu setzen? Mit Freuden gebe ich all' meine bewegliche und unbewegliche Habe hin, um Dich, meinen kleinen Jean, bei mir zu behalten, und ich wünsche, daß Du gehorchst, wenn ich befehle. Du bleibst hier und rührst Dich nicht von der Stelle. Und jetzt bitt' ich mir Ruhe aus, stillgestanden!

Jean. Sie haben ja ganz Recht, aber weshalb ereisern Sie sich denn so? Thun Sie mir bloß den Gefallen, liebster, bester Vater, und bedenken Sie . . .

Pierre. Ich hab' genug geredet. Es geschieht, wie ich gesagt habe, oder Du bist für mich nicht mehr vorhanden.

Jean. Sie sind selbstverständlich Herr im Hause, und ich beuge mich vor Ihrer Autorität, wie's meine Pflicht ist, aber ich möchte doch . . .

Pierre. Donnerwetter, nun wird mir's aber zu bunt. Der Junge macht's sich zum Spaß, mich zum Jorn zu reizen, und er hat's richtig

fertig gebracht. Verdammter Schwäger, einfältiger, dummer Bengel, begreiffst Du denn nicht, daß, wenn ich das Gut verkauft und einen Stellvertreter für Dich besorgt habe, Niemand mehr das Recht hat, seine Nase in unsere häuslichen Angelegenheiten zu stecken? Wir behalten Dich dann bei uns, wir pflegen Dich, wir wiegen und singen Dich ein, Du bist unser Zuckerpüppchen, und Du, Du . . . Wie? Du schüttelst den Kopf und unterstehst Dich, mit den Achseln zu zucken? Denkst Du vielleicht, ich bin betrunken?

Jean. Verzeihen Sie, aber ich bin weit entfernt davon, anzunehmen . . .

Pierre. Nun gut, die Sache wäre also abgemacht. Wir verkaufen Alles, was wir haben, wir behalten Dich bei uns und sind froh und glücklich. — Nun, bist Du taub? Was meinst Du? ja oder nein, sprich!

Jean (zitternd, todtensblau). Sie verkaufen Alles, und ich bleibe hier. Ja wohl, so ist's beschllossen, so soll's sein. Dann werden wir uns wohl nach Arbeit auf irgend einem Dominium umsehen müssen.

Pierre (horcht auf und sieht Jean forschend in's Auge). Wie?

Jean. Nu natürlich! Wenn wir kein eigenes Besizthum mehr haben, müssen wir das ganze Jahr hindurch von früh bis spät für einen Anderen arbeiten.

Pierre. Wir, die Sklaven eines Fremden, wir Beide, die immer und überall frei waren, wie die Vögel in der Luft?

Jean. Ja wohl, 's geht eben nicht anders.

Pierre. Mach' keinen Unsinn.

Jean. Wenn wir auf der ganzen weiten Welt nicht das kleinste Stückchen Erde mehr unser eigen nennen, so bleibt uns in der That nichts Anderes übrig, als in Dienst zu gehen und beim ersten besten Stoppelhopfer der Umgegend für Tagelohn zu arbeiten. Anders freilich schaut die Sache aus, wenn . . .

Pierre. Hast Du noch was auf dem Herzen? Los damit!

Jean. Wenn unter solchen Verhältnissen das Unglück wollte, daß ich fortmüßte . . .

Pierre. Fortmüßen? Nein, sag' mir bloß, wie Du auf diesen Einfall kommst: fortmüßen?

Jean. Ich meine nur so. Man kann auch wirklich kein Wort mehr sagen, ohne Sie zu beleidigen.

Pierre. Ich versteh' Dich nun einmal nicht, oder doch nur so halb und halb.

Jean. Ich will versuchen, deutlicher zu sein. Du weißt doch, lieber Vater, wir Menschen sind den Launen des Schicksals preisgegeben. Wie nun, wenn uns plötzlich ein Unglück träfe?

Pierre. Wieso? Was meinst Du? Sprich Dich klar und bestimmt aus, neme die Sache beim richtigen Namen, ich befehle es Dir!

Jean (nur mühsam seine Aufregung unterdrückend). Wir Menschen sind alle sterb-

lich hinieden, und es kommt oft ganz anders, als wir denken, und nicht selten stirbt ein kräftiger Burich vor seinen Eltern, ja wohl, das kommt alle Tage vor, daß die Alten länger leben als die Jungen. Angenommen nun, eine plöbliche Krankheit raffte mich hin, was würden Sie in diesem Falle anfangen, gebrochen an Geist und Körper und ohne einen Ort, wo Sie Ihr müdes Haupt niederlegen könnten? Ich in der Erde und Sie ohne Heim, ein nettes Zukunftsbild, nicht wahr? Ah, Sie haben's so haben wollen; es hat mir Ueberwindung genug gekostet, aber ich habe meine Meinung frei heraus gesagt, und Sie haben mich verstanden. Wenn ich also sterben sollte . . .

Pierre. Untersteh' Dich! Dann will auch ich nicht länger . . .

Jean. Und die Mutter? (Pierre starrt ihn mit weitgeöffneten Augen an, ohne zu antworten.) Sie müßte sich dann mitbegraben lassen oder hier allein zurückbleiben und bei fremden Leuten betteln gehen. Was meinen Sie dazu?

Pierre (fassungslos, mit stammelnder Stimme). Wer? ich? Nichts. Ich meine gar Nichts . . . Ah, Du hast mir's aber gut gegeben, alle Wetter, Einen so reinzulegen!

Jean. Wieso denn? Das würde ich mir niemals erlauben.

Pierre. Warum nicht? Es war Dein Recht, mich an meine Pflicht zu erinnern. Aber sage mir bloß, wo Du Deine Worte hernimmst. Ein gelehrter Herr hätte nicht besser sprechen können als Du, ein einfacher Bauernjunge. Du bist ebenso wenig auf Schule gewesen wie ich und kennst Deine Sache doch ganz genau, und wahrhaftig, Du hast mir eben eine tüchtige Lection ertheilt, wofür ich Dir sehr dankbar bin. Alle Achtung! Du könntest einem Juristen zu rathen aufgeben. In den alten Rittergeschichten, die mir meine Großeltern am häuslichen Herde erzählt, behandelt kein Paladin die Dame seines Herzens oder selbst seinen König mit zarterer Rücksicht als Du mich heut, und ich bin doch nur ein armer einfältiger Landmann. Tritt näher und küsse mich, denn unter Deinem Bauernkittel schlägt ein ritterliches Herz!

Jean (stürzt seinem Vater in die Arme, Beide halten sich lange Zeit fest umschlungen). Oh Papa, es thut mir von Herzen leid, Ihnen so weh gethan zu haben.

Pierre. Laß Dir's nicht leid thun. Es schadet manchmal Nichts, wenn man Eins abkriegt. Man glaubt, ein Adler zu sein und ist bloß eine Nachttaule.

Jean. Oho! ein Anderer sollte es wagen, sich so wegwerfend über Sie zu äußern . . .

Pierre. Hör' mal, unter uns gesagt, Du hast eine kräftige Faust, die packt ihren Mann fest, streckt ihn zu Boden und zermalmt ihn. Ja, ja, Du haust zu, als wärst Du Einer von der alten Garde und nicht ein blutjunger Rekrut. Sehr gut verarbeitet, bravo, bravo! Du wirst mir unverbesserlichem alten Schwäger schon die nöthige Ruhe beibringen, hoffentlich küßt sich dann die Lavagluth meines Gehirns etwas ab.

Jean. Das wäre vergebliche Mühe. Das Blut gewisser Männer ist heiß wie die Gewässer mancher Quellen, die unter eiskalten Felsen hervorsprudeln und doch niemals gefrieren.

Pierre (kreuzt die Arme über die Brust). Die Frau, die Dich zur Welt brachte, ist stolz auf Dich, und bei Gott! sie hat ein Recht dazu. Ihr Sohn ist wirklich ein guter Sohn und hat nicht seines Gleichen.

Jean. Das wäre wahr, wenn er an Sie heranreichte.

Pierre. Stell' Dich neben mich, und Du wirst sehen, daß Du mich weit überragst.

Jean. Nur mit den Schultern, sonst in keiner Beziehung. Nein, nein, der Ast ist nicht so viel werth wie der Baum, dem er entspringt, der ihn trägt.

Pierre (senkt den Kopf). Deine Gesinnung ist edel, zu hoch fast für mein Verstandniß.

Jean. Oh nein, Sie verstehen sehr wohl, was ich meine, und deshalb sind Sie auch damit einverstanden.

Pierre (überlegt einen Augenblick). Nun ja, ich geb's zu, da Du's so haben willst. Wir nehmen keine Hypothek auf, das Gut wird auch nicht verkauft, es bleibt in unserem Besitz bis an unser seliges Ende, das ist abgemacht, das steht fest; aber nun sage mir, was wirst Du beginnen?

Jean. Ich werde meine Pflicht thun, und im Kriegslager, wohin mein Geschick mich ruft, Alles freudig ertragen, denn mein Gewissen wird mir keine Vorwürfe machen, und ich werde glücklich sein in dem Bewußtsein, daß die Meinen zu essen und zu trinken haben, und daß ihr Haus sie schützt vor den rauhen Winden des Nordens. (Die Stimme versagt ihm vor Mühsung, er eilt auf Pierre zu, der tief in Gedanken versunken, sein Gesicht in seine Hände vergraben hat, und küßt ihn auf Stirn und Hände.)

Pierre. Ja, ja, das Schicksal ist manchmal zu ungerecht. Ich hab' nicht das Glück, das Andere haben. Vergangenes Jahr zu Ostern starb unser lieber Nachbar Peyrou, Du weißt schon, der nur zwei Schritt von hier gewohnt hat. Der arme Kerl befand sich damals genau in derselben Lage wie ich heut. Seinen Sohn hatte das Loos getroffen, und nun sollte ihn der Alte entweder nach Mexico ziehen lassen, oder seine Weinberge verkaufen und einen Ersatzmann für ihn stellen. Da bekam er's Fieber und starb, und das war ein großes Glück, denn er rettete durch seinen Tod zwei theure Wesen, seine Gattin und sein Kind.

Jean (laut und heftig). Was soll das heißen, Vater?

Pierre. Wart's doch ab und stör' mich nicht durch unmögliche Redensarten. Das Gesetz schreibt vor, daß der einzige Sohn einer Wittwe vom Militärdienst frei ist. Da nun der Nachbar zur ewigen Wachtparade einging, so durfte sein Kind bei der Mutter bleiben. Eine solche Gnade hat mir der liebe Gott leider nicht erwiesen. Die Leute zeigen mit Fingern auf mich, wenn ich über's Feld gehe, und sprechen zu einander: „Für den

wär's auch besser, er läge eingekastelt in der Grube, als daß er noch auf der Erde herumkriecht. Und das ist sehr richtig. Du bist jung, gewandt und flink zu Fuß. Mit Deiner Hand, die fest wie ein Schraubstock den Pflug umspannt, zwingst Du die Frucht dem widerspenstigen Boden ab, aber ich bin zu Nichts mehr nütze. Ich fühl's, ich hab' genug gelebt, genug geschafft. Mein Tagewerk ist vollbracht, und ich denke, es ist Zeit, zur Ruh' zu gehen. Aber brechen wir davon ab. Lauf' zu Deiner Mutter, nimm Abschied von ihr und mach' Dich auf den Weg. Doch sieh, da kommt sie selbst.

Sechster Auftritt.

Pierre. Jean. Marie und Jeannette

(aus dem Hauptportal rechts).

Marie. Mein Gott, was ist denn eigentlich los? Du hast mir's zwar ausdrücklich verboten, lieber Mann, Euch zu stören, aber Ihr schreit ja so, daß Einem die Decke über dem Kopfe zusammenstürzen möchte, da wollt' ich bloß wissen, was hier vorgeht.

Pierre. Wir haben vorhin etwas zu laut gesprochen, das ist richtig, liebes Weibchen. Jetzt ist Alles in Ordnung, ich seh's jetzt selber ein, er muß fort. Ihr könnt ihm unterdeß noch den Abschiedskuß geben, und wenn's anfängt zu dämmern, so kommt mit ihm dann nach dem neuen Wege, und wenn Ihr uns nicht die Ohren zu sehr vollplärret mit Eurem Geweinere, dann wollen wir ihm noch bis zur Salamander-Grotte das Geleit geben, wo am Charfreitage alle Heren aus der Umgegend zusammenkommen, um ihren Sabbath zu feiern . . . Auf baldiges Wiedersehen, Ihr holden Turtelkäubchen, und quält mir unseren Täuberich nicht gar zu sehr, wenn ich bitten darf. (Drückt Jean wiederholt die Hand und geht in regelmäßigem Schritt, noch einige Scherzworte vor sich hinhinmelnd, durch eine der Nebenthüren rechts in's Freie.)

Siebenter Auftritt.

Jean. Marie. Jeannette.

Jean (sieht ihm nach). Der Aermite spielt seine Rolle, so gut er kann, aber es will ihm nicht so recht gelingen. Ah, in seinem Herzen sieh't's anders aus, und ich weiß bestimmt, daß er ebenso unglücklich ist, wie ich.

Marie. Jean?

Jean (dreht sich rasch herum, in lebhaftem Tone, mit erzwungener Heiterkeit). Was wünschest Du, Mama?

Jeannette (trocknet sich die Augen mit der Schürze). Wirst Du, Geliebter, Angebeteter meiner Seele, bald wieder zu uns zurückkehren aus fremden Landen, aus weiter, weiter Ferne?

Jean (scheinbar sehr vergnügt). Nun hab' ich aber das ewige Gefluge und Gewinsele bald satt. Für den ersten Augenblick ist die Sache ja unangenehm, aber das ist doch noch kein Grund, sich das Leben so zu verbittern. Ihr

thut ja wahrhaftig, als ob das das größte Unglück wäre, das Einem passiren könnte. So 'ne kleine Reise — da ist doch weiter Nichts dabei, Ihr könnt ganz ruhig sein. Eh' Ihr Euch verseht, bin ich wieder da. Ueber jenem Hügel tauche ich auf wie die Morgenröthe, und an dem Tage sollt Ihr ein feines Liebeslied zu hören bekommen. Und von diesem Augenblick an werden wir uns nie mehr trennen. Suche! Es wird geheirathet. Dich, Kleine, versteh' ich ganz genau. Ich gehe jede Wette ein, daß ich weiß, was in Deinem Köpfschen vorgeht. Lüge nicht, und zeig' mir Dein Gesichtchen, das so niedlich aussieht, wenn's auch über und über mit Thränen bedeckt ist. Nicht wahr, Du fürchtest, ich könnte das Herz einer Fremden erobern, und wenn ich heimkomme, Nichts mehr von Dir wissen wollen? Häßliches Ding Du, Dein Schatz wird Dir nicht untreu werden, und wenn Du deshalb Angst hast, so ist das rein zum Lachen. Hör' mir mal zu: Sobald ich dort angekommen bin, wohin sie mich schicken, kaufe ich mir Federn, Tinte und Papier und schreibe Dir jeden Sonntag einen Brief, denn das ist der einzige Tag, an dem nicht exercirt wird.

Jeannette. Du mir schreiben, Unglücklicher? Aber Du kannst ja erst gar nicht schreiben.

Jean. Ich werde schon in der Compagnie einen gewandten Federfuchser ausfindig machen, dem ich einige wahr empfundene Zeilen dictiren kann. Und ist meine Zeit vorbei, so komm' ich vielleicht mit lorbeergeschmücktem Helm und rothem Bändchen im Knopfloch zurück. Da wärst Du aber stolz, lieb' Mütterchen, auf Deinen Jungen, nicht? Und Du erst, Liebchen, Du würdest rein närrisch vor Freude. Immer munter, munter, lustig, lustig! Es ist also abgemacht, ich komme wieder, gesund, wie ein Fisch im Wasser, und bin vielleicht Sergeant, Lieutenant oder gar Hauptmann, mindestens aber Unteroffizier, darauf könnt Ihr Gift nehmen.

Marie. Wofern nicht ein tödtlicher Streich uns Beides zugleich entreißt, Deinen Leib und Deine Seele! Ach, liebes Kind, ich hab' Dich empfangen und Dir die Brust gereicht, als Du zur Welt kamst, und ich weiß gewiß, ich hätte das Leben satt, wenn es das Unglück wollte . . . Heilige Jungfrau Maria und Du, Herr Jesus, geboren in einem Stalle zwischen Maulthier und Kind, nehmt uns in Euren gnädigen Schutz, aber habt vor Allem Erbarmen mit ihm!

Jean. Ich freu' mich schon riesig auf die lange Kerze, die Sie mir bei meiner Rückkehr in der Pfarrkirche anbrennen werden. (Umarmt und küßt seine Mutter.)

Marie (hebt die Arme zum Himmel empor und murmelt vor sich hin). Warum hast Du ihn mir gegeben, allmächtiger Gott, wenn Du ihn mir wieder nehmen willst?

Jean (zärtlich). Nicht gar so ängstlich, liebe Mama! Sei tapfer und muthig wie Dein Mann. Er zittert nicht vor Angst wie Du, er nimmt sich zusammen, er beherrscht sich.

Marie. Er ist ein Mann. Hätte er Dich unter seinem Herzen getragen, wie ich, er wäre sicherlich weniger Herr seiner Empfindungen als ich. Er ist ein Mann.

Jean. Versuchen Sie, es auch zu sein, sonst läßt mich meine Kraft im Stich. Sehen Sie, ich hatte mir vorgenommen, mich heimlich fortzuschleichen, und wahrhaftig, es thut mir leid . . .

Marie. O Du böses, grausames Kind, wie kannst Du's nur wagen, so zu reden?

Jean (Marie umarmend). Verzeihung, Mütterchen, Verzeihung! Ihr Körper ist nur ein einziges Thränenmeer, und ich kann die meinigen auch nicht mehr zurückhalten. Oh mein Gott, mein Gott, ich bin der Verzweiflung nahe!

Jeannette. Jean!

Jean (sie durch Thränen anblickend). Sie fehlte noch, sie wird mir vollends den Rest geben.

Jeannette. Erinnerst Du Dich Geliebter, daß Du mir eines Tages schwurst, Du würdest mich lieben bis zu Deinem letzten Athemzuge? Hast Du Dich anders besonnen? Gewiß nicht. Wir kennen uns schon zu lange. Du warst kaum dem Gängelbände entwachsen, da kam ich. Nie hat Argwohn oder Mißtrauen zwischen uns geherrscht, nie ist ein schroffes Wort gefallen. Aber ich gestehe es Dir ein, ich bin etwas eifersüchtig, sehr eifersüchtig sogar, und der Gedanke, Deine Blicke könnten auf einer Andern ruhen, Deine Hand sie berühren, Dein Mund ihren Hauch einathmen — oh nein, das erträg' ich nicht, und fern von Dir würd' ich im Wahnsinn enden oder langsam dahinschmachten. Oh, ich baue fest auf Deine Schwüre und glaube, ja, ich will glauben, daß Du mir ebenso treu bleiben wirst wie ich Dir. Denk' an mich alle Tage beim Erwachen und beim Schlafengehen, und wenn die holde Maienzeit wiederkehrt, dann erinnere Dich an das, was Du mir eines Abends am Ufer des Aveyron gesagt hast. Wir saßen unter einer Eiche, deren Wipfel bis an die Wolken reichte, in ihren Zweigen wimmelte es von Vögeln und auf ihrem Stamme von Bienen: So wahr die Sterne über unseren Häuptern in goldenem Glanze erstrahlen, wird nie eine Andere als Du die Geliebte meines Herzens sein, und keine Andere wird aus meinem Munde die Worte vernehmen, die ich hier an Dich richte unter der lichtfunkelnden Wölbung des Himmels: „Ich bete Dich an!“ So wird's doch immer sein, nicht wahr mein Herz? und ich denke, Du wirst mir die Treue bewahren und eines Tages, und wäre es auch erst in einem Jahre oder in zwanzig Jahren, so mir zurückkehren, wie Du mich verlassen, so weiß und ohne Flecken, wie ich bin und bleiben werde bis zu Deiner Rückkehr zu mir.

Jean (außer sich vor Schmerz, stürzt auf das Haus zu und schreit wie wahnsinnig). Die Stunde hat geschlagen, der Vater erwartet mich auf der Landstraße, ich muß fort, liebste Mutter, ich muß fort.

Jeannette (reicht ihm die Hände, mit stammelnder Stimme). Es ist vorbei, ich verliere ihn, er geht von dannen, ich bin allein!

Jean (an den steinernen Stufen des Portals). Nun Mütterchen, meinen Stock und mein Mäntel!

Marie (ihm mechanisch Schritt für Schritt folgend). Deine letzte Toilette, ja wohl, wie ein Verbrecher, die letzte, die allerletzte Toilette. (Beide rechts ab durch das Portal.)

Achter Auftritt.

Jeannette allein.

Jeannette (unbeweglich mitten im Hofe stehend, spricht wie geistesabwesend vor sich hin) Wie sagt' er doch vorhin: „Nimmer und überall, so lang er athmet, sichtbar Deinen Augen oder verborgen Deinem Blick, einzig und allein Deinen Reizen wird ewig treu bleiben Dein Geliebter.“ Ewig — ist sehr lange, und die Männer sind heutzutage so unbeständig. (Geblendet von den fast horizontalen Strahlen der untergehenden Sonne, sucht sie Schutz unter dem Schuppen links, lehnt sich an einen Pfeiler, und zählt, in Träumerei versunken, die Aehren einer Garbe.) Ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören, seine Hand nicht mehr berühren, seinen Hauch nicht mehr athmen, geschieden sein von ihm, der all mein Licht ist und all mein Leben! Ach, welch' furchtbare Qualen werde ich erdulden in der langen Zeit, wo er fern sein wird von hier! (Man hört in der Nähe des Hauses einen Hund heulen. Sie schaudert zusammen.) Ah, das scheußliche Thier! Man möchte darauf schwören, daß er so heult, weil er den Tod gesehen. (Sie bekreuzt sich.) Oh mein Gott, mein Gott! errette uns in dieser Welt, und nimm uns einst gnädig auf in jener! (Träumerei.) Wenn mir's möglich ist, will ich hier sieben Jahr ganz allein leben ohne Dich, lieber Freund!

Neunter Auftritt.

Jeannette. Pierre.

Pierre (todtenblaß, schließt geräuschlos wie ein Gespenst durch die halbgeöffnete Thür des Portals, geht langsam und bedächtig zum Brunnen, lehnt sich mit den Ellbogen auf den Rand und mißt seine Tiefe mit den Augen). Fast sechzig Fuß tief ist dieses Loch! (Schleppet sich, sein Auge von dem Brunnen wendend, nach dem Baumstumpf und bleibt dort in Nachdenken versunken sitzen. Dann trachtet er sich möglichst mit den Armen die auf seiner marmorbleichen Stirn perlenden Schweißtropfen, richtet sich hoch empor und lehnt sich mit halbem Körper über die gährende Tiefe. Mit leuchtender Stimme). Ja wohl, ich bin fest entschlossen, es muß geschehen, und es wird geschehen, aber vorher will ich ihn noch einmal umarmen. (Weicht Schritt für Schritt nach dem Baumstumpf zurück und sinkt dort, an allen Gliedern zitternd, zusammen. Er ist so geistesabwesend, daß er Jeannette nicht bemerkt, die unter dem Schuppen hervorkommt und auf ein zerbrochenes Rad gestützt, zu seinen Füßen niederkniet.)

Jeannette. Lieber Onkel, warum zittern Sie so? Thut Ihnen was weh?

Pierre (fährt vor Schrecken in die Höhe und kommt zu sich). Ach so — Du bist's Mäuschen? Du kniest so vor mir auf der Erde?

Jeannette. Ja wohl, ich selbst; denn ich kann mich nicht mehr auf den Beinen erhalten, und das Herz ist erstorben in meiner Brust. Aber sagen Sie, Onkel, sind Sie nicht wohl?

Pierre. Ich glaube, ich fiebere etwas, aber sonst fühl' ich mich ziemlich wohl.

Jeannette. Es würde mich freuen, wenn's weiter Nichts wäre. Mir schien's doch aber, als ob Sie Schmerzen hätten!

Pierre. Nein, nein.

Jeannette. Oh doch.

Pierre. Und ich sage: Nein!

Jeannette (berührt ihm Stirn und Hände). Und ich sage: Ja! Ihre Haut ist ja kalt wie Eis.

Pierre (faßt sie an der Taille und am Nacken und prüft ihre Augen mit langem, durchbohrendem Blick). Unter uns gesagt, Kind, sei offen, hast Du ihn lieb?

Jeannette. Ihn, wen denn?

Pierre. Zum Donnerwetter, den ich am liebsten habe, und Du auch, kurz, unsern Liebsten. (Jeannette sieht ihn erstaunt an.) Sag' mir, Herzchen, wie's da drinnen aussieht, ich bitte darum, ja, ich befehle es Dir.

Jeannette (mit einem schmerzlichen Seufzer, immer noch auf den Anien liegend). Wie kommen Sie zu dieser Frage?

Pierre (fährt in fieberhafter Unruhe mit den Fingern über seine Stirn, als ob in seinem Innern ein entsetzlicher Kampf stattfände; dann mit hohler, gleichsam aus den Tiefen der Erde herauftönender Stimme). Niemand wird in diesem Hause je erfahren, wonach mich heute hungert und dürstet. (Hält Jeannette, die sich voller Entsetzen von ihm losreißen will, mit Gewalt fest). Du hast mir noch nicht geantwortet, Kind; so antworte mir doch! Mehr als dreimal so alt bin ich wie Du, und habe daher wohl ein Recht, danach zu fragen, nicht wahr? (Jeannette zittert vor Aufregung. Pierre stellt sich ihr gegenüber in Positur, bestelden und doch selbstbewußt). Meinen Sohn mußt Du lieben aus ganzem Herzen, mein Kind, und so lange Du lebst. Seine Seele weiß nichts von Trug und Schmeichelei, er ist nicht wie die Andern, er ist offen und ohne Falch. Wisse, er ist ein seltenes Herz, ein goldenes Herz, ein wahrhaft königliches Herz, ja wohl, das ist er. Mit einem Wort: er ist ein Mann, und deshalb mußt Du, Blondköpfchen, ihn hegen und pflegen mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe und mir hier versprechen, liebe Nichts, daß Dir von nun an Alles in der Welt gleichgiltig sein soll, außer ihm. Oh veriprich mir, und das sofort, ihn glücklich, recht glücklich zu machen, damit ich Ruhe finde hienieden und im Jenseits, wo ich in nicht zu langer Zeit weilen werde. Bei der heiligen Messe, an die alle meine Ahnen geglaubt, beschwöre ich Dich, thu' meinen Willen, holdes, blondes Kind. Leiste den Eid, gieb mir das Versprechen, und später, in den nächsten Tagen — Du wirst dabei sein — werde ich Dein Versprechen hier in die Tiefe (zeigt auf den Brunnen) und dort in die Höhe mitnehmen.

Jeannette. Gutes Unfelchen, mir ist Ihre Rede nicht recht verständlich.

Pierre. Ich wiederhole Dir, was ich Dir schon einmal gesagt: Bemüh' Dich zunächst, zu verstehen, was ich meine, und dann, meinem Wunsche nachzukommen, soweit Du's im Stande bist, damit ich mich beruhigt in's Grab legen kann.

Jeannette. Was soll das heißen? Er geht fort, und Sie wollen, daß ich mich seinem Glück widme, wenn er nicht mehr hier ist?

Pierre. Er geht fort, ja wohl, er geht fort, aber . . .

Jeannette. Vollenden Sie.

Pierre. Nun angenommen, er ginge nicht?

Jeannette. Oh, wenn er nicht fortginge, würd' ich ihn in meinen Armen wiegen vom frühen Morgen bis zum späten Abend und seine treue Hüterin sein bis an's Ende meines Lebens.

Pierre. In jedem Falle sei immer und überall seiner würdig.

Jeannette (sie plötzlich mit einem Auck stolz emporrichtend). Nichts wird mir leichter sein, als zu halten, was ich geschworen. Warum bezweifeln Sie das? Ich stamme aus Ihrem Geschlecht, und ich rühme mich dessen. Ich gehöre zur Familie der Cloys, sie ist die Ihrige und auch die seine.

Pierre (fährt vor Freude mehrere Mal in die Höhe). Ja, das ist wahr. Sehr schön gesagt, Töchterchen, fürchte Dich nicht, küß mich, mein Kind! (Pierre und Jeannette küssen sich zärtlich; im Hause hört man lautes Schluchzen). Mein Ehegespons, Deine Tante, jammert so.

Jeannette. Ja wahrhaftig, sie ist's, und Jean sucht sie zu trösten. Sehn Sie, sehn Sie, dort kommen sie schon! Ach, wie traurig sehen sie Beide aus!

Pierre. Warte nur ein Stündchen oder zwei, oder nein, bloß ein paar Minuten, und Du wirst sehen, wie freudig ihre Augen wieder glänzen.

Jeannette. Retten Sie sie, lieber Onkel, oder wenn Ihnen das nicht möglich ist, beruhigen Sie sie wenigstens.

Pierre. Ich hab's Recept zu einem ausgezeichneten Mittel, mit dem werde ich sie heilen.

Jeannette. Wann denn? Wo denn?

Pierre. Hier.

Jeannette. Bald?

Pierre. Sofort, aber sei still, Kind, thu' so, als wüßtest Du von Nichts, sie werden noch zeitig genug Alles erfahren.

Jeannette. Was denn?

Pierre. Pst!

Jeannette. Ja, ja! (Sie treten Beide unter den Schuppen hint.)

Zehnter Auftritt.

Vorige. Jean. Marie.

JEAN (erscheint mit Marie an dem Hauptportal rechts. Er hat eine grobwollene Joppe an Ueber den Leinwandhosen und dem Oberleder seiner mit Nägeln beschlagenen Schuhe trägt er schwarze Gamaschen, die ihm bis an die Knie reichen, auf dem Kopf einen schwarzen Filzhut mit breitem Rande und sehr niedrigem Deckel, über der rechten Schulter einen Stock. Das untere Ende desselben ist durch ein roth-carirtes, mit den vier Enden zusammengebundenes Taschentuch gesteckt, in welchem sich seine Dabseligkeiten befinden. Jean zeigt eine erzwungene Heiterkeit und sucht seine Mutter zu trösten; sie ist mehr todt als lebendig). Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Mama, kommen Sie nicht weiter mit, ich bitte, ich beschwöre Sie auf den Knien.

Marie. Ich will Dir folgen, und ich werde Dir folgen bis zur Landstraße, wo der Vater auf uns wartet.

Jean. Bleiben Sie hier; es hat ja gar keinen Zweck, von Haus erst fortzugehen.

Marie. Genug der Worte! Du magst sagen, was Du willst, es ist doch in den Wind gesprochen.

Jean. Aber ich versichere Sie, 's ist Ihr Tod, und auch ich ertrag's nicht länger.

Marie. Mein Kind zu begleiten, ist meine Pflicht.

Jean. Noch einmal, Mutter, flehe ich Sie an bei Allem, was Ihnen heilig ist, haben Sie mit mir und mit sich selbst Erbarmen!

Marie. Was auch über mich kommen mag, ich will meine Pflicht erfüllen bis an's Ende.

Jean. Nun meinetwegen! da ich hier Nichts mehr zu sagen habe, so machen Sie, was Sie wollen. (Geht in den Hof hinunter, der von den purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne so hell erleuchtet wird, daß seine Augen fast geblendet sind. Er grüßt mit einer Handbewegung das Bäumchen, unter dem er soeben seine Braut geküßt, und wendet dann sein Gesicht nach dem Himmelsraum, der sich über seinem Haupte ausspannt. Hier läßt er seine Augen im Kreise umherstreifen und bricht, als er sie wieder zur Erde senkt und das Steinpflaster erblickt, auf dem er als Kind so oft mit Jeannette, gespielt, in lautes Schluchzen aus. Plötzlich sieht er im Halbdunkel des Schuppens etwas Weißes schimmern. Sofort verändert sich sein Gesichtsausdruck, er nimmt eine heitere Miene an und geht auf den Fußstapfen auf Jeannette zu, die sich nicht von der Stelle rührt.) Dich haben sie wohl in einen steinernen Brunnen oder in eine Trauerweide verwandelt, Du kleiner Nothkopf Du?

Jeannette. Leider nicht, aber heute wär' mir's wirklich lieb, wenn ich blind und taub wäre.

Jean. Was zum Henker hast Du hier unter diesen Balken zu suchen, an denen lauter Spinnweben hängen? Und noch dazu so einsam und allein!

Jeannette. Öffne die Augen, und Du wirst Jemanden zu meiner Rechten erkennen, der mir schon seit geraumer Zeit Gesellschaft leistet.

Jean (mit der Hand die Augen schüßend, erkennt Pierre). Du, Vater, hier?

Pierre (kommt langsam aus dem Halbdunkel hervor und spricht mit gehobener Stimme). Es giebt Tage, und der heutige ist ein solcher für mich, an dem es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Dann erhebt auch wohl ein starkes Herz und die reinsten und edelsten Vorsätze werden schwach. Darum bin ich wieder in's Haus zurückgegangen, ich hatte Angst, die Einsamkeit könnte mir den Muth nehmen zur frischen That. Außerdem wollte ich Dir noch einige gute Rathschläge mit auf den Weg geben, und da siehst Du mich nun hier, mein Sohn, bereit, die Aufgabe zu erfüllen, die ich auf mich genommen habe.

Jean (zu seiner Mutter und zu seiner Braut im flüsternden Tone). Noch nie hab' ich ihn so gesehen. Was mag er nur vorhaben? (Beide beantworten seine Frage mit mitleidigem, schmerzlichem Achselzucken.)

Marie. Wir wissen es ebenso wenig wie Du. Jedenfalls hat er heut ein merkwürdiges Benehmen. Vielleicht ist er nicht ganz bei Verstand.

Pierre (mit dem Ausdruck zärtlichster Liebe). Kind, das mir theurer ist, als Alles auf der Welt, das ich mehr liebe, als mich selbst, umarme mich. Ich gebe nach, ja, ich gebe endlich nach. Aber bevor Du gehst, hilf mir noch die Leiter aus dem Brunnen nehmen. Man ist doch schon sehr alt und gebrechlich. (Jean hebt die Leiter aus dem Brunnen, und Beide tragen sie nach dem Schuppen. Dann gehen sie Beide auf das geöffnete Gorthor im Hintergrunde zu, wobei Jean den am ganzen Leibe zitternden Vater stützt. Marie und Jeannette folgen ihnen. Am Thor angekommen, umarmt und küßt Jean seinen Vater, seine Mutter und seine Braut und will sich entfernen. Pierre klammert sich an ihn an.)

Jean (sich losmachend). Nicht einen Schritt weiter, Vater, ich beschwöre Sie, bleiben Sie hier!

Pierre. Noch einmal umarme mich, Jean, geliebtes Kind! (Jean drückt ihn an seine Brust.) Ach, halte meinen Hals fest umklammert mit Deinen Armen, denn sieh, die Nacht ist da, tiefschwarz steigt sie zur Erde hernieder! (Weißt mit priesterhafter Heberde auf das Firmament, wo auf der einen Seite die Sonnenscheibe in einem Meer von Purpur und smaragdgrün gefärbtem Himmelblau untertaucht, während auf der anderen inmitten dahintreibender Wolken einige schwach schimmernde Sterne goldig erglänzen und die große silberne Sichel des Mondes emporsteigt.)

Jean (mit einem Ausdruck so tief religiöser Verehrung, daß beide Frauen erbeben). Theurer, angebeteter Vater, der uns so treu ergeben —

Pierre (ihn liebevoll anschauend). Ja, ich bin Vater und werde es beweisen. Ach, mein Stab und meine Stütze im Greisenalter, mein Alles geht von hinnen. Was sind wir Armen doch zu beklagen. (Sinkt zusammen; bald aber wird er Herr seines Angstgefühls und richtet sich kraftvoll empor.) Wohlan, es muß geschehen, mag's kommen, wie's will, und es wird geschehen.

Jean. Was denn, lieber Vater?

Pierre. Hör' mich an, mein Sohn und präge meine letzten Worte tief Deinem Gedächtniß ein. Wenn der Allmächtige, der uns Alle regiert, einst eine so furchtbare Prüfung über Dich verhängen sollte, wie die, zu der ich in diesem Augenblick verurtheilt bin, so sage Deinem Sohne, daß ein Vater die Pflicht hat, sich zu opfern und selbst sein Leben dahinzugeben, wenn es gilt, den zu retten, den er gezeugt. Nun lebe wohl, mein Kind, lebe wohl, auf ewig lebe wohl!

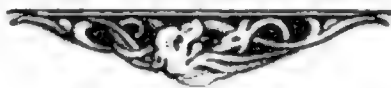
Jean (reicht ihm die Hand). Auf Wiedersehen, mein Vater und mein Gott! (Stürzt, ohne sich umzusehen, nach rechts fort. Marie und Jeannette bleiben am Thortweg stehen, sehen ihm nach und winken ihm Abschied zu. Pierre geht festen Schrittes zum Brunnen, lehnt sich an den Rand und sieht hinunter.)

Marie (angstvoll). Eloy, Pierre, lieber Mann, was machst Du da? Was betrachtest Du mit so starrem Blick?

Pierre. Mein Grab! Ich rette Euch, ich scheide! Jean bleibt hier, er ist der einzige Sohn einer Wittwe! (Stürzt sich in den Brunnen. Marie bricht mit lautem Aufschrei zusammen.)

Jeannette (hängt sie mit ihren Armen auf und sinkt in die Arnie). Gott sei seiner armen Seele gnädig!

(Der Vorhang fällt.)



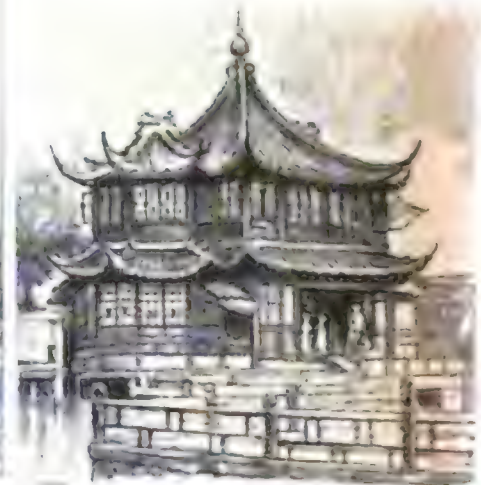
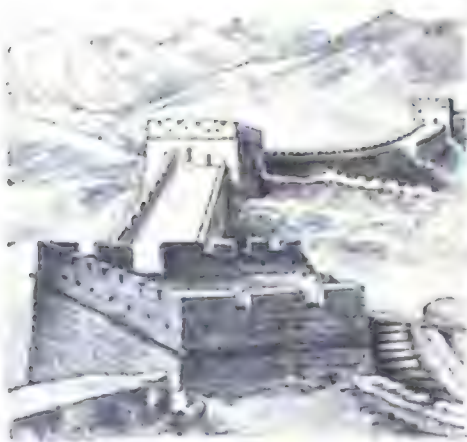
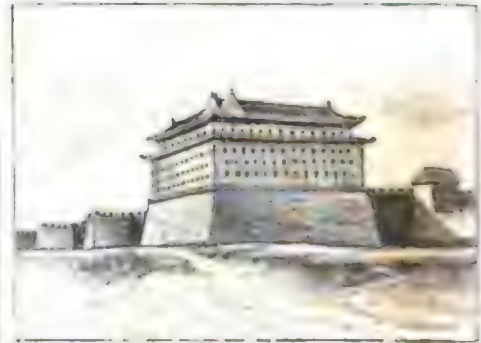


Meyers Konversations-Lexikon.

Der fünften Auflage des „Großen Meyer“, dieser „Schatzkammer des menschlichen Wissens“, dieses „Niesenwerkes deutscher Geistesarbeit“, dieses „Wunders deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit“ — wie man ihn mit anscheinender Ueberschwänglichkeit und doch mit voller Verechtigung genannt hat — haben wir schon nach dem Erscheinen der ersten Hefte ein paar Geleitworte gegeben. Nun liegen bereits mehrere Bände des unentbehrlichen Nachschlagewerkes vor. Was zum Lobe eines derartigen Werkes gesagt werden kann, ist in allen erdenklichen Tonarten gesagt worden; man müßte wiederholen, was hundertmal zum Ausdruck gekommen ist, wollte man die Vorzüge des Werkes, die Vortreflichkeit des Textes, der Illustrationen und kartographischen Beilagen zc. beleuchten.

Lassen wir das Werk für sich selbst sprechen, indem wir einen winzigen Bruchtheil desselben hier wiedergeben, aus dem wenigstens annähernd ein Schluß auf das Ganze sich machen läßt. Greifen wir aus dem 4. Bande des „Großen Meyer“ ein Thema heraus, das durch seine Beziehung zu Zeitereignissen für den Leser einen besonderen Reiz hat. Die kriegerischen Vorgänge in Ostasien haben Alles, was Bezug auf die Kulturzustände Japans und des Himmlischen Reiches hat, in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Daß Japan im Gegensatz zu China sich dem Einfluß der europäischen Kultur zugänglich gezeigt, war bekannt, bis zu welchem Grade jedoch es sich dieselbe angeeignet, lehrte aller Welt zur Ueberraschung erst sein kriegerisches Vorgehen gegen den thönernen Kolosß China, der unter den rasch geführten vernichtenden Schlägen des weiter fortgeschrittenen Gegners so schnell zusammenbrach. Wie sehr dagegen die Kulturverhältnisse Chinas bei der starren, selbstgenügsamen Abschließung des Reiches zurückgeblieben sind, lehrt uns der betreffende Abschnitt in Meyers Lexikon, zu dem die beiden hier reproducirten Illustrationstafeln die lehrreichste und anschaulichste Ergänzung bilden. Wir erfahren hier manchen Zug, der diese Zurückgebliebenheit Chinas scharf beleuchtet; andererseits aber auch manche unbekanntere überraschende Einzelheit, die uns Achtung abnöthigt. —

Merkwürdig muthet es uns an, wenn wir vernehmen, daß in diesem ungeheuren Reich, das fast die Hälfte der Bevölkerung ganz Asiens umfaßt, das eine uralte Kultur besitzt, eine Sprache gesprochen wird, die unter allen Sprachen der Erde auf der niedrigsten Entwicklungsstufe steht. Sie besteht durchaus aus einsilbigen Wörtern und entbehrt



Bilder aus China.

Frau.
Tracht eines Nicerönka.
Rometruken Brücke bei Wan-schau-ichan.
Theil der großen Mauer am Kanstan-Paß.

Palanquin (Tragsstuhl) aus Bambus.
Dschonke.
Tien-Ning-Su-Pagode bei Peking.

Frau.
Tracht eines Mandarinens.
Südöstlicher Theil der Befestigung bei Peking.
Altes Thorhaus bei Shanghai.

Aus: Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl.



日月山木大馬

Bilder aus China.

Frauentusch für Normalfuß, für Krüppelfuß. Opiumpfeifen. Kopfbedeckung der Kaiserin. Hellearden. Streitart. Zwei Säbel in einer Scheide. Hiebsspeer. Schmuck. Gürtelschnalle der Mandarinen. Porzellanvase. Fächer. Theesgeschirr. Schwarzglacierter Becher mit Perlmuttereinlagen. Alte Theebüchse mit Specksteinmischerel. Schriftzeichen neuen Stiles. Ein-Isso-Korallentropfen auf dem Hute eines Mandarinen. Schmucknadel. Ohrgehänge aus Glas und Korallen mit Seidenbüschel. Geschmühter Bambusbecher. Halsgehänge. Nadel aus Gold und Email. Goldene Schmucknadel. Kamm aus graviertem Holz. Damentasche. Stickerei (Drachennoth). Stoffmuster.

dabei aller grammatischen Sinnbegrenzungen. Ihr fehlen alle Beugungen, jede Unterscheidung von Hauptwort und Zeitwort, jede Wortbildung überhaupt. Die bestimmte Bedeutung der Wörter im Satz wird durch ihre Stellung hervorgebracht, welche strengen Gesetzen unterworfen ist. — Trotzdem ist die geistige Befähigung der Chinesen nicht gering; das bezeugen eine Reihe völlig selbstständig gemachter überraschender Erfindungen, eine umfassende, besonders encyclopädische Litteratur und auch die Stellung, welche sie dem Gelehrtenstande einräumen. Der Gelehrtenstand ist der geachtetste unter allen Ständen; er ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen. Nur gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungsbeamten gelten als höhere Klassen. Diese nachahmenswerthe schöne Theorie wird leider durch eine häßliche Praxis unwirksam gemacht. Denn wir lesen weiter, daß, da alle Klassen dem Geld nachstreben und sich viele Gelegenheiten finden, die fehlenden Vorbedingungen zum Regierungsamt durch Geschenke zc., statt durch Wissen, sich zu verschaffen, es dem Wohlhabenden nicht an Stützen fehlt zur Erklammerung der Stufe eines angesehenen Mannes. Hier haben wir eine der Ursachen für die Untüchtigkeit und Corruption des chinesischen Beamtenthums, die der Krieg mit Japan so grausam bloßgelegt hat. —

Der Zopf, bei uns das Symbol des Rückschritts und der geistigen Verknöcherung, ist keineswegs von jeher als wesentlicher Bestandtheil des Chinesen angesehen worden; er ist erst durch das jetzige Herrscherhaus — seit der Eroberung Chinas durch die Mandchu (1644) — eingeführt worden. Vor dem 40. Lebensjahr einen Schnurrbart, vor dem 60. weitem Bart zu tragen, ist gegen die Sitte. Neben dem Zopf gehören zu den Seltsamkeiten der Chinesen noch die langgezogenen Nägel an der linken Hand und die verkrüppelten Füße der Frauen, indem man bei den Mädchen das Wachsthum des Fußes durch Einzwängung dergestalt ersticht, daß er, mit dem Schuh bekleidet, wie eine Art Huf erscheint und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verliert. Indes gilt dies nur von den vornehmeren Klassen der Chinesen, bei denen die Eigenthümerinnen so verunstalteter Füße „goldene Lilien“ heißen. Bei den Mandchufrauen, zu denen auch die Frauen und Nebenfrauen des Kaisers gehören, ist diese Verstümmelung der Füße nicht Sitte.

Eines erfreulichen humanitären Fortschritts darf sich China rühmen: die zwar nicht völlige Beseitigung, aber doch wesentliche Einschränkung der Unsitte der Tödtung (Ertränkung) und Aussetzung neugeborener Mädchen, welche nach früheren Berichten unter den unteren und mittleren Ständen fast Regel sein sollte. Durch Errichtung von Findelhäusern, die als Wohlthätigkeitsanstalten durch Subscription erhalten werden, ist dieser Barbarei einigermaßen entgegengearbeitet worden. Die Erziehung der Mädchen ist jedoch sehr mangelhaft: wenige können lesen und schreiben; bei den wohlhabenderen Klassen dürfen sie mit dem 12. oder 13. Jahr als „Mädchen im Kammerlein“ mit keinem männlichen Wesen, selbst nicht mit den älteren Brüdern verkehren und nur in dicht verschlossener Sänfte das Haus verlassen.

Die Verheirathung liegt ganz in den Händen des Vaters, der als Hausherr im vollsten Sinne des Wortes mit unumschränkter Gewalt über alle Glieder seiner Familie waltet, aber auch mitverantwortlich für ihre Vergehen ist und für ihre Verbrechen bestraft wird. — Die Ehe kann geschieden werden, die Sitte erlaubt sogar, daß der Mann seine Frau mit ihrer Zustimmung einem anderen Mann als Weib verkauft; unter den reicheren Klassen herrscht zum Theil Vielweiberei.

Die Wohnungen der Chinesen sind sehr verschiedener Art. Auf den Flüssen und in den großen Häfen leben viele ganz auf Schiffen, neben dem Wohnschiff befinden sich oft andere als Schweine Stall oder Gemüsegärten. Andere leben auf festgelegten Flößen. Die um einen Hof erbauten Häuser sind einstöckig, höchstens zweistöckig und meist bloß in ihrer Hinterwand oder in zwei Seitenwänden aus gebrannten oder ungebrannten Ziegelsteinen gebaut, sonst theils aus Brettern, theils aus mit Lehm angestrichenem Flechtwerk oder aus Matten zusammengefügt. Der Boden ist nicht gedeckt und uneben; statt Glas bedeckt Papier die Fensteröffnungen. Der Hausrath besteht aus wenigen Stühlen und Tischchen. Die Häuser haben bei Vornehmen eine besondere Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausstandes hängen, Weihrauch brennt und auf Tischchen zierliche Schälchen mit Thee und Schüsseln mit gelottenem Reis stehen. Die mit den Wohnungen der Reichen verbundenen Parke und Gärten sind geschmackvoll angelegt.

Nach der landläufigen Anschauung bei uns besteht die Nahrung des Chinesen aus Reis und wieder Reis; indes ist, wie wir aus dem „Großen Meyer“ ersehen, seine

Speisefarte denn doch weit mannigfaltiger. Der gewöhnliche Mann ißt so ziemlich Alles, was genießbar ist; doch halten die strenggläubigen Buddhisten das Fleischessen für zu sinnlich. Eine Specialität sind Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Der Theeconsum ist enorm, doch begnügt sich der ärmere Mann mit Aufguß über Blätter von wild wachsenden Artemesia- und Ribos-Arten, selbst mit heißem Wasser; den Wein vertritt ein aus Reis und Hirse hergestellter Branntwein, der warm genossen wird. — Das entnervende Opiumrauchen herrscht unter allen Klassen trotz aller Edicte der Regierung; auch Tabakrauchen und =Schnupfen sind verbreitet.

Bewegung von einem Orte zum andern findet, wenn immer möglich, zu Wasser statt, sonst in Tragsesseln aus Bambus; in N. sind zweiräderige Karren im Gebrauch. Alle Anstalten zur Beförderung sind Unternehmungen Einzelner; das gut organisirte Regierungspostwesen dient nur zur Beförderung amtlicher Depeschen und Correspondenzen. Die Waarenbeförderung wird auf dem Landwege, im S. mittels Schiefkarren, im N. mittels zweiräderiger, von Pferden oder Ochsen gezogener Karren bewerkstelligt. Träger, Esel und Maulthiere, im W. Kamele sind jedoch die meist benutzten Transportmittel. Das Spaziergehen ist den Chinesen kein Bedürfniß, dagegen sieht man häufig Erwachsene einen Lieblingsvogel im Käfig stundenlang spazieren tragen. Leibliche Uebungen werden nur vom Militär vorgenommen; doch ist das Ballspiel beliebt, wobei der Ball an der Erde mit den Füßen hin und her gestoßen wird. Als Eigenthümlichkeit in der Sitte und Anschauung der Chinesen sei noch erwähnt, daß sie beim Schreiben die Wörter nicht in wagerechten, sondern in senkrechten Linien aneinander fügen, dabei aber rechts anfangen; daß sie nicht den Nordpol des Magnets, sondern dessen Südpol gelten lassen zc.

Wir haben nur Einzelheiten aus dem angezogenen Artikel des Konversations-Verikons herausgreifen können; immerhin werden dieselben nebst den Illustrationen dem Leser wenigstens eine ungefähre Vorstellung geben, mit welcher Gründlichkeit und Ausführlichkeit der „Große Wiener“ sein Thema behandelt, und in welcher Weise er Denen Rede steht, die von ihm Auskunft und Belehrung verlangen. — a.

Erinnerungen von Felix Dahn.

Viertes Buch. Würzburg — Sedan — Königsberg (1863 — 1888). I. Abtheilung (1863 bis 1870). Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1894.

Der neueste Band von Felix Dahns Erinnerungen beginnt mit einem reizenden Idyll und schließt mit einem gewaltigen Schlachtengemälde. Aus den bedrückenden Verhältnissen, die dem Dichter die letzten Jahre seines Münchener Aufenthalts verbitterten, ist er als Professor nach dem anmuthigen, rebenumkränzten Würzburg übersiedelt, dessen mildes Klima und landschaftliche Reize nicht weniger als die gesellschaftlichen Zustände besänftigend und anregend auf ihn wirkten. „Allerdings: etwas Einsullendes, Erschlaffendes eignet diesem Himmelsstrich, und wem nicht der Arbeitseifer angeboren und durch lange Zucht gesteigert ist, mag hier leichtlich in ein dolce far niente versinken; der köstliche und so überaus billige Wein lockt ebenfalls aller Orten zu fröhlichem Genießen —“ nun, wir kennen ja Felix Dahns rastlosen Thätigkeitstrieb, um zu wissen daß trotzdem Würzburg für ihn kein Capua werden konnte. In seinem poetischen Heim vor der Stadt, von Gärten und Weinbergen umgeben, in tiefster Einsamkeit, schaffte er — man sollte glauben, poetische Werke? — nein, ernste wissenschaftliche Bücher auf dem Gebiete des Rechts und der Geschichte. Denn seit dem Jahre 1858 schien Dahns dichterische Ader fast vollständig versiegt; wie er glaubte, für immer. Welche Umstände hauptsächlich hieran die Schuld trugen, ist im dritten Bande seiner Erinnerungen zu lesen, wenn auch vielfach nur zwischen den Zeilen. Erst im Jahre 1867 ergriff den Dichter ein frischer Strom von dichterischem Schaffen, mächtiger als je zuvor, und seit dieser Zeit hat der neu gewonnene Trieb und Drang, dichterisch zu gestalten, nicht aufgehört bis auf unsere Tage. Und wer hatte diesen gewaltigen Zauber auf seinen Geist ausgeübt? Therese, seine zukünftige Gattin, die hochbegabte Dichterin, die in jenem Jahre zuerst vor seinen Blicken auftauchte und einen Aufruhr von Gefühlen in ihm erweckte, der, bei der jahrelangen Aussichtslosigkeit, sie je zu besigen, den Dichter oft „dem Wahnsinn und anderen alleräußersten Dingen sehr nahe brachte“. — —

Doch wir sind den Ereignissen vorausgeeilt, also zurück zu unserer Würzburger Idylle! Sehr anmuthig sind die Schilderungen, die der Dichter von seinem geselligen Leben und von den Persönlichkeiten entwirft, mit denen er hauptsächlich Verkehr pflegte. Die verschiedensten politischen, wissenschaftlichen und religiösen Standpunkte, auf denen seine Universitätscollegen und andere Freunde standen, thaten dem gemüthlichen, geselligen Umgange keinen Eintrag. Interessant ist auch die Parallele, die Felix Dahn zwischen seinen Zuhörern an den Universitäten zu München, Würzburg, Königsberg und Breslau zieht, wobei die Breslauer Studenten nicht gerade gut davonkommen. Leider muß man zugestehen, daß das Urtheil Dahns ohne jede Voreingenommenheit und vollkommen objectiv abgegeben ist.

Die freundlichen Würzburger Tage wurden jäh unterbrochen durch den Ausbruch des Krieges im Jahre 1866, der mit seinem Kanonendonner bis in die stillen Straßen der Stadt drang. Das Verhältniß Süddeutschlands zu Preußen, der Haß gegen den rücksichtslosen, allmächtigen Bismarck, dessen imposante Persönlichkeit doch allmählich das Staunen, die Anerkennung und endlich die Bewunderung und Liebe des Feindes sich erringt, sind mit den anschaulichsten Farben geschildert und gehören zu den besten Partien des interessanten Buches. Auch hier wirkt, wie in den früheren Bänden der Erinnerungen, erfreulich die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der Dahn seinen politischen Gesinnungen Ausdruck verleiht, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen; ein Umstand, der ihm auch die Anerkennung seiner politischen Gegner verschaffen muß. Verhältnißmäßig kurz und wohl einem späteren Bande vorbehalten sind die Mittheilungen des Dichters über sein äußeres und inneres Verhältniß zu Therese, das ihn, wie schon oben erwähnt, vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 bis zum Rande der Verzweiflung führen sollte. Der Krieg hat ihn thatächlich gerettet; mit ihm trat eine Erhebung des Dichters ein aus „trostloser Schmerzverjunkenheit“. „War doch jetzt“, sagt er, „jene Saite in mir angeschlagen, die unter allen von dem Mitterspiele des Knaben an bis heute am mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die heldenhafte; wie viel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles Andere in mir — Alles ohne Ausnahme — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf.“

Am liebsten hätte er mit der Waffe in der Hand für das theure Vaterland gekämpft, aber seine vielfachen Bemühungen nach dieser Richtung hin blieben leider ohne Erfolg, er mußte sich begnügen, als Ritter vom rothen Kreuz Samariter-Dienste zu leisten und als moderner Thraos die deutschen Krieger durch feurige Lieder zu begeistern. Wer aber glaubt, daß die Strapazen eines Ritters vom rothen Kreuz, der sein Amt ernst nimmt, geringer sind als die eines Kriegers in Reih und Glied, der irrt sich. Und Felix Dahn nahm sein Amt — wie sich das bei ihm von selbst versteht — durchaus ernst. Einmal — bei den Kämpfen um Sedan — kam er es sich doch nicht versagen, die Binde mit dem rothen Kreuz vom Arm zu streifen, das Gewehr zur Hand zu nehmen und mit seinen bayrischen Landsknechten im Sturm vorzudringen, bis er, von einem Schuß gestreift, im Graben niedersinkt. Doch das Alles muß man selber lesen; alle die großen und kleinen Erlebnisse vor und während des Krieges, insonders die ganze Schilderung der Schlacht bei Sedan, ist von einer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit, daß man das Buch nicht eher aus der Hand legt, als bis man die letzte Seite verschlungen hat. Dabei weiß der Dichter seine eigenen Erlebnisse stets mit den großen allgemeinen Wendungen und Stadien des Krieges in Verbindung zu halten, er bietet ein historisches Gemälde allerersten Ranges, dessen Werth nicht vergehen kann.

Eine besondere Würze verleihen dem Buche die eingestreuten kleinen Anekdoten und Episoden, zum Theil humoristischer Art, wie sie Jeder, der das Glück hatte, den großen Krieg mitzumachen, erlebt hat, und die für's ganze Leben zum goldenen Schatz seiner Erinnerungen gehören.

Unerwähnt darf schließlich nicht bleiben, daß der Dichter trotz aller patriotischen Begeisterung, die ihn bei seiner Erzählung durchdringt, nirgends zum Chauvinisten wird; im Gegentheil, er läßt den guten und großen Seiten des Gegners volle Gerechtigkeit widerfahren und scheut sich nicht, wo die Sache es fordert, dem deutschen Volke seine Fehler nachdrücklich vorzuhalten. —

Dieser kurze Hinweis möge genügen, um dem in jeder Beziehung empfehlenswerthen Buche recht zahlreiche Freunde zu verschaffen. — e.

Bibliographische Notizen.

Frauen. Roman von Baleska Gräfin Bethusy-Huc (Moriz von Reichenbach.) 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner.

Während alle bisherigen dichterischen Schöpfungen der Gräfin Bethusy-Huc unter dem Pseudonym Moriz von Reichenbach erschienen sind, läßt die Dichterin ihr neuestes Buch unter ihrem eigenen Namen veröffentlichen. Wir wissen nicht, ob diese Entschliebung irgend welchen äußeren Ursachen entsprungen, finden jedenfalls aber in dem Buche selbst hierfür den triftigsten Grund. Mit großer Energie und überzeugender Wärme sichts hier die Gräfin Bethusy für jene Entwicklung der Frauenfrage, die wohl als die berechnete Emancipation von hinfälligen Vorurtheilen bezeichnet werden kann: für die erweiterte Erwerbsberechtigung der Frauen, und es scheint uns begreiflich, daß sie verschmäht, es von einem Versteck aus zu thun. Die Gräfin Bethusy darf sich ja auch des Wohlklanges ihres Dichterrufes ganz sicher fühlen; nennt man unter den Schriftstellerinnen deutschen Frauen die besten Namen, wird sicher auch der ihre genannt! — Sie ist besonders eine Meisterin der Conversation; schiekend-elegant und geistvoll-pikant zugleich ist ihre Sprache. Sie besitzt auch den großen Vorzug, die Grenzen ihrer dichterischen Kraft zu kennen; deswegen läßt sie sich mit problematischen Naturen nicht ein und zieht es vor, in lebenswahrer Plastik Typen aus der Gesellschaft zu gestalten. Hiermit soll selbstverständlich nicht gemeint sein, daß diesen Gestalten die seelische Vertiefung fehle, im Gegentheil, die Gräfin Bethusy ist eine viel zu echte Dichterin, um nicht volle Herzenstöne anschlagen zu können, um nicht für das Schauen und Ringen in der Menschenseele rechtes Verständnis zu besitzen, und auch hierfür giebt gerade ihr neuestes Buch die gültigsten Beweise. So ist dieses Buch bedeutend durch seine Tendenz und als interessante fesselnde Lectüre bestens zu empfehlen. Schade nur, daß die „Frauen“ der Gräfin alle derselben Gesellschaftsregion, derjenigen der Matorin angehören. Innerhalb jenes Kreises bewegt diese sich allerdings als meisterhafte Beobachterin; alles was für ihn charakteristisch ist, weiß sie in frappanter Lebendigkeit darzustellen oder mindestens anzudeuten. Aber eine gewisse Einseitigkeit haftet diesen Darstellungen dennoch an; vor Allem fehlt ihnen die Wirkung der Contraste, und weil

wir von dem großen Talente der Gräfin Bethusy überzeugt sind, weil wir sicher glauben, daß ihre poetische Gestaltungskraft über die Modelle hinausreicht, die ihre nächste Umgebung ihr bietet, deswegen wünschen wir sehr, ihr auch einmal als Interpretin eines anderen Lebens, als des high-life zu begegnen. A. W.

Nothdorn. Novellen von Gertrud Franke-Schievelbein. Berlin, F. Fontane & Co.

Die Verfasserin bewegt sich nicht in den ausgefahrenen Geleisen weiblicher Velletristik, sondern hat ein starkes Talent mit einer ausgeprägten Individualität; — sowohl in der Charakterzeichnung, wie in der Seelenschilderung bekundet sie einen Zug männlicher Kraft von überzeugender Lebenswahrheit. In der Novelle „Eltern“ bewundern wir die gelungene Charakterisirung eines starkköpfigen, schroffen Mannes und dessen Erziehung zur Nachgiebigkeit und milderer Beurtheilung einer anders gearteten Persönlichkeit durch schwere Prüfungen. — Mit feinstem Verständniß für Seelenanalysen ist die Novelle „Rechts oder Links“ ausgestattet; eigentlich nur ein Stimmungsbild, umfaßt sie in ihrer skizzenhaften Kürze doch ein Stück Leben, das zwar sehr alltäglich und gerade deshalb so tief traurig ist. In der Erzählung „Grotikon“ wird das Seelenleben eines mit hervorragend musikalischer Begabung veranlagten Mädchens geschildert und die Wechselwirkung dieser fein organisirten Natur zu der Macht der Töne mit künstlerischem Verständniß zur Darstellung gebracht, nur trübt eine absichtlich wirkende Originalität in der Schreibweise den harmonischen Eindruck, den die beiden vorher genannten Novellen bei uns hervorgerufen hatten.

mz.

Die Juden von Barnow. Geschichten von Karl Emil Franzos. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

In der V. Auflage liegen diese „Franzos'schen Geschichten“, mit denen der Dichter zuerst seinem novellistischen Talent die allgemeine Aufmerksamkeit zugewendet, vor uns — diese Thatsache spricht durch sich selbst. Schon längst bedarf das Buch des Hinweises nicht mehr, um immer und immer wieder gesucht und gelesen zu werden, und dennoch halten wir es nicht

für überflüssig, auch der jüngsten Auflage der „Juden von Barnow“ einige Worte mit auf den Weg in alle Lande zu geben. Was diesen „Geschichten“ den gültigen Werth verleiht, was ihnen die Macht gab zu einem litterarischen Siegeszuge, das ist nicht nur durch des Dichters höchste Kunst, das Regen der Menschenseele bis in seine leisesten Schwingungen zu erkennen, geschehen; das ist geschehen, weil hier der Dichter diese Kunst in den Dienst der Wirklichkeit gestellt. Das, was Karl Franzos uns hier berichtet, das ist wirkliches jüdisches Leben, wie es sich, trotz des Vernichtungskampfes der Jahrhunderte, unverfehrt erhalten in dem podolischen Ghetto, aus dem er seine Geschichten erzählt. Aber jüdisches Leben nicht nur in seinen Formen, sondern auch in seinem seelischen Inhalt lehrt Franzos uns kennen, und dieser Inhalt ist unausrottbar mit jenes Volkes Eigenart verknüpft, so daß er in seinen Grundzügen sich erhalten hat, allüberall, wo dem Judenthum treu gebliebene Familien wohnen. Die seelische Eigenart des Judenthums ist das Geheimniß seiner Widerstandsfähigkeit und zugleich sein höchster Vorzug, und weil gerade ihr in den Franzos'schen Geschichten mit echter dichterischer Feinfühligkeit Rechnung getragen ist, weil hier, ohne jede Voreingenommenheit dafür oder dawider, dargethan wird, wie viel Schönmenschliches das jüdische Gemüthsleben birgt, deswegen halten wir in einer Zeit des wüsten Antisemitismus die Neuauflage jenes Buches für besonders dankenswerth. Für das „stark vermehrte“ dieser Auflage bleibt uns allerdings die Verlags-handlung den Nachweis schuldig.

A. W.

Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. Leipzig, C. K. Meißner.

Der bereits rühmlichst bekannte Verfasser versucht hier, wie er selbst in seinem Vorwort sagt, das Verhalten einer Menschenseele unter der Einwirkung eines bewegenden Geschehens nicht in epischer oder etwa cyclischer Schilderung, noch in dramatischer Abspiegelung, sondern mit den „menschlichen Zeugnissen“ der Lyrik darzustellen. Er glaubt damit etwas Neues zu geben, und jeder gefühlvolle Leser wird ihm beistimmen. Avenarius zeigt sich in seinem neuen Werk als ein trefflicher Seelenforscher und Seelenarzt. Der Inhalt ist klar und einfach. Der Held der Dichtung, ein junger Arzt, wird durch den Tod seiner Geliebten fast wahnsinnig. Er rettet einen armen Knaben

von dem Tode des Ertrinkens und findet in der Genesung dieses Schütlings das Gleichgewicht seiner Seele und die Menschenliebe wieder. Alle Traurigen, welche den Verlust eines geliebten Wesens beklagen, werden sich durch „Lebe“ wunderbar getröstet fühlen und dem Dichter den wärmsten Dank sagen.

N.

Lyra germano-latina. Eine Auswahl der berühmtesten deutschen Gedichte in's Lateinische übertragen von Ernst Eckstein. Dresden, C. Meißner.

Kleine Lieder von Goethe, Heinrich Heine, Rückert und anderen sind in lateinische gereimte Verse übertragen, und zwar mit Beibehaltung ihres Versmaßes, so daß sie nach den bekannten Melodien auf lateinisch gesungen werden können. So sicher und gewandt, wie es in diesem Büchlein geschehen ist, kann die lateinische Sprache nur Jemand brauchen, dem sie in der Jugend durch Lectüre und praktische Uebungen wohl vertraut geworden ist. Ernst Eckstein muß auf dem Gymnasium, das er in seinen „Humoresken“ immer nur zur Caricatur verzerrt und schonungslos dem Spotte preisgegeben hat, doch einmal recht hübsch Latein gelernt haben.

dr.

Die im Verlage von Hermann Seemann in Leipzig erscheinenden „**Illustrirten Elzevir-Ausgaben**“ beliebter Dichtungen werden sich durch ihre geschmackvolle und eigenartige Ausstattung viele Freunde, namentlich in der Damenwelt, erwerben. Der weiche, dunkelrothe Ledereinband, das zierliche Duodezformat, der bei aller Kleinheit sehr klare und scharfe Druck, der hübsche Bilderschmuck verleihen diesen Bändchen, — die gebunden je 3,00 Mk., broschirt je 2 Mk. kosten — einen vornehmen Charakter. Bisher erschienen: Peter Schlemihl von Chamisso (illustrirt von Hans Looschen), Heines Harzreise (illustr. von Ludw. Stiller), Hauffs Phantasien im Bremer Rathskeller (illustr. von Adalb. Niemeyer), Shakespeares Romeo und Julia (illustr. von Ludw. Stiller) und Classische Balladen von Goethe und Schiller (illustr. von Hans Looschen). — Weitere Bände sollen folgen, zunächst Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts und Lessing: Minna von Barnhelm.

— 1 —

Die **Musikalische Universal-Bibliothek** (Verlag von F. C. Siegel in Leipzig) bietet Gelegenheit, Musikstücke

einzelnen zum billigen Preise von je 20 Pf. zu erwerben und sich auf diese Weise statt der fertigen Albums solche selbst nach eigenem Geschmack zusammenzustellen, für welche die Verlags-Handlung elegante Mappen liefert. Die Bibliothek enthält sowohl

klassische Werke wie sogenannte Salonmusik: Clavierstücke zu 2 und zu 4 Händen; Arien, Lieder, Duette etc. Papier, Stich und Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Die Bibliothek umfaßt zur Zeit 744 Nummern. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Alethogoras**, Unser Gymnasial-Unterricht. Bekennnisse. Zweite, umgearb. Auflage. Braunschweig, O. Salle.
- Allers**, C. W., „Unser Bismarck“. Lieferung 4 Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.
- Andersen**, C. S., „Alma“. Erzählungen, Beschreibungen, humorist. u. andere Dichtungen in Poesie und Prosa aus Südamerika. Erster Band: Prosa. Wyk, E. A. Krüger.
- Andersens**, H. C., Sämtliche Märchen. 30. Auflage. Jubiläums-Auflage. Leipzig, E. Wartig.
- Bergen**, W., Dahelm und Draussen. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Blennerhasset**, Lady geb. Gräfin Leyden, Talleyrand. Eine Studie. Berlin, Gebr. Paetel.
- Blum**, H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. I. und II. Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Boy-Ed**, I., Werde zum Weib. Roman. Zwei Bände. Dresden, C. Reissner.
- Busse**, H. H., Lieder des Himmels. München, K. Schüller (Ackermann's Nachf.)
- Bütow**, O., Die Weltordnung. I. Band. 1. Liefg. Braunschweig, A. Limbach.
- Carus**, P., Fundamental Problems. Chicago, The open court publishing Company.
- Christomannos**, Th., Suiden-Trafol. Schilderungen aus dem Ortlergebiete. Mit Illustrationen nach Originalen von E. T. Compton, Tony Grubhofer, Wilhelm Humer, Karl Jordan, F. Rabending und A. v. Schröter. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.
- Deutsches Dichterheim**, Organ für Dichtkunst und Kritik. 14. Jahrg. No. 15. Wien, Verlag „Deutsches Dichterheim“.
- Ebner-Eschenbach**, M. v., Zwei Comtessen. Vierte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
— Neue Erzählungen. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Eckermann**, J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Einleitung, Anmerk., Namen- u. Sachregister herausg. von A. v. d. Linden. III. Band. 1822—1832. Zweite Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.
- Eisenberg**, L., Johann Strauss. Ein Lebensbild. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
- Ellinger**, G., E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg, L. Voss.
- Emants**, M., Lilith. Ein Gedicht in drei Gesängen. A. d. Holländ. übertr. von A. Cron. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Die Epigonen der Raubritter**. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte uns. Junkerthums. Stuttgart, R. Lutz.
- Fabricius**, A., Lanisaponiadis quae supersunt cum veteris schollastae suisque adnotationibus. Köln, P. Neubner.
- Feldegg**, V., Scolarenlieder. Dresden, E. Pierson.
- Frapan**, I., Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Fried**, A. H., Friedens-Katechismus. Ein Compendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung. Dresden, E. Pierson.
- Friedmann**, A., Russische Rache. — Der neue Aktion. Zwei Novellen. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 3272.) Leipzig, Ph. Reclam jun.
- Fuchs**, R., Strandgut. Ausgewählte Dichtungen. Dritte durchgesehene, stark vermehrte Auflage. Gera, K. Bauch.
- Gelger**, L., Karoline von Günderode und ihre Freunde. Mit dem Portrait der Dichterin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Geucke**, K., Das Irrlicht. Oper in einem Akt. Musik von Karl Gramann. Dresden, O. Damm.
- Giessler**, C. M., Wegweiser zu einer Psychologie des Geruches. Hamburg, L. Voss.
- Gottschall**, R. v., Eine Dichterliebe. Erzählung. Dresden, C. Reissner.
- Gregorovius**, Ferd., Briefe an den Staatssecretär Hermann von Thile. Herausg. von Hermann von Petersdorff. Mit e. Bildniss von Ferd. Gregorovius. Berlin, Gebr. Paetel.
- Grimm**, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Mit 10 prächtigen Farbendruckbildern nach Aquarellen von Thekla Brauer. Leipzig, O. Spamer.
- Groller**, B., Ueberspannt. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Güssfeldt**, E., Die Insel Reichenau und ihre Klostergeschichte. Constanz, W. Meck.
— P., Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Mit Illustr. Berlin, Gebr. Paetel.
- Gynta**, P., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Halden**, Elisabeth, Bunte Steine. Erzählungen und Märchen für Kinder von 7—12 Jahren. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich.
- Haugwitz**, M. v., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Hensel**, S., C. Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Berlin, B. Behr's Verlag.
- Hevesi**, Ludwig, Glückliche Reisen. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.
- Hoffmann**, H., Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Hoffmanns**, E. Th. A., ausgewählte Werke in vier Bänden. Mit Einleitung von Joseph Lautenbacher. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.
- Jensen**, W., Eddystone. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.
- Katscher**, L., Friedensstimmen. Eine Anthologie. Eingel. von K. F. Meyer und B. v. Suttner. Leipzig, E. Wartig.
— Schuldlos verurtheilt! Anregungen, Betrachtungen, Erzählungen. Leipzig, A. Janssen.
- Kothe**, R., Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Kraus**, R., Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter aus seinem alltägl. Leben. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Kretzer**, M., Die Buchhalterin. Roman. Dresden, E. Pierson.

Nord und Süd.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Zu unserm zweihundertundelften Hefte.

Seit wir zum letzten Male — nach dem 150. Hefte — rückschauend uns und unseren Lesern Rechenschaft abzulegen suchten über das von uns im Laufe von mehr als 12 Jahren Erstrebt und Geleistete, hat sich die stattliche Reihe unserer Hefte um weitere 60 vermehrt. Es ergeht uns, wie dem Wanderer, der, immer höher klimmend, immer weitere Aussichten mit seinem Blicke umfaßt; jetzt können wir bereits mit berechtigter Genugthuung auf 210 Hefte oder 70 Bände zurückschauen. Die Summe von Talent, Arbeit und Wissen, die in diesen 70 Bänden steckt, zu ziehen, müssen wir uns versagen; müßten wir doch wiederholen, was wir in den Geleitworten zum 151. Hefte bereits gesagt hatten. Wir glauben, eine Durchsicht der letzten 20 Bände wird auf's Neue bestätigen, daß unsere Zeitschrift ihren Platz unter den vornehmen Revuen Deutschlands voll behauptet hat, daß sie nach wie vor für die gebildeten Kreise als eine Fundgrube edler Unterhaltung und anregender Belehrung gelten darf.

Die bekanntesten und gefeiertsten Dichter und Gelehrten unseres Vaterlandes im Verein mit hervorragenden Vertretern fremdländischen Schriftthums finden wir wie in den früheren auch in den letzten 20 Bänden als Mitarbeiter von „Nord und Süd“. Zu unseren alten Freunden, die uns erhalten blieben, sind neue hinzugetreten. Ohne im Geringsten auf Vollzähligkeit der Liste Anspruch zu machen, nennen wir hier nur auf's Gerathewohl Gelehrte und Dichter wie Ferdinand Cohn, Ludwig Fulda, Ola Hansson, Otto Erich Hartleben, Detlev von Siliencron, Rudolph Lothar, E. Marholm, Dick-May, Max Nordau, Erich Schmidt, Franz und Paul von Schönthan, Lorenz von Stein, Hermann Sudermann — Namen, die als bezeichnend für das Programm der Redaction gelten dürfen, daß unserer

Zeitschrift starres Festhalten am Alten und grundsätzliche Abschließung gegen das Neuere eben so fern liegt wie wahlloses Mitmachen der litterarischen Tagesmode. Unbeirrt durch die Schlagworte streitender Parteien haben wir unbefangen geprüft und das Gute genommen, wo wir es fanden.

Auch das Gebiet, auf dem sich unsere Mitarbeiter bewegen, haben wir so weit wie irgend möglich bemessen. Wir haben der Dichtung Raum gegeben — der epischen, der lyrischen, der dramatischen, in Prosa wie in gebundener Form, — dem wissenschaftlichen Essay, der leichten Unterhaltung, der kritischen Besprechung. Wir haben der Litteraturgeschichte durch Veröffentlichung interessanter Documente, wie Cassalles Tagebuch, der Briefe von Heinrich Heine an Laube, der Blätter aus dem Werther-Kreise, der ungedruckten Dichtungen und Briefe Fritz Reuters, der Regie-bemerkungen und Briefe von Carl Seidelmann, Dienste zu erweisen gesucht. Wir haben mit einem Worte Alles in den Kreis unserer Betrachtung gezogen, was den gebildeten Menschen interessieren muß. Nur Eines haben wir streng ausgeschlossen: die Polemik der Parteien in Staat und Kirche.

Eine Besonderheit von „Nord und Süd“, die unsere Zeitschrift mit keiner andern gemeinsam hat, ist die Beigabe eines Kunstblattes, Radirung, das Bildniß einer hervorragenden Persönlichkeit aus der Gegenwart darstellend. Nicht der Zufall oder das frivole, sich schnell verflüchtende Interesse an irgend einer vergänglichen Tagesberühmtheit, sondern systematische Auswahl ausgezeichneter Persönlichkeiten, deren Leistungen die Zeitgeschichte festhält, und die durch ihre Arbeiten den Tagesruhm überdauern, ist bei diesen Veröffentlichungen maßgebend. Die Sammlung der bisher erschienenen 210 Hefte von — „Nord und Süd“ — bildet auf diese Weise jetzt schon eine Galerie verdienter und berühmter Zeitgenossen, wie sie ähnlich kaum ein zweites Mal vorhanden sein dürfte, eine Zeitgeschichte der Gegenwart in Bildnissen von sprechender Charakteristik und in künstlerisch vollendeter Ausführung. Es versteht sich, daß bei dieser Auswahl vorwiegend unser deutsches Vaterland berücksichtigt werden mußte: aber auch hervorragende Männer des Auslandes, deren Bedeutung die Grenzen ihres Heimatlandes überragt, sind berücksichtigt worden. In diese Galerie berühmter Zeitgenossen sind alle Tüchtigkeiten, gleichviel welchem Gebiete sie angehören, aufgenommen: die bedeutendsten Dichter, Wissenschaftler, Künstler, Staatsmänner, Industrielle, Militärs, Parlamentarier der Heimat und der Fremde, ohne irgendwelche einseitige Tendenz, frei von allem nationalen, ethischen, confessionellen Particularismus. In den bisher erschienenen 210 Heften von „Nord und Süd“ sind ebensoviel ausgezeichnete Männer und Frauen unserer Zeit in Bild und Wort, sei es durch das eigene Wort oder eine Charakterisirung aus kompetenter Feder, in intime Beziehungen zum deutschen Leser gebracht worden.

So dürfen wir denn mit einiger Befriedigung auf den Weg, der hinter uns liegt, zurückblicken und mit gutem Muth vorwärts schreiten und, wenn wir die Mahnung des Goethe'schen Spruchs befolgen, auch die Verheißung auf uns beziehen:

Liegt Dir Gestern klar und offen,
Wirfst Du heute kräftig, frei,
Darfst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

Dresden und Breslau im September 1894.

Redaction und Verlag von
„Nord und Süd“.

☛ Sämmtliche Buchhandlungen und Post-Anstalten nehmen Bestellungen zum Preise von 6 Mark pro Quartal (3 Hefte) entgegen, ebenso können die bisher erschienenen Hefte zum Preise von 2 Mark pro Heft nachbezogen werden. ☛

Inhalt des October-Heftes:

- Rudolf Lindau:** Die schöne Dschansedâ Hanum und ihre Verfolger. Eine türkische Geschichte.
H. Obst: Karl Ewald Hase. (Mit Portrait.)
G. Manz: Michael Beer und Eduard von Schenk. (Ungedruckte Briefe Beers.)
Edward Bellamy: Das Programm der Nationalisten.
Sigmar Mehring: Zwei Uebertragungen französischer Gedichte.
Ola Hansson: Der Punkt des Archimedes.
Wolfgang Michael: Die Schuld Maria Stuarts.
E. Fürst: Schlaflosigkeit und Schlafmittel.
Paul Lindau: Tage und Nächte im milden Norden. Eine Nachtfahrt durch Norwegen.
Ludwig v. Doczi: Einmal frei.
Illustrierte Bibliographie. — Bibliographische Notizen.

Bestellschein.

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung von

.....Exempl. **Nord und Süd.** Eine deutsche Monats-
schrift. Herausg. von Paul Lindau. XVIII. Jahrg.
pro 4. Quartal (October-December 1894.)

Preis pro Quartal Mk. 6.—

Ort:

Name und Stand:

Soeben erschienen:

Türck, Dr. Hermann, Die Uebereinstimmung von Kuno Fischers und Hermann Türcks Hamlet-Erklärung. Preis 1 M. 20 Pf.

Kuno Fischers kritische Methode. Eine Antwort auf seinen Artikel „Der Türck'sche Hamlet“ in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Preis 60 Pf.

Herr Geheimrat Prof. Dr.

Kuno Fischer

schrieb dem Verfasser im Jahre 1888: „Ich habe Ihre Schrift „Hamlet ein Genie“ trotz meiner drängenden Arbeiten sogleich gelesen, mit größtem Interesse und in einigen der wesentlichsten Punkte mit entschiedener Bestimmung. — Sie haben von dem Wesen des Genies eine Erklärung gegeben, die, wie mir scheint, gewisse Grundzüge in dem Charakter Hamlets trifft und erleuchtet. — Ich werde Ihre interessante und ideenreiche Schrift wiederholt lesen.“ —

Zwei Jahre später, bei Gelegenheit der Ueberreichung der Schrift „Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie“ theilte Hr. Geheimr. Kuno Fischer dem Verfasser mit, er wolle dessen Hamletschriften mit auf eine Ferienreise nehmen, um sich eingehend mit ihnen zu beschäftigen. —

Neuerdings hat Hr. Geheimr. Kuno Fischer in No. 48, 49 und 51 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ in München in einem Artikel betitelt „Ein neues Werk über Hamlet und das Hamlet-Problem“ wie auch schon früher in der 1891 erschienenen zweiten Auflage seiner Schiller-Schriften, Bd. I, S. 70, ohne den Namen Hermann Türck's zu erwähnen, selbst eine Erklärung der Hamlet-Tragödie und speziell des Hamlet-Charakters gegeben, die mit der in den Hamletschriften Hermann Türck's veröffentlichten Lösung des Problems dem wesentlichen Inhalte nach vollkommen übereinstimmt. Folgende Proben seien hierfür als Beweis gegeben:

Hermann Türck:

(Hamlet ein Genie, 1888, S. 22.)

„Die tiesschmerzlichen Erfahrungen, die er nach dem Tode seines Vaters gemacht, haben ihn nicht bloß mit Unwillen gegen die einzelnen Personen erfüllt, von denen er ein anderes Benehmen erwartet hätte, sondern haben ihm überhaupt die Freude und Lust an dieser Welt und damit am Leben selbst genommen.“

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49, 1894.)

„Eine leidvolle Erfahrung, über welche die Herde der Menschen mit den Trostgründen des Königs Claudius und der Königin Gertrud flott und wohlgemuth hinweglebt, hat in Hamlets Gemüth alle Lebensgeister, alle Freudigkeit und Lebenslust mit einem Male niedergeschlagen und ihn mit einem solchen Widerwillen gegen Welt und Dasein erfüllt, daß sich der Wunsch zur Selbstvernichtung in seiner Seele regt.“

Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Hermann Türck:

(Hamlet ein Genie, 1888, S. 18 u. 20. Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, S. 24 f.)

„Hamlet hat sich als richtiger Idealist, wie es gewöhnlich solchen Menschen geht, zuerst ein völlig falsches Bild von der Welt und ihrem eigentlichen Wesen gemacht; denn selber von Natur durchaus geneigt, für das, was er als edel und gut erkannt, auch mit Aufopferung aller persönlichen Interessen einzutreten, lebte er bis zum Tode seines Vaters in dem Glauben, daß die Menschen überhaupt im großen und ganzen so dächten und fühlten wie er selber, daß sie wie er das Edle um des Edlen willen liebten, daß also z. B. die Hofleute seinem vortrefflichen Vater nicht darum so bereitwillig dienten, weil sein Vater König war und der Dienst ihrer Eitelkeit oder ihrem Beutel Vorteil brachte, sondern darum, weil es ein so edler waderer Mann war, der zum Wohle des Landes die besten Absichten verfolgte und selbst sein Leben dafür in die Schanze schlug, daß z. B. ferner seine Mutter in voller Würdigung des edlen Charakters seines Vaters diesen stets mit so überaus großer Zärtlichkeit umsing. Nie hätte es Hamlet für möglich gehalten, daß ein schlechterer Mann als sein Vater Gegenstand gleichgroßer Ehrfurcht von Seiten der Menschen und gleichgroßer Zärtlichkeit von Seiten einer Frau sein könnte.

Erkennen wir daraus, daß Hamlet ein ideal gerichteter selbstloser Mensch ist, der das Edle, das Wadere und Tüchtige um seiner selbst willen, das Gute um des Guten willen liebt und selbst mit der Preisgabe aller persönlichen Interessen zu fördern bereit ist, so werden wir verstehen, wie gewisse Erfahrungen, die er nach dem Tode seines Vaters macht, auf ihn wirken müssen. In Wittenberg erreicht ihn die Kunde vom Ableben seines Vaters; er eilt nach Hause und — welch seltsames Bild stellt sich hier seinen Augen dar! Das Unglaublichste, das was er nie auch nur im entferntesten für möglich gehalten hätte, das ist geschehen und steht als Thatsache lebhaftig vor ihm da. Auf dem Throne, an der Stelle, die sein edler Vater so viele Jahre lang mit so hohen Ehren geschmückt mit den schönsten Tugenden eines Regenten und Helden eingenommen, an der Seite der Frau, die dreißig Jahre lang dem zärtlichsten der Väter angehört, erblickt er seinen Oheim, einen prahlerischen, sinnlichen, durch und durch egoistischen, gleichnerischen Menschen, der, nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht und von den eigenen Be-

Anno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49, 1894.)

„Das gemeinjamste aller Menschen-schicksale ist der Tod. Nichts geläufiger, als daß die Väter vor den Söhnen sterben. Aber der Verlust eines solchen Vaters, der das Ideal eines Vatten, eines Helden, eines Königs war:

„Er war ein Mann, nehm' Alles nur in Allem;
Ich werde nimmer seines Gleichen sehn!“

Und das Andenken dieses Mannes hat sein eigenes Weib in den Wind geschlagen, verunehrt, weggeschertzt, in schnöder Hast, in blutschänderischem Frevel sich mit dem Andern vermählt, sie hat die Weide jenes schönen Berges verlassen und mästet sich in diesem Sumpf! „Wüß' ein Thier doch länger trauern!“ Dieser leichtfertige, zucht- und treulose Sinn seiner Mutter ist es, worüber Hamlet nicht hinwegkommt:

„Hätt' ich den ärgsten Feind im Himmel lieber
Getroffen, als den Tag erlebt, Horatio!“

Er sieht die Welt mit anderen Augen, als die Dupendmenschchen, wie Rosenkranz und Guildenstern. Darum erscheint sie ihm „so besonders“. Ihm ist die Welt ein Gefängniß, ein stattliches, und Dänemark eines der schlimmsten. —

Der jähe Tod des Vaters, die schamlose, gesunkene Heirath der Mutter hat ihm die Welt und das Leben bis zur Unerträglichkeit des Daseins verleidet:

„Wie etel, schal und flach und unersprieklich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Wuß! wuß! darüber! Es ist ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt: verworf'nes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich.“

Er möchte sich in Thränen auflösen oder vernichten. So lauten die ersten philosophischen Worte, die wir von ihm hören:

„O schmelze doch dies allzu feste Fleisch!
Zerätug' und löst' in einen Tau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Webot
Gerichtet gegen Selbstmord!“

Lieber Nichtleben als Leben, lieber Nichtsein als Sein, lieber keine Welt als diese vorhandene, dieser wüste Garten, der auf in Samen schießt, Unkraut erfüllt ihn gänzlich! Ich wüßte doch keinen Ausdruck, der eine solche Gemüthsstimmung und Lebensanschauung kürzer und treffender bezeichnet, als daß man nach der heutigen Redeweise sie pessimistisch nennt. —

(Schiller-Schriften, I. Bd. Zweite neubearbeitete u. vermehrte Auflage von „Schillers Selbstbekenntnissen“, Heidelberg 1891. S. 70. In der ersten Auflage „Die Selbstbekenntnisse Schillers“,

gierden aufs stärkste beherrscht, den Menschen schmeichelt, um sich ihrer Dienste zu versichern. Hamlet sieht mit Staunen das Unglaublichste geschehen, er sieht die Leute am Hofe, er sieht seine eigene Mutter diesem neuen „buntschekigen Lumpenkönig“, der in jeder Beziehung das völlige Gegenheil des eben erst verstorbenen Fürsten ist, ganz in derselben Art wie noch vor kurzem seinem edlen Vater begegnen, mit derselben dienstfertigen Ergebenheit von Seiten der Hofleute, mit derselben zärtlichen Hingabe von Seiten der Mutter. Was er sieht ist mehr als genug, um seine ganze ideale Weltanschauung mit einem Stoß über den Haufen zu werfen. —

Im Vordergrund seines Bewußtseins steht von nun an der Zusammenbruch seiner idealen oder sagen wir besser seiner optimistischen Weltauffassung. Der Optimismus schlägt um in traffen Pessimismus, dem die ganze Welt hohl und nichtig wird.“

Hermann Türck:

(Hamlet ein Genie, 1888, S. 25.
Das psychologische Problem in
in der Hamlet-Tragödie, 1890,
S. 26.)

„In der That sehen wir ihn schon vor der Erscheinung des Geistes, der ihm die Rache zur Pflicht macht, mit demselben verzweifelten Schmerz über die sittliche Schwäche der Menschen erfüllt, wie später. Diese Krisis aber ist da, noch bevor Hamlet durch den Geist seines Vaters von dem rachsüchtigen Brudermorde erfährt und zur Rache aufgefordert wird. Der Monolog (I, 2):

„O mücht' es schmelzen, aufgelöst in Tau
Zerachn, dies feste, allzu feste Fleisch!“

zeigt uns schon den ganzen Aufruhr seiner Seele und den ausgesprochensten Ekel an dieser Welt und all' ihrem Wesen.“

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der
Hamlet-Tragödie, 1890, S. 82
und 83.)

„Von einem Hamlet, der des feinsten ästhetischen Empfindens, der reinsten Freude an der Wahrheit, der aufrichtigsten Bewunderung jedes tüchtigen und großen Wesens fähig ist, sagt Paulsen gleich beim Beginn seines Aufsatzes: „Die Summe seiner Lebensanschauung ist, alle Menschen sind Schauspieler. Und die Summe seiner Lebensfreude ist, allen diesen Schauspielern die Maske abzureißen und die Gemeinheit, die Niederträchtigkeit, die Mordlust, die Wollust, die hinter der schönen Larve des

Frankfurt a. M. 1858, unveränderte Titelausgabe 1868, ist die folgende Stelle noch nicht enthalten, auch keine entfernt ähnliche.)

„Ein höchst phantasievolles, liebreiches, der tiefsten Gefühle fähiges, von der Herrlichkeit und Schönheit der Welt entzücktes Gemüth erkennt plötzlich in der ihm eigenen Welt einen Pfuhl des Verderbens und der Gräuel; eine Offenbarung, die wie der Blitz niederfährt, erleuchtet ihm auf das Grellste die Hölle auf Erden, wo es noch kurz vorher den Himmel gesehen. Nun ist es plötzlich aus mit dem Himmel über der Erde und auf ihr, es ist aus mit aller idealen und optimistischen Lebensansicht; die pessimistische und in ihrem Gefolge die materialistische bemächtigt sich dieses Gemüths.“

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
No. 49 und 51, 1894.)

„In dieser Stimmung ist er bereits, als der Geist ihm erscheint und den Mord offenbart, den „höchst schaudervollen“. —

Gleich der erste Monolog nach der Szene im Thronsaal giebt den Grundton der Seelenstimmung Hamlets, er soll die Gefühle aussprechen, die ihn beherrschen und darum auch die mächtigsten sind und bleiben. Dieser Grundton ist sein Widerwille gegen Welt und Dasein.“

Kuno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung,
No. 49, 1894.)

„Seine vom Ansturm schmerzlicher Schicksale plötzlich verdüsterte und zu Boden gedrückte Lebensanschauung hat nichts gemein mit dem genußreichen Pessimismus, der die gierigen Selbstgefühle steigert und heutzutage eine Unzahl Köpfe verwirrt; daher es eine ganz verkehrte Vorstellung ist, daß Hamlet sich an dem Elend der Welt und der Niedertracht der Menschheit weide und mit so böshafter Geschäftigkeit ihre Schlechtigkeiten zu entlarven beflissen sei.“

Anstandes und der Sitte verborgen sind, offenbar zu machen". Man vergegenwärtige sich, was für ein elendes Subjekt ein Mensch wäre, bei dem wirklich „die Summe aller Lebensfreude“ nur darin bestände, und vergleiche damit die edle Gestalt des Helden, der über die Vernichtung seiner Ideale vom tiefsten Weh ergriffen wird, sodas er den Tod wie eine Erlösung betrachtet (III, 1). --

Genug, die falsche Ansicht, das Hamlets Pessimismus selbstüchtiger und perverter Natur sei, zuerst von Döring vertreten, ist von Paulsen in's Extrem getrieben worden. Ein Verständnis von Hamlets Charakter kann aber nur der gewinnen, der den durchaus edeln und idealen Charakter des Pessimismus des Dänenprinzen erkennt."

Germann Türk:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie 1890, S. 34, Hamlet ein Genie, 1888, S. 44.

„Die ursprüngliche Mite seines Wesens bürgt vielmehr dafür, das er früher oder später die Trauer über die Vernichtung seiner Ideale überwunden, und eine seinen Kräften und Anlagen entsprechende Thätigkeit entfaltet hätte. Hierauf deutet auch der von Fortinbras gesprochene Epilog (V, 2):

„Er hätte sich, wär er hinaufgelaugt,
Höchst königlich bewährt.“

Mit welcher Bewunderung und aufrichtigen Achtung spricht Hamlet von dem jungen Helden Fortinbras (IV, 4). Hamlet sagt da:

„Beispiele, groß und greifbar wie die Erde
Ermuntern mich. So dieses Heer, so groß
An Stärke und Zahl, geführt von einem zarten
Blutjungen Prinzen, dessen Geist, geschwollt
Von göttergleichem Ehrgeiz, in die Zähne
Dem ungewissen Ausgang trotzig lacht.“

Germann Türk:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 8.)

„Ihm fehlt, wie Goethe meint, bei aller Seelenschönheit „die sinnliche Stärke, die den Helden macht“, das heißt die zu jedem großen Thun nöthige Herbigkeit und rücksichtslose Thatkraft, die ohne nach rechts und links zu blicken mit größter Konsequenz ihr Ziel verfolgt. Hamlet ist bei Goethe eine Art Werther. Und zwar liegt der Vergleich mit Werther nahe. Goethe's Darstellung des Hamlet Charakters deckt sich in wesentlichen Punkten mit seiner Werthergestalt: Dort wie hier ein weiches gefühlseliges,

Runo Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 51, 1894.)

„Fortinbras aber feiert den toten Hamlet als Krieger und Helden: „Wäre er zum Throne gelangt, so würde er sich höchst königlich bewährt haben.“ Diese Worte sind nicht umsonst gesprochen, sie gehören nach des Dichters offenerer Absicht zu der Charakteristik Hamlets und werden durch dessen Aussprüche selbst in seinem letzten Monologe bestätigt. —

„Dieser Fortinbras mit seiner Heldenschaar imponirt ihm; er sieht eine That, eine Thatkraft vor sich, die ihm nicht ekel, schaal und flach und unerapriesslich erscheint, wie sonst das ganze Treiben dieser Welt (I, 2); diese Krieger gehen in den Tod, wie ins Bett, für ein Stück Land, das nicht die Rede werth ist, für ein Phantom des Ruhms.“

Runo Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 48, 1894.)

„Schon Goethe hatte uns einen Hamlet gezeichnet, der seinem Werther erstaunlich ähnlich sah: „ein schönes, reines, höchst moralisches Wesen ohne heroische Leidenschaft, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht.“ Wäre Werther in eine ähnliche Lage gerathen, als in welcher Hamlet ist, so würden Goethe's Worte genau auf ihn passen: „eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist.“ Die That ist ein „Eichbaum“, er ist ein „Blumengefäß“. Was Goethe von dem Helden unserer Tragödie

jedem Eindruck nachgebendes Wesen, das gerade infolge der zu zarten Organisation den Stürmen des Lebens nicht gewachsen ist, sowie eine feine kostbare Waage, welche die kleinsten Gewichte angiebt, in ihrem zarten Mechanismus zerstört wird, wenn man sie mit Zentnergewichten belastet. Es ist jedoch nicht schwer nachzuweisen, daß es Hamlet an einer rücksichtslosen Thatkraft, die unter Umständen Furcht so wenig wie moralische Bedenken kennt, durchaus nicht fehlt, und daß Goethe aus der Neigung Hamlets, sich Stimmungen hinzugeben und in Reflexionen zu ergeben, Konsequenzen auf sein übriges Wesen gezogen hat, die nicht zutreffen.“

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 29.)

„Daß die Darstellung der Mordthat auch in der Seele Hamlets die Vorstellung des Geschehenen mit größter Lebendigkeit wachruft und das in jeder Menschenseele schlummernde Rachegefühl auch bei ihm für kurze Zeit entflammt, ist nur der Natur gemäß; und als er daher kurz darauf zur Mutter gerufen den König im Gebet findet (III, 4), ist er in der That gewillt, ihn niederzustößen. Das lebhafteste Rachegefühl aber, welches ihn in diesem Augenblicke wirklich beherrscht, verhindert die That. Für Hamlet selbst wäre ja der Tod eine Erlösung; es ist daher keine Rache für ihn, den König, gerade da er seine Seele im Gebet läutert, kurzer Hand niederzustößen. Nein, wenn Hamlet sich rächen will, so will er wirkliche Rache; der bloße Tod ist Lohn, nicht Strafe; auch dies völlig im Sinne des Pessimismus, für den das Leben eine Last ist.“

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 27.)

„Die Erzählung des Geistes (I, 5) dient mehr dazu, den Pessimismus Hamlets zu bestärken, indem sie ihm die Beweise liefert, daß er mit seiner trüben Weltansicht im Rechte ist, als daß sie seinem Gemüte irgend eine bestimmte Richtung gäbe. Hier hat er ja den klarsten Beweis dafür, daß in der That hinter dem schönen lächelnden Aeußern ein böses Innere steckt, daß einer ein Schurke sein und doch immer lächeln kann.“

Wenn Hamlet die Absicht hat, den Mord seines Vaters zu rächen, und es ist kein

treffend sagt, daß ihn „das ganze Stück zu Tode drückte“, paßt vollkommen auf den Helden seines Romans.

Wie sehr gleicht dieser Hamlet dem Goethe-Werther!“

Anno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 51, 1894.)

„Wie Hamlet, selbst ungeschen, den Mörder seines Vaters vor sich sieht, wehrlos, in seine Hand gegeben, ein Schwertstreich und Alles ist gethan, so möchten ihn die Rachegeister, die schon im Aufzuge sind, zur That drängen; er zückt das Schwert und sagt; „Jetzt könnt' ich's thun, bequem, er ist im Beten, jetzt will ich's thun“. Aber eine solche Rache wäre nicht Vergeltung, sondern Wohlthat. Mordmord gegen Mordmord! Aber sein Vater ist im Schlaf, unvorbereitet, in seiner Sünden Blüthenblüte weggerafft worden; er dagegen will den Mörder tödten, während dessen Seele allem Anscheine nach im Gebete bei Gott weilt, er hilft ihm zum Himmel, während er ihn zur Hölle senden soll. „Nein, hinein, du Schwert! sei schrecklicher gezückt!“ Witten im Pöbel der Sünden will ich ihn niederstoßen, „daß er die Ferkeln gen Himmel bäumen mag und seine Seele so schwarz und so verdammt sei, wie die Hölle, wohin er fährt.“

Anno Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 49, 50, 1894.)

„Während die Rache mit allem Ungestüm in Hamlet aufflammt, ist seine Lebenslust schon zu Boden geschlagen und wird durch die Offenbarungen des Geistes noch tiefer herabgedrückt, als sie es vorher schon war. Rache ist Thatenlust, die als solche in der Lebenslust wurzelt, und eben diese ist in der Seele Hamlets abgestorben oder im Sterben. Dieselben Motive, welche die Rache mit entzündet, löschen die Lebenslust aus. Die Welt ist ein wüster Garten, gänzlich von Unkraut erfüllt! Die wüsten Garten soll er ansäen, er soll das

Zweifel, daß er diese Absicht wirklich hat, so besitzt sie doch kein treibendes Interesse für ihn, sie füllt nicht seine Seele aus, sondern tritt weit zurück vor der prinzipiellen Bedeutung, welche Hamlet dem Geschehenen beilegt: daß ein Mensch, ein Bruder am Bruder so handeln konnte, erfüllt ihn mit Entsetzen über das Böse, das als Potenz in jeder Menschenseele schlummert. Er sagt zu Ophelia (III, 1):

„Ich bin selbst leidlich tugendhaft; dennoch könnt' ich mich solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nie geboren.“

Wenn er mit Claudius zugleich alles Böse aus der Welt schaffen könnte, er würde sofort zustossen. So aber ist ja Claudius für ihn nur ein Repräsentant dieser bösen Welt überhaupt. Claudius für sich ist ein Nichts, „the king is a thing — of nothing“ (IV, 2).“

Hermann Türck:

(Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie, 1890, S. 13.)

„Es ist die Eigenart wenig thatkräftiger Menschen, mit dem, was einmal geschehen, nicht abschließen zu können. Sie haben nicht die Willenstärke, das Geschehene in allen seinen Konsequenzen anzuerkennen, sondern ergehen sich entweder in unfruchtbaren Klagen, oder suchen sich über die Konsequenzen des Geschehenen hinwegzutäuschen. So tröstet sich der König, der in der Gebetszene (III, 3) nicht imstande ist, seine sündhafte Begier zu besiegen und zur wahren Buße zu kommen, am Schlusse mit der trivialen Wendung: „All may be well, es kann ja noch alles gut werden.“

Unkraut im Garten Dänemarks ausreissen! Was hilft es, da die ganze Welt ein wüster Garten ist und auf in Samen schießt!

Derselbe Mann, der ihm die Trauer über den Verlust des Vaters weglächeln möchte, hat ihm den Vater umgebracht, der Bruder den Bruder, auf die grausamste und feigste Art; und die Mutter, wider alles göttliche und menschliche Recht, allem Gefühl und aller Sitte zum Hohn, hat sich mit diesem immer lächelnden Schurken vernählt. Alle Rache ist hinfällig, wenn der Rächer von der Welt und dem Menschen so wie Hamlet denkt: „Was ist mir diese Quintessenz von Staub?“ —

Runo Fischer:

(Beilage zur Allgemeinen Zeitung, No. 51, 1894.)

„Auf dem Wege zur Mutter erblickt er den König, knieend im Gebet, von Gewissensqualen gefoltert, von einer Reue angewandelt, die keine wirkliche Reue ist, deren Unfruchtbarkeit er selbst fühlt, da er zwar die Schandthat los sein, aber die Vortheile derselben behalten möchte. Dieser Monolog des Königs ist ein unübertreffliches Seelengemälde nicht eines reinigen Sünders, sondern der sündhaftesten Reue, die keine Entsagung kennt und darum keine Gnade erreicht, es ist die Reue, die nicht emporsteigt und zum Himmel dringt, sondern in der Angst stecken bleibt und sich mit dem Schlussworte tröstet: „Vielleicht wird Alles gut.“



Türck, Dr. Hermann, Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge in Berlin und Hamburg gehalten. 1. Aufl. 1888. Preis 1 Mark.

Aus dem Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ in Wien vom 21. März 1888: „Für den seelischen Konflikt, in welchem Hamlet befangen ist, findet Hermann Türck den richtigen Schwerpunkt. Alle früheren Erklärer lassen das Drama mit der zweiten Erscheinung des Geistes beginnen, mit der Aufbürdung der Mäherarbeit, unter welcher Hamlets sittlich zarte Schultern zusammenbrechen. In Wahrheit aber hat die Krisis schon vorher begonnen. Noch ehe Hamlet ein Sterbenswörtlein von der gespenstlichen Erscheinung vernommen, noch ehe der Gedanke an seines Vaters Mord und Rache sein Gemüt belastet, spricht er von Selbstmord und Todessehnsucht, von dieser öden, schalen, ecklen Welt, die ihm ein wüster Garten scheint, von geilem Unkraut überwuchert. So spricht derselbe Hamlet, von dessen schwärmerischem Idealismus in Ophelias Schmuckkästchen die gütigsten Beweise liegen: Briefe voll von überschwenglicher Seligkeit, Geschenke, zu denen er „Worte fügte voll süßen Liebesdustes“. In dieser wüsten, gemeinen Welt, über die er ein Pfui! ruft, hat er selbst eine Liebe empfunden, die klarer als die Sonne, klarer als das Licht der Sterne, wahrer als die Wahrheit selbst gewesen ist. Ja, Hamlet war ein glücklicher Idealist. Nicht nur als Verliebter, auch als Prinz, als der Sohn eines mächtigen und edlen Königs, der sich

im Glück einer reinen Ehe und in der treuen Liebe seines Volkes sonnt. Die Welt mußte ihm im rosigsten Lichte erscheinen, von den Menschen sieht er nur Gutes und Schönes. Aber was ist geschehen, als er von Wittenberg zurückkehrt? Sein edler Vater ist tot, an seiner Stelle thront ein Lumpenkönig, dieselben Menschen, die dem neuen Regenten früher Gesichter schnitten, geben jetzt für sein Porträt eine Handvoll Dufaten. Und noch mehr! Seine Mutter, die von einem Apoll geliebt war, giebt sich vier Wochen später einem Satyr hin! So hat man also seinen Vater nicht geliebt, weil er gut und edel war, sondern nur weil er die Macht besaß: so lebt man also in dieser Welt nicht dem schönen Ideal, sondern man dient einem ecklen Götzen.

Nun versinkt das Leben, das ihm so rosig geleuchtet, in die dunkelste Nacht. Seine ideale Weltanschauung bricht zusammen. Sterben wäre das Beste. „O, möcht es schmelzen, dieses feste allzu feste Fleisch!“ In diesem Zusammenbruch seines Idealismus liegt der Kernpunkt der Tragödie; Hamlet ist in eine geistige Krisis gedrängt, die das eigentliche Thema der ganzen Dichtung ist. Von der Rache für seinen Vater ist noch kein Wort gefallen, und doch stehen wir jetzt schon mitten in dem rollenden Verhängnis.“

Türck, Dr. Hermann, Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. Preis 50 Pf.

Türck, Dr. Hermann, Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. I. Auflage 1891. Preis 1 Mark.

Im zweiten Bande seines neuesten Werkes „Entartung“ S. 321 sagt Max Nordau: „Dem Ursprung einer der „originellsten“ von Nietzsches Lehren, nämlich der Deutung des Gewissens als einer Befriedigung des Grausamkeitstriebes durch

innere Selbsterfleischung, ist bereits Dr. Hermann Türck in einer vortrefflichen kleinen Schrift nachgegangen. Er erkennt ganz richtig am Grunde dieses irrigen Einfalls den Krankheitszustand der sittlichen Verirrung.“

Türk, Dr. Hermann, Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig approbirte Promotionschrift. 1890. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Herr

Joseph Kainz

hat sich die in dieser Schrift niedergelegte Auffassung des Hamlet-Charakters zu eigen gemacht und in seiner Darstellung im Jahre 1891 im Ostend-Theater verkörpert.

Herr Dr. Richard Zellner, damals Rezensent der Vossischen Zeitung, jetzt Dramaturg am Deutschen Volkstheater in Wien, hat, wie er dem Verfasser mittheilte, kurz nachdem er diese Schrift gelesen, Joseph Kainz in der Rolle des Hamlet gesehen und den erhaltenen Eindruck in der Vossischen Zeitung No. 387 vom 21. August 1891 wie folgt geschildert:

Die jugendlich phantastische Schwärmerei des Welt Schmerzes, welchen Herr Kainz seinem Hamlet zu Grunde legte, ist nichts weiter, als der Umschlag einer sonnigen Lebensansicht, die einst felsenfest an ein edles Sein geglaubt hat, welches hinter dem anmuthigen Schein des Lebens verborgen sein müsse, und die nun dem Pessimismus Platz macht, sobald sie an einem furchtbaren Beispiel Einbild genommen hat in die häßlichen Nachtseiten der Menschenseele. Dieser Umschlag muß um so entscheidender das Gemüt des Prinzen erregen, je stärker vordem der Idealismus die ahnungslose Seele beherrscht hatte. Nicht erdrückt und thatenlahm tritt daher Hamlet in die Handlung des Stückes ein, sondern er ringt heldenmüthig in dem Zwiespalt, der sich zwischen dem eigenen Ich und der offenbar gewordenen Weltunordnung aufgethan hat. Die Entdeckung der Mordthat und der Schändlichkeit der Königin und später die Bestätigung durch das Schauspiel fachen die quälende Enttäuschung vollends zum pessimistischen Fanatismus an, der in vollstän-

ger Konsequenz an allen Säulen der entweihten Weltanschauung von ehemals rüttelt. Die zu rächende That ist ihm nur mehr ein Symptom des allgemeinen Dahinwelkens, eine Episode in dem Chaos, welches sich seiner entsehten Seele aufgethan hat, der vernichtenden Vergeltung nicht würdiger als die übrige große Lüge des Daseins. Der König ist ihm nur ein Nichts im Vergleich zum gemeinen Uebel, und nur im Augenblick der Leidenschaft, wenn der Blick unmittelbar zur That zurückgelenkt wird, wie nach der Schauspielerszene, greift die Faust ans Schwert. Die Handlung ging bei dieser mit jüngsten „Hamlet“-Forschungen übereinstimmenden Auffassung nicht in den äußerlichen dramatischen Ereignissen vor sich, sondern im Gemüt des Helden, und deshalb erschienen die jarlastischen Dialoge und die philosophischen Selbstgespräche nicht als kühl bewunderte abstrakte Anhängsel, sondern als eigentliche Etappen der Handlung, gegen welche die Ensemblezenen als erläuternde Episoden zurücktraten.

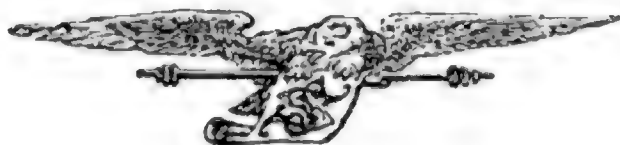
Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk) in Jena.

Litterarischer
Weihnachts-Anzeiger

VON

Nord und Süd.

1894.



Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Von
Gottes Gnaden. Neuest.
Rom. v. **Nataly von Eschstruth.**
2 Bde. Brosch. 10 M., geb. 12 M.

**Die Saidehere und andere No-
velen.** Von **Nataly von Esch-
struth.** Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Die ewige Braut. Roman von
H. v. Jobeltik. Brosch. 5 M.,
geb. 6 M.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**
Du beziehen durch alle Buchhandlungen.
Literarische Festgeschenke.

Der Wahrheitsucher. Neuest. Ro-
man v. **H. C. Franzos.** 2 Bde.
2. Aufl. Br. 10 M., eleg. geb. 13 M.

Ungeschickte Leute. Geschichten v.
H. C. Franzos. 2. Aufl. Brosch.
4. M., gebunden 5 M.

Die Teufelsgrethl. Roman von **Otto von Schaching.**
Broschirt 5 Mark, gebunden 6 Mark.

Norwegische Novellen. Von **M.
M. von Herken.** Preis brosch.
5 M., geb. 6 M.

Die Wunde der Zeit. Roman
von **Ernst Remin.** Geh. 5 M.,
geb. 6 M. 20 Pf.

Die Johanniter. Roman von
F. v. Jobeltik. Brosch. 6 M.,
geb. 7 M. 20 Pf.

Griechische Frühlingstage von
Ed. Enael. Ein Band. Groß 8.
broch. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Illustrirter Beibehalter.
Katalog umsonst
und postfrei.

Prospekte über die Werke v.
Eschstruth, Gerhäuser,
Monteggia etc.
umsonst und
postfrei.

J. Bielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden.

und der
Reichskrieg gegen Frankreich 1693-1697.

Herausgegeben
von der Badischen
Historischen Commission.

Bearbeitet
von
Alois Schulte.

2 Bände mit dem Portrait des Markgrafen
und 9 Lichtdrucktafeln.

Preis 25 Mark.

Auch die politische Geschichte dieser Zeit ist eingehendst berücksichtigt; so bietet das Werk überraschende Aufschlüsse über die Abtretung von Strassburg und dem Elsass, die polnische Königswahl von 1697, die Religionsänderung in der Pfalz, die Errichtung der hannoverschen Kurwürde u. a. m. Die Bestrebungen, ein einheitliches Reichswehrwesen zu schaffen, sind eingehend dargestellt. Das Werk greift demnach weit über den monographischen Charakter, auf den man nach dem Titel schliessen könnte, hinaus. Das Buch ist daher nicht nur für Militärs bestimmt, sondern für Alle, welche sich für die wichtigen Vorgänge jener Zeit auf den verschiedenen Gebieten interessieren und sich ein klares Bild von den verworrenen staatsrechtlichen, militärpolitischen und kirchlichen Zuständen des Reiches zur Zeit des tiefsten Niederganges im Leben des deutschen Volkes machen wollen.

Das Grossherzogthum Baden

in geographischer, naturwissen-
schaftlicher, geschichtlicher,
wirthschaftlicher und staatlicher
Hinsicht dargestellt.

Nebst vollständigem Ortsverzeichnis.

1000 Seiten Text in Gross-Octav und Atlas
mit 7 in Farbendruck ausgeführten und
3 schwarzen Karten, sowie 4 graphischen
Darstellungen.

Preis geheftet 16 Mark 50 Pfg.; elegant
gebunden, die Karten in besonderer Mappe,
20 Mark.

Inhalts-Verzeichniss:

Geographie. Geologie. Ueberblick über die klimatischen Verhältnisse. Pflanzenkunde. Thierwelt. Vorgeschichtliche Zeit. Römische Zeit. Mittelalter und neue Zeit. Volksstämme (Mundarten, Sagen). Bevölkerungsstatistik. Landwirtschaft. Fischerel. Forstwirtschaft. Bergwesen. Gewerbe und Handel. Die Verkehrsmittel. Die rechtlichen Grundlagen des badischen Staatswesens. Justizwesen. Die innere Verwaltung. Unterricht und Kunst. Kirchen- und religiöse Gemeinschaften. Die Finanzverwaltung.

= Dieses, von hervorragenden Gelehrten und Fachmännern verfasste Werk, welches zum ersten Male eine erschöpfende Beschreibung des Landes giebt, bietet reichen und vielseitigen Stoff. Die beigegebene historische und geologische Karte sind besonders beachtenswerth, ebenso die geschichtlichen und culturgeschichtlichen Angaben im Ortsverzeichnis.

Die Methode Haessler

geniesst allen anderen Selbstunterrichts-Methoden gegenüber den Vorzug der Einfachheit, Leichtverständlichkeit und der grössten Erleichterung in Aneignung des nöthigsten grammatischen Materials, sowie des die Lernlust stets anregenden, mühelosen, flotten Fortschritts in der Sprechfähigkeit.

Empfohlen von
Generalfeldmarschall Graf *Moltke*, General-
stabschef Graf *Schlieffen* und Autoritäten
auf allen wissenschaftlichen Gebieten.



Verlag von V. Staackmann in Leipzig.
Soeben erschienen:

Friedrich Spielhagen:
Stimme des Himmels.

Roman in 4 Büchern.
2 Bände, brosch. M. 6.—, eleg. geb. M. 8.—

Peter Rosegger:
Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat.
Mit dem Bildniß des Verfassers als Waldbauernbub.
Brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—

Musik Class. D. mod. 2- u. 4bdg.
Quart., Lieder, Arien etc.
alische Universal-
Bibliothek. 80. 5rn.
Jede Nr. 20 Pf. Neu rer. Aufl. Fortgl.
Nichtn. Druck, starkes Papier. Elegant ausgest.
Albums u. l. 20. Gebd. Werke. Heitere Musik.
Verzeichnisse gratis und franko vom
Verlag der Musikalischen Universal-Bibliothek,
Leipzig, Dörlenstr. 1.



Neuigkeiten dieses Jahres

aus dem Verlag der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und
Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender,
Breslau.

In den Fesseln der Schuld.

Roman in 3 Büchern
von Friedrich Derenburg.
Zwei Bände, 35 Bogen 80.
Geheftet Mf. 9.—; fein gebunden
Mf. 11.—.

Aus den Beziehungen einer in
wirthschaftlichem Verfall befind-
lichen Aristokratie entwickeln sich
vornehmlich die Konflikte des
fesselnden Romans; doch auch
Gegensätze, die unsere an-
merkwardigen Contraste
so reiche Zeit bewegen,
sind durch scharf gezeich-
nete typische Gestalten
vertreten.

Die Blutgräfin. (Elisabeth Bathorn.)

Ein Sitten- und Charakterbild
von H. H. v. Elsberg.
Mit Illustrationen.
Ein Bd. 13 Bg. 80. Geh. Mf. 3.—;
gebunden Mf. 4.—.

Die berühmte ungarische Gräfin
des 17. Jahrhunderts, welche das Blut
hingemordeter Mädchen bemittelt haben
soll, hat H. H. v. Elsberg zum
Gegenstand einer sorgfältigen histo-
rischen Untersuchung gemacht, welche
den echten geschichtlichen Kern aus
den Unbähungen der Sage heraus-
schält. Das interessante Zeitgemälde,
das der Verfasser entrollt, er-
hält durch zahlreiche gute Illu-
strationen — darunter das
Portrait der „Blutgräfin“ —
noch erhöhte In-
teressantheit.

Venus Imperatrix.

Ein Roman aus dem Berliner Leben von O. Elster.
Ein Band. 17 Bogen 80. Geheftet Mf. 4.—;
gebunden Mf. 5.—.

Der neue Roman bietet, wie alle Elster'schen Arbeiten,
einen guten spannenden Unterhaltungsstoff, der durch die von
Elster beherrschte Anknüpfung an bekannte Zeitereignisse, z. B.
an den Diktanztritt zwischen Wien-Berlin, eine besondere Würze
erhält und daher für die Leser von besonderem Interesse sein wird.

Zu haben in allen Buchhandlungen
des In- und Auslandes.

Ein Berliner auf Helgoland und andere Novellen

VON

Friedrich Vernburg.

Gehftet Mt. 5.—; gebunden Mt. 6.—.

In seinem Roman „In den Fesseln der Schuld“ hat Vernburg in einem großen figurenreichen Gemälde einen weiten Ausschnitt aus dem modernen Leben geliefert; in dem vorliegenden Buche schildert er es in einer Reihe von scharf gezeichneten Einzelbildern. Vernburg hat dem modernen Menschen den Puls gefühlt und ihn auf Herz und Nieren geprüft.

Dämmern.

Skizzen
VON

Marie von Glaser.

Zweite Auflage

Ein Band. 22 Bogen 8^o.

Geh. Mt. 3.—; geb. Mt. 4.—

Marie von Glaser's Erülingswerk „Sittergras“, von welchem ebenfalls in kurzer Zeit zwei Auflagen erschienen, wurde von der Kritik fast durchgängig als die Gabe eines vorbedingungslos eigenartigen Talents begrüßt. Dieses Talent zeigt sich nun erpakt und vertieft in einer Manier noch ausgeprägter in dem vorliegenden Werke.

Das Affenmädchen.

Roman

VON MAURUS JOLAI.

Ausschließlich ermächtigte

Uebersetzung von

LUDWIG WECHLER.

Ein Band. 15 Bogen 8^o.

Geh. Mt. 3.—; geb. Mt. 4.—

„Siebt es häßliche Mädchen?“ Diese Frage, deren Erörterung gewiß auf das Interesse der schönen Leserin rechnen darf, wird der gefeierte ungarische Dichter in vorliegendem Roman auf, und er beantwortet sie dahin: Es giebt keine häßlichen Mädchen, es kann auch keine geben.

Flammen im Herzen.

Roman von H. Hermann.

Ein Band. 26 Bogen 8^o.

Gehftet Mt. 5.—; gebunden Mt. 6.—

H. Hermann, als ein echt künstlerische Wirkungen erstrebender Erzähler von überaus hohem Talent bekannt, hat in seinem neuesten Roman ein Werk geschaffen, das hohen poetischen Werth mit reichem Gehalt vereint und überdies durch einen idealen Zug den Leser erhebt, wie durch packende Lebenswahrheit in der Zeichnung der Charaktere und der Schilderung der Vorgänge überrascht und fesselt.

Frau Ister Bruce.

Roman von Ola Hansson.

Ein Band. 14 Bogen 8^o.

Geh. Mt. 3.—; geb. Mt. 4.—

Ein sehr gewagtes Thema ist in diesem Roman mit ebenso viel künstlerischer Meisterschaft wie in jedem feingebildeten Roman behandelt worden.



Bedeutende Menschen

Portraitfizzen,
Lebenserrinnerungen und
Novellen

VON

Elise Polko.

27 Bogen. Gehftet Mt. 5.—;
gebunden Mt. 6.—.

Aus dem eigenen Leben hat die bekannte Verfasserin den Stoff zu dem vorliegenden Buche geholt: Rückschau auf die verfloßene Zeit haltend, hat sie die zunächst ihr in's Auge fallenden hellsten Lichtpunkte ihres Seins festgehalten: die Begegnungen mit durch Geist und Charakter hervorragenden Persönlichkeiten. Diese Portraits sind mit dem Herzen ansgenommen und daher wohlgetroffen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Sonderlinge.

Novellen von Otto Noquette.
Ein Band 20 Bogen 80.
Geheftet Mf. 4.—; gebunden Mf. 5.—

Der alte und doch frisch und jugendlich geliebte Otto Noquette verfiel über die Kunst der Erzählung auf eine ungewöhnliche und phantasievolle Weise wie die fünf Erzählungen dieses Buches beweisen. In dem Scharf- blick von der comischen Seite wie von der traurigen Seite am besten sichtbar.

Bühnenkünstlerinnen.

Roman

von August Siems.

Ein Band, 20 Bogen 80.
Geht Mf. 4.—; geb. Mf. 5.—

August Siems, bekannt durch sein langjähriges Wirken an großartigen Bühnen, verfiel in Darmstadt zuerst als Verfasser der populären Pantomimen „Die lustigen Bedelbener“, „Deutsche Turnier“, „Ein Künstlerleben“ und als Erzähler durch seinen das „Arbeitsleben“ betitelt Roman „Ein Carussellleben“, betet in seinem neuen Werk eine antiken- ische neue Schilderung aus dem Theatralischen, für welches das große Publikum ein begeistertes Interesse hegt.

Arlichter.

Noman

von Gregor Samarow.

Zwei Bände, 55 Bogen 80
Geheftet Mf. 8.—; gebunden Mf. 10.—

Der neue Noman des le- genden des in seiner abnormen- lich in den Kreisen der hohen- künzler- und Sport- welt Berlins und- schilleren großstä- dte der Provinz in- interessanter Weise

Medsusa.

Roman von G. Wely.

Ein Band, 17 Bogen 80.
Geheftet Mf. 3.—; gebunden Mf. 4.—

Unter dem sonnigen Himmel Italiens, in den Kreisen der Künstler und der kunstsin- nigen und reichhaltigen besitz- von italienischen Aristokratie- spricht der neue Noman der- gefeierten Erzählerin, und mit- fählicher Gabe schildert sie die- die Schranken der Pflicht durch- brechenden Leidenschaft.

Glück.

Aus der Kirche u. Du vorst.
Novellen von Mile Kremow

Ein Band, 14 Bogen 80
Geheftet Mf. 4.—; gebunden Mf. 5.—

Die Novellen des Mile Kremow sind in der Art und Weise der russischen Erzählung, die sich über den gleichen Trauer- bedeutenden Gruppen- wesen, wiewohl- in der Art

Scheitende Welt

Noman von

Fürst von Metastichow.

Zwei Bände, 54 Bogen 80
Geheftet Mf. 6.—; gebunden Mf. 8.—

Der Noman des Fürst von Metastichow ist ein Werk, das in Deutschland nicht minder wie in seinem- Vaterlande beliebt ist.

Häuslicher Wilderbege

von Esar Justins.

Ein Band, 14 Bogen 80

Geheftet Mf. 4.—; gebunden Mf. 5.—

Die Novellen des Esar Justins sind in der Art und Weise der russischen Erzählung, die sich über den gleichen Trauer- bedeutenden Gruppen- wesen, wiewohl- in der Art

Der Waukel.

Ein Märchenspiel in Versen von Rudolf Gotha.

Ein Band, 14 Bogen 80
Geheftet Mf. 4.—; gebunden Mf. 5.—

Die Novellen des Esar Justins sind in der Art und Weise der russischen Erzählung, die sich über den gleichen Trauer- bedeutenden Gruppen- wesen, wiewohl- in der Art

Jakob Freyherrmann,

der Philosoph der Weltpantastie

von Berthold Mühl, ein Schüler des im vorigen Jahre verstorbenen Philosophen, selbst in obigem Buche nicht nur den höchsten Erkenntnis des Hiesigen, sondern auch der Welt, darstellt, sondern liefert auch eine durch wahrhafte Klarheit aus- gezeichnete Darstellung der Philosophie der Freyherrmann.

Berthold Mühl.

Ein Band, 7 Bogen 80.

Geheftet Mf. 1.60; gebunden Mf. 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Werke von Paul Lindau.

- Die Gehilfin. Berliner Roman in drei Büchern.
Geheftet Mk. 6.—; gebunden Mk. 8.—.
- Hängendes Moos. Roman. (5. Tausend.)
Elegant broschirt M. 6.—; fein gebunden M. 7.—.
- Der Mörder der Frau Marie Zietzen. Zietzen oder
Wilhelm? Nachwort von Dr. Max Neuda. Mit
einem Situationsplan der Elberfelder Dertlichkeiten
und einem Grundriß des Zietzen'schen Hauses.
Elegant broschirt M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.
- Herr und Frau Beyer. Novelle. 9. Aufl. Mit einem
Briese von Emil Augier an den Verfasser.
Elegant broschirt M. 2.50; fein gebunden M. 3.50
- Mayo. Erzählung. 5. Auflage.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.
- Im Fieber. Erzählung. 3. Auflage.
Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.
- Toggenburg und andere Geschichten.
Elegant broschirt M. 3.—; fein gebunden M. 4.—.
- Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.
- Vater Adrian und andere Geschichten.
Ein Band. Geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.
- Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.
- Schau- und Lustspiele.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 6.—.
- Interessante Fälle. Criminalprocesse aus neuester Zeit.
Elegant broschirt M. 4.50; fein gebunden M. 5.50.
- Ueberflüssige Briefe an eine Freundin. Gesammelte
Feuilletons. 3. Auflage.
Elegant broschirt M. 4.—; fein gebunden M. 5.—.
- Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters. Zweite
vermehrte Auflage. 2 Bände.
Elegant broschirt M. 6.—; fein gebunden M. 8.—.
- Dramaturgische Blätter. Neue Folge. 1875—1878. 2 Bände.
Elegant broschirt M. 10.—; fein gebunden M. 12.—.
- Nüchterne Briefe aus Bayreuth. 10. Auflage.
Elegant broschirt M. —.75; fein gebunden M. 1.75.
- Bayreuther Briefe vom reinen Thoren. „Parsifal“
von Richard Wagner. 5. Auflage.
Elegant broschirt M. 1.—; fein gebunden M. 2.—.
- Aus dem litterarischen Frankreich. 2. Auflage.
Elegant broschirt M. 5.—; fein gebunden M. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

ROMANE UND NOVELLEN.

Ballestrin, Eufemia, Gräfin
(Frau von Adlersfeld), Haideröstein.
Roman. Dritte Auflage.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden
M. 5,—

Dieser Roman ist wohl das beste Werk der beliebtesten Erzählerin, deren schönes Talent sich noch nirgends reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwelt von neuem eine willkommene Gabe sein wird.

Boy-Ed, Ida, Sturm. Novellen.
Geheftet M. 4,—; gebunden M. 5,—

In diesen drei Novellen offenbart Ida Boy-Ed eine Logik und einen psychologischen Scharfblick, wie er wenigen ihrer Schwestern in Apoll, man kann sagen überhaupt wenigen Schriftstellern der Gegenwart eigen ist.

Glafer, Marie von, Bittergras.
Skizzen und Novellen. 2. Auflage.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; fein gebunden
M. 5,—

Dieses Erstlingswerk einer begabten Schriftstellerin hat einen so lebhaften Anklang gefunden, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Die Kritik rühmt den lebenswürdigen Plauderton, über den die Verfasserin verfügt, ihre Fähigkeit, mit wenigen Strichen eine Charakteristik zu entwerfen, eine Situation anzudeuten. Die kleinen Geschichten sind zumeist Aristokraten-Novellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständnis erlauscht und wiedergegeben.

**Justinus, Oskar, Ein Proletariers-
kind.** Humoristischer Roman aus dem
Berliner Leben.
2 Bände. Geheftet M. 7,50; fein gebunden
M. 9,50

Zahllosen Lesern hat Oskar Justinus durch seine launigen, humorvollen Feuilletons vergnügte Momente bereitet; zum ersten, leider aber auch zum letzten Mal tritt ihnen der beliebte Plauderer als Romanschriftsteller entgegen, der auch als solcher das Leben vom Standpunkte des lachenden Philosophen betrachtet. So reich unsere Litteratur an kleineren humoristischen Werken ist, so arm ist sie an solchen großen Umfanges, an humoristischen Romanen, die ein ganzes umfassendes Zeitbild, unter dem Gesichtswinkel des Humoristen gesehen, bieten. Deshalb wird dieser große humoristische Roman mit um so größerer Freude begrüßt werden.

Dohm, Hedwig, Wie Frauen werden. — **Werde, die Du bist.** Novellen.
Geheftet M. 3,—; gebunden M. 4,—

Diese Novellen überrreffen durch künstlerische Vollendung, durch Ideengehalt und Weite des Horizontes wohl Alles, was sonst auf diesem Gebiete geschaffen wird.

Sacher-Masoch, Leopold von, Terza. Die Maus. — **Maria im Schnee.** Novellen.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; fein gebunden
M. 5,—

Das Ewig-Weibliche hat auf Sacher-Masoch von jeher große Anziehungskraft geübt; mit besonderem Vorliebe und Meisterschaft schildert er Frauen, gestalten voll Temperament, Launen, voll Stolz und Herrschsucht. Auch in den drei Erzählungen dieses Buches sind die Heldinnen Frauen, die weibliche Anmuth mit einem Zuge männlicher Energie vereinen. Dem aufmerksamen Leser enthüllt sich in diesen unterhaltenden Geschichten manche ernste Wahrheit, die der Verfasser in Bezug auf die Frauenfrage, auf die Stellung von Mann und Frau zu einander in gewinnender Form einer künstlerisch abgerundeten Erzählung zum Ausdruck bringt.

Samarow, Gregor, Am Abgrund. Roman.
2 Bände. Geheftet M. 9,—; gebunden
M. 11,—

Gregor Samarow versteht es meisterhaft, auch in diesem neuen Romane das Interesse seiner Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Es ist eine zum Theil neue Welt, die wir hier in den Schilderungen russischer Zustände kennen lernen. Die Sprache ist wie bei allen Samarowschen Werken voll Schwung und dabei doch maßvoll; einzelne Scenen von geradezu ergreifender Wirkung.

Schönthan, Franz von, Der General. Novelle.

Geheftet M. 2,—; fein gebunden M. 3,—

Daß Franz von Schönthan, der dem großen Publikum vornehmlich als ein Anhänger der heiteren Muse bekannt ist, auch für die ernsten Conflict des Lebens Verständnis und dichterisch gestaltende Begabung besitzt, hat er in dem Schauspiel „Das goldene Buch“ überzeugender jedoch in dieser Erzählung bewiesen.

Viola, M., Zweierlei Liebe. Roman.
Ein Band. Geheftet M. 4,—; gebunden
M. 5,—

Der Roman ist packend geschrieben und die Schilderung der seelischen Vorgänge im Helden sehr anschaulich und fesselnd. Das Werk, das in seinem Thema ganz für die Zeit ist, darf auf einen großen Leserkreis rechnen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Meyers Konversations-Lexikon.

10. Auflage, neubearbeitete u. vermehrte Auflage.

60.000 Artikel auf nahezu 17.500 Seiten Text mit 3.000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und 100, darunter 152 Farbendrucktafeln und 200 Karten. 17 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mk. oder in 2 Lieferungen zu je 50 Pf. (Im Erscheinen.)

Größte und anerkannt bedeutendste Werk seiner Art.

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens,

10. Band. Fünfte, neubearbeitete Auflage. In Halbleder gebunden 10 Mark.

Kein Buch, das diesem an Brauchbarkeit gleichkommt.
(„Süddeutsche Presse.“)

Meyers Lehrer-Hand-Atlas.

12 Kartenblätter und 9 Textbeilagen. In Halbleder gebunden 10 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 30 Pfennig.

Kein einmal ein wirklicher Handatlas, der den Ansprüchen des praktischen Lebens entspricht.“

(„Der Bund“, Bern.)

Afrika.

Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 100 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holz- und Farbendruck. In Halbleder gebunden 12 Mk. oder in 10 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Kein Buch, das bis jetzt vergeblich nach einem Werk, das die Lücke schließt.“
(„Allgemeine Zeitung“, München.)

Asien.

Dr. Wilh. Sievers. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 100 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holz- und Farbendruck. In Halbleder gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Literarische Erscheinung von ungewöhnlicher Bedeutung.“
(„Deutsche Zeitung“, Wien.)

Amerika.

Dr. Wilh. Sievers, Dr. E. Deckert und Prof. A. Reichenow. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 100 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holz- und Farbendruck. In Halbleder gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Kein Buch hat es ein Buch gegeben, aus dem man den Aufbau Amerikas so klar und mit so guter Veranschaulichung lernen kann.“
(„Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung“, Berlin.)

Europa.

A. Philippson und Prof. Dr. L. Neumann. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 100 Abbildungen im Text, 14 Karten und 20 Tafeln in Holz- und Farbendruck. In Halbleder gebunden 15 Mk. oder in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. (Im Erscheinen.)

Brehms Tierleben.

Dritte, neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Pechuel-Loesche. Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 179 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 10 Bände in Halbleder gebunden zu je 15 Mk. oder in 130 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Brehms Tierleben“ ist in der ganzen Welt so bekannt, daß es keiner weiteren Empfehlung bedarf.

Brehms Tierleben.

Volks- und Schulausgabe in 3 Bänden.

Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage. Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln. 3 Bände in Halbleder geb. zu je 10 Mk. oder in 53 Lieferungen zu je 50 Pfennig.

Diese wohlfeile Ausgabe macht das berühmte Werk in gedrängter Form allen denen zugänglich, welchen die zehnbändige Ausgabe zu groß angelegt ist.

Schöpfung der Tierwelt.

Von Dr. Wilh. Haacke. Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck nebst 1 Karte. In Halbleder gebunden 15 Mk. oder in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. Ergänzungsband zu „Brehms Tierleben“.

„Eine Stammesgeschichte der Tiere so zu schreiben, daß die Lektüre auch dem Laien großen Genuß gewährt, ... das ist die Aufgabe, deren Lösung hier vorliegt.“

(Prof. Dr. W. Preyer, Berlin.)

Der Mensch.

Von Prof. Dr. Joh. Ranke. Zweite, neubearbeitete Auflage. Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 15 Mk. oder in 26 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Ein Fundamentalwerk der Anthropologie.“

(Prof. Dr. A. Bastian, Berlin.)

Völkerkunde.

Von Prof. Dr. Fr. Ratzel. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit 1200 Abbildungen im Text, 6 Karten und 55 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. (Im Erscheinen.)

„Ein Werk, das alles ausschlägt, was bisher auf diesem Gebiet geleistet wurde.“
(„Die Natur.“)

Pflanzenleben.

Von Prof. Dr. A. Kerner von Marilaun. Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mk. oder in 30 Lieferungen zu je 1 Mk.

„In allem und allem ein Prachtwerk, wie, wir wissen wohl, was wir mit diesen Worten sagen, kein zweites existiert.“
(„Neue Freie Presse.“)

Erdgeschichte.

Von Prof. Dr. M. Neumayr. Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Farbendrucktafeln. 2 Bände in Halbleder gebunden zu je 16 Mk. oder in 28 Lieferungen zu je 1 Mk.

„Mit Freuden auf das Dringendste zu empfehlen.“

(Oberbergat Prof. Dr. Credner.)

Die Buchhandlung liefert jede Buchhandlung auf Verlangen zur Ansicht. — Ausführliche Prospekte gratis.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY,
LIMITED.



**UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY**

**Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.**

STORAGE
ANNEX

4 JAN 5 AM '52
DEC 1 1 1953 L3

LD 21-100m-7,'52(A2528s16)476

M-714327

ADM BLDG.

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

